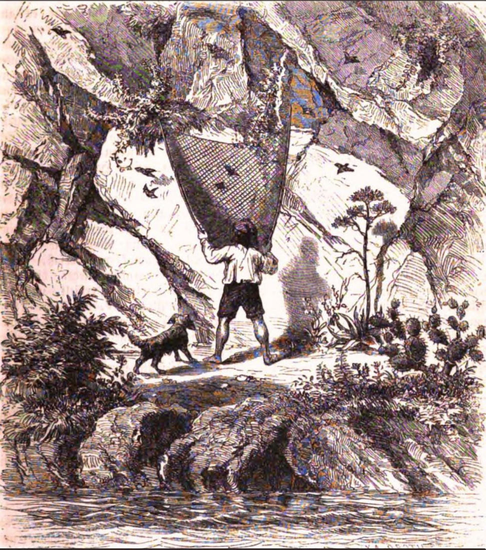
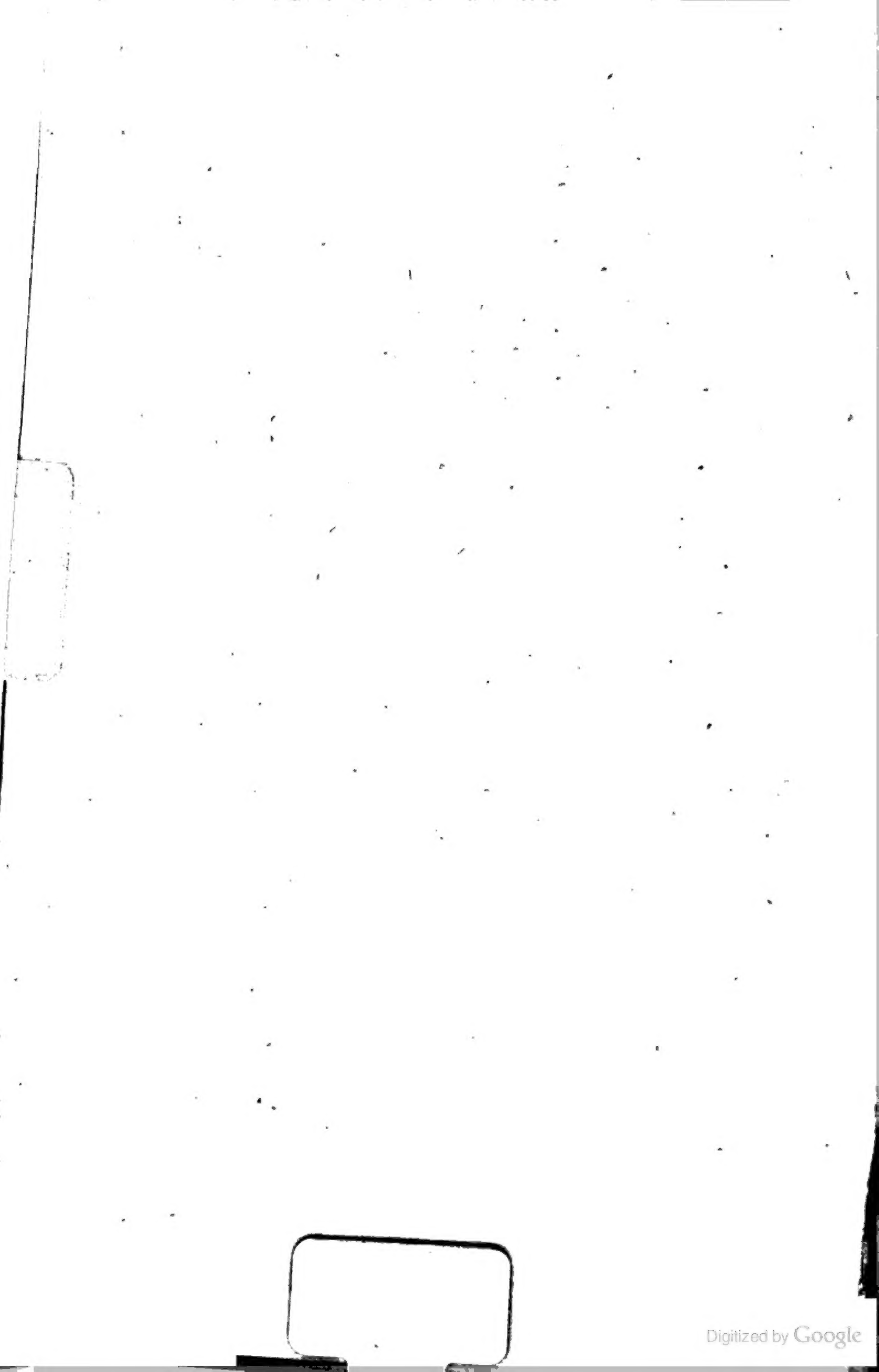


Westermanns Monatshefte

Georg Westermann Verlag

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1907

Digitized by Google

Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

Einundzwanzigster Band.

Der neuen Folge fünfter Band.

October 1866 — März 1867.

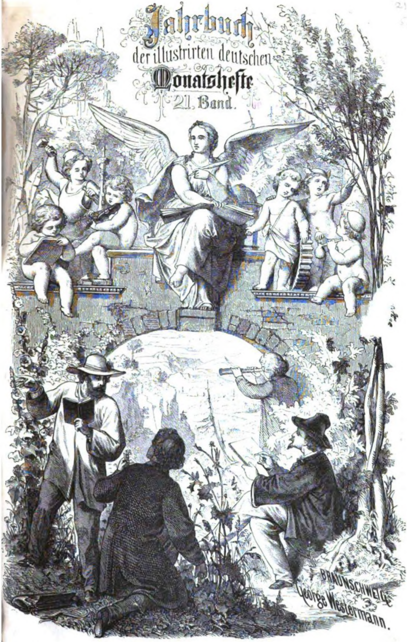
Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

New-York, 440 Broadway, B. Westermann & Co.

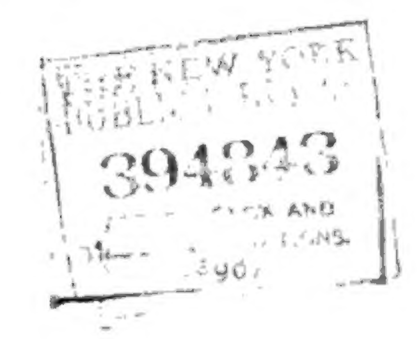
1867.

Digitized by Google



Digitized by Google

No. 9 5 4 4 '08



Digitized by Google

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

einundzwanzigsten (der neuen Folge fünften) Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Arnd, Ed., in Berlin, 102. — Brachvogel, U., in New-York, 107, 218, 324, 444, 556. — Carriere, Moriz, in München, 92, 200. — Fischer, J. G., in Stuttgart, 350. — Glaser, Adolf, in Braunschweig, 289, 418, 487, 623. — Guseck, Bernd von, in Berlin, 113, 225, 350. — Heinemann, O. von, in Bernburg, 574. — Hettner, Hermann, in Dresden, 248, 385, 464, 592. — Hoffner, Wilh., in Berlin, 135. — Kapper, Siegfried, in Prag, 26, 369. — Lichterfeld, Fr., in Berlin, 90, 414. — Liebig, Justus v., in München, 401. — Link, Joh. Andr., in Dresden, 79. — Mädler, J. H. v., in Bonn, 53, 392. — Mohr, Fr., in Bonn, 613. — Natalis, A., in Braunschweig, 154. — Nöggerath, J., in Bonn, 210, 287, 485, 607. — Perty, Max., in Schaffhausen, 164, 258. — Roquette, Otto, in Berlin, 337, 449, 561. — Ruß, K., in Berlin, 482. — Sacher-Masoch, Leopold, in Gratz, 1. — Schellen, H., in Köln, 528, 645. — Schödler, Friedrich, in Mainz, 44. — Schröder, Ewald, in Elberfeld, 178. — Schröder, Karl, in Dresden, 279, 406, 471. — Vogel, August, in München, 277. — Vogt, Karl, in Genf, 61. — Waldbrühl, Wilhelm von, in Grevenbroich, 242. — Weininger, Hans, in Regensburg, 209.

Digitized by Google

Inhalt

des einundzwanzigsten (der neuen Folge fünften) Bandes.

Don Juan von Kolomea. Von Leopold Sacher-Masoch, 1.
Johannes Augusta, der Brüderbischof. Von Siegfried Kapper, 26.
Der Manzanillo. Von Friedrich Schödler, 44.
Geschichte eines Weltkörpers. Von J. H. v. Mädler, 53.
Die Rennthierzeit Mitteleuropa's. Von K. Vogt, 61.
Drei Tage auf Capri. Von Joh. Andr. Link, 79.
Pichelsdorf. Von F. Lichterfeld, 90.
Muhamed und der Koran. Von M. Carriere, 92, 200.
Von jenseits des Oceans. Lose Blatter von Udo Brachvogel, 107, 218, 330, 444, 556.
Die Thalfrau. Eine Novelle von Bernd von Guseck, 113, 225, 350.
Eduard Gibbon. Von Wilhelm Hoffner, 135.
Der Nil, 150.
Wanderungen durch Sicilien. Von A. Natalis, 154.
Der Spiritualismus und seine Bekenner. Von Maximilian Perty, 164, 258.
Die Bisamratte, 174.
Kleine Naturbeobachtungen. Von C. Schröder, 178.
Hänschen Siebenstern. Dem Holländischen nacherzählt von Adolf Glaser, 181, 289, 418, 487, 623.
Heraldisches. Von Hans Weininger, 209.
Geschichte des Zinkmetalls. Von J. Nöggerath, 210.
Die ältesten deutschen Trinkgefäße. Von Wilhelm v. Waldbrühl, 242.
Bilder aus der deutschen Sturm- und Drangperiode. Von Hermann Hettner, 284, 385, 464, 592.
Kieselerde und Pflanze. Von August Vogel, 277.
Madrid. Von Karl Schröder, 279.
Der eingetrocknete Neusiedler See in Ungarn. Von Jakob Nöggerath, 287.
Holbein und seine Zeit 318.
Pierrot. Novelle von Otto Roquette, 337, 449, 561.
Du mußt davon. Von J. G. Fischer, 350.
Der welthistorische Fenstersturz. Nach den eigenhändigen Aufzeichnungen Eines der dabei Betheiligten. Von Siegfried Kapper, 369.
Zur Geschichte der Fernröhre. Von J. H. von Mädler, 392.
Kaffee. Von Justus von Liebig, 401.
Toledo. Von Karl Schröder, 406.
Ibenhorst und das Elch. Von F. Lichterfeld, 414.
Malaga und Granada. Von Karl Schröder, 471.
Das Collodium. Von Karl Ruß, 482.
Die Wasserpest. Von Jakob Nöggerath, 485.
Gervinus über die der Julirevolution vorausgehende Bewegung in der europäischen Dichtung und Wissenschaft, 516.
Das atlantische Kabel, seine Legung und Sprechweise. Von H. Schellen, 528, 645.
Nachtrag zur Geschichte des Manzanillo, 550.
Der falsche Waldemar. Von O. v. Heinemann, 574
Altes und Neuestes über den Vogel Dronte und über einige andere ausgestorbene Thiere. Von Jakob Nöggerath, 607.
Ueber Thalbildung. Von Fr. Mohr, 613.
Producte der Eukalypten, 621.
Die französische Malerei der neueren Zeit, 641.
Eine submarine Eisenbahn, 668.
Neuestes aus der Ferne: Das portugiesische Afrika. — Der brasilische San Francisco. — Die Andamaninseln. — Die Anthracitlagerstätten in Pennsylvanien. — Gewinnung von Kupfer am Oberen See, 107.
Die Stadt Kuldscha im Ilithale in Hochasien. — Das Eisenbahnnetz in London. — Natal, 325.
Der Purusstrom. — Der Maunaloa. — Mogador. — Die Besteigung des japanesischen Vulcans Fusi-Jama, 440.
Die Transvaalsche Republik. — Ori's Reisen in Afrika. — Die Insel Zanzibar. — Das Reich Sarawak. — Mage und Quintin in Segu, 552.
Agassiz über den Amazonas. — Weiße Wilde. — Green am Cunene. — Das Paschalik Prisrend, 669.
Literarisches: Gespräche mit einem Grobian, 43.
Deutsche Bibliothek. Sammlung seltener Schriften der älteren deutschen Nationalliteratur. Herausgegeben von Heinrich Kurz, 102
Erdmann, Grundriß der Geschichte der Philosophie, 1. Band, 256.
Braunschweigisches Namenbüchlein, von Hoffmann v. Fallersleben, 257.
Briefwechsel zwischen Goethe und Graf von Sternberg. Herausgegeben von F. Th. Bratranek. Erster Band, 322.
Bibliothek ausländischer Classiker. — Columbus, Cortes und Pizarro, von Fr. Hoffmann. — Prairieblume unter den Indianern. — Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur, von Dr. F. Seinecke. — Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. — Briefwechsel zwischen Marie Antoinette, Josef II. und Leopold II, 323.
Charpie. Erzählungen von Karl von Holtei, 324.
Die Myrthe von Killarney. Idyll von Julius Rodenberg, 417.
Geschichte der Dorfverfassung in Deutschland. Von G. L. von Maurer, 486.

In Reih' und Glied, von Fr. Spielhagen. — Verschlungene Wege, von Levin Schücking. — Novellen von A. E. Brachvogel und Theodor Mügge. — Niederländische Novellen. Den Originalen nacherzählt von Adolf Glaser. — Hellas, das Land und Volk der alten Griechen, von Dr. Wilhelm Wägner. — Bibliothek der Länder- und Völkerkunde. — Jugend- und Hausbibliothek. — Lessing's Leben und Werke, von Adolf Stahr, 439.
Lieder und Sprüche aus dem lyrischen Nachlasse von Fr. Rückert, 470.
Römische Tage. Von Louis Ehlert, 486.
Erdmann, Grundriß der Geschichte der Philosophie, zweiter Band, 526.
Italien. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Zweiter und dritter Theil, 550.
Aus Spanien. Von Gustav Körner. — Die Geologie der Gegenwart. Dargestellt und erläutert von B. von Cotta, 551.
K. F. Ph. von Martius' Akademische Denkreden, 605.
Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Von August Koberstein, 644.
Reden in wissenschaftlichen Versammlungen, von Dr. Karl Ernst Baer, 668.
Kunstnotiz: Photographische Nachbildungen von Hans Hanfstaengl, 324.
Neues vom Büchertisch: 43, 91, 102, 149, 180, 209, 217, 257, 288, 324, 417, 439, 470, 486, 527, 606.

Namen- und Sachregister

zum einundzwanzigsten (der neuen Folge fünften) Bande.

Afrika, Das portugiesische, 103.
Agassiz über den Amazonas, 669.
Andamaninseln, Die, 105.
Anthracitlagerstätten in Pennsylvanien, 106.

Bai, Die, von New-York, von A. Brachvogel, 218.
Bilder aus der deutschen Sturm- und Drangperiode. Von H. Hettner, 248, 385, 404, 592.
Bisamratte, Die, 174.
Blumenzwiebeln, Zucht der, in Berlin, 106.

Capri. Von J. A. Link, 79.
Collodium, Das. Von Karl Ruß, 482.
Culturgeschichte, Zur. Von E. Arnd, 102.

Don Juan von Kolomea. Von Sacher-Masoch, 1.
Dronte, Der Vogel. Von J. Nöggerath, 607.
Du mußt davon. Von J. G. Fischer, 350.

Eisenbahn, Eine submarine, 669.
Eisenbahnnetz in London, 326.
Eukalypten, Producte der, 621.

Fenstersturz, Der welthistorische. Von S. Kapper, 369.
Fernröhre, Zur Geschichte der. Von J. H. von Mädler, 392.
Französische Malerei der neueren Zeit, 641.
Fusi-Jama, Der Vulcan, 443.

Gervinus über die Julirevolution, 516.
Geschichte eines Weltkörpers. Von J. H. von Mädler, 53.
Gibbon, Eduard. Von W. Hoffner, 135.
Green am Cunene, 671.

Hänschen Siebenstern. Von A. Glaser, 181, 289, 418, 487, 623.
Heinse, Wilhelm. Von Hermann Hettner, 248.
Heraldisches. Von Hans Weininger, 209.
Holbein und seine Zeit, 318.

Ibenhorst und das Elch. Von F. Lichterfeld, 414.
Johannes Augusta. Von Siegfried Kapper, 26.

Kabel, Das atlantische. Von H. Schellen, 528, 645.
Kaffee. Von Justus von Liebig, 401.
Khotan, Eine Reise nach, 221.
Kieselerde und Pflanze. Von Aug. Vogel, 277.
Klinger, F. M. Von Hermann Hettner, 592.
Kuldscha im Ilithal, 325.
Kunstnotiz: Photographische Nachbildungen von Hans Hanfstaengel, 324.

Livingstone wieder in Afrika, 220.
Literarisches: Baer: Reden, 668.
  Baedeker: Reisehandbuch für Italien, 550.
  Bibliothek ausländischer Classiker, 323.
  Bibliothek der Länder- und Völkerkunde, 439.
  Brachvogel: Novellen, 439.
  Bratranek: Briefwechsel zwischen Goethe und Graf von Sternberg, 322.
  Cotta: Die Geologie der Gegenwart, 551.
  Ehlert: Römische Tage, 486.
  Erdmann: Grundriß der Geschichte der Philosophie, 1 u. 2. Band, 256, 526.
  Gervinus: Geschichte des 19. Jahrhunderts, 8. Band, 516.
  Gespräche mit einem Grobian, 43.
  Glaser: Niederländische Novellen, 439.
  Hoffmann von Fallersleben: Braunschweigisches Namenbüchlein, 257.
  Hoffmann: Columbus, Cortez und Pizaro, 323.
  Jugend- und Hausbibliothek, 439.
  Koberstein: Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 644.
  Körner, Gustav: Aus Spanien, 551.
  Kurz, Heinrich: Sammlung seltener Schriften der älteren deutschen Nationalliteratur, 102.
  Martius' Akademische Denkreden, 605.
  Maurer: Geschichte der Fronhöfe ꝛc., 102.
  Maurer: Geschichte der Dorfverfassung, 436.
  Mügge: Novellen, 439.
  Prairieblume unter den Indianern, 323.
  Rodenberg: Die Myrthe von Killarney, 417.
  Rückert: Lieder und Sprüche, 470.
  Schücking, Levin: Verschlungene Wege, 439.

Digitized by Google

Seinecke: Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 323.
Spielhagen: In Reih' und Glied, 439.
Stahr: Lessing's Leben und Werke, 439.
Wagner, W.: Hellas, das Land der Griechen, 439.
Woltmann: Holbein und seine Zeit, 318.

Mage und Quintin in Segu, 555.
Madrid. Von Karl Schröder, 279
Malaga und Granada. Von Karl Schröder, 471.
Manzanillo, Der. Von Fr. Schödler, 44, 550.
Maunaloa, 440.
Mogador, 441.
Muhamed und der Koran. Von M. Carriere, 92, 200.

Natal, 329.
Naturbeobachtungen, Kleine. Von Ew. Schröder, 178.
Neusiedler See, Der, in Ungarn. Von Jakob Nöggerath, 287.
Nil, Der, 150.
Nord- und Südarabien, 222.

Ori's Reisen in Afrika, 553.

Paschalik Prisrend, Das, 672.
Pichelsdorf. Von Fr. Lichterfeld, 90.
Pierrot. Von Otto Roquette, 337, 449, 561.

Purusstrom, Der, 440.
Rennthierzeit Mitteleuropa's. Von K. Vogt, 61.
Rohlfs, Gerhard, in Afrika, 223.

San Francisco, Der brasilische, 104.
Sarawak, 554.
Sicilien, Wanderungen durch. Von A. Natalis, 154.
Spinne, Die, und ihre Eier. Von Ew. Schröder, 178.
Spiritualismus, Der. Von M. Perty, 164, 258.

Thalbildung, Ueber. Von Fr. Mohr, 613.
Thalfrau, Die. Novelle von B. von Guseck, 113, 225, 350.
Toledo. Von Karl Schröder, 406.
Transvaal'sche Republik, Die, 552.
Trinkgefäße, Die ältesten deutschen. Von W. v. Waldbrühl, 242.

Von jenseits des Oceans. Von U. Brachvogel, 324, 444, 556.

Waldemar, Der falsche. Von O. v. Heinemann, 574.
Wasserpest, Die. Von J. Nöggerath, 485.
Weiße Wilde, 671.
Wohnungsnoth in Paris, 107.

Zanzibar, Die Insel, 553.
Zinkmetalls, Geschichte des. Von Jakob Nöggerath, 210

Nro. 25 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 121.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

October 1866.

[stamp]

Don Juan von Kolomea.

Novelle

von

Leopold Sacher-Masoch.

„Alle Weisheit meines Lebens
Hat das Eine mich gelehrt:
Lieb' ist sterblich! Ganz vergebens
Hoffst Du, daß die Liebe währt!
Bist Du treu, sie lachen Deiner,
Aendern wie die Moden sich,
Aenderst Du Dich, keist gemeiner,
Eifersücht'ger Neid um Dich.
D'rum vermeide Hymens Falle,
Hoffe nie: ein Weib sei Dein!
Aber lieb' und täusche Alle,
Um nicht selbst getäuscht zu sein!"

Karamsin.

Vorwort.

Die auslaufende Pointe: „Täusche Alle, um nicht selbst getäuscht zu sein," welche so empörend klänge, wenn sie wörtlich zu nehmen wäre, ist nichts als die nackte, naive Formel für den von Haus aus feindlichen Gegensatz der Geschlechter. Sie sagt, daß zwischen Mann und Frau der Idealismus des Herzens in den seltensten Fällen sich deckt. Was also übrig bleibt ist die Täuschung. Die Geschlechter täuschen sich nicht, weil sie sich täuschen wollen, sondern weil sie sich täuschen müssen, weil die Natur selbst zwischen Anspruch und Erfüllung, Idee und Realität, einen ewig unaufgehobenen Rest gesetzt hat. In diesem Reste kannst Du nichts sein als Hammer oder Ambos. Naturgesetz ist, daß Du Täuschung durch Andere erlebst und Andere durch Dich. Es gibt kein Drittes, das Dritte: die völlig restlose Einheit hat der Don Juan gottbeglückt auch besessen, aber — laßt es ihn selbst erzählen, wie die zwei sich deckenden Linien nach und nach sich verrückten. Er erzählt es so naiv, daß er selbst nicht ahnt, welchen tiefen Gehalt er erzählt, und eben darum ist seine Geschichte keine Tendenz-

Digitized by Google

novelle, sondern ein Stück — Naturgeschichte des Menschen.

Ferdinand Kürnberger.

* * *

Wir fuhren aus der Kreisstadt Kolomea auf das Land. Es war Abend und ein Freitag. Der Pole sagt: „Der Freitag ist ein guter Anfang," aber mein deutscher Kutscher, ein Kolonist aus Mariahilf, behauptete, der Freitag sei ein Unglückstag, denn an diesem Tage sei unser Herr am Kreuze gestorben, und habe das Christenthum angefangen.

Diesmal behielt der Deutsche Recht, denn eine halbe Stunde von Kolomea wurden wir von einer Bauernwache angehalten.

„Steh! — Den Paß!"

Wir standen. Aber der Paß! — Meine Papiere waren freilich in Ordnung, aber wer hatte an meinen Schwaben gedacht! Der saß auf seinem Kutschbock, als wenn die Erfindung des Passes noch zu machen wäre, schnalzte mit der Peitsche und legte frischen Schwamm in seine kurze Pfeife. Der konnte freilich ein Verschwörer sein. Sein unverschämt behagliches Gesicht forderte meine russischen Bauern heraus. Paß hatte er keinen, das war richtig, nun zuckten sie die Achseln, das war ebenso richtig.

„Ein Verschwörer," hieß es.

„Aber, Freunde, bedenkt doch!" Alles umsonst.

„Ein Verschwörer!"

Mein Schwabe rückt verlegen auf seinem Brett und maltraitirt fruchtlos die russische Sprache. Alles umsonst. Die Bauernwache kennt ihre Pflichten. Wer wagt ihr eine Banknote anzubieten? Ich nicht. So werden wir denn zusammengepackt und einige Hundert Schritte weit zu der nächsten Schenke geführt.

Von Weitem schien es vor derselben von Zeit zu Zeit aufzublitzen. Es war die aufwärts genagelte Sense eines Bauers, der vor der Thür Wache hielt, und grade über dem Rauchfang der Schenke stand der Mond und blickte auf den Bauer und seine Sense. Er blickte durch das kleine Fenster der Schenke und warf seine Lichter wie Silbermünzen hinein und füllte die Pfützen vor dem Hause mit Silber, um den geizigen Juden zu ärgern. Ich meine den Schenkwirth, der uns auf der Schwelle empfing und seine lebhafte Freude über die vornehmen Gäste dadurch ausdrückte, daß er eine Art monotones Jammergeschrei ausstieß.

Er wackelte mit dem Körper auf und ab wie eine Ente, küßte auf meinen rechten Aermel einen Schmutzfleck und der Symetrie wegen auch auf den linken und schalt dabei die Bauern, daß sie „einen solchen Herren," „einen solchen" — er wußte keine bezeichnendere Eigenschaft an mir zu finden — „einen solchen Herren arretirt und einen solchen, durch und durch schwarzgelben Herren, einen Herren, dessen Gesicht schon ganz schwarzgelb sei und dessen Seele ganz schwarzgelb sei." Das möchte er auf die Thora beschwören, und schalt und geberdete sich, als hätten sie ihm das ärgste Unrecht zugefügt.

Ich ließ indeß meinen Schwaben bei den Pferden — die Bauern bewachten ihn — und rettete meine schwarzgelbe Seele in die Schenkstube, wo sie sich auf der hölzernen Bank ausstreckte, die um den großen Ofen lief.

Ich langweilte mich bald, denn Freund Moschku hatte vollauf zu thun, seinen Gästen Branntwein und Neuigkeiten auszuschenken und hüpfte nur selten wie ein Floh über den breiten Schenktisch zu mir, und saugte sich fest und versuchte ein gebildetes Gespräch von Politik und Literatur.

Auch ohne das. Ich langweilte mich und sah mich in der Schenke um.

Ihr Grundton war Grünspan.

Die spärlich genährte Erdöllampe erfüllte die Schenke mit grünlichem Lichte. Grüner Schimmel an den Wänden, der große viereckige Ofen wie mit Grünspan lackirt, grünes Moos wuchs aus den Feldsteinparketen Israels. Grüner Bodensatz in den Schnapsgläsern, wirklicher Grünspan an den kleinen Blechmaßen aus denen die Bauern tranken, wenn sie an den Schenktisch traten und ihre Kupfermünzen hinlegten. Eine grüne Vegetation bedeckte den Käse, den Moschku mir vorsetzte, und sein Weib saß im gelben Schlafrock mit großen Grünspanblumen hinter dem Ofen und schläferte ihr blaßgrünes Kind. Grünspan in dem abgehärmten Gesicht des Juden, Grünspan um seine kleinen, unruhigen Augen, um seine dünnen, bewegungsvollen Nasenflügel, in seinen höhnisch verzogenen, sauren Mundwinkeln.

Digitized by Google

Es gibt Gesichter, welche mit der Zeit Grünspan ansetzen, es gibt solche, und mein Jude hatte ein solches Gesicht.

Der Schenktisch stand zwischen mir und seinen Gästen. Sie saßen Alle um einen schmalen, langen Tisch, meist Bauern aus der Umgegend. Sie unterhielten sich leise und steckten die zottigen, schwermüthigen, grünen Köpfe zusammen. Einer schien mir ein Kirchensänger. Er führte das große Wort, hatte eine große Dose, aus der er aber allein schnupfte, des nöthigen Respectes wegen, und las den Leuten aus einer halbvermoderten, grünen, russischen Zeitung vor.

Alles leise, ernsthaft, würdevoll, und draußen sang die Bauernwache ein melancholisches Lied, dessen Töne aus weiter Ferne zu kommen schienen. Wie Geister schwebten sie um die Schenke und klagten und schienen sich nicht hinein zu wagen unter die lebenden, flüsternden Menschen. Die Melancholie floß zu allen Ritzen herein als Moder, Mondlicht und Lied.

Auch meine Langeweile wurde zur Melancholie, zu jener Melancholie, welche den Kleinrussen so eigenthümlich ist, zu einer männlichen Ergebung in das Gefühl der Nothwendigkeit. Und meine Langeweile war so nothwendig als Schlaf und Tod.

Der Kirchensänger war in seiner grünen Zeitung eben bei den Verstorbenen, Umgekommenen, dem Courszettel, der Eisenbahnfahrordnung angelangt, als draußen plötzlich Peitschenknallen, Pferdegetrappel, Menschenstimmen wirr durcheinander klangen.

Dann war es stille.

Dann hörte man eine fremde Stimme, welche sich mit jenen der Bauernwachen mischte. Es war eine lachende, männliche Stimme, es war Musik in ihr, aber eine fröhliche, kecke, übermüthige Musik, die vor den Menschen in der Schenke nicht zurückschreckte. Sie tönte immer näher, bis ein fremder Mann über die Schwelle trat.

Ich richtete mich auf, aber ich sah nur seine hohe, schlanke Gestalt, denn er trat nach rückwärts in die Schenke, indem er noch immer lustig zu den Bauern sprach.

„Aber, Freunde, thut mir doch nur den Gefallen und erkennt mich! Bin ich denn ein Emissär? Seht mich an! Fährt die Nationalregierung mit vier Pferden auf der Kaiserstraße ohne Paß? Geht die Nationalregierung mit einer Pfeife im Munde wie ich? Brüder! Thut mir nur den Gefallen, und seid gescheidt!"

Jetzt kamen ein paar Bauernköpfe zum Vorschein und ebensoviel Hände, welche diese Bauernköpfe unter dem Kinn rieben, was soviel zu bedeuten hatte als: „Den Gefallen thun wir Dir nicht, Bruder."

„Also wirklich nicht? Aber thut mir doch die Gnade und seid vernünftig."

„Es geht nicht."

„Bin ich denn ein Pole? Wollt Ihr, daß meine Eltern sich auf dem russischen Kirchhofe zu Czernelica im Grabe umdrehen? Waren meine Ahnen nicht mit Bogdan Chmielnicki, dem Kosaken, gegen Polen? In wie viel Schlachten? Bei Pilawce, bei Korsun, bei Batow, bei den gelben Wässern; haben mit ihm Zbaraz belagert, worin auch die Polen lagen, standen oder saßen nach Belieben — aber thut mir den Gefallen, und laßt mich fahren."

„Es geht nicht."

„Auch nicht, wenn mein Großahn mit Hetman Dorozenko Lemberg belagert hat? Damals, sag' ich Euch, waren die Köpfe der polnischen Edelleute billiger als Birnen, aber — bleibt gesund und laßt mich fahren."

„Es geht nicht."

„Es geht nicht! — Wirklich nicht?"

„Wirklich nicht."

„Nun gut, dann bleibt gesund." Der Fremde ergab sich männlich der Nothwendigkeit, ohne Klage. Er trat ein, immer noch das Gesicht von mir abgewendet, nickte zu den neuen Entenstößen des Juden und setzte sich vor den Schenktisch, den Rücken gegen mich.

Die Jüdin horchte, sah auf ihn, legte das schlafende Kind auf den Ofen und trat an den Schenktisch.

Sie war schön, als Moschku sie heimführte, ich wette darauf. Jetzt ist alles so befremdend scharf in ihrem Gesichte. Schmerzen, Schande, Fußtritte, Peitschenhiebe haben lange in dem Antlitz ihres Volkes gewühlt, bis es diesen glühend-welken, wehmüthig-höhnischen, dehmüthig-rachlustigen Ausdruck bekam. Sie krümmte ihren hohen Rücken, ihre feinen durchsichtigen Hände spielten mit dem Branntweinmaß, ihre Augen hefteten sich auf den Fremden. Eine glühende, verlangende Seele stieg aus diesen großen, schwarzen, wollüstigen Augen, ein Vampyr aus dem Grabe einer verfaul-

Digitized by Google

ten Menschennatur und saugte sich in das schöne Antlitz des Fremden.

Es war wirklich ein schönes Antlitz, es neigte sich über den Schenktisch zu ihr herüber wie der Mond, aber warf wirkliche Silbermünzen auf den Tisch und verlangte eine Flasche Wein.

„Geh' hinaus!" sagte der Jude zu seinem Weibe.

Sie krümmte sich noch tiefer und ging mit geschlossenen Augen, wie eine, die im Schlafe wandelt; Moschku aber flüsterte über den Tisch zu mir: „Er ist ein gefährlicher Mensch, ein gefährlicher Mensch," und schüttelte das vorsichtige Köpfchen mit den dicken, kleinen Stirnlöckchen.

Das machte den Fremden aufmerksam. Er wandte sich rasch herum, erblickte mich, stand auf, riß seine runde Schaffellmütze vom Kopfe und entschuldigte sich in verbindlichster Weise. Wir begrüßten uns. Die russische Menschenfreundlichkeit hat sich in Sprache und Sitte so verkörpert, daß der Einzelne die zärtlich-schmeichelnde Redensart nicht mehr zu überbieten vermag. Aber in der That begrüßten wir uns noch artiger, als es gewöhnlich geschieht.

Nachdem wir uns gegenseitig unzählige Male als die elendesten Knechte bezeichnet hatten und zu den Füßen gefallen waren, setzte der Gefährliche sich mir gegenüber und bat, seine Pfeife stopfen zu dürfen. Es rauchten die Bauern, es rauchte der Diak, endlich rauchte auch der Ofen, aber er bat, und ich bewilligte Alles „aus Erbarmen." Er stopfte also seine lange, türkische Pfeife.

„Diese Bauern!" sagte er heiter. „Aber ich! Sagen Sie selbst, würden sie mir das auf hundert Schritte anthun und mich für einen Polen halten?"

„Gewiß nicht."

„Nun sehen Sie, lieber Bruder," setzte er in überströmender Dankbarkeit hinzu, „aber reden sie mit denen da." Er zog einen Feuerstein aus der Tasche, legte ein kleines Stückchen Schwamm darauf und schlug damit auf sein Messer.

„Nun, aber der Jude nennt Sie doch einen gefährlichen Menschen."

„Ja, so!" Er sah vor sich auf den Tisch und lächelte. „Mein Moschku meint — den Weibern. Haben sie gesehen, wie er seine Frau hinausgeschickt hat? Das fängt so leicht Feuer."

Auch der Schwamm fing Feuer. Er legte ihn in die Pfeife und hüllte uns bald in dichte blaue Wolken. Er hatte die Augen bescheiden niedergeschlagen und lächelte nur so.

Ich hatte Muße, ihn zu betrachten.

Er war offenbar ein Gutsbesitzer — denn er war sehr gut gekleidet, sein Tabacksbeutel reich gestickt, seine Art vornehm — aus der Nähe, oder doch aus dem Kreise von Kolomea — denn der Jude kannte ihn; ein Russe, das hatte er gleich gesagt, und war auch nicht schwatzhaft genug, um für einen Polen gelten zu können. Es war ein Mann, der den Frauen gefallen konnte.

Er hatte nichts von jener plumpen Kraft, von jener rohen Schwerfälligkeit, welche andern Völkern als Männlichkeit gilt; er war durchaus edel, schlank und schön, aber seine elastische Energie, seine unverwüstliche Zähigkeit sprach aus jeder Bewegung. Das braune, schlichte Haar, der etwas gekräuselte, kurz geschnittene Vollbart warfen ihre vollen Schatten in ein wetterbraunes, aber wohl gebildetes Gesicht.

Er war nicht so ganz jung mehr, aber hatte fröhliche, blaue Augen wie ein Knabe. Unauslöschliche, gütige Menschenliebe lag milde in diesem dunkeln Antlitz, dunkel in so viel Linien, welche das Leben tief hineingeschnitten.

Er stand auf und ging ein paar Mal durch die Schenke. Die weiten Hosen in die faltigen, gelben Stiefel gesteckt, den Leib unter dem offenen weiten Rocke mit einer bunten Binde gegürtet, die Pelzmütze am Kopfe, sah er wie einer jener alten, reichen, tapferen Bojaren aus, welche zu Rathe saßen mit Wladimir und Jaroslaw, in die Schlacht zogen mit Igor und Roman.

Den Frauen konnte er gefährlich sein, ich glaubte es ihm gern, und wie er so auf und ab ging und lächelte, war es auch mir ein Vergnügen, ihn anzusehen. Auch kam die Jüdin mit der Flasche Wein, setzte sie auf den Tisch und hockte wieder hinter den Ofen, das Auge unverwandt auf ihn gerichtet. Mein Bojar kam herbei, sah die Flasche an und schien etwas zu erwarten.

„Eine Flasche Tokai," sagte er heiter, „ist noch der beste Ersatz für das heiße Blut eines Weibes."

Digitized by Google

Er rieb sich mit der flachen Hand die Brust; es machte mir den Eindruck, als ob ihm etwas auf dem Herzen brenne.

„Sie haben gewiß — ." Ich fürchtete unzart zu sein, er aber fiel lebhaft ein:

„Ein Rendezvous? Freilich!" schloß die Augen halb, stieß dichte Wolken aus der Pfeife und nickte mit dem Kopfe. „Ein Rendezvous! Verstehen Sie mich, und was für ein Rendezvous. O, ich habe Glück bei den Weibern, verstehen Sie mich, ganz außerordentliches Glück. Gott verzeih' mir die Sünde! Thun Sie mir die Gnade und glauben Sie es mir."

„Ich glaube es Ihnen gern."

„Nun sehen Sie. Aber das soll wahr bleiben, wie das Sprichwort sagt: „Was Du dem besten Freunde nicht sagst und Deinem Weibe nicht sagst, sagst Du dem Fremden auf der Heerstraße." Mach' die Flasche auf, Moschku, gib zwei Gläser — und Sie erbarmen sich, trinken mit mir den Tokai und hören meine Liebesabenteuer an, köstliche, seltene Liebesabenteuer, wie ein Autograph von Goliath, dem Philister, denn die Silberlinge, um die Judas Ischariot unsern Herrn verkauft hat, sind gar nicht so selten. Das glauben Sie mir auf's Wort, ich habe schon so viele in Galizien und in Rußland in den Kirchen gesehen, daß er eigentlich keinen so schlechten Handel gemacht hat. Aber Moschku!"

Der Schenkwirth hüpfte heran, stieß ein paar Mal nach rückwärts aus, holte einen Korkzieher aus der Tasche, klopfte das Siegellack herab, nahm die Flasche zwischen die magern Beine und zog unter furchtbaren Verzerrungen des Gesichtes den Kork heraus; blies dann zum Ueberfluß noch einmal in die Flasche und schenkte den gelben Tokai in die reinsten zwei Gläser, welche in Israel geduldet werden. Der Fremde hob sein Glas gegen mich: „Auf Ihre Gesundheit!"

Er meinte es aufrichtig, denn er leerte das große Glas auf einen Zug. Ein Trinker war er nicht, dazu hatte er den Wein zu wenig gekostet, an die Zunge genommen, an dem Gaumen emporgeschnalzt.

Der Jude sah ihm zu und sprach schüchtern: „Das ist eine Ehre! Daß der Herr Wohlthäter wieder einmal bei mir einsprechen. Und wie gut aussehen; immer noch ganz am Fleck!" Moschku versuchte sich bei dieser Bemerkung die Haltung eines Löwen zu geben, und dazu schien es ihm unentbehrlich, seine mürben Arme wie die zerbrochenen Henkel einer Vase von Pompeji auseinander zu spreitzen und wie in der Tretmühle die Füße abwechselnd zu heben und wieder aufzustampfen.

„Nun, und wie befinden sich die gnädige Frau Wohlthäterin und die lieben Kinder?"

„Gut! Gut!" Mein Bojar schenkte sich das zweite Glas ein und trank es aus, aber Alles mit niedergeschlagenen Augen, wie beschämt. Und als der Jude längst fort war, blickte er schüchtern nach mir herüber und war über und über roth. Lange war er stille, rauchte so vor sich hin, schenkte mir ein; endlich sagte er ganz leise: „Ich muß Ihnen ziemlich lächerlich erscheinen. Sie denken gewiß, der alte Esel hat Weib und Kinder zu Hause und will mich da von seinen Romanen unterhalten und von Rendezvous und Liebesbriefen. Ich bitte Sie, sagen Sie gar nichts, ich weiß es ja doch. Aber sehen Sie, einmal ist es eine angenehme Pflicht, einen Fremden zu unterhalten, und da dachte ich — dann wieder — verzeihen Sie — es ist eigentlich recht sonderbar. Man begegnet sich, um sich vielleicht nie wieder zu sehen. Man könnte denken, was liegt daran, was der von dir meint. Aber es ist nicht so. Bei mir wenigstens nicht. Freilich, ich will mich nicht schön machen; wer so ein Verführer ist, der ist es gewiß nur halb aus Wollust und halb aus Eitelkeit. Wenn man von meinen Abenteuern nichts wüßte, wäre ich der unglücklichste Mensch von der Welt; und da erzähle ich sie Jedem, und sie beneiden mich Alle, aber heute habe ich mich lächerlich gemacht."

Ich wendete etwas ein.

„Bemühen Sie sich nicht, es ist einmal lächerlich, denn sie kennen ja meine Geschichte nicht. Der ganze Kreis weiß, was mir passirt ist, aber Sie wissen es nicht. Und dann wird man so lächerlich eitel, wenn man den Frauen gefällt, lächerlich eitel; will, jeder Mensch soll so von uns denken, und verschenkt sein Geld an die Bettler auf der Straße und seine Geschichten an die Fremden in den Einkehrhäusern.

O! es ist lächerlich. Aber nun muß ich Ihnen doch das Ganze erzählen. Haben Sie die Gnade und hören sie mich an. Ich weiß nicht, ich habe so etwas Zutrauen zu Ihnen.

Digitized by Google

Nun gut. Und dann, was fangen wir sonst an? Karten sind keine da! — Also will ich — aber nein — und doch — bedenken Sie — ein guter Vogel beschmutzt sein Nest nicht. Das sagt jeder Bauer bei uns. Aber ich bin kein guter Vogel; ich bin ein leichter Vogel, ein lustiger Vogel! Noch eine Flasche Tokai, Moschku! — Ich will Ihnen meine Geschichte erzählen."

Er stützte seinen Kopf in die Hände und dachte nach. Es war still. Wieder tönte das grauenhafte Lied der Bauernwache, bald wie eine Todtenklage aus weiter Ferne, bald ganz nahe und leise, als schwinge die Seele des fremden Mannes in verzweifelten, herzzerreißend süßen Melodien.

„Sie sind also verheirathet?"

„Ja."

„Glücklich?"

Er lachte. Sein Lachen klang eigenthümlich harmlos, wie das Lachen eines Kindes, aber mich machte es schauern, ich weiß nicht warum.

„Glücklich?" sagte er. „Was soll ich sagen? Thun Sie mir die Gnade und bedenken Sie einmal, was das ist: Glück! — Sind Sie Landwirth?"

„Nein."

„Aber Sie verstehen etwas von der Landwirthschaft? Gewiß. Nun, sehen Sie, das Glück, möchte ich so sagen, ist nicht ein Dorf oder Gut, das Einem gehört, sondern wie eine Pacht. Ich bitte, verstehen Sie mich, wie eine Pacht. Wer sich da einrichten will für die Ewigkeit, wer brach liegen läßt nach der Ordnung, oder gar düngt, oder den Wald schont, oder junges Holz setzt, oder eine Straße baut" — er nahm sich wie verzweifelt beim Kopfe — „Herr Gott! Der macht, als hätte er für seine Kinder zu sorgen. Da heißt es, was herausschlagen, das Jahr oder gar heute, ja nicht morgen. Da heißt es, das Feld aussaugen, den Wald verwüsten, die Weide ruiniren, Gras wachsen lassen auf den Wegen, Scheunen, und wenn alles zu Grunde gerichtet ist am Ende und der Stall jede Stunde einstürzen kann — gut! Und auch der Speicher — um so besser! Oder gar das Wohngebäude — unübertrefflich, unübertrefflich! Der hat's genossen, der hat jubilirt! — Da haben Sie das Glück! Lustig! Lustig!"

Die neue Flasche Tokai wurde entkorkt und er schenkte fleißig ein.

„Was ist das Glück?" rief er. „Der Athemzug, den ich thue. Da — sehen Sie!" — Er hauchte in die Luft. — „Da haben sie ihn! Sehen Sie! Sehen Sie ihn!" — Er wies mit dem Finger hin. — „Wo ist er jetzt? — Ein Augenblick, eine Secunde auf der Uhr, einmal klopft der Zeiger — vorbei! Das Lied, das die Wache singt! Hören sie den letzten schwellenden Ton, wie er sich emporhebt und fliegt — und schwimmt nur so in der Luft. Man meint, er könnte kein Ende nehmen. Er trägt uns fort, fort — immer fort — da — da hat ihn die Nacht verschlungen — für immer — das ist Glück."

Wir schwiegen Beide einige Zeit.

Endlich sagte er ziemlich heiter: „Verzeihen Sie, darf ich Sie fragen, warum sind denn alle Ehen unglücklich, oder doch die meisten? Was wollen Sie mir einwenden?"

„Ich? Nichts, gar nichts!"

„Also sehen Sie, es ist eine Thatsache! Aber ein Mensch, der das, was so ist, annimmt, ohne darüber nachzudenken, oder sich dagegen zu stemmen, der ist ein schwacher Mensch in jeder Beziehung. — Ich meine, man muß tragen, was nothwendig ist, was so bestimmt ist, oder was in der Natur liegt, wie allenfalls der Winter oder die Nacht, oder der Tod. Aber ist es auch nothwendig, daß die Ehen in der Regel unglücklich sind? Ist da — nun, Sie verstehen mich — eine Nothwendigkeit, eine Regel, wenn ich mich so ausdrücken darf: ein Gesetz in der Natur?"

Mein Mann fragte mit dem Eifer eines Gelehrten, der seinen Gegenstand erörtert. Er war offenbar seiner Sache gewiß und sah mich nicht im mindesten ernsthaft, sondern mit der liebenswürdigsten Neugierde an.

„Was macht die meisten Ehen unglücklich?" wiederholte er. „Verstehen Sie mich, Bruder?"

Ich sagte irgend etwas, was man so gewöhnlich sagt.

Er unterbrach mich, entschuldigte sich und sprach weiter.

„Verzeihen Sie, aber das haben Sie aus den deutschen Büchern; es ist nicht so. Sie lesen sie gerne, das möchte ich glauben — ich auch; aber man bekommt so Ideen, so Phrasen — nun, Sie verstehen mich ja. — Da könnte ich auch sagen: Meine Frau war mir nicht genug, oder,

Digitized by Google

sie hat mich nicht verstanden, und wie das furchtbar ist, wenn man so nicht verstanden wird, wie ich ein so ganz origineller Mensch bin, so ein Original, wie ich so ganz originelle Gedanken habe und so ganz originelle Gefühle, und wie ich mich so enttäuscht sehe und keine Frau finde, die mich versteht, aber doch immerfort suche — solche Phrasen, wissen Sie — das ist aber alles erlogen, alles erlogen! Ueberhaupt, mein Bester, haben Sie schon bemerkt, wie eigentlich jeder Mensch ein Lügner ist? Nur gibt es zwei Arten, und danach kann man die Menschen eintheilen: in solche, welche Andere belügen; das sind die materiellen Menschen, von denen man in den Büchern liest, und dann die Idealisten, wie die Deutschen sie nennen — die sich selbst belügen."

Ich gestehe es, der Mann begann mich immer mehr zu interessiren.

Er trank noch ein Glas Tokai und war vollends im Fluß. Seine Augen schwammen, seine Zunge schwamm, seine Worte flossen nur so.

„Nun, Herr, was macht die Ehe unglücklich?" sagte er und legte seine Hände auf meine Achseln, als wolle er mich an sein Herz drücken. — „Denken Sie sich, Herr — die Kinder."

Ich war überrascht.

„Aber, lieber Freund," sagte ich, „sehen Sie einmal diesen Juden an, wie elend er da lebt und sein Weib — würden sie nicht auseinander laufen wie Hunde, wenn nicht die Kinder wären und die Liebe zu den Kindern?"

Er nickte eifrig mit dem Kopfe und hob die Hände flach gegen mich empor, als wollte er mich segnen.

„So ist es, so ist es, Bruder! Das eben, das allein — das, das! — Hören Sie nur meine Geschichte.

Ich war so ein Bursche, was soll ich Ihnen sagen — ein Tölpel! Ich fürchtete mich vor den Frauen. Wenn ich zu Pferde war, da war ich ein Mann, oder ich nahm die Büchse und ging durch das Feld in den Wald, in das Gebirge — ich will Ihnen aber keine Anekdoten erzählen von meinen Jagden — genug, wenn ich dem Bären begegnete, ließ ich ihn ganz nahe kommen und sagte nur: Hopp, Bruder! — Da stand er auf, daß ich seinen Athem fühlte und ich schoß ihn grade auf den weißen Fleck hin, in die Brust. Aber wenn ich ein Weib sah, ging ich ihm aus dem Wege. Sprach sie mich an, wurde ich roth, stotterte — so ein Tölpel, wissen Sie. Ich meinte immer noch, ein Weib habe nur längeres Haar als wir und längere Kleider, und das sei alles. So ein Tölpel! Sie wissen ja, wie man bei uns ist. Nicht einmal die Dienstleute sprechen von diesen Sachen, man wächst auf, es kommt einem der Bart beinah, und man weiß nicht, warum einem das Herz schlägt, wenn man so ein Weib sieht. So ein Tölpel! sag' ich Ihnen.

Da meinte ich, ich hätte Amerika entdeckt, oder wenigstens einen neuen Planeten, wie ich endlich wußte — Gut! Da verliebte ich mich auf einmal. Ich weiß selbst nicht wie — aber ich langweile Sie gewiß?"

„Nein, ich bitte — "

„Gut! Ich verliebte mich. Da hatte mein seliger Vater, da hatte er so eine Idee, uns tanzen zu lassen, nämlich meine Schwester und mich. Da kam so ein kleiner Franzose mit seiner Geige, und dann kamen die Gutsbesitzer aus der Nähe mit ihren Söhnen und Töchtern. Es war eine lustige Gesellschaft von Nachbarn. Jeder kannte den andern und war guter Dinge, nur ich zitterte am ganzen Leibe. Mein kleiner Franzose aber besinnt sich nicht, stellt seine Paare auf, wie's ihm einfällt, erwischt mich beim Aermel, erwischt auch ein Fräulein von unseren Nachbarn, ein Kind, sag' ich Ihnen. Sie stolperte noch über ihr Kleid und hatte blonde Zöpfe bis zum Rücken hinab.

Da standen wir nun und sie hielt meine Hand — denn ich — ich war Ihnen todt; so tanzen wir, aber ich sehe sie gar nicht an, nur unsere Hände brennen so ineinander! Bis zuletzt, da heißt es: Messieurs! Man tritt vor seine Dame, klappt die Absätze zusammen, läßt den Kopf auf die Brust fallen, wie wenn er abgehackt wäre, macht seinen Arm krumm, nimmt sie bei den Fingerspitzen und küßt die Hand. Das Blut schoß mir zu Kopfe. Sie machte einen Knix, und wie ich meinen Kopf hob, war sie ganz roth und hatte Augen — was für Augen!"

Er schloß die seinen und lehnte sich zurück.

„Bravo Messieurs!" Ich war erlöst.

Digitized by Google

Von da an tanzte ich nicht mehr mit ihr.

Sie war die Tochter eines Nachbars. Schön! — Was soll ich Ihnen sagen — schön! So vornehm möchte ich sagen. — Jede Woche war eine Tanzstunde. Ich sprach nicht einmal mit ihr, aber wenn sie so den Kosak tanzte, den Arm zierlich eingestemmt, stachen meine Augen nur so in sie, und sah sie dann auf mich, pfiff ich wohl und drehte mich auf dem Absatz um. Die andern jungen Herren leckten ihre Finger wie Zucker, verenkten sich Hände und Füße, um ihr Taschentuch zu erwischen, sie aber warf die Zöpfe zurück und blickte auf mich.

Wenn sie davonfuhr da war ich ein Held, wenn ich die Treppe hinableuchtete und unten stehen blieb. Da wickelte sie sich behaglich ein, zog den Schleier herab, nickte allen freundlich zu, daß mir der Neid im Magen brannte und wenn die Glöckchen nur noch so aus der Ferne klangen, stand ich noch da und hielt mein Licht in der Hand, ganz krumm, das tropfte nur. So ein Tölpel, sag' ich Ihnen.

Dann waren die Tanzstunden zu Ende und ich sah sie lange nicht.

Da wachte ich Nachts auf und hatte geweint, und wußte nicht warum; da lernte ich verliebte Gedichte auswendig und sagte sie tüchtig her, alles meinem Kleiderstock; da hatte ich Muth und phantasirte, nahm die Guitarre und sang, daß unser alter Jagdhund unter dem Ofen hervorkroch, die Nase zum Himmel hob und heulte.

Dann kam mir im Frühjahr die Idee, auf die Jagd zu gehen. Streife so im Gebirge, lege mich über eine Schlucht und wie ich so liege da brechen die Zweige und kommt das Dickicht herab ein großer Bär, langsam, ganz langsam. — Ich bin ganz stille, und im Walde ist es stille — und ein Rabe fliegt über mir und schreit. — Da faßt mich eine namenlose Angst, ich mache das Kreuz und athme nicht einmal, und wie er hinab ist — laufe ich, was ich laufen kann.

Da war dann der Jahrmarkt — verzeihen Sie, ich erzähle Ihnen wohl alles erbärmlich durcheinander — da fahr' ich denn auf den Jahrmarkt und wie ich so gehe, ist sie auch da. — Richtig! Ich vergesse zu sagen, wie sie heißt: — Nikolaja Senkow also. Einen Gang hatte sie jetzt wie eine Fürstin, und auch die Zöpfe hingen ihr nicht mehr herab, sondern lagen auf ihrem Haupte wie ein goldener Reif, und ihr Gang war so frei, sie wiegte sich und die Falten ihres Kleides rauschten so anmuthig — man konnte sich in dieses Rauschen allein verlieben. — Da lärmt der Jahrmarkt rings herum, da traben die Bauern in ihren schweren Stiefeln, da schießen die Juden durch das Gedränge, das schreit, und jammert, und lacht, und die Buben haben kleine hölzerne Pfeifchen gekauft und pfeifen. Aber sie hat mich gleich gesehen.

Da faſſ' ich mir ein Herz, sehe mich um und denke: „Halt! Du gibst ihr die Sonne! Das wird sie freuen! Was kannst du mehr geben?“ — Verzeihen Sie, es war eine Sonne von Lebzelten, prächtig vergoldet, sag' ich Ihnen. Sie fiel mir von Weitem auf und machte ein erstauntes Gesicht, wie unser Pfarrer, wenn er Jemand umsonst begraben soll. Gut, ich habe diesmal Courage wie der Teufel, gehe, werfe meinen Zwanziger hin — es war mein einziger — und kaufe die Sonne; mache dann große Schritte und erwische mein Fräulein richtig bei einer Falte — was eigentlich recht unanständig war, aber so ist man, wenn man verliebt ist, ganz unanständig! — erwische sie und präsentire ihr die Sonne, und was denken Sie, was thut meine Nikolaja?“

„Sie bedankt sich wohl?“

„Bedankt sich? — Sie — sie lacht mir ins Gesicht, lacht auch ihr Vater, lacht ihre Mutter, lachen ihre Schwestern und Basen, alle Senkow's lachen! Mir ist zu Muthe wie an der Schlucht dort, wie der Bär so langsam kommt. Ich möchte laufen, aber ich schäme mich. — Die Senkow's aber lachen so fort. — Es sind reiche Leute und wir waren eben so — wir hatten unser Auskommen. — Da stecke ich beide Hände in die Taschen und spreche: „Das ist nicht schön, Pana Nikolaja, daß Sie so lachen. Mein Vater hat mir nichts gegeben als den Zwanziger für den Jahrmarkt, den hab' ich für Sie hingeworfen, wie ein Fürst, wenn er seine zwanzig Dörfer nimmt und Ihnen so hinwirft — haben Sie die Gnade also.“ — Ich konnte nicht weiter — mir kamen die hellen Thränen. So ein ganzer Tölpel, sag' ich Ihnen. Aber die Pana Nikolaja nimmt meine

Digitized by Google

Sonne so mit beiden Händen an die Brust und sieht mich an. Ihre Augen waren so groß, so weit — die ganze Welt schien mir nicht so weit — und so tief! Es zog einen so hinein und sie bat mich, mit ihren Augen bat sie mich, ihre Lippen zuckten nur so.

Da schrei ich auf: „O! was für ein Tölpel bin ich, Pana Nikolaja! Die Sonne möchte ich jetzt herunter reißen vom Himmel, Gottes wahrhaftige, lichte Sonne und Ihnen zu Füßen legen, lachen Sie mich nur aus, lachen Sie." — Da kommt ein polnischer Graf gefahren. Sechs Pferde hat er vorgespannt und sitzt auf dem Bock mit der Peitsche, fliegt nur so hin, sag' ich Ihnen, auf seiner Britschka, mitten durch den Jahrmarkt. Ein Unsinn! Fährt da so schnell. Das schreit nur, ein Jude kugelt sich am Boden, meine Senkow's ergreifen die Flucht, nur Nikolaja steht starr, hebt nur die Hand gegen die Pferde, ich sie um den Leib und trage sie, Nikolaja die Hände um meinen Hals. Alles schreit, ich aber möchte tanzen mit ihr auf dem Arme — da ist der Graf auch vorbei mit seiner Britschka — das Mädchen aus meinen Armen — ein Moment sag' ich Ihnen! — Polak das! Fährt da so schnell.

Aber ich erzähle Ihnen das Alles wie ich es erlebt habe, ich will mich kurz fassen."

„Nein! Nein! Fahren Sie nur sofort." Ich streckte mich auf meiner Bank aus. Er stopfte sich eine neue Pfeife.

„Es ist so Alles eins," meinte er, „Arrestanten sind wir einmal, also hören Sie die Geschichte zu Ende.

Da hat uns der polnische Graf getrennt von der tapferen Familie. Meine Senkow's waren in alle vier Winde zerstreut. Glauben Sie, ich habe sie gesucht? Pana Nikolaja hängt sich in mich ein, ganz sanft und ich führe sie zu ihren Leuten, das heißt ich sehe mich immer um, damit ich sie von Weitem entdecke, und noch zu rechter Zeit in eine andere Gasse von Marktbuden einbiegen kann. Ich hebe meinen Kopf stolz wie ein Kosak und wir plaudern. Was gleich? Da sitzt ein Weib und verkauft Kannen. Pana Nikolaja behauptet, die irdenen Kannen sind besser für das Wasser, und ich die hölzernen, nur um so zu reden; sie lobt die französischen Bücher und ich die deutschen; sie die Hunde, ich die Katzen, und ich widersprach nur, um sie reden zu hören, so allerliebst! Und wenn sie zornig wurde — diese Stimme! — Wie Musik, sag' ich Ihnen!

Endlich hatten mich die Senkow's umstellt wie ein Wild, es war nicht mehr auszuweichen, da liefen wir dem Vater Senkow grade in die Arme. Der wollte gleich nach Hause fahren. Gut! Ich hatte jetzt meine Courage beisammen, schrie den Kutscher recht an und sage ihm dann wie er fahren soll. Hebe zuerst Madame Senkow in den Wagen, stoße dann Vater Senkow, der einsteigt, so hinterrücks — wissen Sie — hinein, alles, damit ich mich dann auf ein Knie niederlassen, Nikolaja auf das andere ihren Fuß setzen und auf ihren Sitz springen kann. Kommen noch die Schwestern und Basen, küsse noch ein halbes Dutzend Hände, der Kutscher peitscht in die Pferde, fort sind sie.

Es ist wirklich — Sie verzeihen — wenn ich nur könnte — so eine schlechte Gewohnheit — so zu erzählen. Aber ich fahre lieber fort, sonst halte ich noch mehr auf. Endlich sind wir ja Arrestanten.

Also der Jahrmarkt!

Da hatte ich mich verkauft, mich wie ich da bin. Da ging ich herum wie ein Thier, das seinen Herrn verloren hat. Ganz verloren war ich.

Den nächsten Tag ritt ich hinaus auf das Dorf der Senkow's, wurde gut empfangen. Nikolaja war ernster als sonst, ließ das Köpfchen etwas hängen. Auch ich wurde traurig, sah sie an und dachte: „Was bist Du so? Ich bin Dein, Deine Sache, Dein Geschöpf, mache mit mir was Du willst, ich bin Dein, lache doch." — Ich dachte gar nicht, daß sie etwas mehr wünschen könnte.

Ich ritt jetzt oft hinaus zu den Senkow's. Einmal sagte ich zu Nikolaja: „Erlauben Sie mir, daß ich nicht mehr lüge."

Sie sah mich erstaunt an.

„Sie lügen?"

„Da sage ich Ihnen, ich bin Ihr Knecht, meine Seele gehört Ihnen; da falle ich Ihnen zu Füßen, küsse Ihre Fußtapfen und bin es nicht und thue es nicht. Erlauben Sie, daß ich nicht mehr lüge." —

Glauben Sie mir, ich — ich hörte noch in derselben Stunde auf zu lügen.

Nach einiger Zeit sagte unser alter Kosak so zu den Dienstleuten: „Unser junger

Herr ist jetzt andächtig geworden, hat der förmliche Flecke auf den Knien.“ — So! Jetzt muß ich Ihnen von einem Hunde erzählen.

Die Senkow's hatten ihr Dorf näher dem Gebirge als wir. — Sie hatten zahlreiche Schafe im Freien auf der Weide, nach dem tiefen Walde. Der Lagerplatz war von einem tüchtigen Zaun eingeschlossen. Da machten die Hirten Nachts ihr Feuer, hatten ihre Stöcke mit Eisen beschlagen, sogar eine alte Entenflinte mit einem Lauf und ein paar Wolfshunde. Alles, wie gesagt, weil es nahe dem Gebirge war und die Wölfe und Bären liefen dort herum wie die Hühner, und waren zahlreich, und vermehrten sich in einer Weise, wie die Juden.

Da war ein schwarzer Wolfshund.

Sie nannten ihn Kohle.

Er war auch kohlschwarz, und seine Augen funkelten wie Kohlen.

Der war der Freund meiner — verzeihen Sie — was sag' ich da.“

Er erröthete etwas und senkte den Blick.

„Also Kohle war der Freund der Pana Nikolaja. Wie sie noch ein kleines Eichen war, im warmen Sande lag, da kam Kohle — selbst ein Kind — zu ihr und leckte sie, so mit der Zunge gleich über das ganze Gesicht, und das Kindchen legte ihm die Fingerchen zwischen die großen Zähne und lachte, und mein Hund lachte auch.

Dann wuchsen sie beide auf. Kohle wurde groß und stark wie ein Bär. Nikolaja konnte nicht so schnell nachkommen, aber lieb hatten sie sich immer fort. Und als Kohle zu den Schafen kam — nicht daß man ihn hingab. Lassen Sie sich das sagen. Er war so großmüthig von Natur, er mußte immer etwas zu beschützen haben. Auf Meilen war kein Thier wie er.

Wenn er einen Hund zerriß, so war es, weil er einen andern gebissen hatte. Ihm wich der Wolf aus und der Bär blieb aus, wenn er Wache hielt.

So fiel es meinem Kohle ein, die Schafe zu beschützen. Das waren so recht arme, ängstliche Thiere, so recht für meinen Kohle. Er kam also zu ihnen und machte fortan nur noch Besuche im Herrenhause; und wenn er zurückkam, da drängten sich die Lämmer um ihn und grüßten ihn, und er leckte nur so nach links und rechts mit seiner rothen Zunge, als wollte er sagen: „Ist schon gut! Ich weiß schon!“ — Nikolaja machte also jetzt auch ihre Besuche in der Hürde und sie nahmen es beide genau. Wenn das Kind einmal ausblieb, schmollte der Hund und lief einmal statt in den Hof in den Wald, wo er sich den Spaß machte, dem Wolfe sein Weib zu verführen.

Es war ein majestätisches Thier. Wenn Nikolaja kam, trieb er ihr die kleinen Lämmchen zu. Sie setzte sich auf seinen Rücken und er trug sie so leicht, was leicht — stolz! Er wußte, was er trug.

Wie ich Kohle kennen lernte, war er alt, hatte schlechte Zähne, ein lahmes Bein, schlief oft, und es geschah, daß da und dort ein Lamm verloren ging.

Um diese Zeit sprach man in unserer Gegend viel von einem Bären, einem ungeheuren Bären, sag' ich Ihnen, der sich auch bei den Senkow's sehen ließ.

Ich dachte gleich an meinen Bären in der Schlucht, und schämte mich etwas.

Einmal reite ich wieder zu den Senkow's; da laufen mir Bauern über den Weg, rennen gegen die Hürde — ein Tumult — ich sporne mein Pferd, von Weitem höre ich: — „Der Bär! Der Bär!“ — Die Angst kommt mir, ich jage nur hin, springe vom Pferd, da steht ein Haufe Volk — Nikolaja liegt am Boden, den Wolfshund in den Armen und schluchzt. Die Leute stehen herum und flüstern nur.

Der Bär war da, der große Bär und holt' ein Lamm. Die Hirten, die Hunde rühren sich nicht, heulen nur aus Leibeskräften, das Fräulein schreit auf, Kohle schämt sich und springt mit seinem lahmen Bein über den Zaun, grade hin auf den Bären.

Seine Zähne sind stumpf. Er packt den Bären, der Bär ihn — die Hirten rennen heraus mit der Flinte, der Bär flieht, das Lamm ist gerettet. Kohle aber schleppt sich nur einige Schritte und fällt, wie ein Held, sag' ich Ihnen — Nikolaja wirft sich über ihn, schließt den Wolfshund an ihre Brust. Ihre Thränen fließen bis auf seinen Kopf, er sieht hinauf zu ihr, zieht noch einmal Luft — es ist zu Ende.

Ich habe ein Gefühl, wie wenn ich einen Mord begangen hätte. „Lassen Sie ihn, Pana Nikolaja,“ sag' ich; sie aber hebt die Augen voll Thränen zu mir und sagt: „Sie sind ein harter Mensch, Demetrius,“

Digitized by Google

— so heiße ich nämlich. — Ich ein harter Mensch! Denken Sie!

Ich gebe mein Pferd den Hirten, nehme mir ein langes Messer, schleife es noch, nehme die alte Flinte, ziehe die Ladung heraus, lade sie wieder selbst. Noch eine Handvoll Pulver und gehacktes Blei in den Sack, und fort — in das Gebirge.

Ich wußte, daß er durch die Schlucht kommen werde."

„Der Bär?"

„So ist es. Ihn erwartete ich ja. Ich stellte mich in die Schlucht, dort war an ein Ausweichen nicht zu denken. Die Wände fielen nur so gleich ab, steil, steinhart. Oben standen die Bäume, aber keiner ließ seine Wurzel so weit herab, daß man sie mit der Hand erreichen und sich hinaufschwingen konnte.

Er kann nicht ausweichen — und er kehrt auch nicht um — und ich auch nicht!

So stehe ich denn und erwarte ihn.

Waren Sie je einsam? — Wissen Sie was das heißt, Jemand erwarten? — Hier aber stand ich im einsamen Urwald und ein Bär war es, den ich erwartete.

Komische Vorsicht, kopflose Klugheit der Aufregung! Da stieß ich noch einmal meinen Ladstock in den Lauf, damit die Kugel festsitze.

Ich weiß nicht, wie lange ich gewartet.

Es war einsam, unendlich einsam.

Da raschelt das Laub hoch oben in der Schlucht, Schritt für Schritt, wie die schweren Stiefel eines Bauers. Jetzt brummt er vor sich hin.

Da ist er.

Er sieht mich und hält stille.

Ich trete noch einen Schritt vor und spanne — was spannen? — will den Hahn spannen. Greife herum, finde nicht — kein Hahn an der Flinte!

Ich mache nur das Kreuz, werfe den Rock ab, wickle ihn um den linken Arm. — Der Bär kommt auch schon.

„Hopp, Bruder!" rufe ich. Aber er hört gar nicht auf mich, sieht mich auch nicht an.

Halt Bruder, ich will Dir russisch lehren!

Drehe meine Flinte um und haue mit aller Kraft über seine Schnauze. Der brüllt, steht auf, ich den linken Arm in seine Zähne, das Messer in sein Herz, er die Tatzen um mich.

Das Blut stürzt über mich wie eine Welle — die Welt geht unter."

Er saß eine Weile, stützte den Kopf, schwieg.

Dann schlug er mit der flachen Hand leicht auf den Tisch und sprach lächelnd: „Da hab' ich Ihnen richtig so eine Anekdote erzählt. Aber sie sollen seine Tatzen sehen. Erlauben Sie, daß ich mein Hemd aufmache."

Er zog es auseinander und zeigte an jeder Seite seiner Brust eine Narbe wie die eingedrückte, weiße Hand eines riesigen Menschen.

„Er hat mich gut gefaßt."

Die Gläser waren leer. Ich winkte Moschku, eine neue Flasche zu bringen.

„So fanden mich also die Bauern," fuhr mein Bojar fort, „aber lassen wir das. Ich lag also lange im Hause bei den Senkow's im Fieber. Wenn ich bei Tage zu mir kam, saßen sie um mich, auch meine Leute, wie um einen Sterbenden, aber Vater Senkow sagte: „Nun, es geht ja gut," und Nikolaja lachte. Einmal erwachte ich Nachts und sehe mich um. Da brennt nur eine einsame Lampe. Nikolaja liegt auf den Knien und betet.

Genug davon! Es ist vorbei, nur manchmal kommt es noch im Traum. Genug! Sie sehen, ich bin nicht gestorben.

Jetzt kam Vater Senkow oft zu uns auf seiner Britschka, und mein Vater wieder hinüber, die Frauen nicht selten mit. Die alten Leute flüsterten, und kam ich dazu, so lächelte Senkow, zwickerte mit den Augen und bot mir eine Prise.

Nikolaja — liebte mich! So herzlich! Glauben Sie mir. Ich glaubte es wenigstens und auch — die alten Leute glaubten es.

So wurde sie denn mein Weib.

Mein Vater übergab mir die Wirthschaft. Senkow gab seiner Tochter ein ganzes Dorf.

Die Hochzeit war in Czernelica. Alles betrunken, sag' ich Ihnen, mein Vater tanzte mit Madame Senkow den Kosak.

Am nächsten Abend — sie suchten noch Alle, wie die Todten am jüngsten Tage, ihre Glieder zusammen und fanden sie nicht — spannte ich selbst sechs Pferde, alle weiß wie Tauben, vor meinen Wagen. Das glänzende, langhaarige Fell meines todten Bären lag über den Sitz gebreitet, die

Tatzen mit vergoldeten Nägeln bis auf den Wagentritt herab von jeder Seite; der große Kopf mit funkelnden Augen wie lebendig zu den Füßen. Meine Leute, Bauern, Kosaken zu Pferde, Fackeln, Brände in den Händen; ich mein Weib im rothen Hermelinpelz auf die Schulter und trage sie in den Wagen. Meine Leute jauchzen, sie sitzt wie eine Fürstin in dem Pelz des Bären, die kleinen Füße auf seinem großen Kopfe. Mein Volk zu Pferde um uns — so führe ich die Herrin in ihr Haus.

Es ist auch so eine große Dummheit, die man in den deutschen Büchern liest, von dem Himmel der Liebe und dann die Abgötterei, die man mit der Jungfrau treibt."

„Wie etwa Schiller in der —"

„Ich bitte Sie, Sie werden mir doch nicht etwas von Herrn von Schiller aufsagen? Erbarmen Sie sich."

„Nur eine Stelle, wissen Sie —"

„Verzeihen Sie —"

„Mit dem Gürtel, mit dem Schleier,
Reißt der schöne Wahn entzwei!"

declamirte ich erbarmungslos.

„Da hat er einmal Recht, der Herr von Schiller," sagte der Landedelmann, „ein schöner Wahn das. Das wäre etwas wenn die Jungfrau die Krone der Schöpfung wäre, und die Liebe das schöne dumme Gefühl, das man allenfalls für so ein Mädchen hat. Auch mir riß der Wahn entzwei.

Wie sie mein Weib war, da hatte ich erst den Muth sie zu lieben, und sie mich. Meine Liebe und ihre Liebe wuchsen wie Zwillinge.

Pana Nikolaja küßte ich die Hände, meinem Weib die Füße und biß oft nur so hinein, daß sie schrie und mich in's Gesicht trat.

Jetzt verstand ich, warum man niederkniet und anbetet das Weib mit dem Kinde, aber sie haben auch aus ihr eine Jungfrau gemacht, die Hausthiere unseres Herrgottes.

Sehen Sie, das Mädchen ist eine Sclavin ihres Hauses. Mancher Vater rechnet sie zu seinen Gütern. Aber die Frau! — Jeden Augenblick kann sie mich verlassen. Hab' ich Recht? Sie wählt wie ich wähle. Dann sagen sie: „Du holdes Kind!" Also ein so buttergelbes Entchen da ist meines Gleichen. Thun Sie mir den Gefallen, und bedenken Sie das.

Die Liebe von Mann und Weib ist die Ehe. Ich meine die Ehe, wie die Natur sie schließt.

Ueberhaupt, was hat man?

Belieben Sie nur, dieses Leben etwas zu betrachten. Ein seltsamer Text —"

Er horchte einen Augenblick auf das Lied der Bauernwache.

„Und da die Melodie dazu.

Da haben die Deutschen ihren Faust, und auch die Engländer haben so ein Buch. — Bei uns weiß das jeder Bauer. Es ist wie eine Ahnung, die über ihn kommt, was das Leben ist.

Was macht unser Volk so melancholisch?

Die Ebene.

Sie gießt sich aus wie das Meer, und wogt im Winde wie das Meer. Der Himmel taucht in sie — wie in das Meer — sie umgibt den Menschen schweigend wie die Unendlichkeit, fremd wie die Natur. Er möchte zu ihr sprechen, und von ihr Antwort bekommen. Wie ein Schrei des Schmerzes entringt sich das Lied seiner Brust, und stirbt unbeantwortet wie ein Seufzer.

Da ist dem Menschen so seltsam. Gehört er nicht zu ihr? Hat sie ihn nicht geschaffen? Hat sie ihn unterworfen nur? — Hat er sie verlassen? Stößt sie ihn von sich?

Sie gibt ihm keine Antwort.

Aus seinem Grabe wächst ein Baum. Sperlinge schreien auf den Aesten. — Soll das eine Antwort sein?

Er sieht den Ameisen zu, wie sie in langen Karawanen mit Eiern beladen, durch den warmen Sand ziehen und zurück; da hat er seine Welt — ein Wimmeln auf dem kleinsten Raum, ein rastloses Bemühen um — nichts. Er fühlt sich verlassen, ihm ist, als könnte er jeden Augenblick vergessen, daß er lebt.

Da spricht im Weibe die Natur zu ihm: „Du bist mein Kind. Du fürchtest mich wie den Tod, aber hier bin ich wie Du. Küsse mich! Ich liebe Dich, komm! Schaffe mit mir an dem Räthsel des Lebens, das Dich ängstigt. Komm! Ich liebe Dich!"

Er schwieg eine Weile, dann fuhr er fort.

„Ich und Nikolaja, wie glücklich waren wir. Wenn die Eltern kamen oder die Nachbarn, da hätten Sie sehen sollen, wie sie commandirte im Haus, und Alles ge-

Digitized by Google

horchte ihr. Die Dienstleute duckten sich wie die Enten auf dem Wasser, wenn sie nur auf sie hinsah. Einmal wirft mein junger Kosak ein Dutzend Teller hin. Trägt sie richtig bis an das Kinn hinauf — wirft sie hin. Mein Weib die Peitsche vom Nagel. Nun — wenn die Herrin ihn peitscht, sagt er, will er täglich ein Dutzend Teller zerbrechen — verstehen Sie?

Und beide fangen an zu lachen.

Da kamen auch die Nachbarn.

Zu mir waren sie alle heiligen Zeiten gekommen, das heißt etwa zu Ostern auf ein Geweihtes. Aber jetzt suchten sie es etwa gut zu machen. Alle kamen sie, sag' ich Ihnen.

Da war der pensionirte Lieutenant Mack. Er kannte den Schiller auswendig, war aber sonst ein guter Mensch. Es war nur das Unglück mit ihm, daß er gern trank. Wissen Sie, nicht daß er etwa betrunken wurde und man ihn unter das Sopha werfen konnte. Was meinen Sie? Da stellte er sich Ihnen mitten in das Zimmer, der kleine dicke rothe Kerl, und declamirte Ihnen allenfalls den Kampf mit dem Drachen, und wenn er nüchtern war — bedenken Sie — erzählte er uns die ganzen französischen Kriege. Sagen Sie selbst, was war da zu machen.

Dann kam der Baron Schebicki. Kennen Sie ihn nicht? — Eigentlich hieß der Alte Schebig, Salomon Schebig, war ein Jude, ging mit dem Pünkel, kaufte und verkaufte, machte den Lieferanten für das Aerar, kaufte ein Gut und nannte sich Schebigstein. „Heißt einer Lichtenstein," sagte er, „warum soll ich nicht heißen Schebigstein?" Und der Sohn wurde Baron, und nennt sich Raphael Schebicki. Lacht Ihnen immerfort! Sagen Sie ihm: „Erweisen Sie mir die Ehre, mich zu besuchen" — lacht er so, und sagen Sie ihm: „Belieben, da ist die Thüre, Paschol!" — lacht er auch so. Und jeder hübschen Frau will er gleich Kleider bringen von Brody und einen Shawl von Paris; trinkt immer nur Wasser, geht täglich ins Dampfbad, trägt eine große goldene Kette auf der rothen Sammtweste, und macht immer das Kreuz vor der Suppe und nach Tisch.

Dann der Edelmann Domboski, ein langer Pole mit rothen Augen, schwermüthigem Schnurrbart und leeren Taschen, der immer für die armen Emigranten sammelt, jeden, den er das zweite Mal sieht, ungestüm an sein Herz drückt und zärtlich küßt; wenn er ein Glas zu viel hat, ungezählte Thränen vergießt, „Noch ist Polen nicht verloren," singt, jeden einzeln unter den Arm nimmt, um ihm die ganze polnische Verschwörung anzuvertrauen; wenn er endlich lustig ist, ein „Vivat, lieben wir uns!" ausbringt, und aus den schmutzigen Schuhen der Frauen trinkt.

Der hochwürdige Herr Maziek, so ein gerechter Landpfarrer, der fand für Alles einen Trost, für Geburt, Tod und Heirath. Am Meisten pries er jedoch die selig im Herren entschlafen. Auch die Kirche habe sie durch das Symbol einer höheren Taxe ausgezeichnet. Wenn er etwas behaupten wollte, sagte er stets „Fegefeuer!" wie ein anderer „bei Gott," oder „mein Ehrenwort."

Dann der gelehrte Thadeus Katernoya der seit elf Jahren das Doctorat machen will, und denken Sie, noch dazu der Philosophie. Der Gutsbesitzer Leon Bodoschkan, ein wahrer Freund und andere lustige Edelleute.

Lustig! Lustig, wie ein Schwarm Bienen, aber vor ihr hatten sie Respect.

Auch die Frauen kamen zu ihr. Gute Freundinnen, die schwatzen, süß lächeln, jede Minute schwören und dann — nun, wir kennen das. Also wir lebten so mit den Nachbarn, und ich war stolz auf meine Frau, wenn sie so aus ihren Schuhen tranken und auf sie declamirten; aber sie sah die Leute gleich so an, „was bemüht Ihr Euch?" — Wir waren auch lieber allein.

So eine große Wirthschaft, wissen Sie! Man hat seine Sorgen und seine Freuden. Sie nahm sich der Sache an. „Wir wollen selbst regieren," sagte sie, „und nicht unsere Minister." Da war der Minister, der Mandatar Krabulinski, ein alter Pole; ein Mensch von einer Consequenz, sag' ich Ihnen! — Er hatte nie ein Haar am Kopfe, und nie eine Rechnung in Ordnung. Dann der Förster Freibel, ein Deutscher, wie Sie merken. Der war klein, hatte kleine Augen, große, durchsichtige Ohren, und einen großen, durchsichtigen Windhund.

Meine Frau hielt Ihnen das Gespann zusammen! Na, ich glaube, die Peitsche hätte sie ihnen gegeben, wenn sie nicht gefahren wären, wie sie es wollte.

Digitized by Google

Aber die Bauern dafür. Wenn wir so durch die Felder gingen. „Gelobt sei Jesus Christus.“ — „In Ewigkeit, Amen!“ — So fröhlich, sag' ich Ihnen. Beim Erntefest, da strömte es nur in unseren Hof, die Schnitter, das Volk. Meine Frau stand auf der Treppe, und sie legten ihr den Erntekranz zu Füßen. Jauchzten, sangen, tanzten; sie nahm ein Glas Branntwein, „Bleibt gesund,“ und trank es aus.

Die Füße, sag' ich Ihnen, küßten sie ihr nur.

Da ritt sie auch mit mir. Ich hielt ihr die Hand hin, sie trat nur hinein und war auch im Sattel. Zu Pferde hatte sie eine Kosakenmütze, die goldene Quaste tanzte auf ihrem Nacken und das Pferd wieherte und blies die Nüstern auf, wenn sie es auf den Hals klopfte.

Dann lernte sie auch mit der Flinte umgehen. Ich hatte so eine kleine, hatte Sperlinge damit geschossen, wie ich klein war. Sie warf sie über die Schulter, ging mit mir durch die Wiesen und schoß Wachteln. Prächtig, sag' ich Ihnen! Prächtig! — Da fliegt ein Geier aus dem Walde her, nimmt mir meine Hühner, nimmt meiner Nikolaja grade die schwarze Henne mit dem weißen Schopf. Ich passe ihm auf. Kannst warten!

Da kam ich vom Erdäpfelgraben zurück, so eine Gerte in der Hand.

Da ist er.

Schreit noch und kreist um den Hof. Ich fluche nur! — Da fällt ein Schuß. Er schlägt nur einmal in der Luft und gleich zu Boden.

Wer hat geschossen?

Mein Weib. „Der nimmt mir keine Henne mehr,“ sagte sie und nagelt ihn an das Scheunenthor.

Kommt der Factor, packt mit großem Geschrei alle seine Ballen aus. Alles echt, Alles neu, Alles billig. — Weiß die zu handeln.

Der Jude seufzt nur immer. „Eine gestrenge Frau,“ sagt er, aber küßt ihr den Elbogen.

Fahre Ihnen in die Stadt.

Geht die Frau Starostin, hat ein blaues Kleid mit weißen Fliegen. Muß Mode sein! Kaufe ein blaues Kleid mit weißen Fliegen. Meine Nikolaja wird roth.

Fahre einmal nach Brody, bringe Sammt von allen Farben, Seidenstoffe, Pelze, was für Pelze! Alles geschwärzt. Das Herz schlägt ihr, sag' ich Ihnen.

Die war Ihnen angezogen!

Da hatte sie eine Kazabaika, saftgrün, ausgezeichnet saftgrün und sibirische graue Eichhörnchen — die Kaiserin von Rußland hat keine besseren — Eichhörnchen daran, so handbreit gleich. Und ganz gefüttert mit dem silbergrauen Pelz, so weich, sag' ich Ihnen.

Da lag sie so an den langen Abenden auf dem Divan, die Arme unter dem Kopf gekreuzt, und ich lese ihr vor.

Das Feuer knistert, der Samowar singt, das Heimchen zirpt, der Holzwurm klopft, das Mäuschen nagt, denn die weiße Katze liegt auf dem Vorsprung und spinnt.

Lese ihr alle Romane. In der Kreisstadt, wissen Sie, war ja schon die Leihbibliothek und dann die Nachbarn — hat Der ein Buch und Jener.

Sie liegt mit geschlossenen Augen und ich im Lehnstuhl, und wir verschlingen die Bücher nur so.

Schlafen oft lange nicht ein, sprechen so, ob Der die bekommen wird oder nicht. Wenn etwa so eine Edelmuthsgeschichte vorkommt, da kann meine Nikolaja bis in die kleinen Ohrläppchen dunkelroth werden vor Zorn. Da richtet sie sich etwas auf, stützt sich mit der Hand und sagt zu mir, als hätte ich das geschrieben: „Sie soll das nicht thun, hörst Du!“ — und weint beinahe.

Die Frauen, wissen Sie, die sind in den Romanen besonders edelmüthig. Da, wo der Geliebte in Gefahr ist, sind sie gleich dabei sich zu opfern, denken Sie! Der Teufel könnt' einen holen. Einmal, da kommt auch so eine Scene vor, wo eine Frau den Mann hingibt um ihr Kind zu retten. Eine dumme Geschichte, sag' ich Ihnen, „Die Macht der Mutterliebe“ glaub' ich, heißt das Buch. Eine dumme Geschichte, aber meine Nikolaja fiebert und will viele Wochen kein Buch sehen.

Oft springt sie auf, schlägt mir das Buch in's Gesicht und zeigt mir die Zunge. Hetzen dann wie Kinder! Ich verstecke mich hinter den Thüren und schrecke sie.

Oder sie führt mit mir ganze Märchen auf.

Geht in ihr Zimmer: „Wenn ich wiederkomme, bist Du mein Sclave.“ Dann zieht sie sich als Sultanin an, schlingt

einen Shawl um die Lenden, einen andern um den Kopf, wie einen Turban. Meinen Tscherkessendolch im Gürtel, ganz in einen weißen Schleier gehüllt, so kommt sie heraus. Ein Weib! — Eine Gottheit von einem Weibe.

Wenn sie schlief konnte ich stundenlang sie nur ansehen, wie sie athmete — und wenn sie einmal seufzte, wurde es mir so weh um das Herz, als hätte ich ihr das schwerste Unrecht zugefügt und eine Angst kam über mich, sie sei nicht mein, sie sei gestorben. Und rief ich sie beim Namen, dann setzte sie sich auf, sah mich groß an und lachte.

Aber die Sultanin konnte sie am Besten machen. Sie verzog keine Miene. Wenn ich sagte: „Aber Nikolaja," und spaßte, zog sie nur die Brauen in die Höhe und bohrte ihre Augen in mich, daß ich mich beinahe schon am Pfahle fühlte. „Bist Du bei Sinnen, Sclave?" — Wirklich da war nichts zu machen! Ich war ihr Sclave und sie gebot wie eine Sultanin.

So lebten wir denn wie ein paar Schwalben, saßen zusammen und zwitscherten.

Eine süße Hoffnung erhöhte unsere Freuden.

Und doch, wie bange war mir um das Weib. Ich streichelte ihr oft nur so die Haare aus der Stirne und die Thränen traten mir in die Augen. Sie verstand mich, nahm mich um den Hals und weinte.

Aber es kam unerwartet, wie das Glück.

Ich fuhr nach Kolomea um den Arzt, und wie ich hereintrete, hält sie mir das Kind entgegen.

Die Eltern flossen förmlich vor Freude, die Dienstleute — das schrie und lachte und Alles betrunken, und auf der Scheune stand der Storch und hielt nachdenklich ein Bein in die Höhe.

Da gab es zu denken, zu sorgen und jede schwere Stunde band uns nur noch fester zusammen.

Aber so blieb es nicht."

Seine Stimme war unendlich sanft und leise geworden, sie zitterte nur so in der Luft, leise wie der dünne Dampf seiner Pfeife.

„Es konnte nicht so bleiben — ich bitte Sie — und dann — so und so — verstehen Sie mich. Es ist so eine Regel. — Ich meine, es ist so die Natur. Ich habe oft darüber nachgedacht, was meinen Sie?

Ich habe einen Freund gehabt — Leon Bodoschkan. Er hat zu viel gelesen und ist darüber krank geworden. Der hat mir oft gesagt —

Aber wozu das, ich kann Ihnen ja —"

Er zog einige vergilbte Streifen Papier aus der Brust.

„Viel geschrieben hat er auch. War so unbekannt, aber er kannte alles, so — er sah so hinein wie in ein Gebirgswasser. Die Menschen machte er auf wie Uhren, und sah hinein, ob alles in Ordnung sei. Sagte gleich, wo es fehle. Er verstand Ihnen, wenn z. B. die Katzen zusammen sprachen, lachte und sagte gleich, was sie wollen. Da nahm er Ihnen eine Blume, schnitt sie auf und zeigte Ihnen wie sie lebt, wie sie sich ernährt.

Er sprach gern von den Frauen.

Die Frauen und die Philosophie, wissen Sie, haben ihn ruinirt.

Da schrieb er oft etwas nieder und wenn er im Walde ging, warf er alles von sich. Das Papier ängstigte ihn.

Aber das vergesse ich sonst.

Er sagte, wer seine Liebe auf einem Papier niederschreiben kann, liebt nicht.

Er konnte dicke Bücher lesen in Schweinsleder, den ganzen Nestor — aber vor einem Liebesbriefe lief er davon.

Also z. B."

Damit legte er die schmutzigen Papierstreifen auf den Tisch.

„Nein, das ist eine Rechnung!" Er steckte sie wieder ein. „Da ist es."

Er hustete und las dann:

„Was ist unser Leben? — Leiden, Zweifel, Angst, Verzweiflung. Weißt Du, woher Du kommst? Wer Du bist? Wohin Du gehst?

Und keine Gewalt zu haben über die Natur, und keine Antwort zu bekommen auf diese arme, verzweifelte Frage! Unsere ganze Weisheit ist zuletzt der Selbstmord.

Aber die Natur hat uns ein Leiden gegeben, noch entsetzlicher als das Leben — die Liebe!

Die Menschen nennen sie Freude, Wollust!"

Mein Freund pflegte bei diesen Worten immer bitterlich zu lachen. — „Sieh den Wolf an," sagte er mir, „wenn er sein Weib sucht; wie er durch das Dickicht

Digitized by Google

bricht, das Wasser rinnt ihm nur vom Maul — er heult nicht einmal mehr, er winselt nur noch, und seine Liebe, ist das Genuß? — Das ist ein Kampf, ein Kampf wie um das Leben, das Blut rinnt ihm vom Nacken.

Mein Gott! Möchte der Mann sich nicht auch auf das Weib werfen, wie auf den Feind? Fühlt er sich nicht endlich wie unterworfen einem unbarmherzigen Feinde?

Legt er dem Weibe nicht den stolzen Kopf vor die Füße und fleht: Trete mich, trete mich mit Deinem Fuße, ich will Dein Sclave sein, Dein Knecht, aber komm, erlöse mich!

Ja, die Liebe ist ein Leiden, der Genuß — Erlösung! Aber es ist dann eine Gewalt, die eines über das Andere übt, es ist ein Wettstreit, sich dem Andern zu unterwerfen. Liebe ist Sclaverei und man wird Sclave, wenn man liebt. Man fühlt sich vom Weibe mißhandelt, man schwelgt nur in der Wollust ihrer Despotie und Grausamkeit.

Man küßt den Fuß, der uns tritt.

Ein Weib, das ich liebe, macht mir Angst. Ich zittere, wenn sie plötzlich durch das Zimmer geht und ihre Kleider rauschen; eine Bewegung die mich überrascht, erschreckt mich.

Man möchte sich vermählen für die Ewigkeit, für diese und eine andere Welt, man möchte nur in einander fließen. Man taucht seine Seele in die fremde Seele, man steigt hinab, in die fremde feindliche Natur und empfängt ihre Taufe. Es ist lächerlich, ganz lächerlich, daß man nicht immer zusammen war. Man zittert jeden Augenblick, sich zu verlieren. Man erschrickt, wenn der Andere das Auge schließt, wenn er seine Stimme verändert. Man möchte ganz nur ein Wesen werden, alle Eigenschaften, Ideen, Heiligthümer eines Lebens möchte man aus seinen Wesen reißen, um ganz nur mit dem Andern sich zu verschmelzen. Man gibt sich hin — wie eine Sache — wie einen Stoff. Mache aus mir was Du bist!

Wie zum Selbstmorde wirft man sich in die andere Natur, bis sich die eigene empört.

Da kommt der Schauer ganz sich zu verlieren.

Man fühlt wie einen Haß gegen die Gewalt des Anderen. Man glaubt sich todt. Man will sich auflehnen gegen die Tyrannei des fremden Lebens, sich wiederfinden in sich selbst.

Das ist die Auferstehung der Natur!"

Er suchte einen zweiten Papierfetzen hervor.

„Der Mann hat seine Arbeit, seine Absichten, seine Unternehmung, seine Ideen! Sie schweben um ihn mit Taubenflügeln, sie heben ihn mit Adlersfittichen. Sie lassen ihn nicht versinken.

Aber das Weib?

Das schreit nach Hilfe: „Ich will nicht sterben!" es will nicht und keine Hilfe!

Da trägt sie noch sein Ebenbild unter dem Herzen, fühlt wie es wächst und sich bewegt — lebt! — da — da hält sie's endlich in den Armen. Sie hebt es auf. —

Wie ist ihr nun?

Träumt sie? Da spricht das Kind zu ihr: „Ich bin Du und Du lebst in mir. Sieh mich nur an! — Ich rette Dich."

Sie hält das Kind an ihre Brust und ist gerettet.

Nun pflegt sie sich, ihr Selbst, das sie verachtet und verstoßen, in dem Kinde, und sieht es groß werden auf ihrem Schoß und gibt sich hin und hängt sich ganz daran."

Damit legte er die Gedankenfetzen seines Freundes zusammen und verbarg sie an seiner Brust. Dann fühlte er noch einmal mit der flachen Hand darnach und knöpfte seinen Rock zu.

„So war es bei mir auch," sagte er, „ganz so. Freilich versteh' ich das nicht so zu erklären wie Leon Bodoschkan, wissen Sie, aber ich will es Ihnen doch erzählen. Was meinen Sie?"

„Natürlich, Bruder."

„So war es also auch bei mir. Ganz so, ganz so! Glauben Sie mir, ganz so!"

Ich wollte meinen neuen Freund anregen, und sagte kaltblütig:

„Gewöhnlich nennt man das Kind ein Pfand der Liebe."

Mein Landedelmann hielt einen Augenblick inne und sah ganz so aus, als hätte ich ihn tödtlich beleidigt. „Ein Pfand der Liebe?" rief er. „Ja wohl, ein Pfand der Liebe!

Also, ich komme nach Hause. In so einer Wirthschaft, was es da Arbeit gibt! Komme müde wie ein Jagdhund, nehme mein Weib in die Arme, küsse sie, ihre Hand wischt mir so die Sorgen von der

Stirne. Ich streiche mich an ihr wie ein Kater, sie lacht — da schreit daneben das Pfand der Liebe — aus ist die Geschichte. Können bei der Vorrede anfangen, wenn Sie wollen. Aus, sag' ich Ihnen.

Den ganzen Vormittag wüthet man herum mit dem Mandatar, mit dem Oekonom, mit dem Förster.

Setzt sich zum Mittagsessen, richtig — kaum hat man die Serviette umgebunden — ich binde sie nämlich, alles nach altem Stile — da weint auch mein Pfand der Liebe, weil es nicht von dem Mädchen nehmen will. Mein Weibchen steht auf, füttert das Kind. Aber das Kind verlangt nach dem Fleisch und schreit — fort in's Nebenzimmer und ich kann allein speisen und mir dazu ein Lied pfeifen, wenn ich will, z. B.

Sitzt der Kater
Auf dem Zaun
Und thut mau'n.
Gelt, mein Gesang
Ist gar nicht lang?

Da geht man allenfalls — auf die Entenjagd.

Den ganzen Tag bis an die Knie im Wasser.

Man freut sich auf die Heimkehr.

Nun gut! Man kommt heim, küßt seinem Weibchen rothe Flecken auf Wangen, Nacken, Busen. Man schließt sie in die Arme — da schreit das Pfand der Liebe.

Das Weib springt auf, geht auf und ab, das Kind in den Armen wiegend. La! la! la! hört man's die halbe Nacht und schläft — allein. La! la! la!

Da kommt so ein Jahr.

Es ist Allen so seltsam, es hängt was in der Luft. Jeder weiß es und keiner kann es nennen.

Man sieht fremde Gesichter. Die polnischen Gutsbesitzer fahren hin und her. Der kauft ein Pferd, jener Pulver. Nachts sieht man einen Feuerstreif am Himmel. Die Bauern stehen zusammen vor der Schenke und sagen: „Das ist Krieg, oder die Cholera, oder die Revolution!"

Es kommt über einen wie Kummer. Man spürt auf einmal, daß man ein Vaterland hat, das seine Grenzpfähle tief hineingesenkt in slavische, deutsche und andere Erde. Was wollen die Polaken? denkt man und sorgt um den Adler vor dem Kreisamte, und sorgt um seine Scheune. Man geht Nachts um sein Haus, ob sie einem kein Feuer angelegt haben.

Man will sich aussprechen.

Mit wem? — Mit seinem Weibe. Ha! ha! ha! Heult richtig das Pfand der Liebe, weil ihm eine Fliege auf der Nase sitzt.

Am Horizont ist eine Feuerröthe. Ein Bauer reitet vorbei, schreit: „Revolution!" in den Hof und treibt sein mageres Pferd an.

Im Dorfe läuten sie Sturm.

Ein Bauer nagelt seine Sense grade, zwei kommen, die Dreschflegel auf der Schulter.

Andere treten in den Hof.

„Herr! Sehen wir uns vor — die Polen kommen!" Ich lade meine Pistolen, laß' den Säbel schleifen.

„Mein Weib, gieb mir ein Band auf die Mütze, einen Fetzen meinetwegen!" — Ha! ha! ha! Glauben Sie? — „Mach' fort!" heißt es. „Mir weint, mir stirbt mein Kind! Reit' in das Dorf, verbiet' mir gleich das Läuten! Mach' fort!" — „Oho! Jetzt ist das anders, ich lasse Sturm läuten in allen Dörfern, der Balg soll heulen, weißt Du — das Land ist in Gefahr!"

Endlich ist sie einmal bei mir. Wir sitzen so auf dem Divan, ich den Arm um sie. Da horcht sie, ob sich das Kind nicht regt. „Was hast Du gesagt?" fragt sie nach einer Weile. „Nichts!" sag' ich, „nichts!" aber mein Herz thut mir weh, ich versichre!

„Wo ist Deine Kazabaika, Nikolaja?" — „Ach, bedenke doch, im Haus, beim Kinde!" — Ja freilich! Da wird das Haar nur so zusammengekämmt, da nimmt man das erste, beste Kleid. Wer wird sich für das Haus anziehen! Freilich! — Oft erkenne ich das hübsche Gesicht nicht mehr! Aber das Kind — verstehen Sie. — „Wenn ich mich aufputze, erkennt mich mein Kind nicht. Du wirst doch einsehen?" — Freilich, ich sehe Alles ein, Alles! — Aber wenn Gäste da sind, wissen Sie, da kann das Kind schreien!

Da läuft sie einen Augenblick hinein, schenkt dann den Thee ein, lacht und plaudert, denn was thut man nicht bei uns für Gäste?

Oho! Da ist auch wieder einmal die saftgrüne Jacke mit sibirischen Eichhörnchen ausgeschlagen. „Ich muß mich doch anziehen für die Gäste." — Sehen Sie!

Digitized by Google

Da gehe ich einmal nach langer Zeit auf die Bärenjagd.

Mein Weib wiegt das Kind und wenn ich sie küsse, sagt sie: „Geh' fort! Du weckst das Kind!" — Was mache ich? Ich gehe also.

Mein Heger hat den Bären gesehen — aber da hätt' ich Ihnen beinahe wieder so eine Anekdote erzählt. Also gut! Wir waren in Gefahr, der Heger und ich. Ein Bauer lief voraus.

Ein Tumult im Hause, sag' ich Ihnen, wir kommen an — mein Weib hängt an meinem Hals.

Sie bringt mir mein Kind.

Das Blut, wissen Sie, rinnt mir vom Kopfe. — Das Kind schreit. — „Geh' fort!"

Er zuckte verächtlich die Achsel.

„Es war nicht der Rede werth, das Bischen Blut und die Thränen des armen kleinen Kindes, aber — auch war ja die Gefahr für mich vorüber — die Frauen sind sehr praktisch. — Gut, ich wasche mir das Blut herab. Der Heger, ein alter Soldat, verbindet mich. Aber was glauben Sie, das Pfand der Liebe schreit wieder über mein weißes Tuch. „Geh' fort, fort! Das Kind bekommt Krämpfe, fort." — Freilich, was ist da zu machen? Man wirft sich auf sein Bett und liegt da allein, wie vordem, eh' man ein Weib gekannt.

Der Teufel hol' das Pfand der Liebe! — Gott verzeih' mir die Sünde."

Er machte das Kreuz, spuckte trotzig aus und fuhr fort.

„Das Bärenfell breite ich meiner Frau vor das Bett. Was glauben Sie? Sie schreit auf. „Geh' mir mit dem Fell, es erinnert mich an die Angst meines Kindes." Bedenken Sie, nicht an mein Blut, an die Gefahr! O, die Frauen sind praktisch, verflucht praktisch!"

„Erlauben Sie," sprach ich, „haben Sie Ihrer Frau gesagt —"

„Verzeihen Sie," unterbrach er mich beinahe heftig, seine Nasenflügel flogen auf und ab.

„Ich sagte ihr — o! — Wissen Sie, was sie zur Antwort gab?

„Gut, wozu dann die Kinder?"

Denken Sie, sie wäre im Stande gewesen — man ist der Sclave so eines Weibes. Will man ihr gleich untreu werden? — Nein. — Oder ein Mönch? Auch nicht. Was bleibt, als sich treten lassen.

O, es gab eine Zeit, wo ich mein Kind, — verstehen Sie mich — z. B. so eine Scene.

Ich rauche früh meine Pfeife, eine lange türkische, wie die da, mit einem durchbrochenen Drahtdeckel. Das schreit natürlich gleich nach dem Feuer.

Ich laß es schreien. Meine Frau fiebert schon. „So gib ihm doch" — sie meint den Bernstein — ich aber halte ihm so die rothe glühende Pfeife hin.

Das greift sie und schreit und weint.

„Jesus Maria, das arme Kind!" Ich aber wünsche meiner Frau eine gute Unterhaltung, geh' mit der Büchse auf das Feld und kann mich zu Tode lachen, daß die zurückbleibt bei dem weinenden Kinde mit den verbrannten Fingern.

Damals war mein Gemüth nicht mehr so — ach was! Es geht bereits so! Man thut, was man kann. Aber — belieben Sie selbst nachzudenken.

Z. B. ist Ihnen je eine Uhr plötzlich stehen geblieben? Eine Wanduhr? Na, gewiß! Aber sind Sie ungeduldig?"

„Manchmal."

„Gut, Sie sind also ungeduldig. Die Uhr soll gehen, im Moment. Geben so allenfalls dem Pendel einen Stoß. Richtig, sie geht. Ja wie lange? — Da steht sie wieder. — Noch einmal. — Noch einmal. Steht wieder. Na, wird man ungeduldig. Stoßt nur in sie. Gut — jetzt bleibt sie ganz stehen.

So geht es einem, wenn man sein Herz in Ordnung bringen will, grade so.

Anfangs, verstehen Sie, Bruder, wollte ich mich nur zerstreuen.

Da herum lagen die Husaren.

Machte ich also Bekanntschaft mit den Officieren. Waren Ihnen das Leute! Der Banay z. B., kennen Sie ihn nicht?"

„Nein."

„Oder den Baron Pál. Auch nicht? Aber den Nemethy mit dem spitzen Schnurrbart haben Sie gewiß gekannt?

Einmal fuhren wir zu Dem, dann zu Jenem.

Bei mir waren sie beinahe täglich. Da rauchten wir, tranken unseren Tschai, einer erzählte was; zuletzt spielten wir auch.

Gingen auch viel zusammen auf die Jagd. Ich lernte damals die Schnepfen schießen.

Digitized by Google

Also meine Frau merkte das. Kam zu mir, setzte sich, war stille, endlich Vorwürfe. Ich sage nur: „Meine Liebe, was hab' ich denn zu Hause? — Uebrigens schreit Dein Kind." — Das nächste Mal kommt meine Nikolaja in saftgrüner Kazabaika mit silbergrauem Eichhörnchenpelz, eine stolze Frisur, setzt sich mitten unter die Husaren.

Ich lache; die will mich eifersüchtig machen, dreht sich, schwatzt und girrt. Mich sieht sie gar nicht an. Meine Husaren, wissen Sie — erstens hatten sie Ehre im Leibe, nichts zu sagen; dann hatte keiner Lust — wofür denn auch? — Den Tod oder doch die Gefahr ein Krüppel zu werden — wozu? Wenn man nicht ein Weib so liebt, daß es alles eins, so oder so.

Aber die necken mich. „Was sagst Du dazu, Bruder, Deine Frau läßt sich von uns den Hof machen?" — „Macht ihr nur tüchtig den Hof." Hab' ich recht?

Damals kam aber auch gleich ein Anderer in's Haus — der — Sie kennen ihn nicht.

Er war mir gleich unausstehlich. So blond, wissen Sie, sehr weiß; ein Gutsbesitzer. Ließ sich von seinem Kammerdiener täglich die Haare verbrennen, las den Igor vor, den Puschkin, machte gleich die Action dazu, ein ganzer Komödiant, sag' ich Ihnen.

Also der — der gefiel mir nicht; aber meiner Frau gefiel er."

Seine Stimme war heiser geworden. Je mehr er in Leidenschaft gerieth, um so mehr unterdrückte er seinen Ton; er kam so gepreßt, tief aus der Brust.

„Aber das kommt später.

Es war damals ein lustiges Leben.

Im Winter kamen auch die Gutsbesitzer aus der Gegend mit ihren Frauen. Da gab' es Tanz, Maskeraden, Schlittenfahrten, alles, alles!

Auch meine Frau war lustig.

Dann im Sommer ein zweites Kind. Auch ein Knabe. Beides Knaben. So war das Einvernehmen etwas hergestellt.

Ich sagte Nikolaja einmal — ich saß an ihrem Bett und deckte sie zu, wenn sie sich herumwarf: „Ich bitte Dich, erbarme Dich meiner, nimm eine Amme zu dem Kind." — Sie schüttelt nur den Kopf. Was mach' ich? — Mir kommen die Thränen und ich gehe hinaus. Es war alles vergebens.

Nikolaja beschäftigte sich beinah ein ganzes Jahr wieder nur mit dem Kinde. Wir sprachen selten.

So kam es denn, wenn ich was erzählen wollte, daß ich weit ausholen mußte und meine Frau begann sich mit mir zu langweilen. Da gähnte sie einmal über das andere, die Augen gingen ihr über. Dann war es auffallend, wie leicht wir in Streit geriethen. Sie wollte immer Recht haben.

Wenn ich eines von den Dienstleuten bevorzugte, gleich war es aus dem Dienste gejagd. Natürlich eine Scene. Oder ich finde, ihr läßt das blaue Tuch gut. Richtig! Den nächsten Sonntag geht die Beschließerin damit in die Kirche.

Und immer vor Fremden, das ist so unangenehm. Man will doch seiner Frau nicht Unrecht geben und wieder — man ist doch ein Mann. Und wenn sie immer Partei nimmt für Andere. Immer habe ich Unrecht und der Andere hat Recht. Was sagen Sie etwa dazu?"

Nachdem er heftig zur Seite gespuckt. —

„Oder gar — ich stelle ihr vor — „Liebe Nikolaja, thu' mir das nicht, erbarme Dich." — Richtig, schweigt sie das nächste Mal. — „Und Sie, Gnädige, was sagen Sie?" — „Ich? — Ich sage, was mein Mann sagt." O, tatarische Bosheit!

Sie muß sich zwingen, verstehen Sie, mit mir einer Meinung zu sein. Wenn ich so daran denke, ich begreife nicht, daß ich noch lebe!

Plötzlich verlor ich eine große Summe. Wir spielten hoch, wissen Sie, und ich hatte natürlich Unglück — im Spiele. Einmal verlor ich Ihnen mein ganzes baares Geld, Pferde, Wagen."

Jetzt lachte er herzlich darüber.

„Gut. Ich nahm mich beim Kopfe und sagte: Das hast Du schlecht gemacht. Zog mich auf eine ehrenvolle Art zurück. Freunde, Nachbarn blieben aus.

Nur er kam.

Mich kümmerte es zwar weiter nicht, wissen Sie. Ich begann damals selbst zu wirthschaften, hatte mitunter Glück und wenn man gleichsam so unter der Hand wachsen sieht, was man eben selbst säet, so zieht das in einer Weise an; und endlich ist die Landwirthschaft auch ein Spiel. Man macht seinen Plan, wie beim Spiel, man muß ihn jeden Augenblick nach den

Digitized by Google

Umständen zu verändern wissen und der Zufall spielt auch seine Rolle. Gewitter, Hagel, Frost, Dürre, Krankheit, Heuschrecken.

Wenn ich zum Thee komme, meine Pfeife stopfe, fällt mir ein, das Pferd will beschlagen sein oder ich soll im Obstgarten nachsehen, ob mein Obsthüter stärker ist oder mein Branntwein. Nehme die Mütze, gehe wieder fort und es fällt mir gar nicht mehr ein, daß meine Frau bei den Kindern sitzt.

Man spricht schon so davon, „das ist auch eine Ehe, wie alle anderen sind.“ Selbst der hochwürdige Herr Maziek kam mit großer Salbung! Sein Gesicht, sein Haar glänzten nur; dann auch sein Rockkragen. Sogar auf Stiefel und Elbogen erstreckte sich die Salbung. Er glänzte wie ein Cherub, hob seinen gelben Rohrstock wie einen Schäferstab über mich und noch etwas höher seine Stimme. „Aber, Hochwürden, wenn wir uns etwa nicht mehr lieben, ich und meine Frau?“ — „Oho! Fegefeuer! Das ist es ja eben,“ und lachte, daß ihm der hochwürdige Bauch und die salbungsvollen Wangen wackelten. „Oho! Fegefeuer! Das ist ja eben die christliche Ehe.“

„Aber, Hochwürden, Herr Wohlthäter, sollen wir so leben? Das geht doch nicht.“

„Oho! Fegefeuer! Freilich, das geht nicht. Wofür wäre denn die Kirche da? Wissen Sie, verehrter, verirrter Freund, was das ist, Christenthum?

Allenfalls, wenn Sie so mit einem Frauenzimmer sich erlustigen, ohne sie zu lieben — was wird man sagen? — Der Wüstling! — In der christlichen Ehe versteht sich das von selbst.

Allenfalls, wenn Sie so ein Frauenzimmer zahlen oder geben ihr was, ein Tuch, was weiß ich, da spuckt Jeder aus. Die Dirne da verkauft sich. — In der christlichen Ehe, mein verirrter Freund, versteht sich das von selbst.

Wovon spricht denn so die brave, christliche Ehefrau? Etwa von solchen Lüsten? Fegefeuer! Von ihrer Morgengabe spricht sie und wie der brave, christliche Ehegatte sie kleidet und nährt. Hab' ich Recht?

Liebe? — Da heißt es: Sorge für Dein Weib, ernähre Deine Kinder. Basta! Das ist eine christliche Ehe. Fegefeuer! Das will ich meinen.

Heirathet man der Liebe wegen, frage ich, oder des priesterlichen Segens wegen? Nun? Wenn man der Liebe wegen heirathen würde, brauchte man den priesterlichen Segen gar nicht. Ergo! Das will ich meinen.“ So der Pfarrer.

Es wird mir immer einsamer zu Hause, es treibt mich fort. Nun bleibe ich auf dem Felde draußen, wenn geschnitten wird, setze mich, wenn so die Garben stehen, wie in ein Zelt, rauche und höre den Leuten zu, wie sie singen. Gehe in den Wald, wenn Holz geschlagen wird und schieße ein Eichkatzel. Kein Markt im ganzen Kreise, den ich nicht besuchen würde. Auch nach Lemberg fahre ich oft, besonders zur Zeit der Contracte. Bleibe Wochen vom Hause.

Es versteht sich endlich von selbst, daß wir — wissen Sie — kurz, daß wir so eine christliche Ehe führen. Meinem Nachbar leuchtet das allerdings nicht ein. Der meint, man könne täglich sein Herz brennen lassen, wie seine Haare, der sitzt richtig den halben Tag bei meiner Frau, besonders, wenn ich nicht daheim bin. Wenn ich auf den Jahrmarkt fahre oder nur auf die Jagd — gleich ist er da.

„Ist mein Freund“ — er pflegte mich so zu nennen, also bleiben wir dabei — „ist mein Freund nicht zu Hause?“ — „Nein!“ — „Das thut mir doch sehr leid.“ — Merken Sie — der Iltis — und setzt sich nieder und declamirt den Puschkin. Im Gespräche dann: „Aber er ist doch nie zu Hause. Hm!“ — „Nie!“ — Schüttelt nur den Kopf und die Frau — o Gott, Sie wissen ja — die lamentirt ihm nach; so Anspielungen, und er schüttelt immer nur den Kopf und zieht theilnehmend die Luft durch die Nase. Spricht so im Allgemeinen von den Männern, so belehrend und unterhaltend, wissen Sie, traut sich aber nicht, dabei entschlossen auszuspucken, sondern hüstelt nur etwas in sein Tuch.

Mir, verstehen Sie, macht er eine ganze Scene, daß ich meine Frau vernachlässige, und was für eine Frau! Eine schöne Frau, eine Frau, die so ein Gemüth hat, pures Gemüth, und eine geistvolle Frau, die den Puschkin liest, wie ein Gebetbuch.

Das ist leicht zu sagen. Du hast sie beim Samowar, Freund, im Eichhörnchenpelz und lebhaft wie ein Eichkatzel und ich — ah! lassen wir das gehen.

Sie läßt sich von ihm also ganze Bücher

vorlesen, bekommt dadurch so Ideen und seufzt, wenn von mir die Rede ist.

Und was ist denn eigentlich? Was haben wir uns etwa gethan? — „Wir verstehen uns nicht," sagt sie, wissen Sie, wörtlich aus einem deutschen Buch, wörtlich, sag' ich Ihnen; da haben Sie diese Ideen.

Einmal Nachts komme ich auf diese Weise zu Hause, von einer Licitation von Dobromil, wissen Sie.

Meine Frau sitzt auf dem Divan, den einen Fuß oben und hält das Bein mit den Händen, so verloren vor sich hin.

Mein Freund war eben da. — Meine Frau hat ihren Eichhörnchenpelz und dann — rieche ich ihn. Einen Augenblick möchte ich mich ärgern, aber ich lasse es bleiben. Meine Frau gefällt mir so, ich küsse ihr die Hände und streiche den Pelz an ihrer Jacke. Auf einmal sieht sie mich an, so ein Blick — so fremd, ich staune nur.

„Das kann nicht so bleiben," sagte sie ganz plötzlich. Ihre Stimme war ganz heiser. Dann zwang sie sich, laut zu sprechen. — „Was ist Dir nur?" — „Du kommst nur noch in der Nacht zu mir," schreit sie auf, „einer Maitresse macht man doch den Hof und — ich — ich — ich will Liebe!" — „Liebe? lieb' ich Dich denn nicht?" — „Nein!" Setzt sich zu Pferde und jagt davon.

Ich suche sie die ganze Nacht, den ganzen Tag.

Wie ich am Abende zurückkehre, steht ihr Bett bei den Kindern und ich schlafe allein.

Ich hätte sollen auftreten, das ist wahr — aber — da war ich zu stolz, da dachte ich, es wird sich schon geben — dann unsere Frauen! Ja, da war ein deutscher Canzlist beim Kreisamte. Seine Frau läßt sich Liebesbriefe schreiben von einem Rittmeister. „Was hast Du da, meine Liebe?" Nimmt ihr den Brief aus der Hand, liest ihn und prügelt auch schon zugleich seine Frau. Prügelt sie fort, was sag' ich? — Prügelt sie so lange, bis sie ihn wieder liebt. Das war eine glückliche Ehe.

Aber ich! — Ich war ein Sclave. Wäre ich nur damals gleich aufgetreten. Aber jetzt ist alles Fisch.

Wir sagten uns also jetzt: Guten Morgen, und: Gute Nacht. Das war alles. Gute Nacht. Das waren Ihnen Nächte. Ich hätte mich täglich können heilig sprechen lassen.

Damals begann ich wieder auf die Jagd zu gehen.

Ich war ganze Tage im Walde.

Es war damals ein Heger; er hieß Irena Wolf, ein seltsamer Mensch. Er liebte alles Lebendige. Er zitterte nur so, wenn er ein Thier entdeckte und tödtete doch ein Jedes.

Dann hielt er es etwa in der Hand, sah es an und sagte mit einer Stimme, die so traurig war: „Ihm ist wohl! Ihm ist wohl!"

Er hielt das Leben für eine Art Unglück. Ich weiß nicht, ein seltsamer Mensch. Aber ich erzähle Ihnen ein anderes Mal von ihm. — Da nahm ich in meine Torba etwa ein Stück Brod und Käse, füllte meine Jagdflasche mit Branntwein und ging so fort.

Dann legten wir uns wohl am Waldrand nieder. Irena ging auf das Feld, grub Erdäpfel aus, machte ein Feuer und briet sie in der Asche. Man ißt so, was man hat.

Wenn man so im stillen, schwarzen Hochwald streift, dem Wolf, dem Bären begegnet, den Adler brüten sieht, die feuchte, schwere, kühle Waldluft athmet, in der so der herbe Duft schwimmt, auf einem abgehauenen Baume Tisch hält, in der Berghöhle schläft, im schwarzen See badet, der keinen Grund hat, keine Wellen schlägt und dessen glatte, nachtdunkle Fläche die Strahlen der Sonne wie das Licht des Mondes verschlingt — da hat man keine Gefühle mehr, da werden die Gefühle zu Begierden — man ißt aus Hunger und man liebt aus Trieb.

Die Sonne geht unter. Irena sucht Schwämme.

Da sitzt ein Bauerweib auf der Erde.

Der matte blaue Rock deckt nicht die kleinen staubigen Füße, das schmutzige Hemd fällt halb von den Schultern.

Um sie duftet es von Thymian; sie hat den Kopf in beiden Händen auf die Knie gestützt und starrt so vor sich. Ein Leuchtkäfer hat sich in ihr dunkles Haar gesetzt; das fließt nur ungekämmt aus dem rothen Kopftuch über den Rücken.

Ihr Gesicht hebt sich von der Seite vom rothen Abendhimmel beinah dunkel ab, scharf, wie ausgeschnitten. Ihre Nase ist

schwungvoll, fein, wie die eines Raubvogels, und wie ich sie anrufe, stößt sie auch einen Schrei aus, wie ein Gebirgsgeier, und ihre Augen zischen gegen mich auf, ihre Blicke schwimmen einen Augenblick wie Naphtaflammen über ihren Augen.

Ihr Schrei tönt fort — die steile Felswand gibt ihn zurück, der dichte Wald noch einmal, noch einmal das ferne Gebirge. —

Ich bin beinah erschrocken vor dem Weibe.

Sie bückt sich, pflückt Thymian und zerrt das rothe Kopftuch über das rothbegossene Gesicht.

„Was ist Dir?“ frage ich.

Sie antwortet nicht, sondern gießt die melancholischen Töne einer Doma, wie Thränen, in die Luft.

„Was fehlt Dir?“ sag' ich. „Hast Du einen Schmerz, eine Trauer?“ — Sie schweigt. — „Nun, was hast Du?“ Sie sieht mir in's Gesicht, lacht und läßt wieder die langen Wimpern wie dunkle Schleier über ihre Augen herabfallen.

„Nun, was fehlt Dir?“ — „Ein Schafspelz,“ sagt sie leise. — Ich lache. „Warte, vom Jahrmarkt bringe ich Dir einen.“ Sie verbirgt ihr Gesicht. — „Aber das gibt einen schlechten Geruch. So ein neuer Schafspelz! Weißt Du was, ich geb' Dir lieber eine Sukmana, was meinst Du, mit Kaninchen, mit schwarzen — oder mit weißen, milchweißen.“

Sie sah mich erstaunt an, nicht eben ernsthaft, zog etwas die Augen zusammen und ihre Lippen tanzten so um die großen, weißen Zähne. Dann floß es langsam von den Mundwinkeln über die Wangen und das Lachen der Spitzbübin zuckt plötzlich über das ganze Gesicht.

„Nun, was lachst Du?“

„Nichts.“

„Nun sag', willst Du die Sukmana — nicht? — Wie wäre die mit Kaninchen, mit milchweißen Kaninchen?“

Plötzlich steht sie auf, richtet ihren Rock. „Nein!“ sagt sie. „Wenn Sie mir eine geben wollen, soll sie mit silbernem Pelz sein.“

„Mit silbernem, wie?“

„Nun, wie die gnädigen Frauen ihn tragen.“

Ich sah sie an.

Die Selbstsucht lag sonnig auf ihrem Gesichte, wie Unschuld. Sie küßte ihre Seele, ihre Begierden so gedankenlos, wie sie ein Heiligenbild küßte — da war einmal kein Princip oder etwa eine Idee! Oder sonst! Sie hatte die Moral eines Habichts und die Gesetze des Waldes. Christenthum hatte sie nicht mehr als eine junge Katze, welche manchmal mit der Pfote kreuzweis über die Nase fährt.

Ich brachte ihr richtig die Sukmana aus Lemberg und — Sie werden mich auslachen — ich verliebe mich in das Weib.

Das war so ein Roman; man findet nicht seinesgleichen.

Wie der erste Schuß fiel — war sie da.

Ich kämmte ihr das Haar jetzt mit meinen Fingern und wusch ihr die Füße an dem Waldbach, sie aber spritzte mir das Wasser in's Gesicht.

Es war ein seltsames Geschöpf.

Ihre Coquetterie hatte etwas Grausames. Sie quälte mich in tiefster Demuth, wie mich nie der Uebermuth einer Dame gequält hat.

„Aber erbarmen Sie sich, Herr! Gnädiger! Was soll ich mit Ihnen anfangen?“ Und sie konnte endlich mit mir anfangen, was sie wollte.“

Wir schwiegen Beide einige Zeit.

Die Bauern, der Kirchensänger, hatten die Schenke verlassen. Der Jude hatte seine Gebetriemen umgeschnallt und war damit eingeschlafen. Er sang im Traume leise durch die Nase und nickte dazu im Takte mit dem Kopfe.

Sein Weib saß an dem Schenktisch. Der Kopf war in die Hände gesunken, die kleinen Finger hatte sie zwischen die Zähne gesteckt, die schläfrigen Augen waren halb geschlossen, aber ihr Blick hing unverwandt an dem Fremden.

Der legte seine Pfeife weg, machte sich Luft.

„Soll ich Ihnen die Scene erzählen mit meiner Frau? — — Sie erlassen es mir. Meine Frau kränkelte einige Zeit. Ich blieb zu Hause, las. Einmal ging sie durch das Zimmer und sagte leise: „Gute Nacht.“ Ich stand auf, da war sie auch wieder fort — ihre Thüre fiel in's Schloß. Es war vorbei.

Zu jener Zeit hatte ich einen Proceß mit der Herrschaft von Osnowian.

Ehe Du das Gericht vorspannst und den Advocaten kutschiren läßt, dachte ich, spannst Du Deine Pferde ein und fährst selbst hin.

Digitized by Google

Wen finde ich? Eine geschiedene Frau, die auf ihrem Gute lebt, weil sie die große Welt anekelt; eine moderne Philosophin.

Sie nannte sich Satana und war ein allerliebstes kleines Teufelchen. Sie sprang nur gleich bei jedem Worte und hatte Augen wie Irrlichter.

Ich verlor natürlich den Proceß, aber gewann dafür ihr Herz, ihre Küsse.

Ich liebte meine Frau noch immer.

Meine Frau indeß fieberte von Haß und Liebe gegen mich. Ihr Herz war wie eine jener Blumen, welche nur im Schatten blühen; es überquoll jetzt von wilder Zärtlichkeit. Sie war erfinderisch, sich dadurch zu verrathen, daß sie sich zu sehr verbergen wollte. Sie legte mir eines Tages einen Brief auf den Tisch, welchen der Kosak meiner Geliebten gebracht hatte und lachte auf — aber ihr Lachen brach so mitten entzwei, das war beinah häßlich.

Aus zu viel Liebe wendete ich mich von ihr und sie seufzte nach Rache aus leidenschaftlicher, verschmähter Liebe.

Wenn sie ging, so war es mit einer Hast. Sie schrie aus dem Traume, sie schlug die Dienstleute, die Kinder.

Auf einmal war sie verändert.

Sie schien gefaßt, befriedigt. Ihr Auge ruhte so eigenthümlich gesättigt auf mir und doch zuckte es wie Schmerz durch ihr stolzes Lachen.

Mein Heger kam.

„Der Herr geht gar nicht mehr in den Wald. Ich kenne einen Fuchs über der Mosrinne und tüchtige Schnepfen" — diese schoß ich nämlich besonders gern — „und sie — sie wartet bei dem Steine. Thun Sie dem armen Weib die Gnade."

Ich nehme die Flinte und gehe mit ihm bis an den letzten Zaun des Dorfes.

Dort faßt mich eine namenlose Angst; ich lasse meinen Heger und laufe beinah nach Hause.

Ich schäme mich fast — gehe leise auf den Fußspitzen — da hör ich —"

Er strich mehrmals die Haare aus der Stirn.

„Es ist nicht zu erzählen. — Ich reiße die Thür auf und meine Frau liegt —" Ich störe vielleicht," sage ich und schließe wieder die Thüre.

Was thu' ich?

Es ist einmal so bei uns. Der Deutsche freilich behandelt die Frau wie eine Unterthanin, wir aber unterhandeln mit ihr auf gleichem Fuße, wie ein Monarch mit dem andern.

Wir denken nicht: Du kannst thun was Du willst, die Frau muß zufrieden sein. Bei uns hat der Gatte kein Privilegium, wir haben für Mann und Weib nur ein Recht.

Thust Du mit jeder Schenkdirne schön, so mußt Du dulden, daß Deine Frau sich von Jedem Artigkeiten sagen läßt.

Liegst Du in den Armen einer Fremden, dann schweige nur, wenn Dein Weib einen Andern umarmt.

Hatt' ich also ein Recht?

Nein, ich hatte es nicht.

Ich trat also zurück und ging vor der Thür meiner Frau auf und ab.

Ich fühlte eigentlich gar nichts, es war alles starr, still, ganz still!

Ich sagte mir immer: Hast Du nicht dasselbe gethan? Du hast kein Recht, Du hast kein Recht.

Jetzt kommt er heraus.

Ich sage: „Mein Freund, ich habe Euch nicht stören wollen, aber weißt Du nicht, daß das mein Haus ist?" Er zitterte, auch seine Stimme zitterte. „Thu' mit mir, was Du willst," sagte er.

„Was soll ich mit Dir thun? — Aber hast Du so eine Idee von Ehre? — Wir müssen also ein paar Kugeln wechseln. Ich leuchtete ihm noch die Treppe hinab. Dann ritt ich zu Leon Bodoschkan; er sollte mir Zeuge sein.

Er lächelte trüb. „Es ist eigentlich eine Dummheit," sagte er, „aber bis morgen Früh soll alles in Ordnung sein — thu' mir nur die Liebe, und lies mir heute Nacht diese Blätter da." Damit gab er mir diese Papiere. Sehen Sie, und ich trage sie seitdem immer bei mir. Merkwürdiger Mensch das!

Ich las sie also.

Eigentlich wozu?

Ich forderte den Liebhaber meiner Frau, aber eigentlich hatte es nichts zu bedeuten.

Ich war im Unrecht, ich wußte es also, aber die Ehre — nun, Sie wissen. Aber es hatte alles nichts zu bedeuten.

Ich wußte, daß er nicht treffen würde. Er konnte auf funfzehn Schritt einen Heuschober nicht von einem Spatzen unterscheiden — und ich — nun, ich schieße gut.

Ich konnte Rache nehmen. Ich konnte

Digitized by Google

ihn tödten, Niemand hätte ein Wort gesagt — aber ich hatte kein Recht und schoß vorbei. Denn ich war, wie gesagt, ebenso schuldig, als er oder mein Weib.

Damals dachte ich daran, mich von meiner Frau zu trennen. Aber die Kinder! Das ist es. Das schmiedet paarweise uns zusammen für die Ewigkeit und treibt uns fort im Sturmwind, wie in der Hölle Dante's die Verdammten.

Nun, so blieben wir denn zusammen.

Er betrat mein Haus nicht mehr, aber sie sahen sich bei einer Freundin; es gibt so gute Seelen in der Welt, und ich schoß wieder meine Schnepfen.

Ich begann die Frauen jetzt anzusehen wie eine Art Wild, dessen Jagd beschwerlicher, aber auch lohnender ist.

Wissen Sie, wie man die Schnepfen schießt? — Nicht? — Man muß also wissen, wie fliegt der Schnepf?

Er fliegt auf, macht drei Stöße wie ein Irrlicht: Zick! Zack! Dann vorne aus.

Das ist der Augenblick. Da halte ich grade hin und der Schnepf ist mein.

So etwa auch die Frauen.

Wenn man gleich losdrückt — aus ist es. Hat man aber einmal das Tempo, bekommt man Jede.

Zu Hause war Frieden.

Die Kinder liefen schon herum und denken Sie — jetzt hatte ich sie lieb. Ich liebte sie, weil meine Frau sie liebte.

Oft dachte ich, unsere Liebe ist da lebendig geworden und läuft herum und spielt und lacht — und es wurde mir seltsam zu Muthe.

Dann kam es wieder über mich wie Bosheit. Ich verlangte, daß die Kinder mich lieber haben sollten als die Mutter, daß sie mich allein lieben sollten.

Da nahm ich sie zum Kamin, ließ sie auf meinen Knien reiten, erzählte ihnen Märchen, sang ihnen Lieder, die das Volk singt, erzählte ihnen Anekdoten, wie etwa ein Jäger erzählt. Und das war wirklich merkwürdig. Ich hatte nämlich — allerdings — Sie wissen ja — ich hatte noch ein Kind bekommen, es war das Kind eines fremden Mannes. Ein Mädchen, Sie glauben nicht, wie ähnlich meiner Frau, ganz sie.

Man sagt gewöhnlich, die Mädchen sehen dem Vater gleich, die Söhne der Mutter. Ich habe es nicht erlebt. Der eine ist der Großvater, den andern weiß ich gar nicht, wo ich ihn hinthun soll; den hat meine Frau aus einem Roman. Keiner meiner Söhne hat etwas von der Mutter; aber das — fremde Kind, das Mädchen.

War es, daß sie damals nur an sich und ihre Rache dachte?

Also das Kind hängt sich an mich mit einer Liebe und wußte doch, daß es mir verhaßt war.

Wenn ich erzählte, bat es leise und setzte sich dann auf ein Schemelchen in die dunkle Ecke, hörte zu und seine Augen leuchteten.

Ich schrie es oft an, daß es zitterte. Wenn ich fortging, stand es in der Ferne und sah mir nach. Wenn ich kam, lief es mir entgegen und erschrack dann über sich selbst. Einmal sagte der Bub: „Der Bär wird den Vater noch umbringen.“ — Da sprang es auf und hatte die Augen voll dicker Thränen.

Es war mir, als wäre das meine Frau, die sich angstvoll an mich drängte, die mich um Verzeihung flehte und um mich weinte.

Einmal sagte ich zu dem Kinde: „Komm doch zu mir.“ Da ward es purpurroth und lief davon.

Langsam wurden wir die besten Freunde.

Keiner meiner Buben war so wie ich.

„Möchtest Du Füchse schießen?“ „Ja,“ sagt der Bub, „wenn es nicht so knallen möchte.“

Wenn ich so erzählte von einem Bären: „Nun, er kam auf mich zu. Was glaubst Du, was ich that? Sagt der Bub: „Du bist fortgelaufen.“ Das Mädchen aber lacht nur.

Oft nahm sie ein Wolfsfell und schreckte die Beiden, die sich unter den Rock der Mutter versteckten. „Kennt ihr denn die Schwester nicht?“ — „Mutter,“ sagten sie, „sie ist dann ein wirklicher Wolf; ihre Augen funkeln so und sie heult, daß es ein Vergnügen ist.“

War ich fort vom Hause, trieb das Kind unruhig im ganzen Hause herum. „Wenn der Vater nur nicht umwirft.“ — „Wie soll er umwerfen?“ — „O, ich kenne die Walachen, die braunen; es sind wilde Thiere. Oder wenn der Bär —“

„Der Vater schießt ihn grade auf den weißen Brustfleck,“ sagt mein Bub ganz sachverständig. — „Wenn er ihn nicht trifft!“ „Ah, er wird ihn schon treffen.“

Digitized by Google

Wie das Mädchen größer wird, wirft es sich auf die Erde und wälzt sich und weint.

So nahm ich sie endlich mit.

Ich hatte das kleine Gewehr — meine Frau hatte damit geschossen — kaufte ihr eine Jagdtasche, nahm sie mit.

Das Mädchen hatte Ihnen Muth, Muth wie ein Mann. Nein, wie kein Mann! Wie soll ich Ihnen das erklären.

Wie es so durch das Dickicht brach, sag' ich: „Nun, wenn es uns schlecht geht?" — Sie lachte nur. — „Ich bin ja bei Dir." Sie fürchtete nur um mich.

Im Hause fieberte sie vor Angst; vor dem Wolf war sie ruhig, wie vor einer Henne, sag' ich Ihnen. Und wie wir uns verstanden. Ich brauchte beinah nicht zu sprechen. Sie verstand mein Auge, jeden Zug, jede Bewegung.

Und doch sprachen wir so gern.

Wenn das Wild dalag, Irena dabei kniete, es ausweidete, dann saßen wir zusammen und die Welt war uns ein Bilderbuch, das ich meinem Kinde zeigte — und es war doch nicht mein Kind! Aber es war mein Kind und ich hatte es lieb.

Auch meine Frau liebte das Kind leidenschaftlich, und je mehr es sich an mich hängte, desto leidenschaftlicher.

Wenn ich das Kind mitnahm, kniete sie nieder, küßte es und sagte leise: „Bleib bei mir." Aber es schüttelte den Kopf. Ich lachte, und weit weg vom Hause, im tiefen Walde, erinnerte ich mich noch, und freute mich, wenn das Kind bei mir war und die Mutter im Hause fast verging vor Angst.

Wenn meine Frau dem Mädchen etwas zu nähen gab, that es nur so, legte die Arbeit plötzlich weg und lief fort — mein Gewehr zu putzen.

Oder die Frau sagte ihr etwas. Das Kind sah auf mich und rührte sich nicht.

Einmal schreit meine Frau auf: „Er ist nicht Dein Vater." „Dann bist Du nicht meine Mutter," sagt das Kind ruhig. Sie wird bleich, schweigt fortan und weint nur manchmal. So ein Unsinn! Wer wird da Thränen vergießen? Die Welt ist so lustig!"

Er stürzte das letzte Glas Tokai hinab.

„Lustig! — Da sagt — der — der" er fuhr über die Stirn — „richtig, der Karamsin — der große Karamsin — er ist eigentlich ein Großrusse — aber das thut nichts — der große Karamsin! — Wie sagt er denn nur? Wissen Sie das nicht?"

Er griff in sein Haar, als wollte er in seinem Kopfe wühlen.

„Richtig! Richtig!

Alle Weisheit meines Lebens
Hat das Eine mich gelehrt:
Lieb' ist sterblich! Ganz vergebens
Hoffst Du, daß die Liebe währt!

Bist Du treu, sie lachen Deiner,
Aendern wie die Moden sich,
Aenderst Du Dich, keift gemeiner,
Eifersücht'ger Neid um Dich.

D'rum vermeide Hymen's Falle,
Hoffe nie: ein Weib sei Dein!
Aber lieb' und täusche Alle,
Um nicht selbst getäuscht zu sein!

So ist es:

Hoffe nie: ein Weib sei Dein!
Aber lieb' und täusche Alle,
Um nicht selbst getäuscht zu sein!

Da könnte ich Ihnen allenfalls jetzt meine Abenteuer erzählen.

Abenteuer, Abenteuer, sag' ich Ihnen. Abenteuer wie — was gleich?

Da habe ich jetzt z. B. ein Verhältniß mit einer jungen Frau. Was die verliebt ist! Eine Dame, eine ganze Dame.

Aber mir thut der Kopf etwas weh. —

Ich habe noch eine Geliebte jetzt. Sie ist das Weib eines Räubers. Ihr Mann ist gehenkt worden, sie selbst — was weiß ich? Was kümmert mich das? — Sie kann nicht einmal lesen. Wir reden auch nicht viel zusammen, aber lieben uns — wie die Wölfe."

„Und wie ist Ihr Verhältniß zu Ihrer Frau?" fragte ich, nachdem er lange still war.

„Nun — wir sind artig zusammen," antwortete er. „Manchmal wenn ich — wenn ich denke — an diese Zeit — an sie — da — da — bekomme ich Kopfweh — Kopfweh. — — Aber jetzt sind wir lustig, lustig, lustig!"

Er warf die Weinflasche an die Wand, daß der Jude aus dem Schlafe aufschrack und sich die Gebetriemen über die Nase herabriß.

„So, jetzt ist mir wohl," sagte er, knöpfte seinen Rock auf, „wohl, lustig!

So ist das Leben. Wenn wir so sind — dann ist uns wohl. Lustig, lustig!"

Er stellte sich mitten in die Schenke, die

Digitized by Google

Arme coquet eingestemmt und begann den Kosak zu tanzen, indem er selbst dazu die kindlich-wilden, bacchantisch schwermüthigen Melodien sang.

Bald saß er am Boden und warf die Füße wie etwas Ueberflüssiges von sich, bald sprang er bis zur Decke und drehte sich nur so in der Luft.

Jetzt stand er stille, die Arme auf der Brust verschränkt und wackelte so traurig mit dem Kopfe. Jetzt packte er ihn mit der Hand, als wolle er ihn hinabreißen und jauchzte auf, wie ein Adler jauchzt, wenn er in die Sonne fliegt.

Ich stand und sah ihm zu und je mehr ich ihn beobachtete, um so besser verstand ich den Zwiespalt seines kindlich zutraulichen Wesens, das mit Wolf und Bär fertig werden konnte, dem aber die Räthsel der menschlichen Natur, jener ewigen Sphinx mit dem klugen Kopfe und dem Thierleibe, unbezwinglich blieben.

Plötzlich wurde die Thür aufgerissen und ein alter, würdiger Bauer im braunen Sierak, mit langen weißen Haaren, Schnurrbart und schlauen Augen trat ein.

Es war Simion Ostrow, der Richter.

Ein wehmüthiges Lächeln glitt über sein fahles Gesicht, als er uns erblickte.

„Herren! Wie lange seid Ihr da?“ sagte er gutmüthig. „Gewiß lange? Nun, ich kann nichts dafür.“

„Können wir also fahren?“ fragte der Bojar.

„Gewiß,“ sagte Simion, der Richter.

„Freilich, ist es eigentlich zu spät,“ fuhr der Andere fort, „ich meine für mich — aber Sie vielleicht. Gott sei mit Ihnen; bleiben Sie gesund.“

Lustig strich er der Jüdin um das Kinn, das rothe Blut floß ihr in's Gesicht.

Er ging und kehrte noch einmal zurück. Er drückte meine Hand.

„Ah, was denn!“ rief er. „Das Wasser kommt mit dem Wasser zusammen und der Mensch mit dem Menschen.“

Ich stand auf der Schwelle, wie er davonfuhr.

Er grüßte noch einmal. Dann war er fort.

Ich wendete mich zu dem Juden.

„O, er ist ein lustiger Mensch,“ jammerte dieser, „ein gefährlicher Mensch; sie heißen ihn: Don Juan von Kolomea.“

Johannes Augusta

der Brüderbischof.

Von

Siegfried Kapper.

Es war gegen das Ende des ersten Viertels des XVI. Jahrhunderts. Der Abschluß der Hussitenkämpfe vor neunzig Jahren hatte dem Königthum damals zum Siege über das Volksthum, der Aristokratie zum Siege über die plebejischen Wagenburgen verholfen; der Sieg des Fischerrings über den Kelch war jedoch vorläufig dahin gestellt geblieben. Der Landfriede zwar war proclamirt, aber die feindlichen Lager, hier Papisten, dort Kelchner, standen nach wie vor einander gegenüber. Die Katholiken während dieser permanenten Kriegsbereitschaft waren entschieden im Vortheil. Das System, wofür sie einstanden, war ein fertiges, unantastbar in sich abgeschlossenes, das kein Feilschen zuließ, und daher seine Angehörigen als bedingungslos Unterworfene in geketteter Phalanx zusammenhielt. Die Kelchner ihnen gegenüber befanden sich im selben Maße im Nachtheil. Die Ideen, für welche sie stritten, waren zu einem systematischen Abschluß noch nicht gelangt. Die freigegebene Speculation, hatte dazu zwar die Bahn geöffnet, allein über den verschiedenen Wegen, die man zum Ziele einschlug, war man auseinander gekommen, und bot dem Gegner das Schauspiel einer zwar zahlreichern, aber unter verschiedenen Führern und Feldrufen in gesonderten, von einander unabhängigen Haufen kämpfenden Armee, die man nur partienweise zu schlagen braucht, um sie schließlich ganz zu bewältigen. Als Extreme dieser Zerklüftung waren einander insbesondere zwei Fractionen entgegengetreten: die gemäßigten Utraquisten, die den Papisten am meisten sich genähert und die Brüder, die das ausschließliche Recht in Anspruch nahmen, als die wahre Nachfolge Hußens anerkannt zu werden. Zwischen beiden stand die große Masse der progressistischen Utraquisten, jedem Vergleiche mit dem Papismus entschieden abgeneigt, und vielmehr bestrebt, dem Kelche in ihrer Auffassung die größtmöglichste Ausbreitung zu gewinnen.

Die Grundidee des Brüderthums, das

Digitized by Google

sonach das radicale Kelchnerthum repräsentirte, war die unbedingte Ablehnung allen weltlichen Einflusses auf Dinge des Glaubens, die vollständigste, ideale Scheidung des Irdischen vom Himmlischen, der Kirche vom Staate, und um diese leitende Idee um so entschiedener zum Ausdruck zu bringen, die Verneinung des Werthes weltlicher Dinge und Potenzen überhaupt. Daher die ausnahmlose Unzulässigkeit jeglichen Zwanges, jederlei materiellen Angriffes oder auch nur Widerstandes als einer Concession an den Werth jener, dem Glauben abbrüchigen Factoren — die Unstatthaftigkeit des Eides — die Zurückweisung jedes Uebergewichtes von Besitz und Macht innerhalb der Gemeinschaft der Gläubigen. Gutes Beispiel und Belehrung sind die einzigen der Menschheit würdige Waffen, Krieg und Streit der Würde des Menschen entgegen, Arbeitsamkeit, Mildthätigkeit, Mäßigkeit, Duldsamkeit gegen Andersdenkende, Ergebenheit in die Geschicke und passiver Gehorsam gegen die factische Obrigkeit unerläßliche Pflichten. Reichthümer aufhäufen und Aemter anstreben ist ebenso unchristlich wie von anderer Stirnen Schweiße sich mästen. Der Erste, der den Gedanken einer Vereinigung Gleichgesinnter auf Grundlage dieser Lehre angeregt, war ein schlichter, aber unterrichteter, in ländlicher Zurückgezogenheit lebender Mann, Peter von Cheltschitz, — der Organisator dieser Vereinigung, die rasch genug um sich griff, des letztern Jünger, der ehemalige Barfüßermönch Gregor, ein ascetischer Charakter von höchster Sittenstrenge, der die Aufgabe seines Lebens darein gesetzt, seines Meisters Lehre durch Wort und Schrift zu verbreiten und, selbst jede Würde ablehnend, den Zusammenhalt des Bundes durch Errichtung einer obersten, wesentlich geistlichen Leitung zu sichern, — der eigentliche Theologe derselben nach Gregor's Tode der Prager Baccalaureus Lucas. Ein zwanzigjähriger Jüngling, war dieser unmittelbar von der Universität weg der Vereinigung beigetreten, nicht ohne Besorgniß der Brüder, die für den Frieden und das Gedeihen der Unität mehr noch, als von den Reichen und Mächtigen von den Gelehrten fürchteten. Die Besorgniß hatte in den Thatsachen bald die glänzendste Widerlegung gefunden. Niemand vor ihm und niemand nach ihm hat mit so ernstem Eifer die wissenschaftliche Begründung der Brüderlehre sich angelegen sein lassen. Sein Werk war die Errichtung von Buchdruckereien für den ausschließlichen Dienst der Unität, — sein untadelhaftes Beispiel erschloß den besitzenden und einflußreichen Classen den Eintritt in dieselbe, — ihm verdankte diese, daß sie den Verfolgungen, die das Ketzermandat König Vladislav's über sie verhängte, nicht nur nicht erlag, sondern nur um so gefestigter und verbreiteter aus denselben hervorging. Er nahm, als er, 1528, starb, das Verdienst mit, das Brüderthum in ein System gebracht und gegen Utraquisten wie Papisten ebenso muthig als gelehrt vertheidigt zu haben. Die Aufgabe, demselben nun auch die Anerkennung der Welt zu erringen, war der Inhalt seines Testamentes.

So zur Eingangs angedeuteten Zeit standen die Dinge, als, beinahe gleichzeitig, zwei Männer, der eine in die Unität, der andere ihr gegenüber traten, berufen, in die Geschicke dieser Verbindung auf's Tiefste einzugreifen und nebenher Einer der Alp des Andern zu sein, bis der alles abschließende Tod fast ebenso gleichzeitig sie Beide zur Ruhe brachte: der Eine der durch die freie Wahl der Stände 1526 auf den Thron Böhmens berufene Schwiegersohn König Vladislav's, Ferdinand I., der spanische Habsburger und strenge Katholik, — der Andere der Sohn eines Prager Hutmachers, Johannes Augusta, ein aufgeweckter junger Utraquist, Autodidakt, der, um 1500 geboren, nicht minder von That- und Schaffensdrang wie von religiösem Bedürfniß getrieben, 1524 der Unität sich angeschlossen.

Wessen die Brüder von König Ferdinand sich zu versehen hatten, darüber konnten sie keinen Augenblick einer Täuschung sich hingeben. Der Bruder Karl's V. hatte gleich von vornherein die Aufrichtung der absoluten Autorität in Kirche wie in Staat auf das Programm seiner Regierung gesetzt. Er hatte den Ständen bald genug zu verstehen gegeben, wie lästig sie ihm seien, und gewann er sich auch die Ueberwindung ab, die Utraquisten, da die Compactaten nun einmal zu Recht bestanden, einstweilen gelten zu lassen, so kannte er doch für alle andere Ketzerei um so weniger irgend welche Schonung oder Rücksicht. Am allerwenigsten aber hatte das Brüder-

Digitized by Google

thum vor den Augen des Fürsten Gnade zu erhoffen, während dessen Anwesenheit zu Prag ungescheut gepredigt werden durfte, einen „Pikarden," d. i. einen „Bruder" erschlagen, sei bei weitem weniger Sünde, als einen Hund tödten. Die Bedeutung Johannes Augusta's für die Unität sollte bald nicht minder unzweifelhaft zu Tage treten. Einer solchen Gefahr gegenüber konnte es nämlich nicht lange fehlen, daß der brüderische Grundsatz der passiven Fügung in Frage kam. Es regte sich, namentlich unter den jüngern Angehörigen der Unität, eine ernste Opposition, die, für den unvermeidlichen Kampf die Vortheile einer Allianz mit der reformatorischen Bewegung in Deutschland ermessend, sich bald zu einer wohlorganisirten, streitbaren Defensive zu entwickeln hoffte. Die Seele nun und der Träger derselben zu sein wurde die Mission Augusta's. Er nahm im September 1529 das Diakonat, bald darauf die Weihe zum Priester, und eröffnete sofort, nach Benatek auf die Güter des Herrn von Donin zur brüderischen Seelsorge berufen, seine Thätigkeit in der gedachten Richtung. Der Moment war in hohem Grade günstig. König Ferdinand, von den Türken bedrängt, bedurfte der böhmischen Contingente, und sah deshalb bei dem besten Willen sich genöthigt, sein Lieblingswerk, die Ausrottung des Ketzerthums, einstweilen auf sich beruhen zu lassen. Mit offenkundiger Absichtlichkeit in diesem Augenblicke wurde die Frage aufgeworfen, ob, bei der grundsätzlichen Verdammung des Krieges, dem Heerbanne Folge zu leisten sei. Sie wurde bejaht. Denn erstlich sei es gegen den Erbfeind, und sodann gelte es, dem Könige zu zeigen, daß das Brüderthum nur die Berechtigung der weltlichen Macht negire, zwingend in Dinge des Glaubens sich zu mengen, keineswegs aber die Verpflichtung der Gläubigen, in allem Andern der Obrigkeit als Unterthan zu gehorsamen. Aber unmittelbar darauf, im September 1530, um das gegentheilige Recht der freien Selbstbestimmung in Glaubenssachen desto nachdrücklicher zu demonstriren, erklärte eine Anzahl Herren und Ritter, sämmtlich aus der unmittelbaren Nachbarschaft Benateks, feierlich und öffentlich ihren Uebertritt zum Brüderthum. Die Kundgebung war eine eclatante. Der Antheil Augusta's an derselben konnte der Aufmerksamkeit Ferdinand's nicht entgehen, und der gefährliche Mann blieb ihm fortan im Auge.

Die Sache hatte inzwischen zunächst keine weiteren Folgen. Die Türken absorbirten des Königs ganze Thätigkeit, und Johannes Augusta, 1532 in den engern Rath und zum Bischof gewählt, rüstete von Leitomischel aus, wo er nun seinen Sitz genommen, sich unverzüglich zu dem nächst weitern Schritt auf der von ihm betretenen Bahn — der Alliance mit der Reformation. Aehnliches war von der Unität aus schon einmal versucht worden. Die Brüder in Mähren namentlich hatten gleich von Anbeginn ihre Sympathie für die Wittenberger Ereignisse offen kund gegeben, und, wenn auch nicht zum Anschlusse, so doch zur Annäherung an den Verfasser der berühmten 95 Theses gedrängt. Lucas, dem Begehren willfährig entgegenkommend, hatte demgemäß eine Auseinandersetzung des Brüderbekenntnisses an Luther gesandt, und dieser zwar nicht gesäumt, sie anerkennend zu erwiedern, aber auch nicht unterlassen, auf diejenigen Momente tadelnd hinzudeuten, die mit seiner Auffassung der evangelischen Wahrheit nicht im Einklang standen. Die scharfe Rechtfertigung indeß, die Lucas als Antwort auf Luther's Bemerkungen drucken ließ, hatte jede weitere Erörterung unmöglich gemacht. Jetzt nahm Johannes Augusta sie wieder auf. Er schrieb, dem Lehrgebäude Luther's, so weit dies bei den vorwaltenden Eigenthümlichkeiten der Brüderlehre überhaupt möglich war, sich accomodirend, eine neuerliche Darlegung derselben, und eine eigens zu diesem Zwecke nach Wittenberg ausgefertigte Deputation überreichte sie Luther, während Herr von Krajek, das Haupt des brüderischen Adels, es übernahm, eine Abschrift derselben dem Mitfertiger der Augsburger Confession, Markgrafen Georg von Brandenburg, zuzumitteln, der für das Brüderthum ein ganz besonders wohlwollendes Interesse an den Tag legte. Der Erfolg diesmal war ein ungleich günstigerer. Luther ertheilte der Brüderlehre, sowie Augusta sie dargelegt, das Zeugniß, daß sie der evangelischen Wahrheit, wenn sie dieselbe auch noch nicht ganz erfaßt, doch sehr nahe komme, und die ihm vorgelegte Apologie trat alsbald, 1533, mit einem Präfacium aus seiner Feder an der Spitze, in die Oeffentlichkeit.

Es war dies unstreitig ein nicht gering

Digitized by Google

zu veranschlagender Fortschritt, dessen fördernde Wirkung auch sofort sich kundgab. Namentlich aus den Reihen des progressistisch-utraquistischen Adels wurden die Beitrittserklärungen jetzt zahlreicher. Aber auch die Türken drängten nicht mehr, und Ferdinand I. hatte wieder Muße gewonnen, zu den leitenden Ideen seines Regimentes zurückzukehren. Zuerst gab das nahende Unwetter von den katholischen und utraquistischen Canzeln in denunciatorischen Brandpredigten sich kund. Injuriöse Libelle der zügellosesten Art folgten und schließlich entlud sich das Unwetter in einem königlichen Mandate, das in dürren Worten den Städten wie dem Adel die Ausweisung aller Sektirer, insonderheit aber der „Pikarden" schärfstens anbefahl. Vergebens erhob Herr von Krajek gegen diesen Gewissenszwang feierlichen Protest. König Ferdinand hieß ihn kurzweg „sich zum Teufel scheeren," und die Gefängnisse des Prager Schlosses füllten sich mit Opfern des Fanatismus und der Folter.

Die Situation war in der That eine genug niederschlagende, Johannes Augusta jedoch nicht der Mann, sich von ihr bewältigen zu lassen. Er antwortete im Namen der vom Throne wie von der Canzel herab beschimpften und verfolgten Unität mit einer neuen Apologie, und wie vor fünf Jahren die protestantischen Fürsten dem Kaiser zu Augsburg, so legte eine Deputation des brüderischen Adels nun dies Schriftstück, unterfertigt von sämmtlichen Senioren, dem engern Rathe und 45 Herren und Rittern, dem Könige von Böhmen zu Wien als den Inbegriff der brüderischen Confession vor. Die Aufnahme von Seite König Ferdinand's war eine im höchsten Grade unwürdige, rundweg abweisende. Ein Aufschub in der Ausführung der anbefohlenen Proscription, das war alles, was der eben zu Wien anwesende Herzog Johann Friedrich von Sachsen den Confitenten zu erwirken vermochte. Und Augusta, bestärkt in seinem Verharren durch zwei so ausgezeichnete Männer wie Johannes Agricola und Spalatinus, die zur Zeit in Begleitung des Herzogs gleichfalls in Wien sich aufhielten, beschloß zum zweiten Male die Appellation an die Oeffentlichkeit. Er ging mit der Vollmacht, im Namen der gesammten Unität das Wort zu führen, gleich im Sommer darauf, 1536, nach Wittenberg. Luther zwar, diesmal schwieriger als vor drei Jahren, betonte die Differenzen nachdrücklicher, und Augusta, nachdem er wochenlang unter der Betheiligung Melanchton's, Justus Jonas', Cruciger's u. A. mit ihm conferirt, mußte noch einmal die beschwerliche Reise nach Böhmen und zurück nach Wittenberg daran setzen, um nach Anhörung der Synode die gewünschte Vereinbarung zu erzielen. Schließlich jedoch kam diese denn doch glücklich zu Stande, und trat, 1538, auch diese zweite, von Ferdinand I. abgewiesene Manifestation des Brüderthums unter der Aegide Luther's in die Welt. Luther selbst hatte für sie einen Drucker besorgt. Die Wirkung dieser Publication war nach jeder Richtung eine höchst bedeutende. War die angestrebte Allianz damit auch noch lange nicht erreicht, so hatte das Brüderthum doch nun wiederholt die anerkennende Zeugenschaft des ersten Mannes der Zeit für sich, war hineingezogen in den theologischen Disput der Parteien, und ein berechtigter Platz ihm eingeräumt in der reformatorischen Bewegung des Zeitalters. Es gewann aber auch an politischer Bedeutung. Es war einflußreicher Freunde in der Fremde gewiß und durfte in der Heimath wenigstens der Sympatien eines großen Theiles der zum Lutherthum hinneigenden progressistischen Utraquisten gewiß sein. Die Landtagsberechtigten unter diesen vereint mit dem brüderischen Adel traten jetzt zum ersten Male als geschlossene, um die Parole unbeschränkter Gewissensfreiheit geschaarte Partei auf. Johannes Augusta vollends stieg damit zum Höhepunkte seines Einflusses und Ansehens empor, und es bedurfte nicht erst der erfolgreichen Verbindung, in die er nun auch mit Bucer zu Straßburg, mit Capito und Cammerarius und mit Calvin zu Genf trat, um ihm die unbestrittene Führerschaft zu sichern. Allein die Fürsprache Johann Friedrich's reichte nicht so weit, um Ferdinand I. solchen Fortschritten einer Secte gegenüber, die seinen letzten Zwecken in Kirche und Staat so sehr im Wege stand, noch länger ein Auge zudrücken zu lassen. Er beschloß, sie in ihrem gefährlichen Haupte, in Johannes Augusta zu fassen. Eine Legion wohldienerischer Denunciationen eilte seiner Absicht bereitwillig entgegen. So viel Beschuldigungen jedoch einliefen, keine einzige bot die Hand-

Digitized by Google

habe zu einer auch nur halbwegs plausibeln Anklage, und so mußte denn die Privatbeschwerde eines utraquistischen Magisters, Peter's von Söberle, auf dessen ungeschlachten Angriff Augusta mit der böhmischen Uebersetzung eines Theils der Luther'schen Schrift an den Herzog von Braunschweig unter dem Titel „Pfaffenspiegel" geantwortet hatte, als ausreichend befunden werden, um an den Schutzherrn von Leitomischel, Herrn Kostka von Postupitz, den königlichen Befehl ergehen zu lassen, den staatsgefährlichen Ketzerbischof unverzüglich gefangen auf das Prager Schloß einzuliefern.

Herr Kostka, anstatt auf das Prager Schloß, sandte seinen Schützling nach Wittenberg zu Luther, damit er in weiterver einbarendem Verkehre mit diesem dort so lange verweile, bis der Sturm sich einigermaßen gelegt haben würde. Allein schon hatte auch wieder ein neuer Sturm sich erhoben, der die ernsteste Gefahr sogar für die Existenz der Unität in seinem Schoße barg. Die Erwartung Augusta's nämlich, das progressistische Utraquistenthum allmälig im Brüderthum aufgehen zu sehen, erwies sich mit einem Male als trügerisch. Diese zahlreiche und mächtige Fraction, einen der angesehensten Großen, Herrn von Pernstein an der Spitze, war 1543 plötzlich für sich aufgetreten, entschlossen über das Brüderthum hinweg ihren Uebertritt zum Lutherthum direct in's Werk zu setzen. Es war dies ein furchtbarer Schlag, durch den die Unität mit einem Male in die kritische Lage sich versetzt sah, gegen drei Feinde zugleich ankämpfen zu müssen: gegen die Katholiken, gegen die Compaktatisten und gegen ihre eigenen bisherigen Verbündeten, die Progressisten, die, die Rolle umkehrend, von der Unität nun das Aufgeben der Brüderlehre und den Mitübertritt zum Lutherthum verlangten. Die zum Aeußersten bereite Haltung, welche Ferdinand I. diesem Ereignisse gegenüber einnahm, vermochte die Größe der Gefahr nur zu erhöhen. Johannes Augusta eilte nach Böhmen zurück, zeitig genug zwar, um den Plan des Herrn von Pernstein an dem energischen Einschreiten des Königs scheitern zu sehen, aber zu spät, um verhüten zu können, daß der königliche Zorn durch die Erneuerung des Austreibungsmandates über der Unität sich entlade. Die Einkerkerungen und die nothpeinlichen Proceduren nahmen nun wieder ihren Anfang. Allein die Erfolge entsprachen den königlichen Erwartungen keineswegs. Lauter Laien, friedliche, arbeitsame Menschen, und höchstens ein und der andere harmlose, unbedeutende Prädicant füllten die Kerker. Die Richter konnten nichts, als diese Leute, die in nichts gegen Land und Krone sich vergangen, ja vielmehr das Zeugniß musterhaftester, gehorsamster, in ihren Leistungen pünktlichster Unterthanen für sich hatten, lediglich wieder in Freiheit setzen, und das um so mehr, als die obersten Würdenträger des Landes es für unvereinbar mit ihrem Gewissen erklärten, über dieselben peinlich zu Gericht zu sitzen.

Ferdinand I. war über diesen kläglichen Ausgang der Dinge auf's Höchste entrüstet. Die Häupter der Unität, auf die es bei dieser Razzia hauptsächlich abgesehen gewesen, und unter ihnen vor allen Augusta in seine Gewalt zu bekommen, war ihm nicht gelungen. Noch einmal wurde das ganze Rüstzeug einer privaten Injurienklage in Bewegung gesetzt, und zu diesem Behufe einem Oekonomiebeamten des Herrn von Pernstein, der eine Druckschrift Augusta's als auf sich gemünzt bezog, durch einen königlichen Freibrief die Gewalt ertheilt, ihn, Augusta, wo immer er ihn beträte, festzunehmen und den Gerichten gestellig zu machen. Aber auch diese Maßnahme blieb erfolglos. Die brüderischen Landstände drohten in Masse mit ihrem Austritt, und Ferdinand I. sah sich bestimmt, Mandat sowohl wie Freibrief zu revociren.

Der Mann indeß, den König und Land sich gewöhnt hatten, als den verkörperten Ausdruck der brüderischen Ideen zu betrachten, und der, durch die kaum erst gemachten Erfahrungen nichts weniger als entmuthigt, mit unerschütterter Schaffenslust auf seine Ziele losschritt, sollte seiner Sicherheit nicht lange sich erfreuen. Der zwischen Karl V. und den Schmalkaldenern entbrannte Kampf konnte nicht verfehlen, unter den Parteien in Böhmen eine gewaltige Bewegung hervorzurufen. Die Katholischen setzten auf ihn alle Hoffnungen, den gemäßigten wie den progressistischen Kelchnern flößte er die gegründetesten Besorgnisse ein. Für die Brüder waren die Aussichten gleich schlimm, ob der Sieg

Digitized by Google

nun der einen oder der andern Seite zufiel, und sie hatten daher beinahe insgesammt beschlossen, jeder Betheiligung an dem Kampfe sich zu enthalten. Der Sieg zuerst stand auf der Schmalkaldischen Fahne, und auch diejenigen böhmischen Contingente, die zum Heere des Kaisers gestoßen waren, kehrten, da ihre Heerbannfrist mittlerweile abgelaufen war, in ihre Heimath zurück. Nur auf Grund einer neuerlichen Zustimmung des Landtags konnten sie verpflichtet werden, auch an der Fortsetzung des Kampfes sich zu betheiligen. Ferdinand I. jedoch, den Widerwillen kennend, mit dem die weitaus überwiegende Mehrheit der Stände und des Volkes diesen Kampf ansah, setzte einfach über dieses landesordnungsmäßige Erforderniß sich hinweg, und schrieb ein allgemeines Aufgebot auch ohne dasselbe aus. Es stand außer Zweifel, daß hiermit ein Bruch der Verfassung stattgefunden, dessen Tragweite bei den bekannten Grundsätzen des Königs vorerst gar nicht abzusehen war. Nur die Katholischen und Altutraquisten beugten ihre Nacken gefügig unter das Joch der Thatsache, — nur die Lutherischgesinnten und die Brüder, angesichts des offenkundigen Rechtsbruches sich die Hand reichend, erhoben dagegen Protest. Zu Prag, im Hause eines Bruders, des Herrn Kostka, auf dessen Gütern und unter dessen Schutze Johannes Augusta lebte, fanden die Versammlungen statt, und formulirte man jene inhaltsschweren 75 Artikel, deren Durchführung man einem executiven Comitee von acht Mitgliedern übertrug, darunter vier je aus der Mitte der lutherischen und der brüderischen Stände. Da fielen die Würfel bei Mühlberg, — der Kaiser und die Katholischen waren die Sieger. Es kann als bekannt vorausgesetzt werden, in welcher Weise Ferdinand I. Böhmen die kundgegebene Verfassungstreue nun entgelten ließ. Die Entwurzlung der municipalen Autonomie, die Verarmung einer großen Anzahl Städte datirt aus jenen Tagen. Das erste Haupt, das unter dem Beile des Henkers fiel, war das eines Bruders. Man war darin übereingekommen, die Brüder als den zumeist schuldigen Theil anzusehen, und es konnte daher nicht anders kommen, als daß man sofort auch nach ihrem Führer, nach der Seele all' ihres Thuns und Lassens verlangte — nach Johannes Augusta. Eine Unmasse glühender Kohlen war auf sein Haupt zusammengescharrt worden. Er hatte, hieß es, mit Johann Friedrich geheime Zusammenkünfte gehabt, war heimlich beim Herzog von Liegnitz gewesen, hatte hinter den Coulissen die ganze Verschwörung geleitet, die Rebellen durch hochverrätherische Predigten angefeuert, ja sogar für den glücklichen Erfolg der Empörung den Brüdern einen allgemeinen Bet- und Fasttag anbefohlen. Selbst die Spottlieder, die damals auf König Ferdinand in allen Straßen Prags gesungen wurden, sollte er verfaßt haben. Ferdinand hatte befohlen, nach ihm zu fahnden. Die Lage Augusta's jetzt war eine wahrhaft verzweifelte. Allenthalben im Lande unter dem Eindrucke des Schreckens, den die königlichen Inquisitionsgerichte verbreiteten, schlossen den Brüdern sich die Versammlungsorte und die Kirchen. Die Kerker hatten nicht Raum genug, die eingelieferten Ketzer zu fassen, die man aus Mangel an Gefängnissen selbst in Unrathgruben sperrte, und hier der physischen, dort der moralischen Folter weichend fingen auch schon die Verzagenden an zu wanken, erfolgten Rücktritte zum Utraquismus, ja sogar zum Katholicismus. Dringender als je zuvor, wollte er die völlige Auflösung verhüten, traten an ihn die Verpflichtungen des obersten Führers heran. An hundert Orten wurde seine persönliche Gegenwart erheischt, bedurfte es seines Rathes, seiner Aufmunterung zur Ausdauer, seines Trostes, und bei alledem, unermüdet seinen Pflichten nachkommend, hier in einer Scheune predigend, dort aus einer einsamen Feldwächterhütte Bescheide und Erbauungsbriefe an die Gemeinden und geharnischte Polemiken gegen seine Feinde ausfertigend und so das Schicksal der ganzen Unität auf seinen Schultern tragend, gab es im ganzen weiten Lande für ihn keine Stätte, an der er es wagen gedurft, auch nur für eine Nacht sein Haupt in Sicherheit zur Ruhe niederzulegen. Selbst die Brüderherren, einer nach dem andern, die er um eine Zuflucht bat, getrauten sich nicht, sie ihm zu gewähren. Und so irrte er denn, ein von tausend Späheraugen verfolgter Preisgegebener, ohne Schutz und Obdach von Gegend zu Gegend umher, bald in Waldestiefen, bald in unnahbaren Felsgeklüften sich bergend, bis nach einem unter den unsäglichsten Entbehrungen ver-

Digitized by Google

brachten Winter, im April 1548, es einem der nach ihm ausgesandten königlichen Commissarien — der würdige Mann hieß Schöneich — gelang, den als Holzschläger Verkleideten durch schmählichen Verrath in seine Gewalt zu bekommen. Es war in den Leitomischeler Forsten, wo Augusta mit seinem Famulus Bilek seit einiger Zeit sich verborgen hielt. Einer der Helfershelfer des Commissarius hatte von diesem Asyle Spur bekommen, und der Commissarius durch einen der Leitomischeler Brüder, dem er vorspiegelte, er, selbst ein Bruder, habe dem Bischofe unaufschiebbare wichtige Mittheilungen zu machen, den nichts Arges Ahnenden zu einer Zusammenkunft an einer bestimmten Stelle außerhalb des Forstes zu verlocken gewußt. Es war am 25. April früh Morgens, als Augusta, die Axt auf der Schulter, an der verabredeten Stelle aus dem Forste hervortrat. Bewaffnete Männer warfen sich ihm in den Weg, jedoch nur um ihn, beirrt durch seine Verkleidung, sogleich wieder seines Weges ziehen zu lassen. Noch einmal eilten sie ihm nach, um ihn noch einmal anzuhalten und noch einmal wieder loszulassen, bis sie endlich, überwältigt vom Argwohn, ihn sammt seinem Famulus vor ihren in der Nähe auf der Lauer liegenden Herrn führten. Noch am selben Abende war der Ueberlistete auf dem Wege nach Prag. Drei Tage darauf saß er bereits in dem berüchtigten Weißen Thurme, sein Famulus Bilek unfern von ihm in einem der Gefängnisse des königlichen Schlosses. Der Weiße Thurm indeß war nur ein Provisorium. Nach wenigen Tagen schon wurde der Gefangene in einen womöglich noch schauerlichern Raum übersiedelt. Die Folterung eines Falschmünzers, die gleich am Tage der Uebersiedelung mit offenbarer Absichtlichkeit unter seinen Augen hier executirt wurde, mochte wohl schwerlich dazu beigetragen haben, die Unheimlichkeit derselben zu mildern. Und schon am folgenden Tage sollte die Reihe an ihn selbst kommen. Ferdinand I. selbst hatte für diesen Fall die Application ausnahmsweise gleich in vorhinein angeordnet, weßhalb denn auch die Richter, anstatt, wie üblich und rechtens, den Inquisiten erst vor sich zu citiren, in Begleitung des Henkers in Person sich gleich selbst zu ihm bemühten. Das Verhör war weder lang noch besonders eingehend. Man wollte vorläufig nichts weiter wissen, als wo die Archive und — die Gelder der Unität sich befänden, und schritt, da Augusta sich nicht für berechtigt erklärte, den Herren dies zu verrathen, sofort zum Vollzuge der königlichen Anordnung. Man spannte den Renitenten auf die Leiter, bestrich ihm die Hüften mit brennendem Pech, und riß ihm dieses, während es flammte, mit Zangen wieder vom Leibe, freilich ohne verhindern zu können, daß dabei einige Haut mit in den Kauf oder vielmehr in den Riß ging. Da jedoch Inquirent auch hiernach zu dem gewünschten Verrath sich nicht bequemen mochte, wurde er in einen Bock geschraubt, an einen in der Decke befestigten Haken gehenkt, und ihm zur Vermehrung seines eigenen Gewichts auch noch ein tüchtiger Stein an die Füße gebunden, um ihm sothanermaßen ein wenig die Gelenke und wo möglich auch — das Gewissen auszudehnen. Als man den Mann nach einer Weile herabließ, war ebenso wenig ein Wort aus ihm herauszubekommen als zuvor, diesmal aber nur, weil er halb todt war. Keinen bessern Erfolg hatte die Wiederholung der Procedur am gleich darauf folgenden Tage, und keinen andern die gleiche an dem Famulus vorgenommene Operation, von dem man übrigens weiter nichts gewünscht, als die Zeugenaussage, daß die Unität in hochverrätherischen Beziehungen zu Johann Friedrich gestanden, und daß Augusta diesen Hochverrath angezettelt und vermittelt habe.

Ein so unbefriedigendes Ergebniß eines so eindringlich peinlichen Inquisitoriums stand außerhalb aller Voraussicht, und die Herren daher, rathlos was weiter zu thun, wandten in Abwesenheit des Königs, der eben in Augsburg weilte, sich an dessen Sohn und Statthalter, den kaum neunzehnjährigen Erzherzog Ferdinand. Dieser, trotz seiner streng katholischen Gesinnung vor einem solchen Vorgange zurückschauernd, verwies sie seinerseits wieder an den König, und Ferdinand I., indem er von Augsburg aus den Herren seine Ungnade von wegen des mißglückten Examens zu vermerken gegeben, zögerte keinen Augenblick, ihnen ein abermaliges Verhör nebst abermaliger Beigabe der Folter anzubefehlen. Er selbst zu diesem Zwecke formulirte die Fragen, er selbst auf einem eigens beige-

schlossenen Zettel schrieb die Art und Weise der Folterung vor, und zwar wie folgt: „1. Es soll dem Augusta im Gefängniß mit Essen und Trinken kein Abgang gelassen, aber allen Fleißes und ohne Unterlaß auf ihn gesehen und ihm in die fünf oder sechs Tage an einander unaufhörlich bei Tag und Nacht kein Augenblick zum Schlafe, keine Ruhe, noch Stund oder Zeit gegeben werden. 2. Soll er rücklings auf ein trockenes Brett oder Laden gebunden werden, damit er sich nicht umkehren könnte oder möchte und der Kopf nicht darauf ruhte, sondern vom Brett herabhinge, und keine andere Hab und Hilfe einiges Aufhaltens außer seiner natürlichen körperlichen Hilfe gehaben möge. Zu Zeiten sollen etliche Tropfen Essig um die Nasenlöcher gestrichen werden; zudem wäre auch der Sache zuträglich (!!), wenn er also auf dem Rücken läge, daß ihm ein lebendiger Käfer, so in dem Roßbezirke wachsen thut, der größern einer, auf den Nabel gelegt und ein solcher Käfer mit einer halben Nußschale zugedeckt und darauf gebunden würde, also eine Weile darüber gelassen. 3. Sollen ihm einige Tage über allerlei trockene und wohlgewürzte Species ohne Suppe zu essen gegeben, aber keinerlei Trunk dazu gereicht, gelassen oder gegeben werden. Doch sind in diesen drei Artikeln die zwei ersten die vorzüglichsten und beschwerlichsten."

Johannes Augusta.

Das königliche Recept indeß traf zu spät in Prag ein, um an dem damit allerhöchst Bedachten noch erprobt werden zu können. Erzherzog Ferdinand, einer edlen Regung seines menschlichfühlenden Herzens

folgend und voraussetzend, daß es seinem königlichen Vater genügen werde, den eben so gefürchteten als gehaßten Ketzerbischof in sicherem Gewahrsam zu wissen, hatte den glücklichen Unglücklichen auf eigene Gefahr hin mittlerweile auf das Schloß Bürglitz bringen lassen. Es war in der Nacht vom 25. auf den 26. Mai, als Augusta, auch hieher von seinem treuen Famulus gefolgt, in dem Zwinger dieses prachtvollen, nur wenige Stunden von Prag inmitten herrlicher Forste auf stolzer Höhe gelegenen Schlosses ankam, krank, elend, unfähig sich zu bewegen, mit ausgereckten Gliedern und bedeckt von in Fäulniß übergegangenen Brandwunden, um, ohne Proceß und Urtheil, dem Kerker überliefert zu werden, dessen Pforten, er konnte eines andern sich nicht versehen, zugleich die Pforten seines baldigen Grabes werden sollten. Es war dies ein unheimliches, unterirdisches Gewölbe, daraus das spärliche Dämmerlicht, das durch eine in der zwei Schuh dicken Mauer hoch oben offengelassene Lücke sich hereinstahl, die gruftkühlen Moderschauer nicht zu bannen vermochte. In einem ähnlichen, durch eine Reihe unterirdischer Gänge und Keller von diesem getrennten Raume war der andere Gefangene untergebracht. Zwanzig Kriegsknechte unter den Befehlen eines Hauptmanns theilten sich in die Bewachung der beiden Eingekerkerten, die weder Briefe noch sonstige Zusendungen empfangen, miteinander nicht verkehren, ja nicht einmal über die Schwelle ihrer Kerker hinaustreten durften, um an der Wohlthat eines frischen Athemzuges sich zu erlaben. Der Augenblick, da der Kriegsknecht, der ihnen die Kost brachte, mit angezündeter Kerze erschien, um ihnen zu ihrem traurigen Male zu leuchten, war der einzige tagsüber, an welchem ihre schauerlichen Aufenthalte sich auf wenige Minuten erhellten.

Während Augusta so in völliger Weltabgeschlossenheit seine Tage und Nächte trostlos einsam hinbrachte, nahm draußen die Reaction auf kirchlichem sowohl wie auf politischem Gebiete ihren ungehinderten Fortgang. In Mähren zwar, wo unter dem Schutze wechselseitiger Toleranz und einer unantastbaren Verfassung Brüderthum und Lutherthum in allen Schichten der Bevölkerung immer umfassender sich verbreiteten, vermochte zu seinem größten Leidwesen Ferdinand I. nicht viel zu richten. Desto eifriger ließ er sein Werk in dem niedergeschmetterten Böhmen sich angelegen sein. Befehl auf Befehl unter Präclusivfristen und Androhung empfindlichster Ahndung gebot den Adligen die Fortweisung der „Pikarden“ von ihren Gütern. Eine allgemeine Auswanderung begann. Noch im Frühjahr wandte eine Colonne von 500 Seelen aus der Gegend von Leitomischel und Neubidschow sich nach Schlesien. Sie zog über Glatz und Breslau nach Posen, überall auf ihren Wegen gastlich bewirthet und mit Geld, Lebensmitteln und schützendem Geleite versehen, und zerstreute sich nach mannigfachen Schicksalen in Großpolen, Preußischpolen und im Herzogthum Preußen, hauptsächlich in der Gegend von Marienwerder, Nidburg, Bolstein, Baldow, Garnsen und Gilgenburg. Eine zweite Colonne aus der Gegend von Brandeis und Turnau, 300 Seelen stark, folgte ihr durch die Lausitz. Noch strenger wurde auf den königlichen Gütern verfahren. Man schloß hier einfach die Brüderhäuser, confiscirte Hab und Gut, und zwang die Ketzer katholisch zu werden oder trieb sie als Bettler aus dem Lande, indem man auf gleiche Weise nun auch gegen die lutherisch gesinnten Utraquisten vorzugehen anhub. Ließen jedoch die Brüder das Mißgeschick geduldsam über sich ergehen, so schienen die Lutherischen hierzu nichts weniger als gewillt. Die Gährung in ihren Reihen begann bedenkliche Dimensionen anzunehmen, und Ferdinand I., in seinem Zorne zu dem nun einmal präjudicirten Urquell all dieser Widerwärtigkeit zurückgreifend, überlieferte Augusta neuerdings der inquirirenden Folter. Es war am 5. August 1549, als der eigens zu diesem Zwecke entsandte Henker auf Bürglitz sich einstellte. Er hatte gelegentlich übrigens seiner Manipulation noch ein zweites Opfer zu unterziehen, den Ritter Simon Firbas, der gleicher Zeit auf Bürglitz saß, beschuldigt, ebenfalls Spottlieder auf den König verfaßt zu haben. Augusta überstand die Folter auch diesmal, und auch seine Weltabgeschiedenheit, wenngleich die Pforte seines Kerkers nach wie vor unnahbar verschlossen blieb, nahm ein Ende. Die Pietät, mit der die Unität ihrem Meister und bischöflichen Haupte anhing, nicht minder aber der

Digitized by Google

Drang der Nothwendigkeit, ließ sie endlich Mittel und Wege finden, sich mit ihm in Verbindung zu setzen. Denn der einzige Senior, den sie außer ihm noch zählte, Mach, war den Emigranten nach Polen gefolgt, und die kräftige Hand Augusta's in Böhmen wurde in Folge dessen nur um so schmerzlicher vermißt. Einer der Kriegsknechte, vielleicht heimlicher Bruder, ließ sich dazu gewinnen, dem Gefangenen Bücher, Schreibmaterialien, Kerzen, so wie auch die an ihn einlaufenden Briefe und Schriftstücke zuzutragen und ebenso seine eigenen Briefe und Scripturen unbemerkt aus der Burg zu schaffen, — ein anderer Bruder, der zu diesem Zwecke in dem Dorfe unterhalb der Burg eigens seinen bleibenden Aufenthalt nahm, wurde mit der Uebernahme und Weiterbesorgung beauftragt. Und so erhielt nun der Eingekerkerte mit einem Male nicht nur genaue Kenntniß von Allem, was außerhalb seiner Abgeschiedenheit vorging, sondern sah auch nach anderthalbjähriger Pause in seinem traurigen Aufenthalte alle Fäden der Leitung der Unität sich wieder zusammenfinden. Es blieb der vergebliche Versuch ihm nicht unbekannt, den 1549 Ferdinand in Böhmen gemacht, um das Aufgehen des Utraquismus im Katholicismus zu erzwingen, nicht der wesentliche Antheil den an dem Scheitern desselben die brüderischen Stände gehabt, und ebenso wenig der glänzende Sieg, den der tolerante Sinn der Mährer gegen die Proposition dieses Regenten auf Unterdrückung des Brüderthums davontrug. Die ganze Spannkraft seines Thatendranges schnellte bei diesen und ähnlichen Nachrichten neu auf. Er arbeitete bei dem spärlichen Scheine einer Kerze Tag und Nacht. Alle wichtigern Angelegenheiten lagen ihm zur Entscheidung vor, und er erledigte sie mit eifrigster Hingebung. Er erließ aufmunternde Sendschreiben nach allen Enden der Unität, ertheilte selbst denjenigen Herrn, die, den Weisungen des Königs Folge leistend, gegen die Brüder hart vorgingen, strenge Rügen, und fand sogar wieder die Stimmung, theologische und polemische Tractate zu schreiben und geistliche Lieder zu dichten, die, von seinem treuen Famulus im benachbarten Kerker in sorgfältiger Schönschrift copirt, als Flugblätter den Weg durch ganz Böhmen und Mähren und selbst bis nach Polen fanden. Er erwies sich ganz als der gewandte und schwungvolle Geist von ehedem, den weder Kerker noch Folter zu beugen vermocht, und auch seine Geltung erwies sich als eine unverringerte, ja insofern noch als eine gesteigerte, als in Folge des Todes Mach's die gesammte Unität auf ihn als ihr nunmehr einziges kirchliches Haupt sich hingewiesen sah.

Dies, so wie der siegreiche Umschwung in der Haltung Moritz' von Sachsen zu Gunsten des Protestantismus und gegen die absolutistischen Vergewaltigungsbestrebungen Karl's V., die auf Ferdinand I. ihren deprimirenden Eindruck auszuüben nicht verfehlt, durfte Augusta den heißersehnten Tag seiner Erlösung wohl nahe gerückt hoffen lassen. Und in der That auch setzten die brüderischen Stände auf dem Landtage 1552 die beinahe mit Stimmeneinhelligkeit gefaßte Resolution durch, den König im Namen des ganzen Landes um die Amnestirung aller Internirten und Inhaftirten vom Jahre 1547 anzugehen. Katholiken und Utraquisten vereinten sich in diesem Beschlusse, der im gemeinsamen Interesse eine gegenseitige Concession aller Parteien in sich schloß, und der katholische Erzbischof von Olmütz selbst, der berühmte Historiker Dubravius, übernahm es, in diesem Sinne bei dem Könige das Wort zu führen. Niemand zweifelte, Ferdinand I. werde einer solchen Einhelligkeit gegenüber willfährig sich beweisen. Die Enttäuschung war um so größer. Man hatte das Ansuchen absichtlich allgemein gefaßt, und Augusta gar nicht genannt. Allein im Gedächtnisse Ferdinand's lebte dieser Name umgeben mit allen Schrecken des gefürchteten Vorkämpfers für Gewissensfreiheit und Verfassungsheiligkeit. Er sah von Allen, denen die Bitte galt, nur ihn, und — schlug sie rundweg ab.

Waren die Hoffnungen Augusta's damit in Trümmer gegangen, so war die Lage, in welche die Unität hierdurch sich versetzt sah, eine nicht minder kritische. Auf die Befreiung ihres einzigen kirchlichen Hauptes durfte sie für's Nächste nicht hoffen. Die Reconstituirung der obersten Leitung dagegen, die satzungsgemäß ohnehin nie auf einem einzigen Haupte, sondern auf dreien ruhen sollte, wurde von Tag zu Tag eine dringendere Nothwendigkeit.

Digitized by Google

Man wandte sich daher an Augusta mit dem Gesuche, behufs der Ergänzung des bischöflichen Triumvirats die Wahl zweier neuer Senioren anzuordnen. Das Gesuch war ein ebenso correctes als durchaus billiges. Augusta jedoch, indem er die Bittenden darauf verwies, mit Geduld und Ergebung des Tages seiner Erlösung zu harren — lehnte es ab. Beabsichtigte er damit, auf die Unität eine Pression auszuüben, um sie zu neuen Anstrengungen im Interesse seiner Befreiung zu vermögen? War es, wie seine Feinde ihm nachmals vorhielten, wirklich der böse Genius engherziger Eifersucht und Selbstüberhebung, der diesen übelberathenen Bescheid ihm eingab, oder handelte er so, wie seine Vertheidiger voraussetzen, lediglich in der reinen Absicht, durch Verhütung eines Actes, der, in seiner Abwesenheit vorgenommen, gefürchteten Einflüssen Eingang verschaffen konnte, die Grundvesten des Brüderthums vor Erschütterung zu bewahren? Dem sei, wie immer, der Schritt war ein zumeist für ihn selbst verhängnißvoller, mit dem er den herbsten Tadel, die bittersten Vorwürfe und eine ununterbrochene Kette der demüthigendsten Widerwärtigkeiten sich zuzog, die bis an sein Lebensende an seine Ferse sich hefteten, und den Kern der Schuld setzte, die aller Unbill, welche von da ab ihm widerfuhr, den tragischen Stempel der Gerechtigkeit aufprägte.

Das unbegrenzte Ansehen, dessen er genoß, ließ für's Erste zwar die Brüder auf ihr Vorhaben verzichten. Allein die Lage wurde bald eine noch schwierigere. Die geheimen Verbindungen Augusta's mit der Unität, im Winter 1553, wurden entdeckt. Eine königliche Commission erschien auf Bürglitz, nahm die vorgefundene Correspondenz sammt Büchern und Schriften in Beschlag, und Tags darauf saßen Augusta und sein Famulus wieder im weißen Thurme. Die Schreckenskunde durchflog das Land mit Blitzesschnelle, die Kunde von der Hinrichtung der Beiden folgte ihr auf dem Fuße. Nun war nicht länger zu zögern. Der engere Rath, zusammengeschmolzen bis auf wenig über die Hälfte, berief, um sich selbst zu ergänzen und das Seniorat zu constituiren, die allgemeine Synode. Als diese, beschickt aus Böhmen, Mähren, Preußen und Polen, zu Prosnitz in Mähren zusammentrat, hatte die Nachricht vom Tode Augusta's mittlerweile zwar sich als unbegründet erwiesen, und die Frage, wie es mit der Einsprache des Letztern zu halten sei, mußte aufgeworfen werden. Allein, man war nun einmal beisammen, und wollte nicht wieder auseinandergehen, ohne vorgekehrt zu haben, was man als unerläßlich erachtet. Man beschloß, dieselbe insofern zu beachten, daß man die bischöfliche Autorität Augusta's als nach wie vor unverkürzt zu Recht bestehend anerkannte, insoweit jedoch, als die Ergänzung der bischöflichen Trias es heischte, über sie sich hinwegzusetzen. Man wählte demgemäß den Freund und Jünger Augusta's, Mathias Erythraus, und den Jungbunzlauer Brüdervorstand Johannes Cerny zu Bischöfen, und ertheilte ihnen in unüberwindlicher Verhinderung des einzig dazu berufenen Seniors Augusta durch Handauflegen und Gehorsamsangelöbniß die erforderliche Weihe. Der erste Schritt zum Bruche mit Augusta war damit vollzogen. Dieser derweil verlebte zu Prag peinvolle Tage. Man inquirirte ihn neuerdings auf Hochverrath. Noch peinlichere harrten seiner auf Bürglitz, wohin man ihn, da die Inquisition zum erwünschten Ziele nicht geführt, nach einiger Zeit wieder zurückgeschafft. Man entzog ihm hier selbst die wenigen Bequemlichkeiten, die früher ihm vergönnt gewesen. Abschließung und Aufsicht wurden verschärft, die Lichtlucke in der Mauer, aus Besorgniß, daß sie zur Wiederanknüpfung einer Communication benutzt werden könnte, bis auf eine so enge Spalte reducirt, daß kaum ein Lufthauch, geschweige ein Lichtstrahl durch dieselbe eindringen konnte. Augusta's starke Natur endlich brach zusammen, er sank auf's Krankenlager. Nach einem Jahre erst, als an die Stelle des strengen Rottmeisters ein alter Bekannter, ein Kriegsknecht von der ehemaligen Besatzung trat, lockerten die Bande seiner Haft sich einigermaßen wieder. Sein elastischer Geist raffte sich rasch wieder empor, und bald auch gelang es ihm den sanftmüthigen Kriegsknecht zu gewinnen, und der Unität wieder einmal Nachrichten von sich zukommen zu lassen. Sie wurden durch die Mittheilung alles mittlerweile im Bereiche der Unität vorgefallenen Wichtigern dankbar erwidert. Nur Eines verschwieg man — die Wahl der zwei neuen Senioren. Wollte man

Digitized by Google

den kaum Genesenen damit schonen? Oder war man stillschweigend übereingekommen, über den Mann, der nun anfangen konnte unbequem zu werden, möglichst hinwegzugehen? Fast scheint das Letztere der Fall, und dürfte es schwer halten, erkannte man in Augusta den einen schuldigen Theil, in den Brüdern des Rathes nicht den andern, und zwar noch weit schuldigern, weil den Fehler des Erstern fortan mit System ausbeutenden und ihn dadurch von Schuld zu Schuld weiter drängenden, zu erkennen. Johannes Augusta erwartete wie ehedem die wichtigsten Entscheidungen und Beschlüsse zur Einsicht und Gutheißung. Man antwortete mit ausweichenden Redensarten, glaubte ihn aber dadurch zu begütigen, daß man in das neuredigirte brüderische Gesangbuch auch seine frommen Dichtungen aufnahm. Man meinte bei den Schritten, die man im Interesse der Unität bei dem tolerantdenkenden Thronfolger Maximilian that, ihn umgehen zu können, und verhieß ihm dafür die Drucklegung einiger Fragmente aus einer Art Postille, die er im Kerker geschrieben. Man glaubte sein Gutachten nicht einholen zu müssen, als es galt, die in Preußen und Polen ausgebrochenen Streitigkeiten zu schlichten, und überließ es dem Herzog von Würtemberg für ihn am Wiener Hofe sich zu verwenden, bei dem schroffen Gegensatze, der zwischen Vater und Sohn daselbst bestand, allerdings erfolglos. Man schritt endlich, ohne ihn erst weiter zu fragen, 1557 zu einer abermaligen Constituirung des Seniorencollegiums, und wählte, als ob er gar nicht mehr existirte, zu den zwei außer ihm bereits bestehenden Senioren, um, wie man ausdrücklich betonte, deren vier zu haben, noch zwei, Georg Israel für Polen und Johannes Blahoslav, einen durch Geist und Bildung ausgezeichneten jungen Mann ritterlicher Abkunft, für Böhmen, und übertrug die Würde des ersten Richters der Unität, die er als ältester Bischof von rechtswegen bisher bekleidete, ohne weiters dem ihm zunächst Aeltesten Cerny. Mit einem Worte — man ignorirte ihn bis auf die Kerzen etwa, die man ihm sandte, damit er bei ihrem Scheine seinem gekränkten Herzen in fruchtlosen Beschwerden und dringenden Ermahnungen Luft machen könne.

So waren sechs Jahre verflossen als Johannes Augusta, jetzt erst, von zwei brüderischen Damen, die auf Bürglitz zu Gaste weilten, und Gelegenheit gefunden hatten, ihn zu sprechen, erfuhr, wie, man darf wohl sagen hinter seinem Rücken, ihm mitgespielt worden. Seine Entrüstung war grenzenlos und fand ihren vollen Ausdruck in dem geharnischten Proteste, den er sofort an den gesammten Rath entsandte, und darin er die Wahlen sowohl wie alle Beschlüsse, insbesondere aber die ordnungswidrige Weihe der neuen Senioren für null und nichtig erklärte, und Rückkehr forderte zur Ordnung, zum Gehorsam. Man verwies ihm dies als herrschsüchtige Anmaßung, und schuf daraus einen neuen Grund der Anklage und Verdammung wider ihn, indem man ihn des Gelüstes beschuldigte, sich auf den Papst der Unität zu spielen. Er schleuderte den Bannfluch. Allein dieser traf nicht mehr. Man antwortete ihm einfach, man werde sich um ihn weiter nicht kümmern, da er mit den Interessen der Unität sich im Widerspruch befinde.

Der einzige Gedanke, der ihn fortan beschäftigte war der, frei zu werden. Denken, schreiben und dichten für die Unität konnte er nöthigenfalls auch im Kerker. Von seinem redlichen, mit seinem Märtyrblut besiegelten Namen die gleißnerische Verdächtigung abhalten, das konnte er nicht mit gefesselter Hand. Dazu bedurfte er der Freiheit, und zwar dringender denn je.

Zeit und Gelegenheit dazu waren günstig, wie noch nie zuvor. Seit kurzem weilte als neuer Pfandherr auf Bürglitz Herr Ladislaus von Sternberg, ein Edelmann im besten Sinne, gleich ausgezeichnet durch Wissen und weltmännische Bildung wie durch Menschenfreundlichkeit und freisinnige Denkart, der vertrauteste Freund des Erzherzog-Statthalters, und mehr noch — sein naher Verwandter. Seine Gemahlin war die Cousine der schönen Welserin, mit der der Erzherzog seit 1557 heimlich vermählt war. Unter seinem Schutze hatte die schöne Frau drei Jahre lang auf Schloß Bresnitz gelebt; unter seiner Obhut, umgeben von einem gewählten Kreise trefflicher Menschen, lebte sie nun hier. Der Aufmerksamkeit solchen Kreises hatte der bemitleidenswerthe Mann im Kerker ebenso wenig entgehen können, als ihm selbst das Interesse, das von dieser Seite sich ihm zuwandte. Herr

Digitized by Google

von Sternberg insbesondere bewies ihm eine warme Theilnahme, und während Augusta an dies Wohlwollen seine Hoffnungen noch unausgesprochen knüpfte, kam der neugewonnene Gönner ermuthigend ihm bereits selbst entgegen, indem er ein Bittgesuch, mit dem Augusta unmittelbar an die Person des Erzherzogs sich wenden sollte, diesem selbst befürwortend zu überreichen sich erbot. Der Erzherzog, der über einen so wichtigen Gefangenen nicht ein zweites Mal allein verfügen zu dürfen glaubte, legte das Gesuch in gleicher Weise seinem Vater, dem nunmehrigen Kaiser, vor. Ferdinand I. erklärte sich wider alles Erwarten gern bereit, dem Sohne zu Liebe seinen alten Groll niederzukämpfen, und willigte in die Freilassung. Nur Eins machte er dabei zur Gegenbedingung, — Augusta sollte die absolute Autorität des weltlichen sowohl wie des kirchlichen Regenten anerkennen, d. h. mit einem Worte, katholisch werden. Augusta jedoch, so fieberisch seine Seele nach Erlösung rang, wies nicht nur die Gnade zurück, die um diesen Preis sich ihm bot, er lehnte auch die mehr wohlgemeinte als zu rechtfertigende Zumuthung seines Gegners ab, sich wenigstens zum Utraquismus zu bekennen, da diese Confession eine im Lande gesetzlich anerkannte sei, und der Kaiser einen Bekenner derselben ohne weitern Anlaß füglich nicht länger in Haft halten könne. Alles was Herr von Sternberg durch freundliche Zurede über ihn zu gewinnen vermochte, war, daß er einfach als „Kelchner" sich bekenne, — eine lediglich diplomatische, vieldeutige Formel, durch die dem Gewissen des Bekenners scheinbar kein Zwang angethan würde, während sie dem Kaiser die Möglichkeit bieten sollte, einen Act der Großmuth zu üben, ohne auch in seinem Gewissen sich beunruhigen zu müssen. Ferdinand I. jedoch, der nun einmal als Preis für seine Gnade den rückhaltlosen moralischen Selbstmord seines Gefangenen forderte, wies alle Transaction zurück. Die Jesuiten sowohl wie die Utraquisten erklärten das Bekenntniß für eine sophistische reservatio mentis, und drangen auf ein klares, unzweideutiges Confiteor. Und Augusta gab es. Er erklärte kurz und bündig: er sei weder, noch könne und wolle er Papist oder Utraquist sein, er sei „Bruder," und darauf wolle und werde er bis in seinen Tod verharren. Er schob damit selbst wieder den Riegel vor die Pforte seines Kerkers.

Ein Verhältniß eigener Art indeß hatte mittlerweile zwischen den Insassen des Schlosses und dem Gefangenen sich herausgebildet. Standen ja auch jene gewissermaßen auf dem Boden der Opposition gegen die angemaßte Einmengung der weltlichen Macht in Dinge, die dem menschlichen Herzen als sein unveräußerliches Allereigenstes das Heiligste sind. Läugnete er das Recht dieser Macht zum Zwange in Dingen, die allein des Himmels sind, so sprachen sie es ihr ab in Dingen, die des Menschen Himmel auf Erden ausmachen. Sie hatten damit in gewissem Sinne ebenso der Ketzerei sich schuldig gemacht, wie er, und mußten schon um dessenwillen solidarisch mit ihm fühlen, wie sie aus gleichem Grunde mit ihm litten. Der Unterschied zwischen Beiden war nur das Dielengewölbe des Schlosses. Augusta war unterhalb desselben in den finstern Keller, sie oberhalb in die leuchtenden Gemächer gebannt. Sie gaben dem Zuge der Sympathie rückhaltlos sich hin, und machten die Hoffnungen zu den ihren, denen Augusta entsagt. Ihm die Freiheit zu erwerben, wurde das gemeinsame Ziel, das sie sich setzten, und der Weg, auf dem sie es erstreben zu können glaubten, der, den Gefangenen durch milde, schonend unmerkliche Belehrung und durch wohlthuende, ihm seine Lage möglichst erleichternde Aufmerksamkeit gefügiger für die Bedingung zu stimmen, die der Kaiser nun einmal gestellt, und von dem nicht zu erwarten war, daß er je davon ablassen werde. Der Erste, der zu diesem Zwecke in geistvoll anregendem Gedankenaustausch sich ihm näherte, war der Schloßkapellan Johannes de Cavalleriis, derselbe, der dem Bund zwischen dem Erzherzog und Philippinen die Weihe der Kirche ertheilt. Die Frauen auf ihre Weise, und unter ihnen die edle Philippine voran, unterstützten ihn durch liebenswürdige Herablassung. Der Erzherzog selbst, wiewohl nur aus der Ferne, war dem Unternehmen nicht fremd. Das Exemplar des katholischen Glaubensbekenntnisses, welches Pater Johannes dem Gefangenen in den Kerker lieh, damit er es lese und prüfe, war des Erzherzogs eigenes Prachtexemplar. Dem

Digitized by Google

einmüthigen Zusammenwirken dieser seiner Freunde hatte Augusta es auch zu verdanken, daß am Charsamstag 1561 ganz unerwartet auf Anordnung des Erzherzogs die Pforten seines und des Kerkers seines Famulus sich aufthaten, um ihnen Beiden wenigstens für die heilige Osterzeit die seit nunmehr dreizehn Jahren entbehrte Freiheit zu gönnen. Es mochte in der That ein im hohen Grade erschütternder Moment sein, als die beiden Dulder, herausgetreten über die Schwelle ihrer finstern Kerker an der Hand ihrer liebenswürdigen Beschützerin und umgeben von dem wohlwollenden Kreise ihrer Gönner einander in die Arme sanken, um mit Thränen des Dankes zum ersten Male wieder seit so langer Zeit unter Gottes freiem Himmel die warm niederstrahlende Ostermorgensonne, und mit ihr die Vorahnung heiß ersehnter Auferstehung aus den Gräbern der Lebenden zu begrüßen. War es darauf abgesehen, die ketzerisch verschlossenen Gemüther dem Einflusse liebevoll zuredender Belehrung zu erschließen, die Scene konnte kaum wirksamer herbeigeführt werden.

Und sofort, um den Eindruck nicht ungenutzt zu lassen, thaten die Verbündeten zu ihrem Ziele einen Schritt weiter. Das Werk, das sie begonnen, sollte den beredten Vätern der Gesellschaft Jesu zur Vollendung übertragen werden, und schon an einem der ersten Tage des Mai befand sich Augusta in Begleitung seines treuen Famulus und des Herrn von Sternberg auf der Reise zu ihnen nach Prag. Er reiste diesmal nicht als Gefangener, sondern, wenigstens der Form nach, als freier Mann, anständig, bequem, ohne demüthigende Sicherheitsvorkehrungen. Der Erzherzog selbst, zu Pferde, hielt sich den ganzen Weg über in der Nähe des Zuges. Auch in Prag, so weit thunlich, sollte diese gewinnende Behandlung fortgesetzt werden. Er wurde nicht im Weißen Thurme, wie früher sonst immer, sondern in einem Bürgerhause der Altstadt untergebracht. Hier sollten die Jesuiten sich mit ihm in Verbindung setzen und die Kraft ihrer Belehrung an ihm erproben. Die frommen Väter jedoch mochten von einer solchen übelangebrachten Humanität nichts wissen. Sie erklärten es für unerläßlich, daß die beiden Ketzer von aller Welt abgeschieden und ausschließlich ihnen allein überantwortet werden müßten, und so wurden denn die beiden Convertenden in der Stille einer Nacht in ihr Collegium, das Clementinum, übersiedelt. Die Art und Weise, wie die frommen Väter hier ihrer Aufgabe oblagen, wird von katholischer Seite als eine im höchsten Grade würdevolle, alles mögliche aufbietende gerühmt. Insbesondere die Behandlung, die den beiden Häretikern zu Theil wurde, wird als eine „von höhern Umständen gebotene, besonders zuvorkommende, vom Geiste steter Aufmerksamkeit durchwehte" hervorgehoben. Wir wissen nicht, ob darunter vielleicht die herabsetzende Erlaubniß gemeint ist, dem öffentlichen Gottesdienste und den officiellen Bekehrungspredigten, welche der Kaiser den Juden halten ließ, von einem Corridor aus hinter einem Gitterfenster, anwohnen zu dürfen, oder die demüthigende Ehre, einmal sogar zur gemeinschaftlichen Tafel gezogen zu werden, dabei jedoch abseits an einem abgesonderten Tischchen speisen zu müssen. Wir müssen es ebenso dahingestellt sein lassen, in wie weit jener Lobpreis vielleicht von der Methode der eigentlichen Bekehrungsarbeit zu gelten habe, welche in ihren Hauptumrissen darauf sich beschränkte, daß man die beiden Ketzer in ein großes Zimmer mit sieben Fenstern sperrte, in das außer dem Rector Henricus, dem Prediger Stefanus und dem bedienenden Novizen Niemand weiter den Zutritt hatte, und Augusta jeden Morgen einfach einen in lateinischer Sprache geschriebenen Zettel mit irgend einer Glaubensthese überreichte, zum Nachdenken darüber und zur Beantwortung am folgenden Tage. Die Thatsache nur steht fest, das schon nach dem dritten Zettel die frommen Väter die Ueberzeugung erlangten, daß es vergebene Mühe wäre, demselben noch weitere folgen zu lassen. Sie erklärten Augusta für ein verstocktes, mit Leib und Seele der Hölle verfallenes Subject, mit dem sie weiter nichts zu schaffen haben wollten, und überlieferten ihn, nachdem er durch 51 Tage ihr unfreiwilliger Gast gewesen, zu gleichem Versuche dem Consistorium der Utraquisten. Dies, die Aufgabe noch summarischer betreibend, übersandte Augusta lediglich einen Index von 15 Artikeln, über die er sich auszusprechen habe. Er that dies, soweit die Brüderlehre mit dem Utraquismus zusammenfiel, anerkennend, im Uebrigen je-

Digitized by Google

doch für insolange entschieden verwerfend, als er durch mündliche Erörterung nicht eines Bessern belehrt würde. Grade dieses aber war es von jeher, worauf mit den Brüdern einzulassen Katholiken sowohl wie Utraquisten sorgfältigst vermieden. Man rieth dem Erzherzog, ihn ohne Weiteres zu einer kathegorischen Confession zu verhalten. Augusta erklärte abermals, er könne und werde als nichts Anderes denn als „Bruder“ sich bekennen, und — ging nach Bürglitz zurück.

So auf der einen Seite in die peinlichsten Situationen gedrängt von denen, die, wiewohl seine confessionellen Gegner, ihm aufrichtig wohlwollten, hatte Augusta die ganze Zeit über nicht minder Peinliches von jenen zu erfahren, die seine confessionellen Genossen waren. Er hatte nicht aufgehört in Zuschrift über Zuschrift gegen alle und jede Consequenz sich zu verwahren, die aus der Außerachtsetzung seiner Person als des rechtmäßigen ältesten Bischofs der Unität sich ergab. Die Senioren und der Rath, die der Vorwurf zunächst traf, erklärten ihm mittelst eines eigenen, 1561 an ihn erlassenen überaus salbungsvollen Decretes, man sei weder gesonnen auf seine gotteslästerischen Auslassungen Rücksicht zu nehmen, noch seine hochmüthigen Prätensionen weiter zu beachten. Man schleuderte ihm aus Anlaß seiner Reise nach Prag endlich selbst den Vorwurf der Apostasie in's Gesicht, legte ihm Buße auf, und proclamirte ihn sammt seinem Famulus, wenn auch nicht als förmlich excommunicirt, so doch „durch ihre eigenen Thaten“ von der Gemeinschaft der Brüder ausgeschlossen. Keiner von Beiden, wenn sie auch frei würden, selbst wenn sie sich als Brüder bekännten, sollten als solche betrachtet, am allerwenigsten aber Augusta fortan als Bischof und Priester angesehen oder zu irgend einer Function zugelassen werden!

Der Vorwurf der Apostasie ist unter allen Umständen ein schwerwiegender. Man hat daher auch das Recht, zur Begründetheit desselben stets etwas näher zuzusehen. Und da bekennen wir denn offen, daß dieser Vorwurf, in so weit er den Brüderbischof Augusta betrifft, gar sehr in Zweifel gezogen werden müsse. Wer ist es, der diesen Vorwurf gegen ihn erhebt? Quellenmäßig in erster Reihe der brüderische Rath, und diesen nachsprechend utraquistische und katholische Schriftsteller; also einerseits ein Collegium, für dessen legitime Existenz die Person Augusta's eine permanente Negation war, anderseits zwei Parteien, deren jede für sich ein leicht erklärliches Interesse daran hatte, der Person Augusta's und in ihr dem gesammten Brüderthum in der öffentlichen Meinung den schwerst möglichen Schlag zu versetzen. Und wie verhalten sich dazu die Thatsachen? Augusta, statt in Freiheit gesetzt zu werden, wurde in seinen Kerker zurückgeschafft. Würde dies wohl geschehen sein, wenn er das Brüderthum abgeschworen, und sei es nun Katholik oder Utraquist geworden wäre? Sein Gönner und Beschützer, der humane Erzherzog Ferdinand, hätte schwerlich eines solchen Unrechts sich schuldig gemacht. Auch die Freilassung Bileks zeugt dagegen. Dieser nämlich, als man ihm nach einer kurzen Anhaltung im Weißen Thurme die Freilassung auf Grund seiner angeblichen Ablegung des utraquistischen Glaubensbekenntnisses ankündigte, protestirte gegen diese Voraussetzung aufs heftigste, und wünschte gleich seinem Meister nach Bürglitz geschafft zu werden. Man sah sich genöthigt, da man ihn auf jeden Fall frei geben wollte, zu einem Scheinexaminatorium die Zuflucht zu nehmen, darin nur solche Fragen gestellt wurden, die er als Bruder mit gutem Gewissen bejahen, dagegen alles vermieden ward, was er widersprechen hätte können. und ließ ihn hierauf sozusagen laufen. Nur das Abendmahl wenigstens wünschte man, sollte er auf utraquistische Weise nehmen. Er schlug auch dieses ab, und man mußte sich damit begnügen, es ihn aus der Hand eines lutherisch gesinnten Geistlichen nehmen zu lassen, ohne Hehl und Trug, nachdem er diesem in Vorhinein erklärt, auch nicht in einem einzigen Punkte von der Brüderlehre abzulassen. Wurde nun der Famulus frei, ohne Apostat zu werden, warum sollte der Meister nicht frei werden, wenn er Apostat wurde? Und sollte man nicht auch den Beschuldigten selbst hören dürfen? „Hätte ich jemals widerrufen,“ sagte er noch als Gefangener des Kaisers dem Administrator des Utraquistenconsistoriums in's Gesicht, „so müßte ich nur wie ein unsinniger, schamloser, allen Verstandes baarer Mensch gehandelt haben, mir selbst, meiner Einsicht, meinem eigenen Wollen, meinem eigenen Urtheil entgegen!

Digitized by Google

Wohl aber habt Ihr mir angeboten, mich als einen der Eurigen anzuerkennen, auch ohne daß ich erst nöthig haben sollte, zu widerrufen, wenn ich dazu nur ja sagen wollte?" Und in der That scheint auch lediglich dieses Compromißangebot die Quelle der gehässigen Anklage, die in den darauf folgenden Thatsachen bald genug sich selbst widerlegen sollte.

Denn mußte nun auch Augusta von der Unität sich als aufgegeben betrachten, so hatten doch die Insassen des Schlosses Bürglitz und namentlich Herr von Sternberg nicht aufgehört, ihm ihre thätige Theilnahme zu bewahren. Zur Ueberzeugung gelangt, daß die Abschwörung der Brüderlehre von seinem Schützling nimmermehr zu gewärtigen sei, meinte Herr von Sternberg die Befreiung desselben wenigstens auf dem Wege derselben bloßen Formalität durchsetzen zu können, mit der man bei Bilek sich zufrieden gegeben. Der Erzherzog gab auch hierzu seine Zustimmung, und derselbe Geistliche, der es dem Famulus so leicht gemacht, stellte sich auch bei dem Meister auf Bürglitz ein. Allein Augusta mochte seine Freiheit auch mit dem bloßen Scheine der Apostasie nicht erkaufen. Der utraquistische Administrator, M. Mistopol, bemühte sich selbst zu ihm nach Bürglitz, jedoch ohne eines bessern Erfolges sich rühmen zu können. Herr von Sternberg in seinem rastlosen Edelmuth wandte sich nun unmittelbar an den Thronfolger, und durch diesen an den Kaiser. Dieser anstatt alles Andere gebot die energischeste Wiederaufnahme der so oft vergeblichen Bekehrungsunterhandlungen, und Augusta in der Nacht vom Charfreitag auf den Charsamstag 1563 sah sich plötzlich wieder aus seinem Bürglitzer Kerker in den Prager Schreckensthurm versetzt. Hatte er die bloße Formalität abgelehnt, so sollte er nun mit aller Strenge zur vollen Wesenheit verhalten werden. Die beiden Administratoren und die ersten Würdenträger des Landes vereinten ihre Anstrengungen, um ihn zur Unterfertigung eines Documentes zu bewegen, darin er die Brüderdoctrin als eine ketzerische abschwor und der unbedingten Autorität der Kirche und des Scepters sich unterwarf. Er zwang in glänzender Vertheidigung die Bekehrer von ihrem Unternehmen abzustehen. Sie fanden, daß nichts übrig bleibe als ihn, nachdem ihm alle seine Bücher und Manuscripte abgenommen worden, nach Bürglitz zurückzuschicken, und seinen Prozeß ein für allemal für abgeschlossen zu erklären.

Endlich 1564, mitten im strengsten Winter und ohne bekannte Veranlassung, ging die Thür seines Kerkers wieder einmal auf. Ein bequemer Schlitten stand davor bereit, und im Flug ging es gen Prag. Johannes Augusta in seinem Herzen, wie so oft schon, bereitete sich auf all' die Grauen des Weißen Thurmes und die wiederholt durchgekosteten Seelenmartern eines Bekehrungsinquisitoriums vor. Der Schlitten aber fuhr nicht den steilen Schloßberg hinan. Er hielt am Fuße desselben, vor dem Palaste des Herrn von Waldstein. Geschäftige Diener hoben den Ankömmling heraus und führten ihn in ein prachtvolles Gemach, um sodann schweigend, wie sie ihn empfangen, sich wieder zu entfernen. Die Thür hinter ihnen blieb unverschlossen. Bald kamen Leute, alte, halbvergessene Freunde und Bekannte, um ihn zu begrüßen. Sie traten ungehindert bei ihm ein. Er selbst trat auf den Gang, in den Hof, auf die Straße hinaus; Niemand hinderte ihn — er war frei. Es war ein unmittelbarer Act des Kaisers. Mit einem Fuße bereits im Grabe, wollte Ferdinand I. in dieses das quälende Bewußtsein nicht mitnehmen, daß in einem seiner Kerker ein Mann schmachte, dem er nichts vorzuwerfen hatte, als dessen er selbst so gern als seiner höchsten Tugend sich rühmte — durch nichts zu erschütternde Ueberzeugungstreue. Er hatte ihn unbedingt freigegeben. Wenige Wochen darauf schloß er sein Leben ab. Er stieg unbefriedigt in die Königsgruft zu Sanct Veit auf dem Prager Schlosse. Weder Scheiterhaufen, noch Kerker, noch Güterconfiscationen, noch Privilegienvernichtungen, noch auch Jesuiten haben den Gang der reformatorischen Weltbewegung aufzuhalten vermocht. Der Katholicismus in Böhmen namentlich hatte unter seiner Regierung, statt zu erstarken, die bedeutendsten numerischen Verluste erfahren, und noch größere standen zu erwarten. Die nothgedrungene Anerkennung des Kelches durch das Tridentinische Concil schien diesen Abfall nicht aufhalten zu können. Die Hälfte der Bevölkerung war utraquistisch oder lutherisch, der vierte Theil brüderisch.

Digitized by Google

Allein auch Augusta's Stern war bereits verblichen. Kerkerluft und Jahre hatten seinen Nacken gebeugt, seinen Scheitel gebleicht. Sie hatten aber nicht nur äußerlich, sie hatten auch innerlich ihn alt gemacht. Die Massen zwar, dem geheimen Getriebe der Intriguen fern, hingen an dem Märtyrer noch mit ungeschwächter Verehrung, und die Synode konnte nicht umhin, ihn, den halb excommunicirten, angeblichen Apostaten, in seiner bischöflichen Würde wieder anzuerkennen. Allein in der Unität waltete nicht mehr der Geist von ehedem. An die Stelle des Systems der Polemik war das der Pädagogik getreten, die Schwerpunkte, nach denen das Ganze hingravirte, waren andere, und neue Führer mit neuen Ideen, unter denen voran der geistig so sehr hervorragende Blahoslav, der Classiker und Staatsmann des Brüderthums, hielten die Zügel in Händen. Augusta war frei, aber er konnte der traurigen Erkenntniß sich nicht entschlagen — überflüssig geworden zu sein. Er lebte noch, aber die Geschichte seines Lebens war zu Ende; er mußte sich sagen, daß seine Existenz ein Anachronismus sei.

Der Rest seines Daseins, den ohne alle Frage nur weise Resignation zu einem versöhnenden, harmonischen Abschluß hätte gestalten können, war anstatt dessen nur noch mitleiderregendes Haschen nach Effect, ein ruheloses Hin- und Herringen nach Gelegenheiten, einen Einfluß zurückzuerobern, der ihm für immer verloren war. Die erste Zeit hatte er in Jungbunzlau zugebracht, als Gast des dortigen Brüderhauses, an welchem Bilek als Priester fungirte. Dann, als er dort zu predigen und seine alte Beredtsamkeit ihre Wirkung auf die Massen zu offenbaren begann, sandte man ihn nach Mähren, die Gemeinden inspiciren, hierauf in gleicher Mission nach Polen. Einen Augenblick schien es, als sollten die Geschicke ihn wieder auf den Schild erheben, auf dem er in Triumph einst getragen worden. Es war dies im Jahr 1566, bei Gelegenheit der plötzlichen Erneuerung des Ausweisungsmandats durch Maximilian II. Er hielt sich eben wieder in der Gegend von Jungbunzlau auf, und suchte die dortigen Gemeinden zu einem gemeinsamen Schritt gegen das drohende Unglück zu vermögen. Eine Anzahl Gemeinden hatten sich ihm bereits angeschlossen und zahlreiche andere sich dazu bereit erklärt, als an der nüchternen Besonnenheit Blahoslav's, mit dem er, in seiner sanguinischen Ungeduld bereits auf der Reise nach Wien zum Kaiser begriffen, in Mähren zusammentraf, das Unternehmen scheiterte. Kaiser Maximilian widerrief das Mandat und der Ruhm, dies bewirkt zu haben, war Blahoslav's. Nicht glücklicher war er mit seinem Versuch, das Lieblingswerk seiner Kerkereinsamkeit, die Postille, endlich doch in die Oeffentlichkeit zu bringen. Es wurde einem scharfsinnigen Kritiker wie Blahoslav nicht schwer, dies Werk, das im Grunde genommen sowohl nach Anlage als Zweck ein völlig vergriffenes war, mit Erfolg zu bekämpfen und im Rathe den Beschluß zu bewirken, daß dem Autor die Erlaubniß zur Drucklegung nicht zu ertheilen sei. Augusta, gereizt wie er war und voreingenommen für sein Werk, sah in dem Verbote nichts weiter, als ein schmäliches Attentat kleinlichen Literatenneides auf seinen Schriftstellerruhm, setzte, wie einst der Rath über seine Proteste, über dessen Verbot sich hinweg, und übergab sein Opus einem nichtbrüderischen Impressor zum Drucke. Die Folge davon war eine sehr ernste Rüge und für den Fall, daß der ungefügige Senior auf seinem Ungehorsam verharren würde, die Androhung des Aeußersten — der nunmehr wirklichen Excommunication. Eine höhere Macht indeß entrückte den Unglücklichen, dessen andere Lebenshälfte damit verging, die Verdienste zu vertheidigen, die er während der ersten sich erworben, diesem Schicksale. Er starb am 3. Juni 1572 zu Jungbunzlau. Der Schreiber dieser Zeilen, indem er sie schließt, blickt aus dem Fenster seiner Arbeitsstube auf die Kirche, darin er gepredigt und die gegenwärtig einem kaiserlichen Infanterieregiment als Verpflegungsdepot dient, auf das Haus, darin er gewohnt, auf das Grab, darin er begraben.

Das Urtheil der Zeitgenossen wie der Nachwelt über einen Mann, wie Johannes Augusta, konnte der Natur der Sache nach nur ein getheiltes sein. Wir mögen nicht in Abrede stellen, daß er ein Charakter war, der in's Brüderthum nicht so ganz paßte. Wir geben sogar zu, daß es ihm, nachdem das Glück ihm einmal den Rücken gewandt, vielleicht besser angestanden hätte, dem brüderischen Grundsatze „Besser Leiden als

Digitized by Google

Streiten" getreu, mit schweigendem Verzicht in sein Geschick sich zu fügen. Allein wir mögen auch dem menschlichen Herzen die Berechtigung nicht absprechen, gegen Unrecht sich zu empören, und können nicht das Auge zudrücken gegen die Thatsache in der menschlichen Natur, durch Unbill um so tiefer erregt und selbst zu Unbill fortgerissen zu werden, je berechtigter der Fehlende ist, strengste Gerechtigkeit zu fordern. Es fügt dergleichen der Krone eines Märtyrers freilich keinen neuen Dorn hinzu, sondern bedornt nur die Geißel in der Hand seiner Feinde. Allein es ist darum nicht weniger natürlich, nicht weniger menschlich, und darum unsrer Nachsicht gewiß. Der Nachruhm eines bedeutenden Menschen, eines Mannes von außerordentlicher Energie, seltenem Geiste, hinreißender Beredtsamkeit und rastlosem, unerschütterlichem Eifer für die Sache seiner Ueberzeugung haben selbst seine Widersacher ihm nicht streitig gemacht.

Literarisches.

Gespräche mit einem Grobian. Herausgegeben von einem seiner Freunde. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1866.

„Nur durch die Höllenfahrt der Selbsterkenntniß gehen wir ein in den Himmel der Ehren und der Herrlichkeit!" sagt der Herausgeber im Vorwort dieses Buchs. Um unserer Zeit zu dieser Selbsterkenntniß zu verhelfen, hält er ihr in dem Buche selbst einen Spiegel vor, in dem sie sich, bald so, wie sie wirklich ist, bald so, wie sie sein sollte, zu sehen bekommt. Sein Grobian, der natürlich der Maler des Schattenbildes und der Hauptsprecher des Dialogs ist, ist ein prächtiger Kerl. Grob bis zur Flegelei, aber dabei ehrenwerth, nobel, fein gebildet, ja in gewissem Sinne liebenswürdig. Der Verfasser hat Recht, ihn den „Grobian der Gerechtigkeit" zu nennen und zeichnet ihn wahrheitsgemäß, wenn er über ihn schreibt: „Jede Seite des Manuscripts bezeugt, daß dieser Geist ein Ideal menschlicher und männlicher Tugend, ein Ziel edlen und schönen Lebens vor Augen hat und die Wahrnehmung des Gegentheils im wirklichen Leben ihn außer sich bringt. Er sieht, daß die Welt verkehrt ist, trotz aller Ermahnungen verkehrt bleibt, und versucht nun, sie in die richtige Stellung zurückzuschimpfen. Jedes Unrecht empört ihn, ob es ihm selbst, ob es Anderen widerfährt; er hält sich zum Richter und Rächer berufen — und wehe dem Sünder, der ihm in die Schußlinie kommt! Von einer Scharfsichtigkeit ohne gleichen, sieht er Verbrechen und Schuld, wo man sie kaum noch wahrgenommen hat. Man kann sagen, daß die Kehrseite des menschlichen Wesens mit solcher Consequenz und solch' allseitiger Umsicht noch niemals aufgedeckt ist." Nimmt dieser Ernst seiner Grobheit die Widerwärtigkeit, so verleiht ihr sein derber Humor und seine treffend hyperbolische Ausdrucksweise eine nicht gewöhnliche Ergötzlichkeit. Er gefällt sich in Uebertreibungen, aber darin liegt eben der Spaß. Er züchtigt maßlos, aber so, wie es für Herzen, die mit siebenfachem Leder überzogen sind, nothwendig ist. Durch seine Gerechtigkeitsliebe muß er sich die Sympathie aller derer erringen, welche die Schwächen und Gebrechen der Zeit gleich schwer wie er empfinden; durch die lustige Dreschflegelmelodie seiner Grobheit muß er auch die ergötzen, über deren Häuptern er die Waffen seines Zornes schwingt. Sein Zorn wie seine Grobheit ist unerschöpflich. Er schüttet ihn gleichmäßig über alle Schichten des Daseins, alle Classen der Gesellschaft aus. Wer am härtesten gegeißelt wird, ist schwer zu sagen. Zu den effectvollsten gehören jedenfalls die Entladungen über das Thierische und Teuflische im Menschen, über den Mann und den Buben, über den deutschen Nationalcharakter, über die „Nation von Denkern," über die Genußsucht, über die Journalisten und über die Weiber. Weniger pikant ist natürlich sein ihm den Widerpart haltender, das Ideal der Menschheit zeichnender, optimistischer Freund; aber er ist neben ihm nothwendig und wirkt ihm gegenüber wohlthuend, versöhnend, mildernd. Der Glanzpunkt seiner Darlegungen, das „hohe Lied von der Menschheit," ist zugleich der Gipfelpunkt des ganzen Buches. Als Verfasser desselben hat sich bereits Melchior Meyr entpuppt. Wir wünschen ihm zu der glücklichen Idee und der trefflichen Ausführung von Herzen Glück.

Neues vom Büchertisch.

Hausschatz deutscher Erzählungen. Ausgewählte und neue Werke von M. Hartmann, O. Müller und Wilh. Raabe. 1. Serie. 4. und 5. Lieferung. 8. Stuttgart, E. Ebner. 4 Sgr.

Kühne, G., Deutsche Charaktere. 2. Ausg. 3. Lieferung. 8. Leipzig, Denicke. 1/3 Thlr.

Ranke, L. von, Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert. 2. u. 3. Bd. gr. 8. Leipzig, Duncker & Humblot. 1867. 5 1/6 Thlr.

Reuter's, F., Sämmtliche Werke. 12. Bd. 8. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1 Thlr.

Digitized by Google

Der Manzanillo.

Von

Friedrich Schödler.

O, nahet Euch ihm nicht!
Dort steht, o denkt daran, mit seinem mächt'gen Schatten
Der Manzanillobaum; er gibt den sich'ren Tod.
Weh' dem, der sich ihm naht.
Seinem süßen Duft, den die Blüthen spenden.
Zuerst wohl glaubt er sich in himmlischen Regionen,
O trügerisches Bild, gefährlich böser Traum,
Der zum Wahnsinn ihn führt und vom Wahnsinn zum Tod!
(Afrikanerin, Act V.)

Nie hat ein Kunstwerk die Welt mehr in gespannte Erwartung versetzt, bevor es die Bühne erreichte, als Giacomo Meyerbeer's letzte Oper, „Die Afrikanerin." Wenn irgend je, so hat hier das Horazische „nonum prematur in annum" seine vollzählige Anwendung gefunden. Denn lange Jahre und unsägliche Mühe und Sorgfalt wurden aufgewendet, um in Libretto und Partitur ein Werk zu vollenden, würdig, die Reihe großer Kunstwerke zu krönen, mit welchen der Meister unser Zeitalter bereichert hat. Ein eigenthümliches Geheimniß umgab dabei die Geburtsstätte und Acte des Kunstwerks, und nur wie Sagen drangen einzelne Nachrichten aus dem abgeschlossenen Kreise der Wissenden oder Ahnenden. Wer in diesen Jahren der Genesis der Afrikanerin, das Charivari, das älteste Pariser Witzblatt, zur Hand nahm, konnte von Zeit zu Zeit wiederkehrend, die launigen Conjecturen illustrirt finden, welche auf diesem Weltmarkt geistreicher Bonmots auf Rechnung der mythischen Oper erfunden und in Circulation gesetzt wurden.

In der That, wenn wir uns für berechtigt halten, bei der Ankündigung einer neuen großen Oper Ansprüche zu erheben, daß dieselbe wirklich neu erscheine, nach Inhalt und Ausführung, daß dieselbe Originalität darbiete, nicht nur in der Art und Anlage der tragischen Conflicte und ihrer musikalischen Behandlung, sondern auch in den äußerlichen Mitteln, durch welche das Kunstwerk zur Darstellung gelangt — so war die Erreichung dieser Aufgabe um so größer für Meyerbeer, als er selbst in seinen bisherigen Schöpfungen nach all' diesen Richtungen das Niedagewesene, ja das Unerhörte geleistet hatte.

Und dennoch wurde diese Aufgabe erreicht und selbst die gereizte Erwartung des verwöhntesten Publicums sollte überrascht und übertroffen werden.

Vorerst mußte schon der bekannt gewordene Titel der Oper Interesse hervorrufen. Eine „Afrikanerin" Trägerin der Hauptrolle! Eine broncirte Prima Donna der großen Oper! Das schien unglaublich, unmöglich. Wenig fehlte, daß hieran der ganze Plan gescheitert wäre. Und consequenter Weise

ganze Chöre und Ballete schwarz angelaufen! Das war allerdings neu und niemals dagewesen. Denn bisher war der Mohr nur sporadisch, in einzelnen, scharf ausgeprägten, männlichen Charakteren im Drama zur Verwendung gekommen, nunmehr aber, wie es scheint im Zusammenhang mit der Emancipation der Race in Amerika, erscheinen die Schwarzen massenhaft auf der Bühne.

Daß ferner ein mitten durchgesägtes großes zweistöckiges Schiff auftritt und mit Mann und Maus vor unseren Augen untergeht, ist zwar auch eine kühne Erfindung und staunenswerthe Leistung der Technik — allein wir halten dies doch für einen der gröberen Effecte, ähnlich wie den Einsturz des Palastes im Propheten.

Eine feinere, fast darf man sagen, sinnige Erfindung gibt sich dagegen kund, in der Wahl des Mittels, durch welches der tragische Schluß herbeigeführt wird. Die Heldin muß selbstverständlich sterben. Aber wie — das war die Frage. Wenn wir bedenken, daß in der Sterbescene des Helden eine jede Tragödie culminirt, daß die höchste Theilnahme des ganzen Publicums auf dieselbe sich concentrirt, so dürfen mit Recht der Dichter sowohl, als auch der Componist und die darstellenden Künstler diesem entscheidenden Momente ihre ganze Aufmerksamkeit und den vollsten Aufwand ihrer schöpferischen Kraft zuwenden. Sicherlich beruht es hierauf, daß wir in den verschiedenen Tragödien und tragischen Opern der mannigfachsten Abwechslung begegnen, in der Art, wie die Hauptperson vom Leben zum Tode gebracht wird, denn Eines schickt sich nicht für Alle, und die Monotonie ist auch im Sterben zu vermeiden.

Eine kleine Aufzählung bekannter Beispiele wird dies bestätigen: Fenella ertrinkt, Fiesco wird ertränkt; die Jüdin wird in Oel gesotten, Don Juan vom Teufel geholt; Romeo und Julie werden vergiftet, die Hugenotten theils verbrannt, theils erschossen; Zrini und der Prophet werden in die Luft gesprengt; Desdemona wird erwürgt, Emilia Galotti erstochen, Cordelia gehängt; Cleopatra stirbt am Schlangenbiß, Ugolino verhungert, Correggio erliegt der Müdigkeit und dem Gewicht der Scheidemünze, Marie Beaumarchais dem Kummer und der Zehrung!

Man wird versucht, die Register der Pathologie nachzuschlagen, um eine Todesart aufzufinden, die im vorstehenden Verzeichniß nicht vertreten ist, und die sich bühnengerecht erweißt.

Da offenbart sich nun der glückliche Griff des Libretto zur Afrikanerin, indem es, das Gewöhnliche vermeidend, die furchtbaren Naturkräfte der Tropenwelt zu Hilfe nimmt, um den Tod seiner Heldin herbeizuführen. Und auch hier wird nicht von einem gewaltsamen, gräßlichen Mittel Gebrauch gemacht, sondern im Schatten der herrlichen Blüthenkrone eines wunderbaren Baumes, umfangen von dessen lieblichen Düften, sucht und findet das gebrochene afrikanische Herz Versöhnung und Ruhe, und dieser Baum ist unser Thema, der Manzanillo.

Versetzen wir uns an den Schluß der großen Oper. Der Vorhang rollt auf, und es beginnt der fünfte Act. Nach einem Duett zwischen Selica und Ines von wenig Bedeutung, vereinigen sich alle Streichinstrumente, Clarinetten und Fagotte zu jenem großartigen, wirkungsvollen Unisonosatz, dessen Wiederholung jedesmal verlangt wird, und der als „Letzter Gedanke Meyerbeer's" popularisirt worden ist. Dieses Unisono bildet die Vorbereitung und Begleitung der Verwandlungsscene, und eine competente Stimme bezeichnet den nachfolgenden Act als einen reichen Born musikalischer Schönheit, in dem Harmonie, Melodie und Declamation so glücklich in einander verwoben sind, daß derselbe Berichterstatter ausruft: „Selica ist hier nicht mehr die afrikanische Königin; sie ist die scheidende Muse Meyerbeer's, die ihren Freunden Lebewohl sagt."

Hören wir ihre eigenen Worte:

Du Tempel, reich und herrlich, von Blättern aufgebauet,
Der seine Trauerzweige in dem Winde bewegt,
Der Hafen du, den nach dem Sturm mein Aug' erschauet,
Da keine Hoffnung meine Seele erregt,
Sei Grab meinem Herzen, das bald nun nicht mehr schlägt.
Blumen schön und so roth, euch seh' ich mit Entzücken,
Ihr sollt den Busen der jungen Gattin schmücken,
Zu dieser Feier seid ihr der bräutliche Kranz!
Man sagt, ihr süßer Duft verleiht ein gräßlich Glück;
Die Seele sieht das Himmelreich, wo sie der Engel Chören lauscht,
Dann folgt der lange Schlaf, der befreit von Qual und Noth.

Digitized by Google

Alles ist aufgeboten, um die Scenerie in Uebereinstimmung mit dieser elegischen Ergießung zu bringen. Die Decoration erhebt sich zum Kunstwerk. Ein Baum, mächtig und von wunderbarer Schönheit nimmt nahezu die Mitte der Bühne ein, und breitet sein reiches Laubdach, aus welchem glühend rothe Blüthentrauben herabhängen, über dieselbe bis in's Proscenium, wo im Vordergrund eine wilde Felspartie den Gegensatz bildet zu der im Hintergrunde angedeuteten Pflanzenwelt der Tropen, so daß Raum bleibt zum Blick hinaus in die unendliche See! Einfach und groß ist das ganze Bild und darum so wirkungsvoll, weil es nach den aufregenden und verwirrenden Eindrücken der vorhergehenden Acte, zurückführt zu maßvoller Ruhe.

Wenn hiernach die ästhetische Kritik der dramatischen Verwerthung des Manzanillo alle Anerkennung zu zollen vermag, so ist dieses doch keineswegs der Fall, bezüglich der naturgeschichtlichen Kritik. Mit einem gewissen Bedauern des angeregten Publicums weißt dieselbe nach, daß so ziemlich die ganze Einführung und Darstellung des Giftbaums in der Oper eine unrichtige und unwahre ist. Wir sind weit entfernt, hieraus der Dichtung einen Vorwurf zu machen. Die Naturgeschichte müßte fortwährend in berichtigenden Eifer gerathen, wenn sie gewissen dichterischen Verwendungen ihrer Objecte begegnet, die nun einmal conventionell geworden sind. So sind z. B. „das Gift, das die Kröte ausspritzt“ — „der Schwanengesang“ — „der Tarantelstich“ u. a. m. conventionell gebräuchliche, naturgeschichtliche Unrichtigkeiten. Ja, Freiligrath's reizendes Gedicht, „Der Blumen Rache,“ beruht auf einer im Wesentlichen unrichtigen Thatsache.

Wohl aber ist durch das Erscheinen des Manzanillo auf der Bühne ein großes Interesse für diesen Baum erregt worden, und vielfach hörte man Fragen über dessen Naturgeschichte aufwerfen. Selbst Mancher, der sich mit letzterer beschäftigt, fühlte sich doch wohl nicht hinreichend unterrichtet, um sofort eine sichere Antwort zu ertheilen. Wir besitzen aber eine reiche, auf mehr als zweihundert Jahre sich erstreckende Literatur über diesen merkwürdigen Baum, dessen Eigenschaften vielfach der Gegenstand wissenschaftlicher Erörterung und Streitigkeiten geworden sind. Es erscheint daher als eine nicht undankbare Aufgabe, zurückgehend bis auf die ältesten Originalquellen, den Manzanillo zum Gegenstand unserer naturgeschichtlichen Betrachtung zu machen.

Seinen Namen erhielt der Giftbaum ursprünglich von den Spaniern, welche ihn Arbos de Mansanillas oder Mancanillas nannten, das ist nach der Erklärung des alten Holländers Johann Comellin „kleene Appeltjens-tragende Boom,“ da seine Früchte ganz das Ansehen kleiner rothwangiger Aepfel haben. Sonderbarerweise findet sich jedoch dieser Name bei den späteren Autoren und in den verschiedenen Sprachen zwar beibehalten, aber mit der mannigfaltigsten Versetzung seiner Vocale. Wir lesen demnach: Mancanillo; Mancanilla; Mancinello; Mancenilla; Massinilia; Mancaneel Tree (englisch); Mancenillier (französisch); und im Deutschen Manschenillenbaum, Manschinellenbaum und Manchinellbaum.

Das Vaterland dieses Baumes ist Westindien. Er ist gänzlich fremd in Madagasgar, Afrika und Ostindien, also dem ganzen Schauplatz der Begebenheiten der Afrikanerin. Nachdem sich einmal ein so weitgehender Realismus auf unsern Bühnen eingebürgert hat, daß man bemüht ist, mit allen Mitteln der Kunst die Scenerie in naturgetreuer Wahrheit herzustellen, so erscheint es allerdings als ein Vorwurf, eine solche geographische Unrichtigkeit zuzulassen. Das Auftreten eines Löwen in den böhmischen Wäldern wäre nicht auffallender. Hierin verfährt die romantische Oper viel zweckdienlicher; sie sagt einfach: „Schauplatz, eine Insel im Ocean“ und behält somit alle Freiheit der Verfügung über die Pflanzen- und Thierwelt. Doch lassen wir dies.

Der Verbreitungsbezirk des Manzanillo ist ein sehr großer, denn man hat ihn auf der ganzen Inselreihe angetroffen, die aus den kleinen und großen Antillen und den Bahamainseln gebildet wird, und in einem ungeheuren Bogen vom 10. Grad bis nahezu an den 30. Grad nördlicher Breite sich erstreckt.

Sein Standort ist die Meeresküste, so daß er seine Wurzeln in salzigem Wasser oder salzgetränktem Boden verbreitet. Man darf jedoch annehmen, daß der Manzanillo gegenwärtig auf den meisten dieser Inseln gänzlich oder nahezu gänzlich ausgerottet ist.

Digitized by Google

Nicht gering ist die Anzahl von Autoren, welche seit dem 17. Jahrhundert Nachrichten über den westindischen Giftbaum mittheilen. Wir begegnen allen seefahrenden Nationen, wie sie eben nach einander und neben einander auf jenem reichen Inselgebiete Fuß faßten. Auch sind darunter die verschiedensten Stände vertreten und eigentliche Naturforscher haben verhältnißmäßig erst spät den Gegenstand untersucht. Dem Namen nach führen wir an: Peter Martyr, Ximenes, Thevet, Benzo, Tertre, Esquemeling, Catesby, Commellin, Plumier, Dampier, Oviedo, Smith, Hughes, Sir Walter Raleigh, John Hawkins, Thomas Ortizius, Sir Hans Sloane, Jaquin, de Tussac, Descourtilz. Aus mehreren werden wir Auszüge ihrer Beobachtungen anführen.

Der große Systematiker Linné gab dem Baum den Namen „Hippomane mancinella und theilte ihn der neunten Ordnung seiner einundzwanzigsten Klasse zu. Diese Benennung wurde abgeleitet von Hippomanes, d. i. Pferdewuth, weil die Pferde wüthend oder brünstig werden sollen, wenn sie von dessen Früchten fressen. Wir werden demnächst erfahren, daß selbst für Pferde es seine Schwierigkeiten haben muß, dieses Obst zu genießen. Linné's Nachfolger, Jussieu, veränderte, ohne daß man einsicht warum, den botanischen Namen in Mancinella venenata und versetzte ihn in die erste Ordnung seiner fünfzehnten Classe, sowie in die Familie der Euphorbiaceen oder wolfsmilchartigen Pflanzen.

Den botanischen Charakter des Manzanillo geben wir nach Tussac, dessen Werke auch die Abbildung entnommen wurde, welche einen blühenden Zweig in halber natürlicher Größe, dagegen die Frucht und den Querschnitt derselben in wirklicher Größe darstellt.

Dieser Baum, bis jetzt der einzige seines Geschlechts, ist von mittlerer Größe, auf den ersten Blick unserem Birnbaum sehr ähnlich. Sein Stamm ist mit einer grauen Rinde bedeckt und bildet eine Krone, welche sich in zwei- oder dreitheilige Zweige theilt, mit zerstreuten, wechselständigen Blättern. Das einzelne Blatt ist eiförmig, spitz, gezahnt, am Grunde fast herzförmig, langgestielt. Eine kleine, lebhaft roth gefärbte Drüse sitzt auf dem Blattstiel, am Anfang des Blattes.

Die Blüthen des Baumes sind klein und unscheinbar. Ohne besondere Aufmerksamkeit wird man dieselben nicht mehr beachten, wie z. B. die Blüthe unseres Wallnußbaums. Gleich diesem hat der Manzanillo männliche Blüthen, welche Staubfäden enthalten und eine dünne, drei bis vier Zoll lange Aehre bilden. Am unteren Theile derselben finden sich in geringerer Anzahl die weiblichen Blüthen, welche jedoch auch einzeln für sich in den Blattachseln vorkommen. Die männliche Blüthe besteht aus einem zweitheiligen Kelch, einem graden Staubfaden mit vier Antheren d. i. Staubbehältern, oder wohl richtiger, aus vier verwachsenen Fäden und freien Antheren. Eine eigentliche Blumenkrone fehlt. Die weiblichen Blüthen haben einen zwei- oder dreitheiligen Kelch, gleichfalls ohne Krone. Der Fruchtknoten ist fast rund, mit gradem Griffel, an welchem sich sechs bis sieben zurückgebogene, rothgefärbte Narben vorfinden. Von beiden Blüthen haben wir vergrößerte Abbildungen beigefügt, an welchen die genannten Blüthentheile sich leicht erkennen lassen.

Die Frucht ist eine Steinfrucht, an Größe, Form und Farbe sehr ähnlich dem kleinen Reinetteapfel (pomme d'api), oben etwas eingedrückt und mit einem Nabel versehen. Dieselbe enthält ein weißliches Fleisch, das einen einzigen holzigen Kern einschließt. Dieser Kern ist undeutlich siebeneckig und seine spitzen und scharfkantigen, nach allen Seiten starrenden Flügelfortsätze würden allein schon den Verwegenen bestrafen, der herzhaft eine solche Frucht anbeißen wollte.

Im Innern ist der Kern in sieben einsamige Kapseln getheilt. Gleich allen übrigen Theilen des Baumes ist das Fleisch der Frucht erfüllt von einem weißen, scharfen Milchsaft, der vollends beiträgt, dieselbe ungenießbar zu machen. Nichtsdestoweniger soll dieselbe von der auf den Antillen gemeinen Landkrabbe ohne Nachtheil gefressen werden, alsdann aber der Genuß dieser Thiere für den Menschen gefährlich, ja tödtlich sich erweisen.

Dem Leser ist wohl die allerwärts verbreitete gemeine Wolfsmilch (Euphorbia Cyparissias) bekannt, welche die schöne, bunt chagrinirte Raupe des Wolfmilchschwärmers ernährt und er mag sich wundern, den Manzanillo, einen großen, apfel-

tragenden Baum des tropischen Amerika's in eine Familie gereiht zu finden, mit unserem unscheinbaren Unkraut. Allein die Botaniker haben längst aufgehört, die Gewächse einzutheilen in Bäume, Sträucher und Kräuter. Merkmale, welche dem oft sehr auffallenden Verschiedenheiten und Gegensätzen.

Bei den Euphorbiaceen besteht der specifische Charakter der Familie vornämlich in den getrennten Blüthen, in der Bildung von Frucht und Samen und

Blühender Zweig des Manzanille. a) männliche Blüthe, b) weibliche Blüthe.

durch Beobachtung nicht geschärften Auge völlig entgehen, und die sich vorzugsweise auf die Bildung der Blüthe und Frucht beziehen, sind allein entscheidend für die Systematik. Während in einer natürlichen Pflanzenfamilie der Charakter in diesen Theilen bei allen ihr Angehörigen sich gleich bleibt, begegnen wir in den Formen und Eigenschaften der einzelnen Pflanzen in der Form und Lage des Keims. Die meisten Glieder der Familie zeichnen sich überdies aus durch ihren Gehalt an einem milchigen, scharfen bis giftigen Saft und mehrere derselben liefern der Heilkunde Arzneimittel.

Außer den botanischen Charakteren beachten wir aber bei nicht wenigen Pflanzen sehr ausgezeichnete physiologische Eigen-

Digitized by Google

schaften, indem von gewissen Theilen derselben eine ausgesprochene Wirkung auf den menschlichen Organismus ausgeht und in dieser Beziehung hat ja grade der Manzanillo einen ebenso verbreiteten, als übel bezeichneten Ruf erhalten. Denn es wird von diesem Baume gesagt, daß er giftige Dünste aushauche, daß er in seiner Umgebung eine Atmosphäre verbreite, welche Jedem verderblich und tödtlich sei, der darin verweile. Es wird ferner berichtet, daß Thau und Regen, welche vom Laubdach des Manzanillo herabträufeln, auf der Haut eines davon Betroffenen Blasen und Geschwüre erzeugen. In dem bekannten Werke von Schleiden, „Die Pflanze und ihr Leben," begegnen wir der nachfolgenden, bezüglichen Stelle:

„Der gesättigte Wilde schlendert umher, um ein neues Plätzchen zum Schlafen zu suchen, aber wehe ihm, Unachtsamkeit hat ihn verleitet, unter dem furchtbaren Manchinellbaum sein Lager zu bereiten und ein plötzlich einfallender Regen träuft von dessen Blättern auf ihn herab. Unter furchtbaren Schmerzen, bedeckt mit Blasen und Geschwüren, wacht er auf und wenn er mit dem Leben davon kommt, so ist er mindestens um eine furchtbare Erfahrung über die giftigen Eigenschaften der Euphorbiaceen reicher."

Endlich enthält, wie bereits angedeutet wurde, der Manzanillo in allen seinen Theilen einen milchigen Saft, von welchem namentlich die Rinde strotzt und dessen giftige Schärfe anerkannt ist.

Grade diesen physiologischen Eigenschaften verdankt es ja der Manzanillo, daß er so berühmt oder besser gesagt, so berüchtigt geworden ist, daß, wie Schleiden weiter erzählt, „der Manchinellbaum in Amerika mit eben so geheimnißvoller und fast abergläubischer Scheu gemieden wird, als der fabelhafte Giftbaum auf Java."

Wird doch selbst der Botaniker, der zunächst als Forscher diesem Baum gegenübertritt, unter diesem Eindruck angeregt zu dichterischer Auffassung des Gegenstandes, wie uns die nachfolgenden Stellen aus de Tussac erkennen lassen, der zu Anfang dieses Jahrhunderts längere Jahre dem Studium der Flora der Antillen gewidmet hat.

„Zum ersten Mal dem Manzanillo begegnend," so erzählt der Reisende, „betrachtete ich denselben mit jener inneren Bewegung und unaussprechlichen Freude, die sich des Botanikers bemächtigen, wenn er endlich eine längst vergeblich gesuchte Pflanze vor sich sieht. Es scheint," so fährt de Tussac fort, „daß die Natur mitunter abweicht, von ihrem gleichmäßigen und einheitlichen Plan. Denn besorgt für die Erhaltung der mit Empfindung und Vernunft begabten Wesen, pflegt diese gemeinsame Mutter in der Regel den giftigen Gewächsen das Siegel ihrer Bösartigkeit aufzudrücken, indem sie denselben düstere, das Auge zurückstoßende Blüthen verleiht, oder die Luft verpestende Dünste, wodurch nicht nur vernünftige Wesen abgehalten werden, sondern auch die vom bloßen Instinkt geleiteten, der oft sichrer führt als unsere Einsicht.

Der Manzanillo liefert uns ein Beispiel der erwähnten Verirrung. In diesem trügerischen Baume findet man alles vereinigt, was denjenigen anzulocken vermag, der den Reizen der Natur nicht unzugänglich ist. Ein schöner Wuchs, eine dichte Laubkrone, ein angenehmes Grün, aus welchem eine große Menge schöner Früchte auf's einladendste hervorschimmern, grüngelb und rothwangig, als ob sie dem lechzenden Wanderer die Erquickung anbieten wollten, welche die brennende Hitze dieses Klimas gierig wünschen läßt.

Sta viator, nimium crede colori!
Stehe Wanderer — nicht traue der trügenden Farbe."

Das Holz des Manzanillostammes wird von den älteren Autoren als vorzüglich geschildert, indem es einen schönen schwarzweißen Maser, sowie beträchtliche Härte besitze und deshalb zu feinen Holzarbeiten, insbesondere zu Möbeln, sehr geeignet, vielfach Verwendung finde. Wie wir sehen werden, widersprechen spätere Nachrichten diesem jedoch gradezu.

Es gewährt überhaupt großes Interesse, die Geschichte dieses Baumes in der Literatur durch mehrere Jahrhunderte zu verfolgen. Sie belehrt uns, mit welcher Hartnäckigkeit Thatsachen haften, die einmal eine gewisse Annahme und Verbreitung gewonnen haben, wie schwierig es ist, ja mitunter unmöglich, durch spätere directe Beobachtungen dieselben aufzuklären, zu bestätigen oder zu widerlegen.

Digitized by Google

Ximenes (1593) erzählt u. A.: „Der Baum wächst an den Küsten aller Inseln von Dragoons Mouth bis Nombre de Dios, was 400 Meilen beträgt; er ist den Menschen, die in seinem Schatten liegen, höchst verderblich; ihr ganzer Körper schwillt an; wenn zufällig der Thau das Fleisch berührt, so brennt er, wohin er kommt, gleich wie Scheidewasser. Das Holz gibt einen furchtbar stinkenden Rauch, viel abscheulicher als Schwefel. Die Indianer vergiften mit der Frucht ihre Pfeile, welche unheilbar verwunden und ich zweifle höchlich, daß in der ganzen Welt ein so verderbliches Gewächs sich findet, da andere in der Heilkunde oder Technik sich nützlich erweisen, aber dieser zu gar nichts."

Benzo berichtet: „Das Gift der Indianer für ihre Pfeile wird bereitet aus Wurzeln, Kräutern, Ameisen, Aepfeln (des Manzanillo) und anderen giftigen Säften, welche alte Weiber mit dem Giftsafte der Schlangen kochen, bis die rechte Mischung vollbracht ist und wobei nicht wenige von dem Dampfe getödtet werden." (?)

Hawkins sagt: „Mit Mansaneeläpfeln, giftigen Fledermäusen, Vippern, Ottern und anderen Schlangen, bereiten sie das Gemische und bestreichen damit ihre Giftpfeile für den Krieg."

Thevet endlich: „Wenn beim Bereiten der Composition aus dieser Frucht, Ameisen, Scorpionen u. s. w. das alte Weib vom Dampf getödtet wird — so hält man das für sehr gut!"

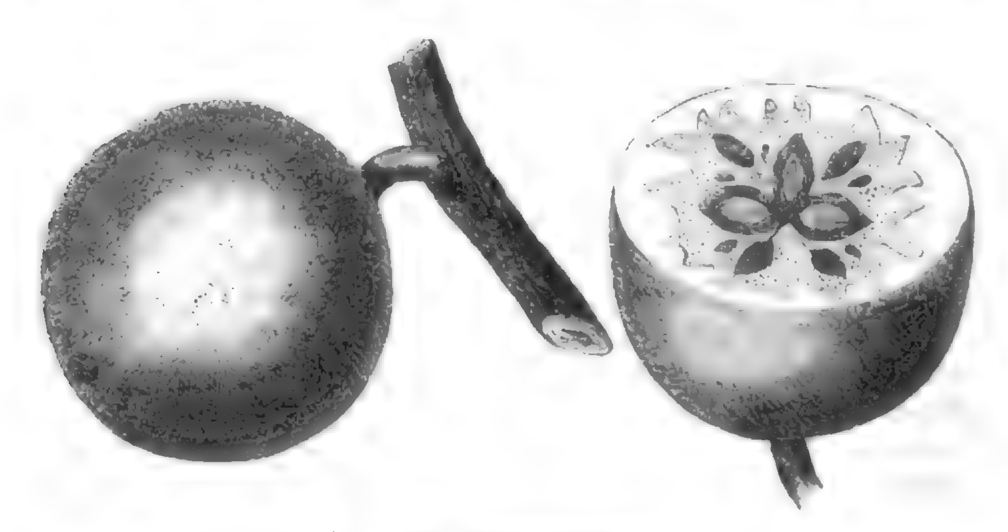
Wahre Hexenkesselscenen aus Macbeth, die offenbar nicht auf eignen Beobachtungen, sondern auf fortgeerbten Erzählungen beruhen.

Sir John Sloane, der 1688 die Antillen besuchte, liefert eine Abbildung des Manzanillo, die jedoch bezüglich der Blüthentheile und der Frucht sehr unvollkommen ist, wie denn der Verfasser in der Vorrede selbst klagt, daß es ihm meist unmöglich gewesen sei, wegen der Höhe der Bäume diese Theile sich zu verschaffen.

Johannes Comellin gibt 1697 eine Beschreibung des Giftbaums nach andern Autoren, fügt jedoch die Abbildung einer kleinen, dreijährigen Pflanze des Manzanillo hinzu, welche im botanischen Garten zu Amsterdam aus Samen gezogen worden war und der grade die wichtigsten Theile, Blüthe und Frucht, fehlten.

Mark Catesby, 1720 auf den Bahamainseln, beobachtete den Baum selbst und machte die Erfahrung, daß beim Fällen eines solchen etwas von dem Milchsaft ihm in's Auge spritzte. Er empfand einen brennenden Schmerz, Auge und Gesicht schwollen so stark an, daß er zwei Tage lang gänzlich des Gesichts beraubt war; doch verlor sich das Uebel ohne Anwendung eines Heilmittels. Die von demselben Autor gegebene Abbildung scheint vielmehr eine Composition, als nach der Natur aufgenommen. Nur die männliche Blüthenähre und die Blätter sind annähernd ähnlich, während die Frucht gänzlich falsch, in Gestalt einer Feige dargestellt ist.

Nikolaus Joseph Jacquin, Professor der Botanik in Wien, war von 1754 bis 1759 auf den Antillen und veröffentlichte über deren Pflanzen ein großes und kostbares Werk, das 264 aus freier Hand gemalte (nicht gestochene) Abbildungen enthält. Bei diesem Schriftsteller begegnen



Der Manzanilloapfel.

Digitized by Google

wir sehr bestimmten Angaben über den Manzanillo. Er bezweifelt die Vergiftung des Fleisches der Krabben durch Manzanilloäpfel. „Denn," sagt er, „ich habe niemals eine von einem Thiere berührte (angefressene) Frucht angetroffen, obgleich man gewöhnlich angegeben findet, daß diese von den Krabben geliebt wird, welche an diesen Standorten in kaum glaublicher Menge sich aufzuhalten pflegen, doch wie mir scheint, aus andern Ursachen. Es steht zwar fest, daß derartige Thiere, die in den Manzanillowäldern auf Martinique gefangen und gegessen werden, für giftig gelten und sich auch in etwas (aliquoties) so erweisen. Allein ebenso werden die auf der Insel Granada unter ganz gleichen Verhältnissen angetroffenen Krabben ohne alle Furcht und ohne jeden Nachtheil verzehrt.

Was im Uebrigen von dem Genuß der Aepfel durch Menschen und den Folgen davon erzählt werde, erklärt Jacquin, gewiß mit Recht, für lauter Fabeln, denn der brennende Milchsaft und noch mehr die scharfen Kanten und Spitzen des Kerns lassen dies unmöglich erscheinen. Als er von diesem Safte etwas auf die Hand brachte, erhob sich daselbst nach kurzer Zeit eine mit Lymphe gefüllte Blase, genau wie eine Brandblase.

Von noch größerem Interesse sind aber noch weitere Versuche, welche der muthige Forscher anstellte. „Auch heißt es," berichtet derselbe, „daß der Schatten des Baumes dem darin Ruhenden sich schädlich erweise — sed per trihorium ipsi mihi cum sociis periculam facienti nihil mali evenit — aber weder mir noch meinen Genossen, die wir drei Stunden lang dieser Gefahr uns aussetzten, widerfuhr irgend ein Unheil. Auch habe ich die Erfahrung gemacht, daß der durch diesen Baum träufelnde und von nackten Körperstellen aufgefangene Regen unschädlich ist. Möglich, daß er schädlich wird, wenn er aus vom Winde gebrochenen Zweigen oder beschädigten Blättern rinnenden Milchsaft beigemischt enthält."

Die Bewohner von Martinique und den andern Inseln brannten ganze Wälder dieser Bäume nieder, um die angebauten Gegenden von einem so drohenden Gifte zu befreien.

Auffallenderweise enthält das im größten Imperialfolio herausgegebene Prachtwerk nur die kleine Abbildung eines Manzanillozweiges, mit der männlichen Blüthenähre und einer halb ausgewachsenen Frucht ohne Detail.

Schließen wir die Reihe der Autoren mit dem jüngsten derselben, der uns aus eigener Anschauung in Wort und Bild den Manzanillo vorführt und dem wir bereits früher einige Stellen entliehen haben.

Der Chevalier F. R. de Tussac verwendete die Jahre 1808 bis 1826 auf die Herausgabe eines Prachtwerkes, die „Flore des Antilles." Wir begegnen in demselben Abbildungen, welche eine große Anzahl merkwürdiger Pflanzen in natürlicher Größe darstellen und nicht nur eine fortgeschrittene künstlerische Behandlung erhöht deren Werth, sondern namentlich auch die Aufnahme jener in's Einzelne gehenden Darstellung der Fructificationsorgane, welche für die systematische Botanik die höchste Bedeutung haben und die in den älteren Werken so sehr vermißt werden. Wir haben jener Flora die hier beigegebene Abbildung des Manzanillo entnommen und gefunden, daß dieselbe für die meisten der neueren bezüglichen Werke benutzt worden ist.

De Tussac beobachtete den Baum auf St. Domingo. Eines Tages wurde er benachrichtigt, daß auf der im Districte Arcahaye gelegenen Ansiedlung Melrot mehrere Bewohner in Folge des Genusses von Krabben sich unwohl fühlten. Letztere waren in einem Gehölze nah der Meeresküste gefangen worden und es entstand sofort die Vermuthung, daß hier eine Vergiftung durch Manzanilloäpfel vorliege. In der That fand man beim Durchforschen des Waldes nächst der Meeresküste zwei Bäume dieser Art. Sofort gab man den Patienten Meerwasser zu trinken und alle wurden hergestellt. In Ermanglung dieses Mittels soll eine Lösung von Kochsalz denselben Erfolg sichern.

Auf das Lebhafteste erregt, ließ sich de Tussac zu den Bäumen führen, die er mit Früchten beladen fand, obgleich eine große Anzahl derselben bereits abgefallen war, und unter diesen sich einige bis an den Kern, vermuthlich von Krabben, benagt erwiesen; er nahm einen dieser schönen Aepfel auf und überzeugte sich, daß derselbe einen schwachen, eigenthümlichen Geruch besaß, wagte aber nicht, dessen Geschmack zu versuchen.

Digitized by Google

Nachdem sofort durch einige Neger Beile herbeigebracht worden waren, ließ de Tussac den Stamm des dicksten Baumes mit vielem trockenen Holze umgeben und dieses anzünden, um die Rinde zu zerstören, damit sie gänzlich des außerordentlich ätzenden Milchsaftes beraubt werde. Diese Vorsicht wird von jeher beim Fällen des Baumes angewandt, damit nicht der Saft den Arbeitern in die Augen spritzt. Nachdem die Verkohlung hinreichend vorgeschritten war, wurde der Baum gefällt und hierbei die Ueberzeugung gewonnen, daß dessen Holz sehr weiß und sehr weich ist und unter dem Einfluß der Witterung sehr schnell zerstört wird. Denn als nach zwei Monaten der Ort wieder besucht wurde, fand sich der Stamm bereits gänzlich verwittert, ohne daß sich jedoch in dem Mulm ein einziges der Insekten vorfand, denen man gewöhnlich im faulen Holze begegnet.

Die früheren, so bestimmten Angaben über das schön gemaserte, vortreffliche Möbelholz des Manzanillo schreibt der Forscher einer Verwechslung zu. Man unterscheide auf Domingo den eigentlichen Giftbaum, als Manzanillo der Meeresküste, von einem sogenannten Mazanillo der Gebirge, der eine Art des Sumachs (Rhus) sei, allerdings ein vortreffliches Holz liefere und bei dessen Fällung dieselbe Vorsicht gebraucht werden müsse, wie die beschriebene.

Ein Versuch über die giftige Wirkung des Milchsaftes stimmte ganz überein mit der Erfahrung von Jacquin. Einige Tropfen davon einige Minuten lang auf den Rücken der Hand gebracht, schienen keine Wirkung zu äußern und wurden abgewischt. Allein nach Verlauf einer Stunde stellten sich Schmerzen ein, es erhoben sich Blasen, welche in Geschwüre übergingen, die längere Zeit zur Heilung bedurften und es läßt sich hieraus hinlänglich auf die Gefährlichkeit der innerlichen Wirkung dieses Milchsaftes schließen.

Obgleich de Tussac mehr als eine Stunde unter dem Laubdach des Manzanillo verweilte, so empfand er doch nicht das geringste Mißbehagen; auch der gelehrte Franciscaner Plumier, der im 17. Jahrhundert auf den Antillen war und daselbst mehrere Stunden, mit Zeichnen beschäftigt, in dessen Athmosphäre sich aufhielt, berichtet nur von einem sehr starken Kopfweh, das ihn befallen habe. Nichtsdestoweniger gilt es auf den Antillen für ausgemacht, daß ein Reisender, der das Unglück hat, unter einem dieser Giftbäume einzuschlafen, nicht wieder aufwacht!

Schließen wir nunmehr die Acten über diesen übel beleumundeten Verbrecher des Pflanzenreichs. Nach Anhörung so vieler Zeugen mag sich wohl mit uns dem Leser die Ueberzeugung aufdrängen, daß im Ganzen genommen doch der Manzanillo besser ist, als sein Ruf. Selbst Schleiden scheint uns in der oben citirten Stelle etwas allzu besorgt gewesen zu sein für die Nachtruhe des Obdach suchenden Wilden.

Wir sehen vor uns einen stattlichen Baum, mit unscheinbarer Blüthe, mit hübschen Aepfeln, in allen Theilen erfüllt mit einem gefährlichen Milchsaft; entschiedene Beweise dafür, daß Krabben durch die Früchte vergiftet werden, daß an ihm herabträufelnder Thau und Regen sich vergiftet, endlich, daß seine Athmosphäre sich tödtlich erweise, sind nirgends beigebracht.

Fragen wir, woher es komme, daß diese Anklagen so lange und so bestimmt wiederholt werden, so dürfen wir uns darüber nicht wundern. Selbst die im Vorstehenden angeführten Beispiele von der Unschädlichkeit der Ausdünstung des Manzanillo schließen seine bösartige Wirkung nicht absolut aus. Denn diese könnte eine ungleiche oder verschiedenartige sein, je nach Umständen. Die Jahreszeit, die Luftbewegung, die Frage, ob vom Einfluß vereinzelter Bäume oder ganzer Wälder die Rede ist, endlich, ob derselbe sich auf Personen von einer gewissen Empfänglichkeit erstreckt — alles dies kann möglicherweise einen großen Unterschied in der Beantwortung herbeiführen. Bezüglich des letzteren Punktes erinnern wir uns einiger auffallender Thatsachen, deren Mittheilung wir den uns befreundeten Botanikern Schnittspahn und Hugo von Mohl verdanken. Ersterer hatte als Assistent im botanischen Garten eine Partie Blätter der Giftsumachs, Rhus toxicodendron, gepflückt, welche im Unterricht den Schülern zuertheilt wurden; in Kurzem war sein ganzer Körper dermaßen angeschwollen, daß er einige Tage das Bett hüten mußte. Von den Schülern empfand keiner etwas Nachtheiliges. Im botanischen Garten zu Tübingen war die ganze Umgebung des Giftsumachs verwildert und mit Wurzelsprossen dieses Strau-

Digitized by Google

ches bedeckt, weil nach gemachten übeln Erfahrungen kein Arbeiter mehr mit demselben zu thun haben wollte. Mit Schrecken gewahrte eines Tages der Professor ein altes Weib, dem gestattet war, um das Gebüsch zu grasen und das ihre Schürze mit Zweigen und Blättern des Sumachs gefüllt hatte. Allein diese unbewußte Verwegenheit hatte nicht die geringste üble Folge, sie verschaffte vielmehr der Alten das Privileg, den Sumach in Zucht und Ordnung zu halten.

So ließe sich vielleicht erklären, daß doch mitunter der Manzanillo Wirkungen geäußert hat, welche jenen Ruf begründet haben und was den Ruf betrifft, so wissen wir ja: semper aliquid haeret.

Wundern wir uns aber am wenigsten, wenn wir nur auf Berichte reisender Forscher angewiesen sind, daß wir an Ort und Stelle, aus dem Munde der Einwohner, keine befriedigende Auskunft erhalten.

Wir haben uns zur Annahme gewöhnt, daß wir ein Land bewohnen, in welchem Bildung und Unterricht so verbreitet sind, wie Licht und Luft. Und dennoch werden wir selten einem Bauern und selbst einem fortgeschrittenen Biedermann begegnen, der nicht eine Kröte, eine Spinne und gar eine Spitzmaus für giftig erklärt und andererseits von den gefährlichen Eigenschaften unserer gemeinsten Giftpflanzen, des Schierlings und der Zeitlose, keine Ahnung hat, ja ersteren nicht einmal kennt.

Der Manzanillo geht seinem Untergang entgegen. Keine nützliche Eigenschaft empfiehlt seinen Anbau, sein verdächtiger Charakter, sein gefährlicher Milchsaft befürworten seine Ausrottung und gleich den colossalen Adansonien Afrika's und den riesigen Mammuthbäumen Californiens wird er allmälig verdrängt werden von der Schaubühne der Welt, wenn nicht die Wissenschaft ihm ein Plätzchen sichert im botanischen Garten.

Wie lange der Manzanillo auf der Schaubühne der Kunst sich erhalten wird — wer vermag es zu sagen. Nur dies lehrt die Erfahrung: Weder das glänzendste Prunkwerk, noch die sinnigste Herbeiziehung äußerer Mittel retten das Unvollkommene und Verfehlte vor dem Heimfall an die Verschollenheit. Ewige Dauer hat nur das wahre Kunstwerk!

Geschichte eines Weltkörpers.

Von

J. H. von Mädler.

Wir müssen einiges vorausschicken, was manchem Leser schon hinreichend bekannt sein wird, da wir von dem Wunsche geleitet werden, uns wo möglich allen Lesern ganz verständlich zu machen.

Die sichere Wiedererkennung eines früher gesehenen Himmelskörpers hat bei den, dem freien Auge sichtbaren Planeten keine Schwierigkeit; ihr äußeres Ansehen unterscheidet sie hinreichend. Dagegen erfordern schon Uranus und Neptun, um sicher unterschieden zu werden, eine genaue Kenntniß ihres Orts; letzterer auch ein Fernrohr. Eben dies gilt von den zahlreichen kleinen Planeten, die wir auch im Fernrohre nur als Lichtpunkte sehen, und die ohne genaue Ortskenntniß weder von den Fixsternen noch von einander selbst unterschieden werden können. Indeß ist es bei dem gegenwärtigen Stande der rechnenden Astronomie nicht besonders schwierig, diese Oerter zu bestimmen, da wir meistens schon bald nach der Entdeckung, wenn die Beobachtungen nicht gar zu dürftig und ungenügend ausfallen, die Bahnelemente aus ihnen ableiten und namentlich auch die Umlaufszeit bestimmen können. Bei den Kometen dagegen ist dies meistens nicht möglich, und erst in neuester Zeit hat man bei einigen wenigen es gewagt aus einer Erscheinung schon auf die Umlaufszeit zu schließen, die dann doch nur beiläufig erhalten wird. So ist denn auch der Zeitpunkt ihrer Wiederkehr gewöhnlich unsicher, und es bleibt nur die Aehnlichkeit der andern Bahnelemente übrig, die uns auf die Vermuthung führt, daß ein Komet bereits früher erschienen sei. Aus ihrem äußern Ansehn dagegen, ist nie auf Identität zu schließen; denn wie sehr sich auch die Kometen von einander unterscheiden mögen, so ist der Anblick doch bei demselben Kometen ein viel zu veränderlicher.

Die Aehnlichkeit der Bahnelemente also ist fast immer das Einzige, woran eine Wiedererkennung möglich ist. Wir sagen Aehnlichkeit, nicht Gleichheit, denn auch diese Elemente sind bei den Kometen großen Veränderungen unterworfen. Halley,

Digitized by Google

der erste Berechner von Kometenbahnen, erkannte, daß die Kometen von 1456, 1532, 1607 und 1682 sehr ähnliche Bahnelemente hatten, woraus er schloß, daß es vier verschiedene Erscheinungen desselben Kometen gewesen seien. Die Folgezeit hat dies bestätigt, denn 1759 und 1835 ist er wieder erschienen, und führt nun mit Recht den Namen des Halley'schen. Aus dem Ansehn des Kometen hätte Obiges nimmermehr gefolgert werden können, denn abgesehen davon, daß wir aus früheren Zeiten gar keine Abbildungen besitzen, hat dieser Komet, namentlich in der letzten Erscheinung, ungemein starke Veränderungen seines Ansehns dargeboten*).

Nach diesen Bemerkungen gehen wir über zur Geschichte des Biela'schen Kometen. Im Jahre 1772 entdeckte Montaigne einen telescopischen Kometen, von dem jedoch nur wenige Beobachtungen erhalten werden konnten. Die Elemente wurden, wie es damals allgemein geschah, parabolisch, also mit gänzlich unbestimmt gelassener Umlaufszeit, abgeleitet; sie finden sich in Pingré, und aus diesem Werke entlehnt, in Olbers' Kometentafeln. Das Jahr 1806, eines der frequentesten an Kometenerscheinungen, die sämmtlich berechnet wurden, veranlaßte den österreichischen Hauptmann Wilhelm Baron von Biela zu Josephsstadt in Böhmen zu einer Untersuchung, ob irgend einer dieser Kometen nicht bereits früher erschienen sei, und er glaubte eine Aehnlichkeit der Elemente des Kometen von 1772 mit denen eines der 1806 erschienenen zu bemerken. Er veröffentlichte dies, fand aber nur wenig Glauben, da Gauß und Bessel, die beiden vorzüglichsten astronomischen Rechner jener Zeit, die Sache für sehr ungewiß erklärten. — Dennoch sollte diesesmal der Dilettant gegenüber den Meistern der Wissenschaft Recht behalten. Im Winter von 1825—1826 ward ein Komet in sehr vortheilhafter Lage hinreichend lange und genau beobachtet, so daß die Elemente der Bahn scharf bestimmt werden konnten, und jetzt zeigte sich unzweifelhaft, daß die Kometen von 1772 und 1806 derselbe gewesen sei, der jetzt abermals wiederkehrte. Er erhielt nun mit allgemeiner Zustimmung den Namen des Biela'schen; es war dies der dritte periodische Komet, den man kennen lernte. Die Umlaufszeit ergab sich zu $6^3/_5$ Jahr, etwa doppelt so groß als die des Encke'schen. Biela's Verdienst ward dadurch anerkannt, daß die Akademie von Berlin, die Royal Society in London und die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften ihn zu ihrem Mitgliede ernannten. Den nach ihm genannten Kometen selbst zu beobachten, ward er durch seine Dienstreisen verhindert. Uebrigens nahmen sich jetzt die kundigsten Rechner und Beobachter des Kometen an, und seine Wiederkehr ward regelmäßig vorausberechnet. Es ergab sich nun Folgendes:

Der Komet hatte zwischen 1772 und 1806 fünf Umläufe, und von da bis 1826 drei Umläufe gemacht; er war also sechsmal durch seine Sonnennähe gegangen, ohne von der Erde aus bemerkt zu werden. Bei einem bloß telescopischen Kometen kann dies Niemand verwundern, namentlich wenn man bedenkt, welche Jahre es in politischer Beziehung waren, und wie wenig Zeit und Gemüthsruhe damals für Himmelsforschung gegeben war. Es kommt noch hinzu, daß unter drei auf einander folgenden Erscheinungen dieses Kometen, nur eine recht günstig ist, während er in den beiden andern nur mit Schwierigkeit, oft auch wohl gar nicht aufgefunden werden kann. Eifrigst untersuchte man, ob nicht unter den Kometen von 1772 eine Erscheinung des Biela'schen zu finden sei — doch vergebens. Es kostet uns einige Ueberwindung, der Erscheinung im Herbste 1832 zu gedenken, denn sie ist tief beschämend für unser Jahrhundert. Die Berechnungen der Astronomen zeigten, daß der Komet durch einen Punkt der Erdbahn gehen werde, und mit aller Bestimmtheit war hinzugefügt worden, daß die Erde selbst in diesem Moment gegen 10 Millionen Meilen von jener Durchgangsstelle entfernt sein werde. Trotzdem fanden sich unwissende oder gewissenlose Schriftsteller, die der Welt glauben machen wollten, die Erde werde mit dem Kometen zusammenstoßen, und die Astronomen hätten dieses im Voraus berechnet. Ein panischer Schrecken verbreitete sich, und alle Versicherungen der Astronomen waren nicht im Stande, der

*) Die ersten zuverlässigen Zeichnungen lieferte Heinsius in Petersburg vom Kometen des Jahres 1744. Von den früheren Zeichnungen Hevels in Danzig erklärt sein Zeitgenosse Hook, daß nie ein Komet so ausgesehen habe, wie diese abenteuerlichen Figuren.

Digitized by Google

allgemeinen Bestürzung Einhalt zu thun. Es gab Leichtgläubige und Leichtsinnige, die absichtlich ihr Vermögen verschwendeten weil ja doch nachher alles zu Ende sein werde. Dazu kam, daß auf 1835 der Halley'sche Komet erwartet wurde und die Vorausberechnungen für diesen bereits vorlagen. Ignoranten verwechselten beide, oder hielten sie für ein- und denselben, was die Verwirrung nur noch steigerte. In Quedlinburg veröffentlichte ein Dr. Hartmann eine Schrift unter dem Titel: „Was hat die Welt zu fürchten von dem Kometen des Jahres 1832?" Die phrasenreiche Antwort lautete nun allerdings dahin: sie habe nichts zu fürchten. Dennoch hat das Buch mehr Schaden als Nutzen gestiftet, denn die Zahl derer, die bloß den Titel sich ansahen, war bei Weitem größer als die, welche das Buch selbst lasen. Andere weit schlechtere Producte hatten dagegen offenbar den Zweck, aus der allgemeinen Angst Capital zu machen. Daß man noch im Jahre des Heils 1832 eine solche Erfahrung machen mußte, war allerdings nicht zu erwarten, nach den zahlreichen und gründlichen Belehrungen, die Jedem so leicht zugänglich waren.

Der Komet erschien — obwohl nicht genau der Vorausberechnung gemäß. Ein Rechenfehler fand sich nicht, weshalb die Meinung, daß der Widerstand des Aethers die Ursache davon sei, den meisten Beifall hatte. Man wünschte eine genaue Untersuchung, und die Berliner Akademie machte den Gegenstand zu einer Preisaufgabe; sie blieb aber gleichwohl ungelöst. Die Schwierigkeiten waren hier in der That viel größer als beim Encke'schen Kometen, denn die vorliegenden Periheldurchgänge lagen zu weit auseinander. Indeß berechnete Santini in Padua die nächst bevorstehende Wiederkehr für 1839, wobei sich aber ergab, daß die grade Linie vom Kometen zur Erde immer sehr nahe an der Sonne vorüberführe, weshalb der Berechner äußerte, es sei sehr wenig Hoffnung, daß man ihn bei dieser Wiederkehr sehen werde. — Die Weltuntergangspropheten waren nun verstummt.

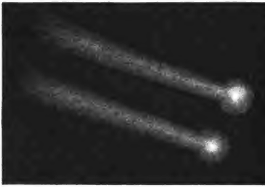
Wir wollen hier beiläufig bemerken, daß auch die Kometenfurcht ihre bestimmten Perioden zu haben scheint. Manche Leser entsinnen sich noch des Kometen von 1811 und der bangen Besorgnisse, die diese schöne Erscheinung erregte. Des Schreckens von 1832 haben wir oben gedacht, und 1853 wiederholte sich, freilich ohne daß ein bestimmter Komet dazu Veranlassung gegeben, die Bestürzung auf's Neue. Sie verbreitete sich von Belgien aus, und man beschuldigte einen dortigen Geistlichen, sie veranlaßt zu haben. Dies gibt eine Periode von 21 Jahren, und wir müßten also auf 1874 einen neuen Kometenschreck erwarten. Vielleicht aber hilft uns der dann stattfindende Venusdurchgang darüber hinweg.

Die Vermuthung Santini's, daß es 1839 nicht möglich sein werde, den Biela'schen Kometen zu sehen, bestätigte sich vollkommen. Seine Arbeit war indeß keine verlorene, denn sie konnte zum Ausgangspunkt für die Fortsetzung der Rechnung auf 1846 dienen.

Diese Erscheinung war, der Jahreszeit nach, unter allen bisherigen die günstigste, und der Komet so hell, daß es nicht Wenigen gelang, ihn auch ohne Fernrohr zu erblicken. Die Sichtbarkeit begann schon im November 1845, und gegen Ende December gewährte er uns ein Schauspiel, wie nie ein ähnliches am Himmel sich gezeigt hat.

Es begann damit, daß der bis dahin rundliche Kern des Kometen sich etwas länglich zeigte, so daß diejenigen Beobachter, die sich des Kreismikrometers bedienten, beim Eintritt des Kometen ungewiß wurden. Bald offenbarte sich der Grund dieser Ungewißheit, denn im Anfang Januar zeigten sich zwei Kerne, die aber noch miteinander zusammenhingen. Nach wenigen Tagen waren sie ganz getrennt, und gleichzeitig sah man die Nebelhülle sich nach derjenigen Richtung, die senkrecht zum Schweife stand, ausdehnen, den Schweif selbst aber an Breite zunehmen. Nicht lange, so zeigte sich in der Mittellinie des Schweifes eine Spalte, die sich durch die Nebelhülle und zwischen den beiden Kernen fortsetzte, so daß man nun schon vorausahnen konnte, was weiter geschehen würde. Etwa zwanzig Tage nach der ersten Wahrnehmung am Kerne hatte sich die Theilung in zwei Kometen vollzogen. Beide standen dicht nebeneinander, ihre Schweife parallel, und man gewahrte nichts Unfertiges, sondern beide Kometen hatten unmittelbar nach der Thei-

lung die vollständige Form. Beide hatten anfangs nicht nur die gleiche Lichtstärke, sondern auch in allem übrigen die gleiche Gestalt und Größe, so daß sie wie ein vollkommen sich ähnliches Kometenzwillingspaar erschienen. In dem großen Refractor der Sternwarte Washington bemerkte Maury einen schwachen Lichtbogen, der die beiden Nebelhüllen miteinander zu verbinden schien. Auf andern Sternwarten ist von diesem Bogen nichts wahrgenommen worden, was darin seine Erklärung zu finden scheint, daß die Sternwarte Washington nicht bloß die günstigste Lage für Beobachtungen des Biela'schen Kometen barbot, sondern auch eins der ausgezeichnetsten Instrumente besaß. Allgemein aber gewahrte man, daß die beiden Kometen zwar nebeneinander fortrückten, sich dabei jedoch immer weiter von einander entfernten. Bald zeigte sich auch ein Unterschied der Helligkeit, der indeß mehrere Male umsetzte, so daß bald der eine, bald der andere heller war. Zuletzt hörte dieser Wechsel auf, und der nachfolgende der beiden Kometen blieb nun der hellere.



Der Biela'sche Doppelkomet im Dorpater Refractor, 20. Januar 1846.

Bis gegen Ende des März waren beide Kometen gut sichtbar; die Entfernung derselben hatte nach Littrow's Rechnung innerhalb drei Monaten 38,500 Meilen betragen, und es hatte den Anschein, als ob sie anfangs schneller, hernach langsamer zugenommen hätte. Natürlich entstand die Frage, was die Veranlassung zu einem so außerordentlichen Phänomen gewesen sei? Denn die bei dieser Gelegenheit geäußerte Meinung, der Komet sei von jeher doppelt gewesen, verdient in der That keine ausführliche Widerlegung. Nur bei einer einzigen völlig bestimmten Stellung wäre eine gänzliche Bedeckung des einen durch den andern möglich; und sowohl Erde als Komet verändern ihre Stellung fortwährend. Eine andere Vermuthung ging dahin, daß einer der kleinen Planeten durch den Kometen hindurchgegangen und ihn also gleichsam zerschnitten habe. Die nähere Untersuchung hat jedoch gezeigt, daß wenigstens von den jetzt bekannten 84 Planetoiden kein einziger hindurch gegangen sei, und daß überdies der Biela'sche Komet zur Zeit dieses Vorganges sich nicht in der Region dieser Planetoiden befunden habe. Auch läßt sich ein anderes Beispiel anführen, welches diese Erklärung unwahrscheinlich macht. Am 26. Juni 1819 ging unsere Erde durch einen Kometen hindurch, und befand sich mehrere Stunden innerhalb desselben. Obgleich nun die Masse der Erde die eines Planetoiden weit übertrifft, so erfolgte dennoch kein Zerschneiden, da der Komet noch über einen Monat nachher als einfacher Weltkörper beobachtet wurde. Der ganze Vorgang war überhaupt nur durch die Berechnungen bekannt geworden; denn an dem oben genannten Tage hat niemand etwas Ungewöhnliches bemerkt. Es war ein schöner

Digitized by Google

warmer Sommertag, wie dieses Jahr im Ganzen zu den schönen und fruchtbaren gerechnet werden konnte. Unter den uns bekannten Kräften im Weltenraume findet sich keine, die diesen Vorgang veranlaßt haben könnte, und wir müssen auf eine Veränderung im Innern schließen, die sich dann allerdings den Untersuchungen des Astronomen entzieht. Denn müssen wir schon bei unserer Erde das, was sich in ihrem Innern ereignet, den Geologen zur Untersuchung überlassen, so sind Veränderungen im Innern eines fremden Weltkörpers uns vollends unerreichbar.

Wir können nicht umhin, hier einige allgemeine Bemerkungen anzuknüpfen. Die Körper unserer Erde lassen uns drei Existenzformen wahrnehmen: die feste, die tropfbar flüssige und die gasförmige. Es liegt aber keine Nothwendigkeit vor, diese drei Formen als die einzigen im ganzen Universum anzunehmen, namentlich wenn von Weltkörpern die Rede ist, die zu einer ganz andern Kategorie gehören. Nun gibt es an einem Kometen ganz bestimmt nichts Festes; denn auch der sogenannte Kern ist den rapidesten Veränderungen unterworfen, wie denn z. B. der Kern des Donatischen Kometen, nach den in Dorpat gemachten Beobachtungen, sich innerhalb 14 Tagen auf den 127sten Theil seines frühern Volumens verminderte. Ihn flüssig anzunehmen, ist gleichfalls nicht möglich, denn ein freischwebendes Flüssige könnte nur bei einer Kugelgestalt im Gleichgewichte sein. Gasförmig ist er aber gleichfalls nicht, denn weder schwächt er den hindurchgehenden Strahl eines Sternes, noch bricht er das Licht desselben. Alle Beobachtungen bestätigen auch, daß der Stern seinen Ort nicht im Geringsten verändert, wenn ein Komet über ihn hinwegzieht. Es muß also eine vierte Existenzform geben, von der wir keine directe Kenntniß erlangen können, und deren Veränderungen uns also, ihrem Grunde nach, unerforschlich bleiben.

Jedenfalls aber steht fest, daß der Komet überaus dünn, ja viele tausendmal dünner als unsere atmosphärische Luft sein müsse. Nur so läßt sich die völlige Wirkungslosigkeit und absolute Passivität dieser Weltkörper erklären. Schon mehrere Male sind Kometen den Planeten äußerst nahe gekommen, und haben von diesen zuweilen eine gänzliche Umgestaltung der Bahn erfahren, ohne daß sie im Laufe der Planeten das Allermindeste geändert hätten. Der Komet von 1769 kam der Erde bis auf 330,000 Meilen, und dem Jupiter noch weit näher, so daß er sich einen halben Tag hindurch zwischen den Jupitersmonden befand; aber weder die Erde noch Jupiter haben davon die geringste Wirkung erfahren. Es scheint hier in der That eine Wirkung ohne Gegenwirkung statt zu finden, und man hat berechnet, daß die Masse des erwähnten Kometen noch nicht den 5000sten Theil der Erdmasse betragen könne. Bei einer solchen Dünnheit ist es begreiflich, daß der Zusammenhang der einzelnen Theile eines Kometen ein überaus schwacher sein müsse, und daß die geringste Kraft hinreicht, diesen Zusammenhang aufzuheben. Auf ein plötzliches Zerreißen, Zersprengen, Zertrümmern hat man nach dem Obigen nicht zu schließen, und es scheint ganz und gar nicht nöthig, einen Planeten damit zu beauftragen. Auch hat es den Anschein, als sei dieser Vorgang nicht der einzige seiner Art. Liais, Director der Sternwarte Rio de Janeiro, beobachtete zu Olinda zwei nahe aneinander stehende Kometen, die er leider nur vom 26. Februar bis zum 3. März 1860 beobachten konnte, indessen doch gewahrte, daß sich die beiden Kometen allmälig von einander entfernten. Hier wird es also sehr wahrscheinlich, daß eine ähnliche Theilung kurz vorhergegangen, jedoch unbeobachtet geblieben ist. Wir unterlassen es billig, eine Meinung, die doch immer nur den Werth einer Möglichkeit haben kann, noch eingehender zu erörtern, und begnügen uns, angedeutet zu haben, wie man ein solches Phänomen sich vorstellen könne.

Die Beobachtungen waren zahlreich genug, um sogleich eine Bahnberechnung zu versuchen. Plantamour in Genf fand, daß keiner der beiden Theile die frühern Bahnelemente ganz beibehalten habe, und daß für jeden derselben neue bestimmt werden müßten. Die Wiedererscheinung sei im Herbste 1852 zu erwarten, und die beiden Kometen würden dann beträchtlich weiter auseinander stehen als im März 1846.

Dies bestätigte sich. Allerdings war die Erscheinung von 1852 eine bei Weitem weniger günstige, da die Stellung des Ko-

Digitized by Google

meten zur Erde eine ganz verschiedene geworden war; dennoch gelang es in Rom und Pulkowa, so wie noch an einigen andern, mit Riesenfernröhren versehenen Orten, beide Kometen wieder zu sehen. Die Entfernung zwischen beiden hatte sich auf das achtfache vermehrt; der Komet A war entschieden der hellere, und der vorangehende B merklich schwächer. Indeß gelangen nur sehr wenige Beobachtungen.

Die frühere Preisaufgabe der Berliner Akademie war in ihrer Allgemeinheit ungelöst geblieben; jetzt erneuerte sie die Petersburger, natürlich mit dem Zusatze: daß die Katastrophe der Theilung am genauesten zu untersuchen sei. Da auch jetzt noch keine Lösung erfolgte, so ward sie mehrere Male erneuert, und schließlich auf ganz unbestimmte Zeit hin, weil man sich überzeugt hatte, daß bei einer solchen Aufgabe, selbst für den gewandtesten Rechner, ein oder zwei Jahre nicht hinreichen könnten.

Clausen in Dorpat, Observator und seit 1866 Director der dortigen Sternwarte, begann die Arbeit, die noch jetzt nicht ganz fertig ist, woraus man bei seiner bekannten Geschicklichkeit als Rechner auf ihre große Ausdehnung schließen kann.

Auch im Jahre 1859 gelang es, beide Kometen wieder zu sehen, obwohl die Umstände noch ungünstiger als 1852 waren, und es 1839 bei einer ähnlichen Stellung nicht gelungen war. Indeß erhielt man wiederum nur wenige Wahrnehmungen, wichtig und lehrreich für die Bahn der beiden Weltkörper, aber sehr wenig über ihre physische Beschaffenheit darbietend. Sie hatten sich abermals weiter von einander entfernt, wie es auch bei der Verschiedenheit ihrer Bahnelemente nicht anders zu erwarten war. Secchi in Rom hat die beiden Kometen noch am besten sehen können.

Alles war gespannt auf die für 1865/66 zu erwartende Erscheinung, für welche Clausen, auf Grundlage seiner erwähnten Berechnungen, eine ausführliche Ephemeride veröffentlichte und namentlich hoffte, durch die diesmal zu erlangenden Beobachtungen seine Rechnung endlich abschließen zu können. Aber, was niemand erwartete — der Komet erschien nicht. — Auf allen Sternwarten hat man nach ihm gesucht; die kräftigsten Instrumente auf die berechneten Oerter gerichtet, ohne daß eine Spur von ihm zu entdecken war. D'Arrest in Kopenhagen hat zwanzig Nächte diesen Nachsuchungen geopfert, die Umgegend der betreffenden Bahn auf mehrere Grade hin untersucht — doch alles ohne Erfolg. Dieser Komet scheint in der That bestimmt, den Astronomen unauflösliche Räthsel darzubieten.

Wie sollen wir uns diese Nichterscheinung erklären? Allgemein betrachtet, bieten sich drei Möglichkeiten, die wir näher untersuchen wollen.

Erstens: Die beiden Kometen sind in eine ganz andere Bahn übergegangen, in der sie der Erde entweder gar nicht wieder, oder doch zu einer ganz andern Zeit erscheinen werden.

Beispiele solcher Veränderungen sind nun allerdings vorhanden: Der Halley'sche Komet z. B. variirt rücksichtlich seiner Umlaufszeit zwischen 74 und 79 Jahren, und der Komet von 1769 ist durch die Einwirkung des Jupiter zweimal in seinen Bahnelementen total verändert worden, so daß er wahrscheinlich der Erde niemals wieder erscheinen wird. Allein solche Veränderungen werden stets durch die störenden Einwirkungen der Planeten veranlaßt, und da wir die Bahn derjenigen Planeten, von denen Störungen ausgehen können, genau zu berechnen im Stande sind, auch die Störungsformeln, nach denen die Berechnungen ausgeführt werden, hinreichend entwickelt vorliegen, so hätte sich eine solche Wirkung in den oben erwähnten Rechnungen von Clausen zeigen müssen. Unbekannte Massen aber, von denen diese Wirkungen ausgehen könnten, gibt es in den Regionen, welche der Biela'sche Komet durchläuft, ganz gewiß nicht; sie hätten sich sonst längst durch andere Wirkungen verrathen müssen.

Zweitens: Die Lichtstärke der Kometen könnte sich in einem solchen Grade verringert haben, daß er für unsere Fernröhre unsichtbar geworden wäre.

Hier ist zu erinnern, daß eine solche Abnahme ungewöhnlich stark gewesen sein müßte, und daß kein Beispiel einer solchen vorhanden ist. Allerdings scheinen ähnliche Veränderungen vorzukommen: Der Faye'sche Komet zeigte sich bei seiner ersten Wiederkehr so lichtschwach, daß Challis versichert, er würde ihn gar nicht aufgefunden haben, wenn nicht die sehr genaue

Digitized by Google

Ephemeride Leverrier's ihm bei der Aufsuchung zu Hilfe gekommen wäre. Auch der Halley'sche Komet zeigte sich 1759 weit lichtschwächer als man erwartet hatte. Aber für die Biela'schen Kometen ist die Stellung 1866 weit günstiger, als es die von 1852 und 1859 waren; wo gleichwohl beide Kometen unzweifelhaft gesehen wurden. Eine so starke Lichtabnahme anzunehmen, hat also jedenfalls seine große Schwierigkeit.

Drittens: Der Komet hat als solcher ganz aufgehört zu existiren und wird niemals wieder gesehen werden.

So ungewöhnlich und beispiellos ein solcher Vorgang auch ist, so müssen wir dennoch gestehen, daß diese Erklärung uns als die wahrscheinlichste erscheint. Die Theilung des Kometen von 1846, die durch keinen äußern Vorgang bedingt wurde, lieferte jedenfalls den Beweis, daß der Zusammenhang der einzelnen Theile ein überaus lockerer und schwacher gewesen sein muß. Wenn aber eine solche Katastrophe möglich war in dem noch ungetheilten Kometen, so wird sie es noch mehr sein müssen in den einzelnen Theilen derselben. Man bemerkte 1846 deutlich, daß jeder der beiden Theile, die dicht nebeneinander standen und unmittelbar verglichen werden konnten, vollkommen so ausgedehnt und gestaltet war, wie kurz vorher der ungetheilte Komet. Die Dichtigkeit muß also für jeden einzelnen Theil sich auf die Hälfte vermindert haben, und da die Cohäsion von der Dichtigkeit abhängt, auch diese.

War also eine Theilung des einen Kometen möglich, so waren nachfolgende Theilungen noch leichter, und wir können uns gar wohl vorstellen, daß nach 1859 in den beiden Kometen neue Theilungen entstanden sind, die so weit fortschritten, daß jetzt keiner der einzelnen Theile das Licht noch so stark zurückwerfen kann, um uns sichtbar zu werden. Da jeder Theil nun eine eigene Bahn beschreiben wird, wie es auch schon 1846 mit Bestimmtheit bemerkt wurde, so ist an eine Wiedervereinigung nicht zu denken. Nach dieser Ansicht hätte also ein innerer Proceß seit 1846 eine allmälige Auflösung des Kometen zur Folge gehabt, und er hätte als selbständiger Körper zu existiren aufgehört.

Man wird indessen doch abwarten müssen, ob nicht irgend einmal, wenn auch vielleicht nur in den kräftigsten Fernröhren, ein Theil des Biela'schen Kometen wieder erblickt wird. Allerdings möchte sich nicht leicht Jemand finden, der auf's Gerathewohl hin eine immerhin mühsame und umfangreiche Rechnung über die Bahn eines Weltkörpers unternähme, der wahrscheinlich gar nicht mehr existirt. Allein wir glauben, daß es einer solchen auch nicht bedarf. Clausen's Ephemeride für 1865—66 liegt vor; von ihr ausgehend, kann man, ohne die Störungen genau zu berücksichtigen, die beiläufigen Oerter für 1872 mit leichter Mühe so weit bestimmen, daß eine Nachsuchung mit Fernröhren möglich wird. Einen Weltkörper, der uns so merkwürdige Phänomen dargeboten hat, wie noch nie ein anderer, wird man nicht aufgeben wollen auf eine bloße Wahrscheinlichkeit hin, und die Zahl sowohl der rechnenden als beobachtenden Astronomen ist in einer so erfreulichen Zunahme begriffen, daß es an Kräften nicht fehlen wird, die neben vielen andern umfassenden Arbeiten auch dieser einige Zeit widmen können.

Wenn freilich nicht bloß 1872, sondern auch 1879 und 1886 nichts von ihm gesehen wird, dann allerdings wäre er gänzlich aufzugeben.

Unsere Darstellung ist zu Ende — ist es auch der Komet selber, und sollen wir in der That annehmen, daß Weltkörper aufhören können zu existiren? Allerdings würde auch im Bejahungsfalle kein Schluß auf andere, namentlich planetarische Weltkörper zu machen sein. Kein einziger der letzteren hat seine Größe und Gestalt im mindesten verändert, und was über eine Veränderung des Saturnsringes vor mehreren Jahren veröffentlicht wurde, hat sich bei näherer Ansicht der ältesten Zeichnungen desselben in Huygen's Manuscripten nicht bestätigt. Kometen dagegen erleiden so häufige Veränderungen, daß schon daraus allein eine gänzliche Verschiedenheit der Natur beider Arten von Weltkörpern hervorgeht.

* * *

Finden sich noch andere Beispiele eines Verschwindens bei Weltkörpern? Die Antwort ist nicht leicht. Wollte man alles, was nicht wiedergesehen worden, für wirklich verschwunden oder vernichtet achten, so

Digitized by Google

könnten wir ein langes Verzeichniß von Weltkörpern aller Art hier aufstellen. So fehlen von Bradley's Sternen einige zwanzig, und Bradley selbst vermißte bereits mehrere im Flamstead'schen Katalog. In gleicher Weise verhält es sich mit vielen Sternen Lacaille's, denen des Markree Catalogue und andern. Allein in nicht wenigen dieser Fälle hat eine schärfere kritische Untersuchung Irrthümer und Verwechslungen entdeckt, wie dies auch kaum anders möglich ist bei einer Anzahl von vielen Tausenden; und manche dieser Sterne haben also nicht zu existiren aufgehört, sondern vielmehr nie existirt.

Anders verhält es sich mit den neu erschienenen und wieder verschwundenen Sternen, bei denen es wahrscheinlich ist, daß nur der Lichtproceß, durch welchen sie uns sichtbar wurden, nicht aber sie selbst, eine bloß vorübergehende Existenz hatten. Der Fall jedoch, daß ein längst bekannter, mehrmals beobachteter Fixstern auf Nimmerwiedersehen verschwunden wäre, ist noch nicht vorgekommen. Alle übrigen Fälle aber sind durch Augentäuschungen, Verwechslungen oder Variationen der Lichtstärke genügend zu erklären. Wir haben veränderliche Sterne kennen gelernt, die in ihrem Lichtmaximum ziemlich hell glänzen, in ihrem Minimum dagegen selbst für Fernröhre verschwinden; und in diese Kategorie gehören wahrscheinlich alle neuen und wieder verschwundenen Sterne. Wenn einige der Planetoiden, wie Leucothea, nicht wiedergefunden worden sind, so liegt dies daran, daß die Beobachtungen nicht hinreichten, die Elemente genau genug zu bestimmen. Wenn einige Doppelsternbegleiter, die Struve bei der ersten Durchmusterung notirte, von ihm später nicht wieder gesehen wurden (es sind ihrer nur wenige, und sämmtlich sehr schwache), so liegt, nach dem eignen Urtheil des Beobachters, der Grund in Augentäuschungen oder Verwechslungen. Selbst die besten Fernröhre spiegeln zuweilen Nebenbilder ab, welche man freilich als solche erkennen kann, wenn Zeit zur Untersuchung gegeben ist, jedoch nicht immer als solche vermuthet.

Aehnlich verhält es sich mit einigen nicht wiedergesehenen Monden, namentlich des Uranus. William Herschel hat zwei von seinen anfangs gesehenen zurückgenommen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß es nicht Uranustrabanten, sondern kleine Fixsterne waren. Gegenwärtig sieht man vier mit Bestimmtheit und Lassell hält sich überzeugt, daß nie ein anderer wirklich gesehen, sondern nur irrthümlich dafür gehalten worden ist.

Auch einige Beispiele von nicht wiedergesehenen Kometen, die man erwartete, liegen vor. Bei keinem jedoch hatten die Bahnelemente so sicher bestimmt werden können als beim Biela'schen, und so hat man auch die Sache immer angesehen, und keineswegs auf ein wirkliches Verschwinden oder Aufhören der Existenz geschlossen.

So stehen wir nun vor einem gänzlich neuen Problem, einem „to be or not to be“ im eigentlichsten Sinne. Ist unsere Geschichte zugleich ein Nekrolog, oder wird sie eine Fortsetzung erhalten können? Die oben bemerkten Zeiten der möglichen Wiederkehr werden uns darüber Aufschluß ertheilen. Aber auf's Neue zeigt es sich, wie sehr diejenigen im Irrthume sind, welche die Himmelskunde als eine fertige Wissenschaft ansehen, die keiner weiteren Fortschritte mehr fähig sei, und alles was man von ihr zu fordern habe, bereits vollständig leiste. Wer freilich in der Astronomie eine bloße Kalenderwissenschaft erblickt, oder höchstens noch ein Directionsmittel für Seefahrer in ihr sucht, der wird sie für fertig erachten können. Aber die Astronomie, wie jede echte Wissenschaft, ist eine Arbeit des Geistes, und dieser soll Niemand Grenzen setzen, Niemand ein Halt gebieten wollen. Auch sind wir nicht der Meinung, daß die mehrfach erwähnte Arbeit von Clausen eine vergebliche sei. Sie war keineswegs bloß auf die Zukunft gerichtet, sondern sieben wirklich beobachtete Erscheinungen, die einen Zeitraum von 87 Jahren umfassen, sind zu verbinden und in dieser Verbindung darzustellen. Wir hoffen vielmehr, daß auch andern periodischen Kometen, namentlich den von Faye, eine gleich eingehende Berücksichtigung zu Theil werde, denn die Kometenastronomie lehrt uns nicht nur diese Körper selbst kennen, sondern sie ist wichtig für die gesammte Constitution des Sonnensystems, deren einzelne Glieder durch die Wirkungen, die sie auf die Kometen ausüben, oft besser als durch alles Andere, vorzüglich was ihre Masse betrifft, uns bekannt werden.

Die Rennthierzeit Mitteleuropa's.

Von

Karl Vogt.

„Wir kommen also unabweislich zu dem Schlusse, daß es eine Zeit gegeben haben muß, wo ein wilder Volksstamm im südwestlichen Mitteleuropa das Rennthier und den Auerochs, ja selbst das Mammuth und das Nashorn mit knöcherner Nasenscheidewand jagte, und daß bei diesem Volksstamme sich sogar, trotz der Unkenntniß der Metalle und der Hausthiere, ein gewisser Kunsttrieb geltend machte, dessen Aeußerungen in vieler Beziehung Staunen erregen können."

So endete Einer einen längeren Satz im Kreise einiger Männer, die theils selbst sich mit andern Zweigen der Wissenschaft beschäftigten, theils als gebildete Laien sich für die Fragen, welche die Urgeschichte des Menschen betreffen, im höchsten Grade interessirten. „Leicht gesagt!" antwortete Einer von diesen, aber schwer bewiesen, „und grade die Beweise möchte ich doch in Kürze entwickelt sehen. Zur Zeit, als ich Vorträge über Geologie hörte, sprach man nur davon, daß in früheren Perioden der Erdgeschichte wärmere Klimate geherrscht hätten, daß der Erdball sich allmälig abgekühlt habe und noch immer abkühle, und unser Professor citirte uns damals mit großer Befriedigung einen Satz Buckland's, des geologischen Bischofs von Westminster, worin etwa gesagt war, daß die Vorsehung nur deßhalb vor so und so viel hunderttausend Jahren eine Unmasse von Farrenkräutern und andern tropischen Gewächsen in England habe gedeihen lassen, damit die heutigen Engländer ihre Dampfmaschinen und Kamine mit Steinkohlen heizen könnten. Freilich scheint, nach den von Sir William Armstrong neulich ausgesprochenen Befürchtungen, die Vorsehung es fast grade so gemacht zu haben, wie andere Menschenkinder, die Voranschläge zu klein gegriffen und bei Anlage ihrer Magazine nicht auf den ungeheuren Kohlenverbrauch gerechnet zu haben, dem die heutige Industrie sich hingibt. Indessen, das kann uns vor der Hand wenig kümmern; Thatsache bleibt doch, daß es in früheren Perioden wärmer war, wie uns Thiere und Pflanzen in Meeres- und Süßwasserablagerungen beweisen, und diesen Thatsachen gegenüber wüßte ich mir die Rennthierzeit, die so plötzlich hereinschneit, nicht anders zu erklären, als etwa wie ein kosmisches Hagelwetter, welches plötzlich in Folge der allgemeinen Erhitzung die Saharatemperatur unseres Erdtheils etwas abkühlte und nur ein Bischen länger dauerte als sonst Hagelwetter gewöhnlich zu dauern pflegen. Also Beweise und Gründe, lieber Freund, denn durch Behauptungen lassen wir uns nicht mehr verblüffen."

„Wie ihr wißt," antwortete ich, denn ich war der Angeredete, „so mag es jetzt etwa dreißig Jahre her sein, seitdem von der Schweiz aus die Behauptung aufgestellt wurde, die Gletscher hätten in einer kaum verflossenen Periode der Erdgeschichte eine weit größere Ausdehnung besessen und seien nicht nur bis in das ebene Land hinabgestiegen, sondern sogar noch an der den Alpen gegenüberstehenden Wand des Jura bis zu bedeutender Höhe hinaufgeschwollen. Von den älteren Geologen anfangs für eine jugendliche Verirrung einiger überspannter Brauseköpfe angesehen, erkämpfte sich indessen die sogenannte Gletschertheorie stets mehr und mehr Boden, indem sie ihre Untersuchungen, oft mit bedeutenden Kosten, in die Höhe und Breite ausdehnte, den Norden und den Süden, die Gebirge und die Thäler in ihr Bereich zog und namentlich dadurch in der späteren Zeit Erfolge errang, daß sie stets mit festem Schritte der Beobachtung der Thatsachen folgte und niemals irgend etwas als erwiesen annahm, was nicht an den heutigen Gletschern und Eismeeren durch Beobachtungen festgestellt werden konnte. Ich will zugeben, daß noch manche Fragen ungelöst, noch manche Schwierigkeiten nicht überwunden sind, allein bei dem Eifer der Forscher und bei ihrem allgemein ausgesprochenen festen Willen, nur dann schlüssig zu werden, wenn Beobachtungen von genügender Schärfe vorliegen, darf man hoffen, daß auch hier eine den Verhältnissen entsprechende Antwort gegeben werden könne. Die Resultate, die bis jetzt im Norden Europa's gewonnen wurden, habe ich in meiner „Nordfahrt" übersichtlich zusammengestellt, so daß ich nicht besser thue, als dieselben hier kurz wieder anzuführen.

Die Felsmassen Norwegens und Schwe-

Digitized by Google

dens ebensowohl, wie diejenigen Islands, sind an so vielen Stellen polirt, geritzt und gefurcht, daß man wohl behaupten kann, das Agens, welches diese Erscheinungen bewirkte, habe sich über das ganze Land erstreckt und an denjenigen Orten, wo die Erscheinungen fehlen, seien sie durch spätere Einflüsse, wie namentlich Verwitterung, zerstört worden. Die Schliffflächen, die Streifen die nach einer bestimmten Richtung hinlaufen, finden sich bis zu einer Höhe von 5000 Fuß in den norwegischen Gebirgen, so daß also nur wenige Riffe und Gipfel über das Niveau der Erscheinungen emporragen. Auch dies trägt ohne Zweifel zu der Einförmigkeit der norwegischen Gebirgsformen ein bedeutendes bei. Denn auch in den Alpen, wo die Höhe des Phänomens bis 8000 Fuß ansteigt, zeigen sich einförmige abgerundete Kuppen, sogenannte Bauchgestalten, unterhalb dieser Grenze, und erst über derselben beginnt die eigenthümliche Form, die individuelle Ausbildung der höheren Gipfel, welche der ganzen Kette eine so reizvolle Zierde verleiht.

Ebenso wie in allen andern Gebirgsketten stehen diese abgescheuerten und geritzten Flächen in dem genauesten Zusammenhange mit der Anhäufung von Blöcken, von Grus und Sand, welche sich theils an den Seiten der Thäler, theils in dem Laufe derselben finden und die offenbar von weit entlegenen Stammorten herrühren. In Skandinavien sowohl, wie in der Umgebung der Alpen, kann man an hunderten von Stellen nachweisen, daß Blöcke von ungeheurem Gewichte und Umfang mit scharfen Kanten, die also unmöglich gerollt sein können, meilenweit von ihrem Stammorte weggeführt und auf völlig verschiedene Gesteinsunterlage abgesetzt wurden. Die Richtung der Streifen auf den polirten Flächen stimmt überein mit dem Wege, welchen diese Blöcke von ihrem Ursprungsorte an genommen haben müssen; die Richtung der Streifen zeigt also nach den Punkten hin, von welchen aus die bewegende Kraft ihren Ausgang genommen hat.

Man hat auf verschiedenen Karten die in Skandinavien und Finnland gemachten Beobachtungen über die Streifenbildung zusammengestellt. Im Allgemeinen zeigt sich dieselbe von der Richtung der großen Thäler und der allgemeinen Plattensenkung, welche in Norwegens langer Küstenkette ihre Höhenpunkte finden; im Einzelnen zeigen sich auch, wie in den Alpen, mehrere isolirte Punkte höherer Gebirgsknoten, von welchen aus die Streifen durch die Thäler hin ausstrahlen.

Es kann jetzt keinem Zweifel mehr unterliegen, daß eine solche Zusammenstellung der Erscheinungen, wie die Schliffflächen mit ihren abgerundeten Bauchformen, mit ihren gradlinigen Streifen, mit den eckigen, unabgenutzten Findlings- oder Wanderblöcken, mit den Grus- und Sandanhäufungen, die entweder längs der Thalwände hinlaufen, oder auf den Thalsohlen zusammenhängende Decken und bogenförmige, mit ihrer Convexität thalabwärts schauende Wälle bilden — daß dieser Complex von Erscheinungen nur durch Gletscher hervorgebracht sein könne, durch Gletscher welche alle jene Flächen überdeckten, auf welchen die Erscheinungen in ihrer Zusammenstellung sich zeigen, durch Gletscher also, welche die ganze skandinavische Halbinsel mit Finnland als eine zusammenhängende Eisdecke überzogen.

Mit vollem Rechte hat Kjerulf auf die Beobachtungen Rink's hingewiesen, der mehrere Jahre in Grönland zubrachte und dort das Eis des Binnenlandes, den sogenannten Eisblink aufmerksam studirte. Ein außerordentlich ausgebreitetes Festland, nicht geringer an Größe, als die ganze skandinavische Halbinsel, ist hier mit einer ungeheuren, an tausend Fuß mächtigen Eisrinde überzogen, die eine allgemeine Bewegung von innen her nach der Westküste zeigt. Diese Eismasse gleitet, mit Steinblöcken beladen, langsam, aber stetig nach dem Meere hinab, bricht dort in ungeheuren Massen ab, und diese Bruchstücke sind es, welche als Eisberge, oft von kolossalen Dimensionen, von den Meeresströmungen in bestimmten Richtungen, sogar bis in die Breite der Azoren, hinabgeführt werden, und auf diesem Wege durch Schmelzung nach und nach ihre Ladung auf dem Boden des Meeres absetzen.

Ganz dasselbe Phänomen zeigte sich einst in Norwegen, Schweden und Finnland. Das Land war unter einer ungeheuren Eisdecke verborgen, welche Rollsteine und Grus, oder mit anderen Worten den Schmirgel, der dieser ungeheuren Polirmaschine als Unterlage diente, nach dem Meere hinabschaffte. Die ganze Felsmasse Nor-

Digitized by Google

wegens wurde geglättet und geritzt, das Eismeer selbst aber, welches dieses vorgeschichtliche Grönland umgab, stand Anfangs jedenfalls tiefer, als der jetzige Meeresspiegel; denn an vielen Orten reichen die Schliffflächen mit den wohlerhaltenen Streifen noch unter den heutigen Meeresspiegel hinab. Wenn auch dieser Umstand allein nicht hinreicht, die bedeutendere Erkältung des nordischen Festlandes bis zu dem Grade, daß es dem grönländischen Festlande glich, zu erklären, so dürfte doch wenigstens die bedeutendere Erhebung des Landes über dem Meere zu dieser Erkältung einigermaßen mitgewirkt haben. Wo aber Gletscherschliffe unter dem heutigen Wasserspiegel sich zeigen, da muß auch das Wasser tiefer gestanden haben, denn das Eis reicht nicht unter den Wasserspiegel hinab, sondern wird von diesem geschmolzen und unterhöhlt, wie dies die Polargletscher beweisen, unter welche man bei Ebbe oft tief eindringen kann.

Das Meer schwoll, das Land wurde wärmer, die allgemeine Eisdecke schmolz, die höhern Rücken kamen zu Tage, indem sich die Eisdecke in einzelne Gletscher spaltete, welche die großen Thäler bis zu ihrer Ausmündung erfüllten. Nun erst finden sich einzelne Moränen, wie an den jetzigen Gletschern, Seitenmoränen und Endmoränen, in Linien gehäufte Blockwälle, von denen die äußersten an dem jetzigen Meeresspiegel sich hinziehen, die innersten in gewisser Höhe an den Thalwandungen, so wie als Endgürtel in den Thälern sich finden, wo sie die Haltpunkte des Rückzugs bezeichnen. Das Meer rückte nach bis zu der Höhe von 500 Fuß etwa; denn in dieser Höhe findet man noch Muschelbänke mit Muscheln, welche dem Eismeere angehören. Zugleich lieferten die gewaltigen Eismassen große Schmelzströme, die hie und da, durch die dammartigen Endwälle der Gletscher zurückgehalten, große Binnenseen bildeten, und das fein gemahlene Material, das alle Gletscherströme in gewaltiger Menge mit sich führen, in Gestalt von Lehm, von Mergel und Sandlehm ablagerten. Das Meer einerseits, die Binnengewässer andrerseits, arbeiteten an den älteren, von der Eisdecke abgelagerten Massen; die Gletscher führten beständig Findlingsblöcke herab und diese wurden theils unmittelbar, theils mittelbar, nachdem sie eine Zeitlang auf Eisschollen geflößt worden waren, oben auf den Bänken abgesetzt. So wurde allmälig die jetzige Zeit herbeigeführt, wo nur an wenigen Stellen die Gletscher bis an das Meer hinabreichen, sonst aber in bedeutender Höhe über demselben sich halten und in der Tiefe der Thäler ein mildes Klima herrscht.

Diese vorgeschichtliche Gletscherzeit des Nordens ist kein Roman; sie ist aus den unmittelbaren Thatsachen entnommen und aus den unmittelbar sich ergebenden Folgerungen zusammengesetzt. Die Thatsachen selbst aber führe ich hier nach Kjerulf an:

„Welche Ordnung ist denn aber nun unter diesen, vom Meere auf- und umgeschichteten Glacialmassen die herrschende? Zu unterst, dort, wo sie nicht wieder fortgespült werden konnten, Sand und Rollsteine, dieses sind Scheuersand und Scheuersteine. Hier hat man das Material, welches, vom Eise gedrückt, über den Fels fortbewegt wurde. Will man also aus den Blöcken auf die Richtung der Abscheuerung schließen, so sind es diese Blöcke, welche man untersuchen muß. Aber da sie meist sehr zerbrochen, kleiner und oft abgerundet sind, nennt man sie wohl „Rollsteine," ungeachtet dies eigentlich ein unrichtiger Name ist und sie richtiger „Scheuersteine" heißen sollten. Sie sind nicht gerollt, sondern haben einander gegenseitig zerquetscht; und in das Eis wie die Diamanten in den Grabstichel eingesetzt, haben sie Furchen und Streifen in das Gestein gezogen. Ueber dem Scheuersande und den Rollsteinbänken liegen die verschiedenen Lehmarten, zuerst der kalkhaltige Lehm, Mergellehm, in den Gegenden, welche dem Gletscherwasser offen standen, das zermahlenen Kalk und Lehm aus den silurischen Schichten herabführte; nächstdem Muschellehm überall, wo die Höhe nicht zu groß oder die Zuströmung von kaltem, süßem Schmelzwasser zu gewaltsam war; dann Ziegellehm ohne Muscheln, vielleicht grade aus einer Zeit, in der die Fluth vom Binnenlande auf das höchste gestiegen war; dann Sand und ganz zu oberst Sandlehm."

Die großen Findlingsblöcke liegen erst oben auf den Bänken von Scheuersteinen, Lehm und Sand; sie sind in Skandinavien selbst zum geringsten Theile von schwimmenden Eisflößen, zum größten Theile

Digitized by Google

dagegen von den Gletschern selbst an ihre jetzige Fundstätte gebracht.

Wir haben also eine lange Periode vor uns, während welcher eine wahrhafte Eiszeit bestand und ein Eismeer die vergletscherten Küsten Skandinaviens und Finnlands, welche damals zusammen einen einzigen Continent ausmachten, bespülte. Aber nicht nur in diesem vereisten Continente lassen sich die Beweise eines solchen Polarmeeres finden. Das norddeutsche Flachland, von Holland bis nach Rußland, ist mit Blöcken, Scheuersteinen und Gerölle bedeckt, die alle aus Skandinavien und Finnland stammen, und deren südliche Grenze sich längs der Erhebung des Landes findet, welche durch die Weserketten, den Harz und das Erz- und Riesengebirge bedingt ist. Im Osten schlingt sich die Grenze dieser Findlingsblöcke mitten durch die russischen Tiefländer, bis gegen den Ural hin, in weitem Bogen so regelmäßig um Finnland herum, daß man fast mittelst eines Zirkels auf der Karte diese Grenze bestimmen könnte. Das ist der Zerstreuungskreis dieses Eismeeres, innerhalb welchem die Blöcke strandeten, die von den Eisbergen geflößt wurden, und schon der Umfang der Blocklinie beweist an und für sich, daß zur Zeit der größten Ausdehnung dieses Eismeeres das skandinavisch-finnische Festland eine Insel war, während ein breiter Meeresarm das jetzige Eismeer und das Weiße Meer mit der Ostsee verband.

Vor mehr als zwanzig Jahren kam ein englischer Geologe, Smith, mit einer Sammlung Muscheln nach London, die er dem Director der betreffenden Abtheilung des britischen Museums vorlegte mit der Frage, was davon zu halten sei. „Lieber Mann," sagte dieser, nachdem er die Sammlung flüchtig angeschaut, „Sie sind von irgend einem Walfischfänger betrogen worden: das sind Muscheln, die am Strande des Eismeeres aufgelesen wurden; aber sie sind schlecht erhalten, verwittert und zum Theil auch zerbrochen und höchstens gut auf die Straße geworfen zu werden." „Ich habe die Muscheln nicht gekauft," antwortete Smith, „ich habe sie selbst in einer Thonschicht am Ufer des Clyde in Schottland gesammelt, wo sie eine alte Strandablagerung bilden." — Und es war kein Zweifel: man hatte in Schottland eine Ablagerung, welche eine vollständige, hochnordische Muschelfauna enthielt.

Seit jener Zeit haben sich die Untersuchungen gemehrt. In der ganzen Ausdehnung des nordamerikanischen Festlandes, bis nach New-York hinab, in England und Schottland, in Skandinavien und Finnland, in Rußland bis östlich zu dem öden Petschoralande finden sich überall dieselben Formationen, die Bänke von Scheuersteinen und darüber die Thone, Mergel und Sandmergel mit specifisch hochnordischen Meeresmollusken oder auch mit Arten, welche nur im Eismeere ihre vollständige Größe erlangen, im Süden dagegen mehr und mehr abnehmen, so daß also ihre wahre Heimath wirklich in dem hohen Norden gesucht werden muß.

In neuerer Zeit hat Sars aus Christiania speciell den im südlichen Norwegen befindlichen Muschelbänken eine genauere Aufmerksamkeit zugewendet, und mit seiner bekannten Gründlichkeit und Kenntniß der Verbreitung der einzelnen Arten, die Resultate zusammengestellt. Sowohl die angehäuften Muscheln, als auch die geologische Lagerung lassen ihn zwei verschiedene Gruppen von Muschelschichten annehmen, von welchen die einen dem höchsten Stande des Eismeeres, die anderen der spätern Rückzugsepoche entsprechen. Dem höchsten Stande entsprechen die höher gelegenen Muschelmassen, die über 400 Fuß über dem jetzigen Meeresniveau erreichen und solche Lehmschichten, welche unmittelbar über dem Grus und den Scheuersteinen liegen, und höchstens 240 Fuß über dem Meere erreichen. Das sind die Strandlinien und die Tiefen-Ablagerungen des Eismeeres bei seiner größten Ausdehnung. In diesen Schichten des höchsten Meeresstandes finden sich nach Sars entweder Arten, welche nur an der norwegischen Nordküste und an andern Eismeerküsten vorkommen, oder auch solche Arten, welche zwar im südlichen Norwegen, in Schottland und England vorkommen, dort aber offenbar verkümmern und nur mühselig in kleinen Exemplaren fortleben, während sie an den Nordküsten und im Eismeere, wo sie ihre vollständigen Lebensbedingungen finden, diejenige Größe erreichen, welche sie in den Muschellagern besitzen. Hier war also offenbar die hochnordische Fauna in ihrer höchsten Blüthe und diejenigen Arten,

Digitized by Google

welche auch jetzt nur im Eismeere ihre vollständige Größe und Ausbildung erreichen, erhielten sie damals in einem Meere, welches unmittelbar die südlichen norwegischen Küsten umspülte. Noch eine merkwürdige Thatsache geht aus den Untersuchungen von Sars hervor. Es gibt an der nördlichen und westlichen Küste Norwegens eine prachtvolle, schöne Koralle, die große, rosenrothe Bäume bildet und stets nur in ungeheurer Tiefe, von 900 bis 1000 Fuß, in den Felsgründen sich ansiedelt. Wir sammelten einige Stücke dieser Koralle (Lophelia prolifera) auf dem Strande bei einer Excursion an den Pippertind-Gletscher, wo die armen lappländischen Küstenfischer sie wahrscheinlich mit ihren Stockfischangeln aus der Tiefe gebracht hatten. Auch diese Koralle kommt in den älteren Muschelschichten vor, allein nur in solchen Schichten, welche fast unmittelbar am Meeresstrande oder selbst unter dem Niveau des Meeres, in einer Tiefe von 60—90 Fuß liegen. In diesen unterseeischen alten Muschelbänken sind die Korallenstöcke noch an den Felsen angewachsen, aber alle todt, da die ihnen zu ihrem Leben nöthige Tiefe fehlt. Natürlich — denn sie lebten dort zu einer Zeit, wo das Meer etwa 600 Fuß höher stand und also die nöthige Tiefe vorhanden war.

Ueber diesen ältern Schichten mit hochnordischen Muscheln liegen nun die jüngeren Muschelschichten, welche bis zu einem Niveau von etwa 300 Fuß hinaufgehen und die der Rückzugsperiode des Eismeeres entsprechen. Da kommen denn dieselben Muscheln vor, wie sie jetzt noch an der südlichen Küste Norwegens leben, wenn auch noch einzelne Arten vorhanden sind, welche aus der arktischen Fauna mit herüberkommen. Die arktischen Arten haben sich offenbar, sobald der Rückzug des Meeres begann, ebenfalls mehr in den Norden gezogen, indem die Temperatur des sinkenden Meeres derjenigen ähnlich wurde, welche jetzt noch in der Umgebung von Norwegen herrscht.

Alle diese Folgerungen werden noch bestärkt durch die Funde, welche in neuester Zeit in der Tiefe der großen schwedischen Binnenseen, im Wetter- und Wenersee gemacht und von Lovén näher beschrieben worden sind. In der That hat man dort einige Krebsthiere aufgefischt, von denen mehrere Arten zwar sehr verschieden von jetzt in dem Meere lebenden Arten sind, aber offenbar zu Meeresformen gehören, darunter eine Art Geißelkrebs (Mysis relicta), deren Verwandte sämmtlich im Meere und zwar die der neuern Art gleichenden im höhern Norden und im Eismeere leben; ein Flohkrebs (Gammarus loricatus), der nur im Eismeere, in der Baffinsbai, in Grönland und in Spitzbergen bis jetzt gefunden worden ist; der Schlachtwurm (Idothea Entomon), der nur in dem Eismeer und der Ostsee angetroffen wird, und noch eine andere kleine Meeresassel (Pontoporeia affinis), die jetzt ebenfalls in der Ostsee lebt, deren verwandte Arten aber nur in dem grönländischen Meere sich vorfinden. Doch wohl ein seltsamer Fund, der aber beweißt, daß der Wener- und Wettersee, von welchem der erstere 300 Fuß über dem jetzigen Spiegel der Ostsee liegt, früher mit dem Meere zusammenhingen. Damals waren also diese Seen tiefe Fjorde, in welchen eine Meeresbevölkerung hauste, die ganz derjenigen des Eismeeres glich und gewiß entsprach diese Periode des Zusammenhangs dem höhern Stande des Eismeeres, wie er in Norwegen und Schweden nachgewiesen worden ist. Das Meer sank oder das Land hob sich; die Buchten wurden mehr und mehr abgesperrt, endlich gänzlich von dem Meere getrennt und nun langsam nach und nach mit süßem Wasser angefüllt. Allen Anzeichen zufolge fand diese Erfüllung nicht nur von oben her durch die wenigen zuströmenden Bäche, sondern auch von unten her durch aufsteigende Quellen statt. Nur wenige Seethiere vertragen zugleich das Brackwasser, noch wenigere lassen sich, durch höchst allmälige Veränderung des Wassers, in süßes Wasser überführen. Die Meeresbevölkerung starb allmälig aus, und jetzt haben sich nur einige wenige Krustenthiere in den Tiefen erhalten, die theils mit denjenigen der Ostsee, theils mit denjenigen des Eismeeres übereinstimmen.

Die Schlüsse aber, welche man an diese wenigen Arten, die in den Binnenseen gefunden wurden, sowie überhaupt an die meisten noch jetzt in der Ostsee lebenden Fischarten knüpfen kann, sind nicht minder interessant. Ueberall gibt sich eine nächste Verwandtschaft mit polaren und arktischen Formen zu erkennen, wenn nicht die Arten

dieselben sind; überall läßt sich eine Verschiedenheit nachweisen mit den auf der Westseite Norwegens lebenden Arten. Hieraus, sowie aus der Verschiedenheit der Muscheln, welche sich in den älteren Ablagerungen vorfinden, hat denn auch Lovén mit vollem Rechte den Schluß gezogen, daß das Becken der Ostsee nach Osten hin durch einen über den Ladoga- und Onegasee nach dem Weißen Meere sich hinziehenden Arm mit dem Eismeere in Verbindung stand, dagegen von dem westlichen Meere, mit dem das Becken jetzt durch die Sunde zusammenhängt, im Gegentheil durch eine Landenge geschieden war. Diese Scheidung trat natürlich erst ein, als das Eismeer im Rückzuge war. Muschellager finden sich in dem Gebiete dieses östlichen Eismeeres bis etwa zu 130 Fuß Höhe und entsprechen dort durch einige Arten dem arktischen Charakter. Aber wie Lovén mit Recht bemerkt, so war das Schicksal der östlichen Glacialfauna ein anderes, als dasjenige der westlichen. Das Becken der Ostsee wurde allmälig ganz von dem Eismeere abgetrennt und durch fortschreitende Versüßung und Verflachung mehr und mehr förmlich vergiftet, während im Westen das die südlichen Küsten Norwegens umspülende Meer beständig in offener Verbindung mit dem Eismeere stand, dagegen aber während des Rückzuges sich allmälig erwärmte und so die nordische Fauna von dannen trieb, indem sie dieselbe durch südliche Formen ersetzte. Diese Ersetzung fand in der Ostsee nicht statt. Die späte Eröffnung der Sunde führte von dem Westmeere her keine neue Arten in das Ostseebecken ein; dieses verarmte also durch Verödung, während die Westsee im Gegentheile durch Zufuhr der Fauna, die einem wärmeren Gewässer angehört, reicher wurde.

Soll ich nun noch näher auf die Erscheinungen eingehen, welche in unserm gemäßigten, continentalen Mitteleuropa ebenfalls eine solche Erniedrigung der Temperatur und eine entsprechende Ausdehnung der Gletscher beweisen, die sich erst nach und nach in die den Alpenclubs speciell zugetheilten Regionen zurückgezogen haben? Soll ich Euch die Blockwälle, die Findlingsblöcke, die Scheuersteine, die geglätteten und gerieften Felsen mit dem ganzen Gefolge der Erscheinungen nachweisen, wie man sie Schritt für Schritt auf beiden Seiten der Alpen, in den Vogesen und dem Schwarzwalde, in den Pyrenäen und andern großen Gebirgszügen Europa's und Kleinasiens nachgewiesen hat, so daß wir heutzutage Karten besitzen von diesen vorzeitigen Gletschern, nicht minder genau und vollständig als diejenigen, welche man von jetzt existirenden Gletschern machen kann? Daß man über einzelne Punkte noch streitet, wie z. B. ob eine oder zwei solche Gletscherperioden existirt haben, oder ob die Gletscher die Seebecken ausgeschürft und riesigen Pflugschaaren gleich, tiefe Rinnen und Thäler ausgehöhlt haben, kann der Erscheinung im Ganzen keinen Eintrag thun. Die Existenz einer Armee ist dadurch nicht in Frage gestellt, daß der Geschichtsforscher in Zweifel ist, ob sie sich an dieser oder jener Schlacht betheiligt oder nicht betheiligt hat.

Wenn aber eine solche Eiszeit existirt hat, so muß dieselbe nothwendigerweise nur langsam und nach und nach zurückgegangen sein. Gletscher können nicht plötzlich schmelzen, Thäler sich nicht plötzlich mit Anschwemmungen erfüllen, die bis zu mehreren hundert Fußen Höhe an den Thalwänden hinaufsteigen und die Sohle erfüllen, Länder und Bergketten können nicht mit einem Rucke gewissermaßen in die Luft geschleudert und hoch über ihr bisheriges Niveau emporgehoben werden. Vorgänge dieser Art verlangen Zeit, viel Zeit, und nur allmälig kann ein solcher Zustand größerer Erkältung, selbst bei Aufhören der Ursache, in ein wärmeres Klima übergeführt werden. Ich lasse die Fragen nach diesen Ursachen ganz bei Seite, ich bekümmere mich vor der Hand nicht weiter um die Erklärungen, die man versucht hat und die schließlich darauf hinauslaufen, daß Europa zur Gletscherzeit ein mehr insulares Klima besaß, entsprechend der größeren Ausdehnung der innern Wasserbecken und daß durch die Aenderungen der Verhältnisse zwischen Wasser und Land in den Strömungen der Luft und des Meeres ebenfalls Aenderungen herbeigeführt wurden, durch welche größere Wärmequellen unserm Continente zuströmten. Ich beschränke mich hier auf die nackte Thatsache und die Folgen derselben, und behaupte, daß während des Rückzuges der Gletscher und des Eismeeres, während der allmäligen Trockenlegung der von beiden und von den inneren Binnen-

Digitized by Google

meeren überschwemmten Länderstrecken ein Klima existiren mußte, welches den Bedingungen der Existenz größerer erkältender Eis- und Wasseranhäufungen, und andererseits den zu deren Reduction nöthigen Wärmequellen entsprechen mußte. Die Folgerung scheint mir logisch und nothwendig. Gletscher und Eismeere waren vorhanden, mithin mußten auch für Pflanzen und Thiere ähnliche Bedingungen existiren, wie heut zu Tage an den Küsten von Lappland und Nordrußland. Gletscher und Eismeer zogen sich zurück in die jetzigen Grenzen und machten einem gemäßigt warmen, ja, im Verhältniß zu den übrigen, unter gleicher geographischer Breite gelegenen Erdtheilen, übermäßig warmen Klima Platz; mithin müssen Wärmequellen eingewirkt haben, die früher nicht sprudelten, deren Wirkung aber jetzt noch fortdauert. Meine Freunde Desor und Escher von der Linth lassen den Wüstenwind aus der durch Austrocknung entstandenen Sahara, die früher ein seichtes Binnenmeer war, nach den Alpen herüberwehen und sehen den zum Föhn verwandelten Samum und Sirocco als den Wärmebringer an, dessen specielle Aufgabe neben der Aufwühlung des Vierwaldstättersees und der Anfachung der Feuersbrünste, die Schmelzung des Schnees sei, während Herr Dove in Berlin, der den Stürmen ihr Gesetz und den Winden ihre Regel vorgeschrieben hat, mit feiner aristokratischer Handbewegung diesen Föhn nach Osten abdreht und in die russischen Steppen blasen läßt, welche ihrer Baumlosigkeit halber Wind genug vertragen, oder vielleicht grade deshalb, Herrn Peschel zu Folge, keine Bäume haben. Andere haben wieder die korallenbauenden Polypen in Verdacht und meinen, wenn sich diese mikroskopischen Bestien nicht mit anerkennungswerther Hartnäckigkeit durch Jahrtausende hindurch darauf verlegt hätten, die Halbinsel Florida als Damm in den mexikanischen Meerbusen hinein zu bauen, und so gewissermaßen aus diesem Meerbusen eine Theekanne zu machen, die aus ihrem engen Halse einen warmen Wasserstrom über den Ocean herüber nach den europäischen Küsten sendet, so wäre es mit der Erwärmung dieser Küsten und der darauf beruhenden Civilisation Europa's eitel nichts und das Land vereist und vergletschert in ähnlicher Weise, wie die Gegenden, welche heut zu Tage das Rennthier und der Moschusochse durchzieht. Noch Andere blasen gar die Erdtheile, in welchen Gletscher- und Eismeerspuren gefunden werden, wie Kautschukbeutel in kältere Regionen der Atmosphäre hinauf und lassen die so aufgeblasenen Theile unter eisigen Binnenseen schlottern, bis sie sich auf das jetzige Niveau zusammenziehen — freilich ohne uns zu sagen, wer die Höcker aufbläst und zusammensinken läßt und was aus den Deichen geworden ist, welche die Binnenseen stauten. Ich lasse diese Streitfrage, wie bemerkt, bei Seite und rette meinen Glauben. Ich glaube an den Föhn und an den Golfstrom — was nicht verhindert, daß noch andere, bisher noch nicht aufgefundene Wärmequellen existiren können; ein Heiliger mehr thut dem Paradiese keinen Abbruch; ich glaube vor Allem aber an das Resultat, das ich sehen und fühlen kann und nehme mir die Freiheit, einstweilen mich daran ebenso fest anzuklammern, wie der zum Kraken und zur „pieuvre" aufgedunsene Tintenfisch Victor Hugo's an sein Opfer."

„Wir wollen die Thatsachen annehmen wie Du," sagte einer der Anwesenden, „aber es fragt sich, ob gewisse Thatsachen auch Deinen Folgerungen entsprechen, ob auch wirklich in Mitteleuropa die Knochen solcher Thiere gefunden worden sind, welche dem aus geologischen Thatsachen gefolgerten Klima angehören, ob Rennthier und Moschusochse in der That in Deutschland und Frankreich weideten und zwar zu einer Zeit, von welcher Tradition und Ueberlieferung keine Kunde geben, und unter Umständen, welche beweisen, daß solche Thiere nicht etwa durch den Menschen eingeführt, nicht etwa in alten Thiergärten gehalten wurden, sondern im Gegentheile wild, in natürlich freiem Zustande dort hausten. Ist diese Aufgabe jetzt schon so weit gelöst, daß wir mit Sicherheit auf die gewonnenen Thatsachen fußen können, oder lassen dieselben noch Zweifel zu? Das ist die Frage, die Du uns beantworten sollst."

„Es ist begreiflich," antwortete ich, „daß jede Untersuchung wieder neue Fragen aufwirft, daß aus den gewonnenen Thatsachen neue Probleme hervorgehen und deshalb niemals ein allseitiger Abschluß erzielt werden kann. Was man aber bis jetzt weiß, ist wenigstens bedeutend genug, um grade

den Umstand mit Sicherheit festzustellen, daß in einer gewissen vorhistorischen Zeit, neben zum Theil südlichen Formen, Thiere in Mitteleuropa lebten, welche heut zu Tage nur in der Nähe des Polarkreises zu finden sind, und zwar in solcher Menge und unter solchen Umständen, daß an eine Verpflanzung durch den Menschen nicht gedacht werden kann, während andererseits dennoch nicht in Zweifel gezogen werden kann, daß der Mensch mit diesen Thieren zusammen lebte, daß er sie jagte, erlegte und von ihrem Fleisch sich nährte, wie noch jetzt viele Jagdvölker, die keinen höhern Grad von Civilisation erreicht haben. Laßt mich in kurzen Zügen Euch diese Resultate mittheilen und hierbei ganz auf die neuere Zeit fußen, deren Untersuchungen wirklich als bahnbrechend bezeichnet werden können.

Seit langer Zeit schon sind die Knochenhöhlen bekannt, und aus vielen derselben hat man eine staunenswerthe Anzahl von Knochen hervorgezogen, welche zum Theil als jetzt ausgestorbenen Arten, namentlich Bären, Tigern und Hyänen angehörig, anerkannt wurden; aber erst in der neuesten Zeit hat man die Ansammlungen in den Höhlen insofern methodisch untersucht, als man einerseits die Ablagerungen selbst nach den verschiedenen Perioden, innerhalb welcher sie vor sich gingen, von einander schied, andererseits die Knochen selbst einer genauern Prüfung und Vergleichung unterwarf, wodurch man in den Stand gesetzt wurde, verschiedene Perioden dieser Ablagerungen zu unterscheiden und die Beziehung dieser Perioden zu den jetzigen umfassender festzustellen. Aus diesen Untersuchungen hat sich denn ergeben, daß im Anfange der Periode, wo der Mensch in unsern gemäßigten Erdtheilen erschien, eine an Arten und Individuen weit reichere Thierwelt Mitteleuropa bewohnte, als dies jetzt der Fall ist, und daß die Verarmung unserer Fauna nach zwei verschiedenen Richtungen hin stattfand, indem einzelne Arten gänzlich ausstarben, andere aber sich nach dem Norden zurückzogen, während der freilich bedeutendere Rest sich in den ursprünglichen Wohnorten erhielt. Wenn ich freilich von Aussterben rede, so reservire ich gänzlich die Meinung, der zu Folge diese ausgestorbenen Thierarten nur eine Umwandlung erlitten haben, durch welche sie jetzt noch, wenn auch in etwas veränderter Gestalt, fortleben; wenn ich z. B. behaupte, daß der sog. Höhlenbär, der den jetzigen Bären etwa um ein Drittel an Größe übertraf, ausgestorben sei, so will ich damit nur sagen, daß er in dieser Form als Höhlenbär verschwunden sei, nicht aber die Annahme zurückweisen, daß er sich allenfalls durch eine Reihe von Veränderungen in den jetzigen braunen Bären habe umwandeln können.

Ausgestorbene Arten sind vor Allem Reihen von großen Fleischfressern, die begreiflicher Weise zur Stillung ihres Appetits eine entsprechende Menge von Grasfressern finden mußten, welche sie bewältigen konnten. Der Höhlenbär (Ursus spelaeus) ist am weitesten verbreitet, sein Gebiß, die Form seines Schädels, zeigen eine größere Wildheit an, als der jetzige braune Bär oder selbst der Grizzlibär Nordamerika's besitzen mag; aus manchen Höhlen in Deutschland und Frankreich hat man schon Tausende von Schädeln hervorgezogen und unter diesen manche Bruchstücke, die auf eine Bearbeitung durch den Menschen hindeuten. Die Höhlenhyäne (Hyaena spelaea) ist schon weit seltener; häufig läßt sich ihre Gegenwart nur erschließen aus der Art und Weise, wie die Knochen größerer Thiere benagt wurden. Noch seltener ist der Höhlentiger (Felis spelaea), von welchem zuweilen Knochenstücke, besonders Zähne, vielleicht als Trophäen benutzt, gefunden werden, die mit einem Loche durchbohrt sind. Dann gehören zu den ausgestorbenen Thierarten die großen Dickhäuter, welche unter dem Namen des Mammuth (Elephas primigenius) und des Knochennashorn (Rhinoceros tichorhinus) bekannt sind. Beide finden sich fast überall vergesellschaftet; Elephant und Nashorn waren beide, unähnlich ihren jetzigen Verwandten, mit langen Mähnenhaaren und feinerm Pelze darunter bedeckt, von beiden haben sich Leichen mit Fleisch, Haut und Haar in dem gefrorenen Schwemmboden des nordischen Sibiriens vorgefunden. Auch ein Flußpferd (Hippopotamus major) gab es, doch kommt es seltener vor. Dagegen streifte der Riesenhirsch (Megaceros hibernicus), der an Größe des Körpers etwa dem Elenn gleich kam, an Wucht und Ausbreitung der schaufelförmig endenden Geweihe aber alle heut zu Tage

Digitized by Google

bekannten Hirscharten weit übertraf, von Irland und England durch Frankreich und Deutschland hindurch bis in die Ebene des Po.

Wenn schon durch das sehr häufige Vorkommen der erwähnten Dickhäuter in den sibirischen Ebenen eine Rückzugslinie nach dem Norden angedeutet ist, so tritt diese noch deutlicher hervor, wenn man eben diejenigen Thierarten in's Auge faßt, welche früher in den Ebenen von Mitteleuropa hausten, dann aber sich entweder nach dem Norden oder nach den höhern Gebirgen zurückzogen; der Steinbock, die Gemse und das Murmelthier, welche heute die wesentliche Bevölkerung der Hochregionen bilden, trieben sich damals in den Ebenen herum und scheinen also dem Rückzuge der Gletschergrenze gefolgt zu sein. Der Lemming, das Rennthier, der Moschusochse (Ovibos moschatus) haben sich höher in den Norden und zwar letzterer in die amerikanischen Eisregionen, der Ziesel (Spermophilus), die Hasenmaus (Lagomys), der Luchs, der Auerochse, das Elennthier weniger weit, aber immer nach Norden hin, zurückgezogen. Die einen freilich noch in historischer Zeit, in Folge der zunehmenden Ausrottung der Wälder, die andern schon früher; ja, es scheint sogar, als ob diese Rückzugsbewegung in einiger Beziehung stände zu dem Vordringen dieser nordischen Thiere nach Süden hin. Je weiter nach dem Pole hin die Thiere jetzt hausen, um desto weniger tief sind sie nach dem Süden hinabgedrungen. Auch war die Richtung des Rückzuges und seine Ausdehnung verschieden. Wenn der Moschusochse jetzt nur noch in den Hudsonsländern des Westens vorkommt, so sind Ziesel und Hasenmaus in den Osten zurückgegangen, und wenn Lemming und Rennthier nur noch nördlich von der Ostsee gefunden werden, so haben Elenn und Auerochs (Bison europaeus) noch auf dem diesseitigen Ufer Halt gemacht. Ein ähnliches Verhältniß sieht man hinsichtlich der südlichen Formen. Elephanten, Nashörner, Flußpferde, Hyänen sind jetzt ganz auf den südlichen Rand des Mittelmeeres zurückgeworfen, während das Stachelschwein und der Mufflon, die beide ebenfalls vorkommen, noch diesseits des Mittelmeeres, in Sardinien und Italien, sich finden. Nimmt man nun hinzu, daß mit Ausnahme einiger weniger kleinerer Arten fast alle anderen jetzt noch in Mitteleuropa lebenden wilden Thiere in großer Anzahl gefunden werden, daß viele derselben, wie der Hund, das Wild- und Torfschwein, das Pferd und der Esel, mehrere verschiedene Ochsenarten, die Ziege und das Schaf damals ebenfalls in wildem Zustande existirten, aber nach und nach, freilich wohl mit Erleidung von Umwandlungen, in Hausthiere umgeprägt wurden, so ergibt sich daraus und aus der Häufigkeit vieler Arten ein ungemeiner Reichthum der damaligen Säugethierwelt.

Rückzug und Aussterben ging nicht in gleicher Weise vor sich, und nach den Beziehungen zu den Ablagerungen in den Höhlen und zu der Bearbeitung der menschlichen Instrumente hat man verschiedene Perioden unterschieden, von denen ich die eine hier nun näher in's Auge fassen will. Zuerst scheinen die großen Fleischfresser verschwunden zu sein, namentlich der Bär, später die Hyäne und dann scheint sich auch das Stachelschwein aus den Ebenen Südfrankreichs mehr nach dem Süden zurückgezogen zu haben. Letzteres namentlich verdient eine ganz besondere Beachtung. Versuchen zu Folge hat es fast allein von allen Nagern der alten Welt eine ganz besondere Vorliebe für Mark und Saft der Knochen, eine Vorliebe, die es vielleicht durch das häufige Zusammenleben mit Hyänen mitgetheilt erhalten hat. Mit seinen scharfen Zähnen greift es die größten Röhrenknochen an, und öffnet sie in solcher Weise, daß die Zahnspuren die täuschendste Aehnlichkeit mit solchen Spuren haben, welche schmale Steinmeißel etwa hinterlassen haben würden. Die Verwechslung solcher Nagespuren mit Resultaten menschlicher Arbeit ist deshalb leicht und es erfordert die höchste Vorsicht, um hier keine Irrthümer zu begehen.

Die großen Dickhäuter hielten wohl länger aus, als die Fleischfresser, ihre Rückzugslinie scheint nach dem Norden, nicht nach dem Süden gegangen zu sein. Die Back- und Stoßzähne des Mammuth haben namentlich manchen Stoff zu menschlicher Arbeit gegeben, und eine Platte Elfenbein, von welcher ich später berichten werde, ist vielleicht das merkwürdigste Stück, das überhaupt bis jetzt bei allen Nachforschungen über vorweltliche Industrie entdeckt wurde.

Digitized by Google

Das Rennthier, als der wesentlichste Repräsentant der nordischen Thiere, hat unzweifelhaft schon mit dem Höhlenbären und dem Mammuth zusammen in Südfrankreich gelebt; massenhaft tritt es aber erst nach dem Höhlenbären und zur Zeit, wo das Mammuth abnimmt, also in einer spätern Periode auf, welche jetzt namentlich durch die Untersuchungen von Lartet und Christy scharf und bestimmt hingestellt und charakterisirt worden ist. Außer dem Stein lieferte damals das Geweih des Rennthiers den wesentlichsten Stoff zur Bearbeitung von Instrumenten aller Art; der Mensch lebte hauptsächlich von dem Fleische des wilden Rennthiers und Pferdes, und wie es scheint, hat er an beider Zähmung noch nicht gedacht. Er besaß kein Hausthier, keine Kenntniß der Metalle, er scheint sogar den Gedanken des Schleifens der aus Stein gearbeiteten Instrumente noch nicht gefaßt zu haben, nichtsdestoweniger entwickelt er eine außerordentliche Kunstfertigkeit in Benutzung und Behandlung des Steins, in Bearbeitung des Horns und bethätigt seinen Geschmack durch künstlerische Auffassung der ihn umgebenden Naturgegenstände. Wenn ich es versuche, eine Darstellung der Eigenthümlichkeiten dieser vorhistorischen Periode des Menschengeschlechts zu geben, so geschieht dies eben auf Grund der Untersuchungen der oben angeführten Forscher, welche ihre Resultate augenblicklich in einem großen Kupferwerke, betitelt: „Reliquiae aquitanicae“ veröffentlichen, dem die meisten hier gegebenen Figuren entnommen sind. Die Zeugnisse dieser „Rennthierperiode Mitteleuropa's“ wurden alle nur aus Höhlen, Grotten, und Schuttanhäufungen vor der Mündung solcher Grotten gefördert.

Die untersuchten Grotten liegen fast alle in dem Departement der Dordogne und nur drei von ihnen, genannt: Les Eyzies, Laugerie-Basse und La Madelaine haben künstlerische Darstellungen geliefert. Die erste dieser Grotten ist hoch und weit genug, um das Licht überall eindringen zu lassen, denn sie ist 12 Meter tief, 16 Meter breit und sechs Meter hoch und scheint in dem Mittelalter als Pferdestall benutzt worden zu sein. Als die Herren Lartet und Christy ihre Untersuchungen begannen, war die Grotte schon von frühern Besitzern bedeutend ausgeräumt und vertieft worden, doch fand sich am Grunde ein fester Fußboden, aus dessen schwärzlicher Sintermasse Kieselinstrumente, Steinknollen und Knochenstücke hervorragten; diese Knochenbreccie lag unmittelbar auf dem Felsboden der Höhle und zeigte eine Dicke von ein bis drei Decimeter. Man ließ große Stücke ausbrechen die zum Theil verschiedenen Museen geschenkt, größtentheils aber nach Paris gesandt wurden, wo man sie genauer untersuchen konnte.

Die Fundstelle von Laugerie-Basse findet sich zum Theil in der Aushöhlung eines Felsens, dessen Absturz über 100 Fuß hoch ist; ein Theil der Ablagerungen, auf dem man Spuren einer alten Feuerstelle sah, setzte sich noch außen vor der Grotte fort, innerhalb derselben war die Breccie wohl drei Meter mächtig. Die benachbarte Station der Madelaine liegt am Fuße der Felsen und bildet einen Moderhaufen von 15 Meter Länge, sieben Meter Breite und drei Meter Mächtigkeit, in welchem auch einige Menschenknochen gefunden wurden, leider nicht vollständig genug, um über die Menschenrasse von der sie abstammten, belehren zu können.

Ich erwähne diese drei Stationen deshalb besonders vor einer großen Anzahl anderer Höhlen in Frankreich und Belgien, weil sie allein Kunstgegenstände geliefert haben, denn im Uebrigen hat man hier wie überall in Südfrankreich und bis nach Belgien hinauf eine Menge von Höhlen entdeckt, die durchaus dieselben Thierknochen enthalten; das Rennthier spielt die Hauptrolle, es ist stets begleitet vom Pferd, vom Steinbock, der Gemse, dem Auerochs. Selten finden sich Reste vom Mammuth, Nashorn, Wolf, braunen Bär, Luchs, Vielfraß, Schaf, Murmelthier, gemeinen Hirsch; noch seltener von der Hyäne, dem Tiger, dem Stachelschwein; häufig sind Knochen von Vögeln und Süßwasserfischen, die wir nur erwähnen wollen. Von vegetabilischer Nahrung bis jetzt keine Spur, wohl aber Gebrauch des Feuers, denn fast in allen Fundstätten und Höhlen finden sich Spuren von Heerden und Feuerstellen, sowie theilweise auch angebrannte Knochen, welche zeigen, daß man das Fleisch röstete und briet. Keine Spur auch von einem Hausthiere, ja in dem Verhalten der Knochen positive Beweise, daß der Hund wenigstens noch nicht gezähmt war. Steen-

Digitized by Google

strup hat nämlich nachgewiesen, daß namentlich an Vogelknochen die Gegenwart des Haushundes leicht nachgewiesen werden könne, indem dieser die Wirbel und die Gelenkfortsätze frißt, die hohlen Röhren und Rippen aber verschont; — in den französischen Rennthierhöhlen sind Wirbel und Gelenkfortsätze vorhanden — der Hund benagte also noch nicht die Ueberreste der Mahlzeiten seines Gebieters.

Die Steininstrumente, welche sich überall in diesen Höhlen in großer Anzahl finden, sind fast alle aus Feuerstein verfertigt und zeigen häufig sehr feine, ja selbst elegante Formen. Die einen sind einfach durch wiederholte grobe Schläge gebildet, sie haben die Gestalt eines, an einem Ende zugespitzten Eies, gewöhnlich auf der einen Fläche platter, auf der anderen mehr gewölbt — es sind die sogenannten Aexte; andere sind lang und schmal, schneidig wie ein Rasirmesser, auf den Seiten häufig zugespitzt — es sind die sogenannten Messer. Die Kerne, aus welchen diese Späne abgeschlagen wurden, finden sich überall noch in den Ablagerungen, sie wurden vielleicht, ihrer scharfen Ecken wegen zugleich als Wurfsteine benutzt; in solcher Weise sind auch schon jene Kieseläxte bearbeitet, welche man in dem Schwemmlande verschiedener Gegenden gefunden hat. Dagegen zeigt sich ein Fortschritt in der Bearbeitung von größeren Aexten, kleineren Messern und lang gespitzten Stücken, welche vielleicht als Speer- und Pfeilspitzen benutzt wurden, indem die Seiten durch feine Schläge so bearbeitet wurden, daß sie gewissermaßen gezähnelt erscheinen. Man kann diese Bearbeitung wohl nicht besser als mit dem Dengeln der Sensen und Sicheln vergleichen, wodurch ebenfalls eine fein gezähnelte Schneide hergestellt wird, die besser faßt als eine einfache Schärfe. Diese Art der Bearbeitung kommt erst in der Rennthierzeit vor und pflanzt sich von dieser aus lange fort, selbst während der Epoche, wo man das Schleifen und Poliren des Steines schon kannte. In Dänemark wurden Stücke gefunden, welche denjenigen aus den Rennthierhöhlen Frankreichs vollkommen ähnelten. — Ueber den Gebrauch dieser Instrumente kann kein Zweifel sein. Viele derselben wurden wahrscheinlich in gespaltene Horn- und Holzstöcke eingebunden, die als Stiele dienten; an vielen sieht man deutlich die Abnutzung durch den Gebrauch als Beile, Messer, Schabmesser zum Abkratzen der Häute und ähnliche Verrichtungen.

Ganz besonders bemerkenswerth sind unter diesen Steininstrumenten die Bohrer, welche man anwandte, um größere und kleinere Löcher in Knochen und Horn zu bohren; als man zum ersten Male Zähne und Geweihe fand, die zum Theil Nadeln vorstellten mit feinen Oehren, zum Theil größere Löcher hatten, bis zum Durchmesser eines Zolles, sehr rund und durch und durch gebohrt, versuchte man mit den gewöhnlichen Steinmessern und Aexten ähnliche Löcher auszubohren — vergeblich — die Spitzen sprangen ab, man konnte kein Loch zu Stande bringen. Es sei unmöglich, behaupteten englische Forscher, besonders in Folge solcher mißlungener Versuche, es sei unmöglich, ohne Metall Löcher dieser Art zu bohren. Lartet fand größere und kleinere Kieselstücke, deren Spitzen grobeckig zugehauen waren und zwar durchaus nicht scharf erschienen, aber Kanten besaßen, ähnlich denjenigen eines Krystalls. Diese schienen ihm als Drillbohrer gedient haben zu müssen. Er befestigte ein solches Stück in einem gespaltenen Holzstabe, den er zwischen beiden Händen reibend hin- und herdrehte — es bohrte ganz ausgezeichnet. Er belehrte seine Freunde, die anfangs Widerspruch erhoben hatten, von der Wirksamkeit des Instruments und man überzeugte sich sehr bald, daß eine Menge solcher gröberer und feinerer Instrumente als Drillbohrer gedient haben müßten.

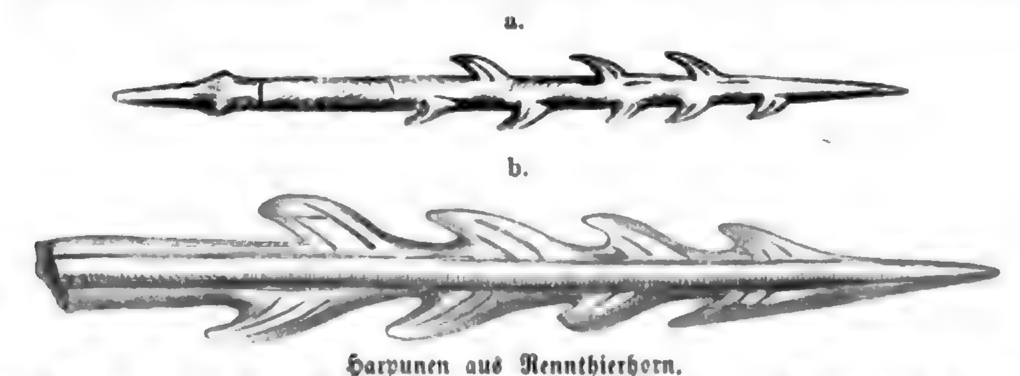
Mit außerordentlicher Geschicklichkeit wurde das Horn bearbeitet. Es finden sich alle Formen von feinen Nadeln, wohl geglättet, häufig mit einem feinen Löchelchen am Ende, in andern Fällen mit einem Knopfe zur Befestigung eines Fadens. Gröbere Instrumente, meistens aus den Zacken des Rennthierhorns geschnitzt, welche als Lanzenspitzen gedient haben mögen, andere im Gegentheile scheinen an dem stumpfen Ende zu einem Handgriffe gestaltet worden zu sein, so daß sie vielleicht als Dolche oder Genickfänger benutzt wurden; die auffallendsten Formen sind Pfeilspitzen und Harpunen, mit seitlichen nach hinten gerichteten Widerhaken, die an dem einen Ende fein zugespitzt, an dem andern stumpfen Ende einen vorragenden Wulst oder

Digitized by Google

Knoten tragen, mit welchem sie offenbar an einem Stiele oder an einem Faden befestigt werden konnten; die Spitze ist bald länger, bald kürzer, die Harpune selbst häufig ganz glatt, in manchen Fällen sind aber entweder nur auf den Widerhaken oder selbst auf dem Stiele des Instruments tiefe Rinnen ausgegraben, die der Vermuthung zufolge mit irgend einer giftigen Substanz bestrichen wurden, welche in den Rinnen haftete und bei der Verwundung dem Blute des Thieres sich mittheilte. Es mögen diese Harpunen, von welchen wir eine charakteristische Spitze abbilden, sowohl zur Jagd als zum Fischfange gedient haben. Von den Wilden der Südsee und den Eskimos her wissen wir, daß diese Harpunspitzen, so plump sie aussehen mögen, durchaus keine verächtlichen Waffen sind.

Wenn die Formen der meisten Horninstrumente, die man gefunden hat, größtentheils aus den Bedürfnissen des gewöhnlichen Lebens und aus den Werkzeugen erklärlich sind, welche man theils in späteren Perioden, theils noch jetzt im Gebrauche hat, so ist dies nicht der Fall mit einigen Fundstücken, deren Bedeutung und Anwendung bis jetzt noch nicht enträthselt werden konnte. Es ist meistens die ganze Stange eines Rennthiergeweihes, häufig mit einem oder mehreren Zinken, namentlich der Augensprosse, welche ein solches Instrument bildet, das stets glatt polirt und zuweilen nur mit einer einfachen Liniarverzierung versehen ist. Meistens sind aber diese mehr als Fuß langen Stangen mit Löchern versehen, deren man bis zu vier hinter einander angebracht sieht und ihrer ganzen Länge nach mit seltsamen eingeschnittenen Linien und Figuren verziert, worunter besonders Pferde und Rennthiere zahlreich vorkommen. In der internationalen Ausstellung von 1861 figurirte ein solcher geglätteter, mit eingravirten Linien versehener Stab unter den von den Wilden aus Vancouver eingesandten Gegenständen — vermuthlich ein Commandostab oder Rangzeichen. Sollten die alten Stäbe dieselbe Bedeutung und Zahl und Größe der Löcher, der Figuren &c. noch besondere Beziehungen haben? Ich kann mich bei dem Anblicke derselben sogar des Gedankens nicht entschlagen, daß gewisse Einschnitte eine Zeichenschrift darstellten.

Damit sind wir aber auch an dem Auffallendsten unter diesen Reliquien einer uralten Zeit angelangt, denn den wesentlichsten Charakterzug des im südlichen Frankreich hausenden, rennthierjagenden Volksstammes kann man den merkwürdigen Darstellungen aus der Thierwelt entnehmen, die meistens auf solchen Commandostäben aus Rennthierhorn, zuweilen auch auf Knochen, Elfenbein oder Schieferstücken eingravirt sind. Bis jetzt und bevor weitere Nachweisungen geliefert sind, müssen wir in der That diesen primitiven Kunsttrieb nur der Völkerschaft zuerkennen, welche in der Dor-



Harpunen aus Rennthierhorn.
a) Um zwei Drittel verkleinert. Länge 23 Centimeter. b) Abgebrochene Spitze mit Giftrinnen (?), natürliche Größe.

Doppelt durchbohrter Commandostab (?) mit eingravirten Fischen und Pferden. Länge 31 Centimeter.

Digitized by Google

dogne auf beschränktem Raume hauste, denn nur in den drei oben erwähnten Höhlen sind solche Kunstdarstellungen gefunden worden, obgleich Höhlen aus der Rennthierzeit mit den charakteristischen Thierknochen und Steinwaffen, mit den Instrumenten aus Horn und Knochen von derselben Form, aber nur mit Linearverzierungen und höchstens mit Löchern geschmückt, bis nach Belgien hinein constatirt worden sind. An anderen Orten habe ich schon darauf aufmerksam gemacht, daß dieser realistische Zug der Ornamentirung beim Rennthiermenschen der Dordogne um so auffallender sei, als selbst in viel späterer Zeit, wie in den Pfahlbauten der Schweiz oder der Steinzeit Dänemarks, noch keine Spur einer solchen Richtung der Kunst vorkommt, indem die Ornamentirung der in ihrer Form oft äußerst geschmackvollen Gefäße und Geräthschaften nur in der Combination verschiedenartiger Linien, zu Winkeln, Zickzacken, Kanten, Spitzbögen rc., aber niemals in der Nachahmung von Thieren oder Pflanzen besteht. Wir würden in der Kenntniß der socialen Zustände zur Zeit der Pfahlbauten gewiß viel weiter fortgeschritten sein, wenn wir dorther ähnliche Darstellungen besäßen, wie sie die Rennthierhöhlen der Dordogne geliefert haben, denn wenn diese gewissermaßen nur Illustrationen aus dem Jagd- und Fischerleben bringen, so würden die Pfahlbauern bei der Ausbildung desselben Triebes gewiß auf Ackerbau, Viehzucht und Industrie bezügliche Bilder dem Horn eingegraben haben. Es läßt sich diese Verschiedenheit wohl nur durch die Verschiedenheit der ursprünglichen Anlagen der Stämme erklären, denn schwerlich könnte man annehmen, daß auf dem beschränkten Raume in Perigord ein Volksstamm mit der ganzen nordischen Fauna gewissermaßen wie auf einer Insel bis in spätere Zeiten hinein gehaust und sich dann erst die höhere Stufe der Kunstbildung erworben hätte, die ihn auszeichnet, um so weniger, als, wie schon bemerkt, gleichzeitige Ablagerungen aus anderen Höhlen nichts dieser Art zeigen. So besitzt das Museum in Genf ein Bruchstück eines am Ende durchbohrten Commandostabes aus einer Grotte am Salève, wo überhaupt der östlichste Punkt der Rennthierhöhlen sich findet; die Arbeit dieses Stabes, wie diejenige anderer Instrumente, ist dieselbe wie in Perigord, aber nirgends zeigt sich andere als Linearverzierung.

Zuvörderst fällt es auf, daß in allen bis jetzt aufgefundenen Figuren keine Pflanzen, sondern nur Thiere dargestellt sind und mag dieser Umstand wohl mit dem Mangel an Zeugnissen für pflanzliche Nahrung überhaupt zusammenhängen. Das Einzige, was auf Pflanzennahrung hindeuten könnte, sind runde Steine von der Größe eines Kindskopfes, mit einer oberen Aushöhlung, in die ein fast kuglicher Stein paßt — also offenbar Quetscher zum Zermalmen und Zerreiben, wahrscheinlich von Samen. Dann aber hängt dieser Mangel von Pflanzenbildern offenbar auch mit einem lebhaften Gefühl der Künstler selbst für die Bewegung zusammen. Thiere in ruhiger Stellung sind außerordentlich selten. Rennthiere, sowie andere Jagdthiere aus dem Geschlechte der Hirsche, zeigen die eilige Flucht durch in den Nacken zurückgebogenen Kopf, die weit ausstreckten Beine, zuweilen selbst durch klaffendes Maul und aufgesperrte Nüstern; es gibt Darstellungen des Sprunges, wobei die Vorderbeine unter den Leib zurückgeschlagen, die Hinterbeine straff nach hinten gestreckt sind. Den Gipfel dieser Darstellungen erreicht eine im Besitze des Marquis von Vibraye befindliche Schieferplatte, auf welcher offenbar eine Gruppe kämpfender Rennthiere dargestellt ist. Eines zappelt, auf dem Rücken liegend, mit den Beinen in der Luft, ein zweites stürzt zusammen, ein drittes, mit gesenktem Kopfe einherstürmend, hat offenbar das erste niedergeworfen.

Allen diesen Darstellungen kann man die künstlerische Begabung und die scharfe Auffassung der charakteristischen Eigenheiten zwar nicht zusprechen; es gibt Figuren, die steif und hölzern dastehen und auch die charakteristischen Kennzeichen so wenig gewahren lassen, daß man im Zweifel bleiben kann, ob man einen Ochsen, ein Pferd oder ein Rennthier vor sich hat; häufig aber sind solche räthselhafte Figuren nur Bruchstücke und wahrscheinlich würden wir sie leichter erkennen können, wenn die Darstellung vollständig überliefert wäre. Die meisten Figuren zeigen dagegen die künstlerische Begabung durch die strengste Charakteristik der Eigenthümlichkeiten, welche die Art auf den ersten Blick erkennen lassen; es handelt sich

Digitized by Google

dabei nicht von feinerer Ausführung, wohl aber von dem bestimmten Umriß der einzelnen Theile und von dem Ausdrucke, der durch einige wenige Linien gegeben ist. Rennthier, Auerochs, Pferd, Steinbock, Elephant sind durchaus unverkennbar und auch die, einem jeden dieser Thiere charakteristische Bewegungsart ist auf das Deutlichste ausgedrückt. Hierin namentlich spricht sich häufig eine künstlerische Freiheit aus, welche nur durch häufigere Uebung erreicht

Dolch mit geschnitztem Griffe, ein springendes Rennthier darstellend. Länge 40 Centimeter.

werden konnte. Grade diese Freiheit in der Darstellung der Bewegung hat manchem meiner Freunde Zweifel gegen die Authenticität dieser Darstellungen eingeflößt; es bezeichnet schon eine höhere Kunststufe, eine längere Beobachtung und ausdauernde Uebung des Auges und der Hand, sagten sie, um solche Darstellungen hervorbringen zu können. So gewiß die ersten christlichen Madonnen und Heiligen sämmtlich steif und hölzern sind, so

Fliehende Rennthiere auf einem Geweihstücke. Etwas verkleinert.

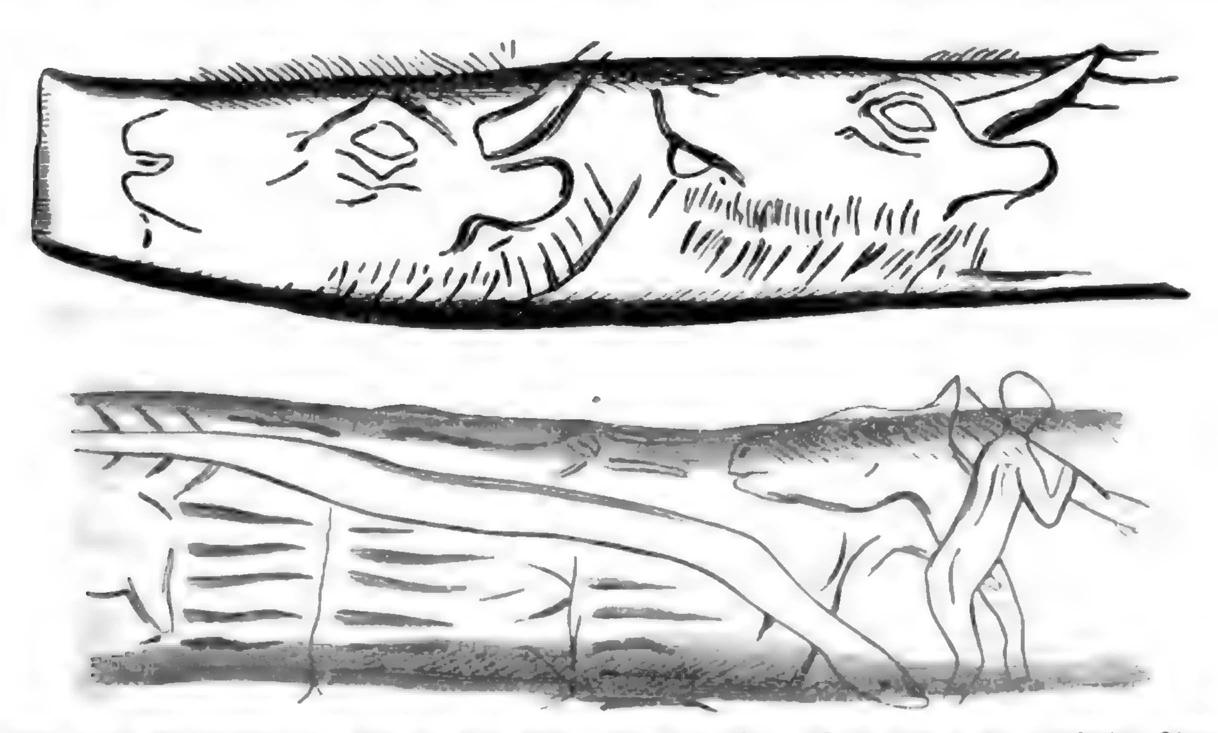
gewiß müssen auch die ersten vorgeschichtlichen Kunstproducte diesen Charakter verrathen. Solche Anschauungsweise hat wohl ihre Berechtigung, man darf ihr indessen doch wohl entgegenhalten, daß ja grade die frühesten Versuche der griechischen Bildhauerkunst sich durch die charakteristische Auffassung der Bewegung auszeichnen, daß die Gruppe der Aegineten z. B. die Bewegungen der Körper im Kampfe mit einer gewissen Vollkommenheit wiedergibt, während der Ausdruck des Gesichts gänzlich vernachlässigt ist. Ganz dasselbe ist hier der Fall; die Kunst der Rennthierperiode hat sich bis zu einem geschnitzten Dolchgriffe erhoben, dessen Handhabe ein springendes Rennthier darstellt und dessen Geweihe und Extremitäten mit großer Kunst dem Zwecke angepaßt sind; die Bewegung ist vollkommen wiedergegeben, im Uebrigen aber kein Ausdruck im Gesicht bemerkbar.

Charakteristisch erscheint auch für diese Darstellungen, daß, wo größere Stücke vorhanden, stets mehrere Thiere derselben Art und zwar in solcher Weise dargestellt sind, wie sie sich in Rudeln zu bewegen pflegen, bald weiter auseinander, bald dicht zusammengedrängt, so daß der Körper des einen mehr oder minder den des anderen deckt. Erst seitdem man auf dieses Gesetz aufmerksam geworden, hat man auf der berühmten Mammuthplatte außer dem Hauptelephanten noch Striche erkennen können, welche auf zwei andere Thiere gleicher Gattung hinweisen.

Wenn diese Darstellungen schon an und für sich als Kunstwerke einer frühesten Zeit unsere höchste Beachtung verdienen, so müssen sie es noch mehr in Beziehung auf die dargestellten Gegenstände selbst, denn diese geben uns gewissermassen eine Kritik der bis jetzt befolgten Forschungsmethoden in Beziehung auf die Thierknochen, welche aus den Höhlen gefördert wurden. Gar Manchem, der mit den strengen Methoden exacter Forschung in der vergleichenden Anatomie nicht vertraut ist, mag es wohl frevelhaft erscheinen, wenn der Gelehrte, der zuweilen nur einen Fußwurzelknochen, ein

Digitized by Google

Extremitätenstück, einen Zahn vor sich hat, mit Bestimmtheit erklärt, hier wurde ein Rennthier und nicht ein Hirsch, ein Auerochs und nicht ein gewöhnlicher Ochs verzehrt; wenn aber nun in bildlichen Darstellungen die Bestätigung durch Anschauung der ganzen Thierfigur sich gibt, wenn aus dieser Figur hervorgeht, daß der Mensch, welcher sie auf das Horn gravirte, das Thier wirklich gekannt und genau gekannt haben muß, um es in seiner ganzen Eigenthümlichkeit darzustellen, so müssen alle Zweifel schwinden. Die Knochen der Rennthiere und Auerochsen können dann nicht durch irgend eine Sündfluth weit von dem Norden



Stück eines Rennthierhorns. Auf der einen Seite zwei Auerochsen, auf der andern eine menschliche Figur mit Pferden, einem Aal (?) und Runenzeichen (?). Natürliche Größe.*)

hergeschwemmt und in den südlichen Höhlen abgelagert sein, wie man wohl gefabelt hat; das Thier muß dort mit Fleisch und Blut gelebt haben, wo wir heute seine Knochen und seine bildlichen Darstellungen finden. Sehen wir also zu, was man bis jetzt dargestellt hat.

Zuerst den Menschen selbst. Ich sehe hier ab von einer rohen Statuette, wenn man sie so nennen will, welche der Marquis v. Vibraye besitzt und in der ich auch bei dem besten Willen nichts Unanständiges sehen kann, wie man wohl behauptet hat und halte mich an die einzige Figur auf einem Stücke Rennthierhorn, welche einen nackten Menschen darstellt, der einen Stab auf der Schulter zu tragen scheint. Die Magerkeit der Hüften und Schenkel, der etwas vorhängende Bauch, erinnern fast an jenen Typus neuholländischer Wilden, den wir aus manchen Darstellungen der Seefahrer, z. B. aus dem Atlas zur Reise von Dumont d'Urville, kennen. Der Kopf ist nur durch eine Kreislinie angedeutet. Unmittelbar hinter ihm zeigen sich zwei Pferdeköpfe, den Hals des ersten Pferdes deckt die Figur zum Theil, sie wird verfolgt, wie es scheint, von einem langgestreckten Thiere, das eine Schlange darstellen könnte, deren Maul der Wade ganz nahe ist. Mir scheint indessen die Gestalt des Kopfes, des Körpers und des Schwanzes mit den angedeuteten Flossenstrahlen viel mehr auf einen großen Aal hinzudeuten, der von der Figur nachgeschleppt wird und ein etwas gebogener Strich, welcher auf beiden Seiten vom Halse des Aales sich fortsetzt, scheint mir noch mehr für diese Deutung zu sprechen.

Auf diese Figur beschränkt sich bis jetzt die Ueberlieferung, welche wir von dem damals lebenden Menschenstamme besitzen und begreiflicherweise vermag sie uns nur geringen Aufschluß zu geben. Jedenfalls ist sie insofern interessant, als sie uns den

*) Da die Zeichnungen sich auf einem cylindrischen Stücke befinden, so wurden die erst bei Drehung sichtlichen Theile der Figuren über die Contouren des Stückes hinübergezeichnet.

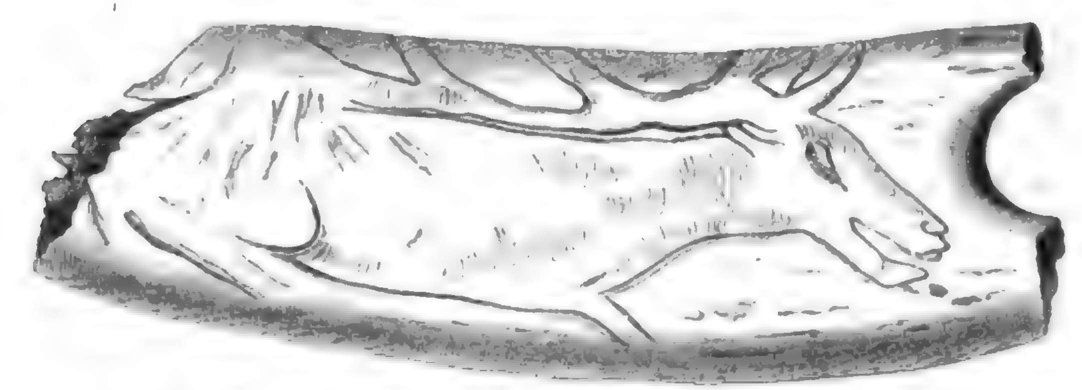
Digitized by Google

Menschen nackt, ohne irgend welche Bekleidung darstellt. Dies mag also wohl ein gewöhnlicher Zustand gewesen sein und das Klima Südfrankreichs läßt wohl wenigstens für den Sommer einen solchen vollkommen zu.

Unter den Thieren ist das häufigste das Rennthier, sowie auch seine Geweihe größtentheils den Stoff zu den Darstellungen geliefert haben. Die Gestalt des Kopfes und der Geweihe selbst, die Behaarung des Halses, lassen durchaus keinen Zweifel an der Bestimmung. Der Hirsch, der seltener vorkömmt, läßt sich sehr wohl unterscheiden.

Dann folgt das Pferd, offenbar eine Raçe mit kurzem, dickem Kopfe, kurzem Halse, gedrängtem Körperbau, der jetzigen nordischen Raçe auffallend ähnlich. Man braucht nur einmal isländische Pferde, so wie sie sich im Freien auf der Insel tummeln, gesehen zu haben, um augenblicklich hier ihr Urbild wiederzuerkennen.

Auf demselben Stücke, wo auf der einen Seite der Mensch mit den Pferden und dem Aal sich zeigt, erblickt man auf der anderen Seite zwei Köpfe von Auerochsen, welche durch die Profillinie der Stirn, die Einpflanzung und Richtung der kurzen Hörner und die reiche Mähnenbehaarung des Halses und des Kopfes vollkommen charakterisirt sind. Der Auerochs lebte also mit Mensch, Pferd und Rennthier zusammen. Eine andere Figur, die leider verstümmelt ist, aber durch die Feinheit der Andeutung des Haares sich auszeichnet, scheint auf eine andere, von dem Auerochsen verschiedene Ochsenart hinzudeuten; da solche den Zeugnissen aus den Knochen zufolge nicht fehlten, so kann es wohl nicht verwundern.



Verendender Hirsch auf einem an der Durchbohrungsstelle abgebrochenen Geweihstücke (Commandostab?). Natürliche Größe.

Commandostab (?) mit eingravirten Pferden. Länge 31 Centimeter.

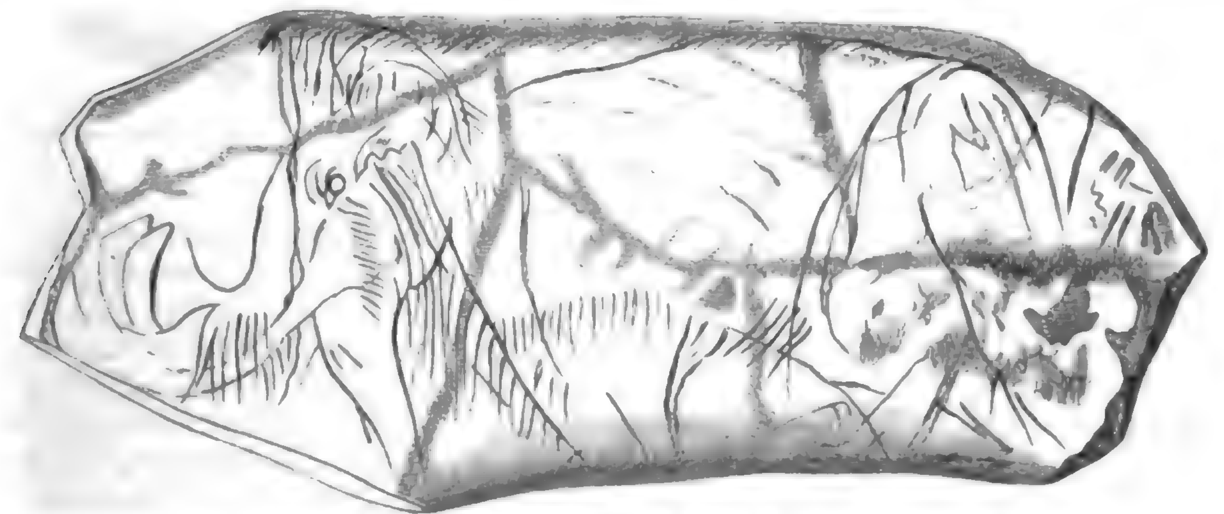
Ein Thier aus dem Ziegengeschlecht, wahrscheinlich der Steinbock, fehlt ebenfalls nicht. Andere Figuren, die Hörner tragenden Grasfressern gehören, ermangeln freilich der nöthigen Deutlichkeit.

Das auffallendste Stück ist aber die Darstellung eines Elephanten, eines wirklichen Mammuth, auf einer Elfenbeinplatte, die von einem großen Stoßzahne herrührt. Im Mai 1846 ließ Herr Lartet in Gegenwart des Dr. Falconer und

Digitized by Google

Herrn von Verneuil, beides bekannte Forscher, in der erwähnten Ablagerung der Madelaine nachgraben. „Im Augenblicke unserer Ankunft," erzählt Lartet, „entblößten die Arbeiter fünf Bruchstücke einer ziemlich dicken Elfenbeinplatte, die vor Alters von einem großen Stoßzahne abgelöst worden sein mußte. Nachdem ich die Bruchstücke den Bruchflächen entsprechend zusammengepaßt hatte, zeigte ich dem Dr. Foleoner zahlreiche Striche und wenig tief eingekratzte Linien, die in der Zusammensetzung eine Thierform zu zeigen schienen. Das geübte Auge des berühmten Paläonthologen, der besser als irgend Jemand die Rüsselthiere studirte, erkannte augenblicklich den Kopf eines Elephanten. Dann dem Bleistift die charakteristischen Formstriche deutlicher gemacht.

Diese neue Thatsache bekräftigt nur die schon gewonnene Ueberzeugung über die Existenz des Menschen zu gleicher Zeit mit dem Mammuth und den anderen großen Gras- und Fleischfressern, welche den Geologen zufolge während des ersten Abschnittes der quaternären Periode gelebt haben. Die Wahrheit dieser geschichtlichen Thatsache ergibt sich aus so vielen übereinstimmenden Beobachtungen und materiellen Facten von so offenbarer Bedeutung, daß die am wenigst vorbereiteten Männer sie in ihrer ganzen Thatsächlichkeit anerkennen müssen, sobald sie nur sehen und nach ihrem Gewissen urtheilen wollen."



Mammuthe auf einer Elfenbeinplatte. Um mehr als die Hälfte verkleinert.

machte er uns auf die übrigen Körpertheile, und ganz besonders in der Halsgegend auf ein Bündel von Linien aufmerksam, welches die für das Mammuth oder den Elephanten der Eiszeit so charakteristische Mähne darstellte. Man weiß, daß dieser eigenthümliche Charakter, der den nordischen Aufenthalt der Thiere erklärt, im Jahre 1799 von Herrn Adams, Mitglied der Petersburger Akademie, an der Leiche eines solchen Elephanten bestätigt werden konnte, die nahe an der Lenamündung im Eise gefunden wurde. In der geologischen Sammlung des Pflanzengartens kann man ein Haarbüschel von diesem Mammuth sehen.

Ich habe das Stück competenten Kennern, den Herren Milne Edwards, de Quatrefages, Desnoyers, Longpérier, sowie Herrn Franks, Director der Londoner antiquarischen Sammlung, gezeigt und letzterer hat selbst auf dem Gypsabgusse mit

Der an Hals, Stirn und Brust stark behaarte Elephant ist seiner ganzen Länge nach im Profil in schreitender Stellung kenntlich. Anfangs wußte man nicht recht, was man aus einem Haarbüschel und einigen Linien machen sollte, welche links vor der Profillinie der Stirn sich zeigen. Abermalige genaue Untersuchung der Stücke haben endlich darauf geführt, hierin das Auge und die Stirnlinie mit dem Rüsselbehang eines zweiten Elephanten erkennen zu lassen, der dicht an den ersten gedrängt schreitet. Einige Linien auf dem Schenkel lassen einen dritten Elephanten vermuthen, der auf der abgebrochenen Fortsetzung der Masse nachschritt. Die Zeichnung selbst ist frei, kühn und sicher, die schreitende Stellung selbst charakteristisch, namentlich für den Elephanten, welcher die Beine derselben Seite zu gleicher Zeit aufhebt.

Merkwürdigerweise hat sich bis jetzt nur eine einzige Zeichnung gefunden, welche

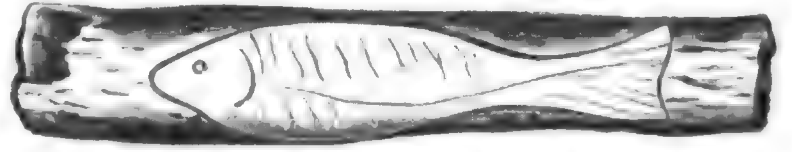
Digitized by Google

auf einen Bärenkopf gedeutet werden kann, während im Uebrigen die Fleischfresser leer ausgegangen sind. Man sollte doch glauben, daß von den unvermeidlichen Kämpfen mit den großen Fleischfressern auf welche auch die offenbar als Trophäen dienenden zum aufhängen bestimmten und durchbohrten Zähne deuten, einige Darstellungen hinterlassen sein müßten.

Vögel und Reptilien hat man bis jetzt noch nicht gefunden. Fische dagegen sind außerordentlich häufig, und in den meisten kann man zur Karpfenfamilie gehörige Arten erkennen, die jetzt noch in den dortigen süßen Gewässern hausen. Keine Spur von charakteristischen Meergeschöpfen — die Rennthiermenschen der Dordogne scheinen die See und ihre Bewohner nicht gekannt zu haben.

Bärenkopf auf einer, an der Durchbohrungsstelle abgebrochenen Zinke eines Geweihes. Davor gekreuzte Linien. Länge 14 Centimeter.

Hierbei schließen die bis jetzt vorhandenen Forschungen ab, die weiteren Funden gewiß nicht präjudiciren. Im Augenblicke wo ich dies schreibe, sind außer Herrn Lartet und seinem talentvollen Sohne, gewiß noch viele Forscher im Felde, in Grotten und Höhlen beschäftigt. So unvollständig aber die bisher gewonnenen Resultate auch sein mögen, so beweisen sie dennoch auf das evidenteste die Richtigkeit der Folgerungen, welche man aus andern Thatsachen gezogen hatte, und darin liegt, für mich wenigstens, ein großer Theil ihres Werthes. Aber ich kann mich der Ansicht nicht verschließen, daß selbst in den uns überlieferten Resten noch manche Räthsel verborgen liegen, deren Lösung uns vielleicht erst ein glücklicher Zufall bringen wird. Eine Menge von Stücken sind mit Linien und Liniengruppen bezeichnet, die ich unmöglich für etwas Bedeutungsloses halten kann. Wenn ich die Art und Weise betrachte, in welcher die amerikanischen Indianer ihre Jagd- und Kriegszüge bildlich darstellten, so scheint mir eine gewisse Analogie zwischen diesen Darstellungen und denjenigen der Rennthiermenschen zu existiren und die eingegrabenen Linien gewinnen dann eine Bedeutung, deren Verständniß uns freilich abgeht, die aber nichts destoweniger mir ebenso gewiß scheint, als diejenige der Keilschrift. Bis jetzt indessen können wir eine solche Bedeutung nur ahnen, nicht aber enträthseln. Ich weise hier namentlich auf die gegebene Figur des Menschen mit dem Aal hin, wo Gruppen von horizontalen Linien durch Querstriche getrennt sind. In dieser Gruppenvertheilung muß eine Bedeutung verborgen sein. Auch auf andern



Fisch auf einem Geweihstücke. Natürliche Größe.

Gegenständen finden sich Zusammenstellungen ähnlicher Art von Winkel- und Rautenfiguren, durch Querstriche getrennt, welche ich nicht bloß mit einfacher Ornamentik zusammenreimen kann. Unwillkürlich ist mir dabei das Gewehr eines Freundes meines Vaters, eines leidenschaftlichen Jägers eingefallen. Er behauptete, die wilde Gans sei das schlaueste aller Thiere, und ein gelungener Schuß auf eine solche mehr werth, als auf einen Keiler. Er hatte eine besondere weittragende Gansflinte. Jede erlegte Gans wurde auf dem Kolben mit einem eingeschlagenen Stecknadelkopfe ver-

ewigt, die Opfer eines Jahres bildeten eine Reihe, die mit den vorigen zu einem, auf zehn Strahlen berechneten Sterne geordnet wurden. Ehe der Stern fertig war, starb er. Wer hätte die Bedeutung der Hieroglyphenschrift auf dem Kolben enträthseln können, wäre ihm nicht der Schlüssel vom Besitzer des Gewehres gegeben worden?"

„Deinen Gansjäger können wir füglich bei Seite lassen," sagte einer der Freunde, „er erklärt nichts und beweißt nichts. Aber gestehen muß ich, daß die Figuren, welche Du uns gezeigt hast, meiner Wißbegierde nicht ganz Genüge geleistet haben. Ich möchte Alles mit eigenen Augen sehen."

„Dazu," antwortete ich, „stehen Dir drei Wege offen: Eine Reise nach Paris zu Herrn Lartet, rue Guy-la-Brosse 5, der Jedem bereitwilligst seine Sammlung zeigt; das Abonnement auf das Werk: Reliquiae aquitanicae von Lartet und Christy, das bei Baillière in London und Paris in englischer Sprache erscheint und die Anschaffung der Gypsabgüsse, welche ein in diesem Fache unübertroffener Künstler, Herr Stahl am Pflanzengarten von den Hauptstücken der Lartet'schen Sammlung gemacht hat. Ich habe für etliche 70 Abgüsse, Verpackung und schändlich theures Eisenbahnporto, nicht ganz hundert Franken bezahlt. Also: Herz, was verlangst Du?

Drei Tage auf Capri.

Von

Joh. Andr. Fink.

Die Meerfahrt.

Das köstliche Blau des italienischen Himmels war durch anhaltenden Regen fast den ganzen Monat April über dem Auge verhüllt. Da durchbrach die Sonne in den ersten Tagen des Mai mit einem Male den trüben Wolkenschleier und der ganze lachende Golf Neapels mit seinen malerischen Vorgebirgen und zauberischen Feeninseln, bespült von den blauen Fluthen des ruhigen Meeres, erschien in voller Pracht; selbst der düstergraue Aschenkegel des Vesuv trieb seine schlanke Rauchsäule friedlich in die Luft, während die am Fuße des Kegels aufsteigenden hellen Rauchwölkchen die Stellen bezeichneten, an welchen er kleine Ströme glühender Lava ausschickte zum Verderben der grünenden Feigenbäume, die ihre üppigen Aeste vielarmig in die Luft strecken, sowie der Reben, welche an den schlanken Ulmen emporklettern; beide lodern beim Zusammentreffen mit der glühenden Erdmasse Fackeln gleich hellauf und ihre Asche vermischt sich mit der glühenden Lava.

An einem dieser köstlichen Tage bestieg ich am Molo*) Neapels eine Fischerbarke Capri's, die wöchentlich einige Male die Producte dieser Insel zu Markte bringt und mit Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen, welche diese kleine Insel nicht erzeugt, beladen zurückkehrt. Wenn nun gleich diese Gelegenheit, nach Capri zu gelangen, von dem vornehmen Theile der Gesellschaft selten benutzt und das Dampfschiff vorgezogen wird, so hat sie doch für Reisende, welche es nicht scheuen mit dem gemeinen Volke zusammenzukommen — und das gemeine Volk ist grade in Italien sehr interessant — so manch besonderen Reiz, und wird deshalb diese Barke von Malern und andern Künstlern sehr gern benutzt.

Es war eben Mittag und die Sonne schickte heiße Strahlen zu uns herab, als das „Andiamo!"**) unsers Barkenführers erscholl. Gleichzeitig mit uns steuerten Barken nach allen Richtungen des Golfes. Das ganze Meer, soweit das Auge reichte, war bedeckt mit kleinen und großen Fahrzeugen, welche, ihre Segel in der zarten Luft blähend, stolzen Schwänen gleich die blaue Fläche durchzogen. Unsere kleine, schwer beladene Barke ging sehr tief, wurde aber durch vierzehn Ruderer, welche freilich alle wie ausgediente Marinari aussahen, kräftig in Bewegung gesetzt.

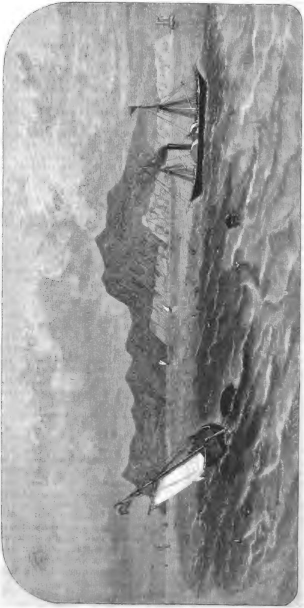
Ein alter Fischer Capri's mit tiefen Furchen im gebräunten Gesicht und dichten gerollten rabenschwarzen Haaren, auf welche er, trotz der Hitze, die rothe wollene Mütze tief eingedrückt hatte, führte das Steuer und munterte als Capitano die Mannschaft eifrig zum Fleiße auf.

Neben dem Steuermann kauerten zwei halbnackte braune Knaben, zum Schlafe, während ihnen gegenüber ein Kapuziner mit grauem Barte eifrig am Rosenkranze betete. Den noch übrigen kleinen Raum, in welchem wir quasi wie die Kerne in ei-

*) Hafen.

**) Gehen wir. (Brechen wir auf.)

Digitized by Google



Die Insel Capri, von Neapel aus gesehen.

Digitized by Google

Das Städtchen Capri.

nem Granatapfel zusammengedrängt waren, füllten mehrere alte Frauen aus, die sich unendlich viel zu erzählen hatten, wobei sie so heftig gestikulirten, daß mein Kopf einige Male in Gefahr kam, unfreiwillig mit ins Gespräch gezogen zu werden. Meine ferneren Reisegefährten bestanden noch in einem Marinaro, einem jungen flotten Burschen, gegen dessen lebensfrisches Wesen ein alter kranker Marinaro Capri's, der mit traurigem mattem Auge seinem jungen Collegen erzählte, daß er das Spital von Neapel, in welchem er doch keine Heilung hoffen dürfe, verlassen habe, um seinen kranken müden Körper der heimathlichen Erde Capri's anzuvertrauen, einen starken Contrast bot. Den Rest des übrigen kleinen Raumes endlich füllten noch aus eine junge hübsche Frau mit einem frischen Säugling an der Brust und einige junge Mädchen Capri's mit großen lebendigen dunklen Augen, mit deren Ausdruck sie jedes Wort begleiteten, mit üppigen schwarzen, von Natur gewellten Haaren und blendend weißen Zähnen. Doch zeigte die Gesichtsform auffallend afrikanischen Typus. Das malerische Costüm derselben hob die hübsche Körperform sehr günstig. Diese armen Mädchen mochten wohl nicht oft zur See gewesen sein, indem sie schon kurz nach der Abfahrt, bei noch klein gehenden Wellen, etwas seekrank zu werden anfingen.

Unter eifrigem Rudern der Mannschaft hatten wir in einer Stunde eine ziemliche Strecke zurückgelegt, als sich ein schwacher Wind erhob, der mit lautem Jubelgeschrei von den Ruderern begrüßt wurde. Die zwei lateinischen Segel wurden aufgerefft, der günstige Wind trieb kräftig die kleine Barke vorwärts und trug uns spielend über das Meer. Die Ruderer benutzten diese Gelegenheit zu ihrer einfachen Malzeit, wozu sie nicht Wein, sondern Aqua sulphurea*) welches sie vor der Abfahrt an St. Lucia geschöpft hatten, tranken.

Unser Schifflein wurde unterdessen durch den günstigen Wind ziemlich schnell vorwärts getrieben und das Auge ergötzte sich jetzt an dieser, in der That einzigen Ansicht von Neapel.

Das ganze Häusermeer Neapels, mit den vielen gelben und weißen Kuppeln der Kirchen, mit den flachen Dächern der Häuser und Paläste am lieblichen Golfe des Mittelmeeres ausgebreitet, terrassenförmig emporsteigend, die angrenzenden Hügel Posilippo, Capodimonte, St. Maria del Pianto und Pizzofalcone bedeckend, ließ sich von hier aus vollkommen überschauen und kaum hatte sich der Blick von diesem überraschenden Bilde gewendet, als dort schon die zauberischen Feeninseln des Golfes Nisida, Procida und Ischia, wie aus den Wellen emporsteigend, erschienen, und das eigenthümlich geformte Horn des Epomeo, die Spitze des ausgebrannten Kraters von Ischia, ragte hoch über dieselben empor.

Von der Seeseite aus, bei heiterem Himmel und gesunder Stimmung muß man das einzige Panorama Neapels gesehen haben, um die Worte „Vedi Napoli e poi mori,“ *) zu verstehen, und auch den Worten des Dichters Anerkennung zu zollen, welcher Neapel ein Stück des Paradieses, auf die Erde gefallen, nennt.

Ganz nahe erschien jetzt auf steilen Felsen, schroff aus dem Meere emporsteigend, das liebliche Städtchen Sorrento, in einem dichten Walde von Orangen- und Oelbäumen, Weinreben und Myrthen gelegen, und das Geburtshaus des unsterblichen Tasso grüßte von der Felswand freundlich ins Meer. Die ganze reizende Umgegend Piano di Sorrento, welche die Wasserscheide zwischen dem Golf von Neapel und dem Busen von Salerno bildet, und durch zwei hohe Berge, Vico und Massa, vor den kühlen Landwinden geschützt ist, ließ sich hier in voller Pracht überschauen.

Dieses herrliche Bild wurde plötzlich durch ein interessantes Schauspiel unterbrochen, denn eine große Menge Delphine umschwärmte unsere Barke. Die lustigen Fische schienen sich ebenfalls des köstlichen Wetters zu freuen, indem sie spielend sich so hoch über die Wellen schnellten, daß der ganze Körper sichtbar wurde. Auch ein großer Schwarm verschiedener Arten von Möven nahm Theil an dieser sonderbaren Belustigung. Diese stießen, sobald ein Delphin die Wasserfläche verließ, heftig, natürlich ohne jeden Erfolg, auf den kolossalen Fisch.

Die Sonne ging inzwischen in voller Pracht hinter Ischia unter und beleuchtete

*) Aqua sulphurea, Schwefelwasser, trinkt man allgemein in Neapel den ganzen Sommer hindurch als gesundes, kühlendes Getränk.

*) Sieh' Neapel und dann stirb!

Digitized by Google

den lieblichen Golf mit allen seinen Herrlichkeiten in purpurner Gluth, die kleinen über ihr stehenden Wölkchen aber funkelten im grellsten Goldschimmer. Es war immer noch sehr schwül und ein Gewitter grade nicht unmöglich, was zudem schon unser Steuermann mit prophetischem Geiste aus dem Zuge der Möven, dem überlustigen Spiele der Delphine, dem Winde und den kleinen Wölkchen, welche sich beim Untergehen der Sonne zeigten, mit aller Gewißheit vorausgesagt hatte, und die alten Fischer Capri's stehen im Rufe der besten Wetterpropheten.

Unsere Mannschaft, das Gleiche befürchtend, ruderte nun aus Leibeskräften, um die Insel sobald als möglich zu gewinnen.

Von Viertelstunde zu Viertelstunde trübte sich der Himmel mehr und mehr, der unangenehme starke Wind nahm ebenfalls zu, so daß die Segel eingerefft werden mußten, und wir uns nur mit Hilfe der Ruder weiter bewegen konnten. Ferne Blitze durchbrachen die nun eintretende Dämmerung und der darauffolgende lang rollende Donner setzte uns in Bestürzung. „Andiamo! Andiamo! tempesta!“*) erscholl der Ruf des Steuermannes, und die Ruderer strengten alle Kräfte an, der Kapuziner fing laut an zu beten, und der weibliche Theil der Gesellschaft nebst dem alten Marinaro, der doch seinen Leichnam in Capri niederzulegen gedachte, stimmten weinend ein. Der junge Marinaro hatte ebenfalls ein Ruder ergriffen, um sein Schärflein zur Eile beizutragen; alles war in Aufregung oder Angst, nur die beiden braunen Knaben schliefen so sorglos fort, als lägen sie auf ihrem Lager zu Hause.

Das Gewitter hatte uns endlich erreicht, häufige Blitze durchzuckten die dunkle Luft und erhellten die zackige Felswand Capri's mit feurigem Scheine.

Die Barke wurde von den stürmischen Wellen wie eine Nußschale auf und nieder geschaukelt, und die kurzen Wellen, welche sich an den Flanken derselben brachen, stürzten hin und wieder über dieselbe, so daß wir einem doppelten Regenbade ausgesetzt waren, welches unsere ohnehin schon unangenehme Lage noch verschlimmerte.

Zum guten Glücke war aber nach einer langen Viertelstunde auch diese letzte Gefahr überstanden, und das Wetter ohne weiteren Nachtheil für uns vorüber gezogen.

Ferne Blitze ließen nun Capri ganz nahe erscheinen, und die Fischer entblößten in der Nähe eines, auf einem Felsen Capri's angebrachten Madonnabildes angelangt, ihr Haupt und beteten das „Ave Maria,“ in welches die Gesellschaft einstimmte.

Bald waren wir an der großen Marine Capri's, dem einzigen Landungsplatze für Schiffe, angelangt. Volle Dunkelheit ließ die mir noch fremde Form Capri's, durch ferne Blitze erhellt, nur vorübergehend trübe erblicken.

Wir waren glücklich gelandet, und mit Hilfe eines raschen Führers stieg ich nun eine Menge grade nicht der besten Treppen zum Städtchen Capri hinan. Bei dem von den Deutschen besuchtesten Wirthe Pagano angekommen, fand ich schon eine Gesellschaft von vier Deutschen, einem Franzosen und zwei Engländern, welche sich von einigen Schönheiten Capri's Tarantella vortanzen ließen. Nachdem ich ein kleines Mahl genommen und bemerkte, daß die Gesellschaft, welche ich traf, durch Gähnen eine langweilige schläfrige Stimmung verrieth, das Wetter nun gänzlich verzogen war und der Mond in seinem lieblichen Lichte die Insel magisch zu beleuchten anfing, entzog ich mich dem engen Raume, um die zackigen Formen, welche diese Insel auszeichnen und welche bekanntlich beim Mondenscheine sehr gewinnen, zu bewundern. Mit Hilfe eines Führers stieg ich zur kleinen Marine hinab, und sah ein Schauspiel voll Erhabenheit, wie solches dem Naturfreunde nur selten zu Theil wird.

Die gewaltigste Felsenwelt in den übernatürlichsten Formen, von dem einsamen Meere umrauscht, auf dessen lebendigen Wellen das silberne Licht des Mondes zitternd sich abspiegelt und die jähen Massen der furchtbaren Felsklippen mit seinem Zauber vergrößert, bietet dem staunenden Beschauer ein großartiges Bild von ungeheurer Wirkung. Das Auge konnte sich kaum trennen von diesem zauberischen Bilde voll Größe und Erhabenheit. Als wir diese großartige Felsenpartie verlassen und heraufgestiegen waren, erblickten wir das liebliche Städtchen Capri mit seinen eigenthümlichen Dächern und Kuppeln von orientalischem Ansehen, die herrliche Palme Pagano's, die Terrassen und Säulen der Gärten,

*) Vorwärts! Vorwärts! Sturm!

Digitized by Google

eine Mondlandschaft voll Anmuth und lieblicher Schönheit. Noch lange staunte ich von meinem Fenster aus die herrliche Wirkung des Mondlichtes auf diese pittoreske Landschaft an und bewunderte die Faragliori, welche, zwei Wartthürmen gleich, im blitzenden Meere standen, und die kolossale Stirne des Monte Solario, des Hauptes der schlafenden Sphinx, bis ich ermüdet von der großen Schönheit dieser Mondnacht mein Lager aufsuchte.

Erster Tag.

Wachteljagd. Arco naturale. Blaue Grotte.

Am folgenden Morgen, beim Erwachen, schlug etwas Regen an die Fenster, das Unangenehmste, was den Fremden, die Capri besuchen, begegnen kann. Gegen neun Uhr hatte sich der Regen gelegt und der Himmel wieder aufgeheitert, gegen zehn Uhr war fast alles wieder trocken und die prächtige Insel erglänzte im hellsten Sonnenlichte. Jetzt ertönten von allen Seiten der Insel Flintenschüsse, und ich fragte erstaunt, ob vielleicht ein Kirchenfest nach neapolitanischer Sitte gefeiert würde, erhielt aber zur Antwort, daß in verflossener Nacht eine große Menge Wachteln, die auf ihren Zügen von Afrika nach Europa diese Insel berühren, angekommen sei. Der Fang derselben bildet einen Hauptnahrungszweig auf Capri. In Gesellschaft einiger Deutschen unternahm ich nun einen Ausflug nach dem nahen, an der östlichen Seite der Insel gelegenen Arco naturale. Ein sehr hoher, äußerst malerisch geformter Felsbogen ersteigt in kühnster Wölbung den Wellen des Meeres und wählt auf der entgegengesetzten Seite die schroffe Felswand zur Stütze. Durch dieses erhabene natürliche Felsthor erblickt man das tiefblaue Meer, und im Hintergrunde schroffe Felszacken der Insel, welche schlanken Säulen gleich, aus dem Meere steigen.

Auch das Cap Campanella, und das von Massa, die Syreneninseln und i Galli sind von hier aus sichtbar, und erhöhen den Reiz dieses pitoresken Bildes sehr.

Allenthalben zeigten sich jetzt Jäger mit Flinten und Netzen in vollster Thätigkeit. Die ganze Insel, Jung und Alt, Groß und Klein war auf den Beinen, um der ermüdeten Ankömmlinge auf irgend eine Weise habhaft zu werden.

Die eifrigen Jäger, mit Wachtelhunden versehen, erlegten die armen, von der Reise ermüdeten, durch den Regen ermatteten Thierchen in großer Menge, fast ohne alle Mühe. Die Fänger fingen besonders an den steilen Stellen gegen die Felswände am Meere zu mit Handnetzen diejenigen zusammen, welche der Flinte oder den allenthalben angebrachten Stecknetzen entgangen waren. Einzelne Wachteln waren aber so ermüdet, daß sie von Kindern mit den Händen gefangen werden konnten. Neben den Wachteln gelangten auch noch andere kleine Vögel in die Stecknetze, als Würger, Weißköpfe, Rothkehlchen, Gartenrothschwänzchen, verschiedene Grasmückenarten, besonders die gelbbrüstige, sowie sogar die Nachtigall, deren ich erst Nachts zuvor zu meinem größten Vergnügen eine hatte schlagen hören, ein Genuß, auf welchen ich in und um Neapel, zwei Jahre lang verzichten mußte.

Alle diese armen Thiere wurden nun aus Unkenntniß oder Geringschätzung nach dem Sprichworte „Mitgefangen, mitgehangen," getödtet und verzehrt.

An Wachteln wurden an diesem Tage eine ungeheure Zahl gefangen. Mancher gute Schütze soll mit etwas Glück an einem dieser Erntetage neunzig bis hundert Stück erlegen, in den Stecknetzen werden dieselben zu Hunderten gefangen; ein geübter Fänger erhascht mit dem Handnetze deren oft sechzig bis achzig Stück an einem Tage.

Der Fang der Wachteln mit diesen Handnetzen ist ein sehr einfacher, und wird besonders von Knaben mit großer Geschicklichkeit ausgeführt.

Das Handnetz selbst besteht aus zwei langen Schilfrohrstangen, welche am untern Ende lose verbunden sind, so zwar, daß sie beweglich bleiben. Oben verbindet diese beiden Stangen ein ziemlich feinmaschig gestricktes, aber starkes Netz. Mit diesem äußerst einfachen Instrumente ausgerüstet, begibt sich der Fänger auf die Jagd, begleitet von einem kleinen Wachtelhunde; in Capri bedient man sich dazu kleiner Hunde beliebiger Race, sogar kleiner Spitzhunde, um die ermüdeten Thiere an den steilen Ufertheilen der Insel aus dem Buschwerk, den Felsspalten und Klüften aufzuscheuchen. Der Hund sucht nun unter lebhaftem Wedeln die müden Thierchen, welche sich zur Ruhe niedergekauert haben, auf, treibt sie aus ihren Ver-

Digitized by Google

stecken, wo sie, da die steilen Felsen ihnen den Weg zum Lande abschneiden, der Seeseite zufliegen, woselbst der Fänger schon ihrer harrt, und sie behend mit dem Netze auffängt. Selten entgeht eine Wachtel dem Netze dieser geübten Häscher, und sollte ja eine entkommen, so fällt sie ermüdet bald wieder ein, um dann ganz sicher die Beute des aufmerksamen Fängers zu werden.

In Ermangelung des Hundes versieht ein kleiner Knabe oder ein Mädchen den Dienst desselben, ausgerüstet mit einem grünen Zweige, mit welchem sie auf's gradewohl die Wachteln aus dem Verstecke treiben.

Ich sah einen Knaben auf diese Weise mit dem Handnetze in einer Viertelstunde zehn Stück fangen, ohne daß ihm eine einzige entwischt wäre.

Die lebendigen Wachteln werden dann alsbald nach Neapel gebracht und verkauft, die todten haben einen viel geringeren Werth. Ein großer Theil der lebenden wird auch durch Dampfschiffe nach verschiedenen entfernten Städten gebracht, und sind zu diesem Zwecke auf dem Verdecke der Schiffe besondere Käfige aufgestellt, in welchen sie täglich mit Futter und Wasser versehen werden können.

Vom Arco naturale zurückgekehrt, bestiegen wir an der großen Marine eine kurze flache Barke, eine wahre Nußschale, um die größte und schönste Merkwürdigkeit der seltsamen Insel, das blaue Wunder Capri's, zu besuchen.

In dreiviertel Stunden langten wir, an den Ueberresten verschiedener alter Villen, deren Fundamente im Meere standen, vorüberfahrend, an der Oeffnung dieser in ihrer Art einzigen Grotte, an.

Der Weg dahin, an dem wildreizenden Ufer vorüber, ist überaus malerisch.

Mächtig hohe Felswände steigen senkrecht aus der grauen Fluth des Meeres, bedeckt mit kleinen Pinien und Zwergpalmen, und üppige, im saftigsten Grün prangende Sedumarten hängen an den Felsen herab. Die kolossalen Kalkfelsen selbst sind tief durchfurcht von Rissen, und allenthalben erscheinen sonderbar geformte Höhlen und ausgespülte Buchten, in welche die Wellen mit Donnergetöse eindringen, und kleine Cascaten bildend, zurückstürzen.

Sonderbar gestaltete Tropfsteinzapfen von seltener Größe zieren die schroffen Wände, und der im Meere stehende Theil der Felsen erscheint beim Zurücktreten der bewegten Wellen von anhängenden unedlen Korallen feuerroth.

Einige Falken, welche in den Riffen der steilen Felsen ihren sichern Horst angelegt haben, umkreisen die schwindelnde Höhe mit lautem Geschrei, während kleine Schwärme von Möven dicht über dem Wasserspiegel ihr lustiges Spiel treiben, oder ihrem Fange nachgehen. Die Wellen des Ufers wimmeln von schönen, bunt durchscheinenden Quallen und muntere Delphine tanzen von Zeit zu Zeit spielend über den Wellen.

Die Einfahrt in die Grotte, welche am nördlichen Ufer ungefähr in der Mitte liegt, ging, obwohl die Oeffnung sehr klein ist, ohne Gefahr vorüber. Ruhiges Verhalten ist aber sehr nothwendig, da eine so kleine Schale nur zu leicht umschlägt, auch mußte man sich niedersetzen, um ein Anstoßen des Kopfes zu verhüten.

Das Glück war uns günstig, denn es war grade tiefblauer Himmel und heller Sonnenschein, Umstände, unter welchen sich dieses köstliche Naturschauspiel in seinem schönsten Lichte zeigt. Das Meer selbst war ebenfalls ruhig. Hochgehende Wellen aber machen das Eindringen gänzlich unmöglich. Sehr schlimm ist es, wenn sich Sturm erhebt, während man sich in der Grotte befindet, weil man dann, wie in einem Gefängniß, abwarten muß, bis sich der Sturm gelegt hat. Waren doch schon Reisende gezwungen, über zwölf Stunden darin zu verweilen. Sogleich bei der Einfahrt erschien die ganze innere Wasserfläche in zauberischem blauem Glanze.

Wir befanden uns in einem Gewölbe, das eher einem Feenpalaste, als einem von Natur gebildeten Raume glich; denn was hier floß, war kein Wasser, sondern Azur, es waren blaue leuchtende Flammen, in deren blendendem Wiederscheine die ganze Höhle erglänzte. Tauchte der Führer mit dem Ruder in die verzauberte Fluth, so blitzten und funkelten wunderbare Perlen daran empor. Der Fels, der im durchsichtigen Wasser erschien, schimmerte von Brillanten, und beim Zurücktreten der unruhigen Wellen erschienen die vom Wasser entblößten Stellen der Felsen von anklebenden Korallen in eigenthümlichem durchsichtigem Roth. Die Wasserpflanzen der

Tiefe waren wie aus einer andern Welt, und die Fische und zahlreichen Quallen, welche in diesem sicheren Asyle, wo sie weder Netz noch Angel stört, friedlich auf- und niedertauchten, leuchteten silberblau. Nach einiger Zeit erschien dem anfangs geblendeten Auge auch die Decke der Grotte, die Felswände und Säulen im brillant blauen Schimmer, und diese magische durchsichtige Bläue schien sich zuletzt der ganzen Grotte mitgetheilt zu haben. Der Marinaro, der sich mittlerweile entkleidet hatte, stieg nun in das Wasser, der aus dem Wasser hervorstehende obere Theil des Körpers erschien dunkelblau, der im Wasser befindliche untere Theil schimmerte brillanthell. Diese eigenthümliche Bläue der Grotte wird durch Brechung der Lichtstrahlen im Wasser hervorgebracht; denn da die Oeffnung über dem Wasser nur einige Fuß mißt, aber tief in's Wasser hinabgeht, so dringt das von außen hellerleuchtete Meer nur von unten hinein, und es wird nun durch Reflexion eine Farbe erzeugt, die sich entfernt mit der des brennenden Spiritus vergleichen läßt.

Von dem anfänglichen Glanze geblendet, kann man nicht sogleich die Einzelheiten in dieser Höhle unterscheiden; nachdem sich aber das anfangs geblendete Auge accomodirt hat, gewahrt man den beträchtlichen Raum, der durch natürliche Pfeiler in mehrere Abtheilungen zerfällt, deren Decke mit hübschen Tropfsteinbildungen geziert ist. Auch führt eine zum größten Theile verschüttete Treppe im Hintergrunde der Grotte durch den Berg aufwärts. Dieselbe soll angeblich mit der darüber liegenden Burg auf dem Felsen, die Friedrich Barbarossa dem Hohenstaufen, oder, was viel wahrscheinlicher ist, dem Corsaren Hayradin Barbarossa gehörte, in Verbindung gestanden haben. Jedenfalls läßt sich aus dieser alten Treppe mit Sicherheit schließen, daß diese zauberische Grotte schon in frühesten Zeiten vielleicht auch nur Einzelnen bekannt war, obgleich der Glaube, daß Seeungeheuer oder Seegeister in derselben hausten, die Bewohner von Capri und die Fischer abhielt, dieselbe zu besuchen. Die blaue Grotte (la Grotta oder caverna blu oder azzurea) wurde von dem Maler und Dichter Kopisch aus Berlin wieder entdeckt, der zuerst in Gesellschaft des Malers Frieß aus Heidelberg, schwimmend in dieselbe gelangte.

Als wir wieder an der Marine anlangten, sank eben die Sonne fern im Meere nieder, und vergoldete die ganze Insel mit ihrem Feuerscheine.

Nach dem lieblichen Städtchen Capri zurückgekehrt, verblieben wir noch einige Zeit ruhend im Garten unseres guten Wirthes, und ließen uns den trefflichen weißen Wein Capri's munden, welcher einen von dem übrigen italienischen, auf vulkanischen Boden gewachsenen, ganz entfernten Geschmack besitzt, den er dem Kalkboden der Insel verdankt. Er erinnert auffallend an die Frankenweine, hat aber einen Veilchen ähnlichen Beigeschmack.

Unser sorgsamer Wirth hatte uns ebenfalls mit dem modernen Festessen der Insel, mit Wachteln bedacht, welche wir uns trefflich munden ließen. Nachdem die Flaschen geleert, suchten wir von den Anstrengungen und Aufregungen des Tages ermüdet unsere Zimmer.

Zweiter Tag.

Palast des Tiberius. Salto del Tiberio. Südseite der Insel. Faraglioni. Höhle Mitromania.

Am folgenden Morgen bestieg ich mit meiner Gesellschaft des vorigen Tages den Palast des Tiberius, welcher auf der Höhe des östlichen Vorgebirges tausend Fuß über dem Meere emporsteigt. Dies ist eines von den zwölf Landhäusern, welche den Namen Villa Jovis tragen. Ein unbequemer steiniger Weg führt von dem Städtchen Capri aus auf diesen Felsgipfel. Beim Emporsteigen auf diese steile Spitze zeigt sich im Rücken die schauerliche Masse des Monte Solario und allenthalben erscheinen grüne mit köstlichen Reben besetzte Strecken, über welche hinweg man an der fernen Felswand die kühne Treppe erblickt, welche in Zickzack nach Anacapri emporführt. Tief unten entfaltet sich der ganze liebliche Golf von Neapel mit seinen Inseln, und die niederen Berge von Misen, Baja und Posilippo steigen anmuthig aus dem Meere empor.

In den nahen Vignien, welche terrassenförmig von der Balustrade hinabsteigen, finden sich viele Fragmente von Säulen, deren Capitälen, und Mosaiken.

Ein berühmtes Mosaik kam von hier nach der Favorita des Prinzen Leopold zu Messina. Statuen, Säulen und andere

Digitized by Google

Kunstwerke sind in das Museum, in Kirchen und in die Paläste zu Neapel und Caserta gebracht worden.

Auf der äußersten Spitze dieser Höhe hat man eine der prächtigsten Aussichten der Welt, welche drei Golfe, die von Salerno, Neapel und Gaeta umfaßt, und in der Ferne zeigen sich bei hellem Wetter die Berge Teracina's mit dem Vorgebirge der Circe, die Insel Ponsa und Vertilina und sogar bis weit nach Calabrien dringt der Blick.

Gegen Mittag kehrten wir reichlich belohnt von dieser etwas mühsamen Excursion nach Capri zurück.

Nach eingenommenem Mittagsmahle und nachdem wir der Hitze wegen eine Stunde der Ruhe gepflogen, besuchten wir die Südseite der Insel, welche ein Meer von steilen Klippen umstarrt. Zwei wilde Felsen von malerischer Form erheben sich kühn aus der See, die Faraglioni genannt. Oestlich von den Faraglioni liegt die kalte Höhle Matromania oder besser Mitromania von dem wahrscheinlich daselbst gepflogenen Mithradienste.

Diese merkwürdige Höhle, welche auch Nimphaeum genannt wird, ist jedenfalls zum größten Theile natürlichen Ursprungs, hat aber eine künstliche Eintheilung und finden sich noch Spuren von altem Mauerwerk. Ihres inneren Schmuckes aber soll sie durch die Engländer beraubt worden sein. Westlich von der Faraglioni liegt die Donnergrotte, Grotta di tuono. Im Süden unmittelbar über den Klippen zeigt sich mit den Ruinen eines kleinen Forts der runde Monte Solario, der die ganze Insel beherrscht. Tiefer liegt, ebenfalls im Süden, auf einem einzelnen Berg eine Schloßruine, il Castello genannt. Hier überall trifft man auf Spuren des Alterthums, aber noch sicherer auf überraschende An- und Aussichten, welche uns noch lange gefesselt zurückhielten.

Dritter Tag.

Anacapri. Fahrt nach Massa. Ankunft in Sorrento.

Um 7 Uhr trat ich am folgenden Morgen in Begleitung eines munteren Knaben, welcher mir als Führer diente, meinen Ausflug nach Anacapri an. Der Weg dahin ist ziemlich beschwerlich, indem man auf 536, mitunter sehr hohen Stufen, eine wunderliche Treppe hinansteigt, die im Zickzack in die senkrechte Felswand eingehauen ist.

Diese Treppe ist der einzige Weg, der nach dem Städtchen Anacapri führt. Als Murat die Insel nahm, vertheidigten sie die Engländer lange aufs hartnäckigste.

Gruppen von Winzerhäuschen hängen hier und da wie Schwalbennester an den Felsen; überall wo Bäume nur zu wurzeln vermögen, haben die emsigen Bewohner deren gepflanzt, ja sie haben Erde vom Festlande herübergeholt, und mit unendlicher Mühe auf die Höhe gebracht.

Schon auf der Höhe der Stiegen angelangt, hat man eine hübsche Aussicht; den schönsten Fernblick genießt man aber auf der Spitze des Monte Solario, wo man den ganzen östlichen Theil der Insel übersieht. Besonders malerisch erscheint von hier aus das Städtchen Capri; an der äußersten Spitze der Insel erhebt sich steil der Tiberius und der ganze Golf von Neapel liegt in seiner Herrlichkeit tief unten ausgebreitet.

Die ganze Höhe des Monte Solario erscheint übrigens sehr kahl, mit wenigen Feldern und vielen Steinen und Kalkblöcken bedeckt, und ist die Vegetation deshalb eine arme zu nennen.

Bald waren wir in Anacapri angelangt. Das Städtchen selbst ist klein und sind die niederen Häuschen von eigenthümlicher orientalischer aber praktischer Bauart. Besonders fallen die runden Gypsdächer und die niedlichen, außen angebrachten Stiegen auf.

Die Straßen sind sehr eng und die Häuser haben einen blendend weißen Kalkanstrich, was bei hellen Sonnenstrahlen gerade nicht sehr wohlthuend auf die Augen wirkt.

Die Vegetation um das Städtchen herum ist üppig und besteht aus Oel-, Wein- und Obstpflanzungen.

Die Einwohner selbst sind gut, natürlich, freimüthig, fröhlich und stolz auf ihre Heimath. Sie sind nicht reich, aber zufrieden, also dennoch reich.

Kleidung und Sitte unterscheidet sich von denen des östlichen Theiles der Insel, mit denen sie nicht im besten Vernehmen stehen. Die Sage erklärt die Entstehung des Städtchens auf folgende Weise. Ein Liebespaar, heißt es, das seinen Bund ge-

Digitized by Google

gen den Willen der Eltern geschlossen hatte, entfloh deren Zorn und klomm, da der Weg nach dem Meere versperrt war, mit Lebensgefahr die Felswand hinan nach der Bergfläche, die noch keines Menschen Fuß betreten hatte. Jahre lang verweilten sie in dieser Einsamkeit, bis es ihnen endlich gelang, die Aufmerksamkeit der Inselbewohner durch Zeichen zu erregen. Man setzte Leitern an, grub dann Stufen ein und bald sammelte sich eine kleine Colonie um das Liebespaar.

lich machte, der immerfort lachte, traten wir unsern Rückweg an und waren bald an den steilen Treppen angelangt. Mehrere Knaben und Mädchen eilten vor uns die Treppe hinab, alle flache, mit Zeug zugenähte Körbe auf dem Kopfe tragend, welche mit lebenden, in den Stecknetzen gefangenen Wachteln angefüllt waren, verdammt durch das grausame Geschick, per Barke nach Neapel zum Mahle der Neapolitaner zu segeln, statt dem Norden zuzufliegen.

Nach einiger Zeit langte ich, von Hitze

Das Städtchen Capri, von der kleinen Marine aus gesehen.

erschöpft, zu Capri an und ruhte in kühlem Raume aus. Nach eingenommenem Mahle schnürte ich mein Ränzchen, sagte meinem guten freundlichen Wirthe ein herzliches Lebewohl; der Abschied wurde mir etwas schwer, denn ich trennte mich ungern von diesem gastfreundlichen Hause und der so lieblichen Insel. Eilig, ohne mich weiter umzusehen, brach ich zur Marine auf, bestieg eine Barke mit zwei Ruderern und verließ gegen vier Uhr die Insel. Um sechs Uhr landete ich in Massa.

In einem kleinen Hause, welches mir mein junger Führer als ein Wirthshaus bezeichnete, nahm ich ein kleines Frühstück; Käse von eigenthümlicher Form und Geschmack, und sonderbar kuchenförmig gebackenes Brod waren schnell zur Hand. Auch Orangen, Nüsse und Feigen erschienen ohne alle Aufforderung bereitwilligst und endlich auch der rothe Wein Capri's, der mir, unverfälscht, wie er war, trefflich mundete.

Nachdem wir dem guten Weine sattsam zugesprochen, dessen Wirkung sich besonders an meinem kleinen Cicerone bemerk-

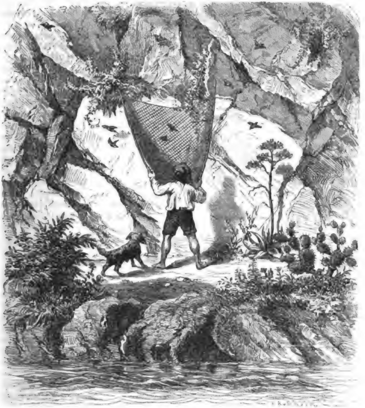
Die Fahrt von Capri gegen das Cap

Campanella und an diesem vorbei ist äußerst reizend.

Steile Felsen bilden das Ufer von Campanella und große Felsblöcke liegen allenthalben am Strande im Meer. Viele Höhlen untergraben die Felswände, in welche die tobenden Wellen des bewegten Meeres brüllend eindringen und rauschend zurückstürzen.

Mehrere Thürme auf den steilen Felsen des Ufers gereichen demselben zur besonderen Zierde. Auch hier waren Vogelfänge in Menge aufgestellt und Handnetze, von Wachtelfängern geführt, in Bewegung, um die wenigen Wachteln, welche der Verfolgung zu Capri glücklich entgangen waren, auf gleiche Weise hier zu empfangen

Besonders sollen auch an diesem Ufer viele wilde Tauben gefangen werden und die großen Thürme, welche von Zeit zu Zeit am steilen Ufer erscheinen, sind eigens zum Taubenfange eingerichtet.



Der Wachtelfang auf Capri.

Ich war glücklich zu Massa gelandet, einem freundlichen Städtchen, das dicht am Ufer liegt und weit den Berg hinaufsteigt. Von Massa aus legte ich den Weg nach Sorrento zu Fuß zurück. Derselbe führt mit der Hälfte des steilen Berges auf schmalem Pfade dem Meere entlang zwischen Oel-

Digitized by Google

und Eichenbäumen, wird hin und wieder durch eine Villa unterbrochen und wechselt ab zwischen düsterem Grün, welches die schöne Aussicht versperrt, und freien Stellen, welche wieder freie Aussicht gestatten.

Gegen sieben Uhr war ich an der Treppe angekommen, welche von hier aus nach dem lieblichen Sorrento hinabführt, und zur Verherrlichung des reizenden Anblicks dieses einzigen Thales, stieg eben der Mond hinter den Bergen auf und erleuchtete das ganze Pianuro di Sorrento mit zauberischem Scheine.

Pichelsdorf.

Von

F. Fichterfeld.

Nicht ganz eine Stunde unterhalb Spandau, am rechten Ufer der Havel, liegt eine kleine, aber mit malerischer Umgebung ausgestattete Ortschaft, wendischen Ursprungs, Namens Pichelsdorf. Die Havel umfließt da ein hügelartig aus dem Wasser aufsteigendes hochbewaldetes Eiland, den sogenannten Pichelswerder, von dessen Spitze man eine romantische Aussicht auf den seeartig erweiterten Wasserspiegel, die dunkeln Tannenabhänge des Grunewalds auf dem linken Ufer, und in deren Verlängerung auf eine weit vorspringende Anhöhe, das sogenannte Schildhorn, genießt. Den Reiz der Gegend zu erhöhen, knüpft sich an diese Anhöhe noch eine Sage aus der Heidenzeit. Als nämlich die Wenden eine zwischen Albrecht dem Bären und Heinrich dem Löwen ausgebrochene Fehde im Jahre 1156 zu einem allgemeinen Aufstande gegen ihre deutschen Unterdrücker benutzten, stellte sich auch Jaczo oder Jazzo zu Köpenick, der Neffe des kinderlos verstorbenen Pribislav, an die Spitze seiner Wilzen und richtete vor allen Dingen sein Augenmerk auf die alte wilzische Hauptstadt Brandenburg, deren Besatzung zum Theil aus bekehrten Wilzen bestand. Da diese sich aber dadurch nicht abhalten ließen, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen, so bekam er die Feste leicht in seine Gewalt und setzte sich, in der Hoffnung auf polnische Hülfe, daselbst fest. Aber noch ehe diese kam, war auch schon Albrecht der Bär, und mit ihm eine bedeutende Truppenschaar des Erzbischofs von Magdeburg im Anmarsch auf Brandenburg und nahm es, trotz der verzweifelten Gegenwehr der Wenden, im Sturm. Jaczo zog sich mit den Seinen gegen Potsdam zurück und versuchte hier in der festen Stellung beim Krampenitzsee noch einmal das Glück der Waffen. Aber auch hier war es auf Seiten der Christen. Die Wenden wurden aufgerieben, und nur Wenige entkamen unter dem Schutze der Nacht, unter ihnen auch Jaczo. Als er bei Pichelsdorf von seinen Verfolgern überholt wurde und keinen Ausweg mehr vor sich sah, als Gefangenschaft oder Untergang in den Wellen, that er in der Noth das Gelübde sich taufen zu lassen, wenn ihm der Christengott über den breiten Havelstrom hinüberhelfe, und trieb sein ermüdetes Roß in das Wasser. Er langte glücklich auf der schon erwähnten Spitze des jenseitigen Ufers an und legte zum Dank für seine Rettung die einzige Waffe, die er außer dem Schwertstumpf noch besaß, seinen Schild, auf der Anhöhe nieder, die daher den Namen Schildhorn erhielt, und von Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1844 überdies mit einem sichtlichen Erinnerungszeichen an jene Begebenheit, einer Denksäule mit einem runden Wendenschilde ausgestattet wurde.

Aber nicht allein in den märkischen Sagenbüchern ist der Name Pichelsdorf verzeichnet, wir begegnen ihm, nachdem der Ort im Jahre 1807 zum Schauplatz eines in jener Gegend unerhörten Naturereignisses geworden, sogar in Adolf von Hoff's „Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche."

In der Nachmittagsstunde des 17. Mai 1807 entlud sich unter Hagelschauer und Regengüssen ein heftiges Gewitter über der dortigen Gegend, in dessen Verlauf die Bewohner des kleinen Fischerdorfes in nicht geringen Schrecken versetzt wurden. Nach vorangegangenem unheimlichem Getöse stülpte sich nämlich das Havelbette, das dort seiner beträchtlichen Tiefe wegen von den Fischern „der Sack" genannt wurde, mit einem Male in die Höhe, und dicht neben dem Fahrwasser kam eine circa fünfzig Schritt lange und zwölf bis fünfzehn Schritt breite Sandinsel zum Vorschein.

Da die Inselbildung ohne gewaltsame Erschütterung verlief und auch nachher Alles ruhig blieb, so erholte die Fischergemeinde sich allmälig von ihrem Schreck, und die Beherzteren begnügten sich bald nicht mehr, die unheimliche Insel blos vom Kahne aus zu mustern, sie wagten sogar, nachdem sie sich mittels der Ruderstangen von der soliden Unterlage der circa drei Fuß über den Wasserspiegel hervorragenden Bodenfläche überzeugt hatten, sie zu betreten. Anfänglich war sie noch elastisch und wurde durch Stampfen erschüttert. Fische und Krebse, zum Theil noch lebend, Muscheln, Schnecken, Stücke Holz, Baumrinde, kleine Scherben und Knochen lagen in buntem Gemisch auf dem lockern Flußsande umher, und in einem Büschel faulender Wasserpflanzen wurde sogar ein Stückchen Bernstein gefunden. Ein Floß, welches in dem sogenannten „Sack" vor Anker lag, war durch die Inselbildung bei Seite geschoben, und einige Balken mit emporgehoben worden.

Die Kunde des merkwürdigen Naturereignisses, an welches der Aberglaube die abenteuerlichsten Vorbedeutungen knüpfte, lockte natürlich eine Menge Neugieriger an Ort und Stelle; aber auch Männer der Wissenschaft, untern Andern Professor Bode und der schon erwähnte Legationsrath von Hoff aus Gotha, fanden sich auf der kleinen Havelinsel ein und überzeugten sich durch persönliche Prüfung, daß die Entstehung derselben keiner andern Ursache zugeschrieben werden konnte, als einer Erhebung des Flußgrundes von innen heraus. Nachdem A. von Hoff die Richtigkeit seiner Ansicht bereits am 26. Mai 1807 in der Gesellschaft der naturforschenden Freunde zu Berlin durch die angeführten Thatsachen unwiderlegbar dargethan, hat er sich auch in seinem oben erwähnten Werke vom Jahre 1822 für eine vulcanische Entstehung der Pichelsdorfer Insel ausgesprochen und, unter Hinweis auf die am 16. August 1803 im Claveezer See bei Plön in Holstein entstandene Insel, darauf aufmerksam gemacht, daß eine Linie von Karlsburg über Großwardein, Erlau, Weiskirchen, Glatz und Hirschberg in ihrer Verlängerung auf jene beiden Punkte und in weiterer Verlängerung über die Shetländischen und Faröer Inseln gerade auf den Hecla trifft.

Obgleich die Insel im Claveezer See durch das Wasser und vielleicht auch durch Einsinken nach und nach wieder zerstört wurde, so muß gleichwohl auch ihr Ursprung einem Proceß im Innern der Erdrinde zugeschrieben werden, da die Wassertiefe, aus der sie aufstieg, wenige Tage vorher noch drei Klafter betragen hatte.

Von dauerhafterer Beschaffenheit als der kleine Sandberg in dem Claveezer See, erwies sich der in der Havel und bis in die fünfziger Jahre bildete dessen Gras- und Pflanzenertrag ein Emolument des Schullehrers von Pichelsdorf. In der Folge aber nahm die Inselfläche, welche den Wasserspiegel ursprünglich um circa drei Fuß überragte, mehr und mehr an Umfang und Höhe ab, und die Sandmassen, die sich seitdem auf der Pichelsdorfer Havelseite abgelagert hatten, bildeten nach und nach einen Schwemmlandstreifen, in dessen Schilf- und Pflanzenmassen der grüne Inselfleck, der noch geblieben, sich schließlich dem Auge entzog. Damit kam auch das Naturereigniß selbst in Vergessenheit, und von der Höhe des Pichelswerders, wo es den Sommer über von Berlinern und Spandauern wimmelt, streift jetzt nur selten einmal ein flüchtiger Blick der Erinnerung über die Ursprungsstätte der kleinen Havelinsel, welcher Pichelsdorf seine erdgeschichtliche Bedeutung verdankt.

Neues vom Büchertisch.

Bronn, H. G., Die Classen und Ordnungen des Thierreiches, wissenschaftlich dargestellt in Wort und Bild. Fortgesetzt von A. Gerstaecker. 5. Band. Gliederfüssler. Arthropoda. 2. Lieferung. Lex.-8. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1/2 Thlr.

Graham-Otto's ausführliches Lehrbuch der Chemie. 4. Aufl. 2. Bd. Anorganische Chemie von F. J. Otto. 1. Abth. 9. u. 10. Liefrg. gr. 8. Braunschweig, Vieweg & Sohn. 1 Thlr.

Schilling, J. A., Psychiatrische Briefe oder die Irren, das Irresein und das Irrenhaus. 2. Auflage. 8. Lieferung. gr. 8. Augsburg, Schlosser's Buchhandlung. 9 Sgr.

Zimmermann, W. F. A., Die Inseln des indischen und stillen Meeres. Neue Ausgabe. 9. und 10. Lieferung. Lex.-8. Leipzig, Wartig. 1/6 Thlr.

Digitized by Google

Muhamed und der Koran.

Von

Moriz Carriere.

I.

Jahrtausende lang hatte die arabische Wüste die Naturkraft eines semitischen Stammes in einfachem, freeim, kühnem Wanderleben unverbraucht aufgespart; des Mannes Ehre war, gleichmächtig des Schwertes und des Wortes zu sein; Kampfzorn und Siegeslust, Glück und Leid der Liebe erklangen in Liedern, der Held war der Sänger seiner Thaten oder der Mund seiner Genossenschaft, der sinnreich und anmuthig aussprach, was alle erfahren hatten und fühlten. Man betete zum himmlischen Lichtgott, zum Herrn der Höhe und wie bei den alten Babyloniern trat dem männlich gedachten Gott eine Göttin zur Seite, in welcher man die Fruchtbarkeit der Erde, die Spenderin der Quellen, den Segen des Wachsthums verehrte. Wie die Gestirne hoch über den Häuptern der Menschen ihre Bahn gehen und den Wechsel der Tages- und Jahreszeiten leiten, wie einzelne Sternbilder den ersehnten Regen, andere die versengende Sonnengluth verkündigen, so sah man in ihnen geistige Mächte, Herren der Natur und der menschlichen Geschicke. Vom Himmel herabgefallene Steine galten den Arabern für Stellvertreter der Himmelsmächte; die Familien hatten ihre besonderen Schutzgeister und Idole derselben, ähnlich den Hausgötzen des Vaters, welcher die biblische Rahel mitnimmt. Der Aberglaube verwechselte Bild und Sache, die Anbetung der Gestirne und Göttersymbole vermischte sich mit der Verehrung Allah's, des lichten Himmelsgottes; man dachte sich seinen Thron von den Genien der Stämme umgeben, wie die einzelnen Familien zu Mekka ihre Idole um die Kaaba aufstellten, wo sie meinten, daß schon Abraham geopfert und wo der große schwarze Meteorstein für einen Sendboten Gottes und für ein Zeichen seines Bundes mit den Menschen galt. Daneben hatten sich Juden in Arabien angesiedelt, und Christen, die ihre Seligkeit nicht in den Bekenntnißformeln der byzantinischen Hofkirche finden konnten, hatten sich nach den Oasen der Wüste geflüchtet. Daraus erhob sich die Aufgabe, die Menschen von dem Dienst der Steine und Sterne hinweg zu der Erkenntniß des Einen geistigen Gottes zu berufen, der in der Stimme des Gewissens sich als der Träger der sittlichen Weltordnung bezeugt und der Seele die Unsterblichkeit verbürgt; ward dieser einfache Kern des Wesentlichen festgehalten, so war die gemeinsame Wahrheit des Juden- und Christenthums eher nationale Beschränkung oder Menschenvergötterung als das Ursprüngliche, als der Glaube Abrahams offenbart. Diese Aufgabe hat Muhamed gelöst. Er hat damit

Digitized by Google

das Banner aufgepflanzt, das die arabischen Stämme zum Volk einigte, und ihnen voranwehte bei ihrem Eintritt in die Weltgeschichte, das sie zum Sieg begeisterte, sie für Jahrhunderte zu Culturträgern im Entwicklungsgange der Menschheit machte. Dies für den Erfolg kleinlicher Künste auszugeben, und was Millionen einen Halt im Leben und einen Trost im Sterben verleiht, für das Erzeugniß der Lüge zu achten, ist eine beschränkte und in der That gottlose Lebensansicht, die aber immer noch ihre Vertreter unter uns findet. Irreligiöse Aufklärer des Mittelalters fabelten von drei großen Betrügern; Moses und Christus werden nicht leicht mehr so betrachtet, als ob sie eine göttliche Sendung erheuchelt hätten, aber von Muhamed weiß selbst sein Biograph Sprenger heute noch nicht, ob er ihn für ein Genie oder eine geistige Mißgeburt, für eine betrogene Puppe von Schlauköpfen oder für einen ideenoffenbarenden Geisteshelden, für einen Kranken oder für einen Lügner halten soll; er gibt ihm alle diese Titel; aber wir danken ihm, daß er uns die arabischen Quellen über den Propheten aufgeschlossen und die Berichte über ihn mit dem Koran in Zusammenhang gebracht hat. Darnach versuchen wir unbefangen den Mann zu schildern, der zu den größten der Weltgeschichte gehört.

Schon vor Muhamed's Auftreten lebten Männer in Arabien, die im Verkehr mit Juden, Christen und Heiden die Vielgötterei absagten, einen reinen Monotheismus bekannten, sich nicht von Dogmen binden ließen und dem Grundsatz huldigten, daß die Religion erlebt und empfunden werden müsse. Die Diener der Formeln und Idole meinten solche Männer durch das Wort Freigeist, „Hanyf“, zu brandmarken, sie aber behielten es als Ehrennamen bei. Adam, Noah, Abraham, Moses, Jesus waren ihnen die Verkündiger einer fortschreitenden Offenbarung; „in der Menschheit,“ lesen wir im Koran, „hat es stets eine Religionsgemeinde gegeben, die in der Wahrheit lebte und Gerechtigkeit übte;“ Aufzeichnungen der reinen Lehre führten den Namen der Rollen Abrahams; aus solchen erwähnt Muhamed diese Verse:

Lobpreise den Herrn, den Schöpfer der Welt,
Den Erhabenen, der das Ebenmaß hergestellt,
Den Ordner, der uns lenkt;
Die Weide grünt, wann er sie tränkt,
Und verdorrt, wann sein Strahl sie versengt.
Glücklich ist, wer reinigt seine Seele
Und den Namen des Herrn nennt, daß er ihm sich befehle.
Ihr zieht dies Erdenleben vor und seine kurze Frist,
Obwohl das künftige ewig und viel besser ist.

Abdala war auf einer Handelsreise gestorben, als seine Gattin Amina zu Mekka 571 ein Kind gebar; sie war kränklich und setzte die Hoffnung besserer Zeiten auf den Sohn. Es ist zweifelhaft, ob sie ihn sogleich Muhamed, den Ersehnten, Gepriesenen, hieß, oder ob er später diesen Namen annahm, um sich zum Gesandten Gottes zu erklären, wie er sich auch Achmed, den Verheißenen oder Tröster, nannte. Da der Knabe sechs Jahre alt war, besuchte sie Medina mit ihm und starb auf der Heimreise. Der achtzigjährige Großvater nahm sich des Waisen an und empfahl ihn auf dem Todtenbette seinem Sohne Abu Talib; der war arm, aber ritterlich edel, und ohne Muhamed's Anhänger zu werden, schützte er ihn treu bis an sein Ende; denn nur die Familie hatte damals die Macht über Leben und Eigenthum ihrer Glieder. Der vermögenslose Knabe hütete die Heerde und zog später als Knecht mit Karawanen. Vierundzwanzig Jahre alt trat der junge Mann in den Dienst einer wohlhabenden Wittwe, Chadidja, und machte Handelsreisen für sie. Sie war eine Frau von Bildung und Geist; Achtung und Liebe vereinte sie mit Muhamed; ihr Vater war gegen die Heirath, aber sie erwarb die Einwilligung, als sie demselben reichlich Wein vorgesetzt, und er fand sie am andern Morgen als Muhamed's Gattin. Dieser lebte treu in reiner glücklicher Ehe mit ihr, und als er nach ihrem Tode die reizende junge Aischa, Abubekr's Tochter, sich vermählt hatte, und die ihn in der Brautnacht fragte, ob er nun nicht ein besseres Weib gefunden denn die alte Wittwe, gab er zur Antwort: „Chadidja hat zuerst an mich geglaubt.“ Muhamed war von mittlerer Größe, schwarze Augen leuchteten unter der hohen Stirn, seine Nase war lang und schmal, sein rundliches Antlitz stark bebartet, sein Kopf wohlgeformt.

Dies ist die geschichtliche Wahrheit von Muhamed's Leben vor seinem Prophetenthum. Die Phantasie hat es ausgeschmückt. Die arabische Sage läßt seiner Mutter Amina durch eine himmlische Erscheinung verkündigen, daß sie den Propheten ihres

Digitized by Google

Volkes unter dem Herzen trage; sie läßt den Großvater das neugeborene Kind in die Kaaba bringen um Allah dafür zu danken. Die persische Sage läßt in der Nacht seiner Geburt Chosreus königliche Halle erzittern und das heilige Feuer der Magier erlöschen. Als Muhamed seiner Sendung inne geworden, da bekannte er: „Ich war todt, aber Gott hat mich lebendig gemacht; auch ich ging in der Irre und war ein Götzendiener, aber Gott hat mir das Herz geöffnet.“ Dieser bildliche Ausdruck ward, wie so oft, wörtlich verstanden und veranlaßte immer gröbere Darstellungen. Zuerst heißt es, daß er seiner Gattin einen Traum erzählt habe, wie ihm das Herz durch die Hand des Engel Gabriel aus dem Leibe genommen, gewaschen und wieder eingesetzt worden. Die folgende Ueberlieferung verlegt das Geträumte in die Wirklichkeit, und berichtet, daß vor der Berufung zum Prophetenamt der Engel an einem Bach bei Mekka zu Muhamed getreten sei, ihn gewogen und schwerer als hundert Männer gefunden, und dann sein Herz aufgeschnitten, des Teufels Antheil herausgenommen und den Rest mit dem Zeichen des Prophetenthums versiegelt habe. Später versetzte man das Wunder in die Zeit zurück da er noch ein Kind war. Eine andere Sage läßt auch ihn, wie so viele Helden, verfolgt werden; der Idee liegt hier zu Grunde, daß dem Genius, der etwas Neues bringt, die alte Welt des Bestehenden feindlich ist, daß sie ihm aber doch nichts anhaben kann. In der Nacht seiner Geburt hätten die Götzenbilder sie verkündiget, und in Medina ein Jude vom Wartthurm gerufen, daß eben der Stern des Messias aufgegangen und der Retter zur Welt gekommen sei; darob hätten die Juden Neid empfunden, weil er aus Ismaels und nicht aus Jakobs Geschlecht stamme, und vor ihren Nachstellungen sei er geflüchtet und in der Wüste erzogen worden. Andere Sagen erzählen, daß Einsiedler den Jüngling auf seinen Reisen als den künftigen Gesandten Gottes begrüßt, daß Steine und Bäume sich vor ihm geneigt, daß eine Wolke ihn beschattet habe, wenn die Sonne am Himmel brannte, und dann sind aus der Wolke zwei Engel geworden. Dann ward dogmatisirt: Der erste Strahl der von Allah ausgegangen, sei Muhamed's Seele gewesen, und Gott habe gesagt: „In dir wohnt mein Licht, um deinetwillen breite ich die Erde aus, und erschaffe die Hölle und das Paradies.“ Dieser reine erstgeborne Strahl habe darauf über Adam und Seth, über Moses und Christus geleuchtet, und sei Fleisch geworden in Muhamed.

Muhamed's Feuerseele wohnte in einem Leibe den hysterische Krämpfe häufig erschütterten; wenn sie über ihn kamen wechselte fieberhaftes Erröthen und Erblassen auf seinem Gesichte, er stöhnte laut wie ein junges Kamel. Bei solchen leiblichen Zuständen liegt es nahe, daß auch der Geist in Zuckungen geräth und die inneren Anschauungen blitzartig hin und her wogen; es liegt nahe, daß die inneren Vorstellungen zu Bildern werden, die das Auge zu sehen, deren Stimme das Ohr zu vernehmen glaubt. Lebhafte Träume, die das Ahnen und Ringen des wachen Geistes zu entzückender Klarheit gestalteten, waren der Anfang von Muhamed's Prophetenthum; träumend und wachend glaubte er das Ueberirdische zu hören und zu sehen. Ewiges Leben oder ewiger Tod, der eine geistige Gott oder die vielen irdischen Götzen, das waren die Fragen, die einen Sturm in seinem Gemüth hervorriefen, als er schon ein Vierziger war. Im Monat Rahab herrschte Gottesfrieden unter den Arabern. Da zog Muhamed sich auf den Berg Hira zurück, um in der Einsamkeit seinen Betrachtungen nachzuhängen. Das Räthsel des Daseins lag quälend vor seiner ernsten Seele. „Allah hat den Himmel nicht zum Spiel und die Erde nicht im Scherze gemacht,“ war ein Lieblingswort von ihm. Er war kein Gelehrter, aber eine großartig angelegte Natur, er spürte das Walten des göttlichen Geistes in der Tiefe der Seele, und hatte die Gabe und den Willen, ihm zu lauschen. Es kam nach eigenem Bekenntniß über ihn wie das Klingen eines Glöckchens, bis er den Sinn der Töne sich deutlich machte und auslegte. Er hatte den Muth, sein Leben an die Erkenntniß und die Verkündigung der Wahrheit zu setzen, er war voll des reformatorischen Dranges, der sie nicht für sich allein besitzen mag, sondern dafür erglüht und nicht Ruhe hat, bis sie den Mitmenschen gleichfalls rettend aufgeht. Und wenn wir dann den Inhalt seiner Offenbarung betrachten und religiöse Wahrheit in ihr finden, wenn wir sehen, wie er für seine

Digitized by Google

Ueberzeugung leidet, ehe er mit ihr siegt, so werden wir nicht zweifeln, daß der Anhauch des Ewigen ihn beseelte wie die Propheten des alten Bundes, und werden erkennen, daß auch sein Werk im Zusammenwirken des göttlichen und menschlichen Geistes vollbracht ist.

Auf dem Berg Hira hatte er ein Traumgesicht; der Engel Gabriel erschien ihm, drückte ihn, rief: „Vernimm und rede! Der Herr ist großmüthig und lehret die Menschen, was sie nicht gewußt.“ Muhamed war auf's höchste erregt; er fürchtete besessen, wahnsinnig zu sein und suchte Trost bei seiner Gattin. Sie sprach ihm liebevoll zu, er sei ein Mann der Wahrhaftigkeit, der Treue, der guten Sitte, wie sollten die bösen Geister Macht über ihn gewinnen. Es folgten ekstatische Zustände heitrer Art. Chadidja glaubte an göttliche Begeisterung durch die Gnade Allah's, aber von den Nachbarn ward Muhamed für besessen und verrückt gehalten; er gerieth von neuem in krankhafte Aufregung; lebenssatt irrte er im Gebirg umher, ein Grab im Abgrund wäre ihm willkommen gewesen; da ging ein glanzreiches Licht in seinem Gemüthe freundlich auf, er hörte die Stimme des Engels: „Du bist kein Besessener; dein Ausgang wird besser als dein Anfang, auf Leiden folgen Freuden. Gieb dich zufrieden, ein hoher Beruf und Lohn ist dir beschieden.“ Muhamed versichert, das sei keine Dichtung seines Herzens, sondern ein großes Wunder Gottes gewesen, er war von der Wirklichkeit seiner Erscheinung überzeugt. Ich erkenne selbstverständlich in ihr ein Bild, einen Widerschein seines inneren Zustandes, aber ich möchte ihm einen inneren göttlichen Grund nicht versagen, so wenig als den entzückten Anschauungen eines Paulus oder Elias. Ueberwältigt sank Muhamed zu Boden, er spürte einen epileptischen Anfall herannahen, ließ sich in Tücher einwickeln, Wasser in's Antlitz spritzen. Beim Nachlassen der Krankheit glaubte er eine Stimme zu vernehmen, daß er aufstehn solle Gott zu preisen, den Götzendienst abzuthun, wohlthätig zu sein und für den Herrn zu leiden. Er wartete nicht ferner auf sichtbare Engelerscheinungen oder Hallucinationen, sondern erfuhr und verkündete in den Regungen seines Gemüths eine göttliche Offenbarung. Wir dürfen ihn um so weniger eines absichtlichen Betrugs beschuldigen, als er selber anfangs fürchtete, von Dämonen besessen zu sein. Aus schmerzvollen Seelenkämpfen heraus entwickelte sich ihm blitzartig die Ueberzeugung, daß der eine Gott ihn zum Propheten berufe. Er fühlte den unsichtbar Allgegenwärtigen in der Tiefe des eigenen Geistes; „Gott ist uns näher als unsre Herzader,“ dies schöne Wort konnte er aussprechen, weil er es erlebt, erfahren hatte. Und wenn wir eine Vorsehung, eine göttliche Führung der Menschheit annehmen, wie anders soll sie walten und wirken als psychologisch, im Gemüth, es erregend und bewegend, mahnend und erleuchtend, richtend und beseligend? Wahrhaftigkeit aber ist die Grundlage der Geistesgröße, so die Bedingung für das Verständniß des uns innewohnenden Göttlichen. Mit Carlyle bekennen wir, daß nur kernhafte, ursprüngliche, aufrichtige Naturen das die Menschheit fördernde Heldenthum in der Geschichte darstellen, keine Scheinleute, die der Schein blendet und die mit eitlem Schein andre bestechen wollen, sondern Männer, die das Wesen erfassen und es wie Muhamed von den Idolen und Formeln zu unterscheiden und rein hervorzuheben vermögen, Männer, die das einmal für recht Erkannte nicht verleugnen, sondern ausbreiten wie er, ob auch die Sonne sich ihnen zur Rechten und der Mond zur Linken stellte und geböte Frieden zu halten.

Daß das Irdische vergänglich und nur der Anfang eines künftigen unvergänglichen Daseins sei, aber der schicksalschwere Anfang, da im Diesseits der Mensch seine Stellung im Jenseits bestimmt und Wohl und Wehe also von seinem Walten und Thun abhängt, diese Wahrheit, wodurch Christus der Menschheit die Richtung auf das Reich Gottes gegeben, sie wirkte auch auf die Beduinen hinüber, ja es wirkte grade die mißverständliche Uebertreibung hinüber, daß man durch Weltentsagung und strenge Bußübung die Seligkeit erwerbe; und die Sorge um das ewige Heil ist es, was auch den Beginn des Islam kennzeichnet, weit mehr als theoretische Betrachtungen. Islam heißt Ergebung in den Willen Gottes. Stehe und wache die Nacht hindurch! hört darum auch Muhamed rufen; wache im Gebet und widme dich dem Herrn, auf ihn wirf deine Noth, er sei

deine Hilfe, der eine Gott!" Gott ist groß, Lob sei Gott, von diesen Worten soll der Mund bei jeder Gelegenheit übergehen, weil das Herz davon voll sein, der Mensch alles auf das Ewige beziehen soll. Muhamed verlangte Waschungen als Symbol geistiger Reinigung, und von Anfang an wurden bestimmte Formeln und Ceremonien beim Gebet üblich, wodurch von den verwandten älteren Religionen her ein Element der Aeußerlichkeit in die jugendliche Frische des Islam kam, sodaß die Muhamedaner bald Gebete, Gebräuche, Wallfahrten wie einen Tribut ansahen, den man Gott zahle, während der Prophet selber das Gebet ein Mittel zur Läuterung des Herzens nannte. Ihm war es ein Seelenbedürfniß, und wenn er über Drangsal und Verfolgung klagt, dann mahnt er sich selbst, Trost im Gebet zu suchen. Und ähnlich allumfassend und kindlich zugleich wie das Vaterunser, das Jesus sprach, ist Muhamed's Gebet, das den Koran eröffnet: „Lob dem Allah, dem Herrn der Welten, dem barmherzigen Gnadenquell, dem Herrscher am Tag des Gerichts! Dir dienen wir und dich rufen wir um Beistand an; führe uns die grade Straße, die Straße derer, denen du wohlgethan, auf denen dein Zorn nicht lastet und die nicht irre gehn!"

Chadidja war die erste Gläubige, ein guter Engel ihres Gatten; dann sein Neffe Ali, der Sclave Zaid, den er frei ließ und zum Sohn annahm, und Abubekr. Muhamed redete nun heimlich und öffentlich von Allah, und ermahnte das Volk zur Tugend; viele hörten ihn gern, besonders die Jugend und die Armen; seine kernhaften Sprüche gingen von Mund zu Mund. Die Vornehmen lachten, als er ihnen von Paradies und Hölle redete; aber grade der Gedanke der ewigen Vergeltung trieb ihn an, daß er die Seinen rette, und das Bewußtsein der Selbstverantwortlichkeit jedes Menschen für die Erfüllung seiner Pflicht bewog ihn, öffentlich aufzutreten und rüstete ihn mit Muth und bewunderungswürdiger Ausdauer; denn die Verfolgungen begannen, sobald er sich gegen die Götzenbilder kehrte. Ich habe bereits der schönen Worte gedacht, die Muhamed als Hanyfenthum aus Abraham's Rollen verkündete; er maßte sich das nicht als eine neue Weisheit an, seine Inspiration führte ihn zur Ueberzeugung der alten Wahrheit, die er wiederbeleben und zum Gemeingut machen wollte. Jeder Mensch war ihm von Natur ein Moslim, ein Gläubiger an den einen geistigen Gott, und alle frommen Menschen hatten nach ihm dieselbe Religion, sich dem Willen Gottes zu ergeben und mit einander Frieden zu halten. Was davon abweicht oder darüber hinausgeht, das galt ihm für Sectirerei, für Aberglauben oder für belastende Satzung. Unser Goethe sagt darnach:

Närrisch, daß jeder in seinem Falle
Seine besondere Meinung preist!
Wenn Islam gottergeben heißt,
Im Islam leben und sterben wir alle.

Die Mekkaner aber blieben in der Mehrzahl taub für Muhamed's Bußpredigt und sprachen unter einander: Verlaßt eure Götter nicht. Sie erklärten ihn für einen Wahnsinnigen oder für einen Betrüger. Und ihnen spricht man in Europa nach. Wir aber halten uns an die Sclaven, welche von den Mekkanern zur Rede gestellt wurden und offen bekannten, sie glaubten nur an einen Gott und Muhamed sei sein Prophet; sie blieben standhaft in der Todesqual, als sie auf den Rücken in den heißen Sand gelegt und der Sonnengluth ausgesetzt wurden; wohlhabende Freunde suchten sie frei zu kaufen, damit sie nicht weiter gefoltert werden konnten. Wir halten uns an Ali, den man den Siegfried des Islam nennen kann, und an zwei große Männer, die jetzt bei der Verfolgung und darnach im Sieg dem Propheten treu zur Seite standen und später seine Nachfolger wurden, Abubekr und Omar. Sie ergänzten ihn vortrefflich. Zu der Begeisterung und den schöpferischen Ideen Muhamed's brachte Abubekr die besonnene Ueberlegung des weltmännischen Verstandes; Omar die durchschlagende Kraft des thatfreudigen Willens. Wir mögen Sprenger zugeben, daß ohne sie der Islam nicht die Herrschaft errungen hätte, aber grade ihre Anhänglichkeit, ihr Glaube an Muhamed, ist die Bürgschaft seiner Geistesgröße, seiner Wahrhaftigkeit.

Muhamed hatte keine zusammenhängende Kunde von der Geschichte der Vorzeit; Legenden, Erzählungen des alten und neuen Testamentes dienten ihm zu erbaulichen Zwecken, um mit göttlichen Strafgerichten zu drohen, oder die himmlische Gnade zu erweisen. Er nannte Wiederoffenbarung,

Digitized by Google

was er so nach der Ueberlieferung vortrug; er wollte nicht den Schein, als ob er auf unmittelbare oder magische Weise solche Dinge wisse, vielmehr fragt er dabei gewöhnlich selbst: habt ihr nicht davon gehört? Er gibt die Sache, wie ihr Sinn und Geist ihm einleuchtete. Es war seine feste Ueberzeugung, daß der Schuld die Strafe nicht ausbleibe, darum warnt er die Mekkaner, daß sie seine Aufforderung zum rechten Glauben nicht verachten, die Gläubigen nicht verfolgen sollen, indem er auf den Untergang Sodom's oder Pharao's hindeutet. Seine Weissagung eines drohenden Gerichts machte Eindruck, als aber dasselbe nicht sofort eintrat, höhnten ihn die Gegner, und sagten, er soll es doch herbeiführen. Er antwortete mit der Hinweisung auf den jüngsten Tag, den er für so wahr hielt wie die Christen der ersten Jahrhunderte. Daß aber Gott die Menschen auferwecken werde, bewies er mit dem Gleichniß des Funkens, der sich aus dem Holz entzündet, oder mit der Bildung des Menschen im Mutterschooß; wie aus diesem, so werden wir auch aus dem Grabe zu höherem Leben hervorgehen. Am Tage des Gerichts, der unerwartet, nur von Allah gekannt, hereinbricht, ist die Macht bei der Wahrheit, und es führet sie die Gnade. Die Stellen des Korans vom Weltgericht, von Hölle und Paradies gelten für die zumeist dichterischen; doch zeigt sich auch hier mehr intensive Gewalt des Ausdrucks, als Reichthum der Erfindung und Mannigfaltigkeit der Schilderung. Es heißt da, daß die Menschen werden wie gescheuchte Motten herumflattern, und gefangen werden wie die Flüchtigen, denen man die Stricke des Zeltes zerschneidet, daß sie davon bedeckt werden, wie die Vögel vom Netz; ein andermal heißt es, daß der Himmel zerspalten, sein Gewand zerrissen, und das Meer ausgegossen wird; die Sterne werden zerstreut, die Berge bewegt, die Gräber aufgethan. „Wann es vor den Augen dunkelt, kein Stern mehr funkelt, Sonn' und Mond verschwinden, an jenem Tage sucht der Mensch eine Zuflucht zu finden; aber es gibt keinen Zufluchtsort, denn der Herr ist an jenem Tage der einzige Hort. Wann die Berge in Rauch verschweben, Kamele keine Milch mehr geben, wann die wilden Thiere kommen zusammen, wann die Meere sich entflammen, wann der Seelen Schaaren wieder sich den Leibern paaren, wann das nach der Geburt ertränkte Mädchen wird fragen, weshalb es ward erschlagen, wann die Höllen brennen, dann wird jede Seele, was sie gethan, bekennen." Ich erwähne zur Erläuterung, daß Muhamed von Anfang an gegen die Unsitte eiferte, neugeborene Mädchen auszusetzen. Dann heißt es von dem Verworfnen: „Nehmet ihn und bindet ihn, in die Gluthen werfet ihn, mit einer Kette, siebzig Ellen lang, fesselt ihn! Denn er glaubte nicht an Gott, theilte mit den Armen nicht sein Brot, darum hat er keinen Freund gefunden, keine Speise als den Eiter der Wunden." „Die Lüge gewährt einen kurzen Genuß, aber es harret ihrer eine peinliche Strafe; wer handelt ungerechter, als wer auf Allah eine Lüge ersinnt oder seine Zeichen leugnet?" sagt Muhamed, der angebliche Lügenprophet; und so läßt er grade für die Leugner und Lügner die unterste Hölle heizen. „Geht in die Pein, die ihr leugnetet, ein! In die schwarzen Schatten; dreifach schlagen sie zusammen, da ist keine Rettung aus den Flammen. Weh dem Lügner, der den guten Namen streift, weh dem, der nur Schätze auf Schätze häuft, weil er ewig sich auf seinen Reichthum steift! Wehe, hinunter in die Höllenstampfe! Weißt du, was das ist, die Höllenstampfe? Feuer Gottes ist es, hochaufragend, über Herzen wild zusammenschlagend, Gluth wie ein Gewölbe zusammengebogen, Flammen hoch wie Säulen aufgezogen!"

Das Paradies dagegen wird als ein Garten der Wonne, ein Hain der Freude geschildert, wo die Gerechten, die ihr Wort hielten, mildthätig waren und Gott fürchteten, in kühlem Schatten ruhn, während von den Zweigen die köstlichsten Früchte niederschweben, und in krystallenen Bechern der Wein herumkreist; Männer und Frauen in der Jugend Pracht, voll Liebesmacht, lagern auf schwellenden Polstern. Und die Seligen hören kein schlechtes Geschwätz, kein Schimpfen der Bösen, denn sie sind die Genossen der Guten, der Weisen, der Helden, sie bilden alle die eine Familie Gottes und freuen sich seiner Gegenwart. So verklärt sich auch in Muhamed's Himmel das Sinnliche in das Geistige, und daß die Lebensvollendung nicht naturlos sein kann, sondern die Harmonie von Geist und Natur, die Herstellung und Verewi-

gung dessen, was uns hienieden schön und lieb war, dieser echte Gehalt liegt auch hier dem Phantasiegebilde zu Grunde.

Verfolgte Gläubige wanderten nach Abyssinien, wo ein christlicher König sich ihrer annahm. Geduldig ertrug Muhamed große Beschimpfungen, ließ sich aber verleiten, eine Uebereinkunft mit den Koraischiten zu versuchen; sie wollten ihn als Propheten anerkennen und sich zu Allah bekennen, wenn die Göttinnen Lat, Ozza, Manna, die den umwohnenden Stämmen besonders heilig waren, irgend wie beibehalten würden; die Idole derselben waren das Band der Stämme, wer mit diesen friedlich verkehren wollte, und darauf beruhte Mekka's Wohlstand, der sollte jene nicht verwerfen; die Leute würden nicht zur Kaaba pilgern, wenn nicht dort auch ihre Gottheiten eine Stelle hätten. Schon früher hatte man die Geister solcher Idole für Engel erklärt, Juden und Christen hatten ihre Heiligen, und Muhamed blieb dabei, daß Allah der Eine sei, zu dem man beten müsse, gab aber zu, daß Lat, Ozza, Manna als Fürsprecherinnen bei ihm angesehen werden könnten. So war Muhamed anerkannt, aber um einen Preis, der die gute Sache der Wahrheit auf's Spiel setzte, denn er öffnete der Vielgötterei die Thür, und schon am andern Morgen hat der Prophet widerrufen, indem er in seinem Gewissen die Stimme Gottes vernommen, daß er das rechte Geleis verlassen habe. Kein Gott außer Allah, alles vergeht, sein Wesen besteht, vor ihm müssen wir erscheinen! So scholl seine Predigt, und gegenüber der ausbrechenden Volkswuth erklärte er das Zugeständniß gradezu für eine Einflüsterung des Satans, der von je in die Gedanken der Gottesgesandten einen Wahn hineinwarf; aber Allah streicht solche Zusätze, und befestigt seine eigenen Zeichen; er ist der Wissende und gestattet solche Versehen zur Prüfung der Herzen; er führt die Gläubigen zurück auf die grade Straße. Ist doch das ganze Leben eine Reise zurück zum Herrn! — Grade diese Geschichte beweist, daß Muhamed nicht um weltlicher Vortheile willen, sondern aus Eifer für die Wahrheit reformirte; — so bald er sah, daß das, was er für unschädlich gehalten, im Grunde doch gefährlich und verwerflich sei, so verwarf er es um so entschiedener, und vertauschte alle Vortheile des Vertrags mit erbitterterer Verfolgung. Sie machten nun Töchter Allah's aus jenen Göttinnen, er erklärte aber: „Allah, der eine, ist der alleinige Gott, er ist nicht gezeugt und zeugt nicht, es gibt kein gleiches Wesen neben ihm; er selber weiß alles und bedarf keines Vermittlers; jede Fürsprache ist unnütz und bestimmt seinen Rathschluß nicht, denn er selber ist gerecht und gnädig. Ihr wollt um des Nutzens willen die Götzen anerkannt sehen; euer Besitz ist nur Tand und Luxus des Erdendaseins, die Güter bei Allah sind besser und dauerhafter." — Da klagte die Mekkaner Aristokratie bei Abu Talib, dem Haupte von Muhamed's Familie: Dein Neffe lästert die Götter, erklärt uns für Thoren und behauptet, unsre Väter seien im Irrthum gewesen; bringe ihn zum Schweigen oder entzeuch ihm deinen Schutz. Der Redliche wies sie ab. Damals ward Omar, im Herzen ergriffen durch ein Gebet Muhamed's, aus einem Verfolger ein Anhänger, und von seiner Heldenseele gewannen die Moslim männerstolze Selbstachtung und brüderliches Zusammenhalten. Sie ließen sich fürder nicht mehr grob und schimpflich behandeln, und der Prophet selber verwies das Volk auf Moses, der endlich auch über Pharao's Druck gesiegt. Er predigte öffentlich: „Die Erde gehört Allah und er bestimmt sie wem er will von seinen Dienern zum Erbe, und am Ende werden die Frommen Meister." Zunächst jedoch ward er mit seiner ganzen Familie geächtet, also, daß aller Verkehr während mehrerer Jahre zwischen ihm und den Mekkanern abgebrochen war. „Allah will die Seinen durch Prüfungen kennen lernen," sagte der Prophet und hieß sie auf den Herrn harren, der ja auch die Pflanzen mit Thau tränkt und den Thieren ihre Speise gibt. „Dies irdische Leben ist ja nur Tand und Spiel, die kommende Welt ist das wirkliche Leben, o wenn es die Menschen nur wüßten! Duldet und verzaget nicht, Gott ist mit den Guten!" Er ermahnte sich selbst zur Milde im Streit, zur sanften Unterweisung der Irrenden. Aber wie klar er wußte, was er dem Volk brachte, das beweist sein Ausspruch: Wenn mir die Mekkaner ein Wort nachsprechen, so gehorchen ihnen die Araber und das Ausland zahlt ihnen Zoll. Wir wollen die zehn Worte nachsprechen, versetzten die Anwesenden und er: Allah ist Gott und kein Andrer

Digitized by Google

neben ihm! Aergerlich erwiederten sie: Er macht Einen Gott aus den Göttern. — Aber der Erfolg hat seine Behauptung gerechtfertigt.

Der Verkehr seiner Jünger mit den Christen in Abyssinien brachte auch dem Propheten das Christenthum näher. Bibel und Koran, die Worte von Moses und Jesus, wie seine eigenen Offenbarungen sind ihm der gleichberechtigte, im Wesentlichen übereinstimmende Abglanz des himmlischen Buches der Wahrheit. Unser Gott ist euer Gott, sagte er zu Juden und Christen. Der Koran besteht aus einleuchtenden Zeichen, die in den Herzen der Verständigen leben, und nur die Ungerechten leugnen sie. Aber er will nicht, daß Jesus als Gott angebetet werde. Gott hat keine Kinder, er zeugt nicht nach Menschenart, gäbe es außer ihm Götter im Himmel, so würde die Weltordnung zerstört werden. Allah hauchte seinen Geist in Maria, und so ward Jesus als sein Prophet geboren. Der heilige Geist ist die Kraft Gottes, die in unsere Herzen herabsteigt und ihn in uns offenbart. Alles Lob sei Gott dem Einen und Höchsten, der keine Genossen hat! Aber wie das Christenthum betont Muhamed jetzt vornehmlich die Weisheit und Liebe Gottes, er nennt ihn jetzt häufig Raman, Gnadenquell. Er verweist auf die Herrlichkeit und Harmonie der Schöpfung. Tod und Leben sind erschaffen auf daß Gott der Gnädige uns prüfe und sehe wer das Rechte thut, er der Erhabene, der Verzeihende. Kein Blatt fällt vom Baum ohne sein Wissen, und kein Sandkorn liegt im Meeresschoß, das nicht im Buch des Lebens verzeichnet stünde. Wir schleudern die Wahrheit auf die Nichtigkeit, da wird sie zermalmt und vergeht. In der schönen Offenbarung, die er selber die Braut unter den Suren (Spruchreihen des Korans) nannte, heißt es: Sonne und Mond folgen Gottes Berechnung in ihrer Bahn, Sträucher und Bäume beten ihn an. Er ist's der das Firmament wölbte, und die Wage ersann, auf daß ihr euch haltet daran. Wäget mit Gerechtigkeit, denn wehe dem, der durch schlechtes Wägen gewann. Wollt ihr noch leugnen, daß euch der Herr überall wohlgethan? Muhamed verweißt auf die Wunder Gottes, auf den Tag, den er zur Arbeit und auf den Schlaf, den er zur Sabbathruhe der Nacht uns verleihe; auf Kamel und Roß, auf Oelbaum, Rabe, Palme, durch die er seine Liebe zu uns bezeuge; im Gang der Sterne, in der flammenden Lampe der Sonne, in der regenthauenden Wolke sind Zeichen für die Nachdenkenden, daß sie sprechen: Allah ist Gott, ich sage mich los von allem, was ihr ihm beigesellt; die Wesen die ihr neben ihm anbetet, erschaffen nichts und sind selbst erschaffen, die Götzenbilder sind todt, und Er ist der lebendige! — Die Erhebung von der äußeren Erscheinung zum Geist schildert Muhamed gar sinnig in der Erzählung von Abraham. Der brachte Gott ein reines Herz dar, da ward ihm die Regierung des Himmels und der Erde gezeigt, damit er eine feste Ueberzeugung erlange. Als die Nacht über ihn hereingebrochen war, da erblickte er einen Stern und rief aus: Dies ist mein Herr! Als der Stern aber unterging, sagte er: Ich liebe die Untergehenden nicht. Da erhob sich der Mond, und er rief wiederum: Dies ist mein Herr! Aber auch der Mond sank hinab, und die Sonne ging auf, größer als jener. Doch wie Abraham zu ihr beten wollte, da ging auch sie unter und nun sagte er: O mein Volk, ich halte nichts von dem, was ihr neben Allah verehrt, ich wende mich als Hanyf zu Dem, der Himmel und Erde gegründet hat. — Abraham war für Muhamed der Stifter der Urreligion, zu welcher Allah den Menschen erschaffen hat: dem Willen Gottes sich zu ergeben, die Menschen zu lieben, und den Armen mildthätig zu sein. Wie seine Volksgenossen so schrieb auch Muhamed dem Abraham die Stiftung des Pilgerfestes zu, das man im Frühling an der Kaaba, in der Gemeinsamkeit der Stämme, dem Allah feierte. Alle Propheten, fügt Muhamed hinzu, gehören zu Einer Gemeinde und predigen den Einen Gott; gern vertiefte er sich jetzt in die Betrachtung, wie auch sie allein gestanden, Verfolgung und Spott erfahren, aber zuletzt gerechtfertigt wurden.

Die Aristokratie machte ihm seine unansehnliche sociale Stellung zum Vorwurf; er läßt Gott sagen: Wenn die Menschen nicht alle eine Genossenschaft bildeten, so würden wir denen, welche den Gnadenquell verlegen, silberne Dächer auf ihre Häuser setzen, und ihnen Ruhebetten geben und goldnes Geräthe; das ist alles Tand des Erdenlebens; die ewige Glückseligkeit be-

Digitized by Google

wahrt der Herr für die, so ihn fürchten. Das Heil sieht Muhamed in der Erleuchtung des Geistes, sie führt zur wahren Wohlfahrt, sie strömt jedem zu, der nach ihr verlangt. Reichthum und äußerer Glanz aber verstricken das Herz in das irdisch Vergängliche; sie gelten ihm wie Jesus, für eine Erschwerung des Eingangs in's Himmelreich. Treibe die nicht von dir, die Gottes Wohlwollen verlangen, mit diesem Zuruf stärkte er sich gegen den Vorwurf, daß sich Sünder und Bettler ihm anschlößen. Sprich zu ihnen: Friede sei mit euch! Wer bereut und sich bessert, dem verzeiht Gott, der Barmherzige. Es begegnete ihm einmal, daß er den Ruf eines Blinden überhörte, aus Menschenrücksicht, damit die Koraischiten nicht meinen sollten, es liefen ihm nur die Schwachen zu; da hörte er sofort die Stimme Gottes in seinem Gewissen und sprach sie offen aus: Du hast die Stirn gerunzelt und dich abgewandt? Wie kannst du wissen, ob er sich nicht reinigen und bekehren wird? Was läßt du dich abhalten von dem, der voll Eifer zu dir kommt und Gott fürchtet? — Diesem edlen Zug entspricht es, wenn er später einmal zuerst die Sache einer armen Wittwe erledigte, ehe er eine glänzende Gesandtschaft empfing. Und hier möge eine schöne Mythe ihre Stelle finden. Der Prophet war traurig, daß ihm die Menschen seine Armuth vorwarfen, und um seiner Niedrigkeit willen nicht glaubten; Gabriel weinte mit ihm. Da kam der Schatzmeister des Paradieses und sprach: Gott sendet dir die Schlüssel zu den Schätzen der Welt, ihr Genuß soll dein Wohl im Jenseits nicht um eines Mückenflügels Schwere verringern. Gabriel sprach: Sei demüthig vor Gott. Und der Prophet versetzte: Ich will die Schlüssel nicht, ich will lieber arm und ein geduldiger dankbarer Diener Gottes sein. Da that sich der Himmel auf bis zu Gottes Thron und erscholl eine Stimme: Ich bin mit dir zufrieden. Der Prophet antwortete: Gib mir was du willst, o Herr! Mein Schatz sei, daß ich am Tage der Auferstehung fürsprechen darf für die Menschheit. — Diese Gesinnung wird durch die geschichtliche Erzählung bestätigt. Eines Tages verlangten einige Anhänger, er solle Gottes Strafgericht auf die Widersacher herabrufen. Er erhob sich aber und sprach: Es hat vor euch Menschen gegeben, denen mit eisernen Klammern das Fleisch bis auf den Knochen abgerissen worden ist, und sie haben ihren Glauben nicht verleugnet; es ist ihnen eine Säge auf den Scheitel gesetzt und sie sind entzwei geschnitten worden, und sind ihrem Gotte treu geblieben. Er wird unsrer Sache beistehn. Was dir widerfahren mag, vergilt es durch Besseres, und dein Feind wird dein wärmster Freund werden. Was ist schöner, als die Wahrheit zu predigen und gottergeben Gutes zu thun. Es ist besser, daß du das Böse mit Gutem erwiederst.

Von der Welt verstoßen und verachtet, lebte Muhamed zehn Jahre lang, in seinem Innern mit sich selbst und seiner Sache beschäftigt. „Dies ist meine Bahn: ich predige Allah nach Grundsätzen der Vernunft," so lautet nach seinem eigenen Wort seine Losung. „Gott spricht das Wesen der Dinge aus, und gebietet Gerechtigkeit zu üben, für die Verwandten zu sorgen, Bosheit und Unterdrückung zu meiden, Gutes zu thun gegen Jedermann." So bezeichnet er einfach die religiös sittliche Wahrheit. Aber er hatte weder einen voraus durchgedachten Plan des Handelns, noch ein philosophisches System der Lehre; er that und redete nach der Lage des Augenblicks und nach den innern Antrieben seiner großen Natur, seiner Begeisterung. Da ist ihm einmal das Schicksal vorbestimmt, und das Leben verhält sich zum Buche Gottes wie das Schauspiel zum Texte des Dichters, — da aber zeichnen Engel die Thaten auf, wie sie nach dem freien Willen des Menschen geschehen sind. Mahnt er Zögernde zum Kampfe, so sagt er: Das Ziel ist jedem gesteckt, und die Stunde des Todes festgesetzt, mag er ihn von Feindeshand oder von Krankheit empfangen. Aber durchaus hält er fest an dem Grundsatze der Verantwortlichkeit des Menschen für seine selbstbewußten und beabsichtigten Handlungen. Der Glaube ist Folge der Gnade, wie die Gnade Folge des Glaubens. Zur Erkenntniß des wahren Gottes müssen beide zusammenwirken, der sich offenbarende Gott, und der ihn suchende und aufnehmende Mensch. Die Wahrheit kommt zu uns, wer ihr widersagt, thut es sich zum Verderben, wer ihr folgt, der läßt sich zum Heile leiten.

Hatte Muhamed von Moses und Christus

Digitized by Google

und von den Zeichen Gottes geredet, so verlangte das Volk, er solle sich auch durch ein Wunder beglaubigen. Aber solche sinnliche Wunder sind Producte des Glaubens, und vollziehen sich in der Phantasie, nicht in der Wirklichkeit. Muhamed antwortete: Der Glaube ist eine innere Kraft, und Gott will ihn nicht durch äußere Mittel aufnöthigen. Wenn es auch eine Gebetsformel gäbe, welche Berge zum Gehen brächte, Allah waltet in allen Dingen und will, daß die Herzen auch ohne Zeichen sich zum Heil wenden.

Ein andermal kamen seine Gegner mit den jüdischen Speiseverboten, um ihn, dem doch Moses ein wahrer Prophet sei, dadurch in die Enge zu treiben; er antwortete, wie wir im Koran lesen, seine Lehre zusammenfassend: Sprechet den Namen Allah's über das Geschlachtete und esset; esset von allem was gut ist und führet einen gottseligen Wandel. Alle Religionsgenossenschaften sind Eine Gemeinde, und Allah ist der Herr von euch allen. Ihr aber löset die Einhelligkeit in Secten auf und hebt eure Absonderlichkeiten hervor. Ich will euch vortragen, was Allah's Gebote sind. Ihr sollt ihn allein anbeten, und ihm kein andres Wesen beigesellen; ihr sollt Vater und Mutter ehren; ihr sollt eure Kinder nicht aus Furcht vor Armuth tödten, denn Gott ernährt auch sie; ihr sollt nicht Unkeuschheit treiben, weder heimlich noch öffentlich; ihr sollt kein Wesen tödten, außer wenn ihr dazu berechtigt seid, denn Allah will, daß alles Leben heilig gehalten werde. Diese Gebote sind euch gegeben, daß ihr zur Vernunft kommt. Und ihr sollt eure Hand nicht nach der Habe der Waisen ausstrecken, ihr sollt gutes Maß und Gewicht geben, ihr sollt Niemanden mehr auflegen, als er zu leisten im Stande ist; wenn ihr euch aussprecht, beobachtet Gerechtigkeit gegen Jedermann, und verletzet sie auch nicht zu Gunsten eurer Verwandten, und haltet das Bündniß Gottes. Diese Gebote sind euch gegeben auf daß ihr zu euch selbst kommen sollet. Gott spricht: Das ist meine Straße, sie führet euch grade, folgt ihr und geht nicht verschiedene Pfade.

In gesteigerte Seelennoth und Bedrängniß kam Muhamed durch den Tod Chadidja's und Abu Talib's. Da zeigte sich indeß die edle Macht des arabischen Familiengeistes. Denn wiewohl Abu Lahab, das neue Familienhaupt, zu den persönlichen Gegnern des Propheten gehörte, so schwur er doch, daß bei seinen Lebzeiten demselben nichts Uebles geschehen sollte. Muhamed unternahm in umliegenden Orten Bekehrungsversuche, aber die Gassenbuben verhöhnten ihn. Da trat nach der Legende ein Engel zu ihm, und fragte: Soll ich einen Berg auf die Frevler werfen? Nein, erwiederte der Prophet; vielleicht werden ihre Kinder den wahren Gott anbeten. Glücklicher war er, als er am Pilgerfest die verschiedenen Stämme bei ihren Lagerplätzen aufsuchte, ihnen zu predigen: Allah ist der Eine Gott, es gibt keinen Andern; bekennt ihn und ihr werdet auf Erden gedeihen und werdet Könige des Paradieses werden. Abu Lahab ging hinter ihm her und rief: Glaubet ihm nicht, er ist ein Lügner. Deine Verwandten müssen dich doch am besten kennen, sagte die Menge. Aber auf einzelne Gemüther machte er Eindruck. „Der Mann lehrt edle Sitten und schöne Thaten, die Mekkaner thun unrecht, ihn zu verfolgen.“ Und so hatte er 621 mit Männern aus Yatrib eine Unterredung, die für sein Schicksal entscheidend war. Als sie ihn gehört, da sagten sie: „Friede sei mit euch! ist dein Gruß; unter unserem Stamme aber herrscht mehr Zwietracht als irgendwo auf Gottes Erdboden; du kannst vielleicht den Frieden bringen. Wir wollen heimziehn und die Religion, die du uns gepredigt, verkünden; gelingt es durch dich die Unsrigen zu einigen, so bist du der größte Mann. Und was ließ er sie geloben? Gottesfurcht und reine Sitte. Sie sprachen ihm nach: Wir wollen dem Allah kein Wesen gleichstellen, unsre Kinder nicht tödten, keusch leben, nicht stehlen und deinen Befehlen in billigen Dingen nicht zuwider handeln. Er sandte ihnen einen seiner Jünger, die neue Lehre in Yatrib vorzutragen.

Damals war es, daß Muhomed in einem Verse den Allah pries, der ihn des Nachts in einem Traumgesicht vom Tempel zu Mekka nach dem Tempel von Jerusalem geführt; daraus hat später die Sage die vielbesproche Reise des Propheten auf einem Wunderthier durch alle sieben Himmel gebildet; sie sollte ein Gegenstück zur Verklärung, Auferstehung und Himmelfahrt Christi sein; die Phantasie der Gläubigen,

die zur Verherrlichung des Propheten jede Ueberschwänglichkeit für erlaubt hielt, erging sich in Schilderungen dessen was er geschaut hatte, er selber hat davon nie etwas gesagt, im Koran steht kein Wort davon.

Im Frühling 622 war der Bürgerkrieg in Yatrib zu Ende, und die Gläubigen, denen die Palmenstadt den Frieden verdankte, sandten zweiundsiebenzig Männer aus ihrer Mitte um dem Propheten am Pilgerfest zu huldigen. In der Schlucht bei Akaba kamen sie mit ihm zusammen. Sie schwuren ihm Treue, sie luden ihn ein, zu ihnen zu kommen, sie seien mit Gut und Blut zu seinem Schutz bereit. Er hielt ihnen eine längere Rede über seine Lehre. Es sei die Sache Gottes, am Tage des Gerichts die menschlichen Streitigkeiten über religiöse Dinge zu schlichten. Christen, Juden, Sabier hätten besondere Weisen der Gottesverehrung, glaubten aber alle an Einen Gott, neben dem man kein anderes Wesen anbeten dürfe. Der Hauptcultus der Gläubigen sei das von Abraham eingesetzte Pilgerfest. Doch auch das gehöre zu den Aeußerlichkeiten; die Hauptsache sei, sich Gott zu ergeben, zum beten, im Unglück auszudauern, und den Armen wohlzuthun. Darauf gaben sie ihm das Handgelübde der Treue, und er, das Haupt der Gemeinde, ernannte zwölf Vorsteher der Glaubensgenossen. So war die erste Gemeinde des Islam durch die Macht der Wahrheit und des Wortes gegründet, indem die Religion ihre versöhnende, sittenveredelnde Macht bewährt hatte.

Von da an organisirte Muhamed die Auswandrung seiner Anhänger. Seine Flucht fand im September statt. Mit Schrecken sahen die Mekkaner, wie der von ihnen Verfolgte eine Macht geworden, doch wagten sie nicht die Gefahr in seinem Blute zu ersticken; die Gläubigen würden für ihn gekämpft, und die Ungläubigen selber doch die Rache für gekränkte oder getödtete gläubige Glieder ihrer Familie übernommen haben. Als die Muhamedaner nach und nach abgezogen waren, beriethen sich die Koraischiten, ob sie Muhamed einkerkern sollten, es ward beschlossen, daß junge Männer aus vielen Familien gleichzeitig auf ihn eindrängen, um ihn niederzuhauen. Nur Abubekr und Ali waren noch bei ihm. Er entkam glücklich mit ihnen, und barg sich in einer Höhle des Berges Thawar in entgegengesetzter Richtung von Yatrib. Ein treuer, heidnischer Wegweiser brachte nach drei Tagen Kamele zur Weiterreise. Die Sage läßt eine Spinne ihr Netz vor den Eingang der Höhle weben, Tauben ihr Nest bauen und Eier legen, so daß die Verfolger getäuscht vorüberziehn. Als Abubekr an der Rettung verzweifeln wollte, sprach der Prophet: Du glaubst, daß wir beide allein hier seien; aber wisse, es ist noch ein dritter bei uns, Gott, der uns schirmt. (Schluß folgt.)

Literarisches.

Von der Ausgabe, welche die J. J. Weber'sche Verlagshandlung unter dem Titel „Deutsche Bibliothek. Sammlung seltener Schriften der älteren deutschen Nationalliteratur" durch Heinrich Kurz veranstalten läßt, sind jetzt in 3 Bänden Johann Fischart's sämmtliche Dichtungen zu erwarten, die sich den früheren Bänden, welche den Esopus des Burkhard Waldis, die Simplicianischen Schriften Hans Jacob Christoffels v. Grimmelshausen und Georg Wickram's Rollwagenbüchlein enthalten, ganz in derselben Ausstattung anschließen. Fischart's Bedeutung als deutscher Satyriker des 16. Jahrhunderts ist jedem Literaturfreunde hinlänglich bekannt und es erübrigt daher nur, diese neue Ausgabe seiner Schriften anzuzeigen, und damit nochmals auf das ganze Unternehmen hinzuweisen. Die brillante Ausstattung der Bände und die Art, wie der Herausgeber Heinrich Kurz dieselben durch Einleitungen und Erläuterungen dem Verständnisse der Gegenwart näher bringt, ist ganz geeignet, seiner „Deutschen Bibliothek" recht große Verbreitung zu verschaffen.

Neues vom Büchertisch.

Deutschland's Kampf- und Freiheitslieder. Illustrirt von G. Bleibtreu. Mit einer Einleitung von R. Prutz. Volksausgabe. 3. und 4. Lieferung. gr. 4. Leipzig Lorck. 1/6 Thlr.

Jahn, O., Gesammelte Aufsätze über Musik. gr. 8. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1 Thlr. 24 Sgr.

Krüger, E., System der Tonkunst. gr. 8. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 2 Thlr. 24 Sgr.

Stern, A., und A. Oppermann, Das Leben der Maler nach Vasari und neueren Kunstschriftstellern. Neue illustrirte Ausgabe. 18. Lieferung. Lex.-8. Leipzig, Matthes. 1/4 Thlr.

Digitized by Google

Neuestes aus der Ferne.

Das portugiesische Afrika.

Die portugiesischen Colonien sind wenig bekannt, und das, was wir von ihnen wissen, ist größtentheils aus den Berichten von Ausländern geschöpft. Die Portugiesen haben über diese Besitzungen aus Politik geschwiegen und dürfen sich daher nicht beklagen, wenn Livingstone das Entdeckungsrecht von Gegenden beansprucht, über die man in Lissabon längst Berichte gehabt hat, die aber in den Archiven vergraben gewesen sind. Neuerdings ist endlich ein portugiesisches Werk über die Colonien in Afrika erschienen, dessen Verfasser, Mendes Leal, von 1862 bis 1865 im Ministerium des Herzogs von Loulé Minister der Marine und der Colonien gewesen ist. Wie er selbst gesteht, sehen die meisten Portugiesen in ihren Colonien eine unnütze Last. Es thut der Nationaleitelkeit wohl, von großen überseeischen Besitzungen zu sprechen, aber dieses Vergnügen muß sehr theuer, mit 700,000 Thalern jährlich, bezahlt werden. Die Colonien werden übrigens bald keine Kosten mehr machen und selbst Ueberschüsse liefern. Die Aufhebung der Sklaverei ist im Princip bereits ausgesprochen und tritt 1878 in's Leben. Dann hört der Sklavenhandel auf, der der einzige Hemmschuh der Entwicklung ist.

Bis jetzt hat Portugal in Afrika eine höchst unbedeutende Rolle gespielt. Seine Thätigkeit verschwindet neben der, welche Frankreich und England entfalten. Gleichwohl besitzt Portugal in Afrika ein Reich von mehr als zehntausend Geviertmeilen, dessen schwache Bevölkerung von etwa $2^4/_{10}$ Millionen Menschen aber allein schon verräth, wie sehr es vernachlässigt worden ist. Sein Verfahren ist um so unverzeihlicher, als es diese Colonien so zu sagen unter seiner Hand hat. Sie folgen sich stufenweise und können deshalb ihre Verbindung mit dem Mutterlande leicht unterhalten. Madeira, die Azoren, die capverdischen Inseln, Senegambien, St. Thomas und Principe, Angola und Mozambique sind gleich Stationen vertheilt und in der Regel nicht weiter als zweihundert französische Stunden von einander entfernt. Von Madeira und den Azoren abgesehen, liegen die capverdischen Inseln dem Mutterlande am nächsten. Ihre geographische Lage ist eine ausgezeichnete und macht sie zum Haltpunkt aller Schiffe, die von Europa nach Südamerika oder dem Cap segeln. Auch der Boden ist höchst fruchtbar, aber es herrschen innere Zwistigkeiten, schädliche Handelsmonopole und Ausfuhrzölle, von denen namentlich der Hauptartikel Salz getroffen wird, bereiten Hindernisse, und Mißernten und Seuchen kehren häufig wieder. Gegen die Mißernten, die bald durch Dürre, bald durch Regenfluthen entstehen, lassen sich Mittel ergreifen, unter denen die Bewaldung das wirksamste ist. Die portugiesische Regierung ist auch in dieser Richtung thätig, wie sie ferner der herrschenden Unwissenheit durch Errichtung eines Lyceums in Praia auf der Insel St. Thiago, das schon von hundertvierzig

Digitized by Google

Zöglingen besucht wird, zu steuern sucht. Vielversprechend entwickelt sich die Cultur der Ricinuspflanze, deren Oel in steigenden Mengen nach Portugal geht.

Von den capverdischen Inseln aus wird das portugiesische Senegambien regiert. Diese falsche Einrichtung hat dazu beigetragen, das letztere Gebiet aus seiner Verwilderung nicht herauskommen zu lassen. Nie haben die Portugiesen verstanden, von der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens und von dem Handelsgeist seiner Bewohner Vortheil zu ziehen. In Senegambien ist eine radicale Umbildung, gestützt auf den Unterricht, zu vollziehen, und die Provinz ihrer Starrsucht zu entreißen. Die Inseln St. Thomas und Principe, im Golf von Guinea sehr vortheilhaft gelegen, sind die einzigen portugiesischen Besitzungen, die vom Mutterlande nicht unterstützt zu werden brauchen. Einen großen Aufschwung nimmt der Kaffeebau, der sich in fünf Jahren verdoppelt hat. Der Kaffee dieser Inseln wird von den Kennern dem besten Mokka gleichgestellt. Man nennt Thomas und Principe die portugiesische Havanna und sie können dazu werden, da sie Cacao, Tabak, Zucker, Zimmt und Farbhölzer zu liefern vermögen.

Die wichtigsten portugiesischen Besitzungen liegen im australen Afrika; Angola auf der Westküste, Mozambique auf der Ostküste. Für ein unternehmenderes Volk als die Portugiesen läge ein großer Reiz, die beiden Provinzen, zwischen denen im Innern nur ein kleiner Raum liegt, zu einer zu verbinden und ein südafrikanisches Brasilien aus ihnen zu machen. So hoch erhebt man sich in Portugal nicht, aber man thut wenigstens für die Westprovinz etwas. Angola hat verschiedene gute Straßen erhalten und man denkt sogar an eine Eisenbahn von Loanda nach Calumbo, um die erstgenannte Stadt mit dem Quanza, der über dreißig deutsche Meilen weit schiffbar ist, in Verbindung zu setzen. Die natürlichen Hilfsquellen Angola's sind sehr bedeutend und in den meisten Bezirken gehört das Klima zu den gesunden. Man findet viel Kupfer, Eisen und selbst Steinkohlen, deren wahrgenommene Lager in Beziehung auf Mächtigkeit und Güte noch nicht untersucht sind. Der Baumwollenbau hat in der erfreulichsten Weise zugenommen. 1859 führte Angola nicht mehr als 90,000 Zollpfund Baumwolle aus, 1865 aber eine Million. Auch die Ausfuhr von Kaffee hat zugenommen und statt Rum in Portugal, wie früher, zu kaufen, schickt die Provinz jetzt eine nicht unbeträchtliche Menge, von einheimischem Zuckerrohr gewonnen, dorthin. In Mozambique ist dagegen gar nichts geschehen, doch scheint die Erforschung des Zambesi durch ein flachgehendes Dampfschiff, welche die Colonialregierung vornehmen läßt, darauf hinzudeuten, daß man an Maßregeln und Arbeiten denkt. Hier wie in Angola und in allen anderen Colonien fehlt es an Capital, das von der neuen Ueberseeischen Nationalbank noch nicht genug beschafft wird.

Der brasilische San Francisco.

Neben den Riesenströmen Südamerika's wird der San Francisco nie genannt. Dennoch steht er mit seiner Länge (2900 Kilometer) bloß dem Amazonas und dem Rio de la Plata nach. Sein Stromgebiet ist allerdings viel kleiner, da es, statt sich wie bei jenen Strömen gegen die Mündung hin fächerartig auszubreiten, in seiner seitlichen Ausdehnung sich ziemlich gleich bleibt. Es ist nirgends schmaler als 25 und nirgends breiter als 40 geographische Meilen. Man hat ihn wohl deshalb wenig beachtet, weil er vom Meer aus nicht weit befahren werden kann. Nur dreihundert Kilometer oberhalb seiner Mündung bildet er nämlich den Wasserfall von Paulo Affonso, der sich an Schönheit mit dem Niagara vergleichen kann. An diesem Punkte hat er einen Lauf von 2600 Kilometern zurückgelegt und alle seine großen Zuflüsse aufgenommen. Zwischen zwei ungeheuren Granitmauern eingeschlossen, schießt er als Bergstrom in einem Bette dahin, dessen Neigung immer zunimmt, und stürzt sich plötzlich in drei Fällen 84 Meter hinab. Der unterste der Fälle ist der bedeutendste und hat allein eine Höhe von 60 Metern. Die stürzenden Gewässer schäumen unten hoch auf und bilden eine lange Reihe großer Wellen. Von ihnen wie vom Falle selbst erhebt sich eine riesige Dunstsäule und die Luftmasse, die der Fluß in seinem Sturz mit sich fortreißt und unten verdichtet, erzeugt einen beständigen Wind, dessen Gewalt so groß ist, daß ein mit voller Kraft gegen ihn ge-

Digitized by Google

schleuderter Stein schon sechs bis sieben Meter weiter niederfällt. Diese Eigenthümlichkeit hat unter den Eingeborenen die Meinung verbreitet, daß der Wasserfall verzaubert ist. Unterhalb des Falls von Paulo Affonso schießt der San Francisco auch einige Stunden weit zwischen Granitfelsen hin, die senkrecht aufsteigen und an vielen Stellen über den Fluß hineinragen. Wo der kleine Fluß Ortiga einmündet, senken sich die Berge plötzlich, das Flußbett nimmt eine beträchtliche Breite an und seine ruhig gewordenen Gewässer bilden einen ungeheuren Wasserspiegel, aus dem eine Menge kleiner Inseln, mit dem reichsten Pflanzenwuchs bekleidet, hervorragen. Oberhalb des Wasserfalls von Paulo Affonso dehnt sich eine Strecke von 300 Kilometern, auf der der Fluß durch Klippen unschiffbar gemacht wird. Noch weiter oben ist sein breites und tiefes Wasser 1500 Kilometer weit vollständig frei und hat eine schwache Strömung. Er ist hier nicht allein selbst schiffbar, sondern auch mehrere seiner Zuflüsse, namentlich der Rio das Velhas, der eigentlich ein Arm des San Francisco ist, können zu einer ausgedehnten Binnenschifffahrt benutzt werden. Der Deutsche Halfeld und der Franzose Kiais haben diese Flußstrecke untersucht und die Regierung beabsichtigt nun, die Eisenbahnlinien von den drei großen Städten Rio de Janeiro, Bahia und Pernambuco aus, dem San Francisco zuzuführen.

Das Flußthal des San Francisco gehört zu der ungeheuren Zone jener Prairien, welche die ganze Mitte von Südamerika einnehmen und im Norden Llanos, im Süden Pampas, in Brasilien selbst aber Campos heißen. Hier bieten sie keinen eintönigen Anblick dar. Baumgruppen, deren verschiedenartiges Blätterwerk mit vielfarbigen Blumen und Gewinden von Lianen verschwistert ist, unterbrechen den Grasteppich und verleihen der Gegend den Charakter eines Parks. An den Ufern der Bäche stehen riesige Palmen (Mauritia vinifera), deren Blätterkronen, die sich auf dem hohen Stamm wie ein Regenschirm entfalten, einen pittoresken Effect machen. Oft steigt mitten in der Ebene eine der eigenthümlichen Gebirgsketten von röthlichem oder grünlichem Sandstein auf, die, oben tafelförmig abschneidend, für Brasilien eigenthümlich sind. Ersteigt man sie, so hat man eine prachtvolle Fernsicht, die schönste von der Serra da Corumatachy, von der man das Thal des Rio das Velhas in seiner ganzen Breite überblickt.

Die Andamaninseln.

In der Bai von Bengalen liegt ein Archipel, der bis auf die neueste Zeit weiter keinen Dienst geleistet hat, als Schiffen, die von einem der furchtbaren Cyklone dieser Breiten überfallen wurden, in seinen sturmfreien Buchten Schutz zu gewähren. Nach dem Sipahiaufstande hat man auf den Andamans eine Strafcolonie angelegt. Man hat dazu Port Blaie gewählt, eine Bucht im äußersten Süden der Gruppe, in der drei Inseln liegen. Diese letztern sind ganz von Gestrüpp gereinigt worden und auch auf der Küste haben Rodungen begonnen, die dem Zweck dienen, die ganze Gegend bis zu einer nahen zweiten Bucht zu öffnen, um der Seeluft den freiesten Zutritt zu gewähren. 1858 sind die ersten gefangenen Sipahis nach Port Blaie geführt worden und die seitdem gewonnenen Erfahrungen haben bewiesen, daß die Gruppe reiche Hilfsquellen besitzt und ein nicht grade ungesundes Klima hat. Die Sterblichkeit, die im Anfange eintrat, ehe man die zur Verbesserung der Luft dienenden Arbeiten ausgeführt hatte, ist verschwunden. Unterleibskrankheiten und Fieber treten noch auf, aber es sterben weniger Menschen als irgendwo sonst in Indien. Im vorigen Jahre stand nach dem Aufhören der Regen, also in der ungesundesten Jahreszeit, nicht ein Mann der aus hundert Soldaten bestehenden englischen Wache auf der Krankenliste und nicht bloß die erwachsenen Männer und Frauen, sondern auch die Kinder hatten ein gesundes Aussehen, wie man es in Ostindien, ausgenommen im Gebirge, nicht wahrnimmt. Man hat jetzt den Vorschlag gemacht, nach dieser Gruppe die englischen Sträflinge zu schicken, die von allen Colonien zurückgewiesen werden. Sie lassen sich dort leicht bewachen und die Gebesserten kann man in dem englischen Theile von Birma ansiedeln, dessen Gebirge der europäischen Cultur ohne Schaden für die Gesundheit ein lohnendes Feld darbieten.

In der Fortbildung der Eingeborenen haben die Engländer bis jetzt geringe Fort-

Digitized by Google

schritte gemacht. In der ersten Zeit fanden sogar Kämpfe statt, an denen sich die Wilden in großer Zahl, bis zu 2500 Mann, betheiligten. Durch eine kluge Behandlung hat man die letztern jetzt versöhnt und ihre Cultivirung, so schwer sie im Anfange sein wird, ist bloß noch eine Frage der Zeit. Auf allen Inseln der Gruppe zusammen mögen 15,000 Menschen wohnen. Ihre Lager sind gewöhnlich drei bis vier englische Meilen von einander entfernt und liegen meistens an der Küste. Jeden Tag gehen Gruppen in die Wälder, um wilde Schweine und Früchte zu holen, aus denen und aus Fischen ihre ganze Nahrung besteht. Alle scheinen zu demselben Stamm zu gehören und sprechen dieselbe Sprache. Sie essen niemals ungekochte Speisen und sind unter einander freundlich. Sie kennen keine Scham und scheinen keine Religion zu haben. Ihre geringen Bedürfnisse befriedigen sie leicht und sind ein kühnes furchtloses Geschlecht. Die Frauen gehen selten mit den Männern in die Wälder und bleiben am Strande, wo sie kochen und in Bambusstöcken, oft aus weiten Entfernungen, Wasser holen. Sie sind überall die Barbiere des Stammes und rasiren mit einem Glasstück, das nicht größer als eine Bohne und haarscharf ist. Auch die Aerzte sind sie und heilen äußerliche Verletzungen mit rother Erde und Schildkrötenöl, Krankheiten durch Schröpfen. Höchstens bleibt ein Stamm vier Tage in einem Lager. Sie sind kräftige Menschen, klettern gleich Affen auf die Bäume, laufen rasch und schwimmen und tauchen ausgezeichnet. Oft tauchen vier bis fünf zugleich unter und kommen mit einem großen Fische wieder herauf. Ihre Sinne sind sehr scharf, insbesondere sehen sie ungleich weiter als Europäer.

Die Anthracit-Lagerstätten in Pennsylvanien.

Am reichsten unter allen Ländern ist Pennsylvanien, dessen Flächeninhalt noch um circa 130 Quadratmeilen größer ist, als die drei deutschen Königreiche Baiern, Würtemberg und Sachsen zusammengenommen, mit Steinkohlen bedacht. Die Anthracitlager machen hier 711 Quadratmeilen aus oder ein Drittheil des Flächeninhaltes dieses Landes. — Die Kohlenlager Pennsylvaniens zerfallen wieder in drei Hauptbezirke, den südlichen oder das Shuylkillkohlenfeld, den mittleren und den nördlichen Bezirk oder das Wyoming- und Lakawannakohlenfeld. Die gesammte im Abbau begriffene Fläche der pennsylvanischen Anthracitlager umfaßt jedoch nur 21,6 Quadratmeilen, also nur einen sehr kleinen Theil (3,04 Proc.) des von den Geologen ausgemittelten Kohlenfeldes; davon kommen 31,02 Proc. auf den südlichen, 26,83 Proc. auf den mittleren und 42,13 Proc. auf den nördlichen Bezirk. Für die Zukunft ist also noch ein gewaltiger Vorrath vorhanden. Innerhalb der letzten 40 Jahre sind im Ganzen 83,856,759 Tonnen (1,677,135,180 Centner) zu Tage gebracht worden. Davon kommen 58,26 Proc. auf den südlichen, 15,42 Proc. auf den mittleren und 26,32 Proc. auf den nördlichen Bezirk. Die Steinkohlenförderung Pennsylvaniens bleibt indeß weit hinter der Englands zurück. Die Gesammtkohlenförderung in Pennsylvanien während der letzten 40 Jahre ist noch um 2,143,241 Tonnen (42,864,820 Centner) oder 2,49 Proc. geringer als die Steinkohlenförderung Englands in dem einzigen Jahre 1860. Sollten daher die Befürchtungen Sir W. Armstrong's, die man jedoch, so großen Schrecken sie auch hervorriefen, schon längst wieder vergessen hat, wirklich in Erfüllung gehen und der Kohlenvorrath in England eher schöpft werden, als ein passendes Ersatzmittel gefunden ist, so würde Nordamerika mit seinen Vorräthen aushelfen können, denn außerhalb Pennsylvaniens sind in den Vereinigten Staaten und in dem britischen Nordamerika noch nahe an 7000 Quadratmeilen Kohlenfelder vorhanden.

Gewinnung von Kupfer am Oberen See.

Französische Jesuiten, die schon vor zweihundert Jahren auf zerbrechlichen Canoes die großen Süßwasserseen im nördlichen Amerika beschifften, um den hier ansäßigen mächtigen Stamm der Chippewas ein anderes Paradies zu bringen, als das der Jagdgründe, fanden im Flußbett des Ontonagon River einen mächtigen Block gediegenen Kupfers, der erst nach mehr als zwei Jahrhunderten (1843) nach Washington gebracht wurde und heute noch 3708 Pfund wiegt, obgleich im Laufe der Zeit große Stücke davon abgemeißelt worden sind. Außer diesem riesigen Block wurden

Digitized by Google

verschiedene kleinere in dieser Gegend gefunden, da aber diese Schätze mit dem anstehenden Gestein in keinerlei Zusammenhang standen und überdies die Gegend mit erratischen Blöcken überschwemmt war, so hielt man jene ebenso für Fremdlinge, als diese und fand sich in keiner Weise veranlaßt, in dem Boden selbst nach diesen Schätzen zu suchen. Bei der geologischen Untersuchung des Staates Michigan erkannte jedoch Dr. Douglas Houghton die Unrichtigkeit der bisherigen Annahme. Er wies nach, daß die ganze Halbinsel, die sich nahezu in der Mitte des südlichen Ufers des Oberen See's weit in diesen hineinerstreckt und vorzugsweise aus einem versteinerungsleeren rothen Sandstein besteht, der Länge nach von einem Trappzuge durchschnitten ist, der gediegenes Kupfer in mehr oder minder reichen Lagerstätten in sich schließt.

Douglas selbst wurde bei einer Excursion im October 1843 von den empörten Wogen des See's verschlungen und damit gingen auch alle näheren Resultate über seine wichtige Entdeckung verloren. Indessen war diese selbst doch bekannt geworden und spornte den bekannten Unternehmungsgeist der Amerikaner zu einer fieberhaften Thätigkeit an. 1846 finden wir hier bereits etwa dreißig Bergwerkscompagnien, aber die Thätigkeit allein reichte zur Hebung des Schatzes nicht aus. Weitere Erforderniße waren Geld und Kenntniße, aber an beiden waren die ersten Unternehmer arm und deshalb befremdet es nicht, daß bereits nach wenigen Jahren weitaus die meisten dieser Unternehmungen total zu Grunde gegangen waren. Bald aber verschaffte man sich kundige Bergleute aus Cornwallis und nach und nach wurde von verschiedenen Punkten der Halbinsel die Erde mit mehr oder weniger Glück durchwühlt. Sollte der Bergbau auf Kupfer in Aufnahme kommen, so mußte vorzugsweise eine leichte Verbindung mit dieser noch fern vom Verkehr liegenden Gegend geschaffen werden. Die Natur selbst wies auf den Oberen See hin und einen bessern Verkehrsweg konnte man sich nicht wünschen, da die großen Süßwasserseen, die alle mit einander in Verbindung stehen, eine Straße bis zu den Niagarafällen hin bieten. Die Stromschnellen aber in der engen Verbindungsstraße zwischen dem Oberen See und dem Huron-See stellte der Schifffahrt sehr ernstliche Schwierigkeiten entgegen. Diese mußten zunächst beseitigt werden. Dazu fand sich denn auch eine Gesellschaft. Die großartigen Schleusenbauten, die diese bei Sault de St. Marie ausführte, gestatten den ungestörten Verkehr zwischen beiden Seen. Damit war der Aufschwung des Kupferbergbaus gegeben. Die wenigen Indianer, die auf der Insel wohnten, hatten dem Verkehr der Weißen nie Hinderniße in den Weg gelegt.

Während die Production des ersten Jahres (1845) sich auf nur 13 Centner Kupfer belief, ergab das folgende bereits 580 Centner und das dritte 4780 Centner. In den nächsten fünf Jahren bis 1852, stieg die Production auf 17,740, das nächste Jahr ergab 29,060 Centner. Im Jahre 1862 hatte die Production bereits 235,400 Centner erreicht, im Werth von 7,2 Millionen Dollars. Großbritanniens Kupferproduction, die größte unter allen Ländern der Erde, weil hier ausländische Erze in Menge verarbeitet werden, betrug in demselben Jahre 296,860 Centner, sodaß die Kupferregion am Oberen See gegen Großbritannien nur um 20 Procent zurückstand. Rechnet man Alles zusammen, was die Kupferregion seit 1845 überhaupt geliefert hat, so erhält man 1,961,393 Centner, im Werthe von 49 Millionen Dollars. An Dividenden sind bereits 5,6 Millionen Dollars ausgezahlt worden.

Am Oberen See selbst liegen drei große Schmelzhütten, eine vierte befindet sich in Detroit. Die Arbeiterbevölkerung besteht aus einem Gemisch von Amerikanern, Deutschen, Engländern, Irländern und canadischen Franzosen. Allen scheint es wohl zu gehen, besonders behaglich richten sich aber die Deutschen ein. Zeichnet sich ein Häuschen durch Sauberkeit aus, sieht man an den Fenstern Blumenstöcke, vor dem Hause einen wohlgepflegten Garten und darin muntere und reinlich gekleidete Kinder — so kann man sicher annehmen, daß man die Heimstätte eines unserer Landsleute vor sich hat.

Digitized by Google

Von jenseits des Oceans.

Lose Blätter

von

Udo Brachvogel.

I.

Die Bay von New-York.

Endlich ist der Ocean durchschnitten.

Wie ein bläuliches Nebelband quillt es über den quecksilbergrauen Wasserrand am Horizonte empor; erst wie ein Hauch, kaum bestimmt dem Blicke faßbar, gewinnt es allmälig an Körperhaftigkeit — es beginnt Zacken und Einbiegungen zu zeigen — schon unterscheidet das bloße Auge wellige Formen, jetzt schon verschiedene Farben. Gastlicher Rauch steigt davon empor: es ist die Küste! Ihr entgegen fliegt der stolze Dampfer, und hinter dem Rücken der Passagiere versinkt das würgende, übelduftende Gespenst der Seekrankheit, versinkt die monotone Langeweile einer zehntägigen Fahrt auf ruhigem Ocean. Der Küste entgegen fliegt der Dampfer, ihr entgegen alle Blicke, alle Herzen.

Man ist undankbar gegen das Meer. Ein Reiter, der nach langem Ritte vom Pferde steigt, wird wenigstens den dampfenden Hals des Thieres streicheln — wer das Schiff verläßt, empfindet nichts als die Wonne, wieder festes, mütterliches Land unter sich zu fühlen. Keinen Blick des Dankes wirft er auf das gewaltige Element zurück, und doch trug es ihn so geduldig, und doch bedarf es nur eines Runzelns seiner furchtbaren Titanenstirn, und zerknickt fallen diese Masten — einst die Zierden des deutschen Schwarzwaldes, — zermalmt sinken diese eisengepanzerten Häuser mit den Frachten der Indien und den tausendpferdekräftigen Dampfmaschinen. In jenen Grund sinken sie, der dem kühnsten Taucher ebenso unzugänglich, wie der unerschrockensten Combination des Naturforschers, in jenen Grund, der nie wieder herausgibt, was er einmal hinabriß. Welch' eine Schatzkammer ist dieser Meeresgrund, und welch' ein Kirchhof!

Doch — wer denkt jetzt daran?

Der Küste entgegen fliegt der Dampfer; ihr entgegen alle Blicke, alle Herzen. Es sind die schönen, sanft hügeligen Gestade von New-Jersey. Schon geht es längst dieser Küste zur Linken hin, da taucht auch zur Rechten Land empor. Es ist eine große Meeresbucht, in deren beruhigtem Wasser das Schiff dahintreibt. Noch kurze Zeit und die Dardanellen von New-York (etwa 1000 Fuß breit und mit Forts im Wasser wie am Ufer versehen) öffnen sich. Durch diese Meerenge hindurch rauscht der Steamer in jene Hafenbucht ein, die unter den Häfen der Erde das ist, was der Dawalagiri unter ihren Bergen: in die Bay von New-York.

Digitized by Google

Sie ist das Entzücken aller Seefahrer. Aber nicht nur der Fachmann von seinem Standpunkt aus bewundert sie, nein, auch für den Künstler hat diese colossale Wasserfläche, die gleich einem großen Binnensee sich hinter den Narrows plötzlich vor dem Auge ausbreitet, den überraschendsten Reiz. Rings von den wechselvollsten Ufern, theils Festland, theils Inseln umgeben, liegen diese sechs Quadratmeilen Wasser da, ein Spiegel der Sonne, eben und glatt wie der geschützteste Teich und tief genug, um auch den größten Schiffsungeheuern zu gestatten, sie in leichten Wendungen nach allen Seiten zu durchkreuzen. In der malerischesten Fülle drängen sich Städte-, Marine- und Landschaftsbilder, wie sie in solchem Verein kein Stück der Erde wieder bietet, längs der weitgeschweiften Ufer hin. Und ein Leben entfaltet sich auf diesem Riesenbassin, würdig seiner Größe, die ihm gestatten würde, alle Flotten der Welt zu einem nautischen Spiele zu laden. Es wimmelt von Schiffen aller Art; neben dem stolzen Dreimaster des Hamburger Börsendictators liegt die chinesische Dschonke, neben dem Westindienfahrer Liverpools, die Felucke des Barbaresken und während einer der stolzen Solitäre der amerikanischen Kriegsflotte langsam vor Anker geht, schießt der Kutter, der seinen Bau halb vom Vogel, halb vom Fische entlehnt, unter dem hohen Bugspriet des Meerkönigs dahin. Auf mehr als zehn Linien vermitteln die Dampffähren den Verkehr zwischen den durch Brücken nicht mehr zu vereinigenden Ufern. Sie gleichen großen weißen Häusern und führen täglich eine halbe Million Menschen, und mehr als tausend Fuhrwerke nach und von New-York; dazwischen schnauben die kleinen, schwarzen Hafendampfer wie blitzschnelle Unholde hin und her. Wer will sie zählen diese Steamer, Fregatten, Segelschiffe, Schooner und Hafenboote? Ein Wald von Masten kränzt die Docks, die, um Raum zu gewinnen, brückenartig in's Wasser hineingebaut sind; die Flaggen aller Nationen wehen, die Sprachen aller Völker tönen untereinander in diesem Pantheon internationalen Verkehrs. Und daneben — welche landschaftliche Anmuth athmen die Südufer dieser Hafen-Bay!? Wie ganz reizend ist Staten-Island, wo die herrlichsten Parks an die Stelle der Mastenwälder treten, und die elegante Heiterkeit lachender Villeggiaturen an die Stelle von Häusern und Straßen-Labyrinthen, darin eine handelnde und marktende Welt bienenstockartig auf- und abwogt! Milde Lüfte wehen von diesem blühenden Ufer herüber, wie ein Gruß, den die neue Welt einem Jeden entgegensendet, der ihr naht, vor Allen aber demjenigen, der mit schwachen Ansprüchen und starken Fäusten kommt. Denn daß hier die Arbeit, die Leistungsfähigkeit physischer Kraft ihr Paradies findet, das sieht der Fremde, noch ehe er einen Fuß in dieses ameisenartige Treiben gesetzt hat, das springt besonders scharf in's Auge, wenn man bedenkt, daß vor zweihundertfünfzig Jahren dort noch der Wigwam des Indianers rauchte, wo jetzt Städte, größer wie die Residenzen europäischer Könige, sich als bloße Vorstädte um jenes New-York reihen, welches mit Riesenschritten darauf losgeht, die größte Stadt der Erde zu werden.

Wer bei hellem Sonnenschein mit derartigen Gedanken und dem Wollen zu arbeiten, in diesen Hafen einfährt, der kann unmöglich anders, als mit leichtem Herzen und voll Hoffnung der Zukunft entgegensehen. Ja, Hoffnung! Möge sie Jedem, und vor Allen Jedem, den es von den Ufern deutscher Flüsse hieherzog, das halten, was sie ihm zuflüsterte, ehe er sich entschloß, mit Weib und Kind dem Lande seiner Vorfahren Lebewohl zu sagen. Möge sein Heerd hier von wohlgenährtem Feuer flammen, und möge ihm die ganze wohlhäbige Fülle dieses schönen Landes zu Theil werden. — Eines aber vergesse er nie: die beiden schönsten Güter der verlassenen Heimath, ihre Sprache und Denkweise. Das Deutschthum hat hier grade als solches seine eigne großartige Zukunft. Es soll vom Anglo-Amerikanismus das lernen und entlehnen, was ihm selbst fehlt, den schnellen großen Wurf, die Elasticität und die energische Gewandtheit im Geschäftsleben — im Uebrigen bleibe es mit seinen Frauen und Töchtern, wie es ist. Auf eigenen Füßen stehend, fern jeder unbedingt huldigenden Nachahmung des Yankeethums, wird hier der Deutsche, grade als Deutscher, seine schönsten Früchte pflücken.

Doch wohin verirrt die Feder? Es ist nicht rathsam, ein Thema, wie dieses, an-

Digitized by Google

zuschlagen, wenn man ihm nicht volle Zeit schenken kann. Zurück denn zum Landschaftlichen.

Ja, es ist schön hier. Das Gesammtbild, welches diese Bay von New-York bietet, wird durch nichts erreicht, was Europa besitzt. Ist der poetische Landschafts- und Stimmungszauber von Triest, Genua, Neapel und anderer Mittelmeerhäfen auch ein ungleich höherer, so halten sie doch keinen Vergleich mit New-York aus, wenn man die Vereinigung von Lieblichkeit der Gegend, mit der Großartigkeit des Treibens und Massenhaftigkeit des städtisch-monumentalen Elements, von der man hier bezaubert wird, in Betracht zieht. Ganz und gar aber verschwinden daneben in beiden Beziehungen die Häfen Nordeuropa's. Nach Quadratmeilen ist dieser Complex von Städten, Strömen, Inseln, Meer, Gärten und Schiffsgeschwadern zu messen, die man mit einem Wort „Bay von New-York" nennt. Eigentlich sind es zwei gewaltige Ströme, die von Norden herabkommend und in spitzem Winkel zusammenfließend, dieses herrliche Bassin bilden, welches durch die große Insel Staten-Island von der äußeren Bay binnenseeartig abgetrennt wird. Diese beiden Ströme sind der Hudson und Eastriver. Während der erstere ein wirklicher, von den Nordalleghany's kommender Strom ist, der einen zwar nur dreihundert englische Meilen langen, aber gewaltigen Lauf durch romantische, vielbesungene Ufer hat, ist der Eastriver kein eigentlicher Fluß, sondern nur ein Meerarm, der die große Insel Long-Island von dem Continent trennt. Diesem Sunde nähert sich der Hudson 13½ englische Meilen vor ihrem Zusammenfluß bis auf etwa zwei englische Meilen, und fließt von da ab, bis zu ihrer Vereinigung, so ziemlich parallel neben ihm hin. Da nun an jener Stelle, wo beide Gewässer sich zuerst so nahe treten, noch ein besonderer Wasserarm, der Harlemriver, sie verbindet, so ist der langgestreckte Streifen Land, der zwischen beiden liegt und endlich in spitzem Winkel in ihre Vereinigung, die Bay, hineinragt, eine reguläre Insel. Diese 13½ englische Meilen lange, ein bis zwei englische Meilen breite Insel ist das alte Manhattan-Island, die heutige Stadt New-York.

Da liegt sie nun, die Königin der westlichen Welt, umschmeichelt von einem Meere und zwei Prachtströmen, die auf ihren breiten Rücken wie spielend die Handelsarmaden der Erde in ihre Docks, an die Thore ihrer Speicher und Bazars wiegen. Ist es bei solcher Lage ein Wunder, daß die practischen Holländer hier, auf der äußersten Spitze der alten Manhattaninsel, schon 1631 eine Colonie, das Dorf New-Amsterdam, gründeten? Wo aber sind sie und ihre Anlage geblieben? Frage nach der Flocke, die herniederrollend zur Lawine ward und suche sie in dem Schneeberge, der das Alpenthal verschüttete, heraus! Knikerbeker hießen diese Holländer, so lange sie noch zu sondern waren, und sie bildeten eine Art Aristokratie, eine Art stabilen, reservirten Elements in dem Conglomerate aller Nationen, welches hier zusammenschoß. Bis auf einige Familien, die sich aber selbst nicht mehr recht bezeichnen können, und namentlich bis auf jenen alten Herrn, der in schwarzem Frack mit Jabot, seidnen Strümpfen und Schnallenschuhen bisweilen am Broadway die Marmortreppe irgend einer Bank herauf- oder niedersteigt, sind sie so ziemlich verschwunden. Dauerndes poetisches Leben haben diese Knikerbeker in Washingten Irving's Romanen gefunden. Im wirklichen Leben sind die Wogen jüngerer, schneller schreitender Generationen über dies Mandarinenthum hinweggerauscht; es wurde fast Sage neben der grellen Tagesprosa des lärmenden Shoddythums.

Wie gesagt, 1613 geschah es, daß jene Holländer das Dörfchen New-Amsterdam gründeten. 1664 eroberten die Engländer, welche diesen Hafen ebenfalls höchst vortrefflich und zusagend fanden, die Colonie. Hundertundzwanzig Jahre darauf verloren sie dieselbe, die sie New-York getauft hatten, im Frieden von Versailles wieder ihrerseits an die neu constituirte Union. Von Anfang dieses Jahrhunderts datirt der in der Geschichte ohne Parallele dastehende Aufschwung, den diese Stadt genommen. Der Behauptung, es sei nur eine Frage der Zeit, daß New-York die größte Stadt der Erde sein wird, dieser Behauptung wird man nothgedrungen beistimmen müssen, wenn man nachstehenden Daten seine Aufmerksamkeit schenkt:

		Einwohner.
1731	hatte New-York	4,622
1800	„ „	60,489
1820	„ „	123,100

		Einwohner.
1840	hatte New-York	312,700
1860	" "	813,669
1866	" "	1,020,000

Da es aber unmöglich ist, die New-York gegenüberliegenden Städte und zwar am Eastriver Brooklyn mit 330,000 und Williamsburg mit 30,000 Seelen, am Hudson Jersey-City und das deutsche Hoboken mit 90,000 Einwohnern, nicht zu New-York zu zählen, so beträgt zur Stunde die Gesammtseelenzahl dieser Metropole bereits ein und eine halbe Million. Daß die genannten Städte trotz eigener Municipalverwaltungen und ihrer, durch die beiden Ströme von der Mutterstadt getrennten Lage, dennoch nichts als Trabanten und Vorstädte New-Yorks sind, wird klar, wenn man erwägt, wie sie ihr Entstehen nur dem Umstande verdanken, daß die Mutterstadt durch ihre beschränkte insularische Lage verhindert, sich an den eigenen Ufern weiter auszudehnen, sich der gegenüberliegenden bemächtigte und hier ihre Dockpiers (Landungsbrücken) und Speicher weiterbaute. Jene Städte wachsen in gleichem Verhältniß mit New-York, für dessen Kauf- und Geschäftsleute sie angenehme und ruhige Wohnsitze liefern. New-York kann sich nur noch nach einer Richtung hin ausdehnen, nämlich nach Norden, wodurch es aber von dem Herzen seines Organismus, dem eigentlichen Hafen an der Landspitze Manhattans weiter und weiter abgeführt würde. Und so sieht man hier das eigenthümliche Schauspiel, daß bereits hunderte von Straßen und Plätzen genau abgesteckt und benannt, ja in die einzelnen Baustellen abgetheilt sind, während die äußersten Häuservorposten der bereits ausgeführten Stadttheile von ihnen noch meilenweit entfernt sind. Aber bei der Rapidität des Wachsthums amerikanischer Städte und namentlich New-Yorks, ist dies eine vollkommen zeitgemäße Vorsicht. Von der ganzen Manhattaninsel ist bis jetzt etwa die kleinere Südhälfte bebaut, dennoch heißt der in den großartigsten Verhältnissen angelegte Park, der dort anfängt, wo die heutige Stadt fast schon aufhört, Centralpark, und wie lange wird es noch dauern, so ist er in der That das Centrum der Stadt, wie er jetzt das Centrum von Manhattan ist.

Dieser Park ist als Anlage wirklich ein Wunder. Er bildet ein tadelloses Oblongum von $1^1/_2$ englischen Meilen Länge und $^3/_4$ Meilen Breite. Natürlich ist noch alles in der Kindheit, die Bäume geben noch keinen Schatten, die Gebüsche bilden noch keine Dickichte, aber aus der Vertheilung von Wegen, Rasenflächen, Wasser- und Felspartien lassen sich schon jetzt, wo alles noch ein wenig öde und nackt ist, die Intentionen einer wirklich genialen Hand erkennen, die aus einer Wüstenei in so kurzer Zeit so viel schuf. Allerdings darf hier auch nicht verschwiegen werden, daß die Bürger von New-York bereits 15 Millionen Dollars hergegeben haben, um für ihre Damen einen schönen Ort zu gewinnen, wo diese ihre Equipagen und Toiletten zeigen können. Wenn die Riesenstadt sich erst hinter ihrem Park wird geschlossen haben, dann wird auch dieser Riesenpark der Stadt würdig sein, deren Mittelpunkt er sein soll. In fünfzig Jahren wird er keinen Rivalen auf der Erde haben.

Doch zurück zum Hafen. Ich will des Abends gedenken, da er mir herrlich vor Allem erschien, eines Abends, dessen Erinnerung fortan unzertrennlich von dem Bilde dieser göttlichen Bay von New-York in meiner Seele lebt.

Es war Sonntag, der 29. Juli dieses Jahres. Die Sonne neigte sich dem Horizonte zu und verschwendete die ganzen Lichtschätze eines südlichen Sonnenuntergangs über den herrlichen Wasserspiegel. Leichter Duft lag auf den ansteigenden Ufern von Staten-Island; wie ein grüner, in's Wasser geworfener Zweig, schloß die reizende Insel im Süden das ganze Bild. Links von ihr, in weitem Bogen nach dem Vordergrunde zu geschweift, scheint sich das terrassenförmig emporsteigende Brooklyn direct aus den Fluthen zu heben; es prangt in vollster Beleuchtung. Zu seinen Füßen das kleine Governors-Island mit Forts, Casernen und Gärten, daneben auf erhabenem Hügelrücken die Stadt der Todten, Greenwood, wo Tausende von Marmors die weißen Glieder aus der grünen Nacht von Taxus und Cypressen heben. Auf der rechten Seite von Staten-Island sich ebenfalls in weitem Bogen nach dem Vordergrunde streckend, die Gestade mit Jersey und Jersey-City und Hoboken; hinter diesem das steil abfallende Hudsonufer mit seinen Villen und Baumcontouren auf schar-

Digitized by Google

sem Kamme. In der Mitte New-York mit himmelansteigenden Handelspalästen, unzähligen Thürmen, umstarrt von den Masten zahlloser Schiffe, rings umgeben von dem schimmernden Elemente des Meergottes. Und über dem Allen der ganze Feiertagsfriede, die vollste Ruhe. Die Brise sogar, die stets erfrischend über die Bay hinstreicht, ehrt den geweihten Tag; kaum schwellt sie eins der hundert Segel, die von der scheidenden Sonne überpurpurt, wie rosige Schwäne auf den krystallenen Flächen, die das Auge übersieht, dahintreiben.

Am Ufer stand ich, abseits von dem Strome der fröhlichen Spaziergänger, die, New-York entfliehend, die grünen Ufer Hoboken's aufgesucht hatten. Allein stand ich, trotz der unbeschreibbaren Herrlichkeit vor mir, die Seele in nagendem Heimweh nach dem unvergeßlichen Deutschland gewendet. Nach Deutschland, wo damals die Würfel im größten Spiele, welches es noch erlebte, gefallen waren und noch fielen. Noch wußte man diesseits des atlantischen Meeres nichts Endgiltiges. Unerhörte Schlachten waren geschlagen worden, noch unerhörtere Siege erkämpft. War das schon das Ende, oder war es erst das Vorspiel? Grade wurde der Steamer erwartet, der Neues, Bestimmtes, Erlösendes bringen sollte.

Und er kam. Gewaltig mit den schwarzen Flanken ausgreifend, dampfte er die Bay herauf, in den Hudson hinein, und warf Anker. Auf der Spitze seines Hauptmastes aber flatterten im Winde jene geliebten Farben, flatterte die deutsche Flagge. Sie flatterte so lustig, als wollte sie den Jahrhunderte alten Kyffhäuserstaub aus ihren Falten heraus schütteln, und die sinkende Sonne breitete ihr letztes, schönstes Gold um das theure Banner.

Unterdessen kamen Nachrichten von Bord. Jene Siege waren größer gewesen, als diejenigen, die sie errungen, selbst vermuthet hatten. Am Boden lag der Gegner (Gegner, ach, und dennoch von derselben Mutter gesäugt!) auf einem andern Theil des Kriegstheaters waren neue Triumphe hinzugekommen — und dennoch sei noch nichts vollendet. Vor der Capitale des Habsburgers bereite sich der letzte, furchtbarste Kampf vor. Der mußte jetzt schon geschlagen sein — wie hatte es geendet, und was hatte es noch gekostet?

Da plötzlich tönten andere Stimmen heran; eine neue Kunde rauschte herüber, unbestimmt erst, gerüchtartig — nun bestimmter, endlich als Gewißheit! Von Straße zu Straße fliegt es, von Schiff zu Schiff, von Mund zu Mund, und das Jauchzen des Festlandes des Columbus antwortet darauf. Es ist kein Zweifel, es ist so, es ist Wahrheit! Von New-Foundland brachte es der Telegraph! Der Great-Eastern war angekommen — das Kabel gelegt — Europa spricht zu Amerika! Mehr aber wie das Alles: um 14 Tage ist der Steamer mit seinen Nachrichten zurück, und Alles, was das beseelte Erz gesprochen, in den Worten gipfelt es: „Waffenstillstand — Friede in Deutschland!"

O Bay von New-York, wie viel Deutsche jubelten damals an deinen Ufern auf! Nie warst du schöner, du viel bewunderte Schönheit, wie an diesem Abend, und hoch über dir flatterte die deutsche Fahne und in den Lüften rauschte es, tief in die Nacht hinein, wie von den Schwingen unsichtbarer Adler.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Nro. 26 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 122.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

November 1866.

Die Thalfrau.

Eine Novelle

von

Bernd von Guseck.

Auf der Fluth des Bergsees dämmerten schon die Schatten, sie schwebten allmälig an den steilen Uferwänden empor, über denen die Kuppen noch im hellen Sonnenschein leuchteten. Vom Dorfe, das sich am östlichen Rande des langgestreckten Sees in zerstreuten Gehöften dahinzog, klang das Abendgeläut über das Wasser zu dem einzelnen Hause, welches, gegenüber liegend, einen waldigen Vorsprung krönte. Die klaren Glockentöne unterbrachen ein lebhaftes Gespräch, das von einer Seite nicht ohne Heftigkeit auf dem Balcon jenes Hauses geführt wurde: es war wie eine Mahnung zum Frieden, welche nie eindringlicher sein sollte, als da, wo zwei Menschen für das ganze Leben verbunden sind und Niemand sonst haben, um den sie sich kümmern. So hier. Die Frau hörte die Abendglocke zuerst und machte ihren Gatten durch eine leichte Handbewegung darauf aufmerksam, er sprach so eifrig, daß er Anfangs das Zeichen nicht beachtete, bis sie sanft seinen Namen rief. Jetzt verstummte er, zog auch das Sammetkäppchen von altdeutscher Form, das er trug, vom ergrauten Haupte, aber die Röthe auf seinen Wangen und die unruhigen Blicke, die er über das Wasser schweifen ließ, verriethen die Ungeduld, mit welcher er auf die letzten Schläge des Geläuts wartete, um seine unterbrochenen Auslassungen fortsetzen zu können. Die Frau hatte ihre Augen gesenkt und schien wirklich fromme Gedanken zu hegen, er aber war Soldat gewesen und hatte zu oft auf Wache zum Abend- und Morgengebet selbst „Helm ab!" commandirt, um bei bestimmt vorgeschriebenen Anlässen viel an seinen Herrgott zu

Digitized by Google

denken. Einen Krieg hatte er nicht mitgemacht, sonst würde es wohl anders mit ihm gewesen sein: der Krieg lehrt wieder beten und nicht bloß Soldaten.

Als der letzte Ton verhallt war, setzte der alte Herr sein Barett wieder auf und fuhr fort: „Es ist zum Tollwerden! In grauer Vorzeit, wenn feindliche Heerschaaren mit Uebermacht einbrachen, flüchteten die alten Kelten auf ihre unzugänglichen Pfahlbauten inmitten der Seen, von denen Du neulich gelesen hast, die Wenden zu ihren Central- und Ringplätzen, von Wald und Sumpf umgürtet. Hoffentlich weißt Du etwas davon! Unsere germanischen Vorväter hatten in Waldgebirgen, wie im Taunus, ihre Stein- und Holzwälle für den Fall der Noth zusammen geschleppt! In späterer Zeit sind Burgen, Festungen und darin als letzte Zuflucht Citadellen gebaut worden — wie aber, wenn man nicht bloß feindliche Heerschaaren zu meiden hat? Wie soll ein Mann sich bergen und retten, der die ganze Menschheit als seinen Feind ansieht?"

„Es ist nur gut, Arnold, daß Deine erstaunliche Gelehrsamkeit immer bei Dir als Besänftigerin wirkt," versetzte die Frau lächelnd. „Wenn Du zornig wirst, hältst Du zugleich eine Vorlesung, gewiß für uns Beide nützlich, ich lerne dabei und Du wirst von dem Gegenstande Deines Zornes abgelenkt. Hier ist es ein sehr unschuldiger. Findest Du es nicht sehr natürlich, daß Balduin Dich wiedersehen will, da er Dir ja doch — wenngleich nicht ganz freiwillig — sein Glück verdankt?"

„Wohl bekomm's ihm!" rief der alte Herr. „Es wäre unzart, mit Dir von der alten Geschichte wieder zu sprechen, Du hast mich ja doch genommen, den die — Andere nicht mochte. — Hätte ich gewußt, daß ich mich falsch adressirte, so würde ich gleich vor die rechte Schmiede gegangen sein, so aber wurde ich rabiat, dachte wie ein alter Römer, und räumte hochherzig das Feld meinem Bruder!"

„Willst Du mir nicht die Geschichte dieses alten Römers, die mir gänzlich unbekannt ist, vortragen?" fragte sie.

„Hete, Du wirst maliciös! Ich sprach nur allegorisch; altrömische Selbstverleugnung, heroische Aufopferung meinte ich, wie Decius Mus oder Marcus Curtius, obwohl diese nicht Majoratsherren waren, wie ich einer gewesen bin und keinen so verrückten Ahnherrn besaßen, als der Stifter unseres Majorats, der um die zeitgerechte Fortpflanzung seines Geschlechts in ungestörter Primogenitur gewaltige Angst gehabt haben muß. Freilich mit mir, seinem Nachkommen im hundertsten Gliede, hätte er Recht gehabt, denn wenn ich auch nicht verblendet auf — die Andere gesteuert wäre, sondern meine Hete schon geboren und erwachsen gewesen wäre, Kinder haben wir ja doch nicht, nicht einmal eine Tochter!"

„Ich glaubte, darüber sei kein Wort mehr zu sprechen!" entgegnete die Frau mit einem Blicke milden Vorwurfs.

„Sei mir nicht böse, Hedwig!" sagte er und reichte ihr die Hand.

„Antworte doch Balduin ohne langes Säumen!" bat sie. „Schreibe noch heut!"

„Ich möchte nur wissen, wie er meinen Aufenthalt erfahren hat!" brach der Mann heftig wieder los. „Er muß einen Spürhund auf meine Fährte gehetzt haben, einen Bluthund, wie die Spanier gegen die Indianer des Urwaldes! Selbst Bluthunde würden mich aber nicht gefunden haben, denn meine letzte Hufspur ist so alt, daß auch die beste Hundsnase, wenn sie darauf gesetzt wird, die Fährte nicht mehr wittern könnte. — Wie lange sind wir verheirathet, Hete? Dreißigjähriger Krieg noch nicht, aber fast dreimal siebenjähriger, was meinst Du?"

Frau Hedwig hatte Recht. Wenn auch nicht seine Gelehrsamkeit, so doch seine Lust am Zusammentragen der verschiedenen wunderlichsten Reminiscenzen und Bilder besänftigten ihn zuweilen, bei dem grimmigsten Anlauf den er genommen hatte, und er ließ sich auch heut herbei, den Gegenstand, der ihn so in Harnisch gesetzt, endlich in Ruhe zu besprechen. Es war der angemeldete Besuch seines Bruders Balduin, mit welchem er seit vierzig Jahren alle Verbindung abgebrochen hatte.

„Ich bin ganz vernünftig, Hete! Du sagst, daß wir zwanzig Jahre verheirathet sind, und niemals im Kriege mit einander gelebt haben, ich gebe diese erfreuliche Thatsache zu, kann mich ihrer jedoch nicht rühmen, da ich Dir oft genug Grund zur Kriegserklärung gegeben habe, viel mehr als der arme König Franceschetto seinem wehrwölfigen Vetter von Sardinien. Unser Hochzeitstag fiel mit Deinem siebzehnten

Digitized by Google

Geburtstag zusammen; ich sage das nicht, um Dir unliebsam Dein Alter nachzurechnen, was mit Deinem Aussehen um wenigstens zwölf Jahre differirt. Nur mein Alter wollte ich dabei constatiren, als Entschuldigung für meine durchfahrende, zum Kriege herausfordernde Weise. Ich war bereits ein alter Hagestolz, als ich von Dir bekehrt wurde. Meinem Bruder, der ganzen Sippschaft, der Militärhierarchie, den Cliquen der Gesellschaft, ja der Menschheit, die wirklich für eine Radikalersäufung ohne Arche Noäh reif ist, hatte ich längst Valet gegeben und wenn ich Dich, Alpenröschen, nicht durch einen besondern Zufall gefunden hätte, so würde ich hier in meiner Thalfrau als Versteinerung mein Ende erreicht haben. Zwanzig Jahre haben wir hier in Einsamkeit zusammen gelebt und nun soll ich auf einmal mit Herrn Balduin, zwischen dem und mir schon vor vierzig Jahren das Tischtuch zerschnitten worden ist, wieder anknüpfen! Ich werde ihm antworten, noch heute, wenn Du es wünschest, aber nur in ablehnender Weise. Es geht nicht anders, Hete! Was will er von mir? Noch einmal erben, nachdem er mich schon vor vierzig Jahren bei lebendigem Leibe beerbt hat?"

„Schäme Dich, Arnold!" sagte sie.

„Ich will's, wenn ich ihm Unrecht thue," erwiederte er. „Der große Humboldt — den der alte Feldmarschall einmal bei Tafel in's Gesicht den „Hofweisen" genannt — sagt in den leidigen Enthüllungen d'outre tombe irgendwo, daß Alles auf Erden, selbst die größten, scheinbar edelsten Handlungen, nur aus Selbstsucht geschehen, daß der Egoismus in der Menschennatur begründet, und der Mensch das nichtswürdigste aller Geschöpfe sei —"

„Aber, Arnold!" unterbrach sie ihn. „Wie kann Humboldt das gesagt haben!"

„Ob wörtlich, will ich nicht beschwören, aber dem Sinne nach unbestreitbar. Er hat es geschrieben und es steht gedruckt — zu seiner Apotheose gereicht es freilich nicht. Du kannst mir nicht verdenken, wenn ich als Gefolgsmann Akolyth und Müride Humboldt's auch meinen Herrn Bruder des Egoismus zeihe. Er war einundzwanzig Jahr alt, ich vier Jahr älter, als ich ihm in jeder Beziehung das Feld räumte, vierzig Jahre liegen zwischen damals und heute, er hat den Termin der Verheirathung, den unser Ahnherr bei der Stiftung des Majorats gestellt, nicht versäumt: acht Wochen, nachdem die Braut von Messina gegen Schiller's Tradition Don Manuel ausgeschlagen, hat sie Don Cesar die Hand gereicht, und mit ihm keine erhabene Tragödie, sondern ein bürgerliches Schauspiel aufgeführt. Wie viel Kinder sie ihm geboren, welche davon schon gestorben, welche verheirathet oder gut angestellt sind, und welche noch der Versorgung harren, habe ich aus dem detaillirten Familienbericht seines dicken Briefes nicht recht entnehmen können, weil die Sache zu verwickelt, und nur als genealogische Tabelle, mit Kreide auf den Tisch gezeichnet, zu verstehen ist. Eins aber geht daraus hervor und das ist der Kernpunkt, es sind noch Kinder zu versorgen. Sein Aeltester folgt als Majoratsherr, für die übrigen Söhne und Töchter, da sie nicht katholisch sind, gibt es keine reichen Stellen im geistlichen Stande, keine Domkapitel und Klöster, die Zeit hat aufgehört, wo den jüngern Söhnen des Adels Patente und Expectanzen in die Wiege gelegt wurden, und die Töchter nur auf Liebreiz und Tugend die reichsten Partien machten: ersteres kommt mit Recht, letzteres leider nicht mehr vor. Also abgesehen vom großen Loose, bleibt nur der Onkel aus Amerika, oder sonst ein kinderloser Verwandter! Und sie haben ihn aufgetrieben. Balduin hat nach vierzig Jahren den Verschollenen, der mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung einen andern Namen angenommen hatte, endlich in passablen Umständen wiedergefunden: die Thalfrau, wie ich in einem Anfall burschikoser Erinnerungen aus Jena, mein Haus getauft, mag ihn auch angeheimelt haben, kurz, er hat seine Harpune nach mir ausgeworfen, um mich als fetten Walfisch für seinen Hausbedarf einzuschlachten. Ich werde mir das nicht gefallen lassen, Hete."

„Willst Du mir nun auch ein Wort gestatten, Arnold?" fragte sie.

„Für jedes der meinigen drei! Aber bei Licht. Der Abendwind bläst immer schärfer und aus dem See steigen schädliche Dünste. Wir wollen den lachenden Erben noch einige Jahre trotzen!"

Er stand bei diesen Worten auf und seine Gattin folgte ihm schweigend in das Zimmer, wo unterdessen schon die Lampe angezündet war. Ihr Schein, durch einen

Digitized by Google

gerippten Porcellanschirm gemildert, erhellte den großen Raum nicht ganz, das Ehepaar war aber hellbeleuchtet, wie es neben einander zur ruhigen Besprechung auf dem Sopha Platz genommen hatte. Im Aeußern bildete es einen auffallenden, aber keinen unangenehmen Contrast. Man hätte danach Vater und Tochter vor sich zu sehen geglaubt, nicht Mann und Frau, denn der Unterschied des Alters erschien noch weit größer, als er eben nachgerechnet worden war. Wenn Frau Hedwig wirklich siebenunddreißig Jahre zählte, so hatte ihr Gatte Recht: nach ihrer blühenden Farbe und ihrem ganzen Wesen würde sie jeder Fremde für zehn bis zwölf Jahre jünger gehalten haben, während er seine Vierundsechzig nicht verleugnen konnte. Er war groß und stark, ein echter Sohn des norddeutschen Volksstammes, dem er angehörte, auch sein markiges Gesicht mit dem ehrenfesten Ausdruck trug dasselbe Gepräge, aber es zeigte schon starke Runzeln und das Haar, wenn auch noch voll und kraus, war ergraut. Er würde noch älter ausgesehen haben, wenn nicht der Blick seiner lebhaften Augen und der zuweilen hervortretende humoristische Zug um den Mund seiner Physiognomie eine gewisse Frische gegeben hätte. Seine Oberlippe war mit einem knapp gehaltenen, militärisch aufgestutzten Bart besetzt, Wange und Kinn aber glatt rasirt, wie es zur Zeit, als er den Dienst verlassen, Sitte gewesen war. Abbildungen moderner Kriegsleute mit fußlangen Backenbärten, die er in illustrirten Journalen gesehen hatte, waren immer Gegenstand seiner Verwunderung und seines Spottes gewesen: der Alte hat kein Verständniß für die wichtigsten Erscheinungen der Neuzeit.

Diesem breitschultrigen alten Herrn zur Seite saß die schlanke, zarte Frau, jugendlich noch in ihrem Wuchs und ihrem ganzen Wesen, eine Brünette mit dunklem Teint und feinem Gesicht, deren schwarze Augen einen Strahl von zündender Wirkung hatten, wenn sie zuweilen in Affect gerieth. Im Widerspruch mit ihrem altdeutschen Namen glich sie eher einer Südländerin aus romanischem Blute und doch war sie eine echte Tochter des deutschen Volkes, dem Herkommen nach, wie auch an Gemüth und Treue.

„Bist Du nun in der Verfassung, Arnold, mir die zugesagten drei Worte zu erlauben?“ fragte sie.

„Drei Worte nenn ich euch, inhaltsschwer — nicht wahr? Bruderkuß, Erbtractat, Succession! Kann ich gut rathen?“

„Wenn Du nicht ernst bleiben kannst, so vertagen wir es lieber.“

„Vertagen! Abscheuliches Wort! Darum kommt unsere Zeit zu nichts, weil sie nichts gründlich austragen, sondern Alles vertagen will auf künftige Vereinbarung. Sprich, ich gebe Dir mein Wort, Dich nicht zu unterbrechen.“

„Du hast Deinem Bruder eben so wenig als Dir selbst, einen Vorwurf zu machen,“ sprach Hedwig darauf mit ihrem herzlich klingenden Tone. „Ich habe gesagt, daß Du nicht ganz freiwillig sein Glück begründet hast, gib mir das zu — es war nicht Dein Gedanke, Du nahmst ihn nur auf, als er Dir angedeutet wurde, ohne daß Balduin eine Ahnung davon hatte. Die Mutterliebe, welche Euch Beide in gleichem Maß umfaßte, hatte diesen Ausweg gefunden — sie wollte für Dich die günstigsten Bedingungen daran knüpfen: Du verschmähtest diese und brachtest das Opfer rein und frei, ließest Balduin keine Zeit, es zu beschränken oder ganz abzulehnen, ja Du zweifeltest selbst daran, ob er vor Deiner Abreise auf Niewiedersehen überhaupt etwas von der ganzen Idee gewußt hat. Daß er nach Deiner schriftlichen, in vollgültiger Weise legitimirten Entsagung in das Majorat eintrat, das ihm ohnehin nach den alten Statuten in wenigen Monaten hätte zufallen müssen, wenn Du nicht einen raschen Entschluß zu einer Ehe um jeden Preis gefaßt hättest — das kannst Du Balduin unmöglich verdenken, ebensowenig, als daß er die Geliebte, nachdem durch diese wunderbare Wendung seines Geschickes alle Hindernisse ihrer Verbindung verschwunden waren, bald heimführte. Ich weiß ja das Alles nur durch Dich, Du hast mir kein Geheimniß daraus gemacht, was in Dir zu jener Zeit vorgegangen ist und — ich bin nicht eifersüchtig darauf! — Wenn Du aber gegen Balduin keinen Groll haben kannst — wie soll ich mir, da ich Dein Gemüth kenne, diese Aufregung, mit welcher Du den Bruder, als er Dich endlich gefunden hat, abwehren willst, anders deuten, als — “ sie legte bedeutungsvoll die Hand auf das Herz. „Nun, Arnold, hab'

ich Recht? Die alte Zeit ist Dir wieder nah getreten!"

Sie erwartete seine Antwort. „Nein, Hedwig!" sagte er ebenso herzlich. „Das ist es nicht. Das ist vorüber — ich weiß nicht, ob ich mit Adelgunde glücklich geworden wäre, jedenfalls wäre ich nicht so glücklich, als mit Dir, denn mir ist kein Wunsch übrig geblieben, der mein Glück noch erhöhen könnte."

„Gar keiner?" fragte sie, indem sie ihm innig in die Augen blickte.

„Du kommst wieder auf das oft besprochene Thema," versetzte er. „Kinder sind ein Gottessegen, heißt es wohl — ob sie die Eltern immer glücklich machen, ist eine andere Frage. Fehlen uns Kinder, so ist uns vielleicht manche Freude versagt, aber dafür unendlich viel Sorge und wahrscheinlich auch Kummer erspart. Ich würde durch Kinder nicht glücklicher geworden sein, als ich bin. Ob Balduin durch seine zahlreiche Nachkommenschaft, ob er überhaupt durch Adelgunde glücklich geworden ist, weiß ich nicht; ich habe nie danach geforscht, habe überhaupt alle Brücken hinter mir abgebrochen. Und nun fährt der Mann Pontons ein, um eine Brücke über den breiten Strom zu schlagen, wie die Preußen über die Schlei. Ich habe keinen Groll gegen ihn, ich will aber meine Ruhe haben. Die Thalfrau, als eine Seefeste, soll vor fremder Invasion sicher sein. Und wenn er sie etwa eines förmlichen Angriff's mit Laufgräben und Breschbatterien durch Ueberfall und Sturm nehmen wollte, so sprengen wir uns in die Luft, Hete, oder ziehen uns tiefer in den Urwald zurück, wie die Rothhäute jenseit des Ocean's vor der einbrechenden Civilisation. Ich will Niemand aus der Welt, die ich hasse, in mein Haus aufnehmen."

„Hast Du wirklich keinen andern Grund, so gib Dir mit Balduin ein Rendez-vous, zehn, zwanzig Meilen von hier. Die Hand, welche er Dir so brüderlich bietet, kannst Du nicht zurückstoßen. Es wäre nicht ehrenhaft."

Er blickte sie eine Weile zweifelnd an. „Thalfrau!" sagte er dann, „Du hast das Ei des Columbus durch einen etwas harten Aufstoß zum Stehen gebracht. Also sei es! Ich werde ihm ein Rendez-vous bestimmen, nicht so nah als Du sagst, sondern an einer Landesgrenze, wie zum Duell. Man muß sich den Gegner nicht zu dicht heran kommen lassen, sonst schlägt ihn keine Salve mehr ab. Zurückgestoßen würde ich die mir gebotene Hand nicht haben, sondern nur mit äußerster Decenz sanft zur Seite geschoben. Indessen wäre das auch nur ein schwächliches Vertagen gewesen. Ich will die Sache denn gründlich zu Ende bringen und zu Deiner Gemüthsberuhigung sollst Du mich begleiten als Secundantin. Ja, ich könnte wünschen, daß er seine Burgfrau mitbrächte, damit sich die Thalfrau mit ihren nie zu täuschenden Augen überzeugen könnte, ob Balduin mit ihr glücklich ist."

„Ich nehme Dich beim Wort, Arnold, schreibe nur bald und bestimme den Ort. Meiner Augen kann ich mich aber nicht rühmen, wie Du weißt. Sie werden oft genug getäuscht. Den Namen, den Du seit einiger Zeit von unserm Hause auf mich überträgst, möchte ich ablehnen: in Deinem Munde klingt er anders, als in dem der Leute, die ihn für eine Personification halten mögen. Bei Dir klingt er wie eine Verspottung, die mich nur lächerlich macht."

„Hedwig!" sagte er vorwurfsvoll. „Wie sollte ich Dich verspotten wollen! Es ist ein harmloses Wort — wie so oft grade den Liebsten wunderliche Beinamen gegeben werden, die nur in fremden Ohren lächerlich klingen, denen soll man sie aber auch nicht zu hören geben. Laß Dir immer die Thalfrau gefallen, man denkt dabei nur an ein trautes und segenbringendes Wesen! Wie ich dazu gekommen bin, dies Haus die Thalfrau zu benennen, weiß ich heute nicht mehr, es würde mir sehr schwer werden, von allen meinen Einfällen Rechenschaft zu geben — daher schrieb auch mein Oberst zu verhängnißvoller Stunde in meine Conduitenliste: „ein unruhiger Kopf," und damit war es um mich geschehen, ich war in den Augen der Höhern und Höchsten ein gefährliches Subject. Bei Jena liegt ein Gehölz, die Thalfrau genannt — für mich knüpfen sich aber in keiner Weise Reminiscenzen daran. Daß ich mein Haus danach getauft habe, ist unzweifelhaft, warum aber, das habe ich vergessen. Das Volk, nicht ich, hat die Benennung auf Dich übertragen und der Volksmund heiligt bei Dir, als Popularin, Alles: bleibe also nur die Thalfrau,

es klingt ahnungsreich, folglich romantisch."

„Sei es denn!" erwiederte sie lächelnd. „Ich will mir auch die Popolarin gefallen lassen, wenn Du sie nicht im verächtlichen Sinne meinst. Du bist ja auch ein Volksfreund, Arnold — würdest Dich nicht besinnen, wie Dein Namensvetter von Winkelried Dich zu opfern, wenn es die Rettung Deines Volkes gälte. Willst Du heut' noch an Balduin schreiben?"

„Erst muß ich den Globus zu Rath ziehen, wohin ich den Ort unserer Zusammenkunft verlege!" entgegnete er.

„Schreibe aber nicht, daß ich Dich begleiten werde," bat sie.

„Ich verstehe Dich!" sagte er. „Balduin könnte dadurch veranlaßt werden, seine Burgfrau mitzubringen, dies Zusammentreffen würde Dir peinlich sein, gestehe es nur! Jede andere Frau wäre neugierig, die erste Liebe ihres Mannes kennen zu lernen — Du bist aber nicht wie andere Frauen und darum ist jene erste Liebe auch nicht meine einzige geblieben — ja, ich kann Dir sagen, Hedwig, daß ich Strohfeuer für Naphta gehalten habe!"

Sie lachte. „Dein Oberst mag schon Recht gehabt haben!" versetzte sie.

II.

Es war ein schönes, vom großen Strome der Touristen noch unentweihtes Stück Bergland, in welchem sich der Mann, der mit der Welt nichts mehr zu schaffen haben wollte, seine Freistatt erwählt hatte. Der waldige Vorsprung, auf welchem das Haus erbaut war, beherrschte den ganzen buchtenreichen See, welcher sich in einem Thale mit steilen Hängen von Süden nach Norden streckte, von einem Bergflüßchen gebildet, das, vom höhern Gebirge kommend, sich mit einem kecken Sprunge aus einem Felsenspalt in die grüne Tiefe stürzte, wo es sich's rechts und links bequem machen konnte, bis es wieder zusammengedrängt von der Thalenge zornig nach der Senkung nordwärts abfloß. Wasser belebt eine Landschaft, wie ein schönes Auge das Menschenantlitz. Vom Balcon des Hauses, dessen Baugrund wie ein Vorgebirge weit in die Fluth hineinragte, konnte man zu jeder Tageszeit den See in anderer Beleuchtung schauen, durch welche das Bild, wenn auch die Formen dieselben blieben, stets einen neuen Charakter gewann. Daher verlebte auch der Hausherr den größten Theil des Tages, so lange es die Witterung und Jahreszeit irgend zuließ, auf seinem, in großartigem Stile erbauten Balcon, aber keineswegs in süßem Nichtsthun oder in lebensmüder Beschaulichkeit. Wenn er erklärt hatte, daß er alle Brücken hinter sich abgebrochen habe, daß er die Welt hasse, und die ganze Menschheit als seinen Feind ansehe, so war das eine seiner gewagten Behauptungen. Die Menschheit als solche hatte ihm nichts gethan, für die Welt hegte er in seiner Zurückgezogenheit noch ein lebhaftes Interesse und die Brücken zu ihr hatte er durchaus nicht abgebrochen, höchstens aufgezogen, sodaß sie zu jeder Zeit wieder herunter gelassen werden konnten. Verbindung oder Umgang mit den gebildeten Familien seiner Nachbarn hielt er freilich nicht, wohl aber mit den Hirten und Jägern des Gebirges und den Dorfleuten drüben, und die Kariolpost, welche das zwei Stunden von hier gelegene Bergstädtchen passirte, brachte regelmäßig für ihn Zeitungen und Journale, so wie in unbestimmten Fristen neue Bücher, die er verschrieben hatte. Der Balcon war, wenn irgend möglich, sein Lese- und Studirzimmer, und der Zugang zu demselben durch seine Bibliothek, die eine vielseitige Bildung seines Geistes bekundete. Nach Allem, was sich aus dem splendiden Bau seines Hauses und dem ganzen Gebahren des Fremden, der sich hier eingesiedelt hatte, entnehmen ließ, mußte er ein sehr reicher Mann sein; mit Spannung hatte man seinen ersten Besuchen entgegen gesehen, um ihn und seine Frau, welche nach Aussage der Landleute wohl vierzig Jahre jünger als er und eine wahre Schönheit sein sollte, kennen zu lernen, auch die Einrichtung seines Hauses in Augenschein zu nehmen, aber die erwarteten Visiten blieben gänzlich aus und man mußte schon auf den verhofften neuen Umgang verzichten. Daß der Mann ein Sonderling sei, hatte man schon aus dem fabelhaften Namen vermuthet, unter welchem er, mit Genehmigung der Regierung, sein Haus in das Kataster des Bezirks hatte eintragen lassen. Die Thalfrau! Eine halbe Verrücktheit gehörte dazu, ein Gebäude, und wenn's ein Zauberschloß gewesen wäre, mit einem solchen Unsinn zu bezeichnen — er hatte aber wohl

Digitized by Google

damit auf seine schöne junge Frau gezielt und der Antrag war von dem Decernenten, dessen erste Dummheit es nicht gewesen wäre, nur falsch verstanden worden: Petent hatte sich das aberwitzige Decret aus Jocus gefallen lassen, der Name hatte aber im Volke sogleich den richtigen Weg gefunden. Mochte in den amtlichen Listen das neue Haus, das an die Stelle der alten Burgtrümmer getreten war, als „Thalfrau" figuriren und dieser Blödsinn auch auf die in Aufnahme begriffene Specialkarte des Bezirks kommen, das Volk nannte es das „Burgele" wie auch die Ruine, weil ihre Geschichte vergessen war, keinen andern Namen bewahrt hatte und verstand unter der Thalfrau immer die Ehegeliebste des alten Herrn, die im Lauf der Jahre sich als ein hülfreicher Engel der Hütten bewährte. Warum ihr Mann sie in das einsame Thal geführt hatte und mit ihr ganz für sich lebte, darüber dachten die einfachen Menschen nicht nach. Ihnen war ja dies Thal Alles und wen von ihnen sein Schicksal einmal in die Fremde führte, der bekam das Heimweh — warum sollte sich das alte Paar also hier nicht wohl fühlen, wo es so schön war? Gebildetere dachten anders. Sie suchten den Grund zu dieser Weltflucht und gänzlichen Zurückgezogenheit in einer grausamen Eifersucht, zu welcher der Graubart, dem man wenigstens dreißig Jahre mehr gab, als seiner jungen Frau, allerdings berechtigt war. Seit ihrer Ankunft schien das Paar, gegen die Gesetze der Natur, im Alter noch mehr auseinander gekommen zu sein, wenigstens wollten das die ältern Herrn, welche sich jener Zeit erinnern konnten, behaupten. Der Mann war zum Greise, die Frau, wie ein kühner Witzbold sich ausgelassen hatte, zur Jungfrau geworden. Was sollte daraus noch werden!

Auf einem Kahne, welcher ziemlich früh am Morgen den See in seiner Länge befuhr, wurde diese Bemerkung wiederholt und erregte ein munteres Gelächter. „Sie sind aber doch zu scharf!" sagte ein junges Mädchen zu dem Manne, der sich über die Thalfrau in diesem Sinne geäußert hatte und ein neues Gelächter, das jetzt ihr galt, machte sie ganz betroffen. Was hatte sie denn gesagt, das solche Heiterkeit hervorrufen konnte? War Herr von Ingler denn nicht scharf?

„Ich will mich nicht mit fremden Federn schmücken," erwiederte dieser, indem er sich seine beiden langen und dicken Bartgehänge behaglich strich. „Der Witz rührt von unserm Freunde Rattonitz her, der so ehrbar bei dem Papa sitzt, als könne er kein Wasser trüben! Mißfällt Ihnen die kolossale Naturwidrigkeit seiner Behauptung, so mag er sich verantworten."

Der Aufgerufene, der mit einem alten wohlhäbigen Manne hinter dem jungen Mädchen und dem Manne mit dem „englischen Barte" saß, hatte wirklich ein ganz ehrbares Gesicht, in dessen nüchternen Zügen Niemand eine Spur von schnöder Witzsucht finden konnte. — „Auch ich habe nur auf dem Ausspruche Papa's weiter gebaut," sagte er und wiederum lachte die Gesellschaft, daß nun die schöne Behauptung gar auf Papa sitzen blieb.

„Ei, ei, Papa Mader!" sagte der Bärtige. „Was muß ich an Ihnen erleben!"

„Ich habe nix weiter gesagt," entschuldigte sich der Papa mit einem etwas verlegenen Lächeln, „als daß ich die Leutchen hier habe ankommen sehen und daß er jetzt viel älter, sie viel jünger aussieht als damals. Weiter nix! Was ihr tolles Volk daraus macht, ist nicht meine Invention."

„So würde am Ende der süperbe Witz vaterlos bleiben," rief Herr von Ingler, — „wenn nicht vielleicht Fräulein Clementia ihrem Namen Ehre machte und ihn gnädig adoptirte?" Neues, schier unauslöschliches Gelächter, in welches auch das junge Mädchen unschuldig mit einstimmte, nicht ahnend, was eigentlich die beiden Herren dazu reizte.

Auf dem Balcon, unter welchem der Kahn, von dem kräftigen Ruderschlage eines Schiffermädchens aus dem Dorfe gelenkt, vorüberfuhr, saß der Herr des Hauses und schrieb. Das schallende Gelächter machte ihn aufmerksam, er legte die Feder hin und blickte hinab.

„Sehr lustig!" sagte er zu seiner Frau, welche in einiger Entfernung von ihm mit einer Handarbeit beschäftigt war. „Möchtest Du nicht mitfahren und mitlachen, Hete?"

„Wir können das auch, Arnold!" erwiederte Hedwig. „Wenn Du im Kahn lachst, ist er dem Umschlagen ausgesetzt. Die Theres' da unten wurde einmal ganz böse darüber."

„Ist das die Theres'?" entgegnete er.

„Kannst Du mit Deinen jungen Augen die lustige Gesellschaft erkennen, welche die wackere Lootsin heut' fährt?"

„Maders — erkennst Du sie nicht?" fragte Hedwig verwundert.

„Mir wurde schwarz vor den Augen durch den Sappeurbart unten, der das ganze Thal verdunkelt! Ich weiß wohl, daß es Mode ist und die hohe und höchste Aristokratie derlei Allongenperrücken an der Backe trägt, zu meiner Zeit nannte man es aber einen russischen Kutscherbart. War es denn die kleine niedliche Clementine, welche im Schatten des Haarstrauchs, Peucedanum Linnaei, ruhte? Ihre Rückendeckung im breiten Filz also Papa Mader — wer aber neben ihr und ihm?"

„Neben dem Vater? Hast Du Rattonitz wirklich nicht erkannt?"

„Ja, liebes Kind, der ist eigentlich nie zu erkennen, weil sein nichtssagendes Gesicht immer mit seiner Umgebung verschwimmt und dieselbe Couleur annimmt, die um ihn vorherrscht. Ich habe ihn einmal unter grauen Klippen liegend gefunden und wäre fast auf seine Schulter getreten, weil ich ihn auch für einen grauen Stein hielt, dann fand ich ihn ein andermal unter den Schiffermädeln, roth wie eine Rose, daß ich glaubte, eine hätte sich spaßhaft als Mann verkleidet. Rattonitz also! Den Karrirten im Bart kennen wir wohl Beide nicht. Die hübsche Mader Clementine mag sich in Acht nehmen, daß sie nicht eine Ovid'sche Metamorphose an sich selbst erlebt — nennst Du nicht das lichtblaue grünumsponnene Blümlein Braut in Haaren, oder Jungfer im Netz?"

„Ich denke, die Welt interessirt Dich nicht und die Menschheit ist Deine Feindin?" sagte Hedwig.

„Meine Erbfeindin! Ich fliehe sie, weil ich Einzelner sie im Kampfe nicht bestehen kann — selbst ein Roland ist der Uebermacht erlegen — aber ich mache aus sicherm Versteck Thierstudien an ihr. Willst Du mir beistehen, so frage die freisame Theresia gelegentlich, wen sie heut' den See entlang gerudert hat."

„Ich will es!" erwiederte Hedwig, indem sie dem Kahne nachblickte, der unterdessen seine Fahrt zu Thal fortgesetzt hatte. — „Werde ich Deinen Brief an Balduin bald lesen?"

„Ich kann schließen," sagte er, die kaum gefüllte Seite des Blattes flüchtig überschauend. „Zu sagen habe ich ihm nichts mehr. Höre mir zu, ich werde Dir meine Epistel vorlesen. Lieber Bruder! Viel Wasser ist von den Bergen in allen Richtungen abgelaufen, seitdem ich ausgewandert bin und wie eine Schlange meine Haut abgeworfen habe. Du hast Deinen Brief an Herrn Günther adressirt, der bleibe ich — Du hast Dich in der Thalfrau angemeldet, ich kann nur annehmen, daß Du die Thüringische meinst, denn die hiesige ist eine Nachbildung des Marterinstruments mittelalterlicher Burgverließe, die jeden, der ihr in die Arme fällt, mit Dolchen und Sensenklingen tödtet — ohne Flausen gesprochen, Deinem Besuche hier steht mein Gelübde entgegen, keine Besuche mehr zu machen oder zu empfangen. Ich setze voraus, daß es wirklich eine wichtige Angelegenheit ist, welche Du mit mir zu besprechen hast und schlage daher zum Orte unsers Wiedersehens Oberlahnstein vor, bequem zu erreichen mit Dampf zu Wasser und zu Lande. Am fünften September, Dienstag, treffe ich mit dem Mittagszuge dort ein, der Perron ist weit genug, alle unsere Geheimnisse unbelauscht besprechen zu können. So weit bin ich," fuhr Arnold gegen seine Frau gewendet fort. „Du siehst, ich habe Deinen Wunsch erfüllt und kein Wort von Dir geschrieben. Wahrscheinlich hat er gar keine Ahnung, daß ich noch geheirathet habe. Es bleibt aber dabei, Du begleitest mich als Dolmetscher meiner Gefühle, die ich oft nicht präcis genug ausdrücken kann. Er hat dann, wenn wir uns wieder trennen, eine große Neuigkeit heimzubringen. Laß mich denn kurz den Brief schließen." Ohne noch ein Wort hinzuzufügen, unterzeichnete er nur: Arnold Günther, schrieb auf das Couvert: Herrn von Trachau, Hohenwindhorst im Fürstenthum Grubenhagen, Königreich Hannover.

„Siehst Du, Hete, das klingt anders, als Arnold Günther. Der altadelige Stamm, dessen abgebrochener Zweig ich bin — Windbruch, forstgerecht ausgedrückt! — stammt aus Baiern, wie Dir schon der Name besagt, daß er nicht niederdeutschen Ursprungs sein kann. Als Heinrich der Stolze zu seinem Herzogthume Baiern auch noch Sachsen vom Kaiser Lothar, seinem Schwiegervater bekam, vergab er mehrere heimgefal-

Digitized by Google

lene sächsische Lehne an bairische Freunde, zu denen auch ein Trachau gehörte. Hohenwindhorst hieß das Lehen, das nun der Stammsitz der Trachau's im neuen Welfenlande wurde und einer der spätern Nachkommen, Arnold geheißen, wie ich, hat dann das Majorat gestiftet mit der verhängnißvollen Urkunde, die jeden spätern Majoratserben zum Heirathen vor dem vierundzwanzigsten Jahre verurtheilt, wenn er nicht das Majorat verlieren will, das sodann auf den nächsten Erben übergeht. Daß ein Arnold nach vierhundert Jahren der erste sein würde, dies Exempel zu geben, hat sich der alte Herr in seiner Propagationswuth nicht träumen lassen. Dafür ist der neue Arnold aber auch vom Stamme abgebrochen. Ja, Hete, Du brauchtest nicht als Thalfrau gewissermaßen verhext hier am See zu hausen, wenn ich Dich vor vierzig Jahren kennen gelernt hätte!"

„In Deiner Gelehrsamkeit vergißt Du, daß ich vor vierzig Jahren noch nicht geboren war," versetzte Frau Günther ruhig.

„Sehr unrecht von Dir oder wer sonst die Schuld trägt!" entgegnete er. „Bedenke die Folgen!"

„Der Bote wartet auf Deinen Brief," erinnerte sie.

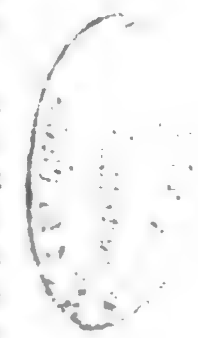
Er siegelte ihn rasch. „Vielleicht kann der Mensch drüben erfahren, wer den Kahn beim alten Maaßhuber bestellt hat," sagte er. „Auf dem Rückwege vielleicht, denn die Theres' ist wohl noch nicht wieder da, sie fahren gewiß bis Sanct Johann, wenn sie dem Barbalonga etwas zeigen wollen. Soll's aber gescheut anfangen, daß sie nicht denken, es kommt von mir."

„Willst Du nicht ehrlich gegen mich sein, Arnold?" fragte Hedwig.

„Bin ich unehrlich?" rief er. „Einen Fahnenschwenker her, daß er mich wieder zu bürgerlichen Ehren bringt! Wenn Du es aber einmal gesagt hast, mag's bis die Fahne über mir geschwenkt wird, dabei bleiben! Was meinst Du denn eigentlich?"

„Daß der Fremde Dir aufgefallen ist, daß Du vielleicht eine bessere Vermuthung hast, wer er sein kann, als ich!"

„Thalfrau, Du bist eine Hexe! Ich lasse Dich öffentlich verbrennen auf dem Dorfplatze drüben! Wenn ich aber durchaus ehrlich sein soll, so fange ich bei Dir an. Aufrichtig gesprochen, ich kann dies Seelenspioniren nicht leiden, man möchte sich vor Dir mit undurchsichtigem Glase umblasen lassen, Du siehst, wie man trivial zu sagen pflegt, durch ein eichenes Brett, wenn man's noch so dick vor'm Kopfe trägt, bis in's Gehirn hinein. Willst Du denn durchaus Recht haben, gut! Der Langdoppelbart ist mir allerdings aufgefallen, ich glaube zu wissen, wer er ist und daß mich keine zufällige Aehnlichkeit getäuscht hat. Damit beruhige Dich, mehr sage ich Dir nicht." Er sprach das mit Heftigkeit, die Stirnadern schwollen ihm dabei. Konnte er in so plötzlichem Wechsel unfreundlich sein, wie draußen das Wetter? Eben noch heiterer Himmel und Sonnenschein auf der spiegelglatten smaragdgrünen Fluth und jetzt schon dunkle Wolken, ein Föhn, der plötzlich aus der Klippenschlucht am Nordende des See's hervorgebrochen war und die ganze Länge desselben fegte, hohe Wellen mit weißen Kämmen aufwühlend! Hedwig erwiederte nichts. Wie sie die Natur ihres Bergsee's kannte, so wußte sie auch, daß es bei ihrem Gatten am besten war, nicht dem Sturme zu trotzen, sondern zurückgezogen ihn vorüberbrausen zu lassen. Er wurde dann vielleicht für eine Weile noch heftiger, aber das ging vorüber und Alles wurde dann wieder freundlich.



Der Föhn, der so plötzlich aufgesprungen war, hatte den Kahn, welcher den See befuhr, grade an einer sehr gefährlichen Klippe überrascht, wo er leicht an das Felsenufer geworfen werden und zerschellen konnte. Die kräftige Schifferin, welche das Ruder führte, wußte jedoch der Gefahr zu entgehen und mit Anstrengung all' ihrer Kraft eine Bucht zu gewinnen, in welcher das kleine Fahrzeug vor dem wildesten Ungestüm einigermaßen geschützt lag. Jetzt erst beantwortete sie die Vorwürfe, mit welchen sie der langbärtige Herr beim Ausbruch des Sturmes überhäuft hatte. Sie, als Landeskind, meinte er, müsse doch die Vorzeichen kennen! Mit dem Föhn kämpfend, hatte sie nur den Kopf mit dem Spitzhut ein wenig in den Nacken geworfen, um gegen diese unsinnige Behauptung sich zu verwahren, jetzt aber, als sie das Ruder niedergelegt, wandte sie sich zu dem Fremden und vertheidigte sich mit wenig Rücksicht auf seinen Stand. Bei ihrem Dialect, den er nicht recht verstand, und dem Brausen des Sturms und der Wel-

Digitized by Google

len blieben indessen ihre Worte ziemlich wirkungslos. Rattonitz lachte und Papa Mader hüllte seine Tochter vorsorglich von Kopf zu Fuß in seinen Plaid, da der Regenguß wohl nicht lange auf sich warten lassen würde. Zwar blieb derselbe noch aus, und die Schifferin meinte, daß er gewöhnlich, wenn ihn der Föhn nicht gleich mitbringe, ganz ausbleibe, aber dann lege sich der Sturm auch nicht sobald und habe schon einmal drei Tage getobt.

„Das klingt ja sehr erbaulich!“ sagte Ingler, ein Ritardando des Brausens benutzend. „Haben Sie Proviant für drei Tage mit, Papa Mader? Sonst können wir hier gemüthlich verhungern.“

Der Sturm übertönte die Antwort des dicken Herrn, dessen behagliche Laune ebenfalls sehr gestört schien; es war wohl vorzüglich die Sorge um seine Tochter, welche ihn beunruhigte. Immer stärker wurde der Wellenschlag, der auch in die Bucht eindrang und den Kahn in ein bedenkliches Schwanken brachte. Er lag hinter einem Felsen, welcher, ähnlich dem Vorsprung der „Thalfrau,“ vom Ufer weit in den See hineinragte, sodaß sich die Wellen an ihm brachen und der Kahn dadurch vergleichsweise geschützt war. „Sitzen's stat!“ rief die Schifferin zornig, als Ingler mit seiner großen Gestalt dem Schwanken des Kahn's begegnen wollte und ihn dadurch noch mehr in's Schaukeln brachte. Ihr schriller Ton drang durch den Sturm und was sie wollte, war nicht mißzuverstehen. Rattonitz beugte sich zu seinem Freunde vor und suchte ihm, dicht an sein Ohr den Mund gebracht, ernsthaft zu bedeuten, daß er den Kahn in Gefahr umzuschlagen setze und daß der See an dieser Stelle unergründlich tief sei. Alles sehr richtig, aber die Mahnung still zu sitzen, schien ebenso schwer zu befolgen, als im Gefecht die des Truppenführers an junge Mannschaft, sich vor feindlichen Kanonenkugeln nicht zu bücken. Theres' erregte Ingler's Bewunderung, wie sie fest aufrecht stand im Vordertheil des Kahnes, aber sie mochte vielleicht schon manchen Sturm auf ihrem See erlebt haben: Napoleon's alte Garde bückte sich auch nicht mehr vor russischen oder preußischen Kugeln, nachdem sie die österreichischen in zehn Feldzügen hatten pfeifen hören. Der große, schöne Mann mit dem mächtigen Barte kam sich vor wie ein junger vornehmer Offizier in seiner ersten Schlacht, der wohl weiß, daß er, wie bang ihm auch das Herz klopfen mag, in den Augen der Soldaten verloren ist, wenn er das kleinste Zeichen von Furcht blicken läßt: er beneidete jetzt die von ihm oft angefeindete Kaste um das sogenannte Point d'Honneur, das er stets verhöhnt hatte als veraltetes Vorurtheil; in seiner eigenen Brust hatte er es getödtet, als er die erste Herausforderung zum Zweikampf als lächerliche Barbarei aus dem Mittelalter ausgeschlagen und seinen Gegner deshalb verklagt hatte — heut' fühlte er doch, daß es unter Umständen verwerthet werden könne. Den jungen Kriegsmann stählt es, daß er sich nicht schwach zeigt, ihm in der heutigen Calamität des möglichen Ertrinkens oder Verhungerns hätte es wenigstens die Kraft geben können, nicht bei jeder Welle, die eine Seite des Kahnes hob, krampfhaft um sich zu greifen.

Da warf ihm plötzlich eine starke Woge, die den Kahn traf, das liebliche Kind neben ihm an die Brust und er verlor in diesem Bewußtsein für einen Moment alle Furcht — sein Arm umschloß das junge Mädchen, um es zu halten und drückte es fest an sein Herz. Ein lauter Aufschrei der Schifferin, ein Sprung derselben vom Kahn in die Fluth — Clementinen's entsetzlicher Angstruf: „Vater!“ Die Woge hatte den Vater wie sein Kind nach der andern Seite geworfen, aber vom Kahne hinweggerissen, da Rattonitz, tief gebückt, mit beiden Armen auf seine Knie gestützt, ihm keinen Anhalt geboten hatte. Ingler war aller Fassung beraubt — Rattonitz richtete sich aber auf und rief besonnen: „Um Gotteswillen, Cousine! Geben Sie sich nicht der Verzweiflung hin. Sie rettet ihn — sie kann tauchen und schwimmen!“

Wie durch Zaubergebot war der Sturm während dieser schrecklichen Augenblicke beschwichtigt — so plötzlich, wie er in das friedliche Thal eingebrochen war; am Felsen brandeten aber mit unveränderter Gewalt die Wogen und überstürzten sich in die Bucht hinein, schwarz und furchtbar anzuschauen. Da tauchte es empor — grausame Täuschung! Es war der Hut der Schifferin, den ihr die Wasser entrissen hatten, einen Moment erschien er über dem Schaum eines Wellenkammes, da begrub ihn der nächste wieder in die Tiefe, wo das entschlossene Mädchen wohl auch sein

Digitized by Google

Grab gefunden hatte. Ein Krampf schnürte Clementinen's Herz, das sich schon dankathmend zu Gott erhoben hatte, wieder zusammen und die schaurige Nähe eines gewissen Todes ließ die Männer beben, welche unverwandt in die Fluth starrten, ob sie ihren Raub nicht zurückgeben werde. Wenige Momente waren es nur, seit das Entsetzliche geschehen war, sie dünkte den Betroffenen aber eine Ewigkeit! Siehe! da hob sich doch ein Arm, ein Kopf — und ein Schrei des Entzückens rang sich von den Lippen der Tochter, als sie, vom Arm der muthigen Taucherin gehalten, auch das Haupt ihres Vaters erblickte, in Ohnmacht zwar, aber so Gott wollte, doch gerettet! Zwei kurze Secunden noch, so hatte der Kahn ihn durch die vereinten Bemühungen wieder aufgenommen, die Schifferin aber stieg nicht hinein, sondern schwamm an das Ufer, wohin Rattonitz, der das Ruder ergriffen hatte, den Kahn jetzt lenkte. Vor Kurzem noch wäre es unmöglich gewesen, die einzige Landungsstelle, die es bot, im Sturm zu erreichen, jetzt galt es nur, die hochgehenden Wellen zu bekämpfen und Rattonitz war ein Sohn dieser Berge, der es verstand.

Der Vater wurde nun aus dem Kahne an das Land gebracht und sanft in das Gras gelegt. Es gelang nach einiger Zeit, ihn in das Leben zurückzurufen und Clementine fand nun erst, als er die Augen aufschlug, die lindernde Thräne, welche in heißem Dankgebet floß. „Du verdienst eine goldene Krone, Mädchen!" rief Ingler, der sich selbst erst wiedergefunden hatte, seit er festes Land unter seinen Füßen fühlte. „Ich verspreche Dir einen Mahlschatz, daß Du die gesuchteste Partie des ganzen Oberlandes werden sollst!"

Sie hörte aber nicht auf ihn, sondern war noch um den alten Mann bemüht, der sich nach und nach erholte, wenn er auch das Bewußtsein noch nicht völlig wieder gewonnen hatte. Endlich schien er auf die zärtliche Stimme seiner Tochter zu achten, denn er richtete einen Blick auf sie, der ihr für das ganze Leben unvergeßlich blieb.

„Gibt es keinen Landweg von hier nach Aggskirchen?" fragte Ingler heimlich seinen Freund, als dieser vom stummen Werk der Menschenpflicht sich endlich aufrichtete. „Der See geht doch noch zu hoch, der arme alte Herr kann nicht in neue Gefahr gestürzt werden, und seine Retterin trieft — die Rückfahrt wieder zu Wasser zu unternehmen, wäre auf die Dauer nicht angenehm. Ein Weiler, ein Haus wird doch in der Nähe sein!"

Rattonitz warf ihm einen unfreundlichen Blick zu. Er neigte sich nochmals zu der Schifferin nieder, welche immer noch neben der knieenden Tochter mit dem Geretteten beschäftigt war und flüsterte ihr eine Frage in das Ohr. Sie nickte. „Vater, ich bin bei Dir! Gott ist uns gnädig gewesen!" rief Clementine jetzt, da er sie anlächelte, mit freudigem Tone. „Die brave Theres' hat Dich gerettet!"

Die Schifferin schüttelte froh lächelnd den Kopf gegen sie, sah nach dem Himmel und auf den noch immer brausenden See und wandte sich dann zu Rattonitz. „Ja, ja! Es wird das Beste sein — ich geh' schon!" sagte sie. Lächelnd blickte sie dann an sich nieder, ihre triefenden Röcke waren in einem üblen Zustande. Aber es half doch nichts, Rath und Hülfe mußte schnell geschafft werden. Sie erklärte der aufschauenden Clementine, daß sie zur Thalfrau gehen werde, über den Weichsattel zum Burgele sei nur eine kleine halbe Stunde zu steigen, in einer Stunde könne sie zurück sein, den Vater möchten sie nur unterdessen recht behüten und ihm eine Stärkung geben — sie deutete nach dem Kahne, den sie an das Land gezogen hatte, dort wußte sie unter der Bank einen Deckelkorb mit Erfrischungen. Begleitet von Clementinen's warmem Dank und der Bitte Ingler's, sich recht zu beeilen, machte sie sich dann auf den Weg und stieg sogleich den nächsten steilen Berg hinan, wo sie unter den Tannen verschwand.

III.

„Das war eine böse Gondelfahrt, Onkel Mader!" sagte Rattonitz, welcher dem Durchnäßten, der noch sehr schwach war, den Plaid überbreitete. Durch die Wolkenrisse drangen schon einzelne Sonnenstrahlen, der ganze Himmel konnte bald wieder blau sein, nur der zürnende See schien sich noch nicht beruhigen zu wollen.

„Clemenz!" sagte der Vater matt.

„Ja, Vater! Wir sind alle bei Dir!" erwiederte Clementine innig. „Die Theres' ist nach der Burg hinübergestiegen —

sie meint, es wäre am Besten, dort Leute für uns zu holen." Der Vater blickte zufrieden.

„Was ist das für eine Burg?" fragte Ingler halblaut seinen Freund. „Wem gehört sie?"

„Die Burg oder das Burgele nennen die Leute der Nachbarschaft noch immer den Vorsprung, wo der fremde Einwanderer seine sogenannte Thalfrau gebaut hat," antwortete Rattonitz. „Ein altes Raubschloß soll früher dort gestanden haben, Günther fand die Ruine vor und hat die Steine zu seinem Bau verbraucht!"

„Dort requirirt unsere nasse Heldin für uns Hilfe?" sagte Ingler lebhaft. „Das ist ja sehr interessant. Sie werden uns hoffentlich einen Wagen schicken!"

Rattonitz hatte darauf nur einen ironischen Blick zur Antwort. Er hatte ihn, seitdem er bei ihm zum Besuch war, schon oft mit dem „Baron Striezow" aus dem bekannten Lustspiele verglichen, die letzte Aeußerung überflügelte aber noch diesen berühmten Berliner Alpentouristen. Hatte er denn nicht der aufsteigenden Schifferin sehr aufmerksam mit dem Klemmer im Auge nachgeschaut, verlangte er etwa eine Gemsenequipage oder ein Montgolfière mit Adlern bespannt? Die Felsen starrten doch ziemlich greifbar um die kleine Bucht in den Himmel empor.

„Ich freue mich, Papa Mader, Sie schon wieder bei Kräften zu sehen — Fräulein Clementine, geben Sie ihm immer noch von dem feurigen Nectar ein Gläschen: das hält die Folgen des schauderhaften Bades ab." Ingler's Rath wurde jedoch abgelehnt.

„Wird uns aber der Menschenfeind nicht unserm Schicksal überlassen?" äußerte der alte Mann, der nun bei voller Besinnung war. „Er kennt uns noch weniger, als wir ihn, was kümmert ihn unser Unfall?"

„O sorge nicht, Vater!" sagte Clementine. „Frau Günther hilft überall, wo sie kann — und wenn Niemand bei dem harten Manne durchdringt, so ist es die Theres', die steht dort wohl angeschrieben."

Der Vater beruhigte sich — aber die Zeit, welche bis zur Rückkehr der Schifferin noch vergehen mußte, wurde selbst Rattonitz, der seinen Gleichmuth am schnellsten wieder gefunden hatte, sehr lang. Die Sonne stand jetzt wirklich schon unverhüllt über dem See, und brannte sehr heiß auf der kleinen Wiese an der Bucht.

„Clemenz," — sagte der Vetter leise zu seiner Cousine, „Sie sollten den Papa nicht einschlafen lassen — das ist nicht gut."

Sie blickte erschrocken zu ihm auf. Ehe sie noch seinen Rath befolgen konnte, überhob sie dessen schon der freudige Ruf seines Freundes, welcher die langersehnte Bergsteigerin verkündete. Sie erschien auf der Höhe und ein Paar Köpfe kamen hinter ihr herauf. „Die vierzehn Nothhelfer!" rief er, nicht ahnend, daß ihm die unheilige Witzelei bei der frommen Clementine schaden könne. „Sie bringen eine Tragbahre mit — es lebe die Thaldame!"

Wirklich sah man mit der Schifferin zwei Männer mit einer Tragbahre die Steile herunterkommen und die beiden Herren gingen ihnen bis an den Fuß der Felsen entgegen, während Clementinen's Vater mit frohen Augen dahin aufblickte.

„Aber, Theresia!" rief Ingler. „Als Gondoliera gingen Sie und kommen als Dame wieder?"

„Eine schöne Dame!" lachte die Schifferin, das ihr unbequeme lange Kleid zusammenraffend. „Frau Günther litt's nicht, daß ich meine nassen Röck' schleppte, ich mußte einen von ihrer Jungfer anziehen — was macht der alte Herr?"

Papa Mader meldete sich schon von Weitem, indem er ihren Namen rief. „Da bin ich! Und nun helfen's Alle, daß er sich umzieht — wir bringen trockene Sachen! Fräulein Clemenz und ich wollen nach dem Kahne schau'n, und ob der See noch so bös ist. Sonst müssen wir ihn über dem Weichsattel nach dem Burgele tragen lassen — Herr Günther hat's mir bei Leben und Tod befohlen, nur wenn's ganz sicher ist, zu fahren."

Sie ging mit Clementine zu dem Kahn, um den Männern Zeit zu geben, dem alten Herrn Wäsche und Kleidung wechseln zu helfen. „Ich wollt' Sie schon heil nach der Gamsrath bringen," sagte Therese, „aber Sie müßten Alle hübsch ruhig sitzen, denn der See ist noch sehr bös. Der lange Herr kann's nicht, der wirft uns alle miteinander um. Wir steigen also zum Burgele hinauf, die Thalfrau läßt schön bitten."

Clementine blickte unbefangen nach ihrem Vater, der mit Rattonitz' Hülfe bald

Digitized by Google

fertig war und sich ungemein wohl fühlte. Es war ihm zwar unangenehm, daß er dem Manne, welcher die ganze Nachbarschaft vor den Kopf gestoßen hatte, in's Haus fallen sollte, aber nach menschlicher Einsicht gab es doch keinen andern Rath. Den Weg, wie kurz er auch war, zu Fuß anzutreten, war er zu schwach, er ließ es sich daher gefallen, über den Paß getragen zu werden.

„Und Dein Kahn, Theres'?" fragte Rattonitz.

„Nun, mit dem fahr' ich heim!" erwiederte sie verwundert. „Wollen's mit?"

„Ich möchte den Onkel nicht verlassen, aber wenn Du glaubst, daß die Leute sicher sind — "

„Fahrt in Gottes Namen!" sagte Mader, der sich schon auf der Tragbahre eingerichtet hatte. „Die Männer wissen den Weg, werden nicht stolpern oder mich in die Dornklippen werfen. Clemenz ist ja bei mir."

„Nun, Ingler — was meinst Du?" fragte Rattonitz. „Wir Beide wollen doch nicht die ungastliche Schwelle betreten, wie sollten wir auch von dort weiter kommen? Fahren wir also mit unserer braven Theres'."

„Alle Achtung vor dem Fräulein vom See, ihrer Ruder-, Tauch- und Schwimmkunst!" erwiederte Ingler. „Aber der talmudische Spruch: „Hat das Wasser doch keine Balken!" ist von mir heut in seiner tiefen Weisheit erkannt worden. Auch abgesehen davon, halte ich es gegen Fräulein Clementine für Ritterpflicht — "

„Nun, Ingler, zur Ritterschaft gehören wir Alle nicht!" bemerkte Rattonitz trocken. „Wenn Du lieber als irrender Ritter auf Abenteuer ausziehen willst, als die grade Wasserstraße nach Hause einzuschlagen, kann ich's nicht ändern. Sie verdenken es mir doch nicht, Cousine Clemenz?" Sie sagte ihm freundlich, daß sie es im Gegentheil für Recht halte und gab Ingler nicht undeutlich zu verstehen, wie viel besser er thun würde, sich von seinem Freunde nicht zu trennen.

Er wollte den Wink aber nicht verstehen und so mußte sie ihn schon dulden. Seltsam, daß er ihr seit heute, ja sie hätte einen noch kürzern Wendepunkt angeben können, nicht mehr so gefiel, als bisher! Den Grund zu suchen, hatte sie aber jetzt keine Zeit, da ihre Gedanken nur mit dem Vater beschäftigt waren, vielleicht hätte sie auch bei stiller Einkehr in sich selbst, nichts gefunden, denn sie war noch ein unbefangenes, einfaches Kind.

„Die Thalfrau hat gesagt, daß Sie heut' oben bleiben sollen," sprach die Schifferin noch, als die Träger sich mit dem Vater in Bewegung setzten, zu Clementine. „Ich werde nachschauen wie's geht, wenn ich mir meine Röck' hole. Jetzt müßt' ich mich schämen, wenn mir Eins auf dem See begegnete!"

Sie nahm sich allerdings in dem städtischen Anzuge, der für ihre kräftigen Formen überall zu eng war, wunderlich aus — und wäre der See nicht gar zu grimmig gewesen, so würde Ingler, der ihren realen Vorzügen alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, gern mit seinem Freunde Rattonitz gefahren sein. Der Geschmack darf nicht einseitig bleiben.

Die Gesellschaft hatte sich nun getrennt. Es war ein mühseliger Weg, selbst durch die Schlucht statt über die Höhe, nach dem Bergsattel, wo sich erst ein wirklicher Fußpfad fand, der im wechselnden Auf- und Absteigen durch ein wahres Felsenlabyrinth nach der ehemaligen Burg, dem Hause der Thalfrau, führte.

„Warum nicht „Zur Thalfrau" genannt, wie es doch sinniger wäre?" bemerkte Ingler, als schon das Dach des Gebäudes zwischen den Wipfeln der Bäume, die vom Abhange zu ihm empor ragten, sichtbar wurde.

„Weil es halt kein Logirhaus ist!" antwortete Papa Mader von seiner Tragbahre. „Wir wollen auch nicht lange dort bleiben, Clemenz. Es ist immer ein Christendienst, den er uns geleistet hat und wir müssen ihm dankbar sein, aber bitte nur gleich die Frau um einen Boten nach Aggskirchen, daß sie uns das Wägele schicken."

„Sie wird uns schon ihren eigenen Wagen geben," erwiederte Clementine. „Das ist kürzer und einfacher."

„Schon recht!" sagte der Vater. „Aber ich mag nicht mehr Verpflichtungen gegen sie haben, als ich muß."

„Steht es auch hier, wie allüberall, Fräulein Clemence?" fragte Ingler. „Man spricht nur von der Thalfrau und fast nie von dem Thalmann! Sie führt also das Regiment im Hause, wie es Brauch ist in civilisirten Landen."

„Ich weiß es nicht," antwortete das

junge Mädchen. „Wir kennen sie nur aus der Kirche."

Das war ein Schlagwort, welches auf ihn stets einen ungemüthlichen Eindruck machte: er wußte nichts darauf zu erwiedern. „Da kommt sie, Vater!" rief Clementine und Jngler bewaffnete, wie elektrisirt, sein Auge mit dem Lorgnon.

Wahrhaftig! Rattonitz hatte Recht! Hier mußte ein Wunder geschehen sein, das war keine Frau, die hier schon als solche eine lange Reihe von Jahren gehaust — ganz unmöglich! Wenn es dasselbe Wesen war, das einst der Menschenfeind in diese Einöde geführt hatte, so war die rückläufige Bewegung, von welcher Rattonitz gewitzelt hatte, keine bloße Phantasie, sondern schöne Wirklichkeit! Mochte der Thalmann im Fortschritt seines Alters ein Greis geworden sein, die Thalfrau war in eine Jungfrau zurückgegangen und es war hohe Zeit, den Rückschritt zu hemmen, damit sie nicht gar wieder zum Kinde werde oder ganz verdufte!

Unter den Buchen, welche die sanftgewölbte Landseite des Bergvorsprungs bedeckten, kam eine schlanke Frau daher, anmuthig in ihren Bewegungen, reizend von Angesicht, brünett, frisch, pikant von Zügen: der Kenner weiblicher Schönheit sah das Alles mit dem ersten Blick durch sein vortreffliches Augenglas. Ja, diese Berge boten eine reiche Flora verschiedenartiger Schönheit, der Geschmack mußte sich hier in erfreulichster Vielseitigkeit bilden! Die Thalfrau schien aber den Apfel des Paris zu verdienen.

Papa Mader zog schon von Weitem das Mützchen vor ihr; man hatte ihm ein solches von der Burg mitgebracht, da sein eigener Hut, wie der der Schifferin, ein Raub der Wellen geworden war. Frau Günther erwiederte den Gruß mit freundlicher Handbewegung und beschleunigte ihren Schritt, während Clementine ihr entgegeneilte.

„Setzt nieder, Leute!" bat ihr Vater. Er wollte sich von der Tragbahre auf seine eigenen Füße begeben, aber dazu war er doch nicht genug bei Kräften. Jngler kümmerte sich nicht um ihn, sondern blickte unverwandt nach den beiden schönen Frauengestalten, die sich jetzt umarmten und er beneidete jede derselben in diesem Augenblicke. Die kleine Mader, welche bis jetzt, abgesehen von dem reichen Papa, vor seinen Augen viel Gnade gefunden hatte, trat aber vor der reizenden Thalfrau in den Hintergrund, er vergaß sogar den Moment, wo sie der Wellenstoß im Kahne an seine Brust geworfen hatte, und das war ein Moment gewesen, der ihm bei einiger Selbstprüfung viel zu denken geben konnte, denn das Gefühl in jener unwillkürlichen Umarmung war ein wunderbar heiliges, ihm sonst ganz fremdes gewesen.

Frau Günther kam nun rasch zu dem Vater Clementinen's, welchem bei der liebreichen Begrüßung seines Kindes durch die fremde Frau, die Thränen in die Augen getreten waren — er war ein sehr weicher Mann, was seine Nachbarn für einen Fabrikanten gar nicht geeignet fanden.

„Willkommen, Herr Mader!" sagte die Thalfrau — Jngler nannte sie in Gedanken schon gar nicht mehr anders. „Es freut mich, daß Alles so glücklich abgelaufen ist! Erholen Sie sich bei uns, morgen werden sie hoffentlich wieder ganz frisch sein. Mein Mann hat bereits einen Boten nach Aggskirchen geschickt, damit sich Ihre Leute nicht ängstigen." Sie machte Jngler, der vergebens auf eine Vorstellung wartete, nur eine flüchtige Verneigung und winkte den Trägern, welche den Fabrikherrn sogleich wieder aufnahmen, um den Rest des Weges zurückzulegen. Mader hatte auf die freundliche Rede seine Dankbarkeit, zugleich aber auch die Hoffnung ausgesprochen, daß seine Leute ihm den Wagen herüberschicken würden, da er doch nicht zur Last fallen wolle. — Fabrikarbeit von gewöhnlichen Redensarten! dachte der Großstädter, der sich auf ungewohnte Weise behandelt sah, indem es ihm überlassen blieb, hinter den beiden Frauen, welche der Trage folgten, zu trollen, oder auch ganz zu verschwinden. Er ergriff aber nun die Initiative, der Pfad war bequemer geworden, so daß man wohl zu Dreien gehen konnte, er begab sich daher an die Seite der Thalfrau und stellte sich ihr selbst vor, da es sonst Niemand gethan hatte. „Mein Name ist Jngler, gnädige Frau; ich kann, da Alles ohne Unglück abgegangen ist, nur dem Zufall dankbar sein, daß er mir das Glück verschafft, mich Ihnen vorstellen zu können — ich bedaure nur, daß ich Ihnen als ungebetener Gast in das Haus fallen muß, aber mein Freund

Digitized by Google

Rattonitz wollte mich durchaus nicht mit in die Gondel nehmen, damit Fräulein Clementine auf dem gefährlichen Gange nicht mit dem Papa allein bleibe."

„Ist Herr Rattonitz wirklich über den See zurückgefahren?" entgegnete Frau Günther. „Es ist doch noch sehr stürmisch! Indessen, dem braven Schiffermädchen kann man sein Leben schon anvertrauen, wie Sie bemerkt haben. Ein ungebetener Gast sind Sie uns aber nicht!" setzte sie freundlich lächelnd hinzu.

Sie erstiegen eben den Rand des Abhangs, der zuletzt wieder etwas steiler geworden war. Oben hatte der Vorsprung ein Plateau, mit welchem er wie eine Bastei in die Gewässer hinaustrat; auf dieser Hochfläche stand das Haus mit seinen Nebengebäuden und der Raum war so gut benutzt, daß sich sogar noch Platz zu einem kleinen Garten gefunden hatte, dessen Blumenpracht den Fremden, welcher sie hier nicht erwartet hatte, angenehm überraschte.

„Das ist ja famos! Ein Wettblühen cultivirter Gewächse mit der wilden Alpenflora!" rief er. „Was sagen Sie dazu, Fräulein Clemence? Die hängenden Gärten der Semiramis!"

„Ich habe schon viel von dem Rosengarten auf der Thalfrau gehört," erwiederte Clementine, ihre Augen an der Schönheit weidend. „Das ist ja zauberisch!" Frau Günther lächelte, ihr war das Lob ihrer eigenen Schöpfung, welche sie noch Keinem zeigen konnte, der sie zu würdigen verstand, nicht gleichgültig. „Ihr Herr Gemahl?" fragte Ingler, nach dem Garten deutend. Zwischen den Rosensträuchern kam ein großer und starker Mann daher — wer konnte es anders sein, als der Mann der Thalfrau? In der romantischen Stimmung, die sich des Residenzlers heut bemächtigt hatte, würde es ihm nicht verwunderlich gewesen sein, wenn der Grundherr dieses Burgfelsens mit epheuumrankten Hüften und einem entwurzelten Tannenbaum in der Hand, als Bergkönig, aus dem Gitterthore des Gartens hervorgetreten wäre!

„Wohlgetauft, Herr Nachbar?" rief der Kommende Mader zu, der wiederum eine schwache Bewegung zum Aufstehen machte. „Gottlob kann man darüber spaßen, da Sie den Nixen glücklich entgangen sind! Kommen Sie hier durch den Garten, es ist näher!" Er reichte Mader seine Hand, grüßte die Tochter und richtete dann, während er den grauen Hut noch etwas höher lüftete, einen scharfen, prüfenden Blick auf den Mann mit den langen Backenbärten, der seine Aufmerksamkeit schon im Vorüberschiffen tief unten erregt hatte.

„Herr von Ingler!" sagte Frau Hedwig, den Fremden vorstellend. „Ein Gast bei Herrn von Rattonitz."

„Bitte! Zur Ritterschaft gehören wir nicht!" entgegnete Ingler mit den Worten seines Freundes. „Diese landesübliche Nobilitirung jedes menschlichen Wesens ruft die nothwendige Reaction hervor, Sie wissen, wer die Menschheit erst vom Baron anfangen läßt, Herr Günther. Ingler und Rattonitz schlichtweg."

Günther zwang seinen steifen Nacken zu einer Verneigung. „Bitte näher zu treten, allesammt!" sprach er. „Die Thalfrau ist keine Lorelei, ich meine den Rheinfelsen, an dem vormals viele Schiffe scheiterten. Wen meine Thalfrau zu sich winkt, der findet ehrliche Menschheit, Herr Dingler. Ich enthalte mich, Ihrem Wunsche gemäß, der Höflichkeit mit dem Von." Ingler fand es nicht nöthig, die Vermehrung seiner Namensbuchstaben abzulehnen, er blieb jetzt, da Günther vorausschritt, um den Trägern den Weg frei zu machen, ganz hinter den Frauen zurück und strich sich mehrmals den langen Bart. Wenn sich Clementine nach ihm umgeschaut hätte, würde sie eine ungewohnte Nachdenklichkeit in seinem Gesichte wahrgenommen haben. Frau Hedwig war des Eindrucks schon inne geworden, welchen die Begegnung mit ihrem Manne auf ihn gemacht hatte. Daß Beide sich nicht fremd waren, hatte sie ja schon von ihrem Manne gehört, wenn er auch mit Heftigkeit im Voraus erklärt hatte, ihr nicht mehr sagen zu wollen. Nur, daß Arnold den Namen des Fremden verfälscht, war ihr aufgefallen.

Im Hause fanden die Gäste schon Alles zu ihrer Aufnahme eingerichtet; Frau Günther hatte sogar auch auf Rattonitz gerechnet und darum außer für Mader und seine Tochter, auch noch für die beiden Herren ein Zimmer bestimmt, welches nun Ingler allein überwiesen wurde, während das Ehepaar für den Nachbar und Clementine sorgte. „Zu Bett!" rief Günther. „Vor allen Dingen zu Bett! Ich glaube gern,

daß Ihnen jetzt wohl zu Muthe ist, wohler wenigstens, als im feuchten Element, aber das ist Ueberreizung. Nerven hat nun einmal auch der stärkste Mann, diese wollen nach solcher Lebensgefahr beruhigt sein."

Hedwig hörte selten diesen Ton ihres Mannes gegen Fremde und war erfreut darüber. Mader ließ sich denn die Anordnung, der auch die Bitten seiner Tochter beistimmten, gefallen und blieb mit dieser, welche alle Hülfe ablehnte, allein.

„Arnold, Du bist kein Menschenfeind!" sagte Frau Günther, als sie das Gastzimmer mit ihm verlassen hatte.

„Der grimmigste, den Du finden kannst!" erwiederte er. „Glaubst Du, daß ich hier aus besonderer Menschenfreundlichkeit gehandelt oder gesprochen habe? Meinetwegen hätte der Papiermüller in Undinen's Armen den Wassertod sterben, Rattonitz mit seinem Herrn . . . Dingler verderben, die niedliche Clementine darüber, wie die Arethusa der Mythe, in Thränen sich auflösend zur Quelle werden können, ich hätte keinen Finger gerührt, wenn mich Maaßhuber's Erstgeborne nicht dazu gezwungen hätte!"

„Die Theres' vermag freilich mehr über Dich, als Deine Frau!" versetzte Hedwig lächelnd. „Aber Du liebst es, Dich schlimmer anzustellen, als Du bist. — Warum nennst Du beharrlich den Fremden Dingler? Er heißt Ingler!"

„Ingler oder Angler, Schwingler oder Schwindler — mir ganz gleich!" entgegnete Günther. „Bist nur eine ganz einfache, natürliche Frau, nie in die große Welt gekommen, wo allerhand Listen und Intriguen spielen und hast doch ein Talent der Schlauheit, das Bewunderung erregt. Ich aber singe mit dem Bürgermeister von Sardam — gleichviel, Du bist ja Gott sei Dank von der Cultur noch so wenig beleckt, daß Du nicht einmal eine Oper gehört hast! Nur sagen wollte ich, daß Du mich mit dieser ganz unschuldigen Kriegslist nicht aus meiner Verschanzung lockst. Ja, Hedwig Günther, von Rechtswegen Freifrau von Trachau, wenn auch geborene Brandmüller, ich weiß, daß dieser Herr Ingler, gleich mir, einen andern Namen führt, als seine achtbaren Vorfahren, aber wie ich meine Gründe habe, das zu glauben, so sehe ich keine Nothwendigkeit, Dich in seine Mysterien einzuweihen."

„Ich ehre selbst die Deinigen, Arnold, die mich doch näher angehen, wie sollte ich in fremde eindringen wollen!" erwiederte Hedwig. „Wenn ich nach der Namensverdrehung fragte, so war es nicht, um Dich aus Deiner Verschanzung zu locken, sondern nur, weil es sonst Deine Art nicht ist, Namen falsch zu behalten. — Du kennst ja die Namen aus vielen Jahrtausenden! — Soll ich Dein Essen später bestellen?"

„Die echte Alplerin! Plötzliche Uebergänge in der Natur: dicht am Gletscher die saftgrüne Matte, ebenso überraschend die Gedankensprünge! Von Mysterien zur Wurzelsuppe! Unsere Tafelstunde zu bestimmen, ist Dein constitionelles Recht bei unserer Theilung der Gewalten im Hausregiment, eine Gast- oder Wirthstafel wollen wir aber nicht geben, Du müßtest denn, wie jene fanatische Spanierin, die Absicht haben, Dich mit Deinen Gästen zu vergiften. Bedenke selbst. Papa Mader liegt im Bette und seine Clementine wird um kein Diner der Welt ihn verlassen, Herr Dingler — gestatte mir die Fälschung! — möchte auf Kohlen zu sitzen kommen, wenn er mit mir speisen sollte — ich will aber nicht länger Versteck mit Dir spielen, Hedwig," fuhr er auf einmal auf. „Ja, sieh mich nur erschrocken an. Ich rede nicht im Delirium: Der Mann ist Dein Herr Neveu, er würde aber eher in eine Drachenhöhle sich gewagt haben, als zur Thalfrau hinaufgestiegen sein, wenn er geahnt hätte, mich hier zu finden, denn um Dir ganz reinen Wein einzuschenken, er ist ein verlorner Sohn, bei dessen Heimkehr sein Vater eher die Hunde auf ihn loslassen, als im Sinn der heiligen Schrift ein Kalb schlachten würde."

„Aber erkläre mir, Arnold!" bat Hedwig dringend. „Ich denke, Du hast seit vierzig Jahren alle Verbindungen mit Deinem Bruder und Deiner Heimath abgebrochen — wie hast Du nur seinen Sohn kennen gelernt, und seine Verhältnisse erfahren? Er scheint mir doch nicht so alt!"

„Muß es denn der älteste seiner Brüder und künftige Majoratsherr sein?" entgegnete Arnold. „O nein! Adelgunde hat ganz genau nach der Stiftungsurkunde meinem Bruder zu gesetzlicher Zeit einen Erben geboren, der jetzt neunundbreißig Jahre alt und schon wohl selbst mit Kindern gesegnet ist. Unser heutiger Gast mag

vielleicht zehn oder noch mehr Jahre jünger sein. Ich lernte ihn kennen während des einzigen Ausfluges, den ich von hier aus unternommen habe, wie Du weißt. Da brachte ich mit andern Erfahrungen, die mich nur in meinem Entschlusse bestärken konnten, auch die angenehme Bekanntschaft meines Herrn Neveu's mit, die ich unter ganz eigenthümlichen Verhältnissen gemacht hatte."

„Diese Verhältnisse, wie das ganze Erlebniß, hast Du mir nicht erzählt," sagte Hedwig, „und dabei soll ich nicht von Mysterien reden!"

„Und ich —" erwiederte Arnold — „soll ich mich damit rühmen, daß ich in meinen Jahren noch Scandal bekommen habe, daß ich alter Kerl mich mit einem jungen Bengel schlagen wollte? — Ja, Hedwig, ich bin kein Freund von halben Maßregeln, wie ich schon bei der alten Katastrophe gezeigt habe. Entweder ganz oder gar nicht! Mit Redensarten kämpfe ich bloß, wenn mir keine andern Waffen, als diese, entgegengesetzt werden können, wie in unsern Hauskriegen, Hete. Gegen fremde Menschen, wenn es auf einen gewissen Punkt gekommen ist, gebrauche ich weder Zunge noch Feder mehr — darin bin ich noch ein ganz verstockter Feudaler und die cause célèbre einer adelichen Manifestation gegen den Zweikampf, welche vor einiger Zeit in das Dogma hineingetragen wurde, als ob die Alleinseligmachende auch die Alleinduellverurtheilende wäre, hat mich nicht zur Nacheiferung anfeuern können, sonst kommen wir auf das Darbieten der andern Backe nach empfangenem Backenstreich im wörtlichen Sinne, was doch auch für Nichtfeudale, zu denen ich mich jetzt rechne, keineswegs rühmlich wäre. Es gibt nun einmal Barbareien, die nur die allgemeine Gesittung, nicht Dogma, noch Criminalgesetz ausrotten kann. Oder soll, wie mir einmal von weiblichem Munde ganz ernsthaft entgegen gehalten wurde, erst beim Priester Dispensation für den beabsichtigten Zweikampf eingeholt werden, also Erlaubniß zum Mord? Hätten wir damit nicht den Tetzel redivivus mit seinem Ablaßkram selbst für beabsichtigte Sünden, den sich der Ritter von Hake so klug zu Nutze gemacht, um nach der Absolution den Ablaßkrämer, wie er vorher beschlossen, sogleich zu berauben?"

„Aus meinem Munde ist das Alles nicht gekommen," sagte Hedwig. „Du wolltest aber von Deinem eigenen Zweikampfe sprechen. — Hoffentlich ist nichts daraus geworden. Nachdem die Sache einmal zur Sprache gekommen ist, wirst Du auch gegen mich nicht bei halben Maßregeln stehen bleiben."

„Nein, Hete. Da es einmal heraus ist, sollst Du auch Alles hören. Aber dazu wählen wir uns eine ungestörte Zeit, wenn wir die Leute aus der Papierfabrik und den Herrn Neffen, dessen Maske derangirt worden, erst wieder los sind."

„Sage mir vor der Hand nur, mit wem Du Dich schlagen wolltest und wie Dein Neffe dabei betheiligt war. Als Secundant Deines Gegners wohl?"

„Mein Gegner war er selbst! Ja, Hedwig, staune nur. Onkel und Neffe! Zwei Trachau's von Geburt, wenn auch Beide den Namen, der Eine für immer, der Andere wahrscheinlich nur provisorisch, abgelegt hatten. Es gab höchst dramatische Scenen, Du glaubst nicht, welche Ueberwindung es mich gekostet hat, sie Dir vorzuenthalten oder sie nicht einer Komödiendichterin zur Benutzung zu überlassen. Mehr davon morgen, wenn die Thalfrau von fremder Luft wieder befreit ist."

IV.

Gastfreiheit war dem Hause Günther's in der ganzen Gegend schon seit Jahren abgesprochen worden. Es schienen also heut' keine Erklärungen, blos um den Schein zu retten, gegen die fremden Gäste, welche Aufnahme gefunden hatten, nöthig zu sein, warum ihnen, statt einer Einladung zur Tafel, die Speisen auf ihr Zimmer geschickt wurden. Günther hatte ganz Recht: es war Allen lieber. Mader lag wirklich noch zu Bett, weil die Abspannung nachgekommen war und ihm die Ruhe heilsam machte, seine Tochter bewachte ihn und ihr Begleiter, welchem der Name Ingler nicht blos variirt, sondern ganz gestrichen worden war, hegte blos einen Wunsch, nämlich diese Wolfsgrube, in welche er ahnungslos gefallen, mit Anstand so bald als möglich zu verlassen. Auch er nahm daher die Veranstaltung, welche ihn einer peinlichen Situation überhoben, dankbarlich auf, und

Digitized by Google

wollte sich nach der Mahlzeit mit eiserner Stirn dem Hauswirth empfehlen. Er brauchte ihn ja nicht wiedererkannt zu haben, da er nicht wußte, daß der Gefürchtete hier unter dem Namen Günther lebte, und dieser, wenn er gegen ihn auftreten wollte, mußte sich ein vollständiges Dementi gefallen lassen: zufällige Aehnlichkeit, wunderbarer Irrthum! Vielleicht hatte er übrigens seinen Neffen, der sich unterdessen den prachtvollen Bart zugelegt hatte, gar nicht wiedererkannt, da Ingler sich schmeichelte, seine Fassung meisterhaft behauptet zu haben. An's Werk denn! Die Thalfrau führte eine höchst schmackhafte Küche. Als er sich nun ganz beruhigt hatte, beschäftigte er sich nicht mehr mit der drohenden breitschultrigen Gestalt ihres Mannes, sondern mit ihr allein und das Blut wurde ihm ganz heiß dabei. Wahrlich, eine so reizende Frau nach seinem Geschmack glaubte er noch nicht gesehen zu haben: dieser warme sonnige Teint, das reiche schwarze Haar, die schönen Augen, deren Strahl Treibholz im Wasser in Brand setzen konnte, wie viel mehr den Zündstoff in einem leicht empfänglichen Herzen, die anmuthigen Formen, welche gar nicht dem Typus der femme de trente ans, die sie doch sein mußte, glichen, und vor Allem die Zierlichkeit und Leichtigkeit ihrer Bewegungen. Mit dieser in Parallele gestellt, erschien die sonst leidlich hübsche Clementine Mader so steif, als wäre sie eine Blechfigur, aus dem Atelier des Dorfklempner's von Aggskirchen hervorgegangen! Und so viel Grazie, so viel anziehender Liebreiz sollte aus blasser Furcht verlassen werden? Was konnte ihm geschehen, wenn er standhaft Herr Ingler blieb und die Aehnlichkeit, die er mit einem fabelhaften Baron Trachau haben sollte, nur belächelte, ohne sich die mindeste Blöße zu geben, wenn er sich, dafern ihm der Thalmann ernstlich zu Leibe ging, auf seine Paßkarte mit eigenhändiger Unterschrift, auf das Zeugniß seines Freundes Rattonitz, der ihn nur als Ingler kannte, nöthigenfalls auf ein zu extrahirendes Identitätsattest seiner jetzigen Polizeibehörde berief, in deren Registern er auch nur als Herr Ingler mit den nöthigen Generalien stand? „Dies Land ist mein und ich verlass' es nicht!“ sang er recitativisch mit Spontini's Cortez, durch welchen er sich kürzlich hatte langweilen lassen. Heute wollte er seine Schiffe verbrennen.

Die Zeit, welche er seit seiner Ankunft in dem ihm angewiesenen Zimmer zugebracht hatte, war ihm nur durch die schöne Aussicht erträglich geworden, die er aus dem Fenster über den See genießen konnte. Er hatte hier lange gesessen, um sich durch äußere Eindrücke von den Gedanken loszumachen, die ihn beim Anblicke seines höchst redoutablen Onkels Arnold wie ein Schwarm Hornissen überfallen hatten. In seiner Eltern Hause „zur alten guten Zeit,“ die auch er so nannte, war des Onkels immer mit wahrer Verehrung gedacht worden und oft, selbst als erwachsener Jüngling, hatte der Sohn dort den Wunsch vernommen, über die Schicksale des Hochherzigen, der sich selbst verbannt hatte, etwas zu erfahren, wenigstens zu wissen, ob er noch ein Lebensglück gefunden habe und nicht schon gestorben sei. Die Meinung, daß er gar nicht mehr lebe, war die vorherrschende gewesen, um so mehr hatte seine Erscheinung den unvorbereiteten Neffen überrascht, als er den nie gesehenen Onkel endlich getroffen hatte und zwar unter Umständen, an die er nicht gern dachte. Das war vorbei und ließ sich nicht mehr ändern — er wollte denn das preiswürdige Beispiel, das der Oheim gegeben hatte, nachahmen und auch seinerseits den Trachau im Dunkel der Vergangenheit spurlos verschwinden lassen. Alles kam darauf an, wie er seine Rolle spielte. Gelang sie ihm, so konnte er immerhin bei seinem theuren Freunde Rattonitz bleiben, so lange es ihm gefiel, konnte der reizenden Frau, welche bereits beim ersten Sehen in ihm einen Sturm, vergleichbar dem auf dem See überstandenen, erregt hatte, seine Huldigung weihen und die ihm von der Freundschaft vorgeschlagene Bewerbung um die reiche Clemenz eine offene Frage bleiben lassen. Das Spiel nicht aus der Hand geben, ist ein Wahrspruch der Lebensweisheit.

Mit diesen Entschlüssen beschäftigt, von dem guten Weine, den man ihm aufgetragen, in eine gehobene Stimmung versetzt, stand er nach dem Essen noch eine Weile am Fenster und calculirte. Ueber den See kam ein Kahn vom Dorfe herüber, vielleicht die resolute Theresia, um ihr eigenes, viel hübscheres Kostüm wieder gegen die charakterlose Kleidung der hiesigen Zofe

umzutauschen. Die hatte also Freund Rattonitz glücklich zurückgebracht, der sich nun von seiner alten tyrannischen Wirthschafterin wahrscheinlich Fliederthee gefallen ließ! Als der Kahn näher kam, sah der Beobachter jedoch, daß überhaupt kein Mädchen darin saß — was ging ihn der alte Fischer an, der das Ruder führte? Er wollte nun keine Zeit mehr in müßigen Speculationen verlieren, sondern seinem Feinde grade unter die Augen gehen, um seine unsichere Stellung zu befestigen, dann aber, wenn nicht anders, zu Fuß nach dem höher gelegenen Freihofe seines Freundes Rattonitz aufbrechen. Auf Wiedersehen, schöne Thalfrau! Mit diesem tröstlichen Gedanken wandte er sich nach der Thüre, das Täschlein schon über die Schulter gehängt, Hut und Regenschirm in der Hand, da klopfte es stark und die Thür öffnete sich. Der Thalmann in Person! Muth jetzt und kaltes Blut!

„Herr Angler, Sie wollen uns schon verlassen?“ sagte der Eintretende zu seines Gastes großer Erleichterung — er schien also wirklich nicht zu ahnen, wen er beherbergt hatte.

„Verzeihen Sie, Herr Günther,“ antwortete er lächelnd, „mein Name ist Jngler.“

„Pardon! Ich sollte aber meinen, daß wir uns schon gesehen hätten —“

„Es ist wohl möglich, Herr Günther, doch habe ich sonst ein gutes Personengedächtniß und glaube, daß, wer Sie einmal gesehen hat, Sie so leicht nicht vergessen könnte!“

Günther blickte ihm scharf und prüfend in das Gesicht, Jngler hielt aber diesem Blicke mit freundlichem Lächeln stand und fragte: „Wo glauben Sie, daß wir uns gesehen haben? Oder hielten Sie mich vielleicht für einen Andern? Darf ich fragen für wen? Ich wüßte gar nicht, daß mir schon einmal eine Aehnlichkeit mit irgend Wem bemerklich gemacht worden wäre!“

„Das glaube ich!“ erwiederte Günther trocken. „Sie sind Sie selbst. — Ich habe mich also geirrt, Herr — verzeihen Sie, ich habe ein sehr gutes Personen-, aber ein schlechtes Namensgedächtniß, besonders für Compositionen, die ich zum ersten Male höre. Verzeihen Sie, daß ich Sie nicht besser aufnehmen konnte — ich war beschäftigt grade in der Mittagstunde. Sie stehen aber auf dem Sprunge, wie ich sehe — wahrscheinlich haben Sie den Vater Ihrer Schifferin bemerkt und wollen sich von ihm übersetzen lassen. Drüben geht allerdings ein näherer Pfad nach Aggskirchen, als der fahrbare Gebirgsweg von hier aus — warum warten Sie aber den Wagen des Herrn Mader nicht ab?“

„Weil ich nicht bei ihm in Aggskirchen, sondern höher hinauf, bei Herrn Rattonitz, einem alten Bekannten und guten Freunde, zum Besuch bin,“ antwortete Jngler. „Vielleicht würde mir aber der Vater des trefflichen Schiffermädchens zum Führer dienen — ich stand im Begriff, Sie um einen Knaben zu bitten, der mich wenigstens auf den Weg brächte. Darf ich mich Ihrer Frau Gemahlin empfehlen?“

„Sie bedauert!“ erwiederte Günther. „Wir sind im Begriff, eine weite Reise zu unternehmen, für welche sie noch viel anzuordnen hat. Wenn Sie derjenige wären, für welchen ich Sie hielt, so würde ich Sie fragen, ob Sie vielleicht etwas an den Freiherrn Balduin von Trachau zu bestellen hätten?“

Diesmal glaubte Günther's fest auf seinen Gast gerichteter Blick allerdings ein leichtes Zucken in dessen Gesicht zu bemerken, doch blieb das freundliche Lächeln unverändert und er sagte, sich ein wenig verbeugend: „Mir gänzlich unbekannt! Mein Umgang, wie Sie hier sehen, versteigt sich nicht so hoch. Ich bleibe in unserer Sphäre, Herr Günther. Wo finde ich den Schiffer?“

„Kommen Sie!“ erwiederte Günther, dessen Augenbrauen sich zusammengezogen hatten, kurz abbrechend. Er führte Jngler schweigend in das Erdgeschoß, wo er in der Gesindestube den alten Schiffer bei einer Nachmahlzeit fand, die ihm vorgesetzt worden war.

„Maaßhuber, der Herr hier wünscht, daß Jhr ihn mitnehmt und nach dem Weißhofe zum Rattonitz führt,“ sagte Günther. „Er ist heut' auch mit auf dem Kahn gewesen.“

„Weiß schon!“ erwiederte der alte Schiffer lachend. „Wer den Bart einmal gesehen hat, der vergißt ihn sein Lebtag nit wieder. Kommen's nur mit, aber schwänzen's den Bart auf, es geht halt sehr steil zum Weißhofe und Sie könnten sich auf die Bartzöpf' treten.“

Digitized by Google

Herr Ingler stimmte gemüthlich in das Gelächter ein, mit welchem der Schiffer seinen Witz begleitete, dann nahm er Abschied von Günther, welcher es übersah, daß der Gast ihm die Hand reichte und seine Bitte, ihn der Frau Gemahlin zu empfehlen, nur mit einem unartikulirten Brummen beantwortete. Er begleitete ihn auch nicht vor die Thür, als Ingler mit dem Schiffer abging, um zur Landungsstelle niederzusteigen, wo dessen Kahn lag, sondern kehrte zu seiner Frau zurück. — „Eine Canaille! sage ich Dir!" rief er. „Gerieben und fix, wie Haarpuder! Er benahm sich so klug, daß ich selbst irre wurde — nur ganz zuletzt, als ich ziemlich gradezu den Namen seines Vaters nannte, blitzte es ihm doch über das Gesicht, aber eine Blöße gab er sich keineswegs, sondern schnippte, so zu sagen, mit der Peitsche nach mir und traf! So hoch verstiege er sich mit seinem Umgange nicht, er bliebe in unserer Sphäre! Das paßte, mochte ich's nehmen, wie ich wollte! Ich bin aber unklug gewesen, der Name seines Vaters wird ihn nur fortscheuchen und ich hätte ihn doch gar zu gern abgefaßt!"

„Ich glaube doch, daß er in unserer Gegend durch einen Magnet festgehalten wird," äußerte Frau Hedwig. „Wenigstens haben mich die Aeußerungen der guten Theres' auf den Gedanken gebracht und wenn das wahr ist, wird er sich, da er ganz sicher zu sein glaubt, vor der Hand nicht entfernen. Was kann ihm geschehen? Dein Bruder wird nicht herkommen, nach dem, was Du mir gesagt hast."

„Die arme kleine Clemenz soll der Magnet für den Herrn Ingler sein?" versetzte Günther. „Also richtig die Jungfer im Netz, wie ich heut' früh ahnungsvoll sagte. Es wäre Christenpflicht, sie zu warnen. Indessen, was kümmert es mich! Vielleicht kommt der Herr doch noch unverhofft zum Majorat, wie sein Vater, und die kleine Papiermüllerin wird Baronin Trachau. Werde nicht neidisch auf sie, arme Thalfrau, oder suche ihr gar den Freier abspenstig zu machen. Mich wirst Du sobald noch nicht los."

„Die Gefahr ist groß für sie!" erwiederte Hedwig lächelnd. — „Bei all' dem kannst Du Dich über seine Person doch irren, denn Du hast keine andern Beweise, als die Aehnlichkeit, welche ja doch schon zwischen wildfremden Menschen vorgekommen ist. Sein Gesichtszucken bei dem Namen Trachau kann andere Ursachen gehabt oder in Deiner Einbildung gelegen haben. Ich bin gespannt, die ganze Geschichte im Zusammenhange zu hören."

„Morgen, Hete! Im Wagen oder auf der weiten Reise!"

„Gut. Aber dann auch gewiß. Du hast mir diesen Theil Deiner Mysterien versprochen und Dein Wort bis jetzt immer gehalten."

„Meine Mysterien sind kein bändereiches Werk, sondern haben nur den einen Theil, den sollst Du bekommen. Er wird Dir nicht uninteressant sein."

Der Bote, welcher nach Aggskirchen geschickt worden war, kam mit dem leichten Wagen des Fabrikherrn zurück. Seine Erzählung hatte dort viel Unruhe erregt, weil er den alten Herrn als sehr krank geschildert hatte. Mader war zwar noch nicht zurück erwartet worden, da die Lustpartie nach Sanct Johann an der Nordspitze des See's den ganzen Tag in Anspruch nehmen sollte, aber man kannte den Alten, daß er immer früher heimkehrte, als er gesagt hatte und war schon auf seiner Hut gewesen, um nicht auf unrechten Wegen von ihm ertappt zu werden. Nun hatte die Nachricht, welche der Bote vom „Burgele" brachte, auch deshalb Schrecken erregt, weil Herr Mader erst gestern gegen seinen Techniker geäußert hatte, er werde sein Testament machen. Das schien also eine Vorahnung gewesen zu sein. Die Erbschaft fiel freilich, wenn er starb, seiner Tochter zu; was aber unter strenger Vormundschaft aus dem Fabrikpersonal werden sollte, erregte große Besorgniß und der Oberaufseher war deshalb selbst mit dem Wagen hergekommen, um die etwaigen Dispositionen seines Principals vielleicht noch in der zwölften Stunde zu vernehmen. Er fand ihn aber scheinbar ganz munter und lachte erleichterten Herzens mit ihm um die Wette über die seltsame Figur, die er in den großen und weiten Kleidern des Herrn Günther spielte. Sein Herz hüpfte förmlich auf, als Fräulein Clemenz erschien, so frisch und rosig, als sei nichts vorgefallen und sehr lieb war es ihm, den fremden anmaßenden Herrn nicht mehr hier zu finden, gegen den er einen absonderlichen Widerwillen hegte.

Digitized by Google

„Der ist in aller Stille abgezogen, wie die Katz' vom Taubenschlage, lieber Adrian," sagte Mader, „und hat uns nicht einmal grüßen lassen!"

Der Oberaufseher warf unwillkürlich einen Blick auf Clemenz und erschrack, als er sie bei den Worten ihres Vaters erröthen sah. Das Unglück, das er für seine eigenen stillen Hoffnungen immer gefürchtet hatte, war also geschehen!

„Nun machen Sie aber, lieber Adrian, daß wir hinaufkommen!" sagte Mader. „Man ist hier wie verrathen und verkauft. Kein Mensch bekümmert sich um Einen. Sie denken, wenn sie uns haben hertragen lassen und sattgefüttert, ist's genug!"

„Du weißt ja, Vater —" entschuldigte Clementine die freundliche Frau, die nur ihre persönlichen Dienste nicht hatte aufdrängen wollen, aber Papa Mader hatte für das Zartgefühl, das sie von seinem Bette fern gehalten, kein Verständniß und schalt auch auf den Mann, daß er sich nur ein einziges Mal habe blicken lassen.

„Sie sind doch noch ein umsichtiger Mensch, Adrian! Denken an Alles, selbst an meine Kleider, daß ich den Plunder vom Leibe los werde! Unsere Arbeiter müßten mich ja auslachen, wenn ich so heimkäme! Hast Du für mich auch Abschied genommen, Clemenz?"

„Sie warten unten auf Dich, lieber Vater!" erwiederte Clementine, welche das unvertilgbare Vorurtheil ihres Vaters gegen Günther's nicht begreifen konnte. Sie überließ es dann Adrian, ihm beim Umkleiden behülflich zu sein und suchte beim Abschiede von den Wirthen nur zu vermeiden, daß ihr Vater nicht hinterher des Undanks geziehen wurde. In dem engen Wäglein, das auf Gebirgswege berechnet war, saß sie dann still und in sich gekehrt und Adrian auf dem Rücksitze ihr gegenüber wurde dadurch so verstimmt, daß er die Erzählung seines Principals über den Unfall mit seinen geringsten Nebenumständen nur zerstreut anhörte. An wen dachte Clemenz?

Wenn die Befürchtungen des Oberaufsehers wirklich begründet waren, so hatte das junge Mädchen eine herbe Enttäuschung zu erwarten. Auch Ingler war still und in sich gekehrt, als er mit dem alten Schiffer über den See fuhr, um bei seiner Hütte zu landen und von dort nach dem Weißhofe hinaufzusteigen. Aber seine Gedanken weilten nicht bei dem Kinde, dessen liebliche Unschuld er noch gestern so anziehend gefunden hatte, sie waren auch nicht mit der Widerwärtigkeit beschäftigt, die ihm heut durch die überraschende Begegnung zugestoßen war, sondern sie hatten einzig und allein die reizende Frau zum Gegenstande, um deren Bild sich ihm mehr und mehr ein Strahlenschein wob. Nicht die keusche Glorie einer Heiligen, dazu war er selbst in den Grundfesten seines Wesens zu unheilig, wohl aber der sinnliche Glanz und Schimmer, womit die Maler der venetianischen Schule ihre üppigen Frauengestalten zu umgeben liebten. Und wenn in der Farbengluth, die seine Phantasie ihrem Bilde lieh, neben diesem noch ein anderes auftauchte, so war es nicht eins der holden Frauenbilder, welche ihn wechselnd in Anspruch genommen hatten, sondern das graue, strenge Haupt des Mannes, dem sie angehörte, und er fluchte ihm!

An Maaßhuber's Hütte, welche hart am Ufer lag, stand die Tochter des Schiffers und sah den Kommenden entgegen. Sie hatte ihre Alltagskleider wieder angelegt, sehr zufrieden, daß sie in den lächerlichen städtischen Röcken bei der Ankunft mit Herrn Rattonitz von den Nachbarn nicht bemerkt worden war; den Sonntagsstaat, den sie für die Fahrt mit den Herrschaften nöthig gehalten hatte, brachte der Vater nun vom Burgele, wo er getrocknet und nothdürftig hergestellt war, mit.

„Ist Rattonitz noch hier?" rief ihr der Fremde, der sich seinen Gedanken mit Mühe entrissen hatte, noch vom Kahn aus zu; er hatte vergessen, daß er schon ihren Vater danach gefragt und Antwort bekommen hatte. Therese bestätigte dieselbe, Herr von Rattonitz war gleich nach Hause gegangen.

„Willst Du mich nach dem Weißhofe führen, Mädchen?" fragte Ingler, als er an's Land gesprungen war.

„Das werde ich schon thun, Euer Gnaden!" schnitt der Schiffer seiner Tochter die Antwort ab, welche jedoch in keinem Falle bejahend gelautet hätte. Mit jedem Hiesigen wäre sie, ohne sich zu besinnen, auf eine tagelange Wanderung gegangen, wie sie ja mit dem Herrn auf dem Weißhofe allein gefahren war und heut' nicht zum ersten Male, und auch einem oder dem andern Fremden, der einmal hierher gekom-

men, hatte sie schon den See gezeigt, aber das waren ehrbare Leut' gewesen — dem Herrn Ingler, der mit seinem Bart wie ein Waldaff' aussah, den sie im Bilderbuche beim Herrn Pfarrer gesehen hatte, traute sie ebensowenig, als ihr Vater und er hatte Augen, daß man sich vor ihm hätte fürchten können.

Ingler machte keinen weitern Versuch, sie dennoch zur Führerin zu pressen, sondern stand und blickte zum Hause der Thalfrau empor, während das Schiffermädchen mit ihrem Vater sprach. Er würde, auch wenn er darauf geachtet hätte, bei ihrem Volksdialect dennoch kein Wort verstanden haben. Maaßhuber mußte seiner Tochter erzählen, wie es dem alten Herrn ging und sie freute sich, daß ihm der Schreck und das kalte Bad nicht geschadet hatten. „Wenn Euer Gnaden befehlen?" sagte hierauf der Schiffer zu dem Fremden und dieser erwachte, wie aus einem tiefen Traume.

„Es gefällt mir bei Euch, Alter!" sprach er hastig. „Die Aussicht hier ist wunderschön: der See mit seinen Ufern, die Thalfrau drüben — ich bin ein Freund von Landschaftsbildern und male selbst. Ich werde vom Weißhofe manchmal herunterkommen, und hier zeichnen, wenn Ihr mich aufnehmen wollt."

„Wir haben kein' Platz in unserm armen Häusle!" erwiederte der Alte nicht eben freundlich. „Wenn's aber malen wollen, so steigen's hinauf zum Pfarrer, der nimmt Euer Gnaden vielleicht auf und von der Höh' können's Alles noch viel besser sehen!"

Ingler überhörte die Antwort, deren Ton ihm sonst aufgefallen wäre. Ihm fiel plötzlich erschreckend ein, daß ihm der Mann der Thalfrau von einer weiten Reise gesagt hatte, die er mit seiner Gattin zu unternehmen im Begriff stehe — und er hatte die phantastische Idee, hier wie der Ritter Toggenburg nach den Fenstern zu blicken, bis die Liebliche sich „in's Thal herniederneige, ruhig, engelmild!" Wahrhaft lächerlich! Eine weite Reise! Indessen, was ist heut' zu Tage weit? Sie konnte sehr bald wieder heimkehren — ihn selbst, den Pseudo-Toggenburger, trieb ja nichts von dannen, im Gegentheil befand er sich in der sichern Freistatt, die er gewählt hatte, wohl geborgen und konnte warten! Vielleicht diente die Abwesenheit dazu, ihn von dem Wahnsinn zu curiren, der ihn heut' befallen hatte. Der erste Schritt zur Heilung lag schon in der Erkenntniß, daß es ein Wahnsinn sei, sich ernstlich, ohne alle leichtfertigen Hintergedanken, zu verlieben. Als er aber mit dieser kalten Selbstverhöhnung, wie mit einem Sturzbade, die Flamme, die in seinem Innern zehrend fortbrannte, gewaltsam löschen wollte, schlug sie in heller Lohe empor, bis in sein Hirn hinein, daß er ihr keinen Widerstand mehr entgegensetzen konnte. „Warum sollte ich auch?" war sein Gedanke, als er dem voranschreitenden Schiffer auf dem steilen Pfade folgte. „Meine Stunde ist gekommen! Ein Thor, der sich gegen das Schicksal sträubt, mag's ihn auch einem Katarakt entgegen reißen!"

Der alte Maaßhuber sah sich mehrmals nach ihm um, ob er auch folgen könne, fand ihn aber stets dicht auf und wunderte sich, daß der Mann so gar kein Wort sprach. Er hatte es ihm gewiß übel vermerkt, daß er ihm so rundweg das Malen in seinem Haus abgeschlagen hatte. Beide stiegen denn, einer hinter dem andern, die Steile hinauf, bis sie bessern Weg fanden und nun bequem die letzte Strecke nach dem Weißhofe zurücklegten. Es war ein Freigut mit fruchtbarem Ackerland und üppigen, wohl bewässerten Wiesen, das auf einer Hochfläche des Gebirges lag. Rattonitz hatte es geerbt, als er in den Besitz seines väterlichen Vermögens gekommen war, doch hielt er sich selten hier auf, obgleich sein Onkel und Vormund in Aggskirchen, kaum eine halbe Stunde von hier entfernt, wohnte, sondern war viel auf Reisen und brachte von diesen zuweilen gute Freunde mit, welche er in der Ferne kennen gelernt hatte, wie diesmal Ingler, an welchem er ein ganz besonderes Wohlgefallen gefunden. Durch den heutigen Tag war dasselbe jedoch geschwächt worden und er blickte ihm nicht mit der alten Freundlichkeit entgegen, als er ihn von seinem Fenster aus mit dem alten Maaßhuber kommen sah. Daß er ihn aus Besorgniß für seine eigene werthe Person nicht über den See begleitet hatte, konnte er ihm nicht verzeihen, den angegebenen Grund ließ er nicht gelten. Clemenz bedurfte seines Schutzes nicht und wenn es ihn auch noch so sehr in ihre Nähe zog, so mußte er selbst den Schein von Furchtsamkeit meiden, durch

welchen er in den Augen eines herzhaften Bergmädchens nur verlieren konnte.

„Nun, Ritter Hasso?“ rief Rattonitz dem Kommenden zu. „Habt Ihr die schutzbefohlene Maid gegen Riesen und Zwerge in den Klüften beschirmt, und sanft in die Arme der Thalfrau gebettet? Scheinst aber doch auf das balkenlose Wasser gegangen zu sein, da Du mit dem Maaßhuber kommst! Was macht Papa Mader?“

„Ich habe seinem Lever nicht beiwohnen dürfen,“ erwiederte Ingler, der schon unterwegs daran gedacht, daß er in gänzlicher Geistesverwirrung von Günther's Hause fortgegangen war, ohne dem alten Manne und seiner Tochter nur noch einen Gruß hinterlassen zu haben. Sie waren ihm wie in weite Ferne entrückt gewesen — für alle Fälle mußte er aber doch nun eine Entschuldigung suchen. „Man hat mich überhaupt dort nach dem pennsylvanischen Gefängnißsystem behandelt, in eine isolirte Zelle gesperrt, mit Nahrung zwar reichlich versehen, aber von aller Menschheit vollständig abgeschlossen. Ob sie mit Papa Mader und seinem Töchterlein ebenso verfahren sind, weiß ich nicht.“ Er belohnte dem alten Schiffer seinen Dienst so reichlich, daß dieser ihn verwundert ansah, ehe er sich bedankte. — „Zu wenig?“ fragte Ingler.

„Zu viel, Euer Gnaden!“ entgegnete Maaßhuber, mit der gebräunten, schwielenreichen Hand über seinen grauen Vollbart streichend. „Ich sag' aber mein' Danksagung!“ Man hätte das Mißtrauen gegen den freigebigen Fremden in seinem Gesicht lesen können, als er, ohne sich auszuruhen, den Heimweg antrat. Die beiden Freunde achteten aber nicht mehr auf ihn.

„Hat es Dir sonst oben gefallen?“ fragte Rattonitz, indem er Ingler nach seinem Zimmer begleitete. „Was sind es bei näherm Verkehr für Leute? Du willst mich doch nicht glauben machen, daß sie Dich wörtlich eingesperrt haben, als stände das alte Raubnest noch oben!“

„Ja, liebes Maxel, viel besser war's nicht! Sie entschuldigten sich damit, daß sie im Begriff ständen, eine weite Reise anzutreten und nur ganz zuletzt machte mir der Thalmann seine Aufwartung, wie Vater Zephises im Diamant des Geisterkönigs, um mir nichts zu sagen, als dieses!“

„Hast Du die Frau gar nicht gesehen?“

„Doch!“ erwiederte Ingler.

„Nun? Wie gefiel sie Dir? Wie urtheilst Du über sie?“

„Daß Du Recht gehabt hast!“ — Rattonitz hatte seinen Scherz über das Auseinandergehen im Alter und Aussehen schon wieder vergessen, verstand aber wenigstens, daß Ingler's Antwort sich darauf bezog und sagte: „Du bist erstaunlich einsilbig, Hasso! Dir ist mit der Thalfrau etwas begegnet!“

Da faßte ihn Ingler heftig an der Schulter: „Ja, Max! Aber frage nicht weiter danach!“

(Fortsetzung folgt.)

Eduard Gibbon.

Von

Wilhelm Hoffner.

Es ist der erste moderne Mensch, welcher einen großen fernabliegenden Stoff durch selbständige Ideen gestaltete, von dem hier geredet werden soll. Man versucht oft die productive Gewalt, vermöge deren die anschauliche Welt, in der wir leben, vom Dichter intuitiv, vom Denker und großen Schriftsteller in Begriffen ausgeprägt wird, aufzuklären. Es ist in der Regel ihnen ein schöpferisches Genie zuzuschreiben. Aber verdient ein Kopf geringere Bewunderung, welcher so ungeheuren Begebenheiten eine zweite Art von Leben gab, dergestalt, daß noch heute durch sein Medium die Dinge ihre Färbung haben, welche er darstellte?

Als er auftrat hatten französische und englische Denker und Schriftsteller soeben die Grundlage für die Geschichtschreibung des modernen Europa gelegt. Es sind wenige Jahrzehnte in denen das geschah, in denen, unter dem Einfluß eines allgemeinen Umschwungs der Denkweise, die Geschichtschreibung so zu sagen wiederentdeckt, ja in diesem großen, umfassenden, alles Vergangene neuerkennenden Geiste geschaffen wurde. 1734 veröffentlichte Montesquieu die kleine aber so bedeutungsvolle Schrift über die Ursachen des Verfalls der römischen Monarchie: ein paar Bogen; ihr Kern, der einfache Gedanke, daß nicht der Ehrgeiz von Pompejus und die tiefen

Pläne Cäsar's den Fall der Republik hervorbrachten, daß ein solches historisches Ereigniß nicht das Werk von Individuen, sondern das Resultat von allgemeinen Bedingungen ist, welche erst diesen Individuen ihren Erfolg gaben; aber welch ein Anstoß zu ganz neuen Bahnen menschlicher Forschung in diesem einfachen Gedanken! Vierzehn Jahre darauf erschien sein Geist der Gesetze. Nur zwei Jahre nach Veröffentlichung dieses großen Werkes, 1750, hielt Türgot jene berühmten Vorlesungen, von denen man gesagt hat, er habe in ihnen die Philosophie der Geschichte geschaffen; vor seinem in der politischen Oekonomie geschulten Blick eröffnete sich eine ganz neue Einsicht in die gesetzmäßige Wirksamkeit constanter Ursachen, gegenüber dem, was die Leidenschaften und der heftige Wille der Individuen in diesem Connex von Bedingungen und Folgen vermögen. Dann erschien 1752 Voltaire's berühmtes Werk über das Zeitalter Ludwigs XIV., als der Abschluß dieser großen Bewegung der Ideen in Frankreich; militärische Thaten treten hier völlig zurück hinter Handel, Finanzen, Geschichte der Wissenschaften, Fortschritt der schönen Künste. Nunmehr sprang die Bewegung der Ideen nach England über und ein wahrhaft großer Denker, der größte Kopf in diesem gesammten Fortgang der englisch-französischen Aufklärung, dem französischen Geiste so nahe, als ob er beständig in Frankreich lebte, bis dahin nur gewohnt im Buche der Leidenschaften, der intellectuellen Fähigkeiten, der moralischen Gefühle des Menschen zu lesen, Archiven und historischen Quellen noch in seinem vierzigsten Jahre völlig fremd, David Hume, begann von 1754 ab seine Geschichte Englands, seit der Thronbesteigung der Stuarts, zu schreiben, die erste gründliche pragmatische Geschichte eines modernen Zeitraums in großem Stil. Die Bahn war geöffnet.

Das waren die Bewegungen des historischen Geistes, angewachsen nunmehr seit drei Jahrzehnten, welche Gibbon hinter sich sah, als er 1764 den riesenhaften Plan faßte, die Geschichte Roms zu schreiben. Man muß diesen Kopf ansehn, um sich sein Verhältniß zu seinen Vorgängern zu veranschaulichen, diese groben aber höchst energievollen Züge, ein Gesicht, in dem alles Wille und Anschauungskraft ist; so denkt man sich gern den Mann, welcher nach den Arbeiten so tiefer Denker, beredter Schriftsteller, welche Pläne entwarfen, oder welche wie Voltaire und Hume die Geschichten beschrieben, die noch im Horizonte ihrer eignen Zeit lagen, unternahm, durch den neuen, lebendigen, kühnen, sceptischen Geist seiner Zeit den ungeheuren Körper der gelehrten Quellen von fast zwei Jahrtausenden zu beseelen.

Man muß sein Leben erwägen, um der Energie dieser Epoche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, in welcher öfter als heilsam war auch geniale Schriftsteller sich an Plänen, Skizzen, Gesichtspunkten genügen ließen. In diesem Leben liegt Charakter.

Eduard Gibbon, geboren 1737, war der Sohn eines Parlamentsmitglieds, welches den Burgflecken Petersfield vertrat, von dem ein Theil sonst seiner Familie gehört hatte. Den Verfall des Familienvermögens schrieb der Vater Sir Robert Walpole zu und so befand er sich mit leidenschaftlichem Rachegefühl auf der Seite der Tories, die den ihm verhaßten Minister bekämpften. „Mit ihnen," erzählt sein Sohn, „gab er manches Votum, leerte er manche Flasche." So nahmen ihn die politischen Dinge, die öffentlichen Angelegenheiten und sein eigner Grundbesitz in Anspruch; auf seiner Mutter, einer Kaufmannstochter, lagen übermäßige häusliche Geschäfte. Unter solchen Verhältnissen nahm sich des überaus schwächlichen Knaben, der von sieben Geschwistern allein übrig geblieben war, eine Tante, Katharine Porten, an. Ihr verdankte er seine Entwicklung. „Bei ihrem Namen," so erzählt er in der ausführlichen Selbstbiographie, welche wir von ihm besitzen, „fühle ich eine Thräne der Dankbarkeit über meine Wangen rinnen." „Ich fühle," sagt er an einer anderen Stelle, „eine melancholische Freude, indem ich meiner Verpflichtungen gegen diese vortreffliche Frau, die eigentliche Mutter meiner Seele wie meiner Gesundheit, erwähne. Ihr angeborner gesunder Verstand war durch Lesung der ersten Bücher der englischen Sprache veredelt worden, und wenn auch ihre Vernunft von einigen Vorurtheilen verdunkelt wurde, war ihr Gefühl doch niemals erheuchelt oder gekünstelt. Ihre nachsichtsvolle Milde, die Offenheit ihres Charakters und meine angeborene, immer zunehmende Wißbegierde

überwanden bald jede Entfernung zwischen uns; wie Freunde von gleichem Alter sprachen wir über jeden Gegenstand, er mochte leicht oder schwer zu verstehen sein."

So ward bis zu seiner Universitätszeit seine Entwicklung bestimmt durch immer wiederholte Zustände äußerster Kränklichkeit, durch eine wüste, aber unendlich ausgedehnte Leserei — ähnlich wie wir von Schlosser wissen — endlich durch eine ganz irreguläre Vorbildung. Die ersten sieben Lebensjahre wurden in der Sorge verbracht, das matte Licht des körperlichen Lebens zu erhalten und zu stärken. Ein Hauslehrer, ein tiefgelehrter Mann, zu dem man später griff, mußte entlassen werden, da er eines Tages unglücklicherweise bei dem Kirchengebet den Namen des Königs Georg vergaß: in dem Hause des leidenschaftlichen Tory konnte ein Mann nicht bleiben, so lieb man ihn hatte, dem ein solches Unglück zugestoßen war. In Folge hiervon ward er dann im neunten Jahre in eine benachbarte große Kostschule gebracht, und erinnerte sich später gern der Stelle, an welcher damals seine Mutter, die ihn in der Kutsche begleitete, die Ermahnung an ihn richtete, er trete jetzt in die Welt und müsse nun für sich selber denken und handeln. Das entsprach ganz seiner eignen Neigung. Das zwölfte Jahr seines Alters bezeichnet er als das günstigste für seine intellectuelle Entwicklung. Im sechzehnten änderte sich auch seine Constitution gänzlich; seine Leiden verschwanden, das volle Gefühl der Gesundheit kam, als ein ganz neues Gut empfangen, über ihn. Nach höchst wechselnden Unterrichtsverhältnissen, beinahe mehr aus Verlegenheit, als im Gefühl, daß nur hier sein Ort sei, übergab ihn sein Vater 1752, bevor er noch das funfzehnte Jahr erreicht hatte, der Universität Oxford. Er langte mit einer Masse von Gelehrsamkeit an, die einen Doctor hätte in Verlegenheit setzen können, und zugleich mit einem Grade von Unwissenheit über den sich ein Schulknabe geschämt haben würde, außer Stande, die lateinischen Schriftsteller zu lesen, des Griechischen so gut als unkundig, aber in seinem frühreifen Geiste vorandringend über seine Jahre und seine Kenntnisse.

Ein halbwüchsiger Jüngling solcher Art in dem damaligen Oxford, dies führte zu der merkwürdigen Katastrophe in seiner Jugendgeschichte, welche psychologisch vom höchsten Interesse ist. Das Resultat seines Aufenthaltes an der fanatisch protestantischen Universität war, daß er sie heimlich verließ, in London einen Priester aufsuchte, und in die katholische Kirche übertrat. Hören wir ihn, wie das geschah.

Der erste Eintritt in die große Universität der Tories war vielversprechend. „Noch jetzt, nach vierzig Jahren," erzählt er, „erinnere ich mich meiner ersten Gefühle von Ueberraschung und Freude. In meinem funfzehnten Jahre sah ich mich plötzlich vom Knaben zum Manne erhoben. Die Personen, welche ich als älter und mir an akademischem Rang überlegen ehrte, nahmen mich mit jedem Beweis von Aufmerksamkeit und Artigkeit auf und meine Eitelkeit fühlte sich durch die Sammtkappe und den seidenen Mantel geschmeichelt, welche den Junker von dem plebejischen Studenten auszeichnen! Aber die prächtigen und behaglichen Formen der uralten Universität bargen eine träge Gleichgültigkeit gegen die gewaltig aufstrebenden Studien und die großen Fragen des Jahrhunderts. Diese prachtvollen Hörsäle hallten noch von den unfruchtbaren Streitigkeiten des siebzehnten Jahrhunderts wieder. Parteiangelegenheiten, Torypolitik, Anekdoten erfüllten die Zusammenkünfte, die Unmäßigkeit der älteren und bereits Graduirten im Trinken, auch noch ein Laster des siebzehnten Jahrhunderts, ließ auch den jüngeren die Zügel frei. Die für die Aufsicht bezahlten Unterlehrer nahmen das Salair, dachten aber nicht an ihre Pflicht. So verfiel der Jüngling, der sich hier überall als Junker behandelt, zum Lebensgenuß geleitet, von den Studien abgeschreckt sah, einem zügellosen Lebenswandel; seine geheimen, obwohl dem Beaufsichtigenden wohlbekannten Ausflüge wurden immer häufiger, seine Studien immer seltner. Während diese Lebensweise einen damaligen toristischen Adeligen von geringerem inneren Drang ganz den höheren Interessen entfrembet hätte, so warf sie den unruhigen starken Geist von Eduard Gibbon hierhin und dorthin und ließ ihn in seiner Haltlosigkeit die katholische Kirche mit aller Kraft einer sechzehnjährigen Phantasie ergreifen. „Die blinde Thätigkeit des Müssiggangs trieb mich ohne Rüstung in die gefährlichen Irrgänge der religiösen Streitfragen." Von Kindheit auf hatte

er diese Fragen geliebt. Nun war es noch nicht lange, daß Middleton's „freimüthige Untersuchung" einen ungeheuren theologischen Lärm erregt hatte; Oxford selber hatte die beiden abgeschmacktesten Vertheidiger der Kirchenlehre gegen ihn mit akademischen Würden gekrönt. Indem nun Gibbon sich in die Schrift dieses bedeutenden und eleganten Gelehrten vertiefte, doch noch voll von Vorurtheilen aus seiner kirchlicher Erziehung, übten diese Untersuchungen eine Wirkung auf ihn aus, welche Middleton selbst am wenigsten beabsichtigt hatte. Er sah sich überzeugt, durch das Gewicht der vorgetragenen Gründe, daß während der vier oder fünf ersten Jahrhunderte des Christenthums die Hauptlehren des Papstthums bereits in Theorie und Praxis bestanden. Waren die christlichen Wunder eine Wahrheit, dann bezeugten sie, wenn man das, was von Basilius, Chrysostomus, Augustinus, Hieronymus berichtet worden ist, erwog, um nicht von Späteren zu reden, das Verdienst des Cölibats, die Anrufung der Heiligen, das furchtbare Geheimniß des Opfers von Christi Leib und Blut mit ebenso gewichtiger Stimme, als die Lehren des Evangeliums. Die Macht dieses Grundes, die Beredtsamkeit Bossuets besiegten seinen durch Müssiggang für alles Wunderbare und Unzusammenhängende geöffneten Geist: er suchte in London einen Priester auf und entsagte dem protestantischen Glauben. Seinem Vater eröffnete er sich. Dieser, in der Aufregung, ward Ursache, daß sein Geheimniß in Oxford bekannt ward und er ward von der Universität ausgestoßen. Sein ganzes Leben schien in Verwirrung gerathen.

Wunderbar, wie der Mann, welcher dem Christenthum gegenüber so kalt, so skeptisch auftrat als irgend einer aus diesem kalten und skeptischen Kreise, eine Zeit hatte, in welcher er Achtung, Familie, Zukunft für die dunkelsten Mysterien dieses Glaubens preiszugeben bereit war. Aber grade durch diese Thatsache bestätigt Gibbon, was sich auch an verwandten Geistern zeigen läßt. Diese ironischen, haarscharf von den letzten Fragen abschneidenden Wendungen sind eine polemische Form dieser Epoche, welche bitterer verletzte und sicherer schützte als jede gemäßigte und ernsthafte Opposition. Hinter ihr versteckt sich ein so leidenschaftliches Interesse an der religiösen Frage, daß wohl keine Worte in Gibbon's großem Werk mit mehr Leidenschaft und stärkerem Effect geschrieben sind, als seine bittern, aber von außen ganz kühlen Erörterungen über das Christenthum. Nun durchlebte er leidenschaftlich die Gegensätze, die Debatten, die innern Kämpfe, deren Darstellung auch in seinem großen Werke den vollsten Klang hat. So bestätigt er auch für sein Theil, daß der Historiker nur den Kreis der menschlichen Dinge wahrhaft begreift, in welchem er ein Strebender unter Strebenden ist, an deren Gestaltung er sich zu irgend eine Zeit seines Lebens als Mitarbeiter fühlte.

Noch eine andere Beobachtung drängt sich auf. Der Lebensgang Gibbons zeigt ähnlich dem von Schopenhauer, wie dem gepriesenen Gang unserer modernen Schulbildung, der sich für die Durchschnittsbefähigung so bewährt hat, vielleicht für geniale Naturen ein Weg der von Anschauungen, Lebenskämpfen, dem realen Leben selber ausgeht, vorzuziehen ist. Anders reden Begriffe zu uns, wenn in lebendiger Anschaulichkeit die Welt sich uns erschlossen hat, die sie in abstracter Allgemeinheit ausdrücken.

Es kostete ihm nun noch einen leidenschaftlichen Kampf, um aus diesen Jahren heftigsten ruhelosen Dranges in die stillen, für seine Zukunft entscheidenden Lehrjahre zu treten, welche ihm nunmehr für sein großes Werk auch die zusammenhängende, ernst-ruhige Vorbereitung gaben. Dieser Kampf führte ihn wieder in den Schooß seiner Kirche zurück, aber nicht in den alten Glauben seiner Jugendjahre, sondern in die Stellung eines prüfenden Forschers, im Geiste jener Vorschriften, die Descartes, am Anfang seiner philosophischen Laufbahn, sich selber gab, überzeugt zu sein nur von dem fest Begründeten, in allem aber, bevor sein Gegentheil bewiesen, sich den Sitten, der Denkart und Religion seines Vaterlandes anzuschließen. Auch hier wieder ist der Weg, den er nahm, höchst merkwürdig. Sein Vater übergab ihn der Leitung eines achtbaren reformirten Geistlichen in Lausanne, eines Herrn Navilliard. Die ersten Zornausbrüche des Vaters waren vorüber; sie hatten auf seinen energischen Geist keinen Einfluß zu üben vermocht. In Lausanne, nach lebhaften Reise-

Digitized by Google

eindrücken, fühlte er sich in einer ganz fremden, ihm unbehaglichen Welt; anstatt seiner schönen Wohnung in Oxford eine enge düstre Straße, ein altes, schlecht gebautes Haus, eine unbequeme schlecht eingerichtete Stube, „welche im Winter statt des geselligen Feuers durch die dumpfe, unsichtbare Hitze eines Ofens erwärmt wurde." Kein Diener mehr; ein geringes monatliches Taschengeld. „Von einem Manne war ich wieder zu einem abhängigen Schulknaben geworden." In dieser Lage wies ihn alles nach neuen, zusammenhängenden Studien. Er erlernte nunmehr die französische, lateinische und griechische Sprache, ja er begann den Grund seiner so genauen Bekanntschaft mit den klassischen Historikern und Dichtern zu legen. Ein Leben Julian's, das ihm damals in die Hände fiel, lenkte schon seinen Blick auf einen Lieblingsgegenstand seiner späteren historischen Untersuchungen. Mit einem solchen regelmäßigen Studium war denn auch das Wichtigste in der Frage der Confession, die seinem Vater so dringend am Herzen lag, geschehen. Es scheint, daß Herr Navilliard mit eben so viel Scharfsinn als ruhiger Feinheit auf ihn einwirkte. Bald bestand zwischen ihnen ein Vertrauen, welches sie die Artikel des katholischen Glaubens wie gleichaltrige Freunde ruhig besprechen ließ. Wie das ruhige Licht der Vernunft, einer antiken Lebensansicht, des ganzen Geistes dieses Jahrhunderts auf seine katholischen Ueberzeugungen fiel, „verschwanden die verschiedenen Artikel des römischen Glaubensbekenntnisses wie ein Traum." Am Christtage 1754 empfing er in Lausanne das heilige Abendmahl. Die Zeit der religiösen Kämpfe war zu Ende.

In der Stille der Seele, welche nach diesen Stürmen sich erhob, umfing ihn der Reiz der Ufer des Genfer Sees immer voller. Auch eine tiefe Neigung, wie es scheint die einzige seines Lebens, erhöhte dieses ruhige Glück. Die Tochter des reformirten Predigers in einem der Dörfer im Waadtländischen Gebirge sah er in Genf und im Hause ihres Vaters. Ihr tiefer Geist war durch die gelehrte Erziehung, die ihr der Vater in der Einsamkeit des Gebirgsdorfs gegeben hatte entwickelt; „ich sah und liebte, ich fand sie gelehrt ohne Pedanterie, lebendig im Gespräch, rein an Gesinnung, elegant im Benehmen, und der erste plötzliche Eindruck wurde durch nähere Bekanntschaft verstärkt." Diese Hoffnungen begleiteten ihn durch seine Studien. Aber der Vater mißbilligte die projectirte Heirath mit einer Fremden. „Ich fügte mich in mein Schicksal, seufzte als Liebender und gehorchte als Sohn." Es gab keinen Augenblick von Spannung wegen dieser Neigung zwischen ihm und seinem Vater und so läßt sich vermuthen, daß von einer heftigen Leidenschaft hier nicht die Rede war. Dem jungen Mädchen war ein glänzendes Loos bestimmt. Sie wurde die Gattin Neckers, die Mutter der Frau von Stael. Rousseau hat geurtheilt, das kalte und selbstische Herz Gibbon's sei einer solchen Frau nicht würdig gewesen. Gibbon ging einem einsamen Leben, sie aber einer Bahn voll Glanz und voll Schmerzen entgegen. Kein Wort in Gibbon's Biographie spricht aus, wie er in späteren Jahren, da die edle Seele dieser Frau sich reich entwickelt hatte und ihr bedeutendes schicksalreiches Leben vor seiner Seele stand, diese Wendung seines Lebens empfand. Er hat den Ruhm über alles geliebt und über das Erwarten der Jugend ist ihm dieser zu Theil geworden, aber auch nichts als der Ruhm, als ob das Schicksal ihm die Nichtigkeit seiner Wünsche hätte zeigen wollen, indem es sie erfüllte.

Die Zeit kam heran, in der er Lausanne, die Ufer jenes wunderbaren See's verlassen sollte, dessen berauschende Naturpoesie das Gemüth erfüllt, während die Erinnerung großer Menschen hier überall begleitet. An diesen schönen, stillen Ufern ist überall die Erinnerung an Julie, die neue Heloise und an den großen Jean Jaques Rousseau lebendig. Man kann nicht Ferney betreten ohne Voltaire's zu gedenken, nicht Lausanne ohne an Gibbon erinnert zu werden. Der ruhelose, den Menschen abgewandte, der Stille der Natur allein noch zugängliche Childe Harold selber gedenkt hier Voltaire's und Gibbon's in einigen wundervollen Klängen:

Lausanne! und Ferney! ewig leihe euch Namen
Die Namen die in euch einstmals erklungen,
Von Sterblichen, die nun zu Ruhme kamen,
Zu dem auf schweren Pfaden sie gerungen,
Gigantengeister die sich aufgeschwungen;
Ein jeder müht sich, daß er Zweifel thürme,
Gedanken, wie von Flammenblitz bezwungen,
Herauszufordern fast des Himmels Stürme.

Und nun von Voltaire die wundervollen, unvergeßlichen Verse:

Der Eine grüßt, ein unbeständig Kind,
Dem wechselnd neue Wünsche stets erwachen,
Mit buntem Witz — still, lustig, ernst, geschwind,
Vertraut mit Künsten und gelehrten Sachen
Scheint er zur Vielheit selber sich zu machen. —

Ihm gegenüber Gibbon, der ernste tiefgründliche Engländer, mit sichtbarer Vorliebe geschildert:

Der andre tief, bedacht, mit ernstem Streben;
Aufhäufend Weisheit sich durch langen Fleiß,
Scheint er in tiefen Grübelein zu leben;
Da er zu schärfen seine Waffen weiß,
Gibt er des Glaubens Ernst durch Spotten preis,
Des Spottes Meister — jener Zaubermacht,
Sie hetzt durch Grimm und Furcht den Gegner heiß.

Nach fünfjähriger Entfernung kehrte Gibbon 1758 in seine Heimath zurück, ein völlig anderer, ein Fremdling beinahe in England, und der großen geheimen Verbindung der Aufklärungsphilosophie angehörig, die durch ganz Europa sich ausbreitete. In London erwartete ihn sein Vater, der sich inzwischen zum zweiten Mal vermählt hatte; nicht ohne unsichere Empfindungen trat ihm unter solchen Verhältnissen der Sohn entgegen. Aber von der ersten Unterredung ab stellte sich das Verhältniß so fest wie er es nur wünschen konnte; zu seiner zweiten Mutter faßte er Vertrauen und Freundschaft; die Eltern ließen ihn, mit einem mäßigen, aber zureichenden Einkommen ausgestattet, ganz frei über seinen Aufenthalt, seine Beschäftigungen und seine Lebensweise bestimmen. Am liebsten verweilte er auf dem Gute des Vaters, welches dieser selbst verwaltete und wo er gastfrei inmitten einer heiteren Nachbarschaft wohnte. Dort hatte der Sohn dicht neben der Bibliothek der Familie seine geräumige Wohnung und lebte und webte im Ankauf und Studium immer neuer Bücherschätze. Nur selten ward er bei den Gastgelagen des benachbarten Landadels gesehn, zu der Bewirthschaftung der Güter konnte er keine Neigung fassen. In London fühlte er sich fremd, als er sich im Winter da aufhielt, das gewöhnliche Herumtreiben in der Großstadt hatte keinen Reiz mehr für ihn: „ich wurde“ — erzählt er — „zuweilen durch die ansteckende Kraft des Beispiels verführt, aber die besseren Gewohnheiten, die ich zu Lausanne angenommen hatte, vermochten mich bald, eine gewähltere und vernünftigere Gesellschaft zu suchen.“ Die vornehmen Kreise waren ihm durch seine Geburt nicht offen und sein etwas schwerfälliger stolzer Geist verschmähte um den Eintritt in sie wie um eine Gunst zu werben. „Ich besaß weder durch die Kunst noch von Natur jene glücklichen Gaben der Zutraulichkeit und Gewandtheit welche jede Thür und jedes Herz öffnen. Während Kutschen durch die Bondstreet rasselten, brachte ich manchen einsamen Abend in meiner Wohnung bei meinen Büchern zu und verließ bei Annäherung des Frühlings ohne Schmerz den geräuschvollen und weiten Schauplatz von Schaaren ohne Gesellschaft und von Zerstreuungen ohne Vergnügen.“ Träume künftigen Ruhmes gingen dann in solcher Einsamkeit an seiner Seele vorüber; das Gefühl war in ihm von Anfang an, daß er zum Historiker geboren sei; der frühe Trieb, Massen von Bücher zu umfassen, das Mannigfaltigste sich im Einzelnen ganz anschaulich zu machen, ließ gar keine Wahl. Nun wog er wohl prüfend die großen Stoffe die ein Historiker ergreifen konnte. Er studirte die Manier wirkungsvollster Darstellung. „Die vollendete Manier, die kräftige Sprache und die wohlgerundeten Perioden des Dr. Robertson entflammten in mir die ehrgeizige Hoffnung, eines Tages in seine Fußtapfen zu treten; aber die richtige Philosophie, die hingegossenen unnachahmlichen Schönheiten seines Freundes und Nebenbuhlers Hume zwangen mich häufig, das Buch mit dem gemischten Gefühl der Wonne und der Verzweiflung zu schließen.“ So kämpfte der geheime Ehrgeiz des Jünglings schon in der Phantasie mit den beiden berühmten Rivalen und sein starker Verstand sagte ihm, wie die glänzenden Tugenden Robertson's für ihn wohl erreichbar seien, der tiefe Weltverstand Hume's aber, der sich nur in einfacher Form ausspricht, mit absichtsloser Anmuth, diesem so eigen, wie seine im einsamen Studium der menschlichen Natur und dann wieder in der Schule der großen Welt verbrachtes Leben, dessen reife Frucht dieser historische Sinn in seiner Geschichte Englands war.

Vierundzwanzig Jahre war er so geworden. Ein Aufsatz über das Studium der Literatur, den er damals schrieb in französischer Sprache (1761), machte ihn mehr in Paris bekannt, als bei seinen Lands-

Digitized by Google

leuten. Damals erlitten seine Studien eine Unterbrechung, indem er neben seinem Vater die Stelle eines Kapitains der Miliz von Hampshire angenommen hatte, und nun — wie er sich ausdrückt — zwei und ein halbes Jahr sich verurtheilt sah, ein Leben militärischer Knechtschaft zu führen, das ihm wenigstens einige militärische Kenntnisse verschaffte, so unnütz und unlustig es im Uebrigen verlief. Endlich befreit, trat er 1763, inzwischen sechsundzwanzig Jahre alt geworden, die übliche große Tour auf das Festland an. Wohin hätte damals ein geistvoller junger Mann anders sich wenden können, als nach Paris? Von hier war ein mächtiger Anstoß des historischen Studiums ausgegangen; die ganz Europa beherrschenden Philosophen der vornehmen Welt fand er hier, mit deren Lebensanschauung er sich seit lange durchdrungen hatte. Dort, in den Morgengesprächen der geistreichen Schriftsteller, in den Abendgesellschaften der vornehmen und eleganten Welt, welche dem geistvollen Engländer alle offen standen, in den Freuden der verführerischen Hauptstadt verlebte er vierzehn Wochen voll von Anregung, Leben und Interesse. Er gesteht, wenn er reich und unabhängig gewesen wäre, so würde er hier seinen Aufenthalt genommen haben. Er verließ das Geräusch von Paris, um sich nach seinem geliebten, stillen Lausanne zu begeben. Der Prediger, sein geliebter Lehrer, weinte Freudenthränen als er ihn wiedersah. Elf Monate lebte er hier, um sich nun in Gesellschaft eines dort gefundenen Freundes, des späteren Lord Sheffield nach Italien zu begeben. Das Schicksal seines Lebens sollte sich entscheiden.

„Noch jetzt" — so erzählt er — „nach fünfundzwanzig Jahren, kann ich die heftigen Empfindungen, welche meine Seele durchstürmten, als ich mich zum ersten Male der ewigen Stadt näherte und sie betrat, weder vergessen, noch schildern. Nach einer schlaflosen Nacht durchschritt ich mit stolzem Tritte die Ruinen des Forums; jeder denkwürdige Platz, wo Romulus stand oder Cicero sprach, oder Cäsar fiel, war meinen Blicken mit einem Male gegenwärtig und es vergingen mehrere Tage, bevor ich zu einer ruhigen und genauen Untersuchung herabzusteigen vermochte." Und hier erhob sich nun der Gedanke der großen Arbeit seines Lebens, einer Arbeit von solcher Dimension und solcher Größe der Conception, daß in der gesammten Geschichte der Geschichtschreibung keine zweite hierin mit ihr verglichen werden kann. Wie dieser Gedanke vor seine Seele trat, blieb ihm unvergeßlich. Es war am 15. October 1764, im siebenundzwanzigsten Jahre seines Alters, wo er sinnend unter den Ruinen des Capitols saß, während die Barfüßermönche im Tempel des Jupiter die Vesper sangen, daß zuerst der Gedanke, die Geschichte des Verfalls und Sturzes der Stadt zu schreiben, seine Seele durchzuckte. Zwanzig Jahre regelmäßiger Arbeit hat er bedurft, die Linie zu durchmessen welche damals Ein Blick umfaßte. Der Inhalt seines Lebens war in der Anschauung dieses Moments.

Es war, wie man denken wird, nicht ein neuer Gedanke für ihn, über diese Stoffe zu schreiben. Bald die Kaisergeschichte, bald Mahomed und seine Sarazenen, bald die Entwicklung des Christenthums hatten ihn leidenschaftlich angezogen und beschäftigt. Nur die Aufgabe in diesen einfachen ungeheuren Umrissen zu denken, war ihm neu. An dem Studium der römischen Geschichte hatte sich der historische Geist gebildet. Machiavell wie Montesquieu, die beiden größten historisch-politischen Köpfe seit der Renaissance, hatten an diesem Stoffe ihre Anschauung politischen Lebens überhaupt entwickelt. Seit dieser letzten Zeit ist man dann erst auf England, als eine Thatsache der politischen Entwicklung von nicht geringerem Gewicht geleitet worden. So war, was Gibbon that, eine Zusammenfassung unendlicher Studien von Historikern, Philologen, Juristen, Theologen. Tillemont von dem er sehr schön sagt, daß seine Genauigkeit sich beinahe zur Genialität erhoben, Muratori, Baronius, Pagi boten eine Grundlage.

Nachdem er bis Neapel gegangen, seine Forschbegierde mit Italien wie gesättigt war, langte er im Jahre 1765 wieder in der Heimath an. Es ist höchst merkwürdig wie dieses Genie, nachdem es den Beruf seines Lebens gefunden, nunmehr in den folgenden Jahren eine Melancholie über sein persönliches Geschick begleitete, die dasselbe nicht verlassen wollte. Es bringt dieser Zug eine Natur, welche so energisch mit ihrem großen Beruf und dem Ruhme desselben

Digitized by Google

erfüllt war, den gewöhnlichen, kurzathmigen Bedürfnissen und Affecten der Menschen näher. Es waren die Jahre, in welchen seinen Altersgenossen Ehre und Reichthum zu Theil zu werden begann, in welchen sie heiratheten, eigene Häuser besaßen, während er sich allein dazustehen schien, allein und unbedeutend, ein Wohner in dem Hause eines andern. Solche Vergleichungen, hervorgerufen durch das Urtheil der Menge, durch die Begegnungen des Lebens, wer mag alles aufzählen? warfen ihre Schatten grade auf die Jahre des einsamen Forschers, welche für den Mann des thätigen Lebens die verheißungvollsten, fruchtbarsten zu sein pflegen. „Ich beklagte" — erzählt Gibbon und wie viele werden ihm nachempfinden! — „daß ich nicht im geeigneten Alter den einträglichen Beruf des Rechtes oder Handels, amtlicher Anstellung oder ostindischer Abenteuer, ja sogar des feisten Schlummers der Kirche ergriffen hatte." Dazu kam, daß ihm das Vermögen seines Vaters zerrüttet erschien; er begann für künftige Jahre zu fürchten.

Und nun ist wunderbar, wie gegenüber solchen Gedanken, die Idee seines großen Werkes abblaßte; über eine so lange Reihe von Jahren für denselben zu verfügen scheint ihm ein quälender Gedanke gewesen zu sein. Er arbeitete an einer Geschichte der Umwälzungen der Schweiz. Mit seinem Freunde Deyverdun, dem vertrautesten Genossen von Lausanne her, welcher nach England gekommen war um mit ihm zu leben, begann er ein literarisches Journal, das nach zwei Jahren, da sein Freund als Reisehofmeister eines Engländers die Inseln verließ, in Stocken gerieth. Ja er versuchte sich in einem höchst erfolgreichen anonymen Angriff gegen einen berühmten damaligen Gelehrten, den Dr. Warburton. In der Stelle im sechsten Buch der Aeneide welche den Aeneas in die Welt der Geister, durch die elysäischen Gefilde hindurchführt, hatte der berühmte Gelehrte eine Einweihung des Aeneas in die eleusinischen Geheimnisse gesehn, seine überwältigende Gelehrsamkeit hatte dieser Erklärung lange Jahre hindurch eine unbestrittene Autorität erhalten. Als nun Gibbon diese Erzählung der Welt der Fabeln wiederzugeben unternahm, war der Sieg seiner gesunden und natürlichen Ansicht so unbedingt, daß weder Warburton noch einer seiner Freunde antwortete.

Der Tod seines Vaters im Jahre 1770 brachte in diese schwankenden Zustände eine heilsame Krisis. Zwei Jahre freilich nahm die Ordnung der sehr zerrütteten Vermögensverhältnisse in Anspruch. Dafür ward ihm dann bei seinen einfachen Bedürfnissen die gesicherte Unabhängigkeit zu Theil, deren er bedurfte. Sobald alles geordnet, ein klares Leben begonnen war, schritt er, nunmehr dreiunddreißig Jahre alt, zur Abfassung des ersten Bandes seiner Geschichte.

Wie belehrend ist, dieses in der modernen Geschichtschreibung beinahe einzige Genie über die Bemühungen zu hören, durch welche sein ungeheurer Stoff seine Form erhielt. „Im Anfang war alles dunkel und zweifelhaft, sogar der Titel des Werks, die eigentliche Epoche des Sinkens des Reiches, die Abtheilung der Capitel, die Ordnung der Erzählung. Ich war häufig versucht, die Arbeit von sieben Jahren wegzuwerfen. Der Stil eines Schriftstellers soll ein Bild seines Geistes sein, aber die Wahl und Beherrschung der Sprache ist die Frucht der Uebung. Ich stellte mehrere Versuche an, bevor ich den Mittelton zwischen trockener Chronik und rhetorischer Deklamation traf; dreimal verfaßte ich das erste Capitel, zweimal das zweite und dritte, bevor ich ihrer Wirkung ziemlich sicher zu sein glauben konnte. Auf dem übrigen Wege schritt ich mit festerem und gleichmäßigerem Schritte vor."

Von 1772 wo er sich ganz seiner großen Aufgabe widmen konnte, bis 1776 hat er am ersten Bande gearbeitet, fünf Jahre dann am zweiten und dritten, bis in den April 1781, sieben Jahre, von da bis zum Mai 1788, in dem er, einundfunfzig Jahre alt, dies Werk abschloß. Mit ruhigem Selbstgefühl ging er dem Erfolg entgegen, während der erste Band gedruckt ward. Die Geschichtschreibung ist, wie er richtig bemerkt, die populärste Art Schriftstellerei, weil sie sich der höchsten wie der geringsten Fassungskraft anpassen kann. Und in dieser gab es in seiner Epoche keinen populäreren Gegenstand als römische Historie. In der Darstellung desselben endlich war ihm eine anschauliche Kraft die Erscheinungen hinzustellen, eine gedrängte Energie der Sprache eigen, wie sie auch zu jener

Digitized by Google

Zeit großer Schriftsteller auf seinem Gebiete einzig waren. Aber der Erfolg dieses ersten Bandes übertraf vielleicht seine sanguinischsten Hoffnungen. In wenig Tagen war der erste Druck erschöpft. Eine zweite und dritte Ausgabe wurde schnell vorbereitet. Von allen Seiten strömten ihm Glückwunschschreiben zu. Wenn nach der ersten übereinstimmenden Begeisterung ein leidenschaftlicher Kampf um einen Theil dieser Geschichte sich erhob, so trugen der Gegenstand, die Wichtigkeit desselben, die Stellung welche Gibbon's Auffassung einnahm, nur dazu bei, die Popularität des Werkes zu steigern.

Es handelte sich um das Christenthum, die große Frage, welche im achtzehnten Jahrhundert mit ungenügenden Mitteln in Angriff genommen wurde, welche noch heute die historische Untersuchung leidenschaftlich beschäftigt.

In dem Zusammenhang dieser großen Frage treten zwei Punkte hervor, deren geschichtliche Untersuchung wohl geschieden werden kann. Ich kann den Vorgang selber untersuchen, in welchem das Christenthum sich bildete. Und ich kann die Wirkungen der Thatsache studiren, welche nunmehr abgeschlossen vor mir steht. Die wissenschaftliche Untersuchung, welche das Erstere, den Vorgang selber, zum Gegenstand hat, ist erst möglich geworden seitdem das neue Testament nicht mehr als eine Einheit von Lehren, welche der heilige Geist in diesem Zusammenhang mittheilen wollen, betrachtet wird, sondern als eine Sammlung historischer Quellen und seitdem diesem gemäß die einzelnen Schriften allen Operationen der Kritik, wie sie zuerst auf die alten Schriftsteller angewandt worden war, unterworfen werden. Diese kritische Geschichtsforschung, deren Gegenstand der Vorgang ist in welchem das Christenthum sich ausbildete, ist eine Schöpfung des deutschen Geistes. Gibbon berührt diese Frage gar nicht. Mit einer devoten Verbeugung, ehrerbietiges Geltenlassen der Tradition auf den Lippen, einen totalen Scepticismus im Herzen, geht er an ihr vorüber. Dagegen, wie diese im apostolischen Zeitalter geschlossene Thatsache nunmehr auf die Folgezeit wirkte, die Ursachen der wachsenden Macht wie der wachsenden Verderbniß der christlichen Kirche, ihre Bedeutung im Gang der menschlichen Cultur: das hat er zuerst mit klarem realistischem Blick, welchen auch das beharrliche Studium der Kirchenväter nicht trüben konnte, erforscht. Wie er die Bedeutung des Christenthums auffaßte, das erregte leidenschaftliche Discussionen in England wie in Frankreich, als sein Werk erschien. Denn diese war eine der Grundfragen des 18. Jahrhunderts. Die gelehrte Forschung hatte das Material in einer Vollständigkeit umfaßt für das Studium der Epoche der Kirchenväter und der älteren griechischen und römischen Kirche, wie für gar keinen zweiten Stoff. Nicht nur ungeheurer sammelnder Fleiß, sondern auch ein leidenschaftliches Parteiinteresse, welches die Entwicklung der Lehren und der kirchlichen Macht entweder bis zum apostolischen Zeitalter hinaufzurücken, zum Beweis der katholischen Kirche, oder nachzuweisen wie spät, unter was für weltlichen Motiven, wie sehr im Widerspruch mit der älteren Kirche diese Dogmen und Institutionen sich entwickelt hatten, ein Nachweis an welchem die protestantischen Theologen arbeiteten, hatten die ungeheure Quellenmasse durchwühlt, gesichtet, geordnet, für die entscheidenden Fragen verwerthet. Benedictiner und protestantische Universitäten arbeiteten hier, in leidenschaftlichem Gegensatz gegen einander, den Forschern der Zukunft in die Hände. Und wahre Heroen der gelehrten Forschung, für die Stellung in der sie schrieben von einer bewundernswürdigen Unparteilichkeit, waren hervorgetreten; vor allen Tillemont, der ehrwürdige französische Benedictiner, und Mosheim, der protestantische Theologe. Diese beiden hat auch Gibbon seinen Arbeiten vornehmlich zu Grunde gelegt. Im Zusammenhang mit diesen Studien hatte Middleton gezeigt, daß die Wunder der ältesten Kirche nicht besser bezeugt seien als die, welche in der Epoche des Ambrosius und Augustinus zu Ehren der Messe, der letzten Oelung und anderer Geheimnisse der katholischen Kirche geschehen sein sollten; derselbe hatte nur zwischen Annahme des Katholicismus und einer Forschung, welche auch die Geschichte des Urchristenthums in Frage stellte die Wahl gelassen. Solche Schlüsse begann nun ein neues Zeitalter aus dem zusammengehäuften Material zu ziehen. Es ist erzählt, wie Middleton den ersten großen Kampf in die Seele Gibbon's warf, wie derselbe ihn überzeugte, wie Gibbon

Digitized by Google

zunächst den ersten Fall des aufgestellten Dilemma, die Wahrheit des Katholicismus annahm, von da ab sich aber dann dem zweiten zuwandte. Nun war aber Gibbon von da ab unter den überwältigenden Einfluß der Zeitphilosophie gerathen, wie sie sich in Paris ausbildete. In die historische Bewegung mischte sich, das darf nicht geleugnet werden, der leidenschaftliche, julianische Haß gegen das Christenthum, welchen diese Zeitphilosophie athmet. Die Richtung dieser Gesellschaft, wie sie Gibbon 1765 in Paris fand, zeigt am besten eine Anekdote, welche sein großer Landsmann Hume von einem Pariser Aufenthalt berichtet, der im Jahre davor, 1764, stattfand. Damals fand Hume im Hause des Barons Holbach eine Gesellschaft der berühmtesten Franzosen die damals in Paris lebten. Hume nahm Veranlassung, eine Erörterung zu beginnen, ob es denn eigentlich Atheisten gäbe; er selbst, sagte er, habe nie einen gesehen. „Da sind Sie doch unglücklich gewesen," erwiderte Holbach; „in diesem Augenblick sitzen sie aber gleich mit siebzehn am Tische." Die Ideen, denen er hier begegnete, welche die hier entstandene Literatur beherrschten, durchdrangen ihn ganz. So erst erklärt sich die merkwürdige Stellung, welche er in der großen Frage vom Christenthum einnahm. Es ist nicht möglich, die Wirkung zu begreifen, welche dasselbe übte, wenn die großen Wahrheiten Gottes und der Unsterblichkeit nicht die Seele erfüllten. Völlig skeptisch wie Gibbon war, nahm er daher, nicht aus Heuchelei, sondern in wirklicher Unsicherheit, die Wirkung der göttlichen Kräfte im Christenthum von seiner Untersuchung völlig aus. Es wäre, glaube ich, falsch, zu behaupten, daß er sie geleugnet hätte, oder die wahrhaft religiöse Macht des Christenthums nicht anerkannt hätte. Aber allerdings zeigt sich, daß die übrigbleibenden Factoren die Wirkung des Christenthums vollkommen erklären. In diesem Sinne ist die Hauptstelle zu betrachten, die eine Untersuchung einleitet, durch welche eigentlich zum ersten Male das Christenthum inmitten der Summe historischer Kräfte vorurtheilsfrei geprüft wurde. Wir theilen sie mit, da sie die Quintessenz dieser genialen und epochemachenden Untersuchung enthält. „Unsere Wißbegierde findet sich" sagt Gibbon, „natürlich aufgefordert, zu erforschen, durch welche Mittel der christliche Glaube einen so merkwürdigen Sieg über die übrigen herrschenden Religionen der Erde erlangt habe. Dieser Frage kann mit einer leichten aber befriedigenden Antwort begegnet werden: daß dies nämlich der überzeugenden Wahrheit ihrer Lehre und der leitenden Forschung ihres großen Urhebers zuzuschreiben sei. Da aber Wahrheit und Vernunft selten eine so günstige Aufnahme in der Welt finden, und da die Weisheit der Vorsehung sich häufig herabläßt die Leidenschaften des menschlichen Herzens und die allgemeinen Zustände des Menschengeschlechtes als Mittel zu Erreichung ihrer Zwecke zu gebrauchen: bleibt uns doch, wenn gleich mit geziemender Unterwürfigkeit, die Frage gestattet, nicht was die ersten, sondern was die secundären Ursachen des schnellen Wachsthums der christlichen Kirche gewesen sind. Es wird sich vielleicht kund geben, daß sie durch folgende fünf Ursachen am wirksamsten unterstützt und begünstigt worden sind. 1) Der unbeugsame und, wenn wir den Ausdruck gebrauchen dürfen, unduldsame Eifer der Großen, allerdings aus der jüdischen Religion stammend, aber von dem engherzigen und ungeselligen Geiste gereinigt, welcher, statt die Heiden zur Annahme des mosaischen Gesetzes einzuladen, sie vielmehr davon abschreckte. 2) Die Lehre von einem künftigen Leben, durch jeden Nebenumstand verbessert, welcher dieser wesentlichen Wahrheit Gewicht und Wirksamkeit geben konnte. 3) Die der Urkirche zugeschriebene Gewalt, Wunder zu wirken. 4) Die reine und strenge Moral der Christen. 5) Die Einheit und Disciplin der christlichen Republik, welche allmälig einen unabhängigen und zunehmenden Staat im Herzen des römischen Reiches bildete." Ueber die Art wie diese fünf Ursachen behandelt werden, hebe ich ein Beispiel hervor, welches genugsam zeigt, welcher spannenden, wirksamen Methode die Vordersätze aufzustellen, den Schluß zu verschweigen oder gar mit Ironie umzubiegen sich Gibbon bedient. Es ist von den Wundern die Rede; Gibbon hat die ganze Reihe von Wunderwirkungen aufgezählt, welche gleichförmig und gleich gut bezeugt durch die ersten Jahrhunderte hindurchgeht; er fügt Folgendes hinzu. „In einer Zeit, wo sich der Glaube so vieler wunderbarer

Digitized by Google

Siege über den Tod rühmen konnte, scheint es in der That schwer, den Scepticismus jener Philosophen zu begreifen, welche die Lehre von der Wiederauferstehung noch immer verlachten und verhöhnten. Ein edler Grieche führte auf dieses wichtige Fundament die ganze Streitfrage zurück und versprach dem Bischof von Antiochia, daß er sogleich die christliche Religion ergreifen würde, wenn man ihm eine einzige Person zeigen könne, die wirklich von den Todten auferweckt worden wäre. Es ist einigermaßen merkwürdig, daß der Prälat der ersten Kirche des Orients, wie ängstlich bekümmert auch um die Belehrung seines Freundes, es doch für gerathen hielt, diese offene und vernünftige Herausforderung abzulehnen." Man füge die folgende Stelle

Eduard Gibbon.

über diesen Gegenstand hinzu: „In den neueren Zeiten lauert auch in den frommsten Gemüthern ein verborgener, sogar unfreiwilliger Skepticismus. Ihre Zulassung übernatürlicher Wahrheiten ist weit weniger eine thätige Beistimmung als ein kaltes und passives Zugeben. Seit langer Zeit gewohnt, die unwandelbare Ordnung der Natur zu beobachten und zu ehren, ist unsere Vernunft oder wenigstens unsere Phantasie nicht hinreichend vorbereitet, um die sichtbare Thätigkeit der Gottheit auszuhalten." Im Gegensatz dazu Leichtgläubigkeit und Neugier jener Epoche. In solcher Weise entstand hier zuerst ein scharfes, vom theologischen Moderantismus unbeeinflußtes Bild der Culturzustände, welche die christliche Gesellschaft der ersten Jahr-

hunderte zeigt. Nach dieser Seite hin, sofern es sich um das handelt was Gibbon secundäre Ursachen nennt, ist ihm noch heute wenig hinzuzufügen.

Man kann sich den Allarm denken, der sich im englischen Clerus und an den Universitäten erhob, besonders zu Oxford, der Burg der englischen Hochkirche. Es entsprach sowohl seinem Selbstgefühl, als der Größe der Aufgabe die noch vor ihm lag, daß er den Sturm von Angriffen ruhig über sich hereinbrechen ließ, ohne, mit einer einzigen Ausnahme, irgend jemanden zu antworten. Das ist ein Verfahren, welches vielleicht mehr aufregt, als die schärfsten Erwiederungen. Auch Kant, als er, schon an der Schwelle der letzten Lebensepoche, mit der Veröffentlichung seines Systems begann, hat seinen Gegnern gegenüber dasselbe Verfahren beobachtet. Der einzige Fall, in welchem Gibbon eine Antwort für ganz unumgänglich erachtete, war, als ein Herr Davies aus Oxford „sich erdreistete, nicht den Glauben, sondern die Zuverlässigkeit des Geschichtschreibers anzugreifen.“ Während diese Theologen das große Publicum gegen das begonnene Werk einzunehmen suchten, empfing Gibbon die Glückwünsche der bedeutendsten Köpfe des damaligen England, eines Robertson, eines Ferguson, eines Adam Smith, des großen Hume, dessen Beifall schon das Ziel seiner jugendlichen Träume gewesen war.

Gibbon war, bevor der erste Band seines Werkes erschien, zum Parlamentsmitglied für Hesbeard gewählt, welches unter dem Einfluß seines Vetters Elias stand. Es war das in einer der größten und kritischsten Zeiten von England. Der amerikanische Unabhängigkeitskampf erfüllte die Welt; Frankreich war auf Amerika's Seite getreten; es ist keine Frage, daß die Politik des Ministeriums North weder die gerechteste noch die glücklichste war. Die großen politischen Talente dieser Epoche, Lord Chatam an der Spitze, Fox neben ihm, bekämpften dieses Ministerium und seine Maßregeln. Während Gibbon im Unterhause saß, geschah der entscheidende Schritt, daß die englische Regierung 20,000 Deutsche unsren Landesvätern von Hessenkassel, Braunschweig, Ansbach und Waldeck abkaufte und diese, die oft vergeblich widerstrebten, gezwungen wurden, sich nach Nordamerika einschiffen zu lassen und da einen ihnen ganz fremden Krieg zu führen. Damals war es, daß Chatam, alt schon, jene berühmte Rede hielt gegen „dies Handeln und Markten mit jedem kläglichen deutschen Fürsten, der seine Unterthanen für die Schlachtbank eines Auslandes los werden möchte.“ „Diese erkaufte Hilfe,“ rief er prophetisch aus, „der ihr vertraut, entzündet einen unheilbaren Groll im Gemüthe Eurer Widersacher, die ihr mit den feilen Söhnen des Raubes und der Plünderung überschwemmt, sie und ihr Eigenthum grausamen Miethlingen opfernd. Wäre ich Amerikaner, wie ich Engländer bin, so lange bewaffnete Fremdlinge bei mir landeten, ich legte nimmer die Waffen nieder, nimmer, nimmer!“ Und der große Geschichtschreiber Roms? Er war kein politischer Kopf im eminenten Sinne. Ja nichts war weniger geeignet, einen starken politischen Charakter zu entwickeln, als die französische Aufklärung, in welcher er, der Heimath fern, die Grundlagen seiner Bildung gefunden hatte. Er gehörte zu der Partei des Ministeriums North, er, der einen Zug von Weltbürgerthum in sich trug, billigte die Maßregeln, welche dasselbe ergriff, Engländer durch fremde Truppen, ja durch Indianerhorden in Unterwürfigkeit zu halten. Jene prophetischen Worte, welche der große Chatam aussprach, fanden in einem Kopf keinen Nachhall, dem so viele historische Analogien für die Nothwendigkeit zu Gebote standen, welche Pitt aussprach. Was mehr ist, er hat diese Stellung nicht durch einen selbständigen Ideengang begründet, sondern nur durch stille, obwohl zuweilen furchtsame Vota. Als 1778 Frankreich offen auf die Seite von Amerika trat, hat Gibbon das Manifest gegen die Regierung in französischer Sprache verfaßt, welches an alle europäischen Höfe versendet wurde und wegen des Stils und der Manier großen Beifall fand. Er erhielt auch eine Stellung als Lordcommissär des Handels und der Pflanzungen die sein Einkommen jährlich um 800 Pfund vergrößerte, eine der Sinecuren, welche die englische Regierung für die besitzt, welchen sie sich verpflichtet fühlt. Inzwischen verlor er, in Folge seiner politischen Ueberzeugung, seinen Sitz nach der Auflösung des Parlaments; das Ministerium North ward aufgelöst; er zog sich, wie es scheint

Digitized by Google

durchaus nicht ungern, von der Politik zurück.

Wechselnde Lebenslagen zeigen einen Charakter, wie eine kunstvolle Analyse, nach seinen Grundstoffen. Daher ist für den Dichter die große Kunst, wie durch Anwendung von Reagentien durch sie einen Charakter anschaulich und doch in aller Tiefe zu zeigen. Die wenigen Begebenheiten, welche das großartige Gelehrtenleben Gibbon's unterbrechen, zeigen ihn dem Leben in Privatbeziehung wie in politischer wenig gewachsen; weder jener frühe Uebertritt zum Katholicismus, noch die Art wie er die Geliebte aufgab, noch endlich diese seine politische Thätigkeit zeigen klare Männlichkeit, wie sie auch in dem Leben, wie in den Schriften eines Hume oder Macaulay uns so wohlthätig entgegentritt. Die feine, diplomatische, zuweilen versteckte und ironische Art seine Ueberzeugungen auszusprechen, entspricht offenbar den angeführten Wendungen seines Lebens, welche ihn unbeholfen, schüchtern zuweilen, für seine Zukunft besorgt, kühl gegen alles was nicht er selber war, darstellen. In der Freundschaft allein erscheint er warm und treu, dabei rücksichtsvoll und von feiner Sitte, ruhig fest. Aber Pulsschlag der Leidenschaft, ideelle Hingabe fehlt ihm.

Gibbon begann an einen neuen Lebensplan zu denken. Nach der Auflösung des Parlaments war der zweite und dritte Band seiner Geschichte erschienen. Die kirchlichen Streitigkeiten des vierten und fünften Jahrhunderts, obwohl sie mit wahrem Tiefblick zuerst in die herrschsüchtigen Gemüther der leitenden Bischöfe dieser Epoche und in ihre wahren, von erbaulichen Anschauungen nur verschleierten Motive einen Einblick gab, erregte die Leidenschaft der protestantischen Polemiker nicht; kein starkes Interesse zwang sie, mit einem so mächtigen Gegner anzubinden. Inzwischen lockte ihn der Gedanke nicht, in England selber, in den mittelmäßigen Verhältnissen welche sein Vermögen ihm gewährte, das Werk seines Lebens und sein Leben selber zu vollenden. Dennoch schwankte er lange. Aber sein Herz zog ihn nach seinem Jugendaufenthalt, nach Lausanne. Die wunderbare Natur, die er da fand, der Umgang mit seinem geliebten Freunde Deyverdun, die Möglichkeit, dort auf großem Fuße zu leben und sich in die beste Gesellschaft zu mischen, dabei die andere Möglichkeit einer tiefen Einsamkeit in solcher Natur — das alles mußte seine Wahl entscheiden; mit Ausnahme seiner Bibliothek verkaufte er all seine Habseligkeiten; am 27. September 1783 langte er wieder in Lausanne an, zwanzig Jahre beinahe nachdem er es zum zweiten Male verlassen hatte.

Vier glückliche Jahre zunächst verlebte er nunmehr in Lausanne. Er vereinigte seinen Haushalt mit dem seines Freundes; während dieser das Haus und den Garten, welche ihm gehörten, hergab, trug er die Kosten der Wirthschaft; es scheint, daß ihr inniges Einvernehmen nie eine Stunde gestört ward. Und wie lag das Besitzthum der beiden Freunde! Die nördliche Seite des Hauses hing mit der Stadt zusammen; nach Süden aber schloß sich an ihn ein vier Morgen großer, durch den Geschmack Deyverdun's verzierter Garten, in welchem die wolkenlose Sonne des Sommers nur durch das liebliche Grün der Acacienhaine beschattet wurde; und von da blickte man hinab nach dem Genfer See, alles Land was dazwischen lag mit Wiesen und Weinbergen bedeckt, untermischt mit schönen Landhäusern und malerischen Hütten, in der Entfernung dann der blaustrahlende See und im tiefsten Hintergrund die Kette der unermeßlichen Alpen von Savoyen. Hier in dieser Umgebung, im Umgang mit dem Freunde, in heiterer Geselligkeit vollendete er sein großes Werk. Ganz ohne Hast; der Morgen allein war den Studien gewidmet; gastfreie Tafel, heitere Geselligkeit, mannigfaltige Interessen erfüllten dann den Rest des Tages. Es war ein Leben, wie es für große umfassende Arbeiten dem Gelehrten eigentlich immer gegönnt sein müßte. Man sieht, wie Ungeheures eine nie angestrengte, aber von Anfang an folgerichtige Thätigkeit vermag.

Endlich war die Bahn durchlaufen, die ungeheure, welche der siebenundzwanzigjährige Jüngling sich auf den Ruinen von Rom einst vorgezeichnet. Einundzwanzig Jahre rastloser Arbeit waren verflossen. „Es war am Tage" — so erzählt Gibbon — „oder vielmehr in der Nacht des 27. Juni 1787, zwischen der elften und zwölften Stunde, daß ich die letzten Zeilen der letzten Seite in einem Lusthause meines Gartens schrieb. Nachdem ich meine Feder niedergelegt hatte, ging ich mehrere Male

in einer bedeckten Acacienallee auf und nieder, von wo man die Aussicht auf das Land, den See und das Gebirge hat. Die Luft war milde, der Himmel heiter, die Silberscheibe des Mondes spiegelte sich in den Gewässern und die ganze Natur schwieg. Ich werde die ersten Gefühle der Freude nicht verbergen, welche ich über die Wiedererlangung meiner Freiheit, vielleicht die Begründung meines Ruhmes empfand. Aber mein Stolz wurde bald durch einen Gedanken gedemüthigt, der mein Gemüth mit ernster Trauer erfüllte, den Gedanken, daß ich von einem alten und lieben Gefährten einen ewigen Abschied nahm, und daß, bis in welche Zukunft meine Geschichte immer fortdauern möge, das Leben des Geschichtschreibers kurz und wandelbar sein müsse."

Das Geschäft des Tages war gethan, die Schatten des Abends senkten sich auf ihn nieder; eine Ahnung, daß diese Jahre der großen Arbeit die glücklichsten seines Lebens, daß dies Werk das Höchste sei was er vermocht, war in seiner Seele; nichts Künftiges was ihn lockte vor seinem Auge, als es damals in die Zeit vorandrang, die ihm nun übrig blieb.

Er begab sich nach England um den Schluß seines Werkes herauszugeben und ist da ein Jahr lang geblieben. Geliebte Freunde fand er da, vor allen den Lord Sheffield, dann den Lord North, der „nach dem Verluste der Macht und des Gesichts, doch glücklich durch sich selbst und seine Freunde war." Nun konnte er, ohne einen Verdacht eigennütziger Beweggründe, frei die Neigung zeigen, die er für ihn hegte. Es scheint, daß die politischen Verhältnisse die er vorfand ihn wenig interessirten. Begleitet von einer großen Verstärkung seiner Bibliothek und von einem jungen Freunde, kehrte er nach dem geliebten Lausanne zurück; im Juli 1788 langte er an; er fand Wohnung und Garten sehr verschönert durch den Freund; aber er sollte wenig heitere Tage in ihnen verleben.

Seit 1761 war er mit einem Schaden behaftet, der seinen Freunden auffallen mußte, über den er aber niemals sprach. Aus einem gewöhnlichen Bruch war ein lästiger und gefährlicher Wasserbruch entstanden, seine Gesundheit begannn ihm Sorge zu machen. Und nun geschah, daß sein geliebter Freund vor seinen Augen hoffnungslos hinsiegte; das war ein Verlust, den kein neues Verhältniß ihm ersetzen konnte, oder auch nur ihn vergessen machen. Dann führte der Ausbruch der französischen Revolution jenen Strom der Auswanderung und des Elends nach Lausanne, der sich ja über alle Frankreich benachbarten Lande verbreitete, über keines so wie über die französische Schweiz, dies blutsverwandte Land. In dem innigen Umgang mit der Familie der Severy fand er einen Trost; dann erschien 1791 sein Freund, der Lord Sheffield, ein paar Monate. Dieser wünschte, er möge nach England auf einen Besuch wenigstens zurückkehren. Erst der Tod der Lady Sheffield 1793 bewog ihn zu unverweilter Abreise nach England, um dem Freunde den Trost der Freundschaft zu bringen, welchen er, nach einer ausdrücklichen Erklärung, einem solchen Falle gegenüber für den einzigen achtete. Und dort mußte er sich dann mehreren aufeinanderfolgenden Operationen unterwerfen; seine Kräfte nahmen ab; seine Eßlust verschwand, und nach einer Operation, die ihn von einer Last von sechs Quart Wasser befreite, verschied er, ihm selber unerwartet, um ein Uhr Morgens am 16. Januar 1794 im siebenundfünfzigsten Jahre seines Alters. Noch am Tage vorher besuchte ihn ein Herr Krawford und sie besprachen dritthalb Stunden hindurch die verschiedensten Dinge. Gibbon redete auch, wie er gern that, über die wahrscheinliche Dauer seines Lebens; er glaubte noch für zehn, zwölf, vielleicht zwanzig Jahre Lebenskraft zu haben. Er verschied allmälig, ohne sich auch nur in Gefahr zu glauben.

Wir sind über sein Leben und seinen Charakter vortrefflich unterrichtet. Er hat sein Leben geschrieben und sein Freund Sheffield hat 1796 vermischte Schriften Gibbon's und eine Auswahl aus seinem Briefwechsel herausgegeben.

„Geschichte des Verfalls und Unterganges des römischen Weltreiches," so bezeichnet Gibbon sein unsterbliches Werk. Die Periode, welche es umfaßt, erstreckt sich von dem Zeitalter Trajans und der Antonine bis zur Einnahme von Constantinopel durch Muhamet II., also bis über die Mitte des 15. Jahrhunderts hinaus. Es war die dunkelste und zugleich durch ungeheures Quellenmaterial am meisten abschreckende Epoche der Geschichte, durch den

Digitized by Google

Eintritt so ungeheurer Kräfte als des Christenthums, der Germanen, der Araber, des Papstthums, in der Weltgeschichte bezeichnet. Den Verlauf der Weltgeschichte auf diesem ungeheuren Schauplatz, der Orient und Occident umfaßt, inmitten ungeheurer miteinander ringender Gewalten, wie das Papstthum, die arabische Weltmacht, das deutsche Kaiserthum waren, darzustellen: was für eine Weite des Gesichtskreises, für ein gleichgetheiltes Interesse für alle Kräfte der Weltgeschichte, für eine eiserne Beharrlichkeit bedarf dies! Kein Geschichtswerk großen Stils von ähnlichen Dimensionen ist vorhanden.

Als ein Ganzes ist daher dies grandiose Werk noch heute unerreicht. Nirgend wie hier, wird der Leser ein solches Gemälde der ungeheuren Kräfte, welche über ein Jahrtausend miteinander rangen die moderne Zeit zu gebären, ein Gemälde von so anschaulicher Kraft, so tiefem psychologischen Blick, so gewaltigen Dimensionen erhalten. Diesem Charakter des Inhalts entspricht die Form auf eine bewundernswürdige Weise. Es ist in ihr etwas Prächtiges, etwas von den vielgebogenen und doch Größe ausdrückenden Linien der Renaissance. Er schreibt mit einer kühlen Pracht, wie sie die Denkmale der Kaiserzeit alle athmen. Sein Herz ist nirgend. Aber sein kluges Auge für die Windungen verwickelter, egoistischer Charaktere, für die Windungen einer schlangenzüngigen Politik ist wie auf diesem Schauplatz der europäischen Politik überall zugleich ruhend. Etwas Mitleidloses ist in seiner Anschauungsweise; auch der sittliche Maßstab scheint ihm zu entfallen wie er sich diesem ungeheuern Schauspiel von Weltreligionen und Nationen gegenüber sieht, deren sittliche Maximen wie ihre religiösen Anschauungen die sonderbarsten Contraste zeigen.

Bewundernswürdig ist die gleichmäßige Verarbeitung. Er hat in einem Zuge weitergeschrieben. Ohne irgend eine Zwischenabschrift ward sein rohes Manuscript zum Druck gesandt. Die Arbeit ist von einer merkwürdigen Gleichmäßigkeit. Die Bedeutung derselben in unseren Tagen ist daher unabhängig von den Fortschritten welche die Geschichtschreibung in den einzelnen Partien gemacht hat, die es in sich vereinigt.

Und hier behaupten nun die Darstellung des römischen Kaiserthums selber, in Orient und Occident, dann die der christlichen Kirche nach innen, allen späteren Leistungen gegenüber, das Feld. Dagegen sind die Darstellung des Eindringens der Germanen und ihrer Staatengründungen, sowie die des Eindringens der Araber überholt.

Es bleibt sehr zu bedauern, daß er seine ursprüngliche Absicht nicht ausführte, eine Kritik der Quellenschriftsteller seines Werkes demselben folgen zu lassen. Mich dünkt, sie würde sich dem was Ranke später in so genialer Weise leistete, mehr genähert haben, als irgend eine andre verwandte Arbeit.

Nichts mehr aber wünsche ich, am Schluß dieses Aufsatzes, der in die Lectüre Gibbon's einleiten soll, als daß der Leser nach dem bewundernswürdigen Werke selber greifen möge. Johannes Müller, Niebuhr sind veraltet, auch Schlosser in allen Arbeiten welche sich nicht auf das 18. Jahrhundert beziehen, dessen Darstellung bei ihm ein eigenes Leben hat, wie es nur aus dem Miterleben, Mitempfinden erwächst, aus dem Umstande daß der Gegenstand noch im geschichtlichen Horizont des Erzählers liegt. Spittler, Möser sind desgleichen veraltet. Von Gibbon darf das niemand sagen. Ein so tiefer Weltverstand spricht aus seinem Werke, daß, wie sich auch Quellen und kritisches Studium mehren mögen, sie Darstellungen wie die des römischen Kaisers Julian des Abtrünnigen nie verdeutlichen werden. Was durch eindringende Kraft des Verstandes erreicht werden kann, wird bei ihm schwerlich je übertroffen werden. Nur wo das moderne Studium von Quellen, von Verfassung und Gesellschaft hinreicht, wird es auch den Tiefblick Gibbon's hinter sich lassen.

Neues vom Büchertisch.

Carus, C. G., Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten. 3. und 4. Theil. gr. 8. Leipzig, Brockhaus. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Horwitz, J., Von Berlin nach Nikolsburg. Skizzen aus dem Kriegsjahr 1866. gr. 8. Berlin, Springer's Verlag. $\frac{1}{3}$ Thlr.

Lewald, F., Erzählungen. I. Vornehme Welt. Das Mädchen von Oyas. gr. 16. Berlin, Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 24 Sgr.

Digitized by Google

Der Nil.

VI.

Bei Syene, Assuan, ist die natürliche Südgrenze Aegyptens. Zwischen den Inseln Philae und Elephantine erhebt sich der mächtige Granitstock, der von dem Nile in schäumenden Katarakten durchbrochen wird. Das wilde Gebirge steigt zu beiden Seiten des Flusses steil, zerrissen, in nackten, grotesken Klippen, in phantastischen, malerischen Pfeilern empor; das Flußbett selbst ist erfüllt mit zahllosen Felsen und Inseln, zwischen denen der Nil in schmalen Stromschnellen, in wirbelnden Strudeln hindurchschießt. Der Fluß ist hier $^1/_8$ Meile breit, so breit wie der Niagara bei seinem Falle, aber die Katarakten sind, zumal bei niedrigem Wasserstande, nur 7 Fuß hoch. Die Nilbarken werden von Menschen durch Seile, die sie an den Felsen im Strome befestigen, die schäumende, abschüssige Fläche hinaufgezogen, eine bei ausreichender Zahl von Leuten nicht schwierige Arbeit.

Der Granit von Syene ist ausgezeichnet durch die Menge des rothen Feldspaths, welcher fast zwei Drittel der Masse ausmacht. Plinius nannte ihn nach dem Fundorte Syenit oder lapis thebaicus, weil sich schöne Monolithe von diesem Gestein in Theben befinden. Es kommen auch Massen in den Steinbrüchen vor, in denen der Feldspath weißliche, graue Farbe hat, andere, in denen der dunkle Glimmer vorherrschend ist, so daß es manche Varietäten des Gesteins gibt. Zu den Monumenten wurde meist der rosenrothe Granit (orientalischer Granit oder granito rosso) genommen, und man findet solche Granitmonolithen von Syene an bis zu den Nadeln der Cleopatra an der Küste des Mittelmeeres in erstaunlicher Menge. Manche sind ausgezeichnet gut erhalten, weil die Aegypter dem Gesteine eine vorzügliche Politur zu geben verstanden und weil das trockne Klima Aegyptens sehr viel zur Erhaltung dieser Politur beiträgt.

Suan oder Assuan, d. h. die Eröffnung Aegyptens, bei den Griechen Syene, ist die äußerste Grenzstadt Aegyptens. (Hesek. XXIX, 10: „von dem Thurme zu Syene," eigentlich von Migdol — Magdalus bei Pelusium — bis zur Grenze Aethiopiens," d. h. von einem Ende bis zum andern, wie in Palästina „von Dan bis Berseba"). Strabo erzählt, daß in Syene ein Brunnen gewesen sei, in welchen zur Zeit des Sommersolstitiums die Sonne schien, ohne Schatten zu werfen. Syene liegt unter 24° 5' 30" nördlicher Breite, nur etwas über $^1/_2$° vom Wendekreise; der Schatten wird also allerdings in dem Brunnen wenig bemerkbar gewesen sein.

Neben Syene liegt im Nile am Ende der Katarakten die letzte größere Insel, Elephantine, der Schlüssel Aegyptens, „die Blumeninsel" der Araber. Sie bietet in

Digitized by Google

der That einen erquickenden Anblick dar mit ihren Palmenhainen, Sykomoren und Gärten zwischen öden, wüsten Felsen und Klippen. Etwa eine Meile stromaufwärts, bei dem Anfange der Stromschnellen, an dem Ausgange einer gewundenen, felsigen schließt eine Menge prachtvoller Monumente, den heiligen Wallfahrtsort der Aegypter, das Grab des Osiris. Nach der Sage war 1000 oder 2300 Jahr vor Alexander dem Großen Osiris Beherrscher von Aegypten. Er wurde von seinem ruch-

Tempel auf der Insel Philae.

Durchsicht, bietet sich dem überraschten Auge in demselben schroffen Gegensatze zwischen melancholischen Felsenwänden und landschaftlicher Schönheit das liebliche Bild der Insel Philae dar. Saftiges Grün umgürtet das Eiland; die emporstrebenden Palmen sind von niedrigem Gesträuch umgeben, und die üppige Vegetation um- losen Bruder Typhon getödtet. Den Mord des guten Königs rächte seine Gemahlin und Schwester Isis, indem sie mit Hilfe ihres Sohnes Horus den Typhon und seine Genossen umbringen ließ. Der zerstückte Leichnam des Osiris wurde aufgefunden, in eine mit Byssus bekleidete hölzerne Kuh gelegt und auf der Insel Phi-

Digitized by Google

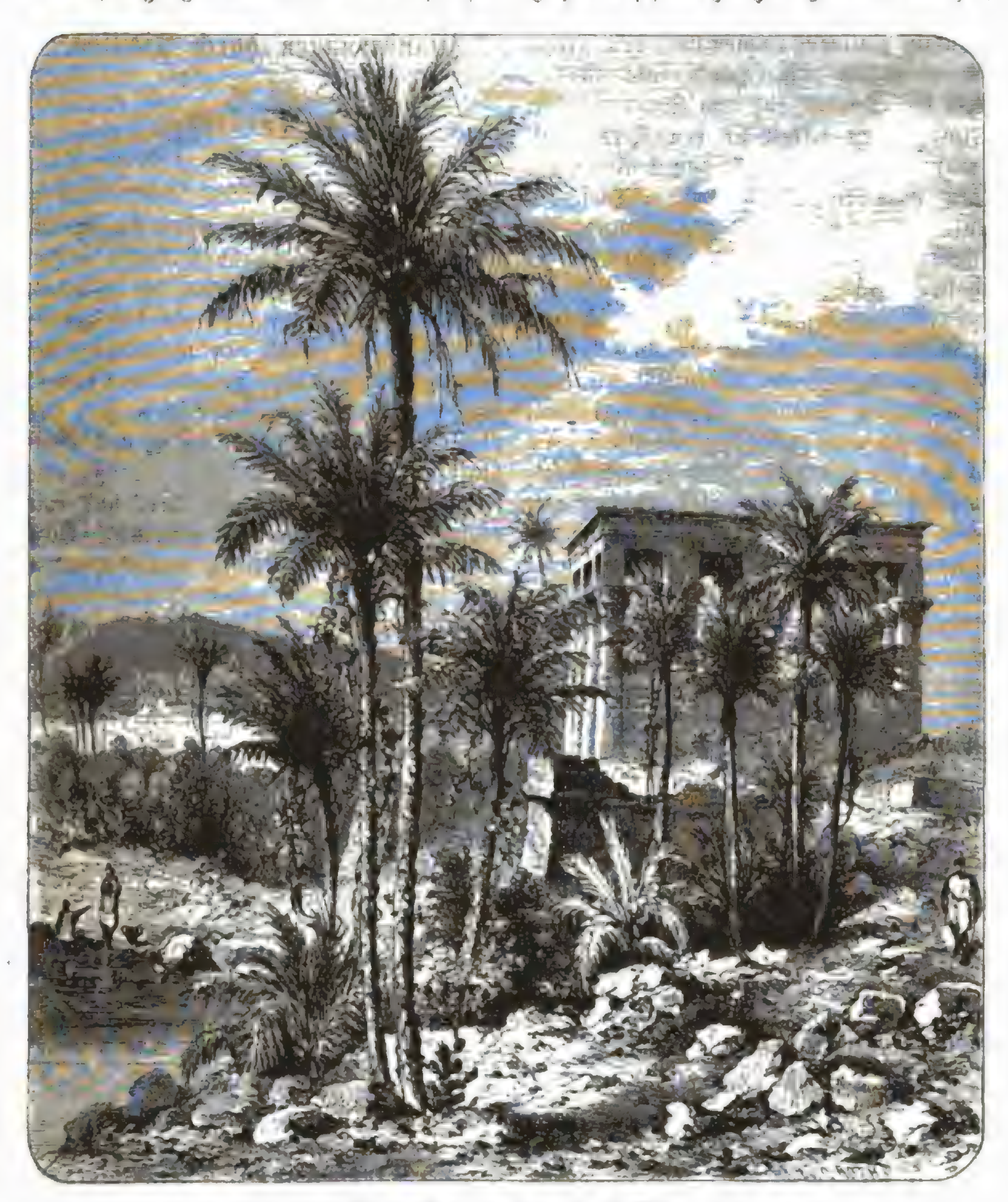
lae in einem großen Säulensaale begraben. Nur ein Glied des Getödteten konnte nicht wieder gefunden werden; Isis ließ aber ein Bild davon in den Tempeln aufstellen und die Verehrung desselben gebieten; es wurde ihm nun unter dem Namen Phallus bei Prozessionen, Opfern und Mysterien die tiefste Ehrfurcht gewidmet. (Herodot II, 44). Die ägyptische Mythe von Phallus hängt mit der griechischen von Priapus, dem Sohne des Dionysius und der Aphrodite, und diese wieder mit der von Hermaphroditus, dem Sohne des Hermes und der Aphrodite, zusammen. Osiris (Dionysius der Griechen), Isis (Demeter oder Hera) und Horus (Apollo) scheinen die letzten ägyptischen Könige gewesen zu sein, die man als Götter verehrte. Der heilige Stier, Apis, war dem Osiris und der Isis geweiht; denn man glaubte, daß die Seele des sterbenden Königs in den Apis übergegangen sei und immer wieder, so oft ein neuer Apis geweiht war, in diesen hinüberwanderte (Diodor I, 85). Das Bild der Isis trägt Kuhhörner auf dem Haupte — die griechische Io.

Der große Pylon des Isis-Tempels auf der Insel Philae.

Der Name der heiligen Insel ist Ilak, mit dem Artikel Philak, woraus die Grie-

Digitized by Google

chen Philae machten. Nach Lepsius' Untersuchungen ist auf dieser Insel das Grab des Osiris nicht, sondern auf einer andern, Phineb, die von Diodor und Plutarch als προς Φιλαις gelegen bezeichnet wird und „das heilige Feld" bedeutet. Dieser heilige Acker war nur den Priestern zugänglich.



Kleiner Tempel auf der Insel Philae.

Der Haupttempel auf Philae war der Isis geweiht. An dem nächsten Thurme rechts ist eine colossale Figur des Ptolemäus Philadelphus, welcher 260 v. Ch. den Tempel baute. Unter seiner Regierung stieg Aegypten als griechisches Königreich zum höchsten Glanz. Zu seinem Namen ist die Inschrift gesetzt: „Geliebt von Ammon, welchem Ra den Sieg gab." Von dem großen Pylon aus hat man eine schöne Aussicht auf die 50 bis 60 Fuß von Philae gelegene Felsinsel Bageb, welche aus Granitblöcken zusammengesetzt zu sein scheint. Die Legende sagt über die Insel: Ein Pharao gab den Befehl, eine Menge Steine in den Nil zu werfen, damit der Strom verhindert würde, nordwärts zu fließen. Zwei Blöcke, die die Form eines Lehnstuhls haben, waren der Sitz, von welchem aus der König die Ar-

beiten leitete, welche die bösen Geister in seinem Dienst ausführten. Jetzt bilden nun die in den Strom geworfenen Steinhaufen den Katarakt. — Die heutigen Bewohner der Inseln und der nahe gelegenen Dörfer, selbst die Frauen, sind ausgezeichnete Schwimmer und Fischer. Sie setzen auf Palmenstämmen über den Strom und brauchen die Hände als Ruder, dabei die Waaren auf dem Kopfe tragend. Beim Fischen reiben sie den Körper mit Oel und Schlamm ein, damit ihnen die Kälte nicht zu fühlbar wird. Dieselben Leute sind auch die besten Flußführer der Nilbarken durch die Stromschnellen; sie erhalten dafür bedeutenden Lohn.

Der kleine Tempel auf Philae ist eins der elegantesten Gebäude des alten Aegyptens gewesen. Leider haben sich nirgends Hieroglyphen und Sculpturen erhalten, so daß sich über die Zeit des Entstehens nichts bestimmen läßt; nach dem architektonischen Stile zu urtheilen, ist er von einem der Ptolemäer erbaut. An dem niedern Theile der Mauer, an dem Eingange zum Tempel, sieht man eine Menge unregelmäßiger Furchen; sie sind dadurch entstanden, daß die Bewohner der benachbarten Dörfer ihre Speere und Messer auf den Sandsteinblöcken schärfen. Mit den kleinen Dolchmessern, welche die Leute in einer Scheide am linken Arme tragen, wissen sie äußerst geschickt im Kampfe und beim Fischen umzugehen. Die Bewohner der Gegend des Katarakts sind überhaupt gewandte Menschen; junge Burschen von vierzehn bis funfzehn Jahren verstehen ein Schaf gut zuzubereiten und verschiedenartige Gerichte zu kochen, ein Boot auszurüsten und zu führen, Leder zu gerben u. s. w. — Die Eingeborenen nennen den kleinen Tempel von Philae „das Bad Pharaonis."

Auf der kleinen Felsinsel Bageh sind die Reste eines Tempels, den Ptolemäus Euergetes 246 bis 221 v. Ch. neben den Ruinen eines noch ältern Gebäudes von Tuthmosis III. erbaut hat. In der Nähe des Tempels finden sich auch noch zwischen den Haufen von Granitblöcken, aus denen die ganze Insel zusammengesetzt ist, die Trümmer eines christlichen Klosters. Um das dritte Jahrhundert n. Ch. wurde das ptolemäische Heiligthum zum christlichen Gottesdienst benutzt; in dieser Zeit ist der römische Bogen in das alte Thor eingefügt, zur Nachahmung der Gebäude in Rom und Konstantinopel. Man sieht durch das Thor auf den Haupttempel von Philae.

Wanderungen durch Sicilien.

Von

J. Natalis.

Besteigung des Aetna. — Taormina.

Man wird eigentlich im ersten Augenblick, wenn man den Aetna von Catania aus sieht, etwas enttäuscht, indem der mächtige, 10,278 Fuß hohe Koloß nicht den gewaltigen Eindruck macht, den man von einer solchen Höhe erwartet hatte — das kommt von den langen, graden Linien, die fast ohne Unterbrechung von Ost und West sanft zum Gipfel ansteigen, sodaß seine Form, von der Südseite aus, wie eine plattgedrückte Pyramide erscheint. Vom Meere oder vom Norden von Taormina aus gesehen, ist es anders. Nach diesen Seiten stürzen die Felsen zum Theil 4 bis 5000 Fuß jäh hinab und wenn dabei auch der Berg in den Contouren seine edlen graden Linien behält, so erscheinen diese doch viel steiler und der Anblick wird dadurch ein weit großartigerer.

Von Catania zieht sich die Straße in wenig merklicher Steigerung durch gut bebaute Felder, die wie fast überall im Süden, von hohen Mauern umschlossen sind.

Es war acht Uhr Abends, als unser Zug langsam, Einer hinter dem Andern, von Nicolosi aus über ein breites ödes Lavafeld, das mit den großen Blöcken, womit es überdeckt ist, grade wie ein dunkler Gletscher aussah, sich in Bewegung setzte. Die schwarze, von der Höhe in stundenbreitem Strome herabgewälzte, feuererstarrte Masse, von dichten Waldungen begrenzt, macht einen unbeschreiblich düstern Eindruck, besonders in nächtlicher Dämmerung, wo die bizarren Formen der zackigen Lavablöcke wie riesige Gespenster erscheinen. Um zehn Uhr ungefähr hatten wir das Ende der untersten Zone, der regione coltivata in einer Höhe von 2500 Fuß erreicht und drangen nun in die Waldregion ein. Sie besteht durchweg aus starken colossalen Eichen, die jedoch weiter von einander entfernt sind,

als in unseren Forsten; ihre Zweige dehnen sich nicht sehr aus und berühren sich kaum, der Stamm aber ist überaus kräftig und dick, er sendet seine Wurzeln schlangenartig weithin über den Boden und macht den Weg dadurch sehr lästig. Der Erdboden — überall vulkanische Asche — ist hart. Farren und Moose fehlen gänzlich; — dagegen viel dichtes ästiges Gestrüpp. In der tiefen Finsterniß wurde der immer steiler werdende Pfad beschwerlich; die Kienfackel, die unser voranziehender Führer angezündet hatte, beschien geisterhaft die großen Baumriesen, die dann wieder wie dunkle Schatten verschwanden. Dumpf tönte der Hufschlag unserer Thiere in der nächtlichen Waldeseinsamkeit; dann und wann unterbrach die Stille das grelle Geschrei der Nachtvögel und einmal vernahmen wir in der Ferne ein eigenthümliches Heulen, welches, wie unser Führer vermuthete, von Wölfen herrühren sollte. Nach anderthalbstündigem Ritt durch den Wald kamen wir an eine kleine Lichtung; eine Brandstelle deutete an, daß hier Halteplatz sei, auch blieben unsere Maulthiere von selbst stehen und der Führer versicherte, daß sie Niemand weiterzutreiben im Stande sei, ehe sie hier nicht ihre gewohnte Rast gemacht hätten. Wir waren gleichfalls der Ruhe bedürftig; die vorangegangene Tagesschwüle, der anstrengende Weg und die in dieser Höhe schon sehr fühlbar werdende Kälte hatten mich so vollständig ermattet, daß ich nach dem ersten Glase Grog, den wir uns beim angezündeten Feuer braueten, sanft in Morpheus Arme fiel. Wir wurden jedoch sehr bald wieder von unserm Cicerone mit der Bemerkung aufgerüttelt, daß wir eilen müßten, wenn wir den Gipfel noch vor Sonnenaufgang erreichen wollten. Wir saßen wieder auf und verfolgten unsern Weg. Nach wenigen Minuten erreichten wir die obere Grenze der Waldregion — regione nemorosa oder boscosa — und traten nun in die regione scoperta ein, die in der Höhe von circa 6000 Fuß beginnt. Vor uns lag ein gewaltiger steiler Bergabhang — ein großes wüstes Trümmerfeld, ohne Vegetation, überschüttet von losen Fels- und Lavastücken von oft bedeutender Größe; dazwischen vulkanische Asche, die das Aufsteigen vollends erschwerte. In den vielfachsten Windungen und Krümmungen, zwischen den Blöcken und darüber hinweg, zog unsere kleine Karawane langsam hinauf. Die Kälte, im Gegensatz zu der erdrückenden Hitze des Tages, war schneidend geworden und jeder Lappen, der nur irgend zum Schutze dagegen verwandt werden konnte, wurde umgehangen. — So bekam denn unsere Cavalcade ein höchst originelles Aussehen.

Nach der Finsterniß des Waldes erschien uns die Nacht im Freien sehr hell; funkelnd prangte über uns der klare Sternenhimmel und die Wachtfeuer der Hirten leuchteten in der Ferne, sowohl am Waldessaume, als auch tief unter uns am Fuß des Berges — sonst aber lag noch Alles wie mit einem Schleier überdeckt.

Unser Weg zog in einer weiten Schlucht, die mit hohen zerrissenen Felsmassen umgeben, aufwärts. Der Kegel des Aetna blieb uns noch immer verborgen und wenn wir nach langem mühseligem Marsch in froher Erwartung endlich eine Kuppe erstiegen hatten, hinter der wir den weißen Rauch des Kraters zu erspähen gehofft, wurden wir immer wieder durch neue sich vor uns aufthürmende Bergmassen enttäuscht. Endlich zeigten uns einzelne kleine Schneefelder, daß wir an der letzten Zone, der regione nevosa, angelangt seien. Scharf contrastirte das helle Weiß gegen den schwarzen Felsen und bald lagen in dem jetzt beginnenden Dämmerlicht glänzende breite Schneegefilde vor uns. Mit der größten Anstrengung mußten unsere Thiere den steilen Abhang hinaufklimmen, bei jedem Schritte ausgleitend, sodaß wir jeden Augenblick zu stürzen glaubten. Wir versuchten zu Fuß weiter zu kommen, was uns jedoch nicht viel besser gelang; was die heiße Junisonne am Tage von der Oberfläche des Schnees abgeleckt hatte, war in der Nacht wieder zu einer glatten Eiskruste gefroren. Entsetzlich fühlbar war die Kälte geworden; die Zähne klapperten, die Glieder schlotterten und zitterten; der häufige Zuspruch zur Flasche erwärmte nicht mehr und nur die Hoffnung, bald unser Ziel zu erreichen, trieb uns rüstig vorwärts. Da endlich, als wir die letzte Kuppe überstiegen hatten, stand gewaltig und ernst der düstere Kegel dicht vor uns. Der Anblick war so unerwartet und groß, daß wir das Casa inglese, das wenige hundert Schritte zur Seite lag, zuerst gar nicht beachteten; doch unsere

gänzliche Erschöpfung und der schneidende Wind, der bis auf die Knochen drang, trieb uns in die gastliche Hütte. Diese war aus schwarzen Lavasteinen erbaut und hatte im Innern zwei Abtheilungen, ganz einfache Kammern ohne jedes andere Inventar als eine Art Britsche und eine Feuerstelle. Auf letzterer flackerte denn auch bald ein gemüthliches Feuer, das wir im Kreise umlagerten.*) Nach kurzer äußerlicher und innerer Erwärmung mußten wir jedoch eilends wieder aufbrechen, denn mahnend blinkte schon im Osten ein heller geblicher Streif, den Tag verkündend und noch hatten wir anderthalb Stunde zu marschiren. Eine kleine, wildzerrissene Ebene, die mehr überklettert als überschritten werden mußte, trennte uns noch von dem 1000 Fuß hohen Kegel; dieser steigt ungeheuer steil an und mit großer Anstrengung arbeiteten wir uns in schräger Linie in der losen Asche empor, die wie Sand unter unsern Füßen nachgab; doch fand ich, daß der Krater des Aetna weniger schwierig zu ersteigen ist, als der des Vesuv, den man fast nicht ohne eingeübten menschlichen Vorspann erklimmt. Blieb man einen Augenblick stehen, so glühte die Schuhsohle unter den Füßen, weißer Dampf folgte, aus unsern Fußtapfen aufsteigend. Die Atmosphäre war mit erstickendem Schwefelgeruch erfüllt, der uns zu betäuben drohte. Aber der immer rosiger sich färbende Osten trieb uns wieder von Neuem an und die letzte mühseligste Strecke wurde mit wahrer Todesverachtung gestürmt. Beim letzten Schritt vor dem äußersten Rande bebte ich entsetzt zurück — zwei Spannen weit vor mir gähnte der weite Krater mich an — senkrecht ging die Felswand, auf der ich stand, in die grausige Tiefe hinab und das lose vulkanische Gestein, von meinem Fuße erschüttert, fing an nachzugeben. Kaum war ich ein paar Schritte zurückgewichen, als die Masse vollends aus den Fugen wich, erst langsam sank und dann mit schrecklichem Donner an den zackigen Felsspitzen anschlagend, in die Tiefe stürzte. Eine Minute lang war es stille, dann dröhnte dumpf der Schall des Falles vom Boden des Kraters herauf. Dieser kleine Schrecken war mir in die Glieder gefahren und ich dankte meinem Schöpfer, daß ich die Reise in den Tartarus nicht hatte mitmachen müssen. In diesem Augenblicke tauchte aus dem Meere die Sonne auf. Doppelt überwältigend war der Moment — so groß und herrlich, wie er mir nie, selbst auf den Firnen der Alpen nicht, erschienen war! Während zuvor das Auge vergeblich die Grenze zwischen Himmel und Wasser gesucht hatte, die in der Dämmerung nicht zu unterscheiden war, zeichnete sie sich jetzt klar mit einem goldigen Streifen ab — aber nicht etwa tiefliegend, wie wir sie uns vorgestellt hatten, sondern scheinbar in gleicher Höhe unseres Standpunktes, so unendlich weit war uns der Horizont gerückt. Beim Hervortreten der Sonne glaubten wir sogar matte dunkle Schatten vor derselben zu erkennen, es war die Richtung nach Corfu — doch muß ich dahin gestellt sein lassen, ob es wirklich die Gebirge der Jonischen Inseln gewesen. Das Gewölk im Osten schimmerte in den lieblichsten violetten Tönen und war goldgelb geräudert — aber das Meer an der Küste, die ganze Insel und das nahe Calabrien schlummerten noch lange in nächtlicher Ruhe. An den Abhängen des Aetna konnten wir die langsam fliehenden Schatten verfolgen — dann erglänzten nach und nach die höhern Spitzen der sicilischen Gebirge — doch sehr lange dauerte es, ehe auch für die Ebene der Tag anbrach. — Dann aber entrollte sich ein herrliches Panorama zu unsern Füßen — das ganze ungeheure Dreieck der Trinacria lag da unter uns wie ein Landkarte en relief. Lange schwelgte ich in sprachloser Betrachtung, ehe meine Blicke Muße fanden, die in reinster Klarheit erscheinenden Einzelheiten zu mustern. Tiefblau wölbte sich der Himmel über uns, durchsichtig wie Krystall war der Aether und die leichten Nebel der Dämmerung waren wie durch Zauber verschwunden. Der Berg zu unsern Füßen streckte sich schwarz und düster weit in's Meer hinab. Lavablöcke in den bizarresten Formen, Aschenkegel, kleine Krater und die colossalen Felsen des Val di bove, bildeten ein wildzerklüftetes Gebirge — weiter unten senkten sich die dunklen Waldungen in Wellenlinien, und jenseit derselben, von Lavaströmen unterbrochen, grünte und blühte

*) Das Stationshaus, casa inglese, vor etwa 30 Jahren von einem Engländer erbaut, soll beim jüngsten Ausbruche des Aetna leider demolirt worden sein.

der Fuß des Berges in üppigster Fülle und an der ganzen Küste nach Norden hin ruhte das Auge mit Wohlbehagen auf diesem gesegneten Gefilde. In dem dichten Grün erglänzten zahlreiche Ortschaften und weiterhin lehnt sich das pittoreske Taormina an den Gebirgszug an, den unser Blick bis zum Nordcap verfolgt. Drei sarazenische Burgen blinken von der Anhöhe über dem Städtchen her; ein steiles zackiges Vorgebirge badet seine grauen Felsen in der blauen Fluth und ein glänzender Silberfaden, der Schaum der Brandung, Wasserebene einige matte Flecke — das ist die Inselgruppe von Malta — darüber hinaus verschwimmt das Meer mit der Luft und selbst mit unserm vortrefflichen Fernrohr war es nicht möglich, noch irgend etwas zu entdecken; wir konnten uns also trotz aller Reisebücher nicht rühmen, das über fünfzig Meilen entfernte Afrika gesehen zu haben!

Im Süden, am Fuße des Aetna, strahlte von einem Gürtel dunkler Lavaklippen umgeben, das stolze Catania mit seinen vielen Kuppeln. In sanften Hügeln zogen sich

Reliefkarte des Aetna, von der Südseite.

1) regione coltivata, 2) regione boscosa oder nemorosa, 3) regione scoperta, 4) regione nevosa. Dunkle Schraffirungen: Lavaströme.

zieht am buchtenreichen Gestade entlang. Nordöstlich sehen wir das herrliche Calabrien, die Fußspitze Italiens. An dem hohen Gebirge, das von hier aus so klein erscheint, erkennen wir deutlich jedes Thal, jede Fiumare. Von der häuserbesäeten Küste lacht uns das freundliche Reggio an; weiterhin entdecken wir die dunklen Felsen in der Nähe der Scilla und darüber hinaus ziehen sich die schroffen Höhen, die endlich wie Duft am Horizont verschwinden. — Ostwärts dehnt sich die ungeheure, unbegrenzte Meeresfläche; wie ein Spiegel reflectirt sie die Strahlen der über ihr stehenden Sonne; nach Südosten zu gewahren wir auf dieser glänzenden die bunten Gefilde bis Syracus und deutlich verfolgte man die langgestreckte Linie der Südküste der Insel.

Nach Westen streift der Blick über das kahle, gelbe Hochland im Innern Siciliens; Thäler und Schluchten durchziehen dasselbe in allen Richtungen, aber nur selten leuchtete ein grünlicher Fleck in dieser Oede. Castro Giovanni und Caltagirone erschienen nur als lichte Punkte.

Die fernste westlichste Spitze der Insel war kaum erkennbar; man sah darüber hinaus indessen noch das Meer. Palermo liegt, wie Messina, hinter Gebirgen versteckt, aber weiter im Nordwesten tauchen aus dem Tyrrhenischen Meere die zackigen

Digitized by Google

Formen der Liparen auf und an den Umrissen eines grauen Schattens erkennen wir noch den fernen Stromboli.

Um diese herrliche Aussicht in Ruhe genießen zu können, hatten wir einen felsigen Vorsprung aufgesucht; das Gestein war, wie jeder festere Gegenstand, an den Abhängen des Kegels mit einer gelben Schwefelkruste überzogen; durch die Spalten drangen zwar auch unaufhörlich erstickende Dämpfe, doch hatten wir, da sie der Wind nordwärts trieb, weniger davon zu leiden und so konnte man ruhig ein paar Minuten stillstehen, ohne befürchten zu müssen, daß unsere Schuhsohlen verbrannt würden.

Nachdem unser Auge lange die Ferne durchschweift und den weiten Umkreis umflogen hatte, kehrte unsere Aufmerksamkeit wieder dem Boden zu, auf dem wir standen. In der schwarzen vulkanischen Asche, die wie grober Sand, Aehnlichkeit mit Steinkohlenasche hat, waren unzählige kleine cristallinische Gebilde, die in der Sonne funkelten; überall hatten die Dämpfe eine dicke gelbe Schwefelkruste angesetzt; unser Schuhwerk hatte davon, sowie von der scharfen harten Asche und den kantigen Gesteinen sehr gelitten und die Dampfexhalationen waren so stark, daß nicht allein das Silbergeld, das wir in der Tasche trugen, sondern sogar meine goldene Uhr davon schwarz wurden.

Die Außenseite des Kegels fällt steil, in einem Winkel von ungefähr 45 Grad ab, das felsige Innere aber fast à pic. Der Rand ist durchgehends nur zwei bis fünf Fuß breit, so daß man, wenn man überhaupt schwindelfrei ist, eben nur einen Fuß vor den andern setzen kann, wenn man die Rundreise um den Krater macht. Schauerlich ist der Blick in die Tiefe; ringsum ist der weite Kraterkessel von gewaltigen Felswänden umstarrt. — Da grade wenig Rauch ausströmte, konnten wir den ganzen Boden genau übersehen; es war ein wüstes Chaos von Geröll und erstarrter Lava, unter deren Decke es wohl unausgesetzt kochen und glühen mag. Wirkliches Feuer oder den Schein desselben sah ich hier nicht, wie am Vesuv, wo ich kurz nach dem vorletzten Ausbruche im Krater sowohl die Gluth der kochenden Masse, als auch selbst die lichten Flammen daraus emporschlagen sah.

Der aus allen Ritzen quillende Dampf ballte sich zu einer dicken und dichten Säule zusammen, die im Centrum des Kraters aufsteigend, sich in der Höhe des Randes immer mehr ausdehnte und vom Winde erfaßt, in einer breiten weißen Wolke gen Norden zog. Häufig vernahmen wir, bald schwächer, bald stärker, ein dumpfes Getöse vom Boden des Schlundes her, auch wohl ein heftigeres Krachen und jedesmal entwickelte sich darauf eine dichtere Masse Rauch. Die Erde unter unsern Füßen war fast beständig in einer leise zitternden Bewegung wie bei einem ganz schwachen Erdbeben.

Früher soll der Krater aus einem einzigen Kessel bestanden haben, aber bei der letzten Eruption wurde ein Theil desselben verschüttet. Es bildeten sich so drei Schlünde, wovon der sogenannte Centralkrater der größte ist — denselben zu umgehen, braucht man wohl eine halbe Stunde, während der ganze Kegel einen Umkreis von mehr als einer Stunde hat. Außerdem aber hat der Aetna an seinen Abhängen noch eine große Anzahl, circa dreißig, kleinerer Aschen- und Ausbruchkegel; fast bei jeder Eruption entstehen neue, wie auch die Gluthmasse aus den Eingeweiden des Berges stets einen andern Ausweg durch seine Wandungen bricht, sodaß alle historisch bekannten Lavaströme erst auf halber Höhe ihren Ursprung haben.

Der oft unausstehlich werdende Schwefelqualm trieb uns endlich zum Rückweg an, nachdem wir Stunden lang in den gewaltigen und erhabenen Eindrücken der uns umgebenden großen Natur alle Beschwerden und Drangsale völlig unbeachtet gelassen und vergessen hatten.

War das Hinaufsteigen mühselig und langsam, so ging dagegen das Bergunter in der losen Asche desto lustiger und mit Flugesschnelle. Ohne zur wollen, machte man auf dem völlig glatten Abhang ohne den geringsten Ruhepunkt zu finden, große Sätze von 20 bis 30 Schritt Weite. — Da war an kein Anhalten zu denken und einmal im Schwunge, sauste man in wenigen Minuten die Höhe hinab, die zu erklimmen eine Stunde gekostet hatte; — man hatte nichts weiter zu thun, als mit den Beinen zu steuern, damit der Kopf oben blieb und die ganze Partie glich mehr einem einzigen Rutsch von mehr als achthundert Fuß. Nach beschwerlichem Ueber-

Digitized by Google

gang über das wüste Steinchaos am Fuße des Kraters langten wir wieder beim Casa inglese an. Welcher Contrast! kurz zuvor auf dem glühenden Boden von heißen Dämpfen umgeben, überschritten wir jetzt wieder den zu starrem Eis gewordenen ewigen Schnee. Dicht neben unserm gastlichen Asyl hatten wir noch ein Steinchen zu bewundern, das der Krater bei einem frühern Ausbruche ausgespien hatte: das Felsstückchen hatte wohl die doppelte Größe des Hauses.

Das rasche Verschwinden unseres Proviants gab einen guten Gradmesser für unsern Appetit, und nach vollbrachter Mahlzeit brachen wir wieder auf. Wir schlugen, uns nach Osten wendend, einen andern, als den Herweg ein, um dabei das Val di bove besuchen zu können. Auf sanft geneigter Ebene gelangten wir nach halbstündigem Ritt an den obern Rand dieser formidablen Schlucht: senkrecht stürzt die Felswand 4000 Fuß in die Tiefe hinab, das Thal von drei Seiten umschließend. Nur nach Osten öffnet sich dasselbe und über die schwarze Lavafluth, die sich dort hinausgewälzt, streift der Blick in die Waldregion. Drei kegelförmige Krater stehen im Grunde nahe bei einander; sie existiren erst seit einigen Jahren und ihre Thätigkeit, die beim vorletzten Ausbruche so verheerend für die unterhalb liegenden reichen Fluren war, macht sich noch fortwährend durch starke Dampferhalationen bemerkbar.

Wir verfolgten unsern Weg wieder in südlicher Richtung und passirten ganz ähnliche unwirthliche Gegenden, wie bei unserer nächtlichen Ersteigung. In vielen Windungen, von einem Lavablock auf den andern, trugen uns langsam unsere müden Maulthiere durch dieses Trümmerlabyrinth hinab. Wir Reiter waren indessen ebenso ermattet als jene und ich bekenne, daß ich die meiste Zeit schlummernd im Sattel saß, dabei natürlich von jedem unsanften Schritt aufgerüttelt wurde und wohl zehnmal ebenso unsanft herunterfiel.

Endlich gelangten wir wieder in die Region des Waldes und machten daselbst den gewohnten Halt, wobei leider unsere letzte Flasche im Umsehen verschwand.

Der Weg unter den schwarzen Eichen war ein ganz angenehmer, aber als deren Schatten uns nicht mehr vor den brennenden Gluthen der Mittagssonne schützten, da dehnte sich noch vor uns ein weites schrecklich steriles Lavafeld — die letzte, aber auch die qualvollste Etappe unserer Aetnafahrt.

Unsere armen Thiere, die wirklich Unglaubliches geleistet hatten, vermogten uns nicht mehr zu tragen; so mußten wir sie denn buchstäblich am Zügel nach Hause ziehen — wir — die wir selbst unsern letzten schwachen Rest von Kraft nach fast zwanzigstündiger ununterbrochener starker Anstrengung verbraucht hatten. Jedem Aetna-Reisenden ist zu rathen, in der heißen Jahreszeit den Rückmarsch von Casa inglese erst Mittags anzutreten, um die Gegend von Nicolosi erst in der Abendkühle zu erreichen.

Schrecklich brannte die unausstehliche Hitze von wenigstens 40 bis 50 Grad R. auf dem schwarzen unebenen Gefilde, das sich endlos zu verlängern schien; jede Spur von Vegetation war verdorrt auf dem glühenden Boden, auf dem jeder Schritt eine Marter für unsere wunden Fußsohlen wurde. Lippe, Zunge und Gaumen waren angeschwollen, mit feinem Aschenstaub bedeckt und wie mit dickem Klebestoff überzogen und bitter empfanden wir den gänzlichen Mangel eines belebenden Trunkes. Am meisten hatten wir an den Augen zu leiden, denen das gelbe flimmernde Licht wehe that. — Wahrlich, in den Wüsten Afrika's kann die Gluth der tropischen Sonne nicht gewaltiger sein, als auf diesem nach Süden gekehrten Abhange des Aetna!

Langsam, wie ein Leichenzug, bewegte sich unsere kleine Karawane vorwärts und als wir endlich das langersehnte Ziel, Nicolosi erreicht hatten, sanken wir Alle in unserer Loconda auf die erste beste Lagerstätte nieder; die Abspannung war selbst so groß, das Blut in so fieberhafter Wallung, daß ich nicht einmal einschlafen konnte.

Die nächtliche Ruhe hatte uns zwar wieder gestärkt, doch waren unsere Beine am folgenden Morgen noch wie abgeschlagen und in einem zitternden Zustande. Zwei meiner Reisegefährten zogen es daher vor, nach Catania zurückzukehren und daselbst ein paar Rasttage zu machen; der dritte aber schloß sich meinem Plane, über Taormina langsam zurückzuwandern, an, und so mietheten wir zwei Maulthiere bis

Digitized by Google

Messina, mit dem Vorsatze, den Weg in einzelnen Etappen zu machen, die abendliche und nächtliche Kühle zum Marsch zu benutzen und des Tages über zu rasten.

Den ersten Abend kamen wir freilich nicht weit. In einem armseligen kleinen Dorfe, noch am Rande der östlichen Waldregion liegend, machten wir Halt und mußten in einem Bauernhause das Quartier mit unseren Thieren theilen. Stroh gab es nicht; so machten wir uns denn aus unsern Satteln und Effecten ein Kopfkissen.

Wir schlugen am andern Morgen den

Taormina.

Weg nach Aci Reale ein. Mit jedem Schritt dem Meere zu wurde die Landschaft lieblicher; — eine Vegetationsfülle lag vor uns, wie sie selbst Neapel's Umgebung nicht aufzuweisen hat und aus der Mitte dunkler Laubwölbungen schimmerten die freundlichen Gebäude und die stolze Kathedrale der reizend gelegenen Stadt. Dahinter das wundervolle Jonische Meer, aus dessen blauen Fluthen drei einsame schwarze Basaltklippen, die „Faraglioni" oder Cyklopenfelsen, senkrecht aufsteigen. Der Sage nach sind dies die Felsstücke, die dem Ulysses auf seiner Flucht von den Cyklopen, nachgeschleudert wurden. Auf einem Vorgebirge liegt malerisch schön ein altes Schloß. An den bedeutendern Bauwerken, Kirchen und Klöstern in Aci Reale, die ihre Entstehung der Normanenzeit verdanken, entzückten mich die leichten graciösen Formen der gothischen Architektur mit einem Anfluge sarazenischen Reichthums in der Ornamentik.

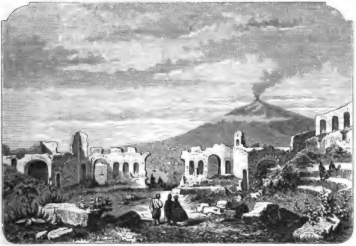
Gegen Abend brachen wir wieder auf, dem Meeresgestade entlang, durch die lachendste Landschaft der Welt, umhaucht von einer warmen, duftigen Atmosphäre. Die ganze schöne Natur um uns her war so wonnig und mild, Ruhe und Frieden lagen darüber ausgebreitet und ein poetischer Hauch durchzog dies Eden, das uns unwillkürlich den Gedanken entlockte, „hier möcht' ich Hütten bauen!"

Den netten Fischerort Giardini, der seinen Namen mit vollem Rechte trägt, erreichten wir spät in der Nacht. Grade darüber, auf steiler Höhe am Mont Taurus, liegt Taormina. Malerische Felspartien treten weit hinaus in's Meer, Vorgebirge und Klippen bildend, die von der nimmer rastenden Gewalt der Wellen zu grotesken Formen zerrissen und zerklüftet sind.

Am andern Morgen stiegen wir einen steil sich emporschlängelnden Pfad hinauf nach der berühmten uralten Stadt und durchzogen ihre engen, winkligen Straßen. Ueberall blickt aus den Häusern und Klö-

Digitized by Google

stern das Alt-Ehrwürdige uns entgegen; — die griechischen und römischen Gemäuer, die reizenden zierlichen Architekturen aus der saracenischen und normanischen Zeit, besonders die leichte Gothik der letztern, erzählen viel vom Glanz und der Pracht längst verschwundener Tage und machen in ihrem jetzigen, halb verlassenen Zustande einen etwas monotonen Eindruck, wie die öden Paläste Venedig's. — Doch die anmuthige Natur erheitert das Bild — überall zwischen den schwarzen Mauern blickt dunkles Grün hervor und fast in jedem den Menge geschützt; — es führt uns dann ein schmaler Pfad an schroffer Felswand weiter, bis wir plötzlich vor der Rückwand der Bühne stehen. Durch große Bogen treten wir in den Zuschauerraum und nehmen Platz auf den in Fels gehauenen Sitzen. Halbverfallen, mit Gras und Aloe überwachsen, steigen sie in weitem Halbkreise, mit den beiden Enden desselben an die Bühne sich anlehnend, amphitheatralisch auf, und hinter der obersten Stufe zieht sich noch eine hohe, mit Nischen versehene Gallerie hin, die früher mit



Theater von Taormina.

Hofe erhebt sich stolz eine stattliche Palme.

Die jetzigen ärmlichen Bewohner dieser einst so bedeutenden volkreichen Stadt zählen kaum noch viertausend Seelen; wie groß sie zur Griechenzeit gewesen sein muß, werden wir aus den Ruinen ermessen können, die aus jener Periode stammend, zum Theil noch recht wohl erhalten sind. Zuerst zieht es uns zum Theater.

Am Ende der Stadt gelangen wir zur Wohnung des Custode, der uns eine Gartenpforte öffnet — denn eine weise Regierung hat dies einzig in seiner Art dastehende Denkmal classischer Griechenzeit, wie ein Museum durch Schloß und Riegel vor der Zertrümmerungslust der unwissen- Granitsäulen geschmückt gewesen; in den Nischen hatten broncene Schallurnen zur Vervollkommnung der Akustik gestanden.

Vor uns liegt die erhöhte Scene, deren Fond eine hohe Doppelwand bildet, welche nach den Seiten hin von zwei kleinen, in der Mitte aber von einem großen, jetzt eingefallenen Bogen durchbrochen ist. Dahinter liegt die prachtvollste Decoration, die man sich denken kann — die schöne, freie, großartige Natur, eine romantisch gelegene Stadt mit ihren drei Burgen, ein blaues Meer, ein üppiges, wonniges Thal und dahinter aufsteigend der gewaltige Aetna, mit seinem schneeigen rauchenden Haupte in den tiefblauen Aether ragend. Die Griechen kannten zwar nicht unsere schön-

Digitized by Google

gemalten Coulissen, aber eine Naturdecoration, wie sie sie hier so vortrefflich benutzten, ist unnachahmlich!

An der Hinterwand der Bühne, die wie alle andern Mauerwerke eine Marmorbekleidung gehabt hat, stehen noch einige Säulen in vollendeter Schönheit, die Capitäle mit Acanthusblättern geziert. Von den Statuen, welche ehedem die Nischen der Wand schmückten, werden nur noch wenige verstümmelte Ueberreste beim Custode aufbewahrt.

Den Seiten der Scene schließen sich in zwei Etagen geräumige Gemächer an, die den Schauspielern zum Aufenthalt dienten. Von dem daranstoßenden Proscenium führten Treppen in die niedriger gelegene Orchestra — das Halbrund zwischen der Scene oder dem Pulpitum und den Sitzreihen; — hier hatte der Chor seinen Platz. Da findet man auch Löcher, worin die Stangen aufgestellt wurden, die als Stütze des großen Leinwanddaches dienten, welches bei Aufführungen den ganzen Raum überdeckte. Ein gewölbter Canal, jetzt an einigen Stellen eingestürzt, führt unter der Orchestra durch; er wird wohl der Abzugsweg für das Regenwasser gewesen sein.

An den Endpunkten der Sitzreihen befinden sich zwei Eingänge zu denselben.

Fragmente von Säulen, Capitälen, Marmorbekleidungen u. s. w. liegen in großer Menge malerisch über- und durcheinander, von tausendjähriger Vegetation überwuchert und da, wo einst die Kunst in ihrer höchsten Vollendung thronte, weiden jetzt die Ziegen des Custode. Lange saß ich träumend da, abwechselnd die paradiesische Natur und die stolzen Ruinen des Kunsttempels betrachtend.

Wenige Schritt oberhalb des Theaters liegt auf einer felsigen Anhöhe ein geräumiges zweistöckiges Haus, zu dem löblichen Zwecke erbaut, den hier oft weilenden Künstlern unentgeltlich zur Wohnung und zum Atelier zu dienen. Der Punkt ist prächtig dazu gewählt; — eine so wundervolle vielseitige Aussicht — nach jeder Richtung hin so unendlich verschiedenartige Motive bildend, findet sich wohl selten vereinigt.

Ueber die malerisch gruppirten dunklen Gemäuer des Theaters hinweg schweift der Blick auf die am steilen Abhang sich anlehnende Stadt. Hohe Bogen, die noch von nautischen Bauwerken der Griechen herrühren, stützen das lose Terrain. Mit Thürmen und Zinnen gekrönte Mauern steigen höher empor am Berge, der auf drei felsigen Spitzen drei alte sarazenische Burgen trägt, deren vielgezackte Ruinen sich hell auf dem tiefblauen Aether abheben.

Ehe wir noch unsern Wanderstab weiter setzen, haben wir indeß noch ein paar griechische Bauwerke zu besuchen, die zwar nicht der Kunst gewidmet gewesen, aber durch ihren praktischen Werth Bewunderung erregen und einen Maßstab geben für die ehemalige Größe und Bedeutung von Taormina. Es sind dies zwei große Cisternen, die früher die Stadt mit Wasser versorgten. Sie sind etwas oberhalb derselben im Innern des Berges angelegt und aus dem Fels gehauen. Wir besuchten die größere, deren Eingang in einem Klostergarten gelegen. Durch eine kleine Pforte in eine weite Halle tretend, glaubten wir in einer geräumigen Kirche zu stehen. Gewaltige Pfeiler stützen die gewölbartige Decke und sie, wie die hohen Wände waren mit Stuck, so hart und glatt wie polirter Marmor bekleidet. Jetzt trocken, faßte sie eine solche Menge Wasser, daß die einst so volkreiche Stadt damit auf über drei Jahre versorgt werden konnte.

Von Taormina nach Messina führt der Weg durch prächtig bebaute Fluren, stets vom nahen schön geformten Gebirge begleitet und am Gestade entlang.

Ein herrlicher Spaziergang! Bei jedem Schritte wechselt die üppig schwellende Vegetation ihre Formen, oft grandios und majestätisch, in den edlen, schlanken Gestalten der Cedern, Pinien und Palmen, dann rund und voll in dicht belaubten Massen von Orangen, Feigen und Oliven, dazwischen, am Gestein hinkletternd, die launig verasteten, bizarren Cactus und vor allen die prächtigen Agaven, die ihre fleischigen kraftvollen Blätter hoch emporschießen lassen.

Keine Pflanze aber charakterisirt wohl Siciliens Boden mehr, als die genannten Agaven oder Aloe; eines der herrlichen Exemplare, das besonders schön und groß und welches seine stachlichen Spitzen wohl 7 bis 8 Fuß hoch emporhielt, suchte ich in flüchtiger Skizze zu fixiren. Der davon hier folgende Abdruck zeigt zwar nicht die Pflanze in ihrer vollendeten Gestalt mit ihrem oft 20 bis 25 Fuß hohen Blüthen-

Digitized by Google

schafte, der armleuchterartig die pilzgeformten Büschel der Samenkapseln trägt — dieser fehlt hier — aber dennoch erscheint dieser riesige Pflanzenbau als würdiger Repräsentant seiner Species.

Unsere Heerstraße, neben welcher jetzt die kürzlich eröffnete Eisenbahn, die erste, die auf sicilianischem Boden entstanden, hinläuft, schlängelte sich, den Krümmungen des Gestades folgend, an vielen lachenden Ortschaften vorüber und durchschnitt eine große Zahl breiter Fiumaren. Diese meistens trockenen Betten sind bei heftigem Regen unpassirbar; dann wälzen sich darin mit unglaublicher Gewalt die tosenden Fluthen der Bergwasser dem Meere zu; selbst die festeste Brücke würde dem durch starken Fall so reißenden Strome nicht widerstehen; große Felsblöcke führt er tanzend herab und rasirt alles, was hindernd seinem Laufe entgegensteht. Ein großer Theil eines Städtchens, welches wir passirten, war kurz zuvor auf diese Weise in wenig Stunden gänzlich weggespült — rein vom Erdboden verschwunden, so daß man nicht einmal mehr sehen konnte, wo die starken, 4 Fuß dicken massiven Mauern der Gebäude gestanden hatten!

Aloestrauch.

Immer näher rückten wir unserem Ziele zu und schrecklich ermüdet vom langen Ritt, jauchzten wir laut auf beim Anblicke der fernen Kuppeln von Messina und in unserem heimischen Quartier angelangt, freuten sich Reiter und Maulthier, die matten Glieder in behaglicher Ruhe strecken zu können.

Digitized by Google

Der Spiritualismus und seine Bekenner.

Von

Maximilian Perty.

Von jenem großen Kreise psychologischer Erscheinungen, welche die mystischen genannt wurden — nicht wegen einer Beziehung zu den Mystikern des Mittelalters und der neueren Zeit, sondern nach der Bedeutung des griechischen Wortes als noch geheimnißvolle, bis jetzt nur theilweise erkannte — hat in den letzten zwei Decennien eine eigenthümliche Gruppe durch die Verbreitung in der neuen und alten Welt eine außerordentlich erweiterte, zeitgeschichtliche Bedeutung gewonnen. Dem aus Nordamerika gekommenen Tischrücken und Tischklopfen haben sich immer neue Reihen von Phänomenen angeschlossen, welche in einen Zusammenhang mit andern, bei den verschiedensten Völkern zu aller Zeit vorgekommenen, traten, und aus den Privatkreisen ist die Sache hinaus auf die Bühne des Lebens gewachsen. Gegenstände, welche die Massen zu ergreifen vermögen, welche zeitgeschichtlich werden können, haben immer einen bedeutungsvollen Inhalt, sei dieser ein reeller oder ein nur vorgestellter und verdienen die genauere Beachtung der Gebildeten und selbst der wissenschaftlichen Forscher, mögen diese über deren Natur und Auslegung auch verschiedener Meinung sein.

Schon ehe die „spiritualistischen" Erscheinungen zur Kenntniß des Publicums gelangten, bin ich zur Erforschung des Gesammtgebietes der mystischen Phänomene angetrieben worden, indem mir bei den naturphilosophischen Studien zuvörderst die Einsicht aufging, daß unsere Wissenschaft keine absolute, sondern immer nur eine menschliche sein könne, daß die dem Menschen gezogenen Schranken der Erkenntniß auch die Schranken der Wissenschaft sein müssen. Da mir nun der Mensch als der Ausgangs- und Endpunkt der Wissenschaft erschien und ich mich bemühte, dessen Natur nach all' ihren Offenbarungsweisen zu erkennen, stieß ich bei den psychologischen Studien auf den großen Kreis der mystischen Thatsachen und dieselben zeigten sich als so wichtig, daß ihrer Untersuchung eine bedeutende Kraft und Zeit um so mehr gewidmet werden mußte, je weniger sie bis dahin wissenschaftlich erforscht worden waren. So entstanden die beiden Schriften: „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur," Leipzig 1861, und „Die Realität der magischen Kräfte des Menschen," Leipzig 1862, welche neben dem erwarteten Widerspruch auch viele Anerkennung gefunden haben. In den wenigen Jahren, die seit ihrem Erscheinen verflossen sind, kamen neue interessante Thatsachen zur Kenntniß des Ver-

Digitized by Google

fassers, dessen Begriffe sich auch in mancher Beziehung klarer und schärfer gestaltet haben. Derselbe glaubt demnach, den geneigten Lesern und Leserinnen der vorliegenden so geschätzten Zeitschrift, welche seit ihrem Bestehen eine Fülle der interessantesten Artikel aus der Natur, der Geschichte und dem Leben gebracht hat, auch dieses Gebiet in einigen Abhandlungen vor Augen stellen zu sollen, soweit das der Raum und die Formen einer Zeitschrift gestatten und beginnt mit jener Classe der mystischen Erscheinungen, welche in der Gegenwart das meiste Aufsehen erregt haben.

* * *

Der sogenannte Spiritualismus oder Spiritismus in seiner modernen Form ist in Nordamerika entstanden, wo seine Bekenner sich in mehrere Secten theilen, welche bald mehr eine politische Färbung, bald mehr eine pietistische oder phantastisch-mystische angenommen haben; in St. Charles, Illinois, nennt sich die Spiritualistengesellschaft Société religio-philosophique. Von Amerika aus hat der Spiritualismus sich über ganz Europa, die Türkei nicht ausgenommen und selbst nach dem Orient und Indien verbreitet, obschon in der Union die Zahl seiner Anhänger weitaus am größten ist und auf Millionen berechnet wird, unter welchen sich nicht wenige Gelehrte, Aerzte, Richter und Staatsmänner befinden. Auch während des Sonderbundkrieges hatte die spiritualistische Bewegung ihren Fortgang; zahlreiche während desselben gemachte Vorhersagungen, wie z. B. die des Falles der Sclavenstaaten, heißt es, hätten sich verwirklicht (noch zahlreichere wohl nicht). Washington sei dem südstaatlichen Senator Calhoun erschienen. Andrew Jackson Davis, Redacteur des „Friend of Progress" zu New-York gilt als das erste Medium in Nordamerika und sein Buch, „Nature Divine Revelations," ist in Amerika und England sehr verbreitet. Ueber Davis, der ganz niederer Herkunft ist und Schuhmacherlehrling war, als er von einem Nachbar zur Probe in magnetischen Schlaf versetzt wurde, wobei seine „mediamimische" Befähigung zu Tage kam, hat Coleman im Spiritual Magazine, December 1861, berichtet. Die Amerikaner haben auch Missionäre nach Europa geschickt, wie Foster und die Davenport's. In der Union erscheinen nicht weniger als vierzehn spiritualistische Journale, in England zwei, in Frankreich fünf, in Genf früher eines, in Deutschland eines und außerdem sind wohl drei- bis vierhundert Schriften über diesen Gegenstand gedruckt worden. Es ist leicht einzusehen, daß so abweichende Ansichten, wie sie die Spiritualisten aussprechen, auf bedeutenden Widerstand stoßen müssen; nicht nur die strenge Wissenschaft, sondern auch die katholische und protestantische Kirche, selbst die Unitarier bekämpfen sie. Diese 1546 in Vicenza entstandene Sekte, welche die Dreieinigkeit, das Fleischgewordensein des Wortes, die Gottheit Christi leugnet und in der Union sehr zunimmt, hat zu ihrer Vertretung das Unitarian Monthly Journal. Geistliche dieser Secte machen darin den Spiritualisten schwere Vorwürfe, namentlich daß sie und die rothen Republikaner die Gesellschaft demoralisirten und zerrütteten. Das Banner of light erwiederte auf diese, „vom Neid eingegebenen Vorwürfe," daß die Spiritualisten, welche um mehrere Millionen zahlreicher seien als die Unitarier, jeden Vergleich mit den andern Religionsgesellschaften aushalten könnten, sowohl was die Intelligenz, als was die Menschenliebe und den Sinn für das öffentliche Wohl betrifft.

Der Spiritualismus ist in Amerika und in Frankreich auch mit der Justiz in Conflict gekommen, wie denn das Gericht von Buffalo 1865 das Medium Colchester, mit Taschenspielern in „eine Kategorie stellend, zu einer Geldstrafe verurtheilte, weil derselbe kein Patent genommen," während der Gerichtshof von Washington 1866 ein anderes Medium, den Dr. Fitz Gibbon freisprach, nachdem der Richter Waters erklärt hatte, daß er Zeuge der Phänomene gewesen sei und die volle Ueberzeugung gewonnen habe, daß hier weder Nekromantie noch Jonglerie stattgefunden habe. Der öffentliche Einnehmer Clepham gab die Erklärung, Dr. Gibbon's Vorstellungen gehörten in die Kategorie der öffentlichen Vorlesungen, zu welchen kein Patent nöthig sei und er könne also dieserhalb nicht verurtheilt werden, weil er ein solches nicht gelöst habe.

Die Amerikaner brauchen fast immer den Ausdruck Spiritisme, Spiritisten; ihre

Digitized by Google

Ansichten stimmen aber in der Hauptsache mit jenen der Spiritualisten, nicht der Spiritisten Frankreich's überein. Ebenso verhält es sich mit der Ansicht der Engländer, denn in Amerika und England will man nichts von der Reincarnationslehre der französischen Spiritisten wissen und das Spiritual Magazine bedauert, daß die spiritistischen Journale Frankreichs es sich zur Aufgabe machten, Kardec's absurde Lehre von der Reincarnation zu vergöttern, die selbst, wenn sie wahr wäre, keine specielle Beziehung zu dem Spiritualismus habe und weder auf Thatsachen, noch auf die Vernunft, noch auf die Schrift sich gründe. Das „Avenir," mit der in Lyon erscheinenden „Verite" die bestredigirte Zeitschrift der Spiritisten, entgegnet, die Reincarnation sei weder durch den Spiritismus, noch durch Allan Kardec entdeckt, sondern komme von den Druiden und ersten Christen. „Der Evangelist Johannes, dann Origenes, Fourier, Ballanche, Jean Reynaud, Pezzani haben diese Lehre lange vor uns präconisirt." Piérart bestreitet durchaus, daß Johannes, Origenes, Pezzani die Reincarnation gelehrt hätten, was nur auf falscher Auslegung einiger Stellen beruhe. Howitt bekämpft im „Spiritual Magazine," Januar 1866, Pezzani, welcher den Menschen tausend Verwandlungen, vom Infusorium bis zum jetzigen Zustand, durchlaufen läßt und die Reincarnation vertheidigt. Howitt meint, die Spiritualisten Amerika's verfielen in das Heidenthum, die Spiritisten Frankreich's in die Ketzerei der Incarnationslehre, nach welcher sie nämlich glauben, daß die Menschen, wenn sie im irdischen Leben nicht die höchste Stufe der Reinigung und Ausbildung erlangt haben, eine neue irdische Existenz anfangen müssen, indem ihr geistiges Princip einem eben gezeugten menschlichen Wesen einverleibt würde und diese Meinung auf den Unterricht der „Geister" gründen, welche Allan Kardec's Buch dictirt haben. Diese trostlose Lehre habe sich namentlich im Süden Frankreich's wie ein griechisches Feuer verbreitet und vernichte bei den Menschen jede Hoffnung, sich in einem anderen Leben wiederzufinden, eine Hoffnung, die auf das Evangelium gegründet ist. — Die englischen Spiritualisten halten die Königin Victoria für ein Medium und glauben, daß sie Mittheilungen von ihrem verstorbenen Gemahl Prinz Albert erhalte.

Der muthigste und vielleicht erste Spiritualist England's, der Arzt Dr. Ashburner, wurde durch den Lebensmagnetismus für den Spiritualismus gewonnen. Als Ashburner eines Abends mit dem amerikanischen Medium Foster zusammen war, sah er dieses vom Boden sich erheben und Gypsbüsten kamen von einer Etagère auf den Experimentirtisch herab. Ein andermal fand sich auf dem Arm des Mediums der Name eines berühmten, Ashburner befreundeten, nun todten Malers in London, dessen Geist durch das Medium anzeigte, er wolle seinem Freunde Ashburner eine Zeichnung schenken. Ein Stift von Blei wurde mit einem Stück Papier auf die Erde gelegt und gleich darauf fand sich auf letzterem eine reizende Zeichnung mit einem moralischen Spruche. Die Zeichnung hatte jedoch verschiedene Farben, worüber sich Ashburner verwunderte, aber das Medium antwortete," für die Geister gebe es nur eine Substanz, welche sie nach Farbe, Form, Ansehen willkürlich ändern könnten; dann nahm Foster jenen Stift von Blei und schrieb verschiedene Worte, jedes in anderer Farbe. Ashburner wurde nun aufmerksam auf die Macht der Geister über die Materie und auf die Einheit der Substanz. Auch der früher skeptische Wilkinson, Redacteur des Spiritual Magazine, verdankt seine Bekehrung medianimischen Zeichnungen. Zuerst wurde seine Frau Medium, zeichnete, „indem ihre Hand von Geistern geleitet wurde," obschon sie nie zeichnen gelernt, tausend reizende Blumen. Wilkinson gewann als Mitarbeiter Howitt, einen vorzüglichen englischen Schriftsteller, dessen Frau und Tochter ebenfalls Medien sind; die Tochter zeichnet jedoch nicht Blumen, sondern mystische Gegenstände in ausgezeichneter Weise: Christus, Engel, Heilige &c.

Die französischen Spiritualisten sind in ihren Ansichten über die „Geister" so getheilt, daß man kaum zwei findet, welche ganz übereinstimmend hierüber denken. Sie haben sich jedoch in zwei Hauptsecten geschieden, welche beide an die Unvergänglichkeit der Seele und den Verkehr der Abgeschiedenen mit der materiellen Welt glauben: die Spiritualisten (im engern Sinn) und die Spiritisten, welche weitaus zahl-

Digitized by Google

reicher sind als erstere. Das in Lyon erscheinende Journal la Verité Spirite meint, weil die Reincarnationslehre dem Verstande und Gefühl der Mehrzahl der Menschen zusage, würden die Meisten Spiritisten und die Spiritualisten seien daher sehr vereinsamt. Die Spiritisten weichen auch darin von den Spiritualisten ab, daß sie lehren, die Seele sei ein „Attribut“ des Menschen, die Manifestationen der Medien seien neue, in früheren Zeiten nicht vorgekommene Dinge und man könne an die Reincarnation glauben und doch ein guter Katholik sein, was alles die Spiritualisten verneinen. In der That stehen die Spiritisten mit der katholischen Kirche jedenfalls noch besser, als ihre Gegner — Allan Kardec ist beim ultramontanen Journal l'Univers angestellt, dessen Redacteur bekanntlich Veuillot ist. Die Spiritualisten bekämpfen den Katholicismus und wollen die Religion Jesu, welche sie als die wahre erklären, wieder zur Einfachheit der ersten christlichen Zeit zurückführen; sie bestreiten die Ewigkeit der Höllenstrafen und die Existenz des Satans.

Das Haupt der Spiritisten ist Rivail, bekannt unter dem Namen Allan Kardec, den er sich beigelegt, Redacteur der Revue Spirite und Verfasser des „Buches der Geister,“ welches die Grundsätze der spiritistischen Lehre über die Unvergänglichkeit der Seele, die Natur der Geister und ihre Beziehungen zu den Menschen, die Sittengesetze 2c. enthält. Er will die darin enthaltenen Lehren direct von Geistern empfangen haben, welche sie psychographisch den Medien dictirt hätten, worauf er sie im Auftrag der Geister ordnete und der Oeffentlichkeit übergab. In der Einleitung zum Ganzen, welches in ein System gebracht ist, mit neuen Begriffen und technischen Ausdrücken, werden mit vielem Verstande die Einwürfe widerlegt, welche man gegen die Tischgeister vorbringt und es wird zu zeigen versucht, daß die Phänomene nur durch die Annahme von Geistern erklärt werden können. Kardec nimmt im Menschen Körper, Geist und Geisthülle, perisprit an; perisperme ist eine äußerst dünne Hülle, welche im lebenden Menschen noch die kugelförmige Nervenatmosphäre umgibt und dadurch die Wirkungssphäre des Menschen bis zu einem gewissen Umfang erweitert. Gott, die höchste Intelligenz und erste Ursache, hat die Geister erschaffen, welche mittelst Wanderungen — jedoch nur durch Menschengestalten — fortschreiten, bis sie zur klaren Anschauung Gottes gelangen, wobei manche abirren. Daß die Geister überhaupt sich verleiblichen müssen, geschieht zur Strafe für ihre Fehler. Zwischen den verschiedenen Incarnationen wandern die Geister theilweise in den Planeten-Zwischenräumen umher. Die schuldigsten Geister werden auf den niedrigsten und beschwerlichsten Weltkörpern incarnirt, zu welchen namentlich unsere Erde gehört. Bisweilen geschieht die Einverleibung zur verschärften Strafe in Körper von Blöd- und Irrsinnigen. Die Grundlage der spiritistischen Philosophie ist die Lehre Jesu Christi; das Gebet kann die Rathschlüsse der Vorsehung nicht ändern, aber gute Geister zur Inspiration herbeiziehen. Mit dem Perisprit, einer dünnen electrischen Hülle, sind auch die Geister der Verstorbenen versehen. Das Tischklopfen nennt Kardec Typtologie, das Schreiben mit dem Psychographen oder bloß mit dem Stift Psychographie, Sematologie die verschiedenen Kundgebungen der Geister, wie Zeichnen, Schweben von Dingen in der Luft, Veränderungen der Farbe, Unsichtbarmachen der Dinge, Flammenlauf 2c. Pneumatographie ist das Phänomen der von den Geistern direct gemachten Schriften in der Luft, ohne Zuthun eines Mediums, meist durch eine erscheinende und rasch wieder verschwindende Lufthand gemacht, Apports sind die plötzlich von der Decke herabfallenden oder von anderswo hergebrachten Dinge, Pneumatophonie die Laute und Töne der Geister in der Luft. Agénère ist das höchst seltene Phänomen, wo Geister auf kurze Zeit in greifbarer Art sich zeigen. Spiritualism ist die Lehre vom Geiste überhaupt (Gottes und der Menschen), Spiritism die Lehre von den Geistern. Nach Kardec ist der Zweck der in unserer Zeit eingeleiteten Verbindung mit den Geistern die moralische Besserung und Regeneration der Menschheit, dann auch Heilung von Krankheiten. Der Spiritism soll zu einer großen Entwicklung, zu einem ganz neuen und verbesserten gesellschaftlichen Zustande führen, wobei die schlechten Elemente der Menschenwelt, da die Langmuth der höheren regierenden Mächte erschöpft ist, förmlich gerichtet und

Digitized by Google

durch gewaltige Naturentwicklung des Planeten ausgestoßen werden. Kardec, eine Art von kleinem Papst, hat vor ein paar Jahren eine Rundreise durch Frankreich gemacht, um spiritistische Experimente zu veranstalten, seine Anhänger zu organisiren und in seinen Ansichten zu befestigen.

Als ein Haupt der Spiritualisten Frankreich's kann Pièrart in Paris angesehen werden, Redacteur der „Revue Spiritualiste," welche 1858 begann und ungeachtet der ziemlich geringen Zahl seiner Anhänger, sich bis jetzt erhalten hat. Das von Martin geleitete Annuaire philosophique sagt: „Die Revue Spiritualiste wurde im Gegensatz zu der Schule von Kardec gegründet, welcher eine neue Religion aufstellt, deren Offenbarer und Hohepriester er zugleich sein will. Herr Pièrart, bescheidener und klüger, sucht, obwohl er an die Realität der spiritualistischen Manifestationen glaubt, dieselben rationalistisch zu erklären." Pièrart behauptet einen Genius wie Tasso zu haben, der an sein Geschick gebunden sei und ihn in seinen Arbeiten unterstütze, der zugleich Familiengeister abordne, um fortwährend durch Manifestationen sein Herz zu erfreuen und seinen Glauben zu stärken. Seine Thüren hätten sich mehrmal geöffnet und geschlossen, ohne daß eine menschliche Hand dabei wirksam war, Meubles hätten sich verrückt, verstorbene Freunde wären seiner Haushälterin erschienen, hätten sie berührt, und manchmal Worte zu ihr gesprochen, die er gehört habe. Für seine archäologischen Forschungen habe er die Uebersetzung eines Artikels aus Bohlen's Werk über Indien nöthig gehabt und dabei an einen deutschen Bekannten gedacht, dessen Wohnung ihm jedoch unbekannt war. An diesem Tage, acht Uhr Abends, habe er auf der Bibliothek St. Geneviève geschrieben und Niemand von seinem Wunsche ein Wort gesagt. In der gleichen Stunde habe sich ein Mann, der nach der Beschreibung des Portiers, ihm, Pièrart, geglichen, in der Wohnung jenes Deutschen präsentirt, der eben abwesend war, erklärt, er heiße Pièrart, seine Wohnung, rue de Bouloi 21 angegeben und Herrn Reinle bitten lassen, zu ihm zu kommen. Nächsten Morgen kam Herr Reinle zu Pièrart und erzählte ihm dieses. Nicht sein Doppelgänger, meint Pièrart, sondern sein Genius, sei bei Reinle gewesen; doch sei er einmal, im Jahre 1849, als Doppelgänger erschienen, nach einem unvergeßlichen Aufenthalt in Boulogne sur mer, wo ihn vierzehn Tage nach seiner Rückkehr nach Paris Bekannte am Gestade spazieren sahen und zu ihm sprachen, ohne daß er antwortete, worauf er verschwand. Der Schutzengel (die anges gardiens sind erschaffene Engel, begleiten die Menschen vom Beginn des Lebens bis zum Tode und inspiriren sie moralisch) macht Pièrart Offenbarungen von höchster Wichtigkeit; der Spiritus Familiaris (die Familiengeister sind Geister Verstorbener, welche für das Materielle der Menschen sorgen, sie vor Krankheiten schützen, oder von solchen heilen und diese Rolle freiwillig oder zur Strafe übernehmen) erregt physische Manifestationen, begleitet Pièrart überall und zeigt seine Gegenwart und Theilnahme bei unangenehmen Nachrichten oder wenn Pièrart meditirt, durch Klopfen, was seinem Nervensystem oft Stöße versetzt. Derselbe habe durch Klopfen Madame Zimmermann, seine Hauswirthin, auf einen in deren Schlafzimmer ausbrechenden Brand aufmerksam gemacht, ihn selbst durch plötzliche Erweckung auf die Annäherung eines verdächtigen Menschen, der um ein Uhr nach Mitternacht um das Haus schlich, dessen Thüre, wie sich dann zeigte, Pièrart zu schließen vergessen hatte. Er behauptet, der Spiritualist Mathieu, der 1864 starb, sei ihm erschienen.

Pièrart will von seinem Genius Mittheilungen über die „antediluvianische" Welt erhalten haben, und über die große Katastrophe, welche den nördlichen Continent vor fünfundzwanzig Tausend Jahren umgestürzt hat und über die Civilisation der Urwelt. Die Aussagen der Somnambule Celina Japhet über civilisirte Völker am Nordpol und über „antediluvianische" Erinnerungen bei denselben, über welche sich das Journal „l'Opinion nationale" lustig macht, indem es bemerkt, ohne Zweifel sei Japhet, Sohn Noah's, ihr Ahnherr gewesen und habe ihr diese Mittheilungen zukommen lassen, sucht Pièrart durch Dr. Kane's angebliche Entdeckung eines offenen Polarmeeres zu stützen und beruft sich auch auf die Auslassungen der Geister von Washington und Kane über diese Sache. Man sieht, es ist ein circulus vitiosus:

Digitized by Google

die Geister sagen eben das aus, was die Menschen, speciell die Medien, glauben und wünschen und diese Aussagen werden dann wieder als Beweis für die Existenz der Geister genommen. — George Sand, an welche Pièrart seine „Revue" von Anfang an geschickt hatte, antwortete auf seine Frage, ob sie Vergnügen daran fände, sie zu durchgehen: sie lese sie mit Interesse, aber sie glaube nicht an Mittheilung von Geistern. Pièrart hofft aber, „daß die berühmte Frau, welche das Schloß von Nohant bewohnt und mit so viel Talent und Erfolg die spiritualistischen Thatsachen in das Drama und den Roman zu verflechten versteht, endlich auch von ihnen überzeugt werden würde." Von Pièrart erfahren wir auch, daß Madame de Girardin sich in ihren letzten Jahren viel mit Tischrücken und Geisterverkehr abgegeben habe. Daß Pièrart nicht den Erfolg erlangt hat, wie Kardec, ist zum Theil Folge seiner Halbheit, dem ganz fertigen, entschiedenen Kardec gegenüber; er verhält sich oft wieder zweifelnd, kritisch, glaubt in manchen Fällen, wie z. B. in seinen eigenen Angelegenheiten an die Geister, in andern z. B. bei den Davenport's, nicht. Die spiritistischen Charlatane, sagt er und versteht darunter zunächst Kardec, glauben alle möglichen Geister zu ihrer Verfügung zu haben und sie kommen lassen zu können, um ihre Betrügereien zu sanctioniren. Er verlangt kritische Prüfung der Thatsachen; die medianimischen Offenbarungen dürfen nicht über die Vernunft gestellt, sondern sollen durch sie beurtheilt werden. Man müsse untersuchen, ob wirklich ein Geist da war oder ob nur der Geist des Mediums sich selbst geantwortet habe. Den Verkehr mit den Geistern will er Spiritualisme experimental oder noch lieber Experiences d'études medianimiques nennen. Pièrart wirft Kardec vor, er wolle alle Probleme absolut lösen, alle Fragen a priori entscheiden; sein Buch enthalte die absolute Religion, vom Himmel herabgestiegen, nachdem sie noch eine kurze Zeit in der Officin des Herrn Louis Veuillot der Ruhe gepflogen.

Die Spiritualisten machen gegen die Incarnationsgläubigen geltend, daß durch ihre Lehre alle Familienbande zerrissen würden; wäre eine fremde präexistirende Seele berufen, beim Zeugungsact Besitz von dem neu entstehenden Körper zu nehmen, wie könnte ein reelles Band zwischen den Eltern und dem neuen Wesen sein? Was hätten ihm jene gegeben, wenn sie ihm nicht die Seele gäben? Während den Spiritisten die Geister sagen, die Reincarnation sei eine Wahrheit, wird der Spiritualist Derant von einem Geiste bedeutet, daß die Geister sich in dieser Beziehung täuschen, oder absichtlich, weil viele von ihnen schlecht sind, das Unwahre versichern, daß ferner ihre Antworten von uns nach eines Jeden Art und Intelligenz ausgelegt werden. Der Spiritualist Salgues nennt die Incarnationslehre eine alte, überlebte, von den Brahminen für die Indras und Parias erfundene Thorheit; diese sollten sich nämlich nicht einfallen lassen, aus ihrer Kaste zu treten. Gewisse Spiritisten, meint Pièrart, hätten aus ihrem Beruf ein einträgliches Geschäft gemacht; der Spiritualismus solle sich aber nicht durch den Reichthum seiner Diener, sondern durch deren geistige Bedeutung befestigen. Die Lehre der Spiritisten habe in Frankreich zu Wahnsinn, Selbstmord, Verbrechen geführt. Bekannt sei der Proceß des Holzschuhmachers Hilaire zu Sonnac, Departement de la Charente, der plötzlich zum Medium wurde, Apport's und selbst Erhebung und Schweben in der Luft erfuhr. In eine anständige Familie aufgenommen, verdrehte er derselben die Köpfe, ging aber plötzlich mit der Frau seines Wirthes und einer Summe Geldes durch. Die Jesuiten und dämonophobischen Katholiken des Bordelais und Angoumois benutzten sogleich diese Gelegenheit, um über die Medien herzufallen und ihr Treiben als Teufelswerk darzustellen. Bei der Gerichtsverhandlung über diese Sache wurde ein absonderlicher Brief von Allan Kardec verlesen, an welchen Hohepiester der Spiritisten der arme Mann der entführten Frau geschrieben und ihn gebeten hatte, durch die Geister ihm Mittel zur Auffindung der Schuldigen zu verschaffen. Der Pontifex ermahnte ihn mit schönen Worten zur Geduld; er würde ihm den verlangten Dienst nicht leisten, indem man Alles verzeihen müsse; Hilaire habe zufolge göttlicher Bestimmung so gehandelt und der Mann habe das zur Sühne seiner Sünden in einem früheren Leben zu ertragen, „eine Sprache, würdig eines Kirchenvaters," rief

Digitized by Google

ein spiritistisches Journal bewundernd aus. Also Diebstahl und Ehebruch sollten ungestraft bleiben! Der Gerichtshof war aber anderer Ansicht und verurtheilte Hilaire zu einem Jahre Gefängniß und den Proceßkosten. — Piérart, wie alle Sectenstifter, tröstet seine Anhänger immer mit der Zukunft; „jetzt," ruft er ihnen zu, „seid Ihr nur wie Atome, aber Ihr habt für Euch die Wahrheit, die Logik, den Beweis der Unsterblichkeit der Seele. Jetzt ohnmächtige, isolirte Atome, werdet Ihr bald groß wie die Welt sein!"

Die orthodoxen Katholiken halten in der Mehrzahl die spiritualistischen Phänomene für das Werk der Dämonen, böser Geister. Die Ansichten, welche zwei gelehrte Franzosen: Des Mousseaux in seinem Buche „La Magie au 19me siècle," Paris 1861, und de Mirville in seinen Schriften „Des esprits et de leurs manifestations fluidiques" und „Des esprits et de leurs manifestations historiques dans l'église et dans le monde," Paris 1864, aussprechen, haben die Billigung von Pater Ventura de Raulica, de Saulcy, Mitglied des Instituts, und von Coze, Decan der medicinischen Facultät von Straßburg, erhalten. Ventura macht des Mousseaux das Compliment: „Parfaitement orthodoxe, vous avez su éviter les erreurs de Görres, dont le livre (Die christliche Mystik ꝛc.) trop facilement accepté par quelques ecclésiastiques fourmille d'hérésies religieuses et scientifiques et fausse du meme coup la science et la foi." Auch in der Civiltà cattolica werden des Mousseaux und de Mirville gebührend gerühmt. Ersterer bezeichnet Allan Kardec als einen Pantheisten und sein „abominables" Buch als einen Katechismus des Antichrists, Rogers, den Verfasser der „Philosophy of mysterious agents" als einen Ungläubigen. De Mirville, welcher überall die Wirkung des Teufels und der Dämonen sieht, gibt jedoch in manchen Fällen den Verkehr mit den Geistern als erlaubt zu; es komme nur auf die Mittel an, welche man anwende, auf die Fahne, unter der man wirke; auf den Wegen des Herrn sei Alles gut, auf den anderen wandle sich das Gute in Verbrechen. De Mirville und die ihm Gleichdenkenden fürchten die Rückkehr des Heidenthums durch den Spiritualismus, dessen Vorboten man namentlich in Amerika bereits beobachten könne. Die gläubigen Protestanten in Frankreich und Deutschland sind in ihren Ansichten getheilt; Baron Guldenstubbe und seine Freunde sehen in den spiritualistischen Phänomenen die Wirkung der Geister der Verstorbenen, der selige Schubert in München sah in ihnen die Wirkung der Dämonen. Nach Guldenstubbe, der das Dasein der Geisterwelt experimentell bewiesen zu haben glaubt, sollte der nahe Triumph des Spiritualismus alle religiösen Herzen mit Freude erfüllen — aber die Orthodoxen, Geistliche sowohl als Laien, seien, durch die Dämonenfurcht verblendet, zu seinen Gegnern geworden. Aber nicht in der Rückkehr zu den Dämonen und heidnischen Göttern, wozu die Gegenwart keine Neigung zeige, liege die Gefahr, sondern im Materialismus, der das Reich des Satans sei.

* * *

Die spiritualistischen Phänomene sind in den letzten Jahren ungemein zahlreich und verschiedenartig geworden. Sie begannen mit dem Tischdrehen und Tischklopfen und weil durch Letzteres die Mittheilung der „Geister" nur mühevoll und sehr langsam erfolgen konnte, so kam man auf das geist-magnetische Schreiben, wobei die Medien zuerst des Psychographen, später einfach des Bleistiftes sich bedienten. Hierauf kamen die angeblich von den Geistern der Verstorbenen gemachten Schriften, die sogenannten Geisterschriften, die Zeichnungen der Medien, wozu sie befähigt wurden, wenn sie auch Zeichnen nicht erlernt hatten, wie auch zu poetischen und musikalischen Leistungen, Alles öfters begleitet von sogenannten Spukwirkungen, welche sich durch Bewegung von Gegenständen, optische und Klangphänomene, z. B. Erscheinen von Händen, Köpfen in der Luft, durch Tönen und Spiel musikalischer Instrumente, oder selbst ohne solche äußerten, und ganz zuletzt die spiritualistischen Photographien, wo nämlich neben dem Lichtbilde eines Mediums oder einer anderen Person ein zweites oder mehrere nebelhafte sich darstellen: Bilder von Verstorbenen, heißt es, welche im Augenblick des Photographirens das Medium umschweben. Zugleich verbinden sich mit die-

Digitized by Google

sen Leistungen der Medien in den letzten Jahren manchmal solche, wie sie bei den Somnambulen und in der Tagesekstase beobachtet werden, wie Ahnung, Fernfühlen, Fernsehen — zum deutlichen Beweis, daß hier wie überall das gleiche magische Vermögen wirkt, welches durch die verschiedensten Reize erweckt und in Thätigkeit versetzt werden kann.

Der Geist, welchen das ausgezeichnete Medium, Herr Charles de Tr. in Angers hat, kann nicht blos heilen, sondern auch krankmachen und erregte einmal dem Spiritualisten Salgues während einer Periode von sechs Monaten beim jedesmaligen Erscheinen eiskalten Frost. Er weiß den Inhalt der Taschen und das verborgene Treiben der Menschen, auch den Ort verlorener Sachen. Oefters ist der Geist übler Laune, zieht manchmal dem Herrn v. Tr., wenn derselbe auf der Jagd eben den Finger am Drücker hat, den Arm zurück, so daß das Wild zur Flucht Zeit gewinnt. Bisweilen wird sein Hund von panischem Schrecken ergriffen und legt sich platt auf den Bauch, was er früher nie gethan. Einmal zeigte ihm aber wieder der Geist den Ort, wo ein schöner Hase lag, den Tr. erlegen konnte. In der Geschichte des Tr. kommen auch Bezauberungen und Entzauberungen vor. Einmal will das Medium Laplagne, ein Musiklehrer, sogar mit einem Geist physisch gekämpft haben, der schon mehr als zehnmal die Gestalt des Mediums Therondel angenommen hatte. Letzterer sprach den Wunsch aus, man möge sich von diesem „esprit rimeur" befreien; man müsse ihm vier tüchtige Faustschläge in das Gesicht geben, wenn er wiederkomme. Das that Laplagne zwar nicht, aber er drückte ihn gewaltig „und seine Knochen waren hart wie meine, aber eiskalt." Der Geist schluchzte, wurde Therondel immer unähnlicher und entfernte sich. Darf man einem Berichte in der „Revue Spiritualiste" glauben, so hatte in Rodez am Pfingsttage 1864, nachdem beim Photographen Ducros Spiritualisten den ganzen Abend mit Experimenten zugebracht und Geisterschriften erhalten hatten, die Bewegung des Tisches selbst noch fortgedauert, nachdem um elf Uhr die Gesellschaft sich entfernt hatte, zum Entsetzen der Frau und der Kinder von Ducros, wobei die erstere ausrief: ich wußte wohl, daß diese Leute mir den Teufel in das Haus brachten — eine Meinung, die man wahrscheinlich auch im grade gegenüberliegenden theologischen Seminar theilen wird, meint der Berichterstatter.

Manchmal werden Mittheilungen gemacht, welche sich bestätigen oder wenigstens als möglich herausstellen. Die „Revue Spiritualiste" von 1863, VI. 134, hat eine Geschichte von einem Selbstmörder aus angesehener Familie, der zuerst Notar, dann Geschäftsmann von weitem Gewissen, sich Ausschweifungen und Betrügereien hingab und dann angeblich sein Leben in der Seine endigte. Etwa sechs Wochen nach den ungewöhnlichen Explosionen im Faubourg St. Honoré, welche Madame K. vorher verkündigt worden waren und deren Ausbruch sie erlebte, saß sie an ihrem Tisch im Verkehr mit den Geistern. Sie empfand einen Stoß und einen ungewöhnlichen Druck auf ihre Hand und es kam zu den schon anwesenden ein neuer Geist, eben der jenes Selbstmörders und theilte ihr seine Familienverhältnisse und Geschichte in allen Details mit, bekennend, daß er leide und daß sein Körper noch unbegraben sei. Erkundigungen, die der Notar Dupin einzog, an den man sich gewandt, bestätigten die Angaben; der Geist theilte später noch mit, sein Körper sei fünf Monate unter der Brücke von Jena verhängt gewesen, jetzt liege er unter der Brücke von Grenelle, wo allerdings am gleichen Tage ein Körper aus dem Wasser gezogen wurde, aber nebst den Kleidern so zerstört, daß die Identität nicht auszumitteln war. — Im Jahre 1866 erhielt (nach dem „Banner of light") Mistr. Whall durch das Medium Mistr. Hall eine Mittheilung, den eben auf dem Meere reisenden Sohn ersterer betreffend. Das Medium sagte im Hellsehen der Mistr. Whall, sie sehe ein Schiff auf der See, das seinen Cours gegen den Hafen richte, von dem es ausgelaufen; an Bord große Bewegung, das Meer sehr stürmisch; man lasse eine Chaluppe in das Meer, welche in Gefahr sei, zerschellt und versenkt zu werden; sie sehe die Leute Wasser schöpfen und einen jungen Mann in großer Gefahr. Um dessen Mutter, Mistr. Whall, nicht zu beunruhigen, sagte sie von seiner Person nur: er sei gerettet. Einige Zeit darauf lief ein Schiff in den Hafen, an

dessen Bord jener Jüngling, das einzige Kind von Mistr. Whall, sich befand. Sie vernahmen von ihm und den Officieren, daß der Sohn im Augenblick, wo man die Chaluppe aussetzte, durch einen Windstoß von dem Tackelhacken in das Meer geschleudert, aber durch übermenschliche Anstrengung gerettet wurde, nachdem er jedoch siebenzig Minuten in den Wogen geblieben war. Er hatte sich aller Kleider entledigt, um besser schwimmen zu können und wurde nur durch sein Geschrei endlich aufgefunden und ganz erschöpft und erfroren an Bord gebracht. Der junge Mensch wie seine Mutter sind selbst Medien.

Im „Spiritual Magazine" von 1866 berichtet Jemand, der mit seiner Frau auf dem Schiffe Queen of the Clippers Cap Horn passirte, daß sie, obschon beide (bis dahin) keine Medien, etwa sechs Wochen, nachdem sie New-York verlassen hatten, geheimnißvolle Schläge (raps) an den Wänden ihrer Cabine gehört hätten. Seine Frau sei darüber sehr beunruhigt gewesen, er habe sich in Verbindung mit den Unsichtbaren gesetzt, worauf seine Frau durch eine Botschaft von ihrer Mutter getröstet worden sei und von da an auf den Schutz der Unsichtbaren vertraut habe. In einer Mitternacht auf der Höhe von Cap Horn weckte sie ihren Mann plötzlich, der sich eilig ankleidete und in ihre Cabine sich begab, wo ihm durch Schläge an der Wand angezeigt wurde: Das Schiff Sabine ist nahe bei Euch und es ist Niemand auf dem Vordertheil Eures Schiffes. Der Mann, der schon einmal in das Meer geschleudert worden war, theilte seine Unruhe dem Officier auf der Brücke mit, welcher den Wächter eingeschlafen fand. Mit Tagesanbruch sahen sie das Schiff Sabine nahe bei sich; bedenkt man, daß beide Schiffe gegen den Wind liefen, so ist höchst wahrscheinlich, daß die Sabine in der Nacht noch viel näher war, wie alle Seeleute begreifen werden, und wie man sich auch durch Vergleichung des Logbuches der Queen of Clippers überzeugen konnte. Sie hatten vor dieser Mittheilung das Schiff Sabine nie gesehen und nie von ihm sprechen hören. Als beide am Morgen nach dieser Nacht über das merkwürdige Begebniß sich unterhielten und dann die unsichtbaren Freunde fragten, ob im Fall einer drohenden Collision sie sie benachrichtigen würden, war die Antwort, sie würden das durch fünf Schläge in der Richtung des Schiffes thun, dessen Annäherung drohe und sogleich folgten fünf Schläge wie Hammerschläge. Es war weiter kein Medium an Bord und nach dieser Reise hörten auch die medianimischen Eigenschaften der beiden betreffenden Personen auf. — Eines Abends, anfangs 1862 waren Spiritualisten in St. Malo versammelt mit einem Schreibmedium. Es meldete sich ein weiblicher Geist und brachte einem der Herren, M. N., Nachricht von seiner Frau in Paris; diese sei ernstlich krank, und sie, der Geist, habe diesen Morgen Blutegel setzen sehen, doch gehe es jetzt besser. Auf Verlangen, seinen Namen zu nennen, schrieb der Geist: Clara, weigerte sich aber, den Geschlechtsnamen zu schreiben, weil dieses nichts zur Sache thue. M. N. fragte um die Wohnung und der Geist antwortete, M. N. kenne auch diese: rue des Martyrs 15. Zwei Tage später bestätigte ein Brief von der Frau des M. N. das Angegebene und einige Zeit darnach erzählte Jemand, der an der Versammlung Theil genommen, die Sache der Madem. Clara L., die in Paris ganz ruhig geschlafen hatte, als jenes in St. Malo geschah. — Die Wahrheit und Genauigkeit der Erzählung vorausgesetzt, hatte man hier den seltenen Fall der unbewußten Fernwirkung eines gesunden lebenden Menschen; sie fand auf einen andern statt, der eben in einem spiritualistischen Kreise beschäftigt, für die Mittheilung empfänglich und außerdem zunächst für sie interessirt war.

Hinsichtlich Home's habe ich dem in meinen Schriften Mitgetheilten noch Einiges beizufügen, was sich theils auf die Angaben in seinem eigenen Buche: Revelations de ma vie surnaturelle, Paris 1863, theils auf von Anderen gegebene Nachrichten gründet. Ein Graf Spada in Florenz berichtet über die Demonstrationen Home's daselbst im Jahre 1856. Dem Erscheinen der Geister ging Schwanken und Zittern des Fußbodens, wie bei einem Erdbeben, voraus, man fühlte sich von unsichtbaren Händen berührt und gedrückt, kalte Luftströme gingen durch das Zimmer und verursachten Schauer, ein Taschentuch verschwand und erschien dann an einer anderen Stelle, ein Accordeon

Digitized by Google

wurde wiederholt gespielt. Auch dieses verschwand und erschien nach einer Minute bei einer andern Person, nämlich dem Grafen Spada, kroch über seine Knie, an seiner Brust herauf und wurde von unsichtbarer Hand gespielt. — Home erhebt sich bisweilen in die Luft bei horizontaler Lage, wie ein auf dem Rücken Schwimmender und zwar wie es scheint, viel leichter im Dunkeln; beim Prinzen Murat 1863 betrug die Erhebung nur einen Fuß; in Mſr. Crawford's Hause zu London ging sie bis an die Zimmerdecke, an welche Home seinen Namen schrieb; eine zu Bordeaux 1857 soll fünf Minuten angehalten haben. Zu Boston ließ sich, während Home schlummerte, Musik ohne Instrumente hören, die mit seinem Erwachen verstummte. Bei seinen Ekstasen erscheinen häufig in der Luft schwebende Hände und eine solche Lufthand soll eine Bibel geöffnet nnd mit einem Bleistift, den sie ergriff, einen Vers herausgeschrieben haben. Es wurde Home vorhergesagt, daß er vom 10. Februar 1856 an auf ein Jahr seine Gabe verlieren würde, was genau zutraf. Home's Vorstellung bei den französischen Majestäten fand am 13. Februar 1857 statt, die beim Kaiser von Rußland, den Königen von Preußen und Würtemberg 1858. Nach Home's Verheirathung 1858 wurde auch seine Frau bald Medium und es sei ihr einmal von unsichtbarer Hand ein Ring an den Finger gesteckt worden. Als Madame Home krank lag und dann starb, wurde sie öfter von dem Componisten Magnus in Paris besucht, dessen Pianoaccorde öfters von Tönen in der Luft begleitet wurden. Home ist zeitenweise unfähig, trotz der dringendsten Beweggründe, irgend etwas zu bewirken, „weil eben die Geister dann nicht wollen.“ 1864 wurde Home nach einem Verhör bei Pasqualoni, dem Chef der päpstlichen Polizei aufgefordert, Rom wegen Magie binnen drei Tagen zu verlassen. In diesem Verhör hatte Home angegeben, er sehe die Geister sowohl im Schlaf als im Wachen, sie kämen ohne seinen Willen und er halte seine Mediumschaft für eine Gabe Gottes. Während dem Verhör ertönten Schläge und der Tisch, an dem der Commissär saß, bewegte sich. Auf die Verwendung des englischen Consuls wurde von der Polizei die Ausweisung zurückgezogen, wenn Home verspreche, sich des Verkehrs mit der obern sowohl als unteren Geisterwelt während seines Aufenthaltes in Rom zu enthalten. Er mußte dann aber doch auf Befehl der Regierung Rom verlassen, weil sein Buch auf dem Index stand. Home ging hierauf nach Neapel und Nizza und wurde in beiden Städten von den Spiritualisten freundlichst aufgenommen. Als er wieder nach Paris kam, wollten ihm die Spiritualisten ein Bankett geben, was aber nicht statt fand, weil Home erklärte, daß er aus sehr zwingenden Gründen nicht Theil nehmen könne, was Piérart der Verfolgungssucht des Clerus zuschrieb, der mit allen Mitteln gegen den Spiritualismus auftrete. Der Bischof von Straßburg habe 1864 in einem Hirtenbriefe gesagt: „Die drehenden Tische, die Klopfgeister, die Todtenbeschwörungen sind Kunststücke der Dämonen, welche Gott erlaubt zur Züchtigung der gottlosen, neugierigen und leichtsinnigen Menschen.“

Der junge Amerikaner Foster behauptet nach Dr. Ashburner, die Geister zu sehen, welche die ihn besuchenden Personen begleiten. Er läßt auf Papierstückchen Namen von Verstorbenen schreiben, sorgfältig falten und vor sich auf den Tisch legen, worauf er das nächste beste nimmt und ohne es zu öffnen, die darin genannte Person beschreibt. Zugleich erscheint der ihm bis dahin unbekannte Name in breiten rothen Buchstaben auf einem seiner Arme, welche Ashburner öfter mit einer Lupe betrachtete, wo er in weniger als drei Minuten die Buchstaben sich bilden und wieder verschwinden sah. Foster stellt auch solche Namen Verstorbener auf unter den Tisch gelegten Papieren dar. Oft fällt er dabei in Ekstase und identificirt sich mit der verstorbenen Person, deren Andenken die Zuschauer beschäftigt, spricht als diese und theilt solche Details mit, daß er mit dieser wirklich in Gemeinschaft zu stehen scheint. Dr. Ashburner sagt: „Hier in meinem Zimmer, wo ich eben an Sie schreibe, Foster an meiner Seite, machen sich die Gemälde von der Mauer los, an der sie hängen und nähern sich manchmal dem Schreibtisch; Hände, wie von Fleisch, werden auf demselben sichtbar. Der berühmte Chirurg Astley Cooper nannte mich gewöhnlich in meiner Kindheit seinen „jungen Freund.“ Eines Abends, als Foster da war, erschien eine rechte Hand; Foster

Digitized by Google

sagte, es sei die eines Verstorbenen, der mir zu wissen thun wolle, daß er mich sehr liebe und daß ich sein „junger Freund“ war. Ich wollte den Namen wissen. Foster erwiederte, der Geist wolle einfach mir die den Geistern eigenthümliche Manifestationsweise vor Augen stellen, nämlich durch Combination gewisser Lufttheilchen den Schein von Fleisch und andere Phänomene erzeugen; der Geist nenne sich übrigens Astley Cooper und sei in Gemeinschaft mit zwei anderen, die im Leben meine Freunde waren: George Young und Brandy Cooper. Nun wußte der eben aus Amerika angekommene Foster durchaus nichts von dem ehemaligen Dasein dieser Personen. Bei Madame Williams Cooper erkannten wir im verdunkelten Zimmer deutlich ihre Schwägerin und andere Verstorbene Während dieser Erscheinungen hob sich unter Foster's Einfluß der schwere Tisch in die Luft, schwenkte nach allen Seiten und fiel dann verkehrt nieder. Foster selbst erhob sich öfters vom Boden, einmal so hoch, daß Madame Cooper mit erhobenen Händen seine Stiefel berühren konnte. Büsten im Zimmer verließen ihre Stelle und kamen auf unsere Knie, Bücher in unserere Hände. Foster singt hübsch und begleitet sich auf dem Piano; das schwere Instrument schwebte, als er dieses einmal that, im Raume und bewegte sich im Takt.

(Schluß folgt.)

Die Bisamratte.

Das nördliche Amerika und das nördliche Asien liefern dem Handel die meisten und werthvollsten Pelze. Einige Pelzthiere sind über beide Welttheile verbreitet, andere kommen blos in einem vor. Die Bisamratte beschränkt sich auf Amerika. Allerdings hat man in Kamtschatka Bisamrattenfelle gefunden, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß diese von dem Tauschhandel herrühren, den die Kamtschadalen, die im russischen Amerika Beschäftigung finden, mit den dortigen Indianern treiben. In Amerika hat die Bisamratte (Fiber zibethicus) eine sehr weite Verbreitung. In ganz Kanada findet man sie auf den Sandbänken der zahllosen Seen, an den Ufern der vielen Flüsse, in den Sümpfen und in den stehenden Gewässern. In den pfadlosen Einöden des Gebiets der Hudsonsbaigesellschaft begegnet man ihren Bauten, wo in den sonnigen Prairien oder zwischen Fichtenwäldern eine Wasserfläche sich dehnt und übersteigt man die Felsengebirge, so gewahrt man, daß die Bisamratte das ganze Gebiet vom Rio Grande bis zum arktischen Amerika bewohnt, sowohl das fruchtbare Californien, als das grasreiche, mit Blumen geschmückte Oregon, sowohl die Wüsten und Gebirge des Washingtongebiets, als die dichtbewaldeten Wildnisse des britischen Columbia. Selbst auf der Felseninsel Vancouver und jedem nicht gar zu kleinen Eiland des Golfs von Georgien ist sie anzutreffen.

Ihre große Verbreitung erklärt sich durch die Wanderungen, welche die Bisamratte im Sommer unternimmt. So wie ein solcher Zug eine geeignete Oertlichkeit entdeckt, nimmt er ohne weiteres Besitz davon. In der Regel werden bei einem solchen Zuge beide Arten von Bisamratten vertreten sein, die man bis jetzt kennt. Die eine Art baut gleich dem Biber Hütten aus Binsen und andern Stoffen, wie sie am Wasser vorkommen, die andere Art gräbt sich gleich der gewöhnlichen Ratte Höhlen in die Erde. Beide Arten werden von den klimatischen Unterschieden nicht berührt und vertragen die glühende Hitze eines californischen Sandmeeres und die erstarrende Kälte eines arktischen Winters gleich gut.

Capitain John Smith gab die erste Nachricht von der Bisamratte in einem Werke, welches 1624 erschien. „Der Muscacus,“ sagt er, „ist ein Thier von der Form und Natur einer Wasserratte, doch bemerkt man bei vielen Exemplaren einen außerordentlich starken Moschusgeruch.“ In dieser, wie in allen späteren Nachrichten, ist nur von einer Art Bisamratte die Rede. Ueber die Wohnungen der Thiere werden zwei Ansichten ausgesprochen. Die eine läßt die Bisamratte im Sommer paarweise umherstreifen und im Winter eigenthümlich gebaute Hütten gesellschaftlich bewohnen. Nach der andern bewohnt die Bisamratte im Sommer Höhlen und im Winter Binsenhütten. Der englische Naturforscher J. K. Lord hat in neuester Zeit ermittelt, daß die Hüttenbewohner und die Höhlenbewohner zwei verschiedene Ar-

Digitized by Google

ten sind. Um mit dem Naturwissenschaftlichen abzuschließen, ehe wir uns zu den interessanten Lebensgewohnheiten der Bisamratten wenden, bemerken wir über die Unterschiede der beiden Arten Folgendes:

Die Hüttenratte, von Lord F. osoyoosensis genannt, ist nur $3^1/_4$ Zoll kürzer als die Höhlenratte (F. zibethicus), und auch der Bau des Schädels weicht ab. Die letztere hat einen braunrothen Pelz, die Hüttenratte sieht, vom Schwanz gegen den Kopf hin gesehen, grau aus. Sie hat doppelte Haare, grobe schwarze Oberhaare und darunter einen hellgrauen, feinen und seidenweichen Pelz, der von den Oberhaaren ziemlich verdeckt wird.

Lord machte seine ersten Beobachtungen am Osoyoosee, der auf der östlichen Seite der Cascadenberge in Oregon liegt. Diese prächtige Wasserfläche ist eine Ausweitung des Okonagonflusses, der hier in ein tiefes, von Felsenwänden eingeschlossenes Thal eintritt. Da der See an einigen Punkten sich bedeutend verengert, so spricht man auch wohl von drei Seen. Mitten durch läuft die Grenzlinie, so daß die nördliche Hälfte zu England, die südliche zu den Vereinigten Staaten gehört. Die Küste ist sandig und in der Nähe der Wasserlinie so dicht mit Schalen von Süßwassermuscheln bedeckt, daß sie wie ein Meeresstrand aussieht. Auf beiden Seiten erstreckt sich bis zu dem Fuße der Berge eine sandige und baumlose Wüste, auf der so viele von Stacheln starrende Cacteen wachsen, daß man nur in den stärksten und dicksohligsten Stiefeln gehen kann, da die Stacheln hart und scharf genug sind, um durch gewöhnliches Leder hindurchzudringen. Lord konnte seine Pferde und Hunde auf diese Ebenen nicht mitnehmen. Die Pferde bekamen so viele Stacheln in die Beine, daß sie fortwährend bäumten und ausschlugen. Den Hunden dringen gleich drei bis vier Stacheln in die Pfoten, und wollen sie diese Quäler mit den Zähnen entfernen, so dringen ihnen neue Stacheln in das Zahnfleisch und die Zunge. „Ein Hund," sagt Lord, „der sich allein in diese Gegend verliefe, müßte unfehlbar verhungern. Bekäme er einmal Stacheln in's Maul, so könnte er sich ohne Hilfe von ihnen nicht befreien." Wenn es für Wasservögel ein Paradies gibt, so ist es der Osoyoosee. An seinem obern Ende wächst ein wahrer Binsenwald, in dem Enten, Taucher, Rohrdommeln und Watvögel aller Art Brutplätze finden, die sowohl gegen Raubvögel als gegen Indianer geschützt sind. Das Wasser wimmelt von Fischen verschiedener Art, die seine ständigen Bewohner sind, und in der Laichzeit kommen prächtige Lachse in ganzen Schaaren.

Im grünen Binsenwalde stehen Bisamrattenhütten in solcher Menge beisammen, daß sie nach Lord's Ausdruck mehr Städte als Dörfer bilden. Da er der allgemeinen Ansicht war, daß es nur eine Art von Bisamratten gebe, so hielt er jene Hütten für Winterwohnungen und folglich, da er den See im Sommer besuchte, für leer. Es fiel ihm indessen auf, daß weit und breit kein Schlamm zu sehen war, und daß er, als er eifrig nach Höhlen zu suchen anfing, nicht eine einzige fand. Er öffnete nun einige Binsenhütten und alle waren von Bisamratten bewohnt, ja es zeigte sich, daß ganze Familien diese Hütten lange Zeit bewohnt haben mußten.

Seine nächsten Beobachtungen machte Lord bei Fort Colville, einem der ersten Handelsposten der Hudsonsbaigesellschaft, der dicht an den Kesselfällen des Columbiaflusses, etwa tausend englische Meilen vom Meere entfernt, liegt. Die beiden Winter, die er an diesem einsamen Orte verlebte, waren kalt genug, um selbst einen Eskimo zufrieden zu stellen. Die Temperatur ging oft auf 30 bis 32° unter Null zurück, und sechs Monate lang deckte tiefer Schnee den Boden. Durch den Kiesgrund, der vom Fort zu den Bergen lief, wand sich trägen Laufes ein schlammiger Strom, an dem sich ganze Colonien von Bisamratten angesiedelt hatten. Anderthalb englische Meilen von diesem Flusse entfernt und durch eine Reihe steiler Felsen von ihm getrennt, lag eine mit Binsen bewachsene Ebene und umgab einen tiefen, stillen See, um den Schilf und Binsen so dicht wuchsen, daß man ihn nicht früher sah, als bis man unmittelbar am Wasser stand, über dessen ganze Oberfläche Hütten von Bisamratten gleich Heuhaufen vertheilt waren.

„Ich kam zum ersten Mal im Juli an diese Stelle," erzählt Lord, „und beobachtete im hellen warmen Sonnenschein sowohl den Strom als den See, wobei ich mich vollständig überzeugte, daß beide Oert-

lichkeiten dicht bevölkert waren, und ferner bemerkte, daß die bauenden wie die wühlenden Ratten mit Kleinen gesegnet waren, von denen einige in den Binsenhütten, andere in den Schlammhütten geboren worden waren. Weiter konnte ich bis zum Winter vor der Hand nichts thun. Wenn ich Bisamratten, die ich am See schoß, mit denen verglich, die ich in Oregon gesehen hatte, so fand ich, daß sie zu derselben Art gehörten, aber von den Bisamratten, die am Columbia wohnten, wesentlich verschieden waren. Andere, die ich mir von fernen Schlammbänken verschaffte, versinken und wühlt den Schlamm mit aller Kraft auf. In einer Secunde läßt sich der Weg des Flüchtlings blos an den Schlammwolken verfolgen, die im Wasser umherrollen wie Rauch in der Luft, so daß das unsichtbargewordene Thier leicht entkommt. Das schwarze Fell der Hüttenratte dient in gleicher Weise dazu, sie in dem stillen, dunkeln Wasser, in dem sie schwimmt und baut, oder in dem halbfinstern Röhricht, aus dem sie sich ihre Nahrung holt, unkenntlich zu machen. „Es gewährt ein hübsches Schauspiel,“ fährt Lord fort, „ein Dorf von Binsenratten zu beobachten.

Die Bisamratte.

gehörten wieder zu derselben Art, wie die vom Columbia, und verschiedene Exemplare von hüttenbauenden Ratten aus weit entfernten Oertlichkeiten stimmten völlig überein. Bewiesen war jetzt, daß sowohl die Höhlen als die Hütten im Juli bewohnt waren, und zwar von Thieren, welche verschiedene Charakterzeichen hatten, obgleich sie zum Theil aus fernen Oertlichkeiten stammten.

Bei beiden Arten dient die Farbe des Felles dazu, dem Thiere das Verstecken zu erleichtern. Das Braunroth der Schlammratte stimmt ganz zu der Rostfarbe, die dem Kiesgrunde des Nordwestens eigen ist. Wird das Thier verfolgt, so taucht es sofort unter, läßt sich auf den Boden nie- Wenn die Schatten länger werden, sterben die verschiedenen Töne des Tages allmälig ab, bis man nichts mehr hört, als das Flüstern des Windes im Schilf, den dumpfen Ruf der Eule und das Pfeifen der weißköpfigen Taube, welches stets der Herold der kommenden Nacht ist. An einem solchen ruhigen Abend kommt die ganze Rattenbevölkerung hervor, um zu schwimmen, zu spielen und Nahrung zu holen. Die Schwimmer sind treibenden Holzstückchen so ähnlich, daß das schärfste Auge den Unterschied nur an den kleinen Wellen entdeckt, welche bei ihrem Rudern entstehen. Bei dem kleinsten Geräusch, das eine Gefahr anzuzeigen scheint, verschwinden sie augenblicklich. Sie sind übrigens gleich wie-

Digitized by Google

der da und setzen sich in der Stellung bittender Hunde auf die Dome ihrer Hütten, indem sie eine Wurzel oder ein Stück Schilf, an dem sie nagen, zwischen den Vorderpfoten halten. Andere schwimmen zur Küste und halten zwischen Rohr und Schilf ihr Abendessen, wobei sie vielleicht von der Eule weggefangen werden, und die übrigen scheinen keine bestimmte Beschäftigung zu haben, sondern zu ihrem Vergnügen zu schwimmen und zu tauchen.

Schon im October trat der Winter mit tiefem Schnee und scharfen Winden ein. Die Bisamratten hielten jetzt ihren Winterschlaf, und wenn die früheren Angaben richtig waren, so durfte in den Schlammhöhlen nicht eine mehr zu finden sein und alle mußten sich in die Binsenhütten zurückgezogen haben. An einem schneidend scharfen Decembertage watete ich durch den tiefen Schnee mit einem Indianer, der mit Werkzeugen zum Graben versehen war, zu dem Quartier der Höhlenratten. Es war keine leichte Arbeit, den gefrornen Boden aufzubrechen, doch gelangten wir endlich zu unterirdischen Gängen. Zuerst zeigten sich keine Ratten; wir waren noch nicht weit genug gekommen. Plötzlich gelangten wir zu einer weiten Höhle, und hier lag auf einem vortrefflichen Bett von Heu und dürren Blättern eine ganze Familie von Schlammratten. Die Thiere waren so schaftrunken, daß sie keinen Versuch zur Flucht machten. Vorrath hatten sie nicht eingetragen und kauerten dicht nebeneinander, um sich gegenseitig zu wärmen.

Ich begab mich nun zu dem See der Hüttenratten. Das Eis war so fest, daß es einen Frachtwagen getragen hätte, und wir gelangten leicht zu den Binsenhütten, die in drei bis vier Fuß tiefem Wasser gebaut waren. Oeffnungen ließen sich nicht entdecken, obgleich der Dom jeder Hütte volle drei Fuß über das Eis emporragte. Als ich den Schnee entfernt und die Binsen auseinander gerissen hatte, zeigten sich in einem Nest von Gras und Blättern viele schlafende Binsenratten, und ich hatte nun den vollständigen Beweis, daß es zwei Arten dieser Thiere gibt."

Die unterirdischen Gänge der einen Art bieten nichts Merkwürdiges dar, der Bau der Hütten verdient einige Worte. Der Theil der Wohnung, der unter Wasser liegt, ist immer ziemlich fest aus Holzstücken, Binsen, Gras und kleinen Steinen erbaut und wird bis einige Zoll über dem Wasser fortgeführt. Darüber erhebt sich ein Dom, der aus zusammengeflochtenen Binsen und etwas Schlamm und Holz besteht. Der Eingang liegt immer unter dem Wasser, das Lager über demselben. Wasserdicht können die Thiere eine solche Hütte nicht machen, und in der That fand Lord das Innere stets feucht, wenn er eine Hütte öffnete. Im Winter, wenn das Wasser friert, bleibt der Dom trocken. Eins ist unbegreiflich, nämlich wie die Thiere die leichten Stoffe, mit denen sie bauen, unter dem Wasser erhalten können, bis die ganze Masse von nassen Binsen, Holzstücken, Schlamm und Steinen specifisch schwerer als das Wasser wird.

Die weibliche Binsenratte wirft dreimal im Jahr und immer vier bis sieben Junge. Diese Fruchtbarkeit verhindert allein ihre Ausrottung, denn die Zahl ihrer Feinde ist Legion. Raubvögel lauern immer auf sie und will der Fallensteller eine gefangene Bisamratte behalten, so muß er rasch bei der Hand sein, wenn die gefiederten Räuber ihm nicht zuvorkommen sollen. Ein unermüdlicher Feind von ihnen ist der Wiesel, der bei Tag und bei Nacht, zu Lande und zu Wasser auf sie Jagd macht. Ihr größter Gegner ist übrigens der Fallensteller, der Indianer wie der Weiße. Es sind schon 500,000 Bisamrattenfelle in einem Jahre nach Europa ausgeführt worden. Bei der letzten Londoner Pelzauction kamen im August 1865 nur 94,000 Felle zum Verkauf und diese kleine Zahl erregte allgemeines Aufsehen. Der Pelz gehört zu den Luxuspelzen und wird besonders auf dem Continente gern gekauft. Der Bisam, von dem das Thier seinen Namen erhalten hat, besitzt einen sehr starken Geruch, der aber dem des Moschus nicht ähnlich ist. Die beiden Bisamdrüsen sitzen dicht an der Wurzel des Schwanzes. Im Frühling ist der Geruch am stärksten, und dann werden die Schwänze von den Pelzen getrennt, in Bündeln getrocknet und in den Bazaren von Constantinopel an Damen verkauft, welche ihre Kleider damit parfümiren. Hat man die Bisamdrüsen entfernt, so gibt das Fleisch der Bisamratte ein Gericht, das von den Fallenstellern für ein sehr leckeres gehalten wird.

Was die Nahrung der Bisamratte betrifft, so besteht sie in allem Möglichen, jungem, saftigem Schilf, Gras, Wurzeln und Baumrinde. Obgleich ein Nagethier, verschmäht die Bisamratte Fleisch durchaus nicht, und ist sogar sehr begierig danach. Lord schoß mehrmals eine Ente, die mitten in einen Teich fiel, in dem Bisamratten lebten. Indem er darauf wartete, daß ein gefälliger Wind seine Beute an's Ufer treibe, bemerkte er, daß sie von einer unsichtbaren Kraft in langsame Bewegung gesetzt wurde. Sie näherte sich einer Binsenhütte, wippte auf und nieder, wie der Kork einer Angelschnur, an deren Köder ein Fisch beißt und verschwand plötzlich. Bisamratten waren die Diebe, welche ihm seine Beute entführten. Krebse und Flußmuscheln werden von den Bisamratten in Menge verzehrt. Die Krebsschalen durchbeißen sie mit ihren starken Zähnen; können sie mit einer Muschel nicht fertig werden, so schleppen sie sie an's Land und warten so lange, bis das Thier sein Gehäuse öffnet.

Kleine Naturbeobachtungen.

Von

Ew. Schröder.

Die Spinne und ihre Eier.

Es wird oft behauptet und geglaubt, daß das Spinnenweib das Männchen auffresse und solche Frevelthat mit grellen Farben geschildert.

Ich habe viele Spinnenpärchen beobachtet und darauf mein Augenmerk besonders gerichtet, es aber nie bestätigt gefunden.

Wohl sah ich das Gegentheil.

Durch Zufall verlor ich ein Weibchen. Ich wollte es durch ein anderes ersetzen, aber augenblicklich ward dies von dem Männchen, das mit dem ersten Weibchen in größter Eintracht gelebt hatte, getödtet. Ich erkläre mir das so.

Die Spinne lebt — außer in der Paarungszeit — einsam; sie lauert dann in ihrem Netz oft lange vergebens auf Speise. Sie hat zwar ein feines Gefühl, kann aber von Hunger getrieben oft nicht unterscheiden, ob es Freund oder Feind ist, was in ihr Fangnetz geräth, eben wie der Ameisenlöwe, der unten in seiner trichterförmigen Fanggrube lauert und sich an einem hineingerathenen Thier seiner eigenen Gattung vergreift.

Ich hatte einmal zwei Spinnen, wovon die eine merklich kleiner war als die andere, zugleich auf ein Holzrähmchen gesetzt. Von dem Rähmchen konnten sie nicht fort, weil dies in einer Schüssel mit Wasser stand.

Bei der geringsten Berührung der beiden Thiere flohen sie immer wieder erschreckt auseinander; eins schien noch mehr Furcht zu haben, als das andere. Beides waren Weibchen. Auf einmal packt eins das andere; der Faden, an dem sie hangen, reißt, und beide stürzen in's Wasser. Sie lassen aber nicht los.

Ich lege die festgebissenen Thiere vor mich auf den Tisch. Die kleinere Spinne hält die größere, und diese setzt sich nicht einmal zur Wehre. In diesem Augenblick ruft man mich ab; ich stelle eine Handglocke über die Thiere. Als ich nach einigen Stunden zurückkehre und die Glocke aufhebe, fällt mir auf, daß nur Eine Spinne da ist. Von der großen ist nur ein ganz kleiner Rest übrig geblieben, die kleine ist fast so groß geworden als beide zusammen waren. Der Hinterleib einer Spinne erweitert sich wie ein Sack und bildet eine Vorrathskammer; es konnte diese Spinne nun wochenlang fasten.

Doch nun von etwas Anderem.

* * *

Unter einem Eichenblatt fanden wir ein weißes Kügelchen von der Größe einer Erbse, und da nicht weit davon eine Spinne saß, so riethen wir auf Spinneneier. Sie waren in einem weißen seidenen Säckchen fest eingesponnen. Das Blatt wurde abgebrochen und zu den übrigen aufgefundenen Sachen gelegt. Zu Hause sollte alles näher untersucht werden.

Wir legten das Blatt vor uns auf den Tisch; Spinne und Eier sind noch darauf; aber bald nachher ist Beides verschwunden.

So oft wir nun das Blatt aufhoben und umlegten, so daß die Spinne mit ihren Eiern oben war, immer wieder verschwand sie mit denselben unter dem Blatte.

Nachdem alle heimgebrachten Schätze untersucht worden, wird der Tisch abgeräumt und alles in eine ziemlich hohe

Digitized by Google

Schachtel gelegt, auch das Eichenblatt, und nur die Spinne mit ihrem Eiersäckchen wird zurückbehalten; wir wollten sehen, was das Thierchen nun damit anfange.

Unruhig läuft es hin und her. Auf dem Tische konnten die Eier so offen nicht liegen bleiben. Endlich kommt es an die hohe offene Schachtel und läuft daran bis zum obern Rande in die Höhe.

Nachdem die Spinne einen Blick hineingethan, eilt sie spornstreichs zu ihren Eiern zurück, um — wie wir richtig vermutheten — sie zu holen und in der Schachtel unter Laub und Blättern zu verbergen.

Sie macht sich bei den Eiern noch etwas zu thun, ehe sie dieselben ergreift, sie fortzutragen.

Wir bemerken zu unserer Ueberraschung, daß ein Faden von dem Rande der Schachtel bis zu der Stelle, wo die Eier liegen, läuft.

Den hat die Spinne vorher straff angezogen. Und zu welchem Zwecke? Um auf demselben das Eiersäckchen in die Schachtel zu schaffen. Mit welcher Sicherheit wandert das Thier mit seiner Last auf dem schmalen, luftigen Pfade hinauf.

* * *

Ein anderes Experiment hat das Thier mehrere Mal wiederholen müssen. Ich sperrte es in ein besonderes Glas. Als ich später darnach sehe, finde ich es nicht sogleich. Es saß mit seinem Kügelchen unter dem Papier, womit das Glas zugebunden war; es liebte einen dunklen Ort.

Das Säckchen wurde ihm abgenommen und auf den Boden des Glases gelegt. Nun war es wieder rührend anzusehen, mit welcher Geschicklichkeit und Umsicht das Thier seinen Schatz wieder heraufholte, zwischen allen Hindernissen hindurch, die wir ihm durch eingelegte Sachen bereitet hatten.

Nach vielen Mühen oben angekommen, wird das Säckchen am Papier befestigt; mit eingezogenen Beinen kauert die Spinne nicht weit davon nieder, um ihren Schatz zu bewachen.

Speise nahm das Thier nicht an. Endlich kamen junge Spinnen aus dem Säckchen, alle aus einem und demselben kleinen Loch daran hervor. Tags darauf starb die Spinnenmutter.

* * *

So scheu die Laufspinnen sind und sich bei der geringsten drohenden Gefahr unter Laub und Steinen zu verbergen suchen, so muthig setzte sich diese Spinne zur Wehre, wenn man ihr die Eier nehmen wollte, grade wie das furchtsame Huhn seine ganze Natur ändert, wenn es Küchlein zu hüten hat. Es war rührend, das ängstliche Umherlaufen und Suchen nach dem Säckchen zu sehen, wenn ich es ihr fortnahm, und dann das Bestreben es in Sicherheit zu bringen, sobald es dem Thiere wiedergegeben wurde. Es wurde zuerst mit den Kiefern ergriffen und fortgetragen, und erst nachher, wenn das Thier sich mehr in Sicherheit glaubte, hinten an ihren Körper angeheftet.

Auch ist es eigenthümlich, daß die Wolfsspinne, die sonst keine Fangnetze macht, indem sie ihre Opfer im Sprunge überfällt, es doch versteht, wenn es sich um Bewahrung ihrer Eier handelt, ein dichtes, festes Seidengespinnst um dieselben anzufertigen.

* * *

Eine große Erdspinne, die ich unter einem Moosrasen im Walde fand, hatte sich selbst sammt ihren Eiern in einen großen Sack eingesponnen. Die Bewegungen des Thieres in dem Sack boten einen eigenthümlichen, unheimlichen Anblick dar. Viele Spinnen mögen sich nicht mit den Eiern schleppen; sie suchen sich eine sichere Stelle für ihr Säckchen, heften es da an und umgeben es noch wohl mit einer dicken Gespinnstlage.

Sie entfernen sich indeß nicht davon; ich habe öfter auch noch die todte Spinnenmutter dabei gefunden. —

Es ist hübsch, ein solches Spinnensäckchen auslaufen zu sehen. Aus einer einzigen kleinen Oeffnung schlüpfen die kleinen Thierchen hervor, eins nach dem andern. Aus einem ziemlich großen Sack einer Kreuzspinne kamen gegen 300 zum Vorschein. Sie verstehen schon gleich die Kunst des Spinnens. Erst machen sie sich ein gemeinschaftliches Gespinnst zurecht, das nach und nach immer größer wird; aber nicht lange leben sie so gesellig. Eins nach dem andern wandert auf luftiger Bahn, auf kaum sichtbaren Fäden, die der Wind, nach allen Richtungen hinführt und anheftet, fort, sucht eine geeignete Stelle zur Anlegung eines Fangnetzes und wartet ge-

Digitized by Google

trost auf Beute. Für so kleine Spinnen sind die Zwischenräume zwischen Zaunpfählen und Gitterthüren gute Stellen.

Von einer Brut, die über 100 zählte, und die ich in einem Glase eingesperrt hielt, war nach einigen Wochen nur noch eine einzige lebendig. Sie hatte sich auf Kosten der andern das Leben gefristet und eine ansehnliche Größe erreicht.

* * *

Höchst mannigfaltig ist der Aufenthalt der Spinnen; man findet sie aller Orten, auf und unter der Erde, sogar im Wasser; aber zwei Mal fand ich Spinnen, wo ich sie kaum vermuthete. Die Anwesenheit todter Ameisen an einem Wegufer machte mich aufmerksam. Der Waldboden überragte etwas den obern Rand des ausgehöhlten Ufers. Es war an dem aufsteigenden Waldweg des Siebenhügelberges bei Bad Ems.

Was wie Erdklümpchen an Fäden von oben herab hing, erwies sich als Wohnung einer glänzend rothbraunen Spinne. Aus einer Menge kleiner Erdkörnchen, so groß wie Stecknadelköpfe, waren diese schwebenden Wohnungen, die hier eine ganze Colonie bildeten, zusammengesponnen.

An einer andern Stelle, in der Nähe von Dausenau bei Ems, hingen in den Höhlungen einer ganz zerklüfteten felsigen Wand von der Decke Kirschkerne herab. Oben darüber steht ein Kirschbaum. Man könnte glauben, die Kerne seien in die Höhlungen hineingeworfen worden und zufällig in dort befindlichen Spinnengeweben hängen geblieben. Dem war indeß nicht so. Jeder Kern hatte ein kleines Löchelchen, wahrscheinlich von einem Eichhörnchen oder einer Maus gebissen, und keinen Inhalt mehr. Er diente nun einer kleinen Spinne, die ihn vom Boden in die Höhe gezogen, zu einem willkommenen Aufenthalt.

Unter einer großen Menge von Thierresten, die ich in dem Raubnest einer Raubwespe in einer Lehmwand entdeckte, befanden sich auch viele Ueberbleibsel von Spinnenthieren.

* * *

Recht tragisch geht es oft im Spinnenleben zu.

Eine Spinne, die ich mit ihrem Eiersäckchen aufbewahrte, starb, bevor ich junge Spinnen zu Gesichte bekam. Was für Augen würde das arme Thier gemacht haben, wenn es am Leben geblieben wäre und das Ungethüm gesehen hätte, was bald nach ihrem Tode dem Säckchen entstieg! Sechsbeinig, vierflügelig, mit langen zitternden Fühlhörnern, mit deutlich in Kopf, Brust und Hinterleib geschiedenem, langgestrecktem Körper, mit einem Worte, es war eine böse Schlupfwespe. So sorgfältig die Spinne ihr Säckchen gehütet, sie hat es nicht verhindern können, daß die Mutter dieser Schlupfwespe sich einmal darauf niedergelassen und zu den vielen Eiern im Säckchen noch eins beigefügt. Allein dies eine Ei war hinreichend, alle übrigen zu Grunde zu richten.

Die kleine daraus entstandene Wespenmade fraß eins nach dem andern auf, wurde dick und feist, so daß sie den ganzen Raum des Säckchens ausfüllte und verwandelte sich endlich in das eben beschriebene Thier. Das hat die Spinne nicht erleben wollen und ist vorher gestorben.

Eine andere Spinne hatte ihr Säckchen an den Zweig eines Besenginsterstrauchs angeheftet und dasselbe noch mit einer dicken Lehmkruste umgeben. Man denke, welche Mühe und Arbeit für ein so kleines Thier das sein muß! Und doch war alles vergeblich. Auch hier opferte die Natur mehrere Dutzend Spinnen für eine einzige Schlupfwespe.

Wenn die Spinnen darauf angewiesen sind, sich von lebendigen Thieren zu nähren, so haben sie selbst auch eine große Zahl von Feinden, die ihnen unablässig nachstellen.

Neues vom Büchertisch.

Förster, E., Handbuch für Reisende in Italien. 1. Theil. Reisen nach und in Italien bis Florenz. 8. Auflage. gr. 8. München, Liter.-artistische Anstalt. In engl. Einband 2 Thlr. 12 Sgr.

Jahresbericht über die Fortschritte der Chemie und verwandter Theile anderer Wissenschaften. Herausgegeben von H. Will. 1865. 1. Heft. gr. 8. Giessen, Ricker. $2^2/_3$ Thlr.

Zimmermann, W. F. A., Der Erdball und seine Naturwunder. 18. Auflage. 20. Lieferung. Lex.-8. Berlin, Hempel. $^1/_6$ Thlr.

Digitized by Google

Hänschen Siebenstern.

Dem Holländischen nacherzählt*)

von

Adolf Glaser.

Erstes Capitel.

In einem etwas abgelegenen Theile der Universitätsstadt L. verfügen wir uns nach einer ziemlich engen Straße, woselbst in einem Hause eine ältliche Dame die vorderen Räumlichkeiten ihrer Wohnung gewöhnlich an einen Studenten vermiethet und sich selbst mit den hinteren Stuben behilft, um auf diese Weise den größten Theil ihrer Miethe wieder herauszuschlagen. Unser Weg führt uns zuerst durch eine schmale Hausflur; darauf folgt eine dunkle Treppe, welche bei Tag ein zweifelhaftes Licht aus einem Fenster vom Hofe empfängt, wo jedoch des Abends vollständige Finsterniß herrscht. Ist es uns hierauf gelungen, die Treppe, deren ausgetretene Stufen in großer Unregelmäßigkeit auf einander folgen, zu ersteigen, wobei wir jeden Begleiter um Vorsicht bitten, damit er nicht zu oft mit dem Kopf an die Decke stoße, so befinden wir uns in der Belletage vor einer Thür, die sehr leicht und ohne Geräusch aufgeht, aber sich nur knarrend schließen läßt.

Wir treten endlich in das Zimmer ein, welches gegenwärtig von dem Candidaten der Theologie Gerhard Boll bewohnt wird. Die Wände des Zimmers sind mit einer häßlichen gelben Tapete beklebt und die beiden Fenster an diesem Abend durch Rouleaux verhüllt, welche vor vielen Jahren einmal neu und fleckenlos waren. Weiße, sehr verwaschene Gardinen, viel zu kurz für die Höhe des Zimmers, sind sorgfältig an den Fenstern aufgesteckt. Ein Tisch, welcher auf seinem Wachstuchüberzug die Spuren verschiedener Flaschen und Tintenfässer zeigt, steht vor dem ziemlich verschossenen und vielfach ausgebesserten Sopha. Zwischen den Fenstern, unter einem alten Spiegel mit sehr verblichenem Goldrahmen, befindet sich eine Komode. An eine anderen Stelle der Wand steht ein zugeklappter Spieltisch, und mehrere Büchergestelle, mit allen Sorten von Büchern, vom großen Folianten bis zum kleinen Duodezband angefüllt, vollenden die Ausstattung des Zimmers, von welchem eine Thür in ein anstoßendes Kabinet führt, woselbst sich das Bett des Bewohners befindet.

An diesem Abend sind ganz besondere Vorkehrungen getroffen. Außer den gewöhnlich im Zimmer befindlichen vier Stühlen ist noch der fünfte aus der Schlafkammer herbeigeholt und sämmtliche um den

*) Das Motiv ist dem neuesten Romane von J. van Lennep „Klaasje Zevenster" entnommen.

Digitized by Google

Tisch herumgestellt. Auf dem Tische selbst steht eine altersschwache Lampe, nebst zwei dünnen Stearinkerzen, während eine Lage Schreibpapier, Federn und Tinte auf der nach dem Sopha zugekehrten Seite sich befinden. Auf dem zugeklappten Spieltische bemerkt man die Vorbereitungen zu einer Punschbowle. Ferner stehen daselbst Cigarren, Feuerzeug und zwei messingene Aschenbecher.

Es befinden sich bereits mehrere junge Leute in der Stube bei ihrem Freunde Gerhard Voll, und es werden noch andere erwartet, die sämmtlich zu einer Gesellschaft gehören, welche sich allwöchentlich bei einem der Theilnehmer versammelt, um die Förderung poetischer Interessen untereinander zu berathen und sich selbst in dichterischen Leistungen zu versuchen.

Diese Gesellschaft, welche aus der Elite der L.'schen Studentenschaft besteht, zählt sieben Mitglieder und hat sich deshalb die sublime Bezeichnung „das Siebengestirn“ beigelegt.

Diese sieben Mitglieder repräsentiren die verschiedenartigsten Erscheinungen der akademischen Jugend; natürlich mit Ausnahme derjenigen, welche überhaupt für derartige edlere Verbindungen keinen Sinn haben. Jener Jüngling, mit dem wenigsagenden, pockennarbigen, bleichen und immer ernsten Gesichte, von hellblondem, schlichtem Haar umgeben, dessen magere Glieder in einen sehr abgetragenen, vielfach mit Tintenflecken getigerten Schlafrock gehüllt sind, ist Gerhard Voll selbst, dessen wenig einnehmendes Bild für den ersten Augenblick zwar Niemand fesselt, der aber bei näherer Kenntniß immermehr gewinnt, da die fast abstoßende Außenseite einen Schatz von Kenntnissen und eine originelle und geistvolle Unterhaltungsgabe verbirgt.

Seine Verhältnisse von Hause aus sind nicht glänzend und er war frühzeitig darauf angewiesen, sich durch Unterrichtgeben selbst die Mittel zum Studiren zu verschaffen. Unter seinen Freunden ist er als der beste Mensch von der Welt bekannt, der sich nie mit Jemand entzweit und dem Niemand etwas übles nachsagen kann.

Voll sitzt auf einem der Stühle neben dem Sopha, an seiner Seite sehen wir einen jungen Mann, dem man seiner ungezwungenen Kleidung nach — er trägt eine graue Joppe und ein leicht um den Hals geschlungenes seidenes Tuch — für einen sehr einfach erzogenen jungen Menschen von gewöhnlicher Herkunft halten könnte, wenn nicht die feinen Züge seines Gesichtes und die zierliche Form seiner weißen Hände, eine andere Vermuthung aufkommen ließen.

Und diese täuscht in der That nicht, denn der junge Mann trägt den Namen eines Grafen von Eilar. Gern verweilt der Blick auf der freien hellen Stirn, die von glänzend schwarzem Krausbaar eingefaßt wird; das Profil des Gesichtes erinnert an Apollo, die hellblauen Augen, die von Gesundheit blühenden Wangen und der feingeschnittene Mund lassen es sehr natürlich erscheinen, daß der Besitzer all dieser seltenen Vorzüge jeden äußerlichen Prunk in der Kleidung entbehren kann.

Der junge Graf Eilar, der bemittelt genug ist, um unabhängig leben zu können, besucht die Universität, um das Studium der Rechte zu absolviren und nebenbei sich mit den Erzeugnissen der schönen Künste und Wissenschaften nach allen Richtungen hin bekannt zu machen.

Vergegenwärtigt Eilar den Adel, so findet der Reichthum seinen Vertreter in Karl Zirik, der seinen Stuhl in die Nähe des Ofens gerückt und sich vorsichtig darauf niedergesetzt hat. Die gewählte Kleidung des jungen Mannes, die diamantene Tuchnadel, die prachtvollen Berloques an der breiten goldenen Uhrkette, die Sorgfalt, welche er in seiner ganzen äußern Erscheinung zu erkennen gibt, alles dies macht es begreiflich, daß alle jungen Mädchen zum Fenster eilen und nachsehen, wenn der Glücksvogel, der so viel Pracht an den Tag legen kann, vorüberreitet, und selbst die Ladenjungfern und Dienstmädchen in der Stadt eilen an die Thüren oder bleiben auf der Straße stehen, wenn Karl Zirik vorbeigeht.

Sein Vater hatte früher ein sehr bedeutendes Geschäft und das Vermögen, welches er durch glückliche Speculationen gewann, war durch eine sehr reiche Frau bedeutend vermehrt worden. Er selbst bedurfte wenig, aber er legte Gewicht darauf, daß sein einziger Sohn keine Gelegenheit versäume, um sich zu einer glänzenden Carriere im Staatsdienste vorzubereiten. Die immervolle Börse, über welche der Jüngling verfügen konnte, hatte dem=

Digitized by Google

selben den Eingang in sehr viele Kreise verschafft, aber dieser Vorzug würde ihm nicht zum Eintritt in die Gesellschaft des Siebengestirns verholfen haben, wenn er nicht auch hervorragende Gaben des Geistes und lebhaftes Interesse für höhere Bestrebungen besessen hätte.

An der andern Seite des Ofens sitzt ein Student, den man, obgleich er kaum dreiundzwanzig Jahre alt ist, nach den sich hin und wieder lichtenden Haaren und dem düstern Ernst, der über sein ganzes Aussehen verbreitet ist, für wenigstens zehn Jahre älter halten sollte; auch die Kleidung hat nichts jugendliches. Wilhelm Zabener, so heißt er, gibt in seinem schweigsamen bedächtigen Wesen den angehenden Arzt zu erkennen, der bereits viel in Hospitälern verkehrt, bei schwierigen Operationen zur Hand geht und sich besser dazu eignet, am Krankenbette, als in lustiger Gesellschaft zur Geltung zu kommen. Nebenbei ist er jedoch ein sehr geschmackvoller Kenner der Literatur, der sich selbst durch allerliebste Gedichte als eines der hervorragendsten Mitglieder der Gesellschaft des Siebengestirns erwiesen hat.

Der letzte der Anwesenden — denn alle Sterne sind noch nicht am Horizonte von Gerhard's Studirstube erschienen — der junge Mann, welcher mit der Cigarre im Mund auf- und niedergeht, bald hier und da vor einem Möbel oder vor den Büchern stehen bleibt, als wäre Wunder etwas daran zu sehen, ist Otto von Dohnen, Student der Rechte und äußerlich sowohl als innerlich einer der tüchtigsten Menschen auf der Universität. Weder sein Gesicht, noch seine Gestalt, noch seine Kleidung zeigen irgend etwas Auffallendes; die ausdrucksvollen Züge des Ersteren, der stämmige Wuchs, und die einfache aber geschmackvolle Wahl, womit er sich kleidet, erwerben ihm überall Wohlwollen und eine ehrliche Erwiderung seines offenen Entgegenkommens. Otto von Dohnen, der junge Graf Eilar und Gerhard Boll waren die eigentlichen Gründer der Gesellschaft des Siebengestirns, deren Mitglieder wir nun etwas näher kennen lernen werden.

Zweites Capitel.

„Die Nachteule bleibt lange aus," sagte Eilar, während er das Cigarrenende in den Aschenbecher warf und die Tasche herauszog, um eine neue anzuzünden.

„Er wird den Kometen noch nicht entdeckt haben, obgleich er eigentlich besser bei Nacht müßte sehen können, als unser einer," meinte Zabener, während er rasch einige heftige Züge aus der Cigarre that und den eingezogenen Rauch dann in kleinen Ringen wegbließ, eine Kunst, welche er in einer solchen Vollkommenheit ausübte, daß keiner seiner Studienfreunde ihm darin gleichkam.

„Kennt Jemand den Kometen?" frug von Dohnen, indem er plötzlich stehen blieb.

Niemand beantwortete die Frage, aber Zirik meinte: „Die Nachteule wird in Strafe fallen, denn es ist gleich sechs Uhr."

„Noch zehn Minuten," sagte Boll, indem er auf eine altmodische silberne Uhr zeigte, die vor ihm auf dem Tische lag.

„Dann geht Deine Uhr unrichtig," versetzte von Dohnen, während er die seinige hervorzog und besah; „es ist vier Minuten vor Sechs."

„Die Uhr des Vorsitzenden geht niemals unrichtig," sagte Boll.

Zirik zog ohne etwas zu sagen die seinige heraus, ließ sie repetiren, besah mit sichtlichem Wohlgefallen das schöne, mit Edelsteinen besetzte Zifferblatt und steckte das Prachtstück wieder ein.

Graf Eilar sagte ebenfalls nichts, weil er mit dem Anzünden seiner Cigarre beschäftigt war.

Zabener allein konnte über die Bemerkung Boll's nicht schweigen und sagte: „Das ist wieder eine von Deinen paradoxen Behauptungen."

„Kein Paradoxon, sondern feststehende Bestimmung," antwortete Gerhard. „Jeder hat sich nach der Uhr des Vorsitzenden zu richten, steht im Reglement."

„Dann sollte die Uhr des Vorsitzenden immer vor, anstatt nachgehen," meinte Zirik, „weil sich alsdann die Casse am besten stehen würde."

„Höre einer den zukünftigen Finanzmann," entgegnete Boll; „aber das sei nun, wie es wolle, meine Uhr geht vollkommen, wie es sich gehört."

„Ich habe die meinige heute Morgen nach der Rathhausuhr gestellt," sagte Zirik.

„Ein schöner Beweis," entgegnete Boll, „als ob die Stadtuhr unfehlbar wäre! Ich regele die meinige nach dem Erscheinen

Digitized by Google

des Professors X., der immer genau das akademische Viertel einhält."

„Schwach!" sagte Eilar, der nun seine Cigarre vollständig in Brand hatte.

„Man darf es ihm nicht verübeln," bemerkte Zabener, „denn es ist unmöglich etwas Treffendes zu sagen, so lange die Gesellschaft Jemand erwartet und nicht vollzählig ist, ebensowenig wie man beim Beginn eines Diners etwas Geistreiches sagen kann."

„Das ist eine, eines Arztes würdige sublime Bemerkung," entgegnete Dohnen; „aber auf unsern Komet zurückzukommen: wo hat die Nachteule ihn entdeckt?"

„Ich wiederhole, daß ich es nicht weiß," erwiederte Voll, „hier ist ein Brief, das ist alles, was ich darüber mittheilen kann." Von Dohnen nahm den Brief und las:

„Freund Gerhard!

Ich bringe heute Abend einen Vetter von mir mit, den Herrn Franz Bleich aus der Residenz. Hogenberg."

„Es ist also ein bleicher Komet!" lachte von Dohnen.

„Galter kommt auch noch nicht," sagte Eilar.

„Er hat doch versprochen, heute sicher zu kommen," meinte Voll.

„Ein Versprechen, welches die erste zierliche Schürze, der er begegnet, ihn vergessen oder übertreten lassen wird," sagte von Dohnen.

„Ich dachte, er wäre verreist," warf Zirik ein.

„A propos, von Reisen!" rief Eilar. „Weißt Du schon, Voll, daß Dein Nachbar heute Morgen abgereist ist?"

„Welcher Nachbar?" frug Voll.

„Der alte Bursche, der jeden Tag neben Dir im Kaffeehaus saß und hier an der Ecke wohnt, Flink, glaube ich, heißt er," antwortete Zabener, „aber was er war, konnte ich nie erfahren."

„Er soll enorm reich sein," setzte Zirik hinzu, worauf Gerhard bemerkte: „Mich wird seine Abreise wenig irritiren, aber — es ist nun bereits sechs Uhr."

„Wo ist Dein Scepter, Gerhard?" frug Eilar.

„Den Hammer muß Hogenberg mitbringen, und hieraus entsteht die wichtige Frage: Kann eine Versammlung ohne Hammer eröffnet werden?"

„Eine alberne Frage," meinte von Dohnen. „Zum Teufel! soll denn das Abhalten einer Versammlung von einem Stücke Holz abhängen und soll demjenigen, der den Hammer besitzt, die Macht gegeben sein, sich nicht allein der Buße zu entziehen, welche auf das Zuspätkommen gesetzt ist, sondern auch durch völliges Wegbleiben die ganze Versammlung illusorisch zu machen?"

„Das ist sehr wahr," sagte Gerhard, „aber das Reglement bestimmt: Die Versammlung wird durch einen Hammerschlag eröffnet; das Scepter ist nicht da, ergo —"

„Als ob wir nicht alles, was uns gutdünkt, zum Scepter machen könnten!" versetzte Eilar und von Dohnen erwiederte: „Hier ist schon ein Scepter!" wobei er einen großen Stock, den er gewöhnlich bei sich trug, aus der Ecke holte.

„Sehr verbunden," sagte Gerhard, „denkst Du, daß ich mit einem solchen Ding manöveriren werde? Nein!" fuhr er fort, „hier habe ich ein besseres Scepter," und indem er die Feuerzange ergriff und dieselbe hin- und herschwenkte, sprach er in feierlichem Tone: „Ich eröffne hiermit die Versammlung! Laßt leuchten Euer Licht, ihr funkelnden Gestirne."

In demselben Augenblick wurde an der Hausthür geschellt.

„Da kommt Hogenberg mit dem Kometen!" war der allgemeine Ausruf, und wirklich, die Hausthür wurde geöffnet, und man hörte das Geräusch von Fußtritten auf der Treppe, sowie die Ermahnung zur Vorsicht, welche Hogenberg seinem Vetter gab.

Die Thür ging auf und die beiden eintretenden jungen Leute zeigten sich, während ihnen ein allgemeines „Zu spät! Zu spät!" entgegenklang.

Der komische Ausdruck, welcher sich beim Vernehmen dieses Ausrufs in Hogenberg's Gesichte zu erkennen gab, wirkte sehr belustigend auf sämmtliche Anwesende.

Hogenberg war weit davon entfernt, ein hübscher Mensch zu sein, und sein Gesicht mit den großen Augengläsern ließ sofort erkennen, daß ihm der Beiname Nachteule mit einem gewissen Rechte zukam. Da er weder Eltern noch Vermögen hatte, so mußte sein Onkel Bleich, der ein reicher Kaufmann war, ihm die Mittel zu seinen Studien herleihen.

Obschon Hogenberg ein sehr eifriger und fleißiger Student war, so konnte er doch zuweilen auch tüchtig austoben, besonders wenn seine Casse grade neuen Zufluß erhalten hatte. Heute war die Nachteule ganz besonders gut gelaunt, sein Cousin Bleich, der Sohn des genannten Kaufmanns, war in irgend einer Geschäftsangelegenheit nach L. gekommen und bei Hogenberg abgestiegen. Letzterer hatte den Tag damit zugebracht, seinem Verwandten die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen und ihn dann aufgefordert, der Abendversammlung der dichtenden Gestirne beizuwohnen. Vetter Bleich wollte sich zwar anfänglich nicht recht dazu verstehen, da er fürchtete, es handele sich um eine gewöhnliche Studentenkneiperei; nachdem ihn Hogenberg jedoch versichert hatte, daß es sich hier um weit geistreichere Genüsse als Trinken, Rauchen und Lärmen handle, war er ihm gefolgt und stand nun, durch die seltsame Bewillkommnung etwas überrascht, schüchtern und verlegen am Eingang des Zimmers.

Niemand bekümmerte sich vor der Hand um ihn, obgleich er wohl eine andächtigere Betrachtung verdient hätte, denn alles, was an ihm war, sein Hut, seine Haare, sein Gesicht, alles war glänzend glatt und sorgfältig zurechtgemacht, so daß nirgends ein Fleckchen, ein Stäubchen und Fältchen zu entdecken war. Im ersten Augenblicke jedoch blieb er sogar von seinem Vetter unberücksichtigt, indem dieser sich bemühte, die Beschuldigung des Zuspätkommens eben so lebhaft von sich abzuwehren, wie die andern sie ihm zuzuschieben versuchten.

Endlich brachte Hogenberg etwas zum Vorschein, was in graues Papier gewickelt war und rief triumphirend aus: — „Ihr hattet kein Recht, die Versammlung zu eröffnen, weil ihr kein Scepter hattet!"

Während er dies sagte, entfernte er das Papier und zeigte den Anwesenden ein hölzernes Scepter, das ungefähr eine halbe Elle lang war, mit Goldpapier beklebt und an der Spitze mit einem Kranz von sieben Sternen verziert.

„Als ob die Kaiserwürde vom Scepter abhinge," rief von Dohnen, „und ein spanisches Rohr nicht zum Fürstenstab würde, sobald die kaiserliche Hand es erfaßt!"

„Als ob," setzte Boll hinzu, „das Scepter des Agamemnon etwas anderes gewesen wäre, als ein Stück Holz, obschon ich bekennen muß, nirgends gelesen zu haben, daß er sich mit einer Feuerzange behalf."

Nachdem er das letztere halblaut ausgesprochen hatte, erinnerte er sich daran, daß er die Pflicht als Hauswirth zu erfüllen habe und sagte: „Wir werden diesen Gegenstand seiner Zeit weiter verhandeln, Ihr vergeßt übrigens, Nachteule, daß Ihr nicht allein kommt."

„Das ist wahr," sagte Hogenberg. — „Meine Herren, mein Vetter, Herr Bleich aus der Residenz."

„Er muß abermals Strafe bezahlen," ertönte es, wie aus einem Munde, „er nennt uns meine Herren."

„Still! still!" sagte Hogenberg, „das geschieht nur in Uebereinstimmung mit meiner Voraussetzung, daß die Versammlung noch nicht eröffnet werden konnte; im andern Falle würde ich gesagt haben: Funkelnde Gestirne, der Komet Bleich!"

„Meine Herren," stotterte Bleich, indem er sich verbeugte und sehr verlegen aussah.

„Keine Complimente, wenn ich bitten darf," sagte von Dohnen, indem er sich vor ihn stellte und ihm die Hand schüttelte; „wir sind alle erfreut, Sie zu sehen, aber Ihr Vetter scheint Sie nicht in unsere Gebräuche eingeweiht zu haben; so lange unsere Arbeiten dauern, nennen wir einander Gestirne und Sie sind ein Komet. Wer also von „Herr" spricht oder irgend Jemand bei seinem gewöhnlichen Namen nennt, verfällt in eine Strafe."

„Die jedoch nicht auf die Kometen angewandt wird," fügte Gerhard bei, „es sei denn, daß es Ihnen angenehm wäre, an unserer Arbeit Theil zu nehmen, und sich so lange nach unsern Gebräuchen zu fügen. Für diesen Fall will ich Ihnen unsere Bemerkungen aufschreiben. Ich bin nämlich in meiner Unwürdigkeit zum Kaiser erkoren; der lange Schlingel dort," dabei zeigte er auf Eilar, „heißt Prinz, von Dohnen Factor, Zirik Fähndrich, Dieser Schreiber, Jener Finder, und der abwesende Stern heißt Hofmeister."

„Ich hoffe es behalten zu können," sagte Bleich, indem er mit einem sehr einnehmenden Lächeln Platz nahm.

„Und nun," fuhr Boll fort, „können wir die Ouvertüre beginnen und die Harmonie

der Gestirne erklingen lassen; macht Euch bereit!"

Eine große Bewegung folgte diesen Worten. Der Eine suchte in seiner Tasche, der Andere suchte unter sämmtlichen Oberröcken den seinigen und durchforschte denselben und in wenigen Augenblicken standen sie alle um den Tisch geschaart. Graf Eilar mit einer kleinen Sackpfeife, Zabener mit einer Kindertrommel, Zirik mit einer kleinen Violine, Hogenberg mit ein paar Becken, Boll nahm die Tischglocke und überreichte Bleich die Feuerzange.

„Was soll ich damit?" frug dieser ganz erstaunt.

„Sie sollen im Orchester ihre Stimme leisten," antwortete Gerhard, „das Musikstück nach Belieben. Sind alle fertig?"

„Großmächtiger Kaiser," sagte Eilar, „wir warten nur, daß Ew. Majestät das Zeichen geben."

„Wohlan denn," sagte Gerhard, indem er das Scepter erhob, „die Harmonie der Sphären möge beginnen!"

Und die Harmonie begann, aber in der That, ein unharmonischeres Gelärme konnte unmöglich vernommen werden. Bleich sah anfänglich verdutzt darein, dann ergriff ihn eine Art von Begeisterung und er schlug mit seiner Feuerzange auf die Ofenplatte, daß es eine Art hatte. Inzwischen vervollständigte sich die Gesellschaft und der noch vermißte Friedrich Galter trat ein.

Seine Anwesenheit wurde jedoch erst bemerkt, als er, an der Thüre stehend, in ein großes Jagdhorn bließ und so die Harmonie der Sphären vervollständigte.

Friedrich Galter war der schönste Student zu L. Goldblonde Locken umwallten sein Gesicht, auf welchem die Rosen der Gesundheit blühten und worüber stets ein Strahl herzlicher Fröhlichkeit verbreitet war; dazu verstand er es, sich zierlich und mit Geschmack zu kleiden und da er auch von Charakter liebenswürdig war und seine Börse, seine Zeit, seinen Arm und alles, was er geben konnte, stets seinen Freunden zur Verfügung stellte, so gab es kaum einen Menschen von allgemeinerer Beliebtheit als ihn, und er war einstimmig unter die Gestirne aufgenommen worden, als er sich hatte vorschlagen lassen.

Die Harmonie der Sphären würde vielleicht noch lange gewährt haben, hätte nicht der plötzliche Klang des Jagdhorns den armen Komenten Bleich so erschreckt, daß er mit der Feuerzange einen falsch berechneten Schlag that, in Folge dessen die Platte des Ofens herabfiel, wodurch sich plötzlich ein ungeheurer Rauch im Zimmer verbreitete.

Der Kaiser beeilte sich, das Zeichen zum Schlusse zu geben, die Ofenplatte wurde wieder an ihren Ort gebracht und nachdem die Anwesenden Galter die Hand geschüttelt hatten, nahmen sämmtliche Gestirne Platz.

„Wir erwarteten Euch nicht mehr, Hofmeister," sagte der Kaiser.

„Ja, ja, ich weiß wohl," beeilte sich Galter zu antworten; „ich bin in Strafe verfallen, aber ich kann es nicht ändern, grade in dem Augenblick, als ich zur Thür hinausgehen wollte, erhielt ich einen Brief von meiner guten Mutter und ich konnte es nicht über's Herz bringen, ihn vorher zu lesen."

„Funkelnde Gestirne," unterbrach ihn Boll, „wir haben mit diesen Familienangelegenheiten nichts zu schaffen; ich ersuche den Schreiber, das Protocoll der letzten Versammlung zu lesen und bitte die Uebrigen, so lange den Mund zu halten."

Drittes Capitel.

Nachdem Zabener, der Schreiber, das Protocoll vorgelesen hatte, wurden verschiedene Anmerkungen gemacht, worauf zuletzt der Kaiser frug, ob noch irgend Jemand etwas darüber zu sagen habe. Er wendete sich hierauf nochmals mit dieser Frage an den Kometen, der sie höflichst verneinte.

Darauf begannen die Arbeiten des Tages. Es wurde eine Anzahl von Endreimen aufgeschrieben und jedes der Mitglieder, sowie Herr Bleich, bemühte sich, ein möglichst sinnvolles Gedicht darauf zu machen. Diese Gedichte wurden der Reihe nach vorgelesen und jedes einzelne kritisirt, wobei namentlich das poetische Product des Kometen von allen Seiten lobend anerkannt wurde.

Danach declamirten Zabener, Graf Eilar und Galter ein Gespräch aus von Dohnen's Schauspiel „Die Brüder."

Nachdem dies zur großen Befriedigung des Kometen abgelaufen war, sammelte der Finder die Strafgelder, welche durch Uebereilungen zuerkannt waren. Nament-

Digitized by Google

lich hatte der Komet einigemale die Gestirne mit ihren irdischen Namen genannt, was jedesmal unter großem Gelächter notirt worden war. Da nun das Bezahlen immer eine lästige Sache ist und mancher Student, der sonst sehr freigiebig ist, in Bezug auf Strafgelder sich besonders eigen zeigt, so gab es noch allerlei Widerreden und kleine Streitigkeiten, denen mehrmals der Kaiser durch Aufklopfen mit dem kräftigen Scepter ein Ende machen mußte. Zuletzt war alles zur Zufriedenheit geschlichtet und der Kaiser schloß die Versammlung, indem er zugleich erklärte, daß sie in der nächsten Woche auf Graf Eilar's Zimmer wieder eröffnet werden solle.

Nachdem dies geschehen, frug Boll den Gast aus der Residenz: „Nun, mein werther Herr Bleich, wie gefallen Ihnen unsere Arbeiten? Würden Sie sich daran betheiligen wollen, wenn sie ebenfalls Student wären?“

„Ich habe mich ausgezeichnet unterhalten,“ versicherte Bleich, „obgleich ich bekennen muß, daß ich mich jetzt behaglicher fühle, da ich wieder in den gewöhnlichen Formen reden kann.“

„Dieser Meinung bin ich auch,“ bemerkte Galter, „aber,“ setzte er hinzu, indem er sich an Boll wendete, „meine Kehle verlangt nach minder poetischen Reizmitteln; wie sieht es damit aus?“

„Geduld!“ antwortete Boll, „die Waffeln sind gegen neun Uhr bestellt und es ist noch nicht halb.“

„Gegen neun Uhr!“ entgegnete Galter in komisch wehmüthigem Tone. „O, unvorsichtigster und gleichgiltigster aller Festgeber! Als ob es nicht ein feststehender Gebrauch wäre, daß alles, was man beim Kuchen- oder Zuckerbäcker gegen neun Uhr bestellt, erst gegen elf Uhr geliefert wird.“

„Mußt Du so früh zu Bett, daß Du es so eilig hast?“ frug Zirik.

„Nein,“ antwortete Galter, „aber ich habe nur wenig gegessen, in Erwartung der Dinge, die noch kommen sollten.“

„So können wir inzwischen den Wein probiren,“ meinte von Dohnen, indem er eine Flasche nahm, sie entkorkte und in die Gläser eingoß; „hier, Herr Bleich, ein Gläschen zum Willkommen.“

Vorsichtig trank der Gast und sein Gesicht drückte bereits die Besorgniß aus, daß es nun doch wohl zu einem der von ihm gefürchteten Studentengelage kommen werde.

Dies jedoch war nicht der Fall. Die geistige Unterhaltung blieb die Hauptsache und das Gespräch der jungen Leute bewegte sich um wissenschaftliche und literarische Interessen.

Mehrmals schon hatte der eine oder andere daran erinnert, daß es längst neun Uhr vorüber sei, ohne daß das erwartete Gebäck gebracht wurde; mehrere Flaschen Wein waren bereits geleert und Boll erklärte endlich bei einer neuen Ermahnung, daß er nicht mehr habe thun können, als bestellen, wenn man es jedoch verlange, so wolle er das Dienstmädchen einmal nach den Waffeln schicken.

„Wenn Du nicht bange bist, daß sie die Hälfte unterwegs aufißt,“ meinte Zirik.

„Was sie aufißt, muß sie bezahlen,“ erwiederte Gerhard, indem er die Tischglocke nahm, die Thür öffnete und vor derselben mit aller Macht zu schellen begann.

Auf dies Geläute erschien eine kurze, dicke Person, mit einem häßlichen rothen Gesichte, ziemlich schmutzig im Anzuge und frug, was dem Herrn gefällig sei.

„Katharine,“ sagte Boll, „ich wünschte, daß Sie rasch einmal zu Baster liefen, um zu fragen, ob die Waffeln, die ich bestellt habe, bald fertig sind.“

„Gleich, Herr Boll,“ antwortete die Magd, „aber Sie müssen auch so lange aufpassen, ob geschellt wird, denn die Frau kann nicht von ihrem Stuhle aufstehen.“

„Nicht aufstehen?“ frug Hogenberg ganz erstaunt, „was ist das für eine Hauswirthin, die nicht einmal von ihrem Stuhle aufstehen kann, wenn ihr Miethsmann Gesellschaft hat.“

„Sie ist rheumatisch,“ antwortete Katharine, „und kann keinen Fuß vor den andern setzen.“

„Hauswirthin und rheumatisch!“ rief Galter, „das ist etwas Unerhörtes, wer erlaubt sich nicht alles in unserer Zeit Rheumatismus zu haben.“

„Ich werde rasch einmal nach ihr sehen,“ meinte Zabener, der Candidat der Medicin.

„Laßt es gut sein,“ erwiederte Boll und setzte dann, zu dem Dienstmädchen gewendet, hinzu: „Machen Sie nur, daß Sie fortkommen und laufen Sie rasch. Wenn geklingelt wird, werden wir schon nachsehen.“

Während das Dienstmädchen fortging,

Digitized by Google

sagte von Dohnen scherzhaft zu Voll: „Gerhard muß ein ruhiges Gewissen haben in Bezug auf die Manichäer,“ und Eilar sagte: „Er scheint keine Bären angebunden zu haben.“

„Ich bin nicht reich genug, um solche Bestien zu halten,“ versetzte Voll.

„Als ob man dazu reich sein müßte!“ bemerkte Zirik.

„Man muß Credit dazu haben,“ versetzte Voll, „und wer wird einem armen Theologen Credit geben, dessen Aussichten für die Zukunft auf eine Dorfpfarre gehen, die ihm wenig genug einbringt?“

„Die Schinken und Würste ausgenommen, welche er von den Bauern erhält,“ bemerkte Zirik.

„Dabei fragt es sich aber, ob er Trichinenfurcht hat,“ sagte Eilar, „denn die Bauern geben nichts weg, wenn sie sich nicht von irgend etwas befreien wollen.“

„Still!“ rief nun plötzlich von Dohnen, „ich glaube, da wird geklingelt.“

„Es wird das Dienstmädchen sein,“ meinte Hogenberg.

„Die kann noch nicht zurück sein und hat ja den Hausschlüssel,“ bemerkte Voll.

„Vielleicht ist es der Bäckerjunge mit den Waffeln; wartet, ich will rasch einmal nachsehen,“ sagte Galter und damit eilte er hinaus und die Treppe hinab.

„Wenn er nur keine Albernheiten macht,“ meinte Voll, dem es nur halb recht war.

„Was soll er für Albernheiten beginnen können?“ frug Graf Eilar.

„Er ist nicht zu gut, um die Leute zum Besten zu halten,“ entgegnete Zirik.

„Parbauz!“ rief nun Eilar, „da wird die Hausthür zugeschlagen; Du kannst also ruhig sein, Gerhard, wenn Galter Jemand zum Besten gehalten hat, so hat es jedenfalls nicht lange gedauert.“

„Die Waffeln! flüsterte Galter, von der Treppe her.

„Wenn nur,“ sagte Voll, „die dumme Katharine jetzt nicht —“

„Die zweite Sendung bringt?“ fiel Zabener ein. „Nun, lieber Freund, in diesem Falle beruhige Dich; unser Appetit ist noch gut und wir werden schon sorgen, daß nichts übrig bleibt!“

„Es lebe Galter!“ rief nun von Dohnen, als Galter in diesem Augenblick hereintrat und ein großes grünes Kästchen in den Händen trug. Das Kästchen war viereckig mit einem Schiebedeckel.

„Muß der Ueberbringer den Kasten nicht wieder mitnehmen?“ frug Voll.

„Davon hat er nichts gesagt,“ antwortete Galter, indem er den Kasten mitten auf den Tisch setzte. „Das Ding ist verteufelt schwer und ich glaube wahrhaftig, Du hast zwanzig Pfund Waffeln bestellt.“

„Nun, wir können ja nach Bedürfniß aus dem Kasten nehmen,“ sagte Voll, der inzwischen aufgestanden war und eine Anzahl Teller aus dem Eckschränkchen genommen hatte, die er nun auf den Tisch niedersetzte: „Laßt uns sehen, was Baster geliefert hat;“ und er schob den Deckel auf. Aber noch hatte er dieses nicht zur Hälfte gethan, als ein allgemeiner Schrei der Ueberraschung und acht verschiedene Ausrufe des Erstaunens durch das Zimmer tönten.

Wenn Jemand eine Katze im Bette findet, nachdem er das Licht bereits ausgeblasen hat, oder auf einen Frosch tritt, während er des Abends vergnügt spazieren geht, nichts von dem kann eine Wirkung gehabt haben, welche derjenigen gleichkäme, die bei den acht jungen Leuten hervorgebracht wurde, als sie den Inhalt des Kastens erblickten. In ein wollenes Deckchen gewickelt, befand sich darin nicht mehr und nicht weniger, als ein schlafendes Kind, von dem nur das Gesichtchen sichtbar war.

Viertes Capitel.

Auf den allgemeinen Ausruf der Ueberraschung folgte eine ebenso allgemeine Stille, bei welcher es interessant gewesen wäre, den Ausdruck der verschiedenen Gesichter zu beobachten.

Der von Natur so ruhige und gleichmüthige Gerhard Voll stand bleich wie eine Leiche und starrte das Kind an, während die Hand, mit welcher er den Schiebedeckel festhielt, heftig zitterte. Graf Eilar hatte die Hände über die Brust gefaltet, er sah abwechselnd nach Voll und Galter und stieß von Dohnen mit dem Elbogen an, welcher sich auf die Lippen biß und hinter den Ohren kratzte. Hogenberg rückte die Brille hin und her und die andern sahen mit stummem Erstaunen nach dem seltsamen Inhalt des Kastens, während Zabener allein sein Fach nicht verleugnete und andächtig lauschte, ob das Kind Athem

Digitized by Google

holte. Während er sich über den Kasten beugte, streckte er die rechte Hand aus, als wolle er seine Freunde zum Stillschweigen auffordern.

Acht junge Leute, unter denen sich sieben Studenten befinden, lassen sich übrigens nicht so leicht zu Bildsäulen umwandeln und die ernstliche Stille dauerte denn auch nur einige Minuten. Zirik war der erste, der sie brach.

„Ist dies das erwartete Traktement, Gerhard?“ frug er.

„Das ist ein schlechter Spaß,“ sagte Hogenberg.

„Ein miserabler Schwank, den sie Euch da gespielt haben,“ fügte Galter bei.

Boll wollte etwas sagen, aber sein Auge fiel auf Eilar und von Dohnen und die ersten Blicke, womit diese beiden, seine besten Freunde, ihn ansahen, verblüfften ihn.

„Ihr meint doch nicht,“ frug er mit zitternder Stimme, „daß der Scherz mir gelten soll?“

„Mein bester Freund,“ sagte Eilar, „wer in aller Welt sollte Dir ein solches Geschenk senden, wenn Du gar nichts damit zu thun hättest?“

„Nein, das ist zu arg!“ rief Boll aus, indem er in einen Stuhl sank und das Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

„Fasse Dich, Gerhard,“ sagte Galter in gutmüthigem Tone, „solche Abenteuer können den Besten passiren. Du mußt Dir nichts daraus machen, Du bist der Erste nicht, und wirst auch der Letzte nicht sein, der mit solchem Angedenken belästigt wird, und wir werden wohl ein Mittel finden, um Dich vor böser Nachrede zu bewahren.“

Diese Trostrede mochte wohl gut gemeint sein, sie verfehlte dennoch ihre Wirkung auf Gerhard und diente nur, sein Elend zu vermehren.

„Gerechter Himmel,“ sagte er, die Hände ringend, „was kommt über mein Haupt! Meine Aussichten sind verdorben, meine Zukunft ist vernichtet durch solch einen Scandal! Was hilft es nun, daß ich streng von Sitten und unbescholten von Wandel gewesen bin; muß mich nicht jeder Fremde für einen scheinheiligen Heuchler ansehen, wenn meine treusten Freunde, die mich seit Jahren kennen, übel von mir denken!“

„Hast Du denn wirklich nichts derart auf dem Gewissen?“ frug Eilar.

„Es ist übrigens ein hübsches und gesundes Kind,“ bemerkte Zabener, „dessen sich Niemand zu schämen braucht.“

„Ich gebe Euch mein Wort,“ sagte Boll, während er die Hand, die Eilar ihm entgegenstreckte, krampfhaft drückte, „daß dies Kind unmöglich das meinige sein kann.“

Der Ton, in welchem Gerhard diese Worte sprach, in Verbindung mit der Ueberzeugung, die seine Freunde in Bezug auf die Eingezogenheit seiner Lebensweise hatten, genügte, um ihnen allen Zweifel und Argwohn zu nehmen.

„Ich glaube Dir,“ sagte Eilar, „aber wem soll alsdann das Geschenk gelten?“

„Das ist eine Frage, die nach Artikel dreihundertneunzehn des Code Napoléon nicht beantwortet zu werden braucht,“ murmelte Zirik.

„Wie können wir noch zweifeln!“ frug von Dohnen; „hat Galter es nicht hereingebracht? und würde es wohl ein Fehlgriff sein, wenn wir ihm zu diesem Unterpfande Glück wünschten!“

„Bleibt mir mit Eurer Narrheit vom Leibe,“ entgegnete Galter verdrießlich. „Soll das Geschenk mir gelten, weil ich ganz zufällig die Thür aufgemacht habe, oder haltet Ihr mich für so dumm, daß ich es alsdann selbst geholt haben würde? Freilich könnte ich es auch schon bei mir gehabt haben, als ich hierherkam und trug es wahrscheinlich so lange in der Westentasche verborgen.“

„Es muß doch ein Grund vorhanden sein, warum man es grade hierher besorgt hat,“ sagte Hogenberg.

„Vielleicht weißt Du selbst etwas Näheres, Nachteule?“ unterbrach ihn von Dohnen spottend.

„Auf diese Weise werden wir keinen Schritt weiter kommen,“ begann nun Hogenberg, der bereits Rechtsgelehrter genug war, um einzusehen, daß keine Vermuthungen, sondern nur Nachforschungen auf die Spur führen konnten.

„Wer hat den Kasten gebracht, Galter, und was ist dabei gesagt worden?“

„Das werde ich Euch ganz genau erzählen,“ antwortete Galter; „es wird geklingelt, ich laufe hinunter, öffne die Thür und sehe einen Jungen mir gegenüberstehen, der mir diesen Kasten in die Hände

Digitized by Google

gibt. Ich frage ihn: Sind dies die Waffeln? Er murmelt etwas ganz unverständlich, wie ja, und weg ist er."

„Und wie sah er aus?" frug Hogenberg.

„Das wollen die Präsidenten der Assisen auch immer von den Zeugen wissen, aber ich hoffe, Nachteule, daß, wenn Du jemals ein solcher werden solltest, Du verständiger sein wirst und nicht verlangen, daß man einen Burschen beschreibe, den man kaum gesehen hat. Ich stand innen, er außen, dabei war es stockdunkel und regnete mir grade in das Gesicht! Was kann ich von dem Burschen gesehen haben?"

„Hatte er einen Mantel um oder so etwas?" frug Zirik.

„Warum nicht gar auch einen Hut mit Federn, und einen Gürtel mit Pistolen, wie in den Ritterromanen! Nichts da, er machte mir den Eindruck eines ganz gewöhnlichen Laufburschen, der Ausgänge zu besorgen hat."

„Sollte der Kasten wohl für Deine Hauswirthin bestimmt sein?" richtete von Dohnen die Frage an Boll.

„An die rheumatische Seele, ohne Familie, ohne Verwandte, das kann ich mir nicht denken!" entgegnete Boll.

„Wißt Ihr, was ich vermuthe," sagte Zabener.

„Nun, was denn, laß hören?" riefen einige Stimmen.

„Ich vermuthe," fuhr der angehende Arzt fort, „daß der Mensch, der das arme Würmchen trug, ganz einfach die Absicht hatte, es irgendwo als Findling niederzulegen und als der Bursche hier im Hause Licht erblickte und Stimmen vernahm, kam ihm aus Mitleid der Gedanke, es werde besser sein, das Kind hier abzugeben, als es auf eine nasse Thürschwelle niederzusetzen."

„Es ist nicht unwahrscheinlich," entgegnete Boll, „aber würde es nicht besser sein, lieben Freunde, uns augenblicklich nicht in die Frage zu vertiefen, wie das Kind hierher gekommen ist, sondern uns lieber mit der Frage zu beschäftigen, was wir damit beginnen sollen."

„Was das Gesetz befiehlt," antwortete Hogenberg, „wir müssen es nach der Polizei bringen."

„Wodurch der arme Gerhard die schlimmen Folgen des Scandals zu tragen hätte," meinte Eilar, „nein, das geht nicht."

„Nun, dann ist es besser, das Kind irgendwo auf eine Thürschwelle zu legen," schlug Zirik vor.

„Pfui, schäme Dich!" sagte Eilar, „willst Du das arme Kind umbringen?"

„Weißt Du etwas besseres?" frug Zirik, indem er die Achseln zuckte.

„Aber," fiel Hogenberg ein, „alle Findlinge, von denen man in Büchern liest, haben Briefe bei sich, oder Medaillons, oder Banknoten, oder andere Erkennungszeichen. Sollten wir, bevor wir etwas Weiteres beschließen, nicht untersuchen, ob wir etwas derartiges finden?"

„Nachteule," rief Zabener, „Du bist zum Untersuchungsrichter geboren! Wir wollen sogleich Deinen Rath befolgen, überdies schläft mir das Kind zu fest und ich glaube sicher, daß man ihm einen Schlaftrunk eingegeben hat, um zu verhindern, daß es unterwegs schreie. Ich muß das einmal untersuchen."

Damit nahm er das Kind mit den Decken und Allem aus dem Kästchen, bettete es auf seinen Schoß, und während er andächtig auf den Athem lauschte, begann er es auszukleiden. Aber so vorsichtig er hierbei auch zu Werke ging, das Kind, bei welchem der Schlaftrunk, wenn es einen solchen bekommen hatte, seine Wirkung verlor, erwachte und begann gegen das Auskleiden zu protestiren, anfänglich, indem es ein verdrießliches Gesicht zog und dann durch ein gewaltiges Zetergeschrei.

„O weh, wenn Deine Hauswirthin das nur nicht hört," sagte Galter zu Boll.

„Sie ist ganz taub," antwortete dieser.

„Ich finde noch nichts," sagte Zabener, der inzwischen die wollenen Decken losgemacht hatte, woraus nun das Kind in ganz gewöhnlichem Anzuge, mit einem Mützchen auf dem Köpfchen an den Tag kam. „Wir müssen genauer nachsehen."

In demselben Augenblick, als er damit beginnen wollte, hörte man die Hausthür zuschlagen.

„Da kommt das Dienstmädchen zurück!" rief Boll erbleichend; „schnell, Zabener, verbirg das Kind."

„Sei unbesorgt," sagte Zabener, wickelte rasch das noch immer schreiende Kind wieder in die Decken und legte es im Alkoven auf den Boden nieder, worauf er heraustretend das Geschrei von einem kleinen

Digitized by Google

Kinde nachahmte, ein Kunstgriff, der von allen Uebrigen sogleich verstanden und ebenfalls angewendet wurde, so daß die Magd, als sie mit den Waffeln hereintrat, obgleich bereits genugsam an Studentenlärm und Studentenscherze gewöhnt, sich ganz verwundert umsah.

„Ich konnte sie nicht früher bekommen," rief sie, indem sie sich vergeblich bemühte, sich verständlich zu machen; „die Leute hatten so schrecklich viel zu thun, daß sie mich kaum zu Worte kommen ließen."

„Gut, gut," sagte Boll, „stellen Sie es nur nieder und machen Sie, daß Sie fortkommen."

„Soll ich noch etwas mit fortnehmen?" frug Katharine, mit jener unzeitigen Dienstfertigkeit, die Leute ihres Schlages stets an den Tag legen, wenn man sie nicht verlangt; und sie nahm zu gleicher Zeit drei leere Flaschen in die Hand, um sie in den Alkoven zu stellen.

„Das kann bleiben bis später," sagte Boll, indem er ihr die Flaschen aus der Hand riß; „fort, nur fort!" und er stimmte sogleich wieder in das allgemeine Kindergeschrei ein. Die Magd sah ihn ganz verwundert an, da sie einen solchen entschiedenen Ton bei Herrn Boll nicht gewohnt war; doch folgte sie dem erhaltenen Auftrage und zog ab.

„So," sagte Zabener, indem er das Kind wieder hervorholte, „nun können wir mit der Untersuchung wieder fortfahren."

„Aber gibt es denn kein Mittel, um den Burschen zum Schweigen zu bringen?" frug Galter.

„Doch," antwortete der Mediciner, „Gerhard, hast Du nicht einen reinen, leinenen Lappen, oder ein reines Taschentuch bei der Hand?" und nachdem Boll ihm das Verlangte gegeben hatte, frug er: „Ist nun auch etwas Zucker und ein Glas Wasser zu haben?"

„Du willst das Schäfchen doch nicht erwürgen?" frug Graf Eilar.

Zabener antwortete nur mit einem Lächeln. Er faßte das Taschentuch in der Mitte und drehte es zu einem Propfen, den er mit Zucker füllte und nachdem er ihn in dem Wasserglase angefeuchtet hatte, steckte er ihn in das Mündchen des Kindes. Dieses Unternehmen wurde sogleich mit einem guten Erfolge gekrönt, das Kind schwieg still und begann mit sichtbarem Wohlbehagen an der gezuckerten Leinwand zu saugen.

„Probatum est!" rief Hogenberg.

„Sucht Ihr nun im Zeuge nach irgend einem Document oder Erkennungszeichen," sagte Zabener, „während ich das Murmelthier beruhige."

Die Studenten suchten aufmerksam, kehrten die Decken um und um, befühlten die Kleider nach allen Seiten, aber sie konnten nichts finden.

„Ist das Mützchen nicht gezeichnet?" frug Boll.

Es fand sich nichts.

Eilar meinte, vielleicht sei das Wickelband gezeichnet.

„Es ist ein kritischer Fall," meinte Hogenberg, „indessen müssen wir doch zu einem Beschlusse kommen."

„Es ist schlimm, sehr schlimm!" sagte von Dohnen, „denn wenn wir auch hundertmal schwören, so glaubt uns die böse Welt doch nicht und Boll hat seinen Ruf verloren."

„Aber, was dann? Es muß doch etwas gethan werden."

„Wißt Ihr was?" sagte Galter, während er ein großes Stück von einer Waffel abbrach und in den Mund steckte, „wir müssen das Kind adoptiren!"

„Was sagst Du, Galter?" frug von Dohnen; „es ist sehr unschicklich, mit vollem Mund zu sprechen, Niemand kann verstehen, was Du vorbringst."

„Ich sage," begann Galter wieder, indem er sich ein Glas Wein einschenkte und es leertrank, um den Bissen hinabzuspülen: „ich sage, daß wir das Kind adoptiren müssen."

„Ja, wahrhaftig, das ist ein guter Gedanke," rief Eilar aus; „es lebe Galter, der ihn ausspricht; auch ich dachte daran, aber ich wagte nicht, es vorzuschlagen."

„Es ist uns zugesendet, ich weiß nicht, durch wen," sagte von Dohnen, „aber es ist eine Schickung der Vorsehung und wir müssen annehmen, was sie uns anvertraut."

„So ist es recht," sagte Hogenberg, „wir müssen allesammt Pathen des Kindes werden."

„Seine Väter," entgegnete Eilar.

„Meinetwegen, seine Väter," versetzte Hogenberg, „obgleich es eine Vaterschaft ist, zu welcher wir auf eine sehr unschuldige Weise gelangen."

„Aber sind wir auch alle darüber einig?" frug Eilar, „damit später keiner von uns zurücktritt."

„Ja, Alle, Alle!" riefen die Anwesenden und erhoben ihre Hände in edelmüthiger Wärme.

„Einen Augenblick," sagte Boll, nachdem er sich mit Mühe Gehör verschafft hatte. „Wir sind zwar alle einig, aber wir müssen auch wissen, wozu wir uns verbinden. Seid Ihr alle bereit, wie ich," fuhr er in gehobenem Tone fort, „für dies Kind so wie für unser eig'nes zu sorgen, es aufzuziehen, bis es im Stande ist, sich selbst sein Brot zu verdienen, und dazu jährlich die nöthigen Opfer zu bringen?"

„Ja, Alle, Alle!" wiederholten sie, wie aus einem Munde.

„Aber jeder nach seinem Vermögen," setzte Eilar hinzu, „es würde nicht nach Billigkeit gehandelt sein, wenn Reich und Arm gleich viel geben sollte."

Das Gefühl, welches ihm diese Worte eingegeben hatte, machte ihm Ehre und doch erröthete er, in der Besorgniß, sich nicht mit dem rechten Zartgefühle ausgedrückt zu haben.

„Nun," sagte Zirik, indem er lachte, „das Kind wird in den ersten Jahren nicht viel kosten, so daß Jeder wohl noch das Nothwendige aufbringen kann und später will ich gerne für diejenigen einstehen, denen es schwer fallen möchte."

„Das ist großherzig gesprochen," sagte von Dohnen, und Zabener meinte: „Es wird sich schon alles finden; ich werde unserem Pflegesohn Pillen und Tränkchen umsonst verschreiben, Hogenberg wird ihm Lateinisch und Griechisch lehren, Galter das Hornblasen, und so werden alle Gestirne dazu beitragen, ihn so weit zu bringen, daß er später einmal mit Anstand am Sternenhimmel glänzen kann."

Alle lachten über diesen Scherz und auf Galter's Vorschlag tranken sie das Wohl des Findlings.

Hierauf machte Boll den Vorschlag, daß der Komet Bleich die Verpflichtung für das angenommene Kind nicht mit übernehmen solle, wogegen dieser jedoch lebhaft protestirte und sich bereit erklärte, ebenfalls sein Theil zu übernehmen.

Nun aber stellte sich die Nothwendigkeit heraus, dem Kinde eine Amme zu besorgen, und es entstand hierdurch abermals eine neue Schwierigkeit, welche viele Vorschläge und manchen harmlosen Scherz hervorrief. Endlich erklärte Zabener, daß er eine Person wisse, die das Kind wohl in Pflege und Nahrung nehmen werde.

„Und wer ist dies?" war die allgemeine Frage.

„Still," erwiederte der Medicus mit einer abweisenden Geberde, „es ist eine frische gesunde Person, damit basta."

„Aber wir müssen doch wissen, wo unser Pflegekind bleibt," sagte von Dohnen.

„Zuerst muß ich wissen, ob sie will," antwortete Zabener, „und namentlich, welches Gebot ich ihr machen kann, denn jedenfalls können die Unterhandlungen nur bei contanter Zahlung geführt werden."

„Was wird also nothwendig sein?" frug Zirik.

„Mir scheint, wir müssen dem Arzt Vollmacht geben," sagte Hogenberg.

„Das ist gut," rief von Dohnen, „lassen wir dem Zabener freie Hand und sorgen wir dann später, daß das Geld zusammenkommt."

„Ausgezeichnet! sehr gut!" riefen die Uebrigen.

„Ihr seid nicht recht klug!" rief Zabener als Antwort auf ihr Vertrauensvotum; „seht Ihr denn nicht ein, daß augenblicklich Geld gezahlt werden muß, oder denkt ihr, es würde irgend Jemand den Jungen auf Credit in's Haus nehmen?"

„Nun gut, so schieße vor, was nothwendig ist," meinte Zirik.

Zabener legte das ruhig schlafende Kind wieder in den Kasten zurück und sah den letzten Sprecher eine Weile mit dem allerdrolligsten Ausdruck in das Gesicht, dann holte er ein altes, sehr ruinirtes Geldbeutelchen hervor und schüttete dessen Inhalt auf seine Hand.

„Hier," sagte er, „ist ein Thaler, ein Achtgroschenstück, zwei Fünfgroschenstücke, vier zwei und ein halb, zwei Groschen und ein Pfennig mit einem Loch, und damit muß ich auskommen, bis mein Alter es für gut findet, mir wieder etwas zu senden. Wollt Ihr mir nun mittheilen, wie ich damit eine Amme bezahlen und deren habgierige Mutter zufrieden stellen soll? Ich wiederhole darum, daß ich baares Geld und mindestens zwanzig Thaler haben muß, um die Sache in Angriff zu nehmen."

Digitized by Google

„Dann werden wir die Casse der Gesellschaft angreifen müssen," meinte Zirik.

„Unsere Casse!" rief Graf Eilar, „unser Heiligthum! Nichts da. Jeder greife in seine Tasche und sehe, was er opfern kann. Hier ist der Hut unseres würdigen Kometen und unser Gast soll die Ehre haben, das erste Opfer hineinzuwerfen."

Damit hielt er dem Herrn Bleich den Hut vor und dieser, welcher sich vor den Studenten nicht knickerig zeigen wollte, warf drei Ducaten hinein.

„Bravo!" rief Eilar, „auf diese Weise kommen wir zum Ziele. Nun kommt der reiche Residenzler."

„Nach Ihnen, Herr Graf," sagte Zirik scherzend. Eilar griff in seine Tasche und indem er eine Anzahl Münzstücke in den Hut warf, sagte er: „Das ist evangelisch gehandelt, denn ich will nie mehr einen Tropfen trinken, wenn meine rechte Hand weiß, was meine linke Hand gegeben hat."

„Das ist leicht gethan, wenn man nur in's Volle zu greifen braucht," sagte Zirik, während er nicht ohne Ostentation seine Börse öffnete, zwei Ducaten herausnahm und dieselben ein Stück nach dem andern in den Hut fallen ließ. Was die übrigen Freunde jeder für sich gaben, ist uns nicht bekannt geworden, aber als die Collecte abgelaufen war, zeigte es sich, daß über dreißig Thaler eingekommen waren, mit welcher Summe Zabener versicherte, die Herzen der hartfühlendsten Ammen und der geizigsten alten Weiber der Stadt zu Wachs machen zu können.

„Und wann willst Du nun die Sache in Ordnung bringen?" frug Galter.

„Nun, sofort," antwortete Zabener, „das Kind kann doch nicht hier bleiben. Ein Punkt muß jedoch vorher noch festgestellt werden, nämlich zu wissen, welchen Namen der Junge haben soll."

„Nun, mir scheint, er muß unser Aller Namen haben," sagte Eilar.

„Um die Sache sofort bekannt zu machen?" frug von Dohnen; „sehr fein überlegt!"

„Wir wollen ihn Gerhard nennen," sagte Zirik, „er ist unserem Freunde Boll in's Haus gebracht und der hat das meiste Recht an ihn."

„Nein, das hat Fritz," bemerkte Hogenberg, indem er auf Galter deutete, „der hat ihm zuerst seine Vaterarme geöffnet."

„Dummes Zeug," sagte Boll, „weder Galter noch ich fragen etwas nach der Ehre, die ihr uns zudenkt. Ich mache den Vorschlag ihn einfach Hans zu nennen."

„Angenommen!" riefen Alle, „Hans, ja Hans ist ein guter Name."

„Aber sein Zuname, er muß doch einen Zunamen haben?" sagte Eilar.

„Davon kann ich die Nothwendigkeit nicht einsehen," meinte Zirik. „Doch! doch!" sagte von Dohnen, „einen Zunamen muß er haben und um ihm einen solchen zu geben, der ganz unbefangen klingt und uns doch stets an das Band erinnert, welches uns untereinander mit dem Kinde verbindet, schlage ich vor, ihn Hans Siebenstern zu nennen."

„Ist das nicht etwas gewagt?" frug Boll, indem er das Haupt schüttelte.

„Ach was! es muß etwas gewagt werden," rief Eilar, „ich finde den Gedanken glänzend."

„Siebenstern also," wiederholte Hogenberg, „der Junge wird sicher dereinst ein großer Astronom."

„Daran zweifle ich sehr," sagte ganz ruhig Zabener, der inzwischen nochmals die Kleider des Kindes untersucht hatte, um einen Beweis seiner Herkunft zu finden.

„Und warum, Medicus?" frugen einige Stimmen.

„Ihr seid mit Euren Plänen und Entwürfen etwas voreilig gewesen," entgegnete Zabener, „denn von hinten besehen —"

„Nun?" riefen Alle.

„Ist das Kind ein Mädchen!" sagte Zabener trocken.

Auf diese Mittheilung folgte etwas Gelächter und darauf eine kurze Stille.

„Aber dann taucht ja der Name Hans nicht," bemerkte Eilar.

„Nicht ganz," sagte Zirik.

„Das ist schade," meinte von Dohnen.

„Wie soll man nun den Namen umändern?" frug Hogenberg.

„Ganz einfach," entgegnete Boll, „wir nennen das Kind Hänschen, das ist ein recht guter Frauenname."

„Warum nicht gar!" rief Zirik.

„Laßt uns dabei bleiben," sagte Eilar, „wenn es auch etwas seltsam klingt."

„Dieser Punkt bleibt also festgestellt?" frug Zabener und sah alle Anwesenden der

Digitized by Google

Reihe nach an, von denen allerdings einige mit der seltsamen Benennung nicht ganz einverstanden zu sein schienen.

„Es ist gut," setzte er dann hinzu; „und nun gib mir ein Blatt Papier und eine Feder, Gerhard."

„Was willst Du damit?" frug Voll, indem er das Verlangte brachte. Zabener hielt es für überflüssig zu antworten, er legte das Blatt vor sich und schrieb oder zeichnete mit großen Buchstaben, „Hänschen Siebenstern." Dann sagte er: „Ich habe meinen Plan gemacht und hoffe, daß Ihr mir in dieser zarten Angelegenheit vollkommen freie Hand laßt, um dieselbe so zu ordnen, wie es für uns und das Kind am zweckmäßigsten ist. Nun aber will ich nicht länger zögern, sonst komme ich vor verschlossene Thüre. Ihr bleibt doch hier zusammen, bis ich zurückkomme?"

„Für den Fall, daß Du nicht zu lange ausbleibst," entgegnete Zirik.

„Das wird von Umständen abhängen," erwiederte Zabener, „inzwischen gebe ich Euch den Rath, in Anbetracht, daß ich Euch zu Liebe Durst leiden muß, Euch so nüchtern zu verhalten, wie es den vollen Flaschen gegenüber möglich ist. Und Du, kleines Fräulein," fuhr er fort, indem er das Kind komisch ansah, „halte Dich hübsch ruhig und bringe den Leuten keine schlechte Meinung von Deiner Erziehung bei, indem Du auf der Straße große Arien singst. — Ich werde Deinen Mantel umnehmen, Galter, damit mich nicht die Leute für einen Gepäckträger halten."

Damit hatte er das Kind wieder in den Kasten gelegt und den Deckel geschlossen, in welchen vorher einige Luftlöcher geschnitten wurden. Nachdem er seine Freunde scherzhaft grüßte, verließ er das Zimmer, stieg die Treppe hinab und ging zum Hause hinaus.

Fünftes Capitel.

Wäre die Geschichte, die wir zu erzählen begonnen haben, unsere eigene Erfindung, so würden wir es vielleicht für zweckmäßig erachten, den Leser beim Beginn dieses Capitels um Entschuldigung zu bitten, daß wir ihn in Verhältnisse und Lebenskreise einführen, die man sonst in Romanen nicht zu finden gewohnt ist. So aber beschränken wir uns darauf, zu versichern, daß wir in den Hauptpunkten den Originalmittheilungen über die Lebensschicksale Hänschen Siebenstern's getreulich folgen und daher nicht umhin können, der Heldin unserer Geschichte auch dann zu folgen, wenn sie durch Zufall oder Schicksal unter Menschen geräth, die zwar ebenso gut wie alle anderen ihre Eigenthümlichkeiten und charakteristischen Kennzeichen haben — welche zu schildern ja eben die Aufgabe des Schriftstellers ist — die aber auch andererseits ohne irgend welchen verklärenden Schimmer der Poesie vor uns hintreten.

Zabener war genöthigt, sich durch ein entsetzliches, aus Wind und Regen gemischtes Wetter hindurchzuarbeiten, was allerdings auf der andern Seite ihm den Trost bot, daß er nicht viel Menschen begegnen werde, und im Falle, daß das Kind wirklich seine Lunge prüfen wolle, es doch schwerlich den Lärm der Elemente übertönen würde. So schritt er durch eine Reihe von Gassen und Gäßchen hindurch, bis er endlich nach demjenigen Theil der Stadt gelangte, wohin sonst gewöhnlich die Studenten und überhaupt der gebildetere Theil der Bewohner selten kamen. Ihm, dem angehenden Arzte, war diese Gegend allerdings schon bekannter, denn mehrmals schon war er diesem oder jenem Professor oder Arzte in die Wohnungen armer Menschen gefolgt, um dort Beobachtungen anzustellen. Auch in der Wohnung, die er jetzt aufsuchte, war er früher öfter gewesen und nur die Dunkelheit, in Verbindung mit dem fürchterlichen Unwetter, ließ ihn einen Augenblick zögern, um die rechte Thür nicht zu verfehlen.

Nachdem er mehrmals verschiedene Eingänge mit einander verglichen hatte, sagte er endlich zu sich selbst: Hier ist es, ich erkenne die abgebrochene Thürklinke und auch das Fenster läßt keinen Zweifel! Und nun begann er leise, aber anhaltend mit seinem Stocke an die Scheiben zu klopfen. Leute, von dem Schlage der Bewohner dieses Häuschens werden nicht so leicht durch ein kleines Geräusch aus ihrem ersten Schlafe geweckt; hier jedoch waltete ein günstiger Umstand vor, auf welchen Zabener einigermaßen rechnen konnte: es befanden sich nämlich kleine Kinder im Hause und eine Frau, die Mutter ist, wird im-

Digitized by Google

mer schneller wach, als eine andere. So war es auch hier der Fall.

Zabener hörte zuerst eine Bewegung und dann eine Frauenstimme, welche deutlich rief: „Vater, Vater, hier ist Jemand.“

Darauf folgte ein dumpfes Gemurmel und Gebrumm und endlich das schlürfende Geräusch von Pantoffeln.

„Wer ist da?“ rief eine dumpfe Baßstimme von innen.

„Gut Freund!“ antwortete Zabener.

„Wer ist der gut Freund?“ entgegnete die Stimme.

„Macht nur auf,“ rief unser Student, der nicht gern wollte, daß sein Name diesem oder jenem Nachbar in die Ohren klang, „ich muß Frau Lammert sprechen; es gibt etwas zu verdienen.“

Es schien, als ob diese Worte Zauberkraft besaßen, denn sie bewirkten, daß sofort ein Licht angezündet und bald darauf die Thür geöffnet wurde, so daß der Mann des Hauses unserm Studenten gegenüber stand.

„Kennt Ihr mich nicht?“ frug dieser und setzte flüsternd hinzu, indem er den Mund an das Ohr des Alten brachte: „Ich bin Zabener.“

„Kommen Sie herein, Herr Doctor,“ sagte der Mann. Mit raschem Tritt schritt Zabener in das Haus und als der Mann die Hausthür geschlossen hatte, folgte er ihm sofort in die Wohnung.

Eine ausführliche Beschreibung der Localität wird wohl Niemand von uns fordern. Die Wohnung glich den meisten dieser Art, aber obgleich kein Wohlstand darin herrschte, so waren doch auch keine Zeichen von Armuth vorhanden. Das sehr einfache Mobiliar war gut erhalten und aus jeder der beiden Bettstellen blickte eine Frau mit offenem Mund und verwunderten Augen den späten Besucher an.

Die eine Frau war Gertrud Lammert, die Gattin des Hausherrn, eine dicke und trotz ihrer sechzig Jahre noch kräftige und gesunde Person, die außer dem, was sie mit Näharbeiten verdiente, hier und da als Krankenwärterin auch außer dem Hause ihren Antheil für die Lebensbedürfnisse zusammenbrachte. Jetzt füllte sie seit ungefähr drei Jahren die Stelle einer Kinderwärterin bei ihrer einzigen Tochter aus, der Bewohnerin der anderen Bettstelle.

Diese, welche noch immer auf den Namen Marie Lammert hörte, war ein hübsches Geschöpf von fünfunddreißig Jahren; sie hatte ein jugendliches Aussehen bewahrt, ein lebendiges Auge, schöne weiße Zähne, und ein gewisses Etwas in ihren Manieren, was nichts weniger als abschreckend auf Personen des anderen Geschlechts wirkte. Trotz diesen Vorzügen hatte sie sich bis jetzt noch nicht in das Ehejoch begeben, entweder, weil noch Niemand sie zur Ehe begehrt hatte, was wir jedoch kaum glauben können, vielleicht auch, weil sie traurige Beispiele von trunk- und zanksüchtigen Ehemännern von Jugend auf um sich sah, oder auch, weil überhaupt die Freier aus ihrem Stande ihr zu roh, zu dumm und zu sehr unter ihrem eigenen Wesen erschienen, etwas was leicht eintritt, wenn solche Mädchen zu früh mit jungen Leuten bekannt werden, die feine weiße Hände, zierlich gepflegte Bärte und angenehme Manieren haben. Für solche junge Leute hatte Mariechen Lammert leider von jeher ein all zu offenes Ohr gehabt und ihr Herz hatte sie zu mancher Unvorsichtigkeit verleitet, wovon sprechende, zum Theil auch erst schreiende Folgen zurückgeblieben waren. Eine hiervon, ein Töchterchen von ungefähr acht Jahren, lag mit blühendem Gesichte schlafend an ihrer Seite, das zweite Resultat von Mariechens allzugroßer Gutmüthigkeit war vor ein paar Jahren an der Bräune gestorben und das Dritte war ein kleiner Junge von neun Monaten, dessen Wiege neben ihrer Bettstelle stand.

Obschon Christian Lammert und seine Frau sehr gern Romane und Comödienstücke lasen und oft genug das Theater besuchten, wenn Stücke gegeben wurden, in denen betrogene Mädchen vorkamen, so waren sie doch viel zu verständig, um sich die Eltern in jenen Trauerspielen zum Vorbild zu nehmen und großes Geschrei zu machen über Dinge, die doch einmal nicht zu ändern waren, oder gar wahnsinnig darüber zu werden. Was das Gerede der Nachbarn betraf, so brauchten sie sich daran nicht viel zu kehren, weil solche kleine Unglücksfälle, wie sie bei ihnen vorfielen, auch bei den Andern nicht selten waren; auch trösteten sie sich damit, daß kein Unglück geschieht, ohne daß irgend ein glücklicher Umstand dabei vorkommt und bis heute war Marie in ihren Liebesangelegenheiten klug genug gewesen, um der Haushaltung

noch immer einen Vortheil daraus erwachsen zu lassen. Sie wußte ihre Liebhaber nach Zeit und Umständen zu behandeln und an die Stelle der süßen Liebesbetheurungen waren zur rechten Zeit ernsthafte Ermahnungen, strenge Warnungen und wenn diese nichts fruchteten, sehr deutliche und bestimmte Hindeutungen auf einen öffentlichen Scandal gefolgt; was dann sehr geeignet war, das Herz zu rühren und die Börse zu öffnen.

„Kennt Ihr mich nicht mehr?“ frug Zabener die verwunderten Frauen, indem er Mantel und Mütze triefend naß abnahm und das Kästchen auf den Tisch setzte.

„Herr, meine Zeit! Herr Zabener,“ riefen Beide wie aus einem Munde.

„Haben Sie meine Hilfe nöthig?“ frug Mutter Lammert, indem sie nach ihren Röcken griff, die am Fußende des Bettes lagen.

„Ja und nein,“ antwortete unser Student, „aber eigentlich geht mein Auftrag an Marie.“

„Willst Du nicht etwas Feuer anmachen, Drude?“ frug der Mann, der noch immer halb angekleidet, mit der Lampe in der Hand, inmitten der Stube stand; „Herr Doctor Zabener ist tüchtig naß und wird sich wohl ein wenig trocknen wollen.“

„Keine Umstände,“ sagte Zabener mit ablehnender Bewegung, „ich habe nicht lange Zeit.“

„Ich werde gleich aufstehen,“ meinte Gertrud.

„Das ist gar nicht nöthig,“ entgegnete Zabener, „ich bleibe nicht lange; ich wollte Marie fragen — “

„Zünde doch noch ein Licht an, Christian,“ rief Gertrud, „und gib dem Herrn Zabener einen Schluck Branntwein; zieh aber auch Deine Strümpfe an, Mann.“

„Hören Sie zu, Marie,“ sagte Zabener, während Christian Lammert den Befehlen seiner Frau Folge leistete; „Sie haben mich schon öfter gefragt, ob ich Sie nicht recommandiren wollte, wenn einmal ein guter Ammendienst aufkäme.“

„Haben Sie einen Ammendienst für mich?“ frug Marie, indem sie mehr aus Gewohnheit wie aus Bedürfniß die Hand aus dem Bette streckte und die Wiege in Bewegung setzte.

„Den habe ich,“ antwortete Zabener.

„Ist es bei reichen Leuten?“ frug Gertrud.

„Es ist nicht grade das, was Ihr Euch vorstellt,“ entgegnete Zabener, „es handelt sich nicht um einen Dienst außerhalb des Hauses, sondern um ein Kind, das man bei Euch unterbringen will.“

„Ich hätte lieber einen Ammendienst bei reichen Leuten angenommen,“ sagte Marie, indem sie verdrießlich aussah.

„Mir scheint, zwei Kinder im Hause ist mehr als genug,“ sagte Gertrud.

„Das ist alles möglich,“ versetzte Zabener, „aber ich denke, ob Ihr das Geld hier im Hause verdient, oder auswärts, wird auf eins herauskommen.“

„Ja, das bringt auch etwas, so ein untergebrachtes Kind,“ meinte Marie.

„Ich kann mir denken,“ entgegnete Zabener, indem er einen Schluck von dem Branntwein nahm, den ihm Lammert anbot, „daß Sie lieber unter vornehmen Leuten wohnen und sorgfältig bedient werden möchten, aber es ist augenblicklich nichts dieser Art offen und ein Vogel in der Hand, ist besser als zehn auf dem Dache. Ueberdies soll es Ihr Schaden nicht sein und der Ihrer Mutter auch nicht.“

Gertrud Lammert hatte bereits bei sich selber überlegt, daß ein Ammendienst außer dem Hause wohl für ihre Tochter vortheilhafter sein würde, während ein in das Haus genommenes Kind dem ganzen Haushalte zum Vortheil gereichte und die letzten Worte des Studenten brachten ihre Ueberlegung zum Entschluß.

„Herr Zabener hat ganz recht!“ sagte sie; „aber Sie kommen so bei Nacht und Unzeit in's Haus, das hat gewiß seine Ursache; ist die Sache denn so eilig, und muß das Kind vielleicht sogleich hierher geholt werden?“

„Das ist nicht nothwendig,“ antwortete Zabener, „es ist schon hier.“

Und damit ging er nach dem Tische, öffnete den Deckel des Kastens und brachte die Heldin unserer Erzählung an den Tag.

„Herr des Himmels!“ riefen Mutter und Tochter wie aus einem Munde, während Christian die Pfeife, welche er eben anzünden wollte, auf den Boden fallen ließ, daß sie zerbrach.

Während unser Medicus das Kind zu Marie brachte und es in ihre Arme legte, sagte er: „Das arme Schäfchen wird wohl Hunger haben oder Durst, wie man's nehmen will.“

Digitized by Google

Mit einer Aufwallung von Gefühl, die für diesesmal alle kalte Berechnung und Ueberlegung überwand und ihrem Herzen Ehre machte, drückte Marie einen Kuß auf des erwachten Kindes kleine Wange und legte es an ihre Brust.

Die Ueberraschung war auch für Frau Lammert keine geringe gewesen und in einem Umsehen hatte sie Strümpfe und Unterrock angezogen und stand mit dem Lichte in der Hand neben der Bettstelle ihrer Tochter.

„Wie es ihm schmeckt," sagte sie.

„Es ist eine Sie," verbesserte Zabener, „und nun frage ich kurz und gut, ob Marie ihren eigenen Jungen, der schon alt genug ist, abgewöhnen und dem Kinde als Amme dienen will?"

„Von wem ist das Kind?" frug Gertrud.

„Das gehört für den Augenblick nicht hierher," antwortete Zabener, „von mir ist es jedenfalls nicht; die es hierher senden, sind nicht reich, aber doch hinlänglich im Stande, ein anständiges Kostgeld zu zahlen. Wollt Ihr mir nun sagen, was Ihr wöchentlich braucht, um das Kind mit allem Nöthigen zu versehen."

„Ja, darüber müssen wir doch erst mit einander sprechen," meinte die vorsichtige Frau Gertrud, „man muß doch zuvor wissen, woher und was."

„Nun," sagte Zabener, „es sind noch mehr Ammen in der Stadt zu finden außer Ihrer Tochter, und ich glaubte Euch einen Dienst zu erzeigen, wenn ich Marie den Vorzug gab. Ich muß diese Nacht noch wissen, ob es hier bleibt oder nicht; so viel kann ich nur sagen, daß das Kind für einige Jahre bei Euch bleiben soll, wenn man mit Eurer Behandlung zufrieden ist, und ein festes Einkommen ist keine Sache, die man so leicht von der Hand weist."

„Ei was," entgegnete Gertrud, „Sie werden das arme Würmchen doch nicht wieder mitnehmen wollen, es ist wahrhaftig ein Wunder, daß es in dem Kasten nicht erstickt ist und ich kann nicht zugeben, daß es auf solche Manier wieder aus dem Hause gebracht wird."

„Das ist mir lieb," sagte Zabener, „ich sehe mit Vergnügen, daß Sie etwas auf das Kind halten und das beruhigt mich über die Frage, wie Ihr es versorgen werdet. Aber nun stellt Eure Forderung. Ihr wißt so gut wie ich, was man in solchen Fällen gewöhnlich bezahlt."

„Gewöhnlich!" wiederholte Gertrud, „aber das ist, wie mir scheint, kein gewöhnlicher Fall; im Gegentheil, es ist etwas ganz ungewöhnliches, daß einem ein Kind mitten in der Nacht in's Haus gebracht wird, ohne daß man erfahren soll, wer Vater oder Mutter ist. Da steckt mehr dahinter und bevor man sich auf so etwas einläßt, muß man wissen, ob man sich damit keinen Schaden thut und die Hände nicht verbrennt."

Zabener hatte im Voraus gewußt, daß Gertrud die Hauptperson sein würde, womit er zu unterhandeln hatte und er sah ein, daß es ihm wenig helfen werde und für die Zukunft sein Verhältniß zu der Familie sogar gefährden könne, wenn er sich einfallen ließ, ihr ein Märchen aufzubinden. Darum hielt er es für das Beste, die Wahrheit, oder doch wenigstens einen Theil derselben, zu erzählen. Am Schlusse seiner Mittheilung sagte er: „Die Frage bleibt nun, ob Sie das Würmchen gegen anständige Vergütung annehmen wollen oder nicht, wenn nicht, so bringe ich es einfach nach dem Polizeicommissär, denn Ihr begreift wohl, daß ich nicht länger in der Stadt umherlaufen kann, um eine Amme dafür zu suchen."

Der Ton, in welchem Zabener gesprochen hatte, trug so sehr das Merkmal der Wahrheit, daß selbst die mißtrauische Frau Lammert davon überzeugt wurde.

„Gott bewahre uns," rief sie, „das liebe unschuldige Blut nach dem Polizeicommissarius bringen, damit es an eine Hospitalamme kommt! Das sind die rechten! Nein, Marie wird es hier behalten, nicht wahr, Marie?"

„Ja wohl," antwortete Marie, indem sie mit dem Kopfe nickte, und dann fuhr sie im Ton gekränkten Selbstgefühls fort: „Es sind m e i n e Angelegenheiten, ob ich das Kind behalten will oder nicht, da haben sich Andere nicht hereinzumischen."

„Deine Angelegenheiten?" rief die erboste Mutter, „ich dächte doch, das wäre meine Wohnung und wenn man ein Kind hierherbringt, so steht es bei mir, ob es hierbleiben soll oder nicht."

„Gut denn, so gib Du dem Kinde nur auch die Brust, Mutter," entgegnete heftig Marie.

Digitized by Google

„Still, erzürnt Euch nicht, das bringt Nachtheil für die Gesundheit," sagte Zabener; „mir ist es gleich, wer das Geld bekommt, das könnt Ihr später untereinander ausmachen; erst feststellen, wie viel ich bezahlen muß."

„Nun," meinte Gertrud, „wenn Sie z. B. drei Thaler in der Woche geben würden."

„Im Monat, meinen Sie?" entgegnete Zabener.

„Nein, ich weiß wohl, was ich sage," versetzte Gertrud, „bedenken Sie nur, was die reichen Leute oft für eine Amme bezahlen und dabei hat sie noch freie Kost und Wohnung."

„Ja, aber wir sind keine reichen Leute," bemerkte der Student.

„Ach was, Sie sind so viele, daß sie das gemächlich aufbringen können," rief die Frau.

„Darin sind wir sehr verschiedener Ansicht," entgegnete Zabener, „aber wenn es sich nur um ein paar Monate handelte, sollte es uns nicht darauf ankommen, Ihr dürft nicht vergessen, daß wir gleich auf mehrere Jahre Accord machen wollen."

„Wenn wir das Kind kleiden und nähren sollen," entgegnete Gertrud, „muß es noch mehr kosten."

„Hören Sie," begann nun Zabener, „ich habe keine Lust bis morgen früh hier mit Euch zu handeln, ich gebe zwanzig Thaler in die Hand und will dafür sorgen, daß Ihr jedes Vierteljahr fünfundzwanzig Thaler Kostgeld erhaltet. Ueber Extraausgaben werden wir später sprechen. Sagt Euch das Gebot zu oder nicht?"

„Machen Sie dreißig Thaler daraus," sagte Gertrud.

„Keinen Pfennig mehr," erwiederte Zabener, „und nun beschlaft Euch die Sache, ich komme morgen früh wieder, um zu hören, wie es der Kleinen geht und ob ich sie wieder mitnehmen muß oder hierlassen kann."

„Wieder mitnehmen?" versetzte Gertrud, „das wird hoffentlich nicht geschehen."

Marie sagte nichts, aber sie drückte das Kind an ihr Herz, als wollte sie zu erkennen geben, daß sie bereits zu viel davon halte, um es wieder herzugeben.

„Das soll mir lieb sein," entgegnete Zabener, „und nun, wie gesagt, morgen früh bin ich bei Zeiten wieder hier. Und dann noch etwas: Ihr wechselt mit Niemand ein Wort über diese Angelegenheit, bevor ich wieder hier war."

„Das versteht sich, wofür halten Sie uns?"

„Damit wäre die Sache abgethan," sagte noch Zabener, während er seine Cigarrentasche hervorholte und die Hand nach dem Lichte ausstreckte, welches der alte Lammert ihm anbot. Hierauf sagte er: „Hier, Freund Lammert, wollen Sie nicht auch eine Cigarre, um den Verlust Ihrer Pfeife zu verschmerzen?"

„Danke schönstens," antwortete Lammert, indem er die Cigarre nahm und sie von allen Seiten besah und beroch, „wenn ich sie aufheben darf, so will ich sie lieber am Sonntag rauchen."

„Wie Sie wollen," sagte Zabener, „aber nun werden Sie wohl alle wieder nach ihren Betten verlangen. Nun, ich wünsche allerseits wohl zu schlafen!"

„Gute Nacht, Herr Zabener!" klang es aus drei Kehlen, während unser Medicus, der sich wieder in Galter's Almaviva gewickelt und die Mütze tief in das Gesicht gedrückt hatte, zur Thür hinauseilte und mit leichterem Herzen und rascheren Schritten, als er gekommen war, nach Boll's Wohnung zurückeilte.

Während der Abwesenheit Zabener's war dort der Freundeskreis in eine Art von unangenehme Stimmung gerathen. Vergebens waren verschiedene Themen der Unterhaltung aufgeworfen worden, der merkwürdige Zwischenfall und die neugierige Erwartung auf die Rückkehr des Arztes störte jede Art von Unterhaltung. Endlich vernahm Graf Eilar die Zurückkunft des sehnsüchtig erwarteten Zabener und ein allgemeiner Ausruf der Freude begrüßte dessen Erscheinen. Kaum ließ man ihm Zeit, sich ein wenig zu trocknen und zu wärmen, und kaum gelang es der Vermittlung des gutmüthigen Boll, ihm ein Glas Wein und etwas Ruhe zu verschaffen, bis er endlich zur Mittheilung von dem Verlauf seiner Sendung Zeit und Athem fand.

„Die Sache ist also so gut wie geordnet," sagte von Dohnen, als Zabener seine Mittheilung beendet hatte.

„Bis auf die Geldfrage," antwortete dieser, „die hoffentlich nicht viel Schwierigkeiten machen wird."

„Mit Verlaub," erwiederte Hogenberg,

Digitized by Google

„es ist noch ein Punkt, der geregelt werden muß und der nach meiner Ansicht die größte Mühe verursachen dürfte. Die Anmeldung des Kindes!"

„Daran habe ich auch schon gedacht," sagte Zirik, „das kann Umstände geben und wir müssen sorgen, daß wir in keine Strafe verfallen."

„Was Strafe!" rief Zabener, „Ihr Juristen müßt es ja wissen, was das Gesetz in einem solchen Falle verlangt und was wir demnach zu thun und zu lassen haben."

„Allerdings weiß ich es," entgegnete Hogenberg; „wer ein Kind findet, hat sofort die Anzeige davon zu machen, es sei denn, daß er beabsichtigt, dasselbe zu adoptiren, in welchem Falle er diese Erklärung der Behörde zu machen hat."

„Träumst Du denn, Nachteule?" frug von Dohnen, „wollen wir denn eine solche Erklärung öffentlich geben? Wäre es nicht darum zu thun gewesen, alles Aufsehen zu vermeiden, so konnten wir das Kind sofort abliefern und dafür sorgen lassen, wer da wollte."

„Du verstehst mich unrichtig," erwiederte Hogenberg, „es ist nicht meine Meinung, daß wir irgend etwas selbst erklären sollen, aber der Hammel — "

„Lammert," verbesserte Zabener.

„Es kommt nicht darauf an," fuhr Hogenberg fort; „der Lammert also, muß auf die Polizei gehen und die Erklärung abgeben, daß er das Kind gefunden hat und für dasselbe sorgen will."

„Schön ausgedacht," sagte Eilar, „ich habe nur zwei Einwände dagegen."

„Und die wären?" frug Hogenberg.

„Erstens, daß es die Frage ist, ob Lammert diese Erklärung wird thun wollen und zweitens, daß man auf der Polizei doch vielleicht neugierig sein könnte, der Sache näher auf den Grund zu kommen und auf diese Weise käme dann am Ende Alles heraus."

„Es hängt eben alles davon ab," versetzte Hogenberg, „ob der Sammels — "

„Lammert!" schrie Zabener.

„Nun ja, ob der Lammert," sagte sehr ruhig Hogenberg, „klug genug ist, um alles so auszuführen, wie wir es ihm angeben."

„Dafür kann ich freilich nicht einstehen," erwiederte Zabener; „aber das hat nichts zu bedeuten. Seine Frau wird jedenfalls das Wort führen und die nimmt es mit der Polizei und mit dem ganzen Ministerium auf."

„Aber mit Eurer Erlaubniß," meinte nun Boll, „ich bin nicht der Meinung, daß wir unsere Obrigkeit betrügen dürfen. Die Frau wird vielleicht ihre Angabe beschwören müssen und wir können es doch nicht auf unsere Verantwortung nehmen, sie falsch schwören zu lassen."

„Wozu dienen die falschen Eide, wenn man sie nicht schwören soll?" bemerkte Zirik.

„Kein schlechter Witz," sagte Boll, „aber ich möchte nicht gern mitwirken, um diese Frage aufzuklären."

„Wißt Ihr was," erklärte hierauf Galter, „ich nehme die ganze Sache auf mich."

„Auf Dich?" riefen die Andern ganz erstaunt.

„Nun ja," entgegnete er, „mein Ruf ist nicht so brillant, daß ich viel darum geben sollte, ob man etwas mehr oder weniger von mir erzählt; ich gehe mit Lammert zur Polizei und erkläre, daß mir das Kind anvertraut sei und ich es den Leuten übergeben hätte."

„Das ist edelmüthig und brav!" riefen verschiedene Stimmen.

„Sehr edelmüthig, aber sehr unverständig," sagte Boll; „wir dürfen einen solchen Vorschlag, der in aufgeregter Stimmung gemacht ist, nicht annehmen; ich wenigstens erkläre mich dagegen."

„Aber zum Teufel!" sagt Zirik, „wenn Galter es nun so will; es ist doch die Wahrheit und die verlangst Du ja selbst."

„Ja, tausend Donnerwetter! ich will es thun," schrie Galter.

„Ja, ja, es ist das Beste!" riefen einige. „Es geht nicht, es ist Unsinn," riefen Andere und so entstand ein lebhafter Streit, den der gute Boll zu unterbrechen suchte.

Endlich rief er laut: „Ich verlange Stille auf meiner Stube! Ein übereilter Beschluß kann uns später reuen; auch ist es billig, daß jeder seine Stimme abgibt und hier liegt unser Komet und schläft so ruhig, daß selbst Euer furchtbares Geschrei ihn nicht erwecken konnte. Nicht um Euch von mir zu vertreiben, ihr wißt, daß das nicht in meiner Art liegt, aber ich mache den Vorschlag, daß wir jetzt schlafen gehen und morgen mit ruhigen Sinnen die Sache berathen."

Digitized by Google

„Ich stimme diesem Vorschlag bei," sagte Zabener, „aber ich muß dabei bemerken, daß ich versprochen habe, zwischen elf und zwölf Uhr bei Lammert zu sein."

„Ich glaube, daß Gerhard recht hat," bemerkte der Graf Eilar, „und daß wir nun zu aufgeregt und zu müde sind, um einen richtigen Beschluß zu fassen; dennoch wissen wir Alle, daß die Sache keinen großen Aufschub erleiden darf. Kommt morgen früh zum Frühstück zu mir. Wer nicht kommt, bleibt weg und die Anwesenden überlegen und beschließen."

„Da hat Eilar wahrhaftig ein feines Mittel ausgedacht," sagte Galter, „auf diese Weise kann er seiner Faulheit Genüge thun und unterstützt die Angelegenheit doch auf das Beste."

Nach und nach leuchtete Allen ein, daß der Vorschlag des jungen Grafen angenommen werden müsse, da die allzu erregte Stimmung des Abends wohl zu Streit und Lärm, nicht aber zu besonnenen Beschlüssen führen würde.

„Ich werde um neun Uhr dort sein," sagte Zabener.

„Ich auch," sagte Voll.

„Ich gleichfalls," sagte Hogenberg.

„Hast Du noch von dem alten Portwein?" frug Zirik. „Dafür kann der Mensch wohl etwas thun."

„Ich werde für das Nöthige sorgen," entgegnete Eilar.

„Ich verspreche nichts, aber ich werde sehen, was sich thun läßt," meinte von Dohnen.

Als die Uebrigen sich hierauf zum Weggehen anschickten, frug Galter: „Wie sollen wir nun den Kometen wach bekommen?"

„Laßt ihn nur ruhig hier liegen," versetzte Voll; „ich werde ihn morgen früh bei unserer Zusammenkunft richtig abliefern."

„Aber er wird Dir hier zur Last sein," meinte Hogenberg.

„Keineswegs," entgegnete Voll; „ich werde ihn zurechtlegen und gut zudecken und dann wird ihm morgen früh die Mühe erspart, sich anzukleiden."

Nach einigen herzlichen Händedrücken und wiederholten Warnungen, daß man sich nicht verschlafen dürfe, schieden die Freunde von einander.

(Fortsetzung folgt.)

Muhamed und der Koran.

Von

Moriz Carrière.

II.

In Yatrib ward nach Muhamed's Flucht aus Mekka 622 die erste Moschee erbaut, ein gemeinsames Bethaus für die Gläubigen. Im Osten der Moschee standen zwei Lehmhütten für den Propheten, seine Frau Sawda und seine Braut Aischa. Die heimathlosen Flüchtlinge gaben den Ton an, Muhamed, ihr Haupt in religiösen Dingen, ward von da aus in allen wichtigen Angelegenheiten zur Entscheidung berufen; seine Religion hatte dem Stamm Frieden und Ruhe gebracht, und Yatrib ward zur Stätte, wo Gerechtigkeit waltet, wonach es denn auch den neuen Namen Medina annahm. Muhamed erkor jedem der fünfundsiebzig Mekkaner einen Bundesbruder unter den Medinesen; die Paare sollten in allen Lagen einander beistehen und nach dem Tod des einen sollte der andere ihn mit Ausschluß der Verwandten beerben.

Im Ort selbst und in der Gegend wohnten viele Juden und Christen; sie galten noch für gleichberechtigt mit den Moslimen. Der Prophet sagte damals: „Im Gesetz Mosis war den Juden die Vorschrift gegeben, Seele für Seele, Auge um Auge, Zahn um Zahn; wenn aber Jemand die Rache erläßt, so ist das eine Sühnung für ihn selbst vor Gott. Das Evangelium Jesu enthält eine Leitung und ist ein Licht und eine Unterweisung für die Frommen. Wenn es Gott wohlgefallen hätte, so würde er alle in eine gemeinsame Kirche vereinigt haben. Er hat es aber so eingerichtet, daß er die Menschen an den von ihm erlassenen Offenbarungen prüfen will. Wetteifert also im Guten! Euer aller Ziel ist Gott, er wird euch einst aufklären über die Abweichungen unter einander." — Ist es nicht, als ob wir Nathan den Weisen von Lessing reden hörten? Aber die Juden wie die Christen wollten ihre Sonderlehren rechtfertigen, sie waren es, die sich Muhamed widersetzten und ihn nöthigten, den Islam abzugrenzen, sie zu unterwerfen. Es heißt im Koran: „Sie sagen, werdet Juden oder Christen, so seid ihr auf dem rechten Weg. Nein, antwortet Allah, folgt

Digitized by Google

der Religion Abraham's, sofern er ein Hanyf war." Es war Omar, der dem Islam das nationale Gepräge gab, statt der allgemeinen Religion, die Muhamed ursprünglich anstrebte. Dieser hatte in Mekka betend das Antlitz nach der Kaaba gewandt, in Medina blickte er mit den Juden und vielen Christen nach Jerusalem hin; von Omar ging der Entschluß aus, daß die Moslimen, wo sie auch seien, sich betend nach der Kaaba, als dem gemeinsamen Nationalheiligthum der Araber, richten sollten, und 624 verkündete Muhamed dies den Seinen, jedoch ohne die zu verdammen, die es anders machten. Der Islam hatte aber damit einen volksthümlichen Mittelpunkt und war eine nationale Sache; während Jesus von Jerusalem und Garizim hinweg auf Gott den Geist verwies, den man im Geist und in der Wahrheit anbeten solle. Aehnlich Muhamed: „Gottes ist der Orient, Gottes ist der Occident! Wo ihr euch hinkehrt, da ist sein Angesicht, er ist der Wissende, ein allgegenwärtiges Licht! Die Rechtschaffenheit besteht nicht darin, daß ihr betend nach Morgen oder nach Abend schaut, sondern in dem Glauben an Gott, in der Wohlthätigkeit gegen Verwandte, Arme, Heimathlose, Verwaiste, im Worthalten und in Geduld bei Drangsal und Widerwärtigkeit. Die aufrichtigen Herzen sind es, die fromm zu heißen verdienen." — Auf Omar's Rath wurden auch die Pfeifen der Juden und die Glocken oder Stäbe der Christen, die zum Gottesdienst riefen, durch die menschliche Stimme des Iman ersetzt, der vom Dache der Moschee die Gläubigen zum Gebete mahnt. Dann wurden einige Fasttage im Sinne der Zeit zur Förderung der Gottesfurcht vorgeschrieben, aber es war gestattet, sie mit andern Tagen zu vertauschen, und wer überhaupt nicht fasten wollte, der sollte dafür einen Armen mit sich essen lassen. Anfänglich wird die Rebe im Koran unter den Erweisen göttlicher Gnade aufgeführt; später heißt es von Wein und Spiel, daß eine Freude und ein Schaden in ihnen liege; wegen der Veranlassung zur Sünde, die sie so leicht gewähren, sei es besser, sie zu meiden.

Die uneigennützige Gastfreundschaft der Medinesen reichte auf die Länge doch nicht aus, um die heimathlosen Flüchtlinge zu erhalten, von denen nur wenige durch Arbeit und Handel sich selbst ernährten. Da richteten sie ihr Auge auf die Karawanenzüge der Mekkaner, die zwischen den südlichen und nördlichen Stapelplätzen den Handelsverkehr vermittelten. Räuberischer Ueberfall feindlicher Stämme lag in der kriegerischen Volkssitte der Araber; ihr Muth drängte zur That, die Zeit des Duldens war vorüber, Muhamed erlaubte den Kampf. „Gott will nicht," sprach er, „daß die Seinen zurückgedrängt werden; er ist stark und gibt Kraft und Beistand denen, die seine Sache zur ihrigen machen." Die Mekkaner rüsteten (624) ein Heer von 950 Mann mit 100 Rossen und 700 Kamelen zum Schutz ihrer bedrohten Karawanen. Muhamed zog ihnen entgegen. Seine Anhänger waren zum Entscheidungskampf entschlossen, während manche angesehene Mekkaner wieder abzogen, als ihre Waaren geborgen waren. Die Gläubigen besetzten die Brunnen von Bedr, und es begann die Schlacht in einer Weise, die an die homerischen Gesänge und an die arabischen Volkslieder gemahnt, durch Zweikämpfe einzelner Helden, die einander mit Versen herausforderten, um Stärke und Behendigkeit an einander zu erproben und Ruhm bei den zuschauenden Heeren zu erlangen. Hamza und Ali trugen glänzende Siege davon und nun warf Muhamed Staub gegen die Feinde, die durch den Tod ihrer Vorkämpfer entmuthigt, bald in die Flucht geschlagen waren. Zu dem persönlichen Ehrgeiz, der um den Ruhm, die Verherrlichung im Preisgedicht, kämpfte, kam bei den Muhamedanern die religiöse Begeistrung. Die andern zersplitterten sich, von den Einzelnen wollte jeder für sich thun und gelten, die Muhamedaner hatten im Glauben ein Band, im Wort des Propheten ein gemeinsames Banner, sein Gebot gab ihnen einträchtigen Zusammenhalt, und das machte sie den Gegnern überlegen. Gott liebt diejenigen, welche auf seinem Pfad in Reihen kämpfen, wie wenn sie ein festes Gebäude wären, heißt es im Koran.

Die Muhamedaner hatten reiche Beute gemacht. Der Löwe der Wüste hatte Blut geschmeckt, die Verfolgten hatten sich gerächt, ihr Sieg erschien wie ein Gottesgericht, wie eine Mahnung, nun voranzugehen und den wahren Glauben mit dem Schwerte zum herrschenden zu machen. Der Prophet war in Medina der Richter

Digitized by Google

und Lenker im Frieden, der Führer im Krieg geworden. Nach Verfolgung und Leid kam Glück und weltliche Größe. Muhamed war Religionsstifter und Staatsgründer zugleich, die Araber kamen durch ihn zur Einigung und diese Verbindung des Geistigen und Weltlichen, des Religiösen und Politischen, wurde der Anlaß zum raschen Wachsthum seiner Sache; die Verbindung lag im Geiste des in Arabien jugendfrisch gebliebenen Semitenthums, dem auch das Mosaische Gesetz die bürgerliche Ordnung mit göttlicher Autorität bekleidet hatte. Die kühnen, streitlustigen Wüstensöhne sahen nun ihre Waffen geweiht, sahen sich das Ziel der Herrschaft gesteckt, die Allah den Gläubigen über die Ungläubigen gibt, und machten einen Eroberungszug in Asien, Afrika, Europa. Aber dennoch standen sie hinter dem weltgeschichtlichen Fortschritt zurück, den Christus gethan, als er vor Pilatus erklärte: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Damit vollzog er die Sonderung vom Glauben und Recht, von der religiösen und staatsbürgerlichen Gemeinde, die schon die Römer vorbereitet hatten, und der Staat konnte nun menschlich frei werden, während er im Orient theokratisch gebunden blieb, die Religion nun in Wahrheit die Sache des Herzens sein, während sie in weltlichen Interessen verstrickt, ihre Reinheit einbüßte. Muhamed ist das siegreiche Haupt seines Volkes geworden, Jesus starb am Kreuz. Aber er blieb auch rein, und Muhamed bekannte sich dem Reinen gegenüber als Sünder. In Arabien drängt sich in ein Menschenalter zusammen, was in der christlichen Welt viele Jahrhunderte auseinander liegt; die erste Verkündigung der Religion in begeisterter Klarheit unter Leid und Verfolgung als allgemeine Wahrheit, dann ihre Abgrenzung gegen andere Glaubensformen, dann jene Verbindung mit weltlichen Zwecken, die Constantin in Rom vollzog, Bekehrung mit dem Schwerte wie Karl der Große sie unternahm, Staatskirche und Kirchenstaat, Schenkungen an ehrgeizige, herrschbegierige Männer und blutige Verfolgung Andersgläubiger, wie Könige und Päpste alles zur Ehre Gottes angeordnet. Und da hat sich denn auch Muhamed's Charakter nach unserer Werthschätzung befleckt; sein Leben ward nicht das vorbildliche, die Verwirklichung des sittlichen Ideals, wie das von Jesus. Er blieb innerhalb der Schranken seiner Nationalität; er that nichts, was ihm als Verletzung der Volkssitte, als ein Verbrechen nach den Ansichten der Zeitgenossen angerechnet werden müßte, aber er läuterte auch beide nicht zu der Höhe, die in manchen seiner ursprünglichen Sprüche angedeutet ist. Er that, was auch in der christlichen Welt die Politiker sich so oft erlaubt haben, wenn er um seiner Sache willen harte Maßregeln beschloß und in Bezug auf die Mittel für seinen Zweck nicht wählerisch war. Persönlicher Edelsinn, Großmuth, Liebe für die Mitmenschen wechselte mit Mordbefehlen, wo sie das Wohl der Gläubigen zu fordern schien. Er stellt seine Sache nicht mehr ruhig Gott anheim, indem er an der Veredlung und Erleuchtung des Geistes arbeitet; einmal im irdischen Kampf, führt er ihn nach arabischer Art rücksichtslos durch. Die Feinde haben ihm das Schwert aufgedrungen, er wird es nicht niederlegen bis das ganze Volk den einen Gott und seinen Propheten anerkennt. Es genügte ihm nun nicht mehr, daß gegen die Schmähgedichte der Mekkaner seine Anhänger Hassan, Kab und Abdalla mit ihren Stachelversen antworteten, der gefangene Nadr, der daheim die Predigt Muhamed's lächerlich gemacht, ward jetzt niedergehauen, ebenso Okba, ein andrer heftiger Widersacher des Islam. Ein jüdischer Greis, dessen Todtenklage auf die bei Bedr gefallenen Mekkaner die Wuth der Ueberlebenden zur Fortsetzung des Kampfes gegen Muhamed anspornte, ward aus dem Wege geräumt als der Prophet klagend ausrief: Wer wird mich von diesem Alten befreien? Ja, eine Frau mußte ihre Spottlieder auf die Gläubigen mit dem Tode büßen. Aber einem Anhänger, den er beleidigt hatte, bot er den eigenen Leib zum Gegenschlag, und einem Feinde, der ihm mit gezücktem Schwert entgegentrat und fragte: „Wer schützt Dich jetzt?“ antwortete er „Allah,“ entriß ihm das Schwert und begnadigte ihn. Als er sah, daß benachbarte Juden, mit denen man sich vertragen hatte, Verrath spannen, kam er ihnen zuvor, kündigte Fehde an und vertrieb sie; das Land, die zurückgelassene Habe, gab er den aus Mekka Geflüchteten. Sein Ansehn war so groß, daß er überhaupt über die Kriegsbeute verfügte; er bestimmte, daß sie unter die Kämpfer gleich vertheilt werde, ein Fünftel aber ihm für die Wittwen,

Digitized by Google

Waisen und Armen zukomme. Bei auswärtigen Eroberungen verblieb der Grund und Boden den Besitzern, die dafür aber Tribut zahlten, und davon erhielt sich ein arabischer Wehrstand.

Den Mekkanern war der Weg nach dem Norden versperrt, die Lebensader ihres Handels unterbunden; sie waren zum Frieden oder Kampf genötbigt, rüsteten von neuem und es kam bei Ohod zur Schlacht. Frauen schlugen die Trommeln und die Dichterin Hied sang:

> Töchter wir des Morgenstern's, leuchten wie die Sonne klar,
> Perlen schmücken unsern Hals, Moschus duftet unser Haar.
> Wer den Feind bezwungen hat, komme froh in unsern Arm,
> Doch wer flieht, der bleibe heut, bleibe stets der Liebe bar.

Doch war der Angriff der Mekkaner schon dreimal zurückgeworfen und der Sieg schien für Muhamed gewonnen, als gegen seinen Befehl die Reiter sich zum Plündern über das Schlachtfeld zerstreuten, die Mekkaner aber von neuem vordrangen. Der Prophet selbst kam in Lebensgefahr, ward verwundet, galt für todt. „Ist auch Muhamed gefallen, so lebt doch Gott!“ rief Omar und nahm die Herausforderung an, daß man sich über's Jahr wieder bei Bedr treffen wolle. Die Karayschiten kehrten heim, ohne ihren Sieg zu verfolgen.

Im Jahre 625 starben siebenzig Missionäre des Islams durch treulosen Ueberfall heidnischer Stämme den Märtyrertod. Dagegen brachten Streifzüge reiche Beute und Muhamed war am bestimmten Tage bei Bedr, aber die Mekkaner fehlten schimpflicherweise. Um der Sache ein Ende zu machen, rüsteten sie zur Belagerung Medina's. Vornehmlich machten die Juden den Gegnern des Islam begreiflich, daß sie zusammenhalten müßten, wenn sie die Neuerung ausrotten wollten. Muhamed ließ einen Graben um Medina in solcher Entfernung ziehn, daß er auch ein Lager außerhalb der Gassen noch einschloß; er half selber Steine zur Befestigung tragen. Während der Belagerung hörte man ihn zu Allah flehen: „Ich beschwöre dich bei deinem Bund und Versprechen, hilf uns, sonst wirst du von Niemand auf Erden angebetet werden!“ Dann suchte er einen Theil der verbündeten Belagerer zum Abzug zu bewegen, indem er ihnen ein Drittel der Dattelernte versprach. Aber Osaid fragte ihn, ob er so nach göttlicher Eingebung oder nach menschlichem Ermessen rede. „Nach menschlichem Ermessen,“ sprach der Prophet. „Dann,“ rief Osaid, „verkünde den Feinden als den Entschluß der Gläubigen, daß wir ihnen nichts bieten als das Schwert!“ Die Belagerer konnten mittlerweile mit ihren Pferden und Kamelen nichts ausrichten, litten vielmehr an Futter Mangel. Vergebens hatte ein Jude versucht, seine Genossen in der Stadt zu bewegen, den Kampfruf zu erheben; sie wollten es wohl, aber sehr vorsichtig, nämlich wenn die Belagerer erst ihnen Geißeln zur Bürgschaft gäben, daß sie mit ihrer Hilfe ausharren würden. Darüber aber trieb ein lästiger Sturm die Belagerer zum Aufbruch. Der Prophet wandte nun seine Waffen gegen die Juden, und um ein Beispiel strafenden Kriegsgerichts zu geben, beschloß er den Tod der Männer, den Verkauf der Frauen und Kinder, wenn sie sich nicht bekehren würden. Die Muhamedaner selbst bewunderten die Standhaftigkeit, mit welcher die Männer alle im Glauben ihrer Väter starben; die Frauen und Kinder wurden von den umwohnenden Juden ausgelöst. Es war der Krieg mit seinen Schrecken und Grausamkeiten, wie er bis in die neuere Zeit wüthet, wenn einmal die Leidenschaften entfesselt sind; der Fortschritt der Menschheit zeigt sich darin, daß wenigstens für unmenschlich gilt, was man früher wie selbstverständlich hinnahm, z. B. daß Muhamed verrätherischen Orainiten die Hände und Füße abhauen, die Augen ausstechen ließ — ungefähr so, wie man in Frankreich sechshundert Jahre später den Albigensern that, die sich im Glauben von Rom entfernten. — Einem Beduinen aber, der gedungen war, ihn meuchlings zu ermorden, verzieh Muhamed und bekehrte ihn. Eine Jüdin röstete ein Lamm für Muhamed; beim ersten Bissen rief er: Gift! Sie warf sich ihm zu Füßen: daran erkenne sie den Propheten; hätte er gegessen, so hätte sie gedacht einen Betrüger bestraft zu haben. Er nahm sie unter die Gläubigen auf. Auch blieb er weichen Gemüths und zerschmolz in Thränen bei dem Tod von Freunden und Kindern. Wie man aber eine Sonnenfinsterniß mit dem Hinsterben seines Söhnchens in Verbindung bringen wollte, da wehrte er den Schmeichlern den Aberglauben und trö-

stete sich lieber mit der Hoffnung des Wiedersehens.

Im Frühling 628 beschloß Muhamed, das Pilgerfest nach Mekka mitzufeiern. Trotz des Gottesfriedens ward ihm aber der Zutritt versagt. Eine Wassernoth läßt die älteste Ueberlieferung rechtzeitig durch einen Regen enden; die jüngere Sage läßt eine Cisterne durch das hineingegossene Waschwasser des Propheten bis zum Rande voll werden, oder aus seinen Fingern den Erquickungstrank für Tausende quellen. Durch die Vermittlung mächtiger Stämme, die Muhamed ehrten, kam ein Waffenstillstand mit den Mekkanern zu Stande; für das folgende Jahr sollte er Zutritt zu den Heiligthümern haben. Seine Offenbarungen verhießen zuversichtlich den Sieg des Islam. Seine Glaubensboten wanderten hin und her, ganze Stämme schickten Gesandte um Religions- und Bundesgenossenschaft, und rings gewann er Anhänger, die den Glauben höher stellten, als selbst die Familienbande. Boten mit Briefen von ihm gingen zu den benachbarten Fürsten von Syrien, Abyssinien, Persien, Aegypten, ja bis zum Kaiser von Byzanz um das Bekenntniß zum Islam zu verlangen. Er wollte sich selbst weiter keine Autorität anmaßen, sie sollten nur wie er keinen andern Gott, als den Einen, den gemeinsamen Herrn Aller, anbeten und ihm kein Wesen zugesellen; darauf hin wollten sie einander als Gläubige anerkennen. Hunderte von Abenteurern waren ihm zugeströmt; Geschenke erwarben und vergalten die Huldigung der Beduinenscheichs; die Gegner, die seine Friedenspredigt zurückwiesen, machten ihn zum Eroberer. Die Feldzüge dehnten sich immer weiter aus; Amur und Chalid bei Walid begannen mit glänzenden Waffenthaten ihre Heldenlaufbahn. 630 ward Mekka eingenommen.

Trotz des Waffenstillstandes hatten sich einige Koraischiten an einer Fehde gegen Verbündete Muhamed's betheiligt; er verweigerte die Erneuerung des gebrochenen Vertrags, rüstete ein großes Heer, lagerte vor Mekka und überzeugte den Abgesandten der Stadt, daß es besser für sie sei, sich zu ergeben, indem er allen denen, die ruhig in ihre Häuser gingen, Frieden verhieß. Als der Führer der Medinesen frohlockte: „Heute ist der Tag des Blut's!" da ließ der Prophet ihm die Fahne abnehmen; er gebot möglichste Schonung, und es kam nur zu ganz vereinzelten Scharmützeln beim Einzug. Muhamed umritt siebenmal die Kaaba. Er ließ die Pforte aufschließen und die Bilder, vor denen die Koraischiten beteten, zerstören, auch eine Darstellung Abraham's, der das Pfeilorakel befragt. „Was hat unser Erzvater mit dem Aberglauben zu thun?" rief er. Dann schlug er mit seinem Stabe gegen die vielen Götzenbilder, welche die Zinne der Kaaba einnahmen, Weihgeschenke, dreihundertsechzig an der Zahl, indem er sprach: „Die Wahrheit ist gekommen, dem Irrthum und Lug die Macht genommen!" Schweigend sahen die Koraischiten die Zertrümmerung der Idole. Da redete der Prophet: „Wie, außer Allah soll ich nach einem Herrn verlangen, da er doch aller Dinge Herr ist, und kein Mensch etwas thut, wofür er nicht selbst verantwortlich wäre, und Niemand das Gewicht eines Andern zu tragen hat? Mein Gebet, mein Leben und Sterben, alles ist Gott geweiht. Er hat nicht Seinesgleichen. Dies ist der Befehl, den ich erhalten habe, und ich bin ein Mensch wie ihr, ein gottergebener. Allah hat mir Wort gehalten. Nun so leget auch ihr das Heidenthum sammt eurem Stolz ab, und pochet nicht auf eure Ahnen. Wir stammen alle von Adam und der war aus Staub gemacht. Alle Menschen sollen eine Familie von Brüdern sein, das ist des Daseins Ziel. Wir sind alle gleich geboren; der Höchste vor Gott ist, wer ihm am besten dient." Die Mekkaner huldigten Muhamed, indem sie schwuren, Allah allein anzubeten und seine Sittengebete zu halten. Der Prophet vergab und vergaß alles Vergangene. Die Staatsklugheit ging Hand in Hand mit der Großmuth seines Herzens. Die Medinesen fürchteten, er werde nun in der Vaterstadt bleiben, doch er beruhigte sie, denen er so viel verdanke: „Wo ihr lebt und sterbt, da will auch ich leben und sterben."

Amur und Chalid wurden ausgesandt, die Götzenbilder in der Umgegend zu zerstören. Die unterworfenen Stämme erkannten den einen Gott und Muhamed als seinen Propheten an; sie zahlten an ihn den Zehnten als Armensteuer; ihre innern Angelegenheiten verwalteten sie selbst; Statthalter waren weniger zur Regierung, als zur Beaufsichtigung ihrer Vorstände die-

Digitized by Google

sen beigesetzt. Raubzüge durften fortan nur gegen Ungläubige unternommen, und ein Fünftel der Beute mußte abgeliefert werden; Muhamed verwandte es, um gläubige Sclaven frei zu kaufen, Beschädigte zu entschädigen, mächtige Männer dem Islam durch Geschenke zu verbinden. Er gebot, von der Blutrache abzulassen, und damit hing die Einsetzung von Richtern zusammen, deren Urtheilen der Staat Geltung verschaffte. Die Zwietracht der Stämme hörte auf, sowie sie Allah anerkannten und sich den Muhamedanern anschlossen. Es ward Friede im Innern, das Volk begann sich als ein einiges Ganzes zu fühlen und seine Kraft sammelte sich unter der Fahne des Propheten; an die Stelle der Stammesfehden trat der Kampf für den Glauben mit dem Auslande, und die Persönlichkeiten erhielten ein größeres Feld für die Thaten des Geistes und des Schwertes. Die Dichter, die seither vielfach das Wort gegen Muhamed geführt, verherrlichten ihn jetzt als den Volkshelden, der die echten Tugenden der Araber, Muth und Milde, vereinige. Stämme, die freiwillig huldigten, gaben gewöhnlich ihren Gesandten Sänger mit, die den Ruhm der Ihrigen und die Thaten der Gläubigen priesen. Muhamed hatte Dichter, die ihnen antworteten; er kannte die Zauberkraft der kunstvollen Rede. Er warf seinen Mantel dem Dichter zu, der in solch' einem Wettkampf gesagt hatte:

Eine Fackel ist der Prophet, zu erleuchten die Welt weit und breit,
Ein Schwert, das Gott gezückt, zu schlagen die Ungerechtigkeit.

Im Anfang des Jahres 631 war er das Haupt Arabiens. Christliche Gemeinden zahlten eine Steuer, und dafür ward ihnen Freiheit des Verkehrs und der Religionsübung verbrieft. In Yemen predigte Moseilama, ein Mann von strenger Lebensansicht, gleichfalls den einen geistigen Gott; er wollte um Nebendinge nicht streiten und begehrte, daß ihm der schöne Süden überlassen bleibe. Muhamed antwortete ausweichend: „Heil dem, der auf dem rechten Wege wandelt! Die Erde ist des Herrn, er gibt sie wem er will.“ Erst nach Muhamed's Tode machte Abubekr den Islam in Yemen herrschend.

Beim Frühlingsfeste zu Mekka erhielt Ali den Auftrag, zu verkündigen, daß fortan kein Götzendiener an der Feier Antheil nehmen solle; Verträge mit den Heiden sollten nicht erneuert, denen, mit welchen keine Verträge bestanden, nach Ablauf der heiligen Monate der Kampf angedroht werden. Es heißt im Koran: „Greift sie an! Gott will sie durch euch züchtigen mit dem Krieg, sie demüthigen und euch erhöhen im Sieg, die Bosheit ihrer Herzen zerstören, dem Gemüth der Gläubigen Heil gewähren. Ihr fechtet unter der Engel Schutz, das ist gewiß, und wer da kämpft, verdient das Paradies!“ Es bedurfte aber des Kampfes nicht mehr. Die Heiden wollten nur ihre Götzen nicht selbst umstürzen, überzeugten sich aber von deren Machtlosigkeit, wenn sie von den Muhamedanern zerschlagen wurden. Ein Taifite, Orwa, bekehrte sich und zog heim, den Glauben zu predigen. Er trat auf mit dem Gruß: „Friede sei mit euch,“ und berief von der Zinne seines Hauses das Volk zum Gebet. Als er vor der Versammlung zu predigen begonnen, traf ihn ein Pfeilschuß. Seine Freunde wollten zu den Waffen greifen, er wehrte ihnen: „Ich sterbe gern für den Glauben, laßt mein Blut das Friedensopfer sein.“ So geschah's. Muhamed verglich ihn mit Jesus. In den Verhandlungen mit den christlichen Nagraniten nennt er Christus einen Propheten, den Gott mit Wunderkraft ausgerüstet, Kranke zu heilen und Todte zu erwecken; er bildete aus Thon die Gestalt eines Vogels, blies hinein und sie ward zum lebendigen Vogel — wie das in der Sage der apogryphischen Evangelien zu lesen ist. Solchen Zeichen aber setzt Muhamed nun seine Siege zur Seite, sie seien die Bewährung, die Allah seiner Sendung gegeben. Aber dem Allah soll kein Wesen als ein gleiches zugesellt werden. Jesus sei ein edler und wahrer Prophet gewesen, und habe sich nicht der Gotteslästerung schuldig machen können, nicht wollen können, daß er selber als Gott verehrt werde. Abraham, weder Jude noch Christ, sondern Hanyf, sei es, dem die Gläubigen am nächsten stehen. Der Name für sie, Moslim, früher allen Monotheisten gemeinsam, ward nun auf die Muhamedaner bezogen, da Juden und Christen sich abgesondert hielten.

Der Koran ist in Form von göttlichen Erlassen an die Menschheit bei verschiedenen Gelegenheiten vorgetragen. Es sind die einzelnen Offenbarungen, wie Muha-

med sie in seiner Ekstase aussprach, dann aber auch verständig und künstlerisch durchgebildet; Ausbrüche einer sturmgeschüttelten Seele wechseln mit längern Ergüssen und ruhigen Betrachtungen. Erzählungen, wie die von Joseph, von Moses, tragen das Gepräge der Volksballade; die Sprüche haben etwas Orakelhaftes, sie ergreifen den Hörer und regen zum Nachsinnen an. In der mekkanischen Zeit ist die Sprache melodisch, zwar ohne bestimmte Versmaße, aber die Sätze werden mit wohlklingenden Endreimen aneinandergeflochten. Die ganze Darstellungsweise, zumal als sie neu war, mußte auf die Araber einen eigenthümlichen Reiz ausüben. Nach Muhamed's Willen sollten die Offenbarungen in den Herzen der Menschen leben; nach seiner eigenen Erklärung kam es auf den Ausdruck nicht so sehr an als darauf, daß der Sinn treu bewahrt werde. Als die Offenbarungen sich häuften, schrieben seine Jünger sich zur Hilfe des Gedächtnisses nieder, was ihnen das Bedeutendste war. In Mekka war von der Sammlung zu einem Religionsbuche, dem Koran, noch nicht die Rede. Seit Muhamed's Flucht nach Medina ändert sich der Charakter der Aussprüche, sie verlieren an Schwung und dichterischer Schönheit; sie beziehen sich auf die Tagesereignisse, enthalten Gesetze und Anordnungen in Bezug auf das bürgerliche Leben, Ermahnungen und Weisungen, wie die Gläubigen die Begebenheiten beurtheilen, das Walten Gottes in der Geschichte verstehen sollen. Muhamed pflegte nun die Erlasse zu dictiren. Bei seinem Tod lagen die Aufzeichnungen bunt durcheinander auf Lederstreifen, Schiefertafeln, Palmblättern, Schulterknochen von Schafen und Kamelen. — Zaid sammelte und ordnete sie: Omar ließ die Gläubigen auffordern, zur Ergänzung und Vergleichung mitzutheilen, was sie wußten. Daß Muhamed jedes Jahr im Monat Ramadhan mit Hilfe des Engels Gabriel den Koran und die himmlische Urschrift verglichen habe, ist eine Erfindung, mit welcher erst die Theologen späterer Tage den Zweifel an der Echtheit einzelner Stellen niederschlugen. Goethe sagt: „Der Stil des Korans ist seinem Inhalt und Zweck gemäß groß, streng, furchtbar, stellenweis wahrhaft erhaben; es treibt ein Keil den andern und so darf sich Niemand über die große Wirksamkeit des Buches verwundern."

An den Koran reiht sich die Sunna; das Wort bedeutet Herkommen, Ueberlieferung; Berichte von Werken und Handlungen des Propheten und seiner Genossen wurden gesammelt; was durch gute Zeugnisse bekräftigt war, fand Aufnahme. Die Orientalen verlangten nach vorbildlichen Beispielen in verschiedenen Lagen, sie wollten auch wissen, wie man am besten esse, trinke, sich kleide; und so ward die Lebensweise des Propheten und seiner Freunde zur Richtschnur aufgeschrieben. All dies Wissen war nicht Sache einer Priesterschaft, sondern Gemeingut der Nation. Ich habe mich absichtlich bei der Darstellung von Muhamed's Lehre nur an das authentische Wort des Koran gehalten, aber eine Reihe von Sprüchen aus der Sunna möge uns nun das Bild seines Geistes vervollständigen. Da heißt es, daß nur das dem Menschen eigen sei, was er selbst durch seine Thätigkeit errungen. Der Leib des Menschen altert, aber sein Herz, Hoffnung und Liebe, bleiben jung. Der ist kein rechter Gläubiger, der seine Brüder nicht in seiner Seele liebt. Es wird geboten, Kranke zu besuchen, Gefangene zu befreien, Hungernde zu speisen, Beleidigern zu vergeben und die guten Handlungen nicht ruhmredig aufzuzählen. Wir sollen die Menschen lieben wie Gott sie liebt, der Allgütige; von hundert Theilen seiner Liebe hat er selber neunundneunzig, einer aber ist auf die Erde herabgestiegen und erfüllt die Geschöpfe; darum pflegen auch die Thiere mütterlich ihre Jungen, und darum soll der Mensch auch ihnen wohlthun. Wir sollen Mitleid mit einander haben und versöhnlich sein; nicht länger als drei Tage soll ein Zürnen währen, und wer den andern zuerst wieder begrüßt, der ist der Bessre; wenn zwei Gläubige sich versöhnt die Hände reichen, so fallen ihre Sünden ab, wie dürre Blätter von den Bäumen. Von Gottes Gnade aber heißt es, daß sie die Menschen erlöse, wenn auch nur ein Körnchen des Guten als Keim des neuen Lebens bleibe, nachdem die Schlacken des Bösen durch das höllische Feuer hinweggebrannt sind. Es wird ein Verdienst genannt, zu entbehren und in Geduld auszuharren, aber kein geringeres ist es, zu genießen und dem Him-

Digitized by Google

mel dankbar zu sein. Das Schwert erhält das Recht: Unter die Dinge, die Allah's Macht beweisen, rechnet ohne Bedenken auch das Eisen, denn verliehn zu Waff' und Wehre ist es der göttlich echten Lehre. Aber daneben wird die Wissenschaft empfohlen; Gottes sind die sie lehren und die sie begehren, und wer sie preist, der preist den Herrn, den Wissenden. Lehren und Lernen ist dem Beten und Fasten gleich. Die Wissenschaft entwildert das Wilde und veredelt das edle Herz. Gelegentlich wird auch ein Scherzwort überliefert. Als eine alte Frau ihn bat, er solle für sie beten, daß sie in's Paradies komme, sagte er: „Es kommen keine alten Weiber in den Himmel.“ Wie sie nun in Thränen ausbrach, tröstete er sie lächelnd mit der Hinweisung auf den Spruch im Koran, daß alle Menschen in der Schönheit und Kraft der Jugend auferstehn und leben werden. Endlich der Spruch auf den ich mich für meine Auffassung des Propheten berufe: Der ist kein Lügner, dessen Worte heilsam in der Welt wirken.

Muhamed blieb auch als Haupt seines Volkes einfach in seiner Lehmhütte, er nährte sich vor wie nach von Datteln, Brot und Milch; er besserte seine Schuhe, seinen Mantel selber aus; es war keinerlei Ueberhebung, noch Geheimthuerei in ihm; er war für Jedermann zugänglich und bereit, zu helfen mit Rath und That. Für uns fällt ein Schatten auf sein häusliches Leben. Er war in der Jugend sittenrein, und wie er selber so lange Chadidja lebte sie allein zum Weibe hatte und ihr in treuer Liebe ergeben war, so empfahl er die Monogamie, doch ohne die Vielweiberei aufzuheben, vielmehr gestattete er vier Frauen und erlaubte sich noch mehrere. Er schloß manche neue Ehebündnisse um fremde Stämme durch Verwandtschaft an sich zu knüpfen, sodaß auch hier wieder die Verflechtung in weltliche Interessen die Reinheit seines Prophetenthums trübte. Mitunter tauschte er schöne Frauen, die ihm aus der Beute zufielen, gegen Gefangene aus, oder überließ sie Freunden zur Ehe. Durch die Vielweiberei ward er in die Eifersüchteleien und Ränke des Harem's verstrickt, und es macht uns einen widerwärtigen Eindruck, wenn im Koran eine oder die andere Stelle auf solcherlei Bezug hat. Zwei Dinge auf Erden nennt er wonnig vor allem, Frauen und Wohlgerüche; doch das reine Glück sei ihm das Gebet.

Christus starb am Kreuz; Muhamed's öffentliches Leben schloß mit einem Siegesfest, zu dem die alterthümliche Nationalfeier der Pilgerfahrt nach Mekka im Frühling 632 wurde. Seine eigene Stimmung spricht sich in den Koranversen aus: „Zu Ende geht nun Leid und Krieg, gekommen ist Triumph und Sieg! Es eilen schaarenweise und stellen sich in geweihtem Kreise Arabien's Bewohner allumher. So danke denn mit hellerhobnem Preise ihm, der alleinig groß und hehr, und wolle nicht erheben das eigene Selbst; inbrünstiger vielmehr beten zu ihm, der deine Fehle dir vergeben!“ Arabien huldigte dem Propheten als seinem Führer, die Sprüche des Koran bestimmten Glauben, Sitten, bürgerliche Ordnung, und waren das allgemeingültige Gesetzbuch in geistigen und weltlichen Dingen. Er ahnte das Ende seines Lebens und wollte es mit einer Feier seiner Sache krönen. Er redete wie zum Abschied vor der Volksversammlung: „Seid menschlich und gerecht unter einander. Das Leben und die Güter des einen sollen den andern heilig sein, wie dieser Tag heilig ist. Vor eurem Gott werdet ihr zur Rechenschaft erscheinen. Kein Wucher sei unter euch, aber ein jeder zahle das Capital, das er schuldig ist. Keine Blutrache werde mehr von Familien gegen Familien geübt, wie in der Zeit des Heidenthums. Männer und Frauen liebet einander und haltet das Lager rein von Ehebruch. Auch den Frauen und Töchtern werde ihr Erbe nach dem Tod des Gemahl's oder Vater's. Höret meine Worte und behaltet sie: daß alle Gläubigen Brüder sind und brüderlich leben sollen.“ Und zuletzt rief er: „Gott, habe ich meine Sendung erfüllt?“ Ein vieltausendstimmiges Ja erscholl zur Antwort. „O Gott, höre dies Zeugniß,“ schloß Muhamed. Dann schlachtete er die mitgebrachten Kamele, andre Pilger thaten ein gleiches; von jedem Kamele ward ein Stückchen abgeschnitten zu einem gemeinsamen Gericht; der Prophet kostete davon, dann wurde es unter alle vertheilt. Den Rest der geschlachteten Thiere erhielten die Armen. Muhamed ward als Oberhaupt anerkannt, der Blutrache, der Stammesfehde feierlich abgesagt, das Reich in Pro-

vinzen eingetheilt, Steuereinnehmer und Statthalter eingesetzt.

Muhamed's Blick ging nun über die Grenzen des Vaterlandes hinaus, er predigte und rüstete den Krieg gegen das byzantinische Reich. Da ergriff ihn ein Fieber, das mit Unterbrechungen wiederkehrte. Er besuchte die Stätte, wo die Verstorbenen beerdigt waren und sprach: „Heil euch, Bewohner der Gräber! Ruhet in Frieden, der Prüfungen überhoben, die euren Brüdern noch bevorstehen. Die Gnade Allah's sei eurer Seele Erbtheil!" — Von da an verließ ihn das Fieber nicht mehr. „Mir ist die Wahl gelassen zwischen den Schätzen der Welt und den Freuden des Paradieses," sagte er zu seinen Frauen; „ich habe gewählt. Unsre Trennung ist nah. Bleibet unserm Gott getreu. Betet für mich. Meinen Frieden gebe ich euch und allen Genossen und allen Menschen, die in der kommenden Zeit in der wahren Religion leben." — Auf Ali gestützt, erschien er noch einmal in der Moschee. „Muselmanen," sprach er, „habe ich einen geschlagen, ich biete ihm den Rücken dar, habe ich einen gekränkt, er vergelte mir, habe ich das Gut eines andern, er nehme es wieder." — Ein kaltes Bad steigerte die Heftigkeit seiner Krankheit. Am andern Morgen erschien er noch einmal vor seiner Hütte und sprach mit heiterm Angesicht und fester Stimme von den Kämpfen und Stürmen, die den Seinen bevorständen; er ermahnte sie zur Festigkeit. Dann ging er in die Hütte Aischa's, und seine Hand ward kalt und starr in der ihrigen. Das Volk, selbst Abubekr wollte nicht glauben, daß er sterben könne, daß er todt sei, bis Omar die eigenen Worte des Propheten erwähnte: „Muhamed ist ein sterblicher Mensch, der eine Sendung von Gott hat."

Zwei Thatsachen bei Muhamed's Tod zeugen für die Größe des Mannes und seines Einflusses. Eifersucht auf individuelle Selbständigkeit drohte das Volk wieder in vereinzelte Stämme zu zersplittern, da das geistige Haupt fehlte, dem alle sich untergeordnet, und trotz dieser gefährlichen Lage wollte doch der Nachfolger des Propheten, Abubekr, den von ihm beschlossenen Zug nach Syrien nicht aufgeben, denn das sei fern, etwas von ihm Gewolltes nicht auszuführen. Dem verständigen Abubekr folgte der heldische Omar in der Führung des Volks; und einige Menschenalter nach Muhamed war der Halbmond in Kleinasien, am Ganges und Kaukasus, in Nordafrika und in Spanien aufgepflanzt, und die Araber, wo sie die alten Culturländer eroberten, nahmen sie die geistige Errungenschaft derselben auf und bildeten sie fort; sie begründeten die experimentirenden Naturwissenschaften, und Chemie wie Algebra haben von ihnen den Namen; sie wurden für Jahrhunderte die Culturträger der Weltgeschichte. Gegenüber den Dogmen und Satzungen byzantinischer und indischer Priester war Muhamed's Wort dem Verstand eine einleuchtende Lehre und dem Herzen ein leichtes und wohlthätiges Gebot. Das damalige Christenthum war in theologischen Spitzfindigkeiten, Sektenhaß, Menschenvergötterung, Bilderdienst und Reliquienverehrung ausgeartet und das Buddhistenthum wußte das Göttliche und Ewige nur verneinend gegenüber der Vielheit und Unruhe der Welt als die ruhige Einheit des Jenseits zu bestimmen: die Verkündigung des einen geistigen Gottes, die Ergebung in seinen heiligen Willen, der durch ein sittliches Leben zu erringenden Seligkeit des Paradieses hatte da ein gutes Recht, und wird es behaupten, bis das Christenthum der Vernunft durchgebildet und durchgedrungen ist, und dann von diesem der Islam zur Ergänzung empfängt, was schon früh von arischer Seite in Persien große Dichter und Denker, wie Dschelaleddin Rumi, mit seinem semitischen Wesen zu verschmelzen suchten, die Immanenz, das Bewußtsein, daß wir in Gott weben und sind, daß alles Leben eine Offenbarung seines Wesens ist, daß er nicht blos in seiner Einheit erhaben über der Welt thront, sondern die Fülle der eigenen Natur in allem entfaltet und alles erlösend zu sich zurückführt. Der uns jenseitige Allah kann sein Gesetz und seine Wahrheit nur wie ein Gebot und eine Satzung von außen verkündigen, es kann nicht aus dem Innern des Menschen entwickelt werden, der Mensch empfängt nicht das Gefühl der Kindschaft, er bleibt ein Knecht Gottes; es fehlt darum auch in der muhamedanischen Philosophie das, was das Centrale und Trostgebende in der christlichen ist, bei Augustin und Jakob Böhme wie bei Kant und in den Arbeiten der Gegenwart, die Ethik, die Sittlichkeit und ihre Beseligung als Zweck der

Welt, und statt der Freiheit des Willens ward dort bald der Fatalismus, der schlechthin alles vorausbestimmende Rathschluß Anfang und Ende der Weisheit. Dann aber hatte auch gegen das indische Kastenwesen wie gegen den europäischen Feudalismus der Islam sein gutes Recht in der Betonung der Freiheit und Brüderlichkeit aller Gläubigen, in der Durchführung des humanen Grundsatzes, daß jeder zu jeder Stelle in der Gesellschaft gelangen konnte, daß im Staat die Gerechtigkeit herrschen sollte. Der Kampf der muhamedanischen Welt mit der christlich-germanischen, ist das bewegende Princip in der mittelalterlichen Geschichte; ihr Ende bezeichnet der Fall Granada's im Westen, der Fall Constantinopel's im Osten; aber das Bürgerthum Wien's mußte sich noch am Ausgang des siebenzehnten Jahrhunderts gegen die Türken vertheidigen, und erst jetzt, wo jener humane Grundsatz der Gleichheit und Brüderlichkeit unsre Gesellschaft zu beseelen beginnt, werden die Arier sieghaft und schreiten in der Politik wie in der Cultur dem Morgenlande voran um von Europa und Amerika aus die Menschheit zur Freiheit und Bildung zu führen.

Heraldisches.

Von

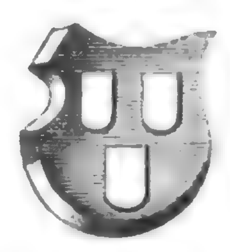
Hans Meininger.

Die Prager Messerschmiede.

Im Jahr 1295 lernte Georg Springenklee, eines Bergmannes Sohn, aus Kuttenberg in Böhmen gebürtig, zu Passau als Messerschmied, nahm später Kriegsdienste und that sich sowohl vor dem Feinde als auch vor dem nachmaligen Kaiser Karl IV. in Kampfspielen wie ritterlichen Uebungen hervor. Nachdem er eine Zeit lang als Trabant gedient, wurde er in den Adelstand erhoben und erhielt die Hauptmannschaft der alten Stadt Prag. Auf Springenklee's Vorbitte gestattete 1350 Kaiser Karl IV. den Messerschmieden, einen rubinfarbenen Schild, worauf drei Schwerter mit einer goldenen Krone umgeben, als Wappen zu führen. Kaiser Sigismund bereicherte es wegen des tapferen Springenklee, der seiner alten Hanthierung noch immer sehr zugethan war, mit einem offenen Helme und zweien den Wappenschild haltenden Löwen.

Das Künstlerwappen.

Der bekannte Sandrart sagt in seiner deutschen Akademie ausdrücklich, daß Kaiser Maximilian dem Albrecht Dürer als Wappen für die Maler einen rothen — jetzt in blau veränderten — Schild mit drei silbernen senkrecht stehenden Schildlein, von denen zwei oben und eins unten, gegeben habe. Schon daraus erhellt, daß Kaiser Maximilian dieses Wappen der ganzen Kunst-



beflissenschaft ertheilt hat, weil Albrecht Dürer bis in die späteste Zeit seines Lebens als Siegel einen auf der Staffelei stehenden Schild mit einer Thüre, deren beide Flügel geöffnet sind, führte. Sonst war das Wappen noch mit reich verschnörkelten Helmdecken und einem männlichen Rumpfe (Männlein ohne Arme) als Kleinod oder Helmzier ausgestattet.

Neues vom Büchertisch.

Cervantes Saavedra, M. de. Leben und Thaten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von la Mancha. Uebersetzt von L. Tieck. Mit 376 Illustrationen von G. Doré. 6. Lieferung. Fol. Berlin, Sacco Nachf. Sep.-Cto. 1/3 Thlr.

Förster, E., Denkmale deutscher Baukunst von Einführung des Christenthums bis auf die neueste Zeit. 113. u. 114. Lieferung. Fol. Leipzig, T. O. Weigel. 2/3 Thlr.

Förster, E., Denkmale deutscher Bildnerei und Malerei von Einführung des Christenthums bis auf die neueste Zeit. 113. u. 114. Lieferung. Fol. Leipzig, T. O. Weigel. 2/3 Thlr.

Gutzkow, K., Uriel Acosta. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Miniaturausgabe. 3. Auflage. 16. Leipzig. Brockhaus. 2/3 Thlr.

Riegel, H., Cornelius der Meister der deutschen Malerei. gr. 8. Hannover, Rümpler. 3 Thlr.

Stahr, A., G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke. Volksausgabe. 4. Auflage. 1. Lieferung. 8. Berlin. Guttentag. 1/6 Thlr.

Digitized by Google

Geschichte des Zinkmetalls.

Von

Jakob Nöggerath.

Manche Entdeckungen und Erfindungen tauchen plötzlich wie Blitze auf und stehen in der kürzesten Zeit vollendet da zum Nutzen des menschlichen Geschlechts; selbst fehlt es nicht an Beispielen, daß solche Producte des Geistes, oder auch wohl des Zufalls, ganz gleichartig zu einer und derselben Zeit an sehr verschiedenen Orten in das Leben treten. Dagegen erfordern wieder andere Entdeckungen lange Zwischenzeiten, bis ihre practische Verwendung in dem Maße möglich wird, dessen sie ihrer Natur nach fähig sind; sie müssen erst einen Embryonienzustand durchlaufen, viele Vervollkommnungen erfahren, ehe sie den eigentlichen Nutzen schaffen können. Kaum mag es aber noch ein anderes Beispiel dieser Art geben, welches so lange Zeit hierzu erfordert hat, als die Darstellung im Großen des schon vor mehr als ein paar tausend Jahren indirect bekannt gewesenen Zinkmetalls. Seine vielfache nützliche Verwendung hat erst mit unserm Jahrhundert begonnen, und gegenwärtig bildet das Zink einen sehr hervorragenden Zweig der berg- und hüttenmännischen Industrie und des Handelsverkehrs. Daß jene im Embryo schon vor so sehr langer Zeit gemachte Entdeckung so ungemein langsam ihrer eigentlichen Verwerthung entgegengereift ist, erklärt sich durch die früher sehr vernachlässigte Cultur der Erforschung der Natur im Allgemeinen und insbesondere der Chemie, welche bekanntlich nicht früher, als bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu einiger Emancipation gelangte. Jetzt drängen sich die Entdeckungen von neuen Metallen in rasch auf einander folgenden Zeiten, sodaß dies fast verglichen werden kann mit der Auffindung der neuen kleinen Planeten, deren Anzahl in den letzten beiden Decennien bekanntlich so gewachsen ist, daß das Gedächtniß kaum ihre Namen festzuhalten vermag. Die Geschichte des Zinks ist aber grade dadurch interessanter, als diejenige irgend eines andern Metalls, selbst wenn sie — wie es hier beabsichtigt ist — blos in ihren allgemeinen Momenten, ohne tieferes Eingehen in die Chemie und in die hüttenmännische Technik, aufgefaßt wird.

Galmei, unter welchem Namen bergmännisch üblich sowohl das kohlensaure, als das kieselsaure Zinkerz verstanden wird, jetzt unser vorzüglichstes Zinkerz, geschmolzen mit Kupfer, gibt ein schönes gelbes Metall, es ist das Messing, und diese Kenntniß ist die uralte vom Zink, aber sie ist nur eine ganz indirecte, denn die Alten wußten nicht, daß in dem Galmei dieses besondere Metall enthalten ist, welches mit dem Kupfer ein Gemische von gelber Farbe bildet, sie betrachteten vielmehr den Galmei nur als ein tingirendes Mittel für das Kupfer,

Digitized by Google

gleichsam wie die Indigolösung der Wolle die blaue Farbe gibt.

Aristoteles berichtete schon, daß die Mössinöcier, welche am schwarzen Meere wohnten, das Kupfer mit einer Erde zusammenschmölzen, wodurch es hell und glänzend werde, und daß das indische Kupfer eine goldgelbe Farbe besitze; ferner, daß er am Hofe des Darius daraus verfertigte Becher gesehen habe, welche nur durch den Geruch von goldenen zu unterscheiden gewesen wären. Der Schluß liegt nahe, daß die von den Mössinöciern zum Gelbfärben des Kupfers angewendete Erde nichts anderes als Galmei gewesen sein könne. Diese Deutung ist auch immer festgehalten worden, denn von den Mössinöciern ist selbst das Wort Messing abgeleitet worden, welches früher Mössing geschrieben wurde. Der alte, viel erfahrene Bergprediger von Joachimsthal, Mathesius, sagt dies schon in seiner „Sarepta“ aus dem sechzehnten Jahrhundert, und beruft sich dabei auf Aristoteles. Völlig mit Unrecht hat man später das Wort Messing von Möschen, Maischen, unserem Mischen, herleiten wollen. Der Begriff von einer Mischung lag aber den Alten beim Messing nicht vor, sondern nur derjenige des Gelbfärbens des Kupfers durch den Galmei.

Bei Plinius bleibt Vieles, was er über Kupfer, seine Arten und Mischungen beibringt, unsicher, und Manches beruht sogar auf einer unklaren und verwirrten Kenntniß. Aber gewiß ist, daß er einen Stein kannte, den er Cadmia nennt und welcher zur Erzeugung des Erzes (aes) nöthig sei. Unter Erz (aes), welches Wort freilich auch noch eine weiter greifende Bedeutung hat, kann in diesem Falle nur Messing verstanden sein, und unter Cadmia Galmei, um so gewisser, als er auch dabei die künstliche Cadmia nach ihren verschiedenen Arten erwähnt und genau beschreibt, welche sich in den Schmelzöfen ansetzt. Es ist dieses der bekannte Ofenbruch, welcher überall beim Verschmelzen zinkhaltiger Erze durch Sublimation sich bildet. Selbst der Name Cadmia, vom Könige Cadmus, dem Erfinder des Goldes, erinnert an die gelbe Farbe des Messings.

Ob das Aurichalcum des Plinius, welches er beim Kupfer aufführt, und von dem er sagt, daß es als das schönste und beste Kupfer gegolten habe, aber seit langer Zeit nicht mehr gefunden werde, auch ein dem Messing ähnliches Gemische gewesen ist, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen, wohl aber vermuthen, da Plinius an einer andern Stelle bemerkt, daß es den Topasen, welche er Chrysolithes nennt, als Folie untergelegt werde. Es mußte also eine gelbe Farbe haben. Plato schon berichtet, daß das Aurichalcum auf der untergegangenen Insel Atlantis vorgekommen sei und kostbarer als Gold wäre. Wenn daher auch Manches bei den Alten vom Aurichalcum an Messing erinnert, so machte doch die von ihnen angegebene Seltenheit desselben wieder stutzig. Die Deutung bleibt zweifelhaft.

Wäre aber auch von Plinius die Bekanntschaft mit dem Messing nicht so bestimmt nachgewiesen, so wüßten wir doch durch die chemischen Analysen von alten Münzen, daß die Römer dasselbe dargestellt haben. Die Antiquare behaupten auch, daß das von Plinius erwähnte korinthische Kupfer ein Gemische von Kupfer und Zink gewesen sei, und wenn die goldgelben Münzen aus der römischen Kaiserzeit aus echtem corinthischen Kupfer geschlagen worden sind, so hat die Annahme der Antiquare völligen Grund; aber aus demjenigen, was Plinius über korinthisches Kupfer beibringt, läßt sich allein für ihre Conjectur keine directe Folgerung ziehen. Der Chemiker Klaproth untersuchte die messinggelben römischen Münzen aus dem ersten Jahrhundert der Monarchie und fand, daß sie sämmtlich aus Kupfer und Zink bestehen. Nur in einigen waren geringe Quantitäten von Blei, Zinn und Eisen beigemischt. Aehnliche Resultate erhielt Arthur Phillips ebenfalls von solchen Münzen; eine Münze von Nero bestand aus 81,07 Kupfer, 17,13 Zink und 1,06 Zinn, und eine von Hadrian aus 85,78 Kupfer, 6,43 Zink, 1,19 Zinn, 1,81 Blei und 0,74 Eisen. Durch Beimischung von altem Metallgeräth beim Schmelzen mag wohl der geringe fremde Gehalt von andern Metallen herrühren, in jedem Falle ist er nur zufällig. Diese Münzen bestehen also aus einem ähnlichen Metallgemisch, wie das Messing.

An die Angaben der Schriftsteller des classischen Alterthums über die Eigenschaft, daß sowohl der zinkische Ofenbruch, als der Galmei, das Kupfer gelb färbe, schließen

Digitized by Google

sich spätere Nachrichten an, beim Zosimus, dem Alexandriner, aus dem Anfang des fünften Jahrhunderts, bei Geber und Avicenna, der letzte aus dem elften Jahrhundert. Die Alchimisten nannten den zinkischen Ofenbruch und den natürlichen Galmei Tutia, und ferner findet sich gleichbedeutend damit bei den arabischen Schriftstellern Climia, woraus Lapis calaminaris oder Calamina abgeleitet sein soll. Daraus wäre im Deutschen Galmei, im Französischen Calamine geworden, und analog finden wir die Wortbildung in allen europäischen Sprachen, auch das Polnische hat Galman. In der Gegend von Aachen heißt im dortigen plattdeutschen Dialect der Galmei Kelmis, und selbst ein Dorf bei dem großen Galmeibergwerk Altenberg trägt jenen Namen, worin ebenfalls jene lateinischen Bezeichnungen wiederklingen. Der Vater der Bergbau- und Hüttenkunde, Georg Agricola, gibt dem lateinischen Namen Calamina eine andere Deutung; er leitet ihn von Calamus, Halm, her, weil sich der zinkische Ofenbruch, welcher gleiche Eigenschaft mit dem Galmei hat, in der Gestalt zierlicher Halme an den Bändern und Klammern der Schmelzöfen ansetzt. Wir wissen nicht wer Recht hat.

Der gelehrte Bischof Albertus Magnus im dreizehnten Jahrhundert und Basilius Valentinus im fünfzehnten kannten ebenfalls die Bereitungsweise des Messings, aber bei dem letztern kommt zuerst der Name Zink vor, dessen Metallität er indeß nicht erkannt hatte. Das Wort Zink ist wahrscheinlich in ähnlicher Weise, wie es Agricola gethan hatte, aber nicht nach dem lateinischen Wort Calamus, sondern aus dem Deutschen, von der zinken- oder zackenförmigen Gestalt des Ofenbruchs, der künstlichen Cadmia, abzuleiten.

Theophrastus Paracelsus in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts bestimmte zuerst das Zink als ein Metall. Er sagt: „Also ist noch ein Metall, als der Zinken; derselbe ist unbekannt in der Gemeine und ist dermaßen ein Metall sonderlicher Art.“ Aber weder Basilius Valentinus, noch Paracelsus haben die Methode der Darstellung des Zinkmetalls mitgetheilt.

In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts stellte Erasmus Ebner aus Nürnberg am Harze metallisches Zink dar. Gegen Ende desselben Jahrhunderts wurde der Verkauf des Zinks am Harze durch den Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg verboten, wahrscheinlich weil dieser Fürst, welcher viel mit Alchimisten verkehrte, glaubte, das Zink sei zur Metallverwandlung, nämlich zur Goldmacherkunst, brauchbar. Die Gewinnung des Zinks am Harze wurde damals, und auch später, aus den mit Blende (Schwefelzink) gemengten Silber-, Blei- und Kupfererzen bewirkt. In den Schmelzöfen, in welchen jene Erze verschmolzen wurden, brachte man eine eigene Vorrichtung, den sogenannten Zinkstuhl, an. Er bestand in einer Schieferplatte, welche in den Ofen hineinragte; sie wurde mit Kohlenlösche bedeckt, und in diese zogen sich die Zinkdämpfe und reducirten sich zu metallischem Zink. Das Ausbringen war indeß sehr unbedeutend, da kaum der vierzigste Theil des Zinkgehalts der Erze gewonnen wurde. Es war dieses die älteste Zinkdarstellung in ganz Europa.

Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurde Zink aus China und Ostindien nach Europa unter dem Namen Calaëm oder Tutonego gebracht. Die Darstellungsweise in jenen Ländern war aber in Europa nicht bekannt. Später nannte man das Zinkmetall Cobelt, Spelter und Spiauter.

In England scheint die Darstellung des Zinks etwa seit 1730 in einem etwas größern Maßstabe stattgefunden zu haben, und zwar aus Galmei und Blende (Schwefelzink) in verschlossenen Tiegeln mit durchbrochenem Boden, aus welchem das Metall in einer Röhre auslief. Die Production war aber eine sehr geringe.

Das große Galmeibergwerk am Altenberge, gewöhnlich mit dem französischen Namen „vieille montagne“ benannt, bei Aachen, müssen wir hier einschaltend erwähnen, da es in der weitern Cultur der Zinkdarstellung eine hervorragende Rolle spielt. Der Galmeibergbau am Altenberge ist schon sehr alt, aber der Betrieb wurde früher nur zur Gewinnung des rohen Galmei's geführt, sowie dieses auch bei den Galmeibergwerken bei Stolberg und ebenfalls bei denjenigen in der Gegend von Iserlohn und Brilon in Westphalen der Fall war. Der gewonnene Galmei wurde

Digitized by Google

nämlich ausschließlich zur Verschmelzung mit dem Kupfer, behufs Darstellung des Messings, ähnlich wie es schon im grauen Alterthume geschehen war, nicht aber zur unmittelbaren Gewinnung des in ihm enthaltenen metallischen Zinks verwendet. Der Sage nach belieh Kaiser Sigismund die Stadt Aachen mit dem genannten Galmeibergwerk, später ging es an den Herzog von Limburg über, und in Rechnungen vom Jahr 1455 hieß dasselbe schon der „alte Galmeiberg, der früher durch die von Aachen ausgebeutet wurde." Unter dem Ausdrucke „die von Aachen" war also die Stadt Aachen verstanden. Früher bestanden dort Messingfabriken, deren Inhaber später als Protestanten aus der streng katholischen Stadt vertrieben wurden, worauf sie sich mit ihrer Industrie in dem benachbarten Stolberg ansiedelten. Auch die Galmeibergwerke in Oberschlesien, deren Anfang erst in das Jahr 1764 fällt, verwertheten ihren Galmei allein für die unmittelbare Fabrikation des Messings aus Kupfer und Galmei. Diese Darstellungsweise des Messings existirt aber gegenwärtig an keinem Orte mehr. Das Messing wird viel leichter durch unmittelbares Zusammenschmelzen von Kupfer und metallischem Zink dargestellt, da die Schmelzung — die sogenannte Cementation — des Kupfers mit dem Galmei ein ziemlich langwieriger Proceß ist. Die Messingfabrikation ist dadurch in der neuern Zeit auch unabhängig von den Galmeibergwerken geworden, da das Zinkmetall überall hin verführt werden kann, und so sind selbst durch mancherlei Conjuncturen die früher zu Stolberg bei Aachen sehr blühend bestandenen zahlreichen Messingfabriken nahezu ganz eingegangen, und es hat sich diese Industrie nach andern Orten in verschiedenen Gegenden hingezogen.

Es ist zwar eine Episode, wenn hier auch die staatlichen Verhältnisse desjenigen Gebiets, auf welchem das Altenberger Bergwerk gelegen ist, berührt werden. Diese haben indeß eine enge Beziehung zu der Geschichte des Zinkmetalls, sind wenig bekannt und gewähren zugleich ein besonderes Interesse. Jenes kleine Gebiet, ziemlich von der Gestalt eines spitzwinkligen Dreiecks, welches officiell das „neutrale" genannt wird, ist nämlich im ungetheilten, gemeinschaftlichen Besitz der beiden Kronen von Preußen und von Belgien. Aus seiner Geschichte können allein die dort bestehenden seltsamen staatlichen Verhältnisse erörtert werden, für welche sich in ganz Europa wohl kaum noch ein ähnliches Beispiel wiederfinden möchte.

Dieses Gebiet, welches nur einen Theil der Gemeinde Moresnet befaßt, nicht einmal den Hauptort dieses Namens in sich schließt, und nicht mehr als 1100 Morgen in seiner Oberfläche ausmacht, gehörte vor der französischen Fremdherrschaft auf der linken Rheinseite, zur Grafschaft Dalheim, und diese zum Herzogthum Limburg, und bildete unter der französischen Regierung einen integrirenden Theil des Ourthe-Departements. Nach der Wiedereroberung der Ländertheile links des Rheins, hatte der Wiener Friedens-Traktat vom 19. Juni 1815, in Uebereinstimmung mit dem unter dem 31. Mai desselben Jahres zwischen Oesterreich, Rußland, England und Preußen abgeschlossenen Vertrage, bezüglich der preußisch-holländischen Grenze Festsetzungen getroffen, welche eine zweifelhafte Auslegung hinsichtlich jenes Gebietes gestatteten. Die Grenzcommissarien konnten sich über die durch dasselbe zu legenden Landesgrenzen nicht verständigen und es wurde daher in dem zwischen Preußen und den Niederlanden abgeschlossenen Grenzvertrag vom 26. Juni 1816 der fragliche Landestheil ungetheilt gelassen und festgestellt, daß er der gemeinschaftlichen Verwaltung beider Mächte unterworfen bleiben und militärisch von keinem besetzt werden soll.

Bei jenen Bestimmungen mochte vorzüglich der Umstand leitend gewesen sein, daß das wichtige Galmeibergwerk sich nicht füglich theilen ließe, und daß beide Mächte einen großen Werth auf dessen Besitz legten, da derselbe für die Beschaffung des Galmei's der damals in großer Blüthe gestandenen Messingwerke zu Stolberg in Preußen einerseits und für diejenigen zu Namur, damals zu den Niederlanden gehörig, andererseits, wichtig war. Dieses Verhältniß blieb auch bestehen, als später das Landestheilchen mit dem größeren Gebiete auf der rechten Seite der Maas von den Niederlanden an Belgien überging.

Mehrfache spätere Unterhandlungen zwischen beiden Gouvernements zur definitiven Regulirung dieser absonderlichen Verhältnisse, entweder durch materielle Thei-

lung, oder durch Abtretung an einen der beiden Staaten gegen anderweitige Entschädigung, blieben ohne Erfolg, und so ist denn gegenwärtig dieses kleine, sogenannte neutrale Gebiet noch in der Gemeinschaft der beiden Landesherren geblieben. Niemals ist in dem neutralen Dreieck von dem Rechte der Gesetzgebung Gebrauch gemacht worden, und ganz unverändert sind daher hier noch diejenigen Rechts- und Verwaltungsnormen in Kraft, welche zur Zeit der französischen Herrschaft bestanden. Der Grenztractat gibt in keiner Weise einen Anhalt, in welcher Form das Recht der Gesetzgebung in dem von den beiden Kronen gemeinschaftlich verwalteten Landesstrich ausgeübt werden könnte.

Dr. Müller, welcher in einer besondern Abhandlung (abgedruckt im Archiv zur Landeskunde der preußischen Monarchie, fünfter Band) die Verhältnisse des neutralen Gebiets ausführlich entwickelt hat, spricht sich darüber sehr richtig in folgenden Worten aus: „Für ein größeres Land würde ein derartiger Zustand gradezu eine Unmöglichkeit gewesen sein. Wenn in dem neutralen Gebiete die Unzuträglichkeiten weniger zu Tage getreten sind, so liegt der Grund hiervon, abgesehen von der größern Einfachheit der dortigen Lebens- und Rechtsverhältnisse, vorzüglich in dem überwiegenden Einflusse, den die Zinkberg- und Hüttenwerks-Gesellschaft vom Altenberge auf die zumeist aus Bergwerksarbeitern bestehende Bevölkerung nothwendig ausüben mußte. Denn da die ganze Existenz des Einzelnen von seiner Brodherrin, der Gesellschaft, abhing, so lag es in der Macht, wie im Interesse der letztern, manche Einrichtungen, die das allgemeine Interesse zu erfordern schien, z. B. die Verpflichtung der Arbeiter, ihre Kinder zum Besuch der von der Gesellschaft gegründeten Freischule anzuhalten u. a. m., auch trotz des Mangels der gesetzlichen Basis, in's Leben zu rufen und zu erhalten."

Mit der Ausdehnung des Galmeibergbaues, an welchen sich später der großartige Hüttenbetrieb auf Zink anschloß, hat das neutrale Gebiet fortwährend eine in jeder Richtung wachsende Bedeutung gewonnen. Im Jahre 1816 lebten auf demselben höchstens 250 Personen in etwa 50 zerstreut liegenden Häusern und Hütten. Jetzt bietet es nicht allein viele große Gebäude für die berg- und hüttenmännischen Zwecke dar, sondern es hat auch das Ansehen eines freundlichen Fleckens von mehr als 400 Häusern mit weit über 2000 Einwohnern. Zwei Kirchen, eine katholische und eine evangelische, und ein geräumiges Schulhaus sind vorhanden. Der Werth des Grundeigenthums ist seit nicht zwanzig Jahren auf fast das Achtfache gestiegen. Ueberall herrscht reges Leben bei der so mächtig gestiegenen Industrie. Nicht allein in ihrem eigenen Interesse hat die Altenberger Gesellschaft hier Großes und Nützliches geschaffen, sondern es sind auch ihre erfolgreichen Bemühungen in der Fürsorge für die Arbeiter sehr anzuerkennen. In jeder dieser Richtungen hat sich insbesondere der technische Director dieser Gesellschaft, Oberingenieur Max Braun, ausgezeichnete Verdienste erworben.

Unter den obwaltenden Verhältnissen muß nothwendig im neutralen Gebiet, welches grade zwischen den Grenzen zweier, dem Fortschritt der Zeit besonders Rechnung tragenden Staaten eingekeilt liegt, die bereits seit einem halben Jahrhundert stagnirende Gesetzgebung zu recht fühlbaren Unzuträglichkeiten führen. Ganz neuerlich bringen uns die Tagesblätter aber Kunde, daß jetzt von preußischer Seite die Verhandlungen eingeleitet seien, um in irgend einer Weise durch eine Convention mit Belgien dem bisherigen Uebelstande abzuhelfen. Von Preußen ist der Präsident des Regierungsbezirks Aachen für diesen Zweck als Commissar ernannt. Man kann nur den besten Erfolg diesen Verhandlungen wünschen. In der Geschichte der europäischen Staaten des neunzehnten Jahrhunderts wird das neutrale Gebiet von Moresnet immer ein denkwürdiges Curiosum bleiben, für unser Jahrhundert wahrscheinlich ganz einzig in seiner Art.

Es basirt die hervorragende Steigerung der Industrie des neutralen Gebiets einzig und allein auf der hüttenmännischen Darstellung des Zinks nach einem großen Maßstabe. Die Zinkproduction in der ganzen Welt war im vorigen Jahrhundert nur sehr gering, die Anwendung dieses Metalls selbst eine ganz untergeordnete. Es fehlte die zweckmäßige Methode, das Zink wohlfeil und in Menge hüttenmännisch darzustellen, obgleich man mit dem Gehalte der verschiedenen Zinkerze genau bekannt war. Für die

richtige Verwerthung des Galmei's der reichen Lagerstätte des Altenberges, wurde im Jahre 1806 die erste Zinkhütte zu Lüttich, in dem noch heute für den gleichen Zweck bestehenden großen Etablissement St. Leonard, durch den damaligen Betreiber des Altenberger Werks, Dony, erbaut. In Oberschlesien waren aber bereits im Jahre 1796 Versuche zur hüttenmännischen Gewinnung des Zinkmetalls auf der fürstlich Anhalt-Pleßischen Glashütte zu Wessola gemacht worden. Rudberg hieß der Mann, welcher dort einen Zinkofen in Betrieb setzte. Anfänglich verarbeitete man hier den zinkhaltigen Ofenbruch von den benachbarten Eisenhütten, später aber solchen in Verbindung mit Galmei und endlich diesen allein. Im darauf folgenden Jahr wurde zu Wessola eine große Zinkhütte errichtet und etwas nachdem eine zweite in Charzow. 1806 wurde die große königliche Zinkhütte Lydognia bei dem Eisenhüttenetablissement Königshütte erbaut.

Das Verfahren bei der Zinkdarstellung ist wesentlich dasjenige eines Destillationsprocesses. Die Erze werden in geeigneten Thongefäßen, nachdem sie vorher geröstet und gemahlen sind, mit Kohlenklein von mageren Steinkohlen vermengt, der Destillation unterworfen. Die Erfindung des Zinkhüttenwesens dürfte in Schlesien und in Belgien ganz unabhängig von einander stattgefunden haben, da die Einrichtungen der Destillation in beiden Gegenden sehr verschieden waren, so daß man noch gegenwärtig die zwei Methoden mit den Namen der schlesischen und der belgischen bezeichnet, obgleich jetzt beide Verfahrungsweisen auch wohl in beiden Ländertheilen und sogar in einem und demselben Etablissement angewendet werden.

Bald nach der Einführung der Zinkdestillation im Großen erkannte man die wichtige Eigenschaft des Zinks, daß es bei einer Temperatur von 100 bis 150 Grad C. geschmeidig wird, und sich dann in dünne Platten walzen und zu Draht ziehen läßt, welche Platten und Drähte auch ihre erlangte Dehnbarkeit bei geringeren Temperaturen nahezu ganz beibehalten. Damit war die Nutzbarkeit des Metalls zum Dachdecken und zu vielen andern Zwecken gegeben. Für das Bedachen mit Zinkplatten, welches anfänglich mancherlei Schwierigkeiten zu unterliegen schien, wurden bald ganz geeignete Verfahrungsweisen aufgefunden. Eine Hauptanwendung fanden ferner die Zinkbleche als Schiffsbeschläge, welche nicht bloß viel wohlfeiler, sondern auch dauerhafter sind, als die sonst für diesen Zweck üblichen Kupferbeschläge. In Hamburg werden jetzt die Rettungsboote für die großen Seeschiffe fast ganz allein aus Zinkblechen erbaut, und auch sonst werden dieselben zu vielen Zwecken, beim Baue der Lagerhäuser u. s. w., verwendet. Das Walzen des Zinks erhielt ebenfalls eine größere Vollkommenheit durch wesentliche Verbesserungen in der Technik. Als Muster dieser Leistungen waren z. B. in der großen Kunst- und Industrie-Ausstellung in London vom Jahre 1862 zwei Zinkplatten aus Schlesien zu schauen, welche großen Beifall erndeten; die eine von dem Fabrikanten Ruffer in Breslau, fünfzehn Centner wiegend, welche auf dem Ohlauer Hüttenwerke fabricirt war und mit der Medaille prämiirt wurde. Die andere von dem Fabrikanten Kramsta ausgestellt, war nahe zweiundzwanzig Fuß lang und auf der Emilienhütte bei Gleiwitz gewalzt. Die erste war die schwerste, die zweite die größte der Ausstellung, vielleicht der überhaupt jemals fabricirten.

Das Verzinken von Eisenblech und Draht ist in England sehr gebräuchlich, auch besteht in Paris schon über ein Vierteljahrhundert eine Fabrik dieser Art, welche vorzüglich verzinkte Küchengeräthe darstellt. Man nennt das Verzinken der Eisenplatten und Geräthe „Galvanisiren," die Waaren „galvanisirte," obgleich sie nur einfach dadurch erzeugt werden, daß man das von allem Oxyd befreite Eisen in ein Bad von geschmolzenen Zink eintaucht.

Gußwaaren von Zink finden eine bedeutend große Anwendung, und besonders zur Vervielfältigung von größern Kunstwerken, Statuen, Gruppen, Verzierungen in der Architektur und in Gärten u. s. w. hat sich das Zinkmetall in jeder Beziehung sehr zweckmäßig, haltbar und wohlfeil erwiesen, so daß für solche Zwecke in der neuern Zeit eine bedeutende Quantität von Zink jährlich verbraucht wird.

Hierzu kam in den beiden letzten Decennien die Verwendung des Zinks zur Darstellung des Zinkoxyds, sogenannten Zinkweißes, welches mit großem Vortheil statt des Bleiweißes zum Anstreichen benutzt

Digitized by Google

wird. In Frankreich ist die Zweckmäßigkeit der Verwendung des Zinkweißes sogar officiell aus polizeilichen und ökonomischen Gründen, aus den erstern, weil dadurch keine Nachtheile für die Gesundheit entstehen können, welches sowohl bei der Fabrication als bei der Anwendung des Bleiweißes der Fall ist, so sehr anerkannt worden, daß der Minister der öffentlichen Arbeiten und der Minister des Innern und des Ackerbaues, jener im Jahre 1849 und dieser im Jahr 1852, verordnet haben, bei Staats- und Departementalbauten überall, statt des Bleiweißes, allein Zinkweiß zu gebrauchen.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß im Laufe der Zeit die Zinkdarstellung im Großen noch manche Verbesserungen in technischer und ökonomischer Beziehung erhalten hat. Die Arbeit ist im eigentlichen Sinne eine Destillation, freilich in größerem Maßstabe, als sie in den chemischen Laboratorien betrieben wird. Eine große Zinkhütte erfordert daher sehr viele solcher Destillationsvorrichtungen, welche nicht allein sehr große Räumlichkeiten, sondern auch ein bedeutendes Arbeiterpersonal erheischen. Man hat mehrfach darauf gesonnen, den Darstellungsproceß in größern Oefen, etwa in dem Maßstabe von Hochöfen für Eisen, Blei u. dgl. zu bewirken. Manche Constructionen sind dafür erdacht worden, aber ihre praktische Anwendung ist stets an der großen Flüchtig- und Verbrennbarkeit des Zinkmetalls in der Hitze gescheitert. Es wird wohl wesentlich bei den bisherigen Destillationsmethoden verbleiben müßen, obgleich dabei immer noch durch das Verbrennen des Zinks einiger Verlust in dem Ausbringen gegen den wirklichen Gehalt der Erze statt findet.

Ein anderes reichhaltiges Zinkerz, die Blende (Schwefelzink) konnte man früher mit ökonomischem Vortheil nicht zur Zinkgewinnung benutzen, weil man kein geeignetes Verfahren kannte, den Schwefel aus der Blende zu entfernen, keine Methode ihrer vollständigen Röstung. In der Blende ist nämlich der Schwefel sehr innig an das Zink gebunden. Abgesehen von der ganz untergeordneten und unvollständigen Gewinnung des Zinks aus der Blende, wie sie schon im vorigen Jahrhundert in England statt fand, und der noch unvollständigen Darstellung desselben als Nebenproduct beim Schmelzen anderer metallischer Erze am Harz, war daher die in diesem Metall so reichhaltige Blende nirgends verhüttet worden. Die Blende, welche sehr häufig mit Blei-, Silber- und Kupfererzen vorkommt, schied man sorgfältig von den nutzbaren Erzen ab, und warf sie als völlig Unbrauchbares auf die Halden der Bergwerke. Vor etwa dreißig Jahren erfand aber der jetzt verstorbene Bergwerksbesitzer Christian Rhodius in Linz am Rhein besondere Röstöfen für die Blende, mit welchen sie völlig entschwefelt werden konnte. Die Verhüttung der Blende fand in Schlesien zuerst auf der Wilhelmshütte durch den Hütteninspector Reitland statt. Die Erfindung verbreitete sich bald, ihre Anwendung ist sowohl auf dem Continent als in England eine allgemeine geworden, und jetzt ist die Blende ein vortrefflich nutzbares Zinkerz, welches vollständig mit dem Galmei concurrirt. Es ist nicht allein die Blende an vielen Orten wieder aus den alten Halden ausgeklaubt worden, sondern man hat auch Bergwerke eröffnet, welche bloß Blende liefern, oder solche, welche früher grade deshalb nicht mit Vortheil betrieben werden konnten, weil die sonstigen metallischen Erze zu viel Blende mit sich führten. Jenes Verdienst von Ch. Rhodius ist bei der Ausstellung in Paris 1855 auch würdig anerkannt worden. Blende mit nur einem halben Procent Arsenikgehalt gibt nach schlesischen Erfahrungen kein walzbares Zink.

Noch ein anderes Zinkerz, welches bloß in New-Jersey in Nordamerika vorkommt, nämlich das Rothzinkerz (Zinkoxyd mit etwas Manganoxydul) ist in jüngster Zeit für die Zinkgewinnung zur Anwendung gekommen. Das Rothzinkerz findet sich zusammen mit ebenfalls zinkhaltigen Eisenerzen (mit Franktinit). Dieses Gemenge beider Erze wird sowohl auf Zink, als auf Eisen verarbeitet, indem zuerst das Zink abdistillirt wird und die Rückstände in Hochöfen zu Eisen verschmolzen werden. Genauer ist das Verfahren bei diesen Processen in Europa noch nicht bekannt geworden. Versuche, in Schlesien und in den Rheinlanden angestellt, um beide Metalle aus zink- und eisenhaltigen Erzen zu gewinnen, sind bisher ohne günstigen Erfolg geblieben.

Digitized by Google

Neben dem Zink wird zuweilen, namentlich in Oberschlesien und in benachbarten Theilen des Königreichs Polen, noch ein anderes, das Zink in geringer Quantität begleitendes Metall gewonnen, nämlich Kadmium. Bei der großen Ausstellung vom Jahr 1862 in London, waren Bleche von Kadmium in der Abtheilung für Russisch-Polen ausgestellt. Es sind dies bloß Versuche, welche sich noch nicht zu einem Fabrikbetriebe gesteigert haben. Ein solcher dürfte auch kaum vom Kadmium zu erwarten sein.

Um aber zu zeigen, wie groß die jährliche Production an Zink in dem größern Theile von Europa geworden ist, in welchem Zink dargestellt wird, und welche commercielle Bedeutung dieses Metall bereits gewonnen hat, geben wir folgende Zahlen dafür an:

Preußen hatte im Jahr 1864 folgende Zinkproduction:

	Quantität in Ctr.	Werth in Thlr.
Rohzink . . .	1,184,930	7,225,469
Zinkweiß . .	41,262	332,929
Zinkblech . .	308,247	2,339,590

Belgien im Jahr 1861 (von spätern Jahren ist die Production nicht anzugeben) erzeugte 826,480 Centner Zink im Werth von 5,333,000 Thalern, Großbritannien im Jahr 1864 80,800 Centner und zwar größtentheils aus Blende, Oesterreich 1862 24,713 Centner im Werth von 235,342 Thalern, Königreich Sachsen 1863 37 Centner im Werth von 220 Thaler und Hannover und Braunschweig (Communion-Unterharz) 1864 23 Centner im Werth von 123 Thalern. Die nicht unbedeutende Zinkproduction des Königreichs Polen können wir nicht angeben, sie ist aber größer, als diejenige von Oesterreich.

Nach dieser Uebersicht wird also bei Weitem die größte Quantität Zink von Preußen auf den Metallmarkt gebracht.

Die natürlichen Hauptniederlagen von Galmei befinden sich in Oberschlesien bei Tarnowitz und Beuthen, und ziehen sich auch von geringerm Werthe in das benachbarte Königreich Polen, nämlich in die Gegend von Olkusz, hinein. Für die Gesellschaft des Altenbergs ist bisher der reichhaltige Galmeistock dieses Namens die vorzüglichste Quelle ihrer Galmeigewinnung gewesen, aber auch noch andere Gruben derselben Gegend liefern ihr das Rohproduct. Dann besitzt dieselbe Gesellschaft eine Anzahl reichhaltiger Blendegruben auf der rechten Rheinseite in der Gegend von Cöln. Sie hat ferner seit einigen Jahren einen großartigen Bergbau auf Blende in Schweden eröffnet, bezieht auch bedeutende Quantitäten Galmei aus der Provinz Santander in Spanien, welche am Altenberge und zu Lüttich verhüttet werden. Nach England wird ebenfalls aus Santander Galmei eingeführt und zur Zinkdarstellung benutzt. In der letzten Gegend fehlt es an Brennmaterial zur Verhüttung der Erze an Ort und Stelle ihres Vorkommens und daher müssen sie in's Ausland dahin verführt werden, wo sich Zinkhütten befinden. Unter den andern Punkten, an welchen noch dieses Erz vorkommt, zeichnet sich die erst seit ungefähr einem Decennium zur größern Bedeutung gelangte Lagerstätte bei Iserlohn aus, welche von der märkisch-westphälischen Bergwerksgesellschaft gebaut wird. Die jährliche Zinkproduction dieser Gesellschaft beträgt in der jüngsten Zeit an 50,000 Centner. Die Galmeigruben zu Wiesloch im Baden'schen sind nahezu ganz abgebaut.

Die berg- und hüttenmännische Industrie hat durch die Zinkgewinnung im Allgemeinen einen bedeutenden Aufschwung erhalten, und darin wird in der nahen Zukunft noch viel Größeres geleistet werden, da es an hinreichenden Erzen, namentlich in Preußen, nicht fehlt. Das Zinkmetall bewährt immer mehr seine sehr allgemeine Nützlichkeit, und daher wachsen auch die Productionen.

Neues vom Büchertisch.

Dreyse, Nicolaus von, und die Geschichte des preußischen Zündnadelgewehrs. Mit dem Porträt von N. von Dreyse. 8. Berlin, Haude- & Spener'sche Buchh. $^{1}/_{6}$ Thlr.

Lachmann, A., Neueste illustrirte Münz-, Maass- und Gewichtskunde. 4. Auflage. 23. Lieferung. Lex.-8. Leipzig, M. Schäfer. $^{1}/_{3}$ Thlr.

Morlok, G., Sammlung ausgeführter ländlicher Bauten. 16 Tafeln in Lith. u. Farbendruck. 2. Ausg. Fol. Esslingen, Weychardt. 2 Thlr.

Scharff, F., Ueber die Bauweise des Feldspaths. gr. 4. Frankfurt a. M., Winter. 1 Thlr.

Von jenseits des Oceans.

Lose Blätter

von

Udo Brachvogel.

II.

Die City von New-York.

Wie Recht hatten jene Holländer, die auf der Südspitze des Manhattaneilandes eine Handelsstadt gründeten! Welcher Reichthum von Uferbildung, welch' geschütztes Fahrwasser rings umher! Alle Schiffe, welche damals Meere befuhren, konnten an die Kais von New-Amsterdam anlegen und gemächlich eines neben dem anderen ausgeladen und im Austausch gegen die Sendungen der alten Welt mit den begehrten Rohproducten der neuen befrachtet werden. Jeder Handelshof, jede Factorei stieß damals direct an's Wasser und die steigende Fluth hob die größten Fahrzeuge dicht an die Thore der Speicher und Waarenlager, während nach der Mitte des langgestreckten Insellandes hin Gärten, Wohnhäuser, Kirchen und Werkstätten lagen. Und ein unabsehbares Gestade blieb noch zukünftigen Geschlechtern zur Bevölkerung, zur Bebauung mit Landungsbrücken!

Ahnte wohl einer jener Holländer, daß eine Zeit kommen könne, da diese Uferflächen nicht mehr Raum genug zum Anlegen der hier zusammenströmenden Handelsgeschwader geben würden? Eine Zeit, da man nicht nur die gegenüberliegenden Gestade, die damals noch Indianerstämmen zu Lagern dienten, zu Hilfe nehmen, sondern noch zu einem sinnreichen Mittel werde greifen müssen, um die Länge all' dieser von der Natur gebotenen Landungsflächen zu verzehnfachen? Gewiß nicht. Und doch ist nach kaum 240 Jahren diese Nothwendigkeit eingetreten. — Wie Dido das Ochsenfell in Streifen schnitt und so genug Land umspannen konnte, um ihr Carthago darauf zu bauen, so hat New-York durch die Schöpfung künstlicher Ufer für zehnmal so viel Schiffe Landungsplätze gewonnen, als es trotz seiner verschwenderischen natürlichen Uferentwicklung von Haus aus bieten konnte. Dies ist durch die Erbauung zahlreicher Piers (Landungsbrücken) bewerkstelligt. Diese bis zu 50 Fuß breiten und zu 400 Fuß langen Brücken strecken sich in grader Richtung in den Eastriver und und in den Hudson hinein, weit genug von einander entfernt, um das Ein- und Auslaufen in die zwischen ihnen sich ausdehnenden Wasserstreifen einer drei- und vierfachen Reihe von Schiffen jeglichen Calibers zu gestatten. Nicht nur die Südspitze des Manhattaneilandes, auf welcher sich das handeltreibende New-York vornämlich zusammendrängt, starrt nach allen Seiten von solchen Landungsbrücken, die strahlenförmig von den Ufern ausgehen, nein, schon reichen dieselben meilenweit am Ufer des Hudson und Eastriver hinauf, schon drängen sie sich an den gegenüberliegenden Ufern von Brooklyn und Jersey und bieten ihre

Digitized by Google

Gastlichkeit den Seefahrern der ganzen Welt. Und diese machen redlich Gebrauch davon, denn zwischen diesen Piers drängen sich die Masten aller Nationen und oft müssen neuangekommene Schiffe Wochen lang im Hafen liegen, ehe sie einen Platz an einer dieser Landungsbrücken zum Ausladen erhalten können. Fuhrwerke aller Art, die vom Kai aus den Pier bis zu seinem Ende befahren und dort umwenden können, vermitteln den Transport der ein- und auszuladenden Güter zwischen den Schiffen und den Magazinen auf dem Lande, und es wird einen Begriff davon geben, was auf diesen Piers hin- und hergeschafft wird, wenn man folgende Zahlen in Betracht zieht. — Die Einfuhr betrug im ersten Semester 1866 163,403,031 Dollars, die Ausfuhr 153,521,347 Dollars. Diese Summen normiren den Verkehr mit dem Auslande. Man wird das Fünffache hinzurechnen dürfen, um annähernd den Werth aller im New-Yorker Hafen aus- und eingeladenen Güter während derselben Periode zu firiren. Das ist erstaunlich, aber New-York monopolisirt Alles; es ist das absolute Emporium eines jeden Zweiges nordamerikanischen Handels. Boston, Philadelphia, Baltimore und New-Orleans, so bedeutend diese Plätze an und für sich sind, verschwinden dagegen schattenhaft. Die Verbindung mit Europa ist ausschließlich in seinen Händen; hier ist der Stapelplätz alles Ex- und Importes, hier mündet der Strom der Einwanderung, und die Gesetze des Geld- und Waarenmarktes für den Continent des Columbus werden hier dictirt.

Die Straßen mit ihrem ameisenartigen Treiben — selbst die breitesten sind für eine so neue und lebenwimmelnde Stadt zu schmal — zeigen stets ein und dasselbe: ein ruheloses, im Dienste des Geschäftes hin- und herhastendes Gewühl von Menschen, Wagen, Karren und Pferdeeisenbahnen. Mit Ausnahme der Polizeibeamten, die als praktisches Abzeichen ihrer Würde einen höchst malerischen Knüppel von Hikoryholz schwingen, gibt es hier keine uniformirten Individuen, ebensowenig begegnet man irgend einer Livree. Ueberall Staub, Gedränge, rastlose Eile und Beschäftigung nur mit sich selbst. Auf allen Gesichtern ein und derselbe Ausdruck — die Jagd nach Verdienst. Und so ist denn auch in keiner zweiten Stadt der Welt der Kreis vom Zündhölzchen- und Zeitungsjungen, der seinen armseligen Kram um den keuchenden Kindernacken trägt und unter der Marmortreppe irgend eines Bankhauses seine Abendbilance von zehn Cent zieht, bis zum Fürsten des Imports, der seine Kisten und Ballen durch vier und fünf Etagen seiner Marmor- und Braunsteinpaläste aufthürmt, größer, bewegter und reicher von Wechsel und Chance für einen Jeden. Ja, Mercur und seine Jünger feiern hier Saturnalien, und vor allem ist es der südliche, in die Battery auslaufende Theil der Riesenstadt, der dem Cultus dieses weltbeherrschenden Gottes angehört. Dieser Theil von New-York, die untere Stadt (down town) genannt, bildet zwischen Eastriver, Hudson und der Vereinigung beider ein landzungenartiges Dreieck, dessen Seiten etwa $1^1/_2$ englische Meile lang sind. Den südlichsten Punkt dieser Landzunge bildet Castle Garden, ein großes, zum Theil hölzernes Etablissement, welches, mehr im wie am Wasser stehend, zum temporären Aufenthalt der eben anlangenden Einwanderer bestimmt ist. Der Platz davor, die eigentliche äußerste Südspitze New-Yorks, ist parkartig mit schönen Bäumen bepflanzt und führt den Namen „Battery.“ Welche Aussicht genießt man von hier! Da liegt die Bai, weit und prachtvoll vor Dir, von Schiffen übersäet, von Kähnen bevölkert; jenseits, nach Süden in leisem Dufte schwimmend, das blühende Staten Island, östlich Long Island mit dem majestätischen Brooklyn, im Westen Jersey mit Jersey City und Hoboken mit schwellenden Hügeln und schimmernden Villages dahinter!

Aber reiße Dich los von dem reizenden Anblicke; trinke noch einen vollen Zug der herrlichen Seeluft und dann wende Dich nordwärts — den Broadway empor. In schnurgrader Richtung erstreckt er sich von der Battery und durchschneidet als scharfe Diagonale zuvörderst das Straßengewirr der unteren Stadt, welches auch nicht annähernd die fast mathematische Regelmäßigkeit der oberen Gegenden zeigt. Obgleich hier ebensowenig wie in den neuen und neuesten Theilen New-Yorks das existirt, was der Europäer alte Gebäude und alte Straßen nennt, so hat man doch bei der Kostbarkeit des Raumes hier unten den ursprünglichen Plan einhalten müssen, der in zufälliger Willkür von den ersten Erbauern

Digitized by Google

und deren Nachfolgern aufgestellt wurde. Und so thürmen sich denn hier vier bis siebenstöckige, meist neue Gebäude, von drei bis zwanzig Fenster Front, längs schmaler, mittelalterlich gewundener und elend gepflasterter Straßen empor. In diesen Straßen aber welch' ein Leben! In diesen Häusern welch' ein Treiben! Von den Kellern, deren in der Regel zwei unter einander sind und welche unter der Straße bis zum Rinnstein und weiter reichend, ihr Licht durch zolldicke Glasplatten oder Eisengitter empfangen, die in die Trottoirs eingelassen sind — von diesen Kellern bis unter die platten Dächer gehört jeder Quadratzoll dem Geschäft. Windewerke verbinden den untersten Keller mit dem höchsten Bodenraum, Offices (Comptoirs) nehmen die ersten Etagen ein, die übrigen dienen zu Verkaufslocalen, Waarenlagern und Remisen. Hier ist Alles im Großen und Großartigen. Die verschiedenen Branchen ordnen sich nach Vierteln und Straßen; so ist Cedar Street das Quartier der Droguisten, die ersten Viertel des Broadway gehören den Wollhändlern, Wall Street und Exchange Place sind die Domänen des Geldmarktes, Park Row und Nachbarschaft nehmen die großen Zeitungsetablissements und die Dampfdruckereien ein, die Straßen von Park Place bis Canal Street bilden den Riesenbazar für Dry Goods (Ellenwaaren) 2c. Wie praktisch dies ist bei einem Weltmarkt, wo Hunderttausende von Käufern aus allen Welttheilen zusammenströmen, leuchtet ein.

Die Straßen, wie gesagt, sind bis auf drei oder vier Hauptstraßen elend gepflastert, schmutzig und durch Pferdeeisenbahnen, die ganz New-York spinnennetzartig überziehen, nicht eben sauber und gangbar gemacht. In den Häusern aber, an deren hohen Guillotinenfenstern keine Gardinen oder sonst ein Zeichen wohnlichen Daseins zu gewahren ist, führen schmale, unsaubere Treppen empor; die Aufwindemaschinen knarren durch alle Stockwerke, die Hausräume werden durch Kisten und Ballen versperrt, die Comptoirs sind tief, trotz der großen Fenster nicht hell, und ungemüthlich — aber diese Ballen und Kisten enthalten die Schätze fernster Zonen, Millionäre steigen diese Treppen auf und ab, und Hunderttausende werden in einer Viertelstunde in die Bücher dieser wenig comfortablen Comptoirs eingetragen.

Wohnungen gibt es in der unteren Stadt, mit Ausnahme gewisser Quartiere am Eastriver, gar nicht. Diese Quartiere aber gehören dem Cultus des Whiskey, der armseligsten Prostitution, den Chinesen, die einige hundert Köpfe stark mit Cigarren hausiren und Kellerwürmer zum Diner nehmen, ferner dem irischen Elend, welches sich rattenkönigartig in scheußlichen Phalansterien zusammennistet, und endlich dem Verbrechen. Hier existirt eine Art Menschen, die vielleicht das ganze Jahr, möglicherweise ihr ganzes Leben nicht das obere New-York mit seinen fashionabelen Vierteln, seiner soit disant aristokratischen Eleganz und den Regionen des Centralparks zu sehen bekommen. Wohnungen gibt es in der unteren Stadt nicht. Seine Wohnung oder vielmehr sein Haus, denn der Amerikaner bewohnt wie der Engländer „ein Haus,“ hat der New-Yorker in der oberen Stadt in Brooklyn, Hoboken, oder auf dem sonnigen Staten Island. Er findet es natürlich, mit Equipage, Dampfschiff, Eisenbahn, Omnibus oder zu Fuß jeden Tag einige Meilen zu reisen, um in sein Geschäft zu kommen, und Abends wieder denselben Weg zurück zu machen, um in seiner Häuslichkeit, wohin kein Ton, kein Echo aus seiner geschäftlichen Existenz dringt, sein Bad und sein Souper zu nehmen.

Von öffentlichen Gebäuden besitzt New-York vielleicht nur drei, die es verdienen, mit einer gewissen Auszeichnung genannt zu werden. Es ist dies die ehemalige Börse, das jetzige Costumehouse (Zollamt) ein Bau in Granit mit einer imposanten dorischen Säulenfront, das Schatzamt, eine genaue Copie des atheniſchen Theseion in hellem Marmor und endlich die Tombs. Diese haben, in altägyptischem Stile, mit kleinen nach oben sich verengenden Fenstern und Thüren aus großen grauen Steinquadern, nicht allzuhoch der Erde entwachsend, den Zweck eines Gefängnisses. Schatzamt und Zollhaus würden einem freien Platz zur schönsten Zierde gereichen; jetzt stehen sie ringsum von Häusern umdrängt auf einer Straße, die zwar eine Weltberühmtheit besitzt, diese Weltberühmtheit jedoch nicht ihrem architectonischen Lustre, sondern dem des Goldes und seiner Aequivalente verdankt. Es ist Wall Street, die tief in der unteren Stadt, gegen-

über von Trinity Church, der gothischen Kathedrale New-Yorks, in den Broadway rechtwinklig einmündet und das Viertel der Bankiers, Geldmakler und Werthhändler ist. In ihr stößt Bankgeschäft an Bankgeschäft; in den Souterains, Parterres und in den verschiedenen Etagen gibt es deren Gold- und Silbermünzen, sowie Barren und Erzstufen der edlen Metalle liegen in den Schaufenstern, daneben Papiere jeglicher Art, die nur einen irgendwo mit baar notirten Werth repräsentiren. In dieser Straße wurde das Märchen der rue Quincampoix und der Law'schen Zettelbank während des jüngsten Krieges wieder Wahrheit; hier feierte die roheste, plumpste und zugleich wildeste Spekulationswuth ihre Orgien. Das Schwanken des Goldagios war es, welches hier binnen vierundzwanzig Stunden aus armen Teufeln reiche Leute — aus reichen Leuten Bettler machte. Daneben aber gingen die solidesten und wohlfundirtesten Geldgeschäfte ihren ruhigen, aristokratischen Weg; unbekümmert um den Hexensabath, in dem das entfesselte Spekulationsdelirium seine sittenlosen Patienten hart an ihren Schwellen vorüberwirbelte, wichen sie keinen Moment von den hergebrachten Regeln eines wohlüberlegenden, ehrenwerthen Verkehrs ab. Seit Ende des Krieges ist Wall Street wieder ruhiger. Die Millionen die dort ebben und fluthen, thun dies jetzt im Bett althergebrachter wohlnormirter Verhältnisse, und der Teufel der Agiotage hat Glacehandschuhe über seine Krallen gezogen und seinen Pferdefuß unter einer modernen Gamasche untergebracht.

Von den andern Straßen die den Broadway rechtwinklich durchschneiden sei Fulton Street erwähnt, die den Eastriver mit dem Hudson verbindet und eine der belebtesten Dampffähren an ihrem Ausgange hat. Weiter herauf geht der Broadway über den City Hall (Stadthaus) Park, und an diesem Stadthause selbst vorüber. Dies wichtige Gebäude könnte für eine der lieblichsten Inspirationen des Cavalieri Bernini gelten, so ausgebildet trägt es den geschmacklosesten Zopfstil zur Schau. Hinter dem Stadthause wird im Augenblick von lichtem Vermonter Marmor ein anderes öffentliches Gebäude errichtet, dessen Verhältnisse einfacher und dessen Stil würdiger zu werden versprechen.

Hier bei City Hall endet die eigentliche untere Stadt, und wiewohl der Name mittlere Stadt für den Theil New-Yorks von City Hall bis zur ersten Biegung des Broadway und zu Union Square, wo die obere Stadt beginnt, nicht üblich ist, so wäre diese Bezeichnung doch aus mehr wie einem Grunde vollkommen gerechtfertigt. Bedienen wir uns denn herzhaft derselben und eilen wir den Broadway weiter empor. Die Stadt wird breiter, lichter; die Fußgänger sind hier weniger hastig und rücksichtslos; unter ihnen sind schon mehr und mehr Damen, und sogar elegante Damen, wirkliche Ladies, wie unter der Fülle von Frachtwagen, Karren und Omnibussen schon mehr und mehr Privatequipagen bemerkbar. Am Broadway sind die elegantesten und größten Detailgeschäfte, auf der Bowery, der zweiten großen Verkehrsroute New-Yorks, weniger elegante, weniger theure, aber nicht weniger umfangreiche. Die Bowery läuft dem Broadway ziemlich parallel, und auf ihr entwickelt sich ein Treiben nicht minder großartig, wie auf jenem. Aber der Broadway ist der Aristokrat und schließt seine Geschäfte um sechs, spätestens sieben Uhr, — die Bowery ist die Plebejerin und macht erst um Mitternacht Feierabend. — Dort trägt man lackirte Stiefel und zahlt dreifache Preise, hier geht man auf benagelten Sohlen und kauft um das Einfache. Der Broadway hat ein leidliches Pflaster und hübsche weiße Omnibusse vermitteln den Personenverkehr auf ihm — die Bowery ist holperig und schmutzig, und Pferdeeisenbahnen fahren auf ihr auf und ab. Es ist unglaublich, wie der echte New-Yorker auf die Bowery herabsieht, die doch breiter ist wie der Broadway, ach, und auf der man rechts und links deutsch sprechen hört.

Ja, deutsch! Die Bowery durchschneidet und begrenzt jenen großen Theil New-Yorks, der „Kleindeutschland" heißt. Kleindeutschland! Siehe nur auf die Wirthshausschilder und bleibe ganz gleichgültig, wenn Du liest: „Zum alten Vater Rhein," oder „Zur Neckarlust!" Und „Lagerbier" wohin Dein Auge blickt! Man kann nicht behaupten, daß dieser weitgedehnte Stadttheil, es wohnen jetzt wohl 200,000 Deutsche hier, besonders schön wäre; auf den Straßen findet

man Kinder zu Tausenden und Schmutz zu Haufen — aber Abends klingt aus der ersten besten Schenke von lustigen frischen Stimmen: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten," oder „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein." Du aber, mein Freund, der Du vorüberschreitest und der Du einst daheim selber so sangest, Du fährst wohl zur Stirn und flüsterst: „Grüß Dich Gott, mein fernes Deutschland, und grüße Gott jeden, der hier Deine Lieder singt."

Kleindeutschland! Es ist nicht die deutsche haute volée — o nein, die wohnt dort, wo das amerikanische high life sein Dasein hat — es sind die Handwerker, die hier mit Ameisenfleiß und Tausenden von Händen ehrlich und treu schaffen, die hier wohl einen größern Verdienst wie in der Heimath, aber auch um so viel höhere Ausgaben haben. Sie schwärmen meistens für Freiheit, aber am liebenswürdigsten sind sie, wenn sie am Feierabend hinter ihrem Glase eines jener Lieder anstimmen, die sie am Rhein oder an der Donau sangen, und wenn bei Nennung des Namens „Deutschland" ihr Auge höher blitzt, und der ganze Chor dann losbrüllt: „Das ganze Deutschland soll es sein!"

New-York ist die dritte deutsche Stadt der Erde, und man kann getrost behaupten, daß die Zahl unserer Landsleute hier die 200,000 längst überschritten hat.

Zwischen Broadway und Bowery, recht im Mittelpunkt der Stadt, liegt auch das berüchtigtste Viertel der Stadt, die five points. Ueberhaupt ist es erstaunlich, wie in dieser Stadt, die doch schon so viel des Erstaunlichen bietet, das Elend, das Verbrechen, der Schmutz der tiefsten Gesunkenheit, ganz nahe benachbart dem größten Glanze und der Entwicklung höchsten gesellschaftlichen und geschäftlichen Pomps nisten. Es ist wie ein Traum, wenn man sich kaum dreihundert Schritte von dem rauschenden Leben und der Eleganz des Broadway entfernt, in der dumpfen, staub- und moderqualmenden Atmosphäre der schmierigen Ziegelbaracken dieser five points befindet. — Erstaunt mißt der dort stationirte Polizist Deinen anständigen Anzug, und wenn Du ein wenig verwundert umherblickst, tritt er auf Dich zu und zeigt Dir lächelnd den Weg, denn er sieht, daß nur ein Irrthum Dich hierher geführt. Die blutige Romantik diese five points gehört übrigens vergangenen Tagen an, da die jetzt niedergerissene Old Brewery noch der Schlupfwinkel jedes criminalistischen und socialen Gräuels war. Die Whiskeykneipen in den Kellern der heutigen five points stehen unter strenger polizeilicher Controle, und man kann getrost vorübergehen, ohne wie einst, fürchten zu müssen, in einen dieser Keller auf Nimmerwiedersehen heruntergezogen zu werden. Das Ganze ist jetzt nur noch mehr ekelerregend als gefährlich. Ersteres aber in einem hohen Grade. Das Pflaster ist selbst für New-York abominabel, und der Schmutz darauf unbeschreiblich; vor einigen Kellern liegen Haufen von Lumpen, die von Negerkindern sortirt werden, deren Kleidung sich kaum von den Glanzstücken des Sortiments unter ihren Händen unterscheidet; aus jenen Kellern, in welche man mehrere Stufen hinabsteigen muß, qualmen die ekelhaftesten Alkoholmiasmen, und tönen lärmende Stimmen, darunter Frauenstimmen, in denen auch das letzte Atom menschlichen Wohllautes erlosch. Man sieht auf diesem Pflaster Gestalten, im Vergleich mit denen noch die roheste Bestie eine Trägerin der Grazie ist.

Fort von hier, zurück zum Broadway! Die Fluthen seines rauschenden Lebens mögen uns weiter aufwärts tragen. Hier ist Barnum's Museum, mit Fahnen, Bildern und Placaten, wie eine echte, aber colossale Jahrmarktsbude ausstaffirt. Eine Riesenfahne mit den Abbildungen seiner vornehmsten Sehenswürdigkeiten ist quer über die Straße gespannt. Wer darunter passirt, muß darauf blicken, und von Tausenden, die darauf blicken, geht auch einer hinein. Und was will der alte Phineas mehr? Wir kommen an einem halben Dutzend Theater, die sich aber von den Nachbargebäuden wenig abheben, vorüber, einige Riesenhotels, wie „Metropolitan" und „St. Nicolas" fallen uns auf; im Uebrigen ist noch Alles Geschäft bis unter die Dächer. — Ueberall werden kleine, ältere Gebäude eingerissen und neue Marmor- oder Braunsteinpaläste an ihre Stelle gesetzt, und die Haufen Material, Ziegel, Steine rc., die dazu dienen und auf einer Seite der Straße aufgethürmt werden, bedecken sich im Nu mit Placaten und Affichen aller Art. Annoncen, groß wie Kahnsegel, mit fußhohen grellen Buchstaben

Digitized by Google

und Abbildungen aller Art, gewahrt das erstaunte Auge. Man muß es sehen, und wer sieht — kauft auch. — Das Publicum aber zum Sehen zu zwingen, das ist die Kunst, die hier aus elenden Pillendrehern und Pulverstampfern schon Millionäre gemacht hat. Wo bleibt Europa daneben? — Ein maskirter, stämmiger Mann wandelt die Trottoirs auf und ab, auf dem Rücken seines rothen Rockes ist in grellweißen Buchstaben irgend ein Schönheitsmittel, ein Medicament, ein Gesundheitsliquor angepriesen. Andere tragen auf Stangen große bunte Tafeln mit der Firma eines Hühneraugenoperateurs, während die andere Seite der Tafel einen Riesenfuß mit mehreren scharlachrothen Chimborasso's von diesen plagenden Fußübeln zeigt. Was in Europa nur der fameuse Kiselack möglich gemacht, hier ist es ein ganz Gewöhnliches. An Hausgiebeln, an Felsenwänden, auf Dächern, wo kaum der verwegenste Kletterer sich hinwagt, liest man Firmen und Ankündigungen. Hunderte von Männern und Buben stecken dem Vorübergehenden Karten und Annoncen zu. Und nun — erst die Zeitungen! Wie Gespenster, mein lesender Freund, verfolgen Dich gewisse Worte; wohin Du siehst, mußt Du sie lesen. Eines sei statt vieler herausgegriffen. Sozodont. Dies ist ein Zahnmittel, mit welchem jetzt in der That die ganze Union sich die Zähne putzt. Aber wie ward dies erreicht? Ganz natürlich und einfach: Du nimmst irgend ein Journal zur Hand und willst das Neueste von Washington lesen. Ehe Du Washington findest, liest Du bereits in großen und verzierten Initialen „Sozodont." Du sitzest in der italienischen Oper und studirst die Personen des Troubadour: Signora Boschetta, Signor Formes, zuletzt Cavalieri, Soldati — und — Sozodont, durch einen kaum sichtbaren Strich von den Personaggi getrennt. — Die Trottoirs New-Yorks liegen wie eine Stufe etwas höher als das übrige Pflaster; eben überschreitest Du eine Querstraße und hebst, um auf das Trottoir zu steigen den Fuß nicht hoch genug, Du stolperst, und während Du das verlorene Gleichgewicht mit Mühe wieder zu erringen strebst, fällt Dein Auge naturgemäß auf den Rand der erhöhten Granitplatten. Du gewahrst schwankend große Buchstaben, und da Du selbst wieder zu schwanken aufhörest, stehen auch jene Buchstaben fest und Du erkennst: „Sozodont." — Du gehst auf's Land, ein Dampfer entführt Dich der Stein- und Ziegelwüste New-Yorks, den Hudson hinauf, und an einem reizenden Dörfchen von Wald und Hügeln umgeben landest Du. Wie eine Idylle liegt es da, und Du eilst den kurzen Uferweg hinauf. Am Ende des Weges steht auf zwei Pfählen eine stattliche Tafel; Du glaubst es sei der Name des Orts und willst Dich mit seiner Orthographie vertraut machen, da buchstabirst Du „Sozodont." Bei 95 Grad Fahrenheit steckt man Dir an einer schatten- und zuglosen Ecke einen Papierfächer in die Hand; aufathmend fächelst Du Dir, den unbekannten schnell verschwundenen Geber segnend, Luft zu, und nun liest Du auf dem Fächer, hundertmal nebeneinander das Wort „Sozodont." So geht es fort auf allen hervorragenden Punkten, längs der Eisenbahnen liesest Du es, in Kalendern, in Coursbüchern, unten auf der Steinschwelle von Kirchen, in spanischen, deutschen, französischen, englischen und scandinavischen Journalen stößt es Dir auf, in Versen und Prosa, in Annoncen und Anekdotenform präsentirt sich seine Anpreisung. Das fatale Wort nistet sich in Deine Seele; es wird zu einer Macht, die Dich verfolgt, die Besitz von Dir nimmt, und nicht eher gewinnst Du Deinen Frieden zurück, als bis Du Dir eine Flasche der ominösen Mixtur gekauft, und so den Zauber gebrochen. Und wenn es nun Hunderttausenden so geht — das, sollte man meinen, deckt schon die enormen Kosten einer so wohl organisirten, colossalen Reclame.

Dr. Brandreth, ein Mann der durch Blutreinigungspillen ein Millionär geworden, gibt jährlich 50 bis 60,000 Dollars für solche Annoncen aus.

Doch wohin schweift die Feder ab? Noch geht es ja mit dem Strome den Broadway aufwärts, und noch immer folgen wir diesem Strome. Je mehr man sich von der unteren Stadt entfernt, desto fashionabler wird es; schon kreuzen wir Straßen, die nicht mehr dem Geschäft gehören, sondern schon von guter Gesellschaft bewohnt werden, wo es still ist, schöne Baumreihen tiefen Schatten geben, und Equipagen mit stattlichen Negern auf dem Bock vor den Häusern warten. Endlich

erreichen wir Grace Church (Gnadenkirche) einen gothischen Bau in grauem Stein ausgeführt, der den Broadway in seiner ganzen Breite absperrt und ihn auf diese Weise nach einem schnurgraden Lauf von $2^1/_2$ englischen Meile zwingt, die erste Biegung zu machen. Noch ein Blick sei auf ihn zurückgeworfen. Man vermeint ein langes, immer schmäler werdendes Band zu sehen mit Tausenden von Figuren und Arabesken darauf, die lebendig unter einander wimmelnd ein Bild hin und her vibrirenden, ameisenartig kribbelnden Durcheinanders bieten.

Jenseits Grace Church, die den Schlußstein des unteren Broadway bildet, sowie jenseits des Cooper-Instituts, welches die Bowery abschließt, beginnt die obere Stadt. Sie ist so durchaus verschieden von dem bisher durchwanderten New-York, daß es nöthig sein wird, ihr mit ihren aristokratischen Quartieren, dem Centralpark und dem hinter ihm entstehenden Zukunfts-New-York den Raum eigener Blätter zu gönnen.

Jene Linie aber, die vom Hudson zum Eastriver gezogen, die Manhattaninsel quer durchschneidet, und die Nordenden des untern Broadway und der Bowery tangirt, sie ist als die Grenzlinie des oberen und unteren New-Yorks anzusehen. Diese Linie aber zu überschreiten, ohne des erwähnten Cooper-Institutes und seines hochherzigen Gründers ein wenig ausführlicher zu gedenken, wäre ungerecht und undankbar.

Ein Braunsteingebäude im Renaissance-Stil von außergewöhnlichen Dimensionen, erhebt sich dieses Institut am Ende der Bowery. Seine Erbauung ist das Werk Peter Coopers, eines Mannes, der den reichen Erwerb eines rastlos thätigen Lebens dahingab, um der Bildung des Volkes, dem er selbst entstammte, eine glänzende Heimstätte zu gründen. Weil nach seinem eigenen Ausspruch er selbst die Mängel einer geringen Jugendbildung tief und tiefer empfand, je mehr er erreichte, darum wollte er dem Arbeiterstande und den unbemittelten Volksschichten die Möglichkeit bereiten, ohne Opfer an Zeit und Geld leicht so viel geistiges Besitzthum zu erwerben, wie nöthig ist, auf der Basis des Handwerks und der Arbeit die höchsten Ziele zu erreichen. In diesem Sinne wurden in dem Institut vor Allem unentgeltliche Schulen für alle diejenigen Wissenschaften und Fertigkeiten eingerichtet, die in Europa auf den polytechnischen Schulen gelehrt werden. Ferner enthält das Cooper-Institut eine Gemäldegalerie, Lesezimmer, in denen etwa 300 Zeitungen, darunter 30 deutsche, aufliegen, eine Bibliothek, ein Kunstinstitut für das weibliche Geschlecht und ein musikalisches Departement. Sechshundertfunfzigtausend Dollars betrug die Fundationssumme; die Miethe für die Läden des Erdgeschosses und des großen Saales, der für Versammlungen rc. hergegeben wird, kommen dem Institut zu Gute, dessen jährliche Ausgaben (da es seine Wohlthaten unentgeltlich spendet) eine enorme Höhe erreichen.

Daß einem solchen Institut das Gedeihen nicht fehlt und daß Coopers Namen mit dem Peabodi's und Girard's (Philadelphia) von Hunderttausenden von Lippen mit Dank und Segenswünschen immerdar genannt werden wird, das liegt auf der Hand. Europa aber bleibe in der Bewunderung solcher Friedenshelden nicht zurück und erkenne, daß die neue Welt so manche Größe besitzt, deren Ruhmeskränze wohl schlichter aber nicht weniger unverwelklich sind, wie die seiner Schlachtenorophäen und Kriegsfürsten.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Nro. 27 der zweiten Folge. **Der ganzen Reihe Nro. 123.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

December 1866.

Die Thalfrau.

Eine Novelle

von

Bernd von Guseck.

V.

Aus der stillen Gebirgseinsamkeit nach der Wagenfahrt eines Tages, den rinnenden Bergwassern thalwärts folgend, plötzlich in die lärmende drangvolle Hast eines vollbesetzten Eilzuges geworfen! Und weiter ohne Aufenthalt irgendwo im Anschlusse der sich kreuzenden Eisenbahnen, immer weiter! Was bewog denn Arnold zu dieser sinnverwirrenden Eile? Frau Hedwig würde sich noch mehr verwundert haben, wenn sie gewußt hätte, daß er trotzdem nicht einmal die nächste Richtung nach dem Rhein und dem Orte nahm, den er zur Zusammenkunft mit seinem Bruder gewählt hatte, sondern daß er nordwärts mit ihr reiste, die berühmten Städte mittelalterlicher Herrlichkeit streifend, wie Eisenbahnen zu thun pflegen; Augsburg, Nürnberg, Bamberg. Hier überkam sie zuerst eine Ahnung, daß er eine andere Richtung eingeschlagen hatte und als sie auf der fortgesetzten Fahrt die Karte seines Coursbuchs einsah, fragte sie ihn staunend: „Wohin fahren wir?“

„Die nächste Station wird Lichtenfels sein,“ antwortete er gelassen.

„Aber ich sehe doch —“. Er ließ sie nicht ausreden, sondern sagte mit einem bedeutsamen Blick auf die vier Personen, welche mit ihnen im Coupe saßen: „Du siehst kein Ende ab, nicht wahr? Ich bitte Dich, nur Geduld zu haben. Wir kommen hin. Ich habe mir drei Respecttage ausgemacht, so lange muß der Erstankommende auf den etwa Ausbleibenden warten. Und daß er nöthigenfalls noch länger warten wird, verbürge ich Dir mit meinem Worte!“

Hedwig mußte sich gedulden. Lichten-

fels war erreicht, der Anschlußpunkt einer neuen Bahn, auf welche sie übergingen, wiederum nordwärts! Da kam der Frau plötzlich ein Gedanke, der nur aus jener räthselhaften Seelenverbindung entspringen konnte, wie sie oft zwischen Menschen, die sich lieben, besteht, und zwei zur selben Stunde dasselbe denken läßt. Sie blickte ihren Mann hochaufschauend an, neigte sich ihm, der ihr gegenüber saß, zu und flüsterte, daß es kein Anderer hören konnte: „Du willst nach Hohenwindhorst, Arnold!"

Auch er blickte nun betroffen auf und sagte dann lauter als sie: „Du kannst dem Feuertode nicht entgehen! Ich habe Dir's schon angedroht, ich lasse Dich als Hexe auf öffentlichem Dorfplatz verbrennen!"

Sie hatte ihn also errathen. Er wollte die Abwesenheit seines Bruders, den er nach dem Rheine bestellt hatte, benutzen, um nach so langer Zeit einmal die Heimath wiederzusehen — wohl auch die Jugendgeliebte, die ihn verschmäht hatte — den Majoratsherrn, von dem sie noch nicht ahnen konnte, daß er ein der Welt ganz unbegreifliches Opfer durch Aufgeben seiner Erstgeburtsrechte bringen werde. Daß er Adelgunden, die mittlerweile auch alt geworden war, noch einmal wiedersehen wollte, erschien ihr natürlich — eine Eifersucht war ihrem Herzen fremd, sie wußte ja, daß Arnold sie liebte: welche Ursache hätte er sonst gehabt, die arme Professorstochter zu heirathen, da ihm das Glück gleichsam zum Ersatz für seine frühere Großmuth wieder einen bedeutenden Reichthum bescheert hatte? Vielleicht wollte er Hohenwindhorst nur als Fremder besuchen, und sich gar nicht zu erkennen geben: es war höchst unwahrscheinlich, daß er nach vierzig Jahren dort erkannt würde. Hätte ihn Adelgunde geliebt, dann freilich! Aber er war ihr ja ganz gleichgültig gewesen und der Lauf der Jahre hatte ihn, wie er selbst sagte, so verändert, daß er einmal nach einem Traume, der ihn in die Zeit seiner Jugend zurückgeführt, vor seinem eigenen Spiegelbilde erschrocken war. Selber das Alles mit ihm zu sprechen und ihm vorzuhalten, daß er gegen seine Erklärung immer wieder neue Mysterien vor ihr berge, konnte sie die Zeit kaum erwarten und diese fand sich erst in Guntershausen, dem Kreuzpunkte, wo sie eine Stunde verweilen mußten, um wiederum auf eine neue Bahn überzugehen. Hier machte Arnold selbst den Anfang zur Verständigung mit ihr.

„Vor Deinen Hexenkünsten bleibt nichts verborgen," begann er, als Beide in der äußersten Ecke des langen Wartesaals Platz genommen hatten. „Man mag es hinter allen neun Häuten verstecken, die der Mensch besitzen soll, die vielen inneren Reservoirs ungerechnet, Dein Hexenauge durchdringt Alles und schaut selbst in die Seele hinein. Komm' mir aber nicht wieder mit Mysterien, diese haben stets einen anstößigen Nebenbegriff, eine Art geistigen Hautgouts, der leider auch, wie der physische, seine Liebhaber hat. Ich wollte Dich überraschen, Hete. Calculirte so: der Balduin, der so dringend und geheimnißvoll schrieb, ist nach dem Rhein abgereist und wartet auf mich, er wäre der Einzige, der mich vielleicht doch erkennen würde, sonst Niemand — da wir keine Mutter mehr haben!" Hedwig legte, von dieser Bemerkung ergriffen, ihre Hand auf die seinige. — „Mich zog es, da ich einmal wieder meine Siebenmeilenstiefel angelegt habe, noch vor meinem Abmarsch zur großen, himmlischen Armee, den alten Horst wiederzusehen, aus dem ich gestoßen bin oder mich selbst verbannt habe, gleichviel! Du wirst sagen, nicht den Horst allein, sondern auch das Brutweibchen, das seitdem dort genistet hat."

„O pfui, Arnold!" rief Hedwig.

„Sehr pfui, Du hast Recht! Ich will auch nicht so reden, da es doch eine Zeit gegeben hat, wo ich mein Blut für sie vergossen hätte, aber diese Zeit ist längst vorüber und ihre Empfindungen sind radikal ausgelöscht von meiner Gedenktafel, sie müssen also doch nur in Kreide geschrieben, nicht mit stählernen Griffel verewigt gewesen sein. Ich kann Dir ruhig in Deine durchdringenden Augen schauen, wenn ich Dir sage, daß es mir gar nicht einfällt, mich Adelgunden, wenn ich doch mit ihr zusammentreffen sollte, zu erkennen zu geben, sondern daß ich nur den Ort meiner Kindheit und — wenn Du mich nicht heut' noch ein Kind nennst! — das Grab meiner Mutter wiedersehen will." Er sprach das in einem Tone, welchen Hedwig noch nie von ihm gehört hatte, er änderte ihn auch gleich, als schäme er sich seiner und setzte rasch hinzu: „Ich werde sentimental! Nicht wahr, das ist vor meinem Ende?"

Digitized by Google

„Arnold, wie kannst Du ein heiliges Gefühl, das Dich ehrt, selbst verspotten!" sagte Hedwig tief bewegt.

Er schwieg. Erst nach einer langen Pause sprach er: „Du weißt nun, was mich zu diesem Umwege veranlaßt hat. Ich wollte Dich überraschen, wollte Dir, wenn das alte Schloß in Sicht käme, sagen: das ist Hohenwindhorst, das Erbe der Trachau's, hier könntest Du hausen, wenn Du zwanzig Jahre älter wärst und mich vor vierzig Jahren gekannt hättest. Dort oben bin ich als Kind glücklich gewesen, in der Kirche dort ist unsere Erbgruft, wo die Särge übereinander geschichtet stehen und Herr Arnold Günther nicht beigesetzt werden wird; auf dem Schloßflügel hinter den thurmhohen Linden waren die Zimmer meiner Eltern, da wird wohl auch der jetzige Herr wohnen. — Und wenn wir vom Wirthshause, wo ich mit Dir als Durchreisender absteigen wollte, bei einer Wanderung um Hof und Garten, doch der Frau vom Hause begegnet wären, so wollte ich Dir, vorausgesetzt, daß mir's Einer gesagt hätte, wer sie sei, einen Wink geben: das ist sie! Weiter nichts! Sie hätte den unhöflichen Fremden, der sie gar nicht als Grundherrin honorirte, mißfällig angesehen, ich hätte mich wahrscheinlich gewundert, wie alt sie geworden, und wenn mein Wunsch, noch ein Paar liebe Stellen wieder aufzusuchen, befriedigt gewesen wäre, hätte ich dort nichts weiter zu thun gehabt! Nun hast Du mich aber durchschaut und es ist gewiß besser, denn Du würdest, wenn unvorbereitet, unrettbar eine Erkennungsscene herbeigeführt haben, welche ich um jeden Preis vermeiden will. Versprich mir, Dich bei etwaiger Begegnung passiv zu verhalten, sonst gebe ich lieber die ganze Reise auf und wir fahren mit dem nächsten Zuge nach dem Rhein."

Hedwig leistete das Versprechen unbedingt; was hätte sie davon zurückhalten sollen? Es schien aber, als sei mit dem Fehlschlagen seiner beabsichtigten Ueberraschung in Arnold eine veränderte Ansicht über den ganzen Plan entstanden, denn er sagte nach einer Weile: „Auf Dein Wort, das weiß ich, kann man bauen, wie auf einen Felsen. Aber — wenn ich mir's recht bedenke, freilich etwas spät! — was will ich eigentlich dort? Es ist eine phantastische Idee; von der ich mich, ganz gegen meine Natur, hinreißen ließ — all' das, wovon ich sprach, lebt in meiner Erinnerung, als ob ich es erst gestern verlassen hätte. Finde ich es in demselben Zustande wieder, so ist die Reise unnütz, finde ich viel verändert, würde es mir die lieben Erinnerungen stören, mich vielleicht schmerzen. Die Stätten, wo man eine glückliche Kindheit und Jugend verlebt hat, sollte man niemals wieder besuchen! Ich fange aber an, schwach zu werden: es muß wirklich vor meinem Ende sein!"

Er sprang plötzlich auf und eilte hinaus. Als er zurückkam, hatte er Billets nicht nach Cassel, sondern nach Gießen genommen, um endlich die grade Richtung nach dem Rhein einzuschlagen. Hohenwindhorst war aufgegeben. „Sei ruhig, Thalfrau!" sagte er auf Hedwig's Bedauern, daß sie die Ursache davon sei. „Ich kämpfte schon den ganzen Tag, ob ich nicht mein wunderliches Vorhaben aufgeben sollte. Du hast mir nur den Entschluß erleichtert. Balduin kann mir ja erzählen, was er verändert hat."

Sie sprachen nun von ihrer jetzigen Heimath und ihren nächsten Interessen, welche nicht weit über die Umgebung ihres See's hinausgingen. Dann kam der Zug, mit welchem sie aber doch nicht ohne weitern Aufenthalt bis zu ihrem Ziele reisen konnten, weil sie noch auf zwei andere Bahnen übergehen und daher, des fehlenden Anschlusses wegen, in Gießen übernachten mußten. Die Gesellschaft, in welche sie gekommen waren, schien sich bereits auf längerer Fahrt ausgesprochen zu haben, und verhielt sich ziemlich schweigsam; eine alte Dame in Trauer war die einzige, welche von Zeit zu Zeit ein Paar Worte mit der Frau Günther wechselte, von der sie Anfangs etwas widerwillig ihre Tasche mit Zubehör an sich genommen hatte. Außer ihr nahm kein Mensch von der unliebsamen Vermehrung der Zahl im Coupee Notiz. Auf jeder Station, auch bei dem kürzesten Aufenthalt, erschien an der Thüre des Coupee's ein corpulenter Mann, sich nach dem Befinden der Dame in Trauer zu erkundigen. Er nannte sie „Mutter," dazu war sie aber doch nicht alt genug — sie mochte also wohl die Mutter seiner Kinder sein. So raunte Arnold seiner Frau zu. „Das umgekehrte Verhältniß, wie bei uns! Du könntest mich den Jah-

ren und dem Exterieur nach mit mehr Recht Vater nennen, wenn der Titel bei mir nicht eine schändliche Lüge wäre. Aber, Hete, wirst Du denn immer wie vor einer Brennessel thun? Wir könnten uns doch endlich in unsere Lage gefunden haben!"

Hedwig antwortete ihm nur durch einen bittenden Blick und wandte sich zu ihrer Nachbarin, ihrerseits auch einmal eine gleichgültige Frage an sie richtend. Sie hörte darauf, daß die Dame in Trauer nicht mit diesem Zuge bis Frankfurt, sondern nach Wetzlar und weiter reise und daher in Gießen abgehen müsse.

„Wir auch!" sagte Hedwig und die Fremde nickte theilnahmlos. Wie konnte die Frau, welche seit langen Jahren ihr Bergland nicht mehr verlassen hatte, wohl verlangen, daß ihr Bleiben oder Ergehen fremde Menschen interessiren könne! Sie verlangte es auch nicht, aber das kalte Absondern von jeder Theilnahme für Andere, das besonders in großen Städten von Jahr zu Jahr wächst, war ihrem menschenfreundlichen Gemüth unbegreiflich: sie hatte die Trauerkleidung der Fremden nicht ohne Antheil bemerkt und hätte gern gewußt, ob sie einen schmerzlichen Verlust zu beklagen habe — wie wenig kümmerte sich aber die Dame um alle ihre Mitreisenden, auf deren Gesellschaft sie doch für viele Stunden angewiesen war! Was Hedwig, seit Starnberg, wo sie zuerst an die Eisenbahn gelangt war, beobachtet, schien ihr gar sehr zu der Behauptung zu passen, die ihr zu Hause Arnold über den Egoismus, als einzige Triebfeder alles Menschenwesens, gesagt hatte.

In Gießen war der Mann der Fremden schnell bei der Hand, um ihr aus dem Waggon zu helfen und ihre vielen Reiseeffecten herauszunehmen. Er faßte dabei zuerst Günther in's Auge, weil dieser ihm dabei etwas zureichte, und er ihm dafür dankte. Auch als er schon mit seiner Frau nach den aufgefahrenen Hotelwagen und Droschken ging, sah er sich noch einmal nach ihm um, Günther hatte offenbar seine Aufmerksamkeit erregt, Hedwig schien er keines Blickes zu würdigen.

„Habe ich etwas Verdächtiges an mir?" fragte Günther seine Frau, während sie dem voranschreitenden Paare folgten. „Er hält mich wohl für einen politischen Flüchtling oder gar für einen Hängegensdarmen incognito." Auf einmal blieb er stehen und faßte Hedwig's Arm mit einem starken Griff, der ihr weh that, aber er schüttelte gleich den Kopf und ließ seine Frau los. „Ich werde nun zum Ueberfluß noch romantisch, ja abenteuerlich. Mit der Sentimentalität fing's an, dann kam die Phantastik und nun das noch! Es ist vor meinem Ende, das sollst Du sehen!"

„Was hast Du, Arnold?" fragte Hedwig. „Glaubst Du ihn zu kennen?"

„Ein verrückter Einfall von mir! Eine dramatische Idee, von der Birch zu bearbeiten! Mich überkam's auf einmal, ob das nicht der Balduin sein sollte! Es wäre ein Schubladenstück, im gewöhnlichen Leben gar nicht denkbar."

Hedwig, von der Möglichkeit aufgeregt, wollte sie doch nicht so zurückweisen; der morgende Tag mußte jedenfalls Aufklärung darüber bringen.

Das fremde Paar war unterdessen in einen der Wagen gestiegen und fuhr nach der Stadt. „Auch nach dem Rappen?" fragte der Kutscher der nächsten Droschke, zu welcher Günther sich wandte. „Gewiß!" beschied ihn dieser und sagte zu Hedwig im Einsteigen: „Also dort werden wir sie finden!"

„Wenn es aber Dein Bruder dennoch sein sollte," äußerte Hedwig während der Fahrt, „wer ist seine Begleiterin?"

„Wer könnte es anders sein als — wen anders hätte er ein Recht, Mutter anzureden, als . . . Nun, Hedwig, ich brauche Dir den Namen wohl nicht zu nennen?"

„Aber, Arnold, das ist doch gar nicht möglich!" rief Hedwig.

„Du schmetterst ja wie ein Nachtrabe, der einen Dämmerungsfalter gefangen hat! Nicht möglich, sagst Du! Ich habe Dir Adelgunde geschildert, wie sie mir damals durch die rosenfarbene Brille erschienen ist, nun siehst Du eine alte häßliche Frau und hältst es für unmöglich, daß sie einst jung und hübsch gewesen sein kann, weil Du als Thalfrau die Zaubergabe ewiger Schönheit besitzest?"

„Arnold, Du sprichst gereizt, dies herzlose Spötteln ist erzwungen — es stände schlimm mit Dir, wenn Du in dem Augenblicke, wo Du unvermuthet die Frau wiedersiehst, die Du einst geliebt hast, in Wahrheit so witzeln könntest. Du zwingst Dich dazu, um Deine Bewegung zu verbergen

Digitized by Google

— ich kenne Dich besser! Darfst Du Dich dieser Bewegung schämen? Es würde Dir wenig Ehre machen, wenn Deine Sprache Ernst wäre!"

„Du bist ein strenger Beichtiger, Hedwig!" versetzte Arnold, aber sein Ton hatte sich geändert. Sie waren nun auch zu dem Gasthause gelangt, wo sich alle Zweifel lösen mußten, es bedurfte ja nur einer Frage.

Jene Zweifel waren auf der andern Seite ebenfalls entstanden und nur der Einspruch der Dame in Trauer hatte ihren Mann abgehalten, die Frage, welche ihm Gewißheit geben mußte, bei der Ankunft des fremden Paares in demselben Gasthofe ohne Zögern zu thun. Er wußte es dagegen durchzusetzen, daß sie im Speisesaal, nicht, wie sonst gewöhnlich, auf ihrem Zimmer, den Thee nahmen; dort hoffte er den Mann, dessen Gesichtszüge ihm aufgefallen waren, zu finden. Zu seiner Freude war es im Saal noch ganz leer, als er hinabkam und die Erwarteten traten auch bald ein. Er ging sogleich auf den großen, starken Herrn mit dem militärischen Stutzbart zu: „Ich bin der Baron Trachau —"

Der Fremde unterbrach ihn, indem er seine Hand ergriff. „Balduin!" rief er und die beiden Brüder umarmten sich stumm und mächtig bewegt. Frau von Trachau that einen raschen Schritt vorwärts, aber sie unterdrückte ihr Gefühl und heftete nur einen fragenden, prüfenden Blick auf die schlanke, noch jugendliche Frau — konnte das Arnold's Frau sein! Hatte er doch noch geheirathet? Die schönen schwarzen Augen der Fremden gaben ihr schon die Antwort: sie blickte mit unverkennbarem Antheil auf sie, natürlich war Arnold's Frau von der Vergangenheit und allen Verhältnissen ihres Mannes unterrichtet und es war ein demüthigendes Gefühl, das Frau von Trachau jetzt befiel. Die Andere fand es wahrscheinlich ganz unbegreiflich, wie sich ihr Mann einst für sie, welche niemals anziehend gewesen sein konnte, nur im Mindesten interessirt habe.

„Adelgunde!" wandte sich jetzt Arnold herzlich an sie und reichte auch ihr die Rechte. Sie gab ihm ihre magere und entfärbte Hand für einen Moment, dann fragte sie mit einem Lächeln, das Hedwig nicht für natürlich ansah: „Kennen Sie mich denn wieder?"

„Vierzig Jahre! Wie konnt' ich ahnen —! Sie haben mich im Coupee auch nicht wieder erkannt! Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Frau vorstelle — wir sind bereits zwanzig Jahre verheirathet, wie Sie vielleicht aus derselben Quelle wissen, welcher Balduin die Nachricht über meinen jetzigen Aufenthalt verdankt." Auf die letzten Worte hatte Frau von Trachau nicht mehr gehört, sondern die Vorstellung Hedwig's, wie eine Dame der großen Welt, angenommen und die Erröthende gebührend in ihre Arme geschlossen. Wie konnte man noch erröthen!

„Wollen wir uns nicht in einem Zimmer besonders serviren lassen?" fragte Balduin, da sich unterdessen schon einige andere Gäste ziemlich geräuschvoll eingefunden hatten.

Der Kellner wurde bedeutet, er führte die Reisenden, die sich absondern wollten, in ein Zimmer, wo sie ungestört waren und ehe er den Thee und die bestellten Speisen auftrug, fragte Balduin seinen Bruder heimlich, ob seine Frau in Alles eingeweiht sei und ob er wohl vor ihr besprechen könne, was ihm auf dem Herzen liege.

„Wir haben keine Mysterien vor einander," erwiederte Arnold ziemlich laut. „Ich könnte Dir nicht versprechen, ihr zu verschweigen, was Du mir sagen willst. Setzen wir uns also zum Familienrath."

Die beiden Frauen hatten schon auf dem Sopha Platz genommen und sprachen mit einander. Adelgunde fühlte wohl, daß die Situation zu einem Vergleich zwischen ihnen herausfordere und wie dieser Vergleich ausfallen müsse, darüber konnte sie sich keiner Täuschung hingeben. Sie war immer zart gewesen, nun aber konnte die gewählteste Toilette ihre Dürftigkeit nicht mehr verbergen, ihr Gesicht hatte bereits die dunklere Färbung und die Runzeln höherer Jahre, die Augen waren tiefer gesunken und mattgrau geworden, das aschblonde Haar zeigte schon reichliche Silberfäden. Und sie war einst wirklich ein hübsches Mädchen gewesen und jetzt noch ein Paar Jahre von Sechzig entfernt, wo andere Frauen sich das matronenhafte Aussehen noch fernhalten. Arnold's Frau, wenn sie auch zwanzig Jahre verheirathet war und sich den Vierzigern nähern mußte, sah noch so jugendlich aus, daß sie wohl bis in ihr Alter der Erhaltung ihrer Schön-

Digitized by Google

heit sicher war! Diese unerquicklichen Gedanken beschäftigten Frau von Trachau und machten sie während ihres nothdürftig unterhaltenen Gesprächs mit der Andern zerstreut. Sie sammelte sich erst, als die Brüder auch an ihrem Tische Platz nahmen, welchen der Kellner eben zum Souper deckte.

„Etwas rasch, junger Mann!“ sagte Arnold ungeduldig. „Bringen Sie Alles auf einmal und kommen dann nicht eher herein, bis geklingelt wird — verstanden?“

Das mußte ein alter Militär sein, mit dem nicht gut Kirschen essen war. Der Kellner bückte sich und that wie ihm befohlen. „Nun sprich, Balduin,“ forderte Arnold den Bruder auf. „Was hast Du auf dem Herzen?“

„Wollen wir es nicht bis nach dem Essen verschieben?“ entgegnete Balduin mit einem Blicke auf seine Frau, welche sich anschickte, Thee einzuschenken. Diese gab ihm jedoch ein verneinendes Zeichen und er fuhr fort. „Wenn Du aber willst, Arnold, so rede ich gleich — mir wird dann leichter sein. — Wir haben viel Unglück in letzter Zeit gehabt! Du kannst es uns ansehen, Adelgunden und mir!“ Er konnte nicht weiter sprechen; Arnold entsann sich, daß er von jeher, als Knabe, wie als Jüngling, sehr weich gewesen war. Hedwig konnte sich nun die Trauerkleider erklären, obgleich ihr Schwager nicht diese, sondern das gramverstörte Aussehen gemeint hatte, das sich wenigstens in seinem Gesichte jetzt bemerklich machte. Das Antlitz seiner Frau dagegen schien sich zu versteinern: es gibt Gemüther, bei denen der Schmerz diese Wirkung hat.

„Ich will nur Alles sagen,“ nahm Frau von Trachau das Wort. „Wir haben unsere beiden ältesten Söhne kurz nacheinander verloren und da uns bekannt geworden ist, daß Sie vor einiger Zeit mit unserm Hasso zusammengetroffen sind, wir aber nicht wissen, wo er jetzt in seiner Reisepassion umherschwärmt, und keinen Aufruf in den Zeitungen, der leicht falsch gedeutet werden könnte, erlassen mögen, so schrieb Trachau an Sie, um von Ihnen vielleicht zu erfahren, wo unser Hasso weilt, jedenfalls aber Ihren Rath in dieser ganzen Angelegenheit zu hören. Mündlich läßt sich das Alles besser verhandeln, darum schrieb Ihnen Trachau sein Anliegen gar nicht, sondern meldete sich bei Ihnen an. Sie zogen es vor, uns nicht in Ihrem Hause zu empfangen, sondern Ihrem Bruder ein Rendezvous zu geben, etwas fern von Ihren Bergen . . . ein glücklicher Zufall hat uns auf der Reise dahin mit Ihnen zusammengeführt und wir können nun hier Alles besprechen.“

Sie hatte während ihrer Aeußerungen Arnold fest angesehen. Für eine Mutter, welche drei Söhne verloren hat, zwei durch den Tod, den dritten, fast noch schlimmer, durch eigene Entartung, fand Arnold ihre Rede fast advocatenmäßig wohl gesetzt und nüchtern. Als sie schwieg, sagte er: „Wir müssen erst für unsere Operationen eine feste Basis gewinnen — verzeihen Sie einem alten Soldaten den Handwerksausdruck! Sage mir vor Allem, Balduin, wie Du über meine Verhältnisse und mein Zusammentreffen mit Deinem Sohn Kenntniß erhalten hast. Von da können wir dann ausgehen.“

„Hasso selbst hat es mir geschrieben,“ antwortete Balduin. „Ob er mir alle Umstände Eures Rencontre's mitgetheilt hat, steht freilich dahin.“

„Dazu war auch wohl kein rechter Grund vorhanden,“ nahm seine Frau, mit einem vorwurfsvollen Blick auf ihren Mann, wieder das Wort. „Von Ihren Verhältnissen schrieb er uns nichts, nicht einmal, daß Sie jetzt ein Incognito unter bürgerlichem Namen angenommen haben.“

„Kein Incognito, Schwägerin. Ich habe mit königlicher Erlaubniß, die auf meinen Wunsch nicht öffentlich, aber doch urkundlich erflossen ist, den Adel niedergelegt und den Namen Günther angenommen — “

„Ihre Gründe?“ fragte sie hastig, einen ihrer Seitenblicke auf seine Frau werfend.

„Gründe, liebe Schwägerin? Ich könnte Ihnen deren verschiedene vorsetzen, denn Gründe, wie Shakspeare sagt, sind wohlfeil wie Brombeeren, aber es kommt wohl nicht darauf an. Begnügen wir uns mit der Thatsache. Daß Ihr Sohn nichts über meine Verhältnisse geschrieben, hat jedoch seinen triftigen Grund, denn er wußte gar nichts davon, nicht meinen bürgerlichen Namen, noch meinen Aufenthalt. Ich kreuzte nur wie ein Meteor seine Wege und verschwand für ihn wieder in Nacht.“

„So wissen Sie nicht, wo Hasso jetzt zu finden wäre?“ rief Adelgunde besorgt.

Digitized by Google

„Doch!“ erwiederte Arnold. „Auch ein Zufall — ich wage aber nicht, ihn einen glücklichen zu nennen, — hat ihn in meine Nähe geführt, wo er sich, als wir abreisten, noch aufhielt. Ich kann Ihnen also seine Adresse geben!“

Adelgunde hob ihre Hände freudig auf und nickte ihrem Gatten. Das war die Liebe, von welcher Hedwig zu ihrem Manne gesprochen hatte, die Elternliebe, die Alles für ihr Kind thun, selbst das Schlimmste vergeben und vergessen konnte!

„Du guter Arnold,“ sagte Balduin. „Ich wußte schon, daß wir bei Dir Rath und Trost finden würden. Laß mich nun sagen, wie Alles steht!“

„Heut' nicht mehr!“ rief seine Frau, die in großer Aufregung war. „Die Hauptsache wissen wir gegenseitig, ich bin zu angegriffen, um heut' noch mehr zu besprechen. Wir reisen ja doch morgen nicht nach Wetzlar und können dann hier weiter reden, oder bis wir uns trennen — Sie begleiten uns vielleicht nach Hohenwindhorst?“

„Das ist mir nicht möglich,“ erwiederte Arnold.

„So trennen wir uns wenigstens nicht gleich!“ versetzte sie aufstehend. „Gute Nacht! Mir würde jeder Bissen, jeder Tropfen, den ich noch genösse, tödtlich sein! Lassen Sie sich nicht stören. Auf Wiedersehen!“

Auch die Andern waren aufgestanden. — „Du aber, Balduin, bleibst heut' doch noch bei uns?“ fragte Arnold.

„Wir — sehen uns morgen früh!“ erwiederte Balduin mit augenscheinlicher Verlegenheit. „Ich schlage vor, daß wir den ganzen Tag morgen hier zusammen bleiben. Du weißt ja die Hauptsache. Hasso ist nun der Erbe zum Majorat und weiß noch nichts davon! Morgen alles Uebrige, dann lasse ich telegraphiren. Schlaf wohl, Alter!“ Er empfahl sich hastig auch der Frau seines Bruders, mit welcher er fast noch kein Wort gesprochen hatte und folgte dann der seinigen, die schon ungeduldig auf der Schwelle stand.

VI.

„Nun, Hedwig?“ fragte Günther, sobald sich die Thür hinter seinem Bruder geschlossen hatte.

Sie legte ihm von den Speisen vor, die bis jetzt unberührt gestanden und sagte: „Das ist eine wunderbare Fügung. Wenn Dein Neffe wirklich so ist, wie Du ihn geschildert hast, so wird diese Wendung gewiß zu seinem Heile gereichen. Gott weiß verlorne Kinder auf verschiedenen Wegen von ihren Verirrungen zurückzuführen, den Einen durch schwere Prüfungen und Leiden, den Andern durch unerhörtes Glück.“

„Frommes Herz! Bleibe bei diesem Glauben und damit Du es kannst, wollen wir baldmöglichst in unsere stillen Berge zurückkehren. Ich werde ein Kreuz schlagen, wenn uns der letzte Pfiff der Locomotive verhallt und ihre Dampfwolke verweht ist. — Was sagst Du zu Adelgunden? Wie denkst Du Dir das Verhältniß zwischen ihr und Balduin? Sie herrscht und er gehorcht! Der Hasso ist ihr Liebling, darum trauert sie auch um die verstorbenen Söhne nur mit den Röcken und Bändern, nicht mit dem Herzen!“

„Versündige Dich nicht, Arnold!“ entgegnete Hedwig. — Wenn sie aber das Gespräch zwischen den beiden Gatten in ihrem Zimmer hätte hören können, würde sie ihrem Mann wenigstens in einem Punkte Recht gegeben haben.

„Du warst auf bestem Wege, Dein eigenes Kind schlecht zu machen!“ sagte Frau von Trachau, das Schweigen brechend, das bis jetzt zwischen ihnen geherrscht und er nicht zu unterbrechen gewagt hatte. „Ich kenne Dich, wenn Du in's Reden kommst und bin nur darum mitgereist, damit Du den armen Jungen nicht verläumdest.“

„Wie kannst Du glauben, Gunda?“

„O schweig! Du hast den armen Jungen von seiner Geburt an zurückgesetzt und wie er geworden, das ist nur Deine Schuld! Die beiden älteren hast Du immer vorgezogen, besonders den Bruno, dem Du das Majorat noch lieber gegönnt hättest, als dem ältesten, darum ist er Dir auch genommen worden, mit dem Hans zugleich!“ Sie hatte ihm diese grausame Vorhaltung heut nicht zum ersten Mal gemacht, er hätte gerechten Grund gehabt, den Vorwurf, der an ihn gerichtet, zurückzugeben; nicht er, sondern sie trug die Schuld an Hasso's unglücklicher Sinnesart, da sie ihm auf alle Weise den Willen gelassen und seine schlimmsten Vergehungen bemäntelt und entschuldigt hatte, aber es konnte dem Vater nicht einfallen, ihr die Stirn zu bieten.

Digitized by Google

— „Das Schicksal weiß Alles zurecht zu bringen!" fuhr sie fort. „Hans hat keinen Sohn, nur Töchter hinterlassen, Bruno gar keine Kinder und Hasso, der Ausgestoßene, wird nun doch, früh oder spät, als Majoratsherr auf Hohenwindhorst leben!"

Balduin blickte sie bei dieser Anspielung auf seinen eigenen Tod trübselig an und suchte sie milder zu stimmen. „Ich liebe mein Kind, wie Du, Gunda — Gott ist mein Zeuge! Wir wollen Gott danken, daß uns Arnold Nachricht geben kann, wo Hasso jetzt ist. Ich lasse dann morgen gleich telegraphiren, so weit es geht, er erhält dadurch doch immer die Mittheilung bedeutend schneller."

„Und Du verschiebst das auf morgen? Was kann zwischen heut' und morgen geschehen!"

„Aber, liebe Gunda!" erwiederte er betreten. „Hast Du nicht selbst gewünscht, heute keine weitere — "

„O schweig!" rief sie heftig. „Wirf Deine Schuld nicht wieder auf mich. Dir wäre es ganz lieb, wenn die Zeit wieder versäumt würde, wenn die Nachricht Hasso nicht mehr träfe, oder erst nach einem Jahre und er könnte dann der wahnsinnigen Bestimmung Deines hirnlosen Ahnherrn nicht mehr nachkommen! Der Wilibald, auf den das Majorat dann fiele, würde Dir als Erbe willkommner sein, als der arme ausgestoßene Hasso!"

„Wer hat ihn ausgestoßen?" Wir doch nicht!" entgegnete Balduin, welcher sich endlich vertheidigen wollte.

„Ich nicht, aber Du!" rief Adelgunde mit zornigen Blicken, vor denen er sofort die Segel strich. „Willst Du aber Dein Unrecht einigermaßen gut machen, so schreibe augenblicklich Deinem Bruder einen Zettel, auf welchen er nur den Namen des Orts setzen soll, wo Hasso zu finden ist."

„Wäre es nicht kürzer, wenn ich selbst —?"

„O nein! Du wirst dann nur weitläufig und weichlich — gegen alle Menschen bist Du weich, nur gegen den armen Jungen nicht! Zwei Zeilen mit Bleistift genügen, ich setze unterdessen das Telegramm auf." Balduin schrieb und schickte den Kellner mit seinem Zettel hinab, der alsbald mit der gewünschten Antwort zurückgebracht wurde. Frau von Trachau nahm ihn dem Boten ab.

„Ingler, zur Zeit auf dem Weißhofe bei —? Was soll das heißen?" fuhr sie auf. „Ingler? Will Dein Bruder seinen Spott mit mir treiben?"

„Erlaube mir einmal, Gunda!" bat der Gatte. Sie reichte ihm den Zettel hastig hin. — „Ingler!" las auch er. „Aber sieh doch — ganz unten von Damenhand: „Diesen Namen führt H. v. T. jetzt!" — Räthselhaft!"

„Denkst Du wieder das Schlechteste von dem Armen?" versetzte die Mutter. „Wissen wir, welche Noth ihn dazu getrieben hat, seinen Namen einen Zeitlang zu verleugnen? Eine Damenhand sagst Du! Die Frau ist also in alle unsere Familienverhältnisse eingeweiht! Ich finde das empörend!" — Sie setzte mit zitternder Hand den Namen Ingler mit allen Bezeichnungen des Orts und der Lage auf ihr Telegramm.

„Darf ich es lesen?" fragte Balduin.

„Warum nicht! Es muß ja durch den Blaustift des Telegraphisten gehen und daher ganz unverfänglich sein. Ich will es Dir vorlesen. Höre zu: „Deine ältern Brüder sind bald nacheinander gestorben, Du wirst nun Majoratsherr. Komm, sobald Du kannst!" Die Hauptsachen, mehr nicht! Bringe es nun gleich zum Telegraphenamt, frage, wie weit es geht und wie es dann zur Post befördert wird."

Er nahm das Blatt mit schwerem Herzen. Als Adelgunde allein war, stützte sie den Kopf in die Hand und gab sich ihren Gedanken hin. Bald mußte sie nach dem Taschentuch greifen, um sich die Augen zu trocknen. So saß sie lange und erschrak, als an der Thür geklopft wurde, es war aber nur ihr Mann, welcher ihr den zufriedenstellenden Bescheid brachte, daß Alles bestens besorgt sei.

„Wann geht der Nachtzug hier durch?" fragte sie.

Er sah im Coursbuche nach: „In einer halben Stunde," antwortete er. „Soll ich vielleicht nach Hause schreiben, daß wir früher zurückkommen?" Sie war rasch aufgestanden: „Wir reisen ab, sogleich! Triff Anstalt! Und kein Gerede drüben!"

„Willst Du ohne Abschied, ohne ein Wort abreisen?" fragte er erstaunt. „Was sollen sie dazu denken! War es nicht verabredet, morgen noch Alles zu besprechen? — Indessen, wenn es Dein Wunsch ist!"

Digitized by Google

Er eilte hinaus, denn sie winkte heftig nach der Thür; nach einer Viertelstunde rollte die Equipage des Hotels nach dem Bahnhofe, um ankommende Fremde aufzunehmen und Arnold hatte keine Ahnung davon, daß sie ihm den Bruder entführe. Erst nach einer geraumen Weile brachte ihm der Kellner noch einen Zettel, welchen ihm der Herr von Nr. 18 bei der plötzlichen Abreise heimlich in die Hand gesteckt hatte. „Verdenke es den Eltern nicht, wenn sie ihr Kind persönlich in die Heimath zurückführen wollen. Vielleicht findest Du uns noch bei Deiner Rückkehr!“ So las Arnold seiner Frau vor und rief dann: „Glückliche Reise!“

„Wenn wir auf nächstem Wege heimkehren, so müssen wir sie ja noch finden!“ sagte Hedwig. „Ehe sie dort zum Weißhofe kommen und die Verständigung erfolgt ist. — Wär' es Dir denn nicht lieb, den Bruder und Adelgunde in unserm Hause aufzunehmen?“

Er schüttelte den Kopf. „Das ist Alles vorbei! Kannst Du die Wasser, die seit einem Jahre nur von der Gamsrath hernieder in unsern See und weiter zur Isar, zur Donau, in's Schwarze Meer geflossen sind, wieder zurückholen? Nun denke — vierzig Jahre! Zwischen mir und ihnen ist nichts mehr geblieben, das uns zusammenhielte — nicht einmal dem Namen nach.“

Sie tadelte ihn sanft über die Rede. Von sich selbst wußte sie, daß keine Entfernung, und nicht der Lauf der Jahre ihr jemals die Erinnerung an ihre verstorbenen Lieben verdunkeln oder die Theilnahme an den noch lebenden Freunden ihrer Jugend erkalten lassen könne. Als sie auch Adelgunden nannte, wurde Arnold heftig. „Von ihr kein Wort!“ rief er. „Du meinst vielleicht, daß ich mich meiner Jugendneigung jetzt schäme, weil sie alt und häßlich geworden ist — ich sage Dir, sie könnte abschreckend sein, wenn sie nur noch einen Funken von Gemüth bewahrt hätte! Ob sie ihn je besessen, weiß ich nicht — jetzt aber ist sie ein böses, altes Weib, herzlos, widerwärtig!“ Hedwig erstaunte über diese harten Worte, sie glaubte daraus schließen zu können, daß er doch noch das Ideal seiner Jugend, wie oft er es auch verleugnet, in seinem Herzen bewahrt habe und nur durch den Contrast zwischen Ideal und Wirklichkeit so ungerecht geworden sei. Sie durfte nicht dazu schweigen, aber ihr Widerspruch reizte ihn, wie gewöhnlich, nur noch mehr, bis er sie selbst angriff — da verstummte sie: was er ihr Schuld gab, war so ungeheuerlich, daß sie sich dagegen gar nicht vertheidigen mochte. Er zieh seine Frau der Sympathien für die Mutter des verlornen Sohnes, weil sie — dessen Mutter war! Verlorne Söhne, besonders wenn sie schön sind, wie der Mann mit dem Prachtbarte, haben für Frauen immer einen ganz besondern Reiz! Eine solche Andeutung, die erste ihrer Art, welche Arnold je gegen sie gemacht hatte, ließ sie verstummen, sie hatte dagegen nicht einmal einen stolzen Blick. Arnold sprang auf, stürmte ein paarmal schweigend im Zimmer umher, dann trat er vor sie und schloß sie heftig in seine Arme. Als ein Zeichen der Abbitte und Versöhnung hatte sie auch das noch nie von ihm erfahren, daher rührte es sie heut' und sie glaubte ihn noch nie so lieb gehabt zu haben, als in diesem Augenblicke.

„Nicht wahr, Hete, ich werde alt und schwach?“ sagte er dann, seiner eigenen Rührung sich schämend. „Du denkst auch, das ist vor seinem Ende!“ Sie verwies ihm diese Redensart, die er nun schon zum dritten Male brauche, wie aus einer fixen Idee. „Ist es denn eines Mannes unwürdig, daß Du mir zeigst, es sei Dein Ernst nicht gewesen?“ setzte sie lächelnd hinzu. „Der neue Herr Neffe interessirt mich allerdings und wenn der Umschwung seines Schicksals, wie ich fest glaube, ihn zum Bessern führt, so kann vielleicht Deine niedliche Clemenz Herrin auf Hohenwindhorst werden, wenn Dein besorgter Ahnherr nicht in der Stiftungsurkunde auch für die Adelsreinheit seines Majorats gesorgt hat.“

„Es ist möglich, ich weiß es nicht, es interessirt mich auch gar nicht! Junker Hasso würde sich indessen keinen Augenblick besinnen, welche Entscheidung er bei einer Wahl zwischen Majorat und Geliebte treffen sollte! Und dann — wir werden keine Gelegenheit haben, es je zu beobachten! — aber die Welt wird es erfahren, wie er nun seine dunkle und problematische Existenz als Abenteurer durch den schreiendsten Hochmuth des Aristokraten decken wird. Ich möchte ihn wohl unter den hannoverschen Hochtorries sehen!“

„Freilich würde in dieser Voraussetzung unserer armen kleinen Clemenz ein anderes Loos zu wünschen sein!“ bemerkte Hedwig.

„Sorge nicht! Wenn der Nothanker nicht mehr gebraucht wird, kappt ihn Seinesgleichen. Die Tochter des reichen Papiermüllers konnte dem biedern Herrn Ingler in seiner Bedrängniß begehrenswerth scheinen, dem edlen Majoratserben nicht mehr. Mögen sie ihn im Triumphe nach dem Ahnenschlosse zurückführen — das Intermezzo, das den Burgfrieden der Thalfrau gestört hat, ist damit beschlossen und wir wollen, so viel an uns ist, die beiden Pässe zu unserm See sperren!“

Arnold richtete die Rückreise in aller Gemächlichkeit ein. Ihm lag durchaus nichts daran, mit seinen nächsten Verwandten noch in dem stillen Alpenthale seiner letzten Heimath zusammenzutreffen. Er gönnte ihnen daher volle Zeit. Daß sie sich nach der Wiedervereinigung mit ihrem Sohne nicht lange dort aufhalten würden, konnte er wohl annehmen. Balduin's Wunsch mochte ernstlich gemeint sein, aber Adelgunde theilte ihn nimmermehr! Es wäre nun an der Zeit gewesen, Hedwig von allen Umständen seiner ersten Begegnung mit Hasso, wie er versprochen hatte, zu unterrichten, ihn traf ja kein Vorwurf dabei und die Sache hatte sogar ihre komische Seite gehabt, auch diente sie zur Charakteristik des Neffen, gegen den ihn Hedwig wohl zu hart fand, aber er verschob die Erzählung doch bis auf das Stillleben daheim, das ihm nach der Unterbrechung noch einmal so lieb und traut erschien.

Wie fühlte auch Hedwig das, als sie die Eisenbahn auf demselben Punkte verließen, auf welchem sie dieselbe vor Kurzem erreicht hatten! Und als sie endlich auf dem schmalen, gefährlichen Gebirgswege am Ufer ihres Sees dahinfuhren, wie schön und unersetzlich erschien ihr die Heimath! Der Umweg, den sie einschlagen mußten, um mit dem Wagen auf die Höhe der Thalfrau zu gelangen, entrückte ihnen zwar die Scenerie des See's mit seinen malerischen Ufern, führte sie dagegen in die grüne heimliche Waldnacht, die mehr zur Einkehr in sich selbst auffordert. So erreichten sie still und zufrieden im Gemüth ihre Behausung. — „Ich verlasse sie nicht mehr, Hedwig, bis sie mich dort hinauftragen!“ sagte Arnold, indem er nach dem hochgelegenen Kirchlein über dem Dorfe jenseits des See's deutete, wo auch der Friedhof lag. „Nun, Thalfrau, deshalb denke ich noch nicht an die Retraite. — Wir wollen unsere Ehe als eine sichere Verschreibung noch auf weitere zwanzig Jahre prolongiren!“

„Will's Gott, noch länger!“ sagte Hedwig mit heitrem Blick.

Bei der Ankunft von ihren Leuten froh empfangen, wurde ihnen gemeldet, daß Fremde hier gewesen seien, sich Alles besehen und Grüße an die Herrschaft hinterlassen hätten. „Auch die Papiere da!“ sagte die Magd, welche von Visitenkarten keinen Begriff hatte. Vier solche lagen auf Hedwig's Tisch. „Balduin, Freiherr von Trachau-Hohenwindhorst!“ „Adelgunde, Freifrau von Trachau, geborne Gräfin von Rastede-Olmshausen,“ las Arnold laut. „Dem könnten wir freilich nur ein bescheidenes Paroli biegen, meine arme Hedwig! — Du hast noch einen Brief?“

Es hatte sich noch ein Billet gefunden von Frauenhand — von Adelgunden an Arnold! — „Lies!“ rief er, das Blatt ablehnend, das ihm Hedwig reichte. Adelgunde schrieb: „Hasso war zu unserer Betrübniß schon abgereist! Wir folgen ihm nach der Angabe des Herrn von Rattenitz. Mein Telegramm hat er nicht erhalten, es ist ihm nachgeschickt worden. Herr v. Rattenitz bezweifelt, daß wir ihn treffen werden: er erwartet ihn wieder zurück, wann, ist unbestimmt. Sollten wir ihn verfehlen, so geben Sie ihm Nachricht, wenn er wieder bei Ihnen ist, und was Sie thun können, daß er Alles erfährt, das thun Sie auch vorher — aus alter Freundschaft werden Sie das schon thun! A. T.“

„Aha!“ sagte Günther. — „Hast Du Jean Paul's Immergrün unserer Gefühle gelesen? Nicht! Du hast dann eine Dichterphantasie weniger gelesen, dies Immergrün läßt sich nicht einmal, wie das botanische, gepreßt conserviren. — Also der Junker hat schon wieder die Anker gelichtet. Papa Mader ist ein vorsichtiger Geschäftsmann, der vielleicht Caution verlangt hat. Ja, Hedwig, was können wir thun? Laufzettel nach einem verlorengegangenen Majoratsherrn ausschicken? Oder beim Papa Mader, unserm Pflegling, das Incognito seines vielleichtigen Eidams lüften? Bürgschaft für den Mammon könnte ich

Digitized by Google

dann wohl leisten, aber Bürgschaft für das Individuum? Ein königlicher Stabsofficier außer Diensten traf einmal auf Reisen irgendwo eine kleine Gesellschaft, die gleich ihm in einem Gebirgsgasthofe eingeregnet war; zum Zeitvertreib wurde ein Spielchen proponirt, erst Whist, dann Hazard. Ein alter Soldat ist kein Missionär. Der Abgedankte bog seine Karte, ohne viel d'ran zu setzen, mit — die Andern wurden aber gegen die Bank, welche ein junger Herr von süperbem Anstande gelegt hatte, bald sehr hitzig, besonders ein unglücklicher Kaufmann ging so in's Zeug, daß ihn der alte Officier mehrmals warnte, natürlich ohne allen Erfolg. Ein spöttischer Seitenblick des Bankhalters auf den geringen Satz, den der Alte selbst im lockendsten Gewinn festhielt, veranlaßte diesen endlich, ganz aufzuhören, aber er blieb sitzen, und sah den bankirenden Gentleman scharf auf die Finger, da er kein Neuling war. Corriger la fortune! nennen sie ihre Kunststücke. Auf einmal sprang der Kaufmann leichenblaß auf und stürzte hinaus, er hatte den letzten bedeutenden Satz auf Borg verloren. Die Spieler sahen ihm achselzuckend nach — der alte Officier aber wußte, welche traurigen Folgen ein solcher Fall oft nach sich zieht, er eilte dem Manne nach und fand ihn draußen, unter dem triefenden Vordache des Hauses, wo er verzweiflungsvoll auf die Bank gesunken war. Als er ihn theilnehmend ansprach, fing der Mann bitter an zu weinen, sprach von Frau und Kindern, von bedeutenden anvertrauten Summen der Firma — nicht um diese, sondern der Frau und Kinder wegen jammerte er den Officier und der versprach ihm sein Geld wieder zu schaffen. Das Spiel war unterdessen drinnen beendigt, die Bank hatte die Andern auch kopfscheu gemacht. Der Officier rief den jungen, süperben Herrn beiseit, nannte ihn kurzweg einen falschen Spieler und forderte das Geld für den armen Kaufmann zurück. Da gab's denn eine wahrhaft dramatische Scene! — Beleidigte Ehre! Genugthuung! Aber zugleich Zweifel an Satisfactionsfähigkeit — brutale Attacke — vulgäre Abkunft! „Hier meine Karte!" Sie war höchst nobel, mit gepreßtem Wappen. Der alte Soldat fuhr auf, als würde ihm eine Sprengmine zwischen den Beinen gezündet: er las einen Namen, der ihn selbst sehr nahe anging. „Gleichviel, wie ich heiße!" schrie er den jungen Herrn an. „Ich bleibe bei meinem Wort, wir schlagen uns also!" Jetzt zog der Jüngling zurück. „Sie scheinen nicht von Stande und können mich so wenig beleidigen, als ein Stier, der mich anrennt — ich erlasse Ihnen die verdiente Strafe!" Daß der Alte sich nicht thätlich an ihm vergriff, rechnet er sich noch heut' als ein Verdienst an. Er zog aber seine Brieftasche hervor und aus dieser ein etwas veraltetes, aber vollgiltiges Papier: sein Lieutenantspatent. Der vornehme Jüngling wollte seine Glacehandschuh nicht damit beschmutzen, aber das Papier wurde ihm entfaltet vorgehalten, er mußte einen Blick darauf werfen und wurde weiß wie Kreide, als er den Namen las. Das Patent war noch auf den Namen ausgeführt, den der Alte bald nachher abgelegt hatte. Da wollte der junge Herr rührend werden — und als er sich dennoch, weil das nicht angenommen wurde, mit dem nun doch satisfactionsfähigen Gegner schlagen sollte, schützte er feig die Pietät vor und verschwand noch an demselben Abend, dem Regen trotzend. Würdest Du noch für den Charakter Deines Neffen Hasso, Baron von Trachau, der armen Clemenz, meiner Clemenz, wie Du immer sagst, Bürgschaft leisten wollen?"

Hedwig hatte seine Erzählung vom ersten Worte an verstanden. Sie erwiederte ihm aber dennoch, daß er sich wohl in der Hauptsache, welche er Hasso zur Last lege, getäuscht haben könne; das Spiel, an dem er sich übrigens selbst betheiligt habe, wolle sie nicht in Schutz nehmen, aber wenn ein Mann, der in gewissen Vorurtheilen aufgewachsen sei, bei einem Ehrenhandel sich diesen gemäß benehme, so könne man ihm das nicht falsch auslegen, noch viel weniger, daß er sich nicht mit dem eigenen Onkel habe schlagen wollen.

„Du bist ein Engel von Menschenfreundlichkeit!" sagte Arnold, indem er ihr die Wangen streichelte. „Es sollte mich herzlich freuen, wenn Du gerechter urtheiltest, als ich, welchem die Mannesehre und Mannhaftigkeit über alle Standesvorurtheile und Pietät geht. Ich habe seitdem aber noch mancherlei über den Herrn Neven gehört, das ihn auf ewig jedes Tugendpreises unfähig erklären würde. Lassen wir ihn. Ich würde „aus alter Freundschaft"

thun, was ich könnte, indessen, wo soll ich ihn finden? Den Namen Ingler hat er vielleicht schon compromittirt, ehe er in den Weißhof kam und führt nun wahrscheinlich eine andere Combination von Buchstaben; dank der liberalen Handhabung der Fremdenpolizei wird ja ein Mann von so aristokratischer Behaarung niemals nach der Paßkarte gefragt. Der beefländische Bart gilt als Legitimation. Ich habe diesen übrigens in Verdacht, falsch zu sein — was meinst Du, Hete? Mit dreiundzwanzig Jahren schon eine solche Fülle! Du hast die Historiette gelesen von der Marquise, die, wie Papa Mader, bei einer Wasserpartie aus der Gondel fiel — entsinnst Du Dich nicht? Mit prachtvollen blonden Flechten und Locken sank sie unter und als kurzgeschorener Schwarzkopf kam sie wieder zum Vorschein. Wer weiß, ob Hasso's Wangenzier nicht in gleichem Falle abgespült worden wäre! Aber ich sehe Dir an, daß Du keinen Humor verstehst und so wollen wir ernsthaft reden. Adelgunde hat mir das erste Zeichen gegeben, daß sie einer gewissen Zeit noch gedenkt — natürlich in eigennütziger Absicht, um mich für ihren Liebling in Thätigkeit zu setzen, aber gleichviel! Ich werde thun, was ich kann. Ich bin immer ein Trachau, wenn ich mich auch vor der Welt nicht mehr so nenne. Wie ich auf unserer kurzen Reiseepisode entnommen habe, läßt sich vielleicht einige Schuld von Hasso abnehmen und auf andere Schultern legen. Jedenfalls ist es möglich, daß er, aus allen Verlegenheiten gerissen, durch seine neue sociale Stellung zur Ehrenhaftigkeit verpflichtet, bald vielleicht auch durch eine gute Frau moralisch gestützt, ein ganz neues Leben anfängt und so will ich denn nach meinen Kräften dazu beitragen. Morgen werde ich die ersten Schritte thun. Ueber Nacht kommt guter Rath!"

VII.

Ueber Nacht! Hedwig hatte länger geschlafen, als ihre Gewohnheit war und wunderte sich beim Erwachen, ihren Gatten noch in festem Schlummer zu sehen. Er war vielleicht von der Reise sehr ermüdet gewesen oder hatte sich mit den Gedanken an seine Familie, auf die er im Laufe des Abends noch mehrmals zurückgekommen war, lange im Bett beschäftigt, so daß er spät eingeschlafen war. Um ihn nicht zu stören, kleidete sie sich so leise als möglich an und schlich dann zur Thür, heiter lächelnd in dem Vorsatz, ihn später als Langschläfer zu wecken. Als sie aber noch einen Blick auf ihn warf, erstarrte plötzlich das Lächeln in ihren Mienen — diese Farbe! die halbgeschlossenen Augen! Sie stürzte hinzu, sie faßte seine Hand, sank über ihn hin und rief mit herzzerschneidendem Laut seinen Namen — die furchtbare Wahrheit raubte ihr selbst für einen Moment die Besinnung, aber nur für einen flüchtigen Moment, dann riß sie sich auf, um Hilfe zu holen . . . Hilfe wäre unmöglich gewesen, auch wenn sie gedankenschnell im Augenblicke des Unglücks gekommen wäre! Kein Arzt kann helfen, wenn der Schlag tödtlich getroffen hat! Arnold war todt!

Wohl dem, der bei einem so schweren, unerwartet einbrechenden Verhängniß den einzigen Hort besitzt, aus dem die Kraft fließt, jedes Erdenschicksal, auch das schwerste, zu ertragen! In den ersten Stunden des Schmerzes vergißt wohl die schwache Menschennatur, wo sie Trost zu suchen hat und gibt sich der Verzweiflung hin — wie könnte der Allliebende, der sie geschaffen hat, wie sie ist, ihr darum zürnen! Aber wer Ihm treu gewesen ist sein Lebelang, der wird auch bald wieder inne, welcher Gnaden er theilhaftig geworden ist und wendet sich nicht vergebens zu dem Borne des Trostes. Hedwig war eine fromme Frau, doch hatte auch sie viele Tage und Nächte, lange nachdem ihr Gatte schon in den Schoß der kühlen Erde bestattet war, mit ihren Schmerzen gerungen, um zur wahren Ergebung in Gottes Rathschluß zu gelangen. Immer wieder hatten sie Zweifel gequält, ob sie sich nichts habe zu Schulden kommen, sich nicht durch ruhigen Verlauf ihrer Tage in Sicherheit lullen lassen, statt wachsam auf die kleinsten Zeichen zu sein und Alles zu verhüten, was die Wiederholung eines Anfalls herbeiführen könnte. Sie wußte doch, daß Arnold schon einmal, noch ehe er sie gekannt, einen Schlaganfall gehabt, der ihn völlig gelähmt und der Sprache beraubt hatte! Freilich war dieser Zufall schnell vorübergegangen, ohne die geringste Spur zu hinterlassen, Arnold hatte ihr davon, wie von einem gleichgiltigen Vorfalle erzählt und ihre Besorgniß hinweggespottet,

Digitized by Google

sie selbst kannte ja Beispiele in ihrer eigenen Familie, daß Menschen nach ähnlichen Anfällen, ohne daß sie sich je wiederholt, ein hohes Alter erreicht hatten, ihr Vater, welcher in den ersten Jahren ihrer Ehe noch gelebt, hatte ihr als Professor der Heilkunde, die vollste Beruhigung gegeben. Aber doch klagte sie sich an, daß sie ihre Pflicht besser hätte wahrnehmen müssen! Und es verging eine lange Zeit, ehe sie sich beruhigen konnte, daß sie die unverkennbare, wenn auch unverstandene Todesahnung, die in seinem oft wiederholten Sprichwort vom nahen Ende gelegen, so gar nicht beachtet hatte. Was hätte sie aber dadurch ändern können?

In der Gegend, wie sehr sich auch der Verstorbene von allem Umgange abgeschlossen hatte, erregte sein plötzlicher Tod doch allgemeine Theilnahme. Günther war zwar ein unzugänglicher Sonderling, aber doch ein Freund der Armen und ein Helfer in jeder Noth gewesen, und hätte man ihn auch nicht beklagt, der nun im Himmel wohl aufgehoben war, so mußte doch jedem die arme Thalfrau leid thun, die so ganz verlassen in der Welt dastand. Die Menschen ließen ihr auch reichliche Beweise des Mitgefühls zukommen, schon bei dem Begräbniß, wo sie reichlich hinzuströmten, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen, und auch später. Der Bann schien gebrochen, welcher das Haus auf der steilen Höhe fast unnahbar gemacht hatte. Wenn auch nicht gleich nach dem Unglück, wo manchem Herzen der Anblick und das Trostsprechen, selbst naher Bekannten, den Schmerz nur verschärft, statt ihn zu lindern, aber doch bald fanden sich die ehrlichen Thalbewohner ein, der armen Frau ihr Mitgefühl zu versichern. Das Schiffermädchen, das bei dem verstorbenen Herrn um ihrer Bravheit willen gut angeschrieben gestanden, und ihm sogar einmal auf dem Kahn, als er gegen seine Frau gar unfreundlich geworden war, mit herzhaften Worten den Kopf gewaschen hatte, kam als die erste aus dem Dorfe mit ihrem Vater herauf und freute sich, daß sie von Frau Günther nicht abgewiesen wurden. Dann folgten bald andere, welche der Thalfrau oder dem Herrn zu Dank verpflichtet waren, und endlich kamen auch die Nachbarn aus gebildeten Ständen; die alte Empfindlichkeit, daß sie keiner nähern Bekanntschaft gewürdigt worden, hatten sie, als Günther's Wesen in der Gegend bemerkt worden war, vergessen und wäre noch ein Rest davon übrig gewesen, bei solchem Unglück hätte derselbe schwinden müssen. Mader hatte sich ohnedem schon vorgesetzt gehabt, sobald Günther's von ihrer Reise zurückgekehrt sein würden, ihnen nochmals persönlich seinen Dank für den geleisteten Beistand zu sagen, wozu ihn besonders seine Tochter aufgemuntert hatte, welche von der Liebenswürdigkeit der Frau ganz gewonnen war. Sie wollte es dem Vater nicht sagen, weil der durch jede Erwähnung seiner, vor einigen Jahren gestorbenen Gattin immer so traurig wurde, aber sie war durch das Thun und Walten der Thalfrau an ihre Mutter erinnert worden, obgleich diese der schönen Frau auf der Burg gar nicht ähnlich gesehen hatte.

Hedwig war nun schon gefaßt und in ihr Schicksal ergeben, sodaß sie den Besuch empfangen konnte, ohne ihn durch den Ausdruck trostlosen Grams zu belästigen. Die stille Trauer in ihrem bleichen Antlitz war dem fühlenden Herzen Clementinen's aber vielleicht noch rührender. Mader sprach zu der Wittwe so herzlich, wie ihn die Tochter noch zu Fremden nicht hatte sprechen hören, er bot ihr seinen Beistand in allen Geschäftssachen und etwaigen Verwicklungen an, da er ihr ja zu großem Danke verpflichtet sei. Diesen lehnte Hedwig als unverdient ab und nahm sein Erbieten an, wenn sie eines Rathes bedürfen würde.

„Meine Verhältnisse sind sehr einfach," sagte sie. „Gott hat uns Kinder versagt, eine Vormundschaft, welche Verwicklungen bringen könnte, tritt nicht ein. Ich habe keine Verwandten, und werde ruhig hier bleiben, wo ich so lange glücklich gelebt habe!" Ihre Stimme sank bei diesen Worten und Clementine ergriff ihre Hand, um sie still zu küssen, Hedwig duldete es aber nicht, sondern zog das liebliche Kind an ihre Brust. Der Vater sah mit feuchten Augen auf die Gruppe. Da wurde Herr Rattonitz gemeldet; er hatte von dem beabsichtigten Besuch seiner Verwandten Kenntniß gehabt und benutzte die Gelegenheit, um mit ihnen zugleich hier zu sein, da es auch ihn drängte, der verlassenen Frau seinen nachbarlichen Beistand anzubieten. Er hatte zwar in der Welt draußen

gelebt und Bekanntschaften gemacht, die nicht ohne Einfluß auf ihn gewesen waren, aber der Kern in ihm war doch gesund geblieben, und es hatte ihm nach jedem Ausfluge auf seinem ererbten Freigute immer besser gefallen, sodaß er sich endlich festgesetzt und dessen Bewirthschaft selbst übernommen hatte.

Hedwig überwand sogleich die Schwäche, welcher sie einen Augenblick erlegen war und trat Rattonitz, über den sie die geringschätzige Meinung ihres Gatten nie getheilt hatte, noch gefaßter entgegen, als sie es gegen seine Verwandten schon vermocht. Der Besuch bei Leidtragenden hat für Fremde immer etwas Drückendes, er kann ihnen aber durch die Haltung, in welcher sie empfangen werden, bald eine innere Befriedigung gewähren. Hedwig reichte Rattonitz so unbefangen die Hand, als kenne sie ihn längst besser, als bloß von flüchtigem Gruß und einem gelegentlichen Zusammentreffen in der Stadt oder im Freien. Sie dachte überhaupt ganz anders, als ihr Mann; welche Ursache hätte sie gehabt, sich gegen die guten Menschen, in deren Nähe sie lebte, ganz abzuschließen? Sie war zwar nicht in diesem Lande, aber in dem benachbarten Felsenbollwerk des Kaiserstaats, geboren, und daher ein Kind der Alpen, wie all' ihre Nachbarn hier. Arnold's Stamm war auch im Süden entsprossen, hatte sich aber seinem Ursitze seit vierhundert Jahren entfremdet und ganz im nordischen Flachlande eingelebt, Arnold, wie er sich selbst genannt, ein abgebrochener Zweig des Stammes, konnte hier kein rechtes Heimathsgefühl haben, und Alles, was er gesucht hatte, war Friede und Stille, Glück im Hause und Ruhe vor Fremden gewesen. Das hatte er hier gefunden und Hedwig, die dem stattlichen Manne vor zwanzig Jahren auf den Wunsch ihres Vaters, bei welchem er ohne ihr Vorwissen um sie geworben, aus Achtung und ruhiger Zuneigung ihre Hand gereicht hatte, war mit ihm glücklich gewesen, wie eine Frau werden kann, auch wenn sie nicht in idealer Liebe oder stürmischer Leidenschaft ihr Jawort gegeben hat. Wie wohlthuend war ihr jetzt das Bewußtsein, auch ihn glücklich gemacht und seinen Wünschen treu gelebt zu haben, ohne nach äußerm Verkehr und rauschenden Freuden sich zu sehnen. Die Jugend, in welcher diese Entsagung schwer ist, lag nun hinter ihr — sie dachte wohl nicht mehr daran, ihr Leben anders zu gestalten, aber das freundliche Entgegenkommen, das ihr jetzt überall geboten wurde, that ihrem Herzen sehr wohl, sie konnte es nur erwiedern.

Auch gegen Rattonitz äußerte sie auf sein herzliches Anerbieten, was sie bereits gegen seinen Oheim geäußert hatte, und hütete sich vor einem Worte, das ihre Standhaftigkeit erschüttern konnte. Hier aber hatte sie noch ein anderes Interesse, das sie von sich selbst abzog, sie wünschte zu wissen, ob Rattonitz Hasso's Beziehung zu ihrem Manne erfahren habe, entweder durch ihn oder durch Hasso's Eltern, auch wollte sie hören, ob Rattonitz seitdem von Hasso gar nichts vernommen. Sie konnte dabei über ihre eigene Mitwissenschaft schweigen, bis sie im Klaren war. Ein kurzer Brief, den sie bald nach dem Tode ihres Mannes an seinen Bruder geschrieben hatte, war bis jetzt ohne Antwort geblieben — vielleicht waren Hasso's Eltern von ihrer Reise noch nicht heimgekehrt, vielleicht auch, sie sagte sich das ohne Bitterkeit! rechnete man sie nicht zur Familie und ein kühles Condolenzschreiben hatte für sie keinen Werth.

„Haben Sie Nachricht von Herrn von Ingler?“ fragte sie ruhig. „Wir trafen mit seinen Eltern zusammen, die ihren Sohn bei Ihnen abholen wollten.“

„Sie fanden ihn nicht mehr,“ erwiederte Rattonitz. „Wenn Sie die Eltern getroffen haben, so wissen Sie wohl auch, daß er seine Brüder verloren hat, und was für ihn daraus erwachsen ist?“ Hedwig bejahte das durch eine leichte Kopfneigung. „Und das er ein Baron Trachau ist, nicht wahr?“ fuhr Rattonitz fort. „Ich hatte keine Ahnung davon, der Vater sagte mir aber, daß wichtige Gründe seinen Sohn vermocht, den alten Namen seines Geschlechts eine Zeitlang nicht zu führen — Niemand kann diese Gründe besser kennen als ich!“ setzte Rattonitz lächelnd hinzu. „Ich glaube aber nicht, daß er sie seinen Eltern vollständig gebeichtet hat. Einen alten Namen haben wir übrigens auch, wer hat ihn nicht? Wenn's auch nicht grade ein Rittername ist, nicht wahr, Papa Mader? Baron Trachau junior wird nun Majoratsherr, wie mir sein Vater, ein sehr lieber freundlicher Mann, gesagt hat, die

Digitized by Google

Frau Mutter gab mir einen Brief für ihn, im Fall sie ihn zu Wien oder Preßburg, wohin er reisen wollte, verfehlten. Das wird aber nicht geschehen sein, denn ich habe kein Wort weiter von Allen gehört. Den Brief will ich liegen lassen und wenn bis Neujahr nichts kommt, ihn verbrennen, natürlich ungelesen. Doch glaube ich immer noch, daß er wenigstens, sobald er einigermaßen in Ordnung ist, ein paar Zeilen an mich schreiben wird, denn von Herzen ist er gut, das können Sie mir glauben."

Ob diese letzten Worte aus wahrer Ueberzeugung gesprochen, oder auf die kleine Cousine berechnet waren, blieb Hedwig zweifelhaft. Sie hatte bemerkt, daß das arme Kind doch nicht ganz unbefangen geblieben war, als Hasso's Name genannt worden, und ihr fiel wieder ein, was ihr Mann erzählt hatte. Sie wünschte dem lieblichen Wesen zu seinem eigenen Glück lieber einen kurzen Harm, statt eines langen Grames, an der Seite des Mannes, der sie nimmer glücklich machen konnte.

„Wenn Ihr Vater erlaubt, komme ich auch einmal zu Ihnen nach Aggskirchen," sagte sie beim Abschiede und der alte Herr rief mit Freuden, daß er sie an ihr Versprechen erinnern werde, wenn sie es nicht bald erfülle. „Das nennt man aufthauen!" sprach er auf dem Rückwege zu seiner Tochter. „Gott habe den Menschenfeind selig, aber es ist, als ob der Winter für die arme Thalfrau mit ihm vergangen wäre!"

„So denkt sie nicht, Vater!" entgegnete Clementine. „Sie betrauert ihn aufrichtig und ist mit ihm sehr glücklich gewesen, wenn er auch viel älter war. Das thut's nicht . . ." sie stockte plötzlich.

„Hast Recht, Clemenz!" sagte der Vater mit einem Seufzer. „Deine Mutter war drei Jahre älter als ich —" Clementine schmiegte sich an ihn, sie wußte, wie glücklich ihre Eltern zusammen gelebt, und daß für ihren Vater erst nach seinem traurigen Verlust der Winter gekommen war.

Rattonitz hatte sich von seinen Verwandten getrennt und war nächsten Weges über den See, wie er hergekommen war, mit dem alten Maaßhuber zurückgefahren, um von dort zu Fuß nach Hause zu gehen. Seine Gedanken weilten noch bei der Thalfrau und er fragte den Schiffer, ob es seiner Tochter denn Ernst sei, auf der Burg in Dienst zu gehen, wo sie doch nicht mehr ihren Kahn führen und fischen könne nach Herzenslust, wie bisher.

„O, das kann sie doch! Unsere Gerechtsame hat sie noch, wenn sie auch bei der Thalfrau dient!" erwiederte der Alte. „Besser kann sie's ja nicht haben. Mir helfen die andern Kinder schon."

Therese flickte Netze vor der Hütte und bestätigte Herrn Rattonitz, daß sie auf das Burgle ziehen werde, weil sie die Thalfrau so gar lieb hätt', nun schon gar. — „Und wenn sie wieder heirathet und ganz wegzieht, Theres'," sagte Rattonitz, „gelt! dann gehst Du mit und läßt Ruder und Netze im Stich!"

„Die heirath' nimmer!" versetzte Therese.

„Wer weiß! Wenn nur der Rechte kommt!" sagte Rattonitz.

„Glauben's etwa, der alte Herr sei nicht der Rechte gewesen?" entgegnete sie eifrig. „Ich weiß, sie hat den Rechten schon gehabt, und der ist begraben. Ein' andern nimmt sie nit — können's ihm sagen!"

„Sei nur nicht bös!" sagte Rattonitz lachend. „Ich bin's nicht. — Bei Dir muß auch der Rechte kommen, der im Stand' ist, sich zu wehren, bist aber ein braves Mädl. Grüß die Thalfrau von mir, wenn Du hinaufgehst."

Er trat seine Wanderung an und schlug den nächsten, aber steilsten Pfad ein, der ihm als rüstigen Bergsteiger auch der liebste war. Als er den Weißhof erreicht hatte, fand er einen Brief vor, den die Botenfrau mit aus der Stadt gebracht hatte. Mit einem Ausruf der Erwartung riß er das Couvert auf, denn er hatte Hasso's flüchtige Handschrift gleich erkannt. Hasso wußte noch von nichts! Er hatte sich noch Ingler unterschrieben, der Brief war nicht aus Wien oder Preßburg, sondern aus Innsbruck datirt, die Eltern hatten also den Sohn nicht gefunden — er schrieb nur kurz, daß ein unvermutheter Anlaß seinen Reiseplan geändert, und ihn statt nach Oesterreich und Ungarn, nach Tirol geführt habe — hier sei er schnell mit seinem Geschäft fertig geworden und werde, ehe er nun die ursprüngliche Idee wieder aufnehme, noch ein paar Wochen bei ihm zubringen. Das Alpenleben habe auf ihn einen so unwiderstehlichen Reiz ausgeübt, daß er es noch vor Eintritt der schlimmen Jahreszeit bis auf die Neige schlürfen

wolle; er ergebe sich dem Spotte des Freundes, der ihn oft genug Baron Striezow genannt, auf Gnade oder Ungnade.

Rattonitz war so gastfrei, wie nur ein Sohn des Gebirges sein kann, aber dieser Brief erfreute ihn aus mehr als einer Ursache nicht. Er hatte Hasso's Bekanntschaft bei seiner letzten Anwesenheit in München gemacht und großes Gefallen an ihm gefunden, da er nicht Menschenkenner genug war, um Schein von Sein alsbald zu unterscheiden; Beide hatten viel mit einander verkehrt und Rattonitz, offen und arglos, war nicht inne geworden, daß er nicht gleiche Lauterkeit in dem neuen Freunde suchen dürfte. Er hatte ihm viel von seiner schönen Heimath erzählt und ihn endlich, wie er wähnte, halb mit Gewalt, dahin geführt. Aber allmälig war ihm hier doch der Nimbus, der die bestechende Persönlichkeit Hasso's in Rattonitz' Augen umfloß, getrübt worden. Das Benehmen des Großstädters in der Alpennatur, das ihn zuerst belustigt hatte, die Art und Weise, wie er mit dem von Rattonitz verehrten Onkel umging, der freie Ton, den er gegen Clementine annahm, ganz gebräuchlich vielleicht in seinen Kreisen, hier aber gegen ein unschuldiges Mädchen, um das er doch eingestandenermaßen zu werben gedachte, höchst anstößig. Alles das hatte Rattonitz schon irre gemacht an ihm, als der Tag auf dem See, wo sie der Sturm überfiel, und was sich daran geknüpft, ein entschiedenes Mißtrauen in der Seele des bisher arglosen Mannes geweckt hatte. Die Erscheinung der Eltern, und ihre Mittheilungen hatten ihn noch mehr gegen Hasso verstimmt, der ihn selbst mit seinem Namen hintergangen hatte und so war es kein Wunder, daß er der Rückkehr des Gastes nicht mit Freuden entgegensah. Wenn indessen Hasso von ihm erfuhr, welche glänzende Zukunft sich plötzlich vor ihm eröffnete, so gab er seinem Aufenthalt gewiß keine Dauer und ließ die „Neige des Alpenlebens“ ungeschlürft. Es war dann nur zu wünschen, daß er keinen tiefern Eindruck auf die arme Clemenz gemacht habe!

Am andern Mittage traf schon der Gast ein. Rattonitz wollte eben seinen Hof verlassen, um in den Wald zu gehen, als er den Wagen über die Hochfläche daher kommen sah, ein Gebirgsfuhrwerk, wohl erst in der Nähe genommen. Auch Hasso winkte schon vom Wagen mit der weißen Hand, sprang herab und schloß den Freund in die Arme.

„Nicht wahr, Du standest keines Ueberfalls gewärtig, wie es im Wallenstein heißt!“ rief er. „Was starrst Du mich an, wie ein Gespenst? Gefall' ich Dir nicht besser ohne den Urwald?“ Er hatte den mächtigen Backenbart, der ihn viel älter machte, als er war, fallen lassen und sah nun wirklich sehr jugendlich, entschieden vortheilhafter aus.

Rattonitz hieß ihn, der Gastfreiheit ihr Recht gebend, willkommen. Hasso schlang seinen Arm in den des Freundes und ging mit ihm in das Haus, die Sorge für sein Gepäck dem Knechte überlassend, der seiner frühern Freigebigkeit eingedenk, mit freundlichem Zuruf herbeieilte. — „Weißt Du schon Alles?“ fragte Rattonitz. „Daß Du hier gesucht worden bist?“

Er fühlte ein leises Zucken in Hasso's Arme, der den seinigen jetzt frei ließ. „Gesucht? Von wem?“

„Du ahnst noch nichts!“ erwiederte Rattonitz. „Vom Baron Trachau!“

Jetzt zuckte es auch in Hasso's Gesicht und seine Augen funkelten. „Von dem?!“ rief er drohend und streckte den Arm, Rattonitz unverständlich, in einer bestimmten Richtung empor. „Hat er sich demaskirt?“

„Hasso!“ erwiederte der Freund mit unwilligem Erstaunen. „Das Demaskiren wäre an Dir. Ich spreche von Deinem Vater — wenn aber Herr Ingler unter der Maske der Freundschaft gegen mich noch eine zweite Maske festhalten will, kann ich es ihm nicht wehren, nur bitte ich dann wenigstens die erste als werthlos wegzuwerfen.“

Hasso war in große Aufregung gerathen, er hatte den Namen Trachau auf den Oheim, nicht auf seinen Vater bezogen, hatte geglaubt, jener sei mit einer Denunciation gegen ihn bei Rattonitz hervorgetreten ... „Was sagst Du da?“ rief er. „Mein Vater hat mich hier gesucht?“

„Auch Ihre Frau Mutter, Herr Baron!“ erwiederte Rattonitz. „Sie wissen also nicht, welcher Glücksfall für Sie eingetreten ist? Daß der liebe Gott Ihretwegen die beiden älteren Brüder Euer Gnaden zu sich genommen hat und Sie daher, wenn Ihr Herr Vater stirbt —“

Digitized by Google

„Rattonitz! Ich bitte Dich um Gotteswillen! Willst Du mich wahnsinnig machen?“ unterbrach ihn Hasso, indem er sich mit beiden Händen an den schwindelnden Kopf griff.

„Hier ist ein Brief an Sie! Ihre Frau Mutter hat ihn mir anvertraut,“ erwiederte Rattonitz, in demselben Tone, den er angenommen hatte und ging, den verschlossenen Brief zu holen. Hasso folgte ihm, legte den Arm um seine Schulter und bat, ihm zu verzeihen, daß er ihm sein volles Vertrauen bis jetzt vorenthalten habe, er sei so unglücklich gewesen, daß er den Muth nicht gehabt, irgend Jemand mit seinem Elend zu behelligen. Dann nahm er den Brief in Empfang, den ihm Rattonitz schweigend reichte, warf sich in einen Stuhl am Fenster und begann zu lesen. Der Brief schien lang zu sein, Rattonitz hatte volle Muße, den wechselnden Ausdruck in Hasso's Zügen zu beobachten. Er bemerkte keine Rührung oder Trauer, die so natürlich gewesen wäre, vielmehr verdüsterte sich dies schöne Antlitz immer mehr und als endlich der Schluß des Briefes erreicht zu sein schien, ließ Hasso die Hand, welche das Blatt hielt, sinken und bedeckte mit der andern seine Augen, als ob er Rattonitz' Gegenwart ganz vergessen habe. Dieser ließ ihn gewähren und wartete ruhig ab, bis er ihm eine Erklärung geben werde.

„Es ist so, wie Du sagst!“ sprach Hasso, nach einer kurzen Weile aufblickend. „Der Tod hat meinen Eltern zwei brave Söhne, auf die sie stolz sein konnten, geraubt — ich soll an deren Stelle treten, ich! Noch kann ich nicht Alles übersehen, wie es sich nun für mich gestalten wird, das liegt noch in wildem Chaos vor meinen Sinnen! Du aber bleibe mein Freund — zerreiße das Band nicht, das uns verbindet: Du thätest eine Sünde! Es wird eine Zeit kommen, wo ich Dir Alles werde sagen können und wenn Du dann wohl manchen Stein auch auf mich werfen könntest, so suche für mich, wenn auch keine Entschuldigung, doch eine Erklärung, wie das Alles so geworden ist. Ich muß dem Rufe meiner Eltern folgen. Habe Dank für Deine Gastfreundschaft — grüße Deine Verwandten! Grüße auch — den Herrn Günther oben auf der Burg, der an mir doch immer einen Samariterdienst gethan hat!“

„Weißt Du auch das nicht?“ erwiederte Rattonitz. „Deinen Gruß kann ich nicht mehr bestellen, Günther ist am Morgen nach seiner Rückkehr von jener Reise todt in seinem Bette gefunden worden.“

Hasso blickte den Freund starr und betroffen an, dann aber loderte plötzlich in seinen Augen eine Gluth auf, welche den räthselhaften Ausdruck einer wilden Freude hatte. Welcher dämonischen Idee konnte dies sündhafte Gefühl entsprungen sein? — „Er ist todt?“ wiederholte Hasso lebhaft. „Und seine Frau —?“

„Betrauert ihn mit wahrer Liebe!“ antwortete Rattonitz mit strengem Tone, denn er glaubte den Schlüssel zu Hasso's Benehmen gefunden zu haben.

„Ich muß sie sprechen!“ rief Hasso. — „Wisse,“ fuhr er, durch den Blick seines Freundes zur Besinnung gebracht, fort, „sie ist meine Tante! Staune nicht, frage sie selbst! Ich werde Dir Alles später sagen, jetzt nicht, heut' nicht! Ich komme wieder, oder ich schreibe Dir. Gieb mir einen Führer, mein Wagen soll auf mich warten.“

Rattonitz hatte die fast unglaublich klingende Mittheilung mit der höchsten Ueberraschung gehört, er fragte weiter, aber der Ungeduldige versagte ihm jede Antwort. „Die Thalfrau ist meine Tante, ich gebe Dir mein Ehrenwort darauf und gilt es Dir nicht, so frage sie selbst. Gib mir einen Führer; soll ich sie nicht sprechen wollen, da mein Onkel gestorben ist?“

„Hast Du erst durch den Brief Deiner Mutter erfahren, daß Frau Günther Dir verwandt ist? Oder Günther vielleicht? Ist Günther Dir verwandt?“

„Er, ja! Halte mich nicht auf — übe Deinen Scharfsinn, bis ich zurückkomme! Oder kann ich mit meinem Wagen nach der Burg gelangen? Dann wird es von dort wohl einen Weg in's Land hinaus geben! Lebe wohl! Wir sehen uns wieder, hoffentlich bald, sehr bald!“

Er ließ sich auf keine weitere Erklärung ein, sondern betrieb den ungesäumten Aufbruch und bezwang den Einspruch seines Kutschers durch Gold.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die ältesten deutschen Trinkgefäße.

Von
Wilhelm von Waldbrühl.

Die alten Germanen waren Jäger und Krieger, waren vorzüglich geschickt in den Künsten, welche sie zur Ausübung des Kampfes gegen Gewild, gegen menschliche Feinde befähigten. Das Horn des Ur's, den sie jagend erlegt hatten, galt ihnen als Siegeszeichen, diente ihnen als Gefäß, aus welchem sie bei Gastmahlen ihren Meth, ihren Wein tranken. Zuerst mögen sie die Hörner ganz roh dazu genommen haben, bald aber lernten sie dieselben glatter bearbeiten und zurichten, wie noch heutigen Tages Hochschüler sich dieser zierlichen Hörner als Trinkgeschirre bei ihren Festen bedienen.

Sobald sie Fortschritte in Bearbeitung edler Metalle gemacht hatten, versuchten sie die liebgewordene Form auch in diesen zu fügen und wie die Kunstfertigkeit sich bei ihnen vergrößerte, trachteten ihre Meister diese Gefäße mit Bildwerken über und über auszustatten. Es liegt nahe, daß sie die Trinkhörner durch eine kleine Abänderung am untern Ende, durch Anbringung eines Mundstückes, auch zu tonlichem Gebrauche einrichten konnten. Auf diese Weise konnten sie bei Jagd und Krieg ihre Zeichen durch dieselben in die Ferne schicken, konnten sie bei ihren Festen ihre Lieder begleiten und doch wieder bei Gelagen die Tonwerkzeuge mit begeisterndem Naß erfüllen.

Die ältesten Hörner dieser Art, welche auf uns gekommen sind, tragen, wie Figur 1 zeigt, als Schmuck erhabene Reifchen, die das Horn umgeben, dasselbe in eine Anzahl kleinerer Felder oder Glieder theilen. Diese Reifen sind vielleicht durch die Schnüre entstanden, die man noch heutigen Tages um Posthörner und Trompeten bindet, theilweise um diese Tonzeuge zu verzieren, theilweise um sie umhängen zu können, im Marsch und im Ritte stets an der Seite zu haben. Die späteren künstlicheren, d. h. in künstlerischer Weise durch Bildnerei verzierten, haben eine Anzahl dieser Glieder mit Bildwerken geschmückt und zwar die oberen, deren Felder den größeren Raum gewähren. Dabei sind die Gestaltungen dermaßen angebracht, daß der Trinker, der das breite Ende des Hornes nach oben, die Spitze nach unten gerichtet hat, die rechte Ansicht genießt.

Zwei dieser altdeutschen Hörner von Golde sind besonders in der gelehrten Welt bekannt geworden. Das eine wurde gefunden im Jahre 1639 in der Gegend der Stadt Tondern in Schleswig, das andere wurde etwa fünfundzwanzig Schritte von der Fundstelle des ersten im Jahre 1734 am 2. April durch einen Bauern des Dorfes Gallehus, welcher Lehm ausgraben wollte, entdeckt.

Beide Gefäße wurden für die Kunstkammer der Könige von Dänemark erworben und bildeten deren besondere Zierden, bis sie leider am 4. Mai 1802 von verruchter Hand gestohlen, und so viel man später erfuhr, eingeschmolzen wurden.

Nach unserem Dafürhalten wurde das ältere Horn zuletzt gefunden; es wog sieben Pfund zwölf Loth, obschon das schmalere Ende, d. h. die Hornspitze, abgebrochen war. Die Figuren, welche die noch übrigen Glieder ausfüllen, sind zum Theil mit der Punze eingeschlagen, zum Theil aufgelöthet, nachdem sie vorher, jede besonders, gegossen worden waren. Am oberen Rande hatte das Gefäß eine Inschrift, welche die nordischen Gelehrten für angelsächsische Runen erkannten, die in unsere Sprache übertragen: „Aus Norwegen zur Zeit der gehaltenen Limtage" bedeuten sollen. — Nach den neuesten Untersuchungen Zacher's (Leipzig, Brockhaus, 1855) wären die hier gebrauchten Runen eigentlich gothische, die später zu den Angelsachsen gekommen und von diesen bereichert wurden.

Es wäre möglich, daß die aufgelötheten Figuren hier die ältesten, die ursprünglichen gewesen, daß einem späteren Meister die Zwischenräume zu kahl erschienen und daß er diese dann mit Sternen, Thiergestalten und Strichverzierungen mit der Punze gefüllt habe. Wir geben hier das Horn, welches sich als solches wie Figur 2 ausgenommen haben würde, aufgerollt, Figur 3, sodaß wir alle seine Bildwerke mit einmal überschauen können.

In der oberen Reihe sehen wir vier Menschengestalten. Zwei gepanzert, mit behelmten Haupte, daß nur die Augen sichtbar sind. In der linken Hand tragen sie den Schild, in der Rechten das gezogene Schwert. Wir vermuthen, daß wir hier

Tiu und Sachsenoth vor uns haben. Etwas höher stehen zwei unbekleidete Gestalten mit mächtigen, gehörnten Helmen, zwischen denen Jagdhunde einen Hirsch verfolgen. Am Speere erkennen wir Wodan, in der linken Hand führt er den Wunschring Antwaranaut und den goldenen Wunschstab, die Wünschelruthe. Die andere ihm ähnliche Gestalt dürfte die seines Geleiters, des treuen Eckart sein, einen seiner Böcke. Was ihn noch genauer kennzeichnet, ist die Aehre, die ihm zur Rechten steht, die ihn als Verleiher des ackerbaulichen Segens herausstellt. In der Mitte des Feldes säugt eine Schlange zwei Junge, erinnert an die Schlangensagen die beinahe von jedem Orte erzählt werden und diese Thiere als menschenfreundlich schildern. Weiter treffen wir auch einen Bogenschützen, welcher eine Hindin beschlichen hat, die ihr

Fig. 1.

Aelteres Trinkhorn.

Fig. 2.

Fig. 3.

Goldenes Horn, gefundern in Tondern 1734.

desselben, der nach dem Volksglauben der wilden Jagd voranschreitet.

In der zweiten Abtheilung treffen wir links das Bild des Gottes Donnar, merkwürdigerweise mit drei Häuptern ausgestattet.*) Wahrscheinlich sollen die drei Köpfe drei Richtungen seines Wirkens, als Donnerer, als Gott der Landwirthschaft und als Bekämpfer der Riesen bedeuten. In der Rechten hält der Gott den Donnerhammer Miölner, an der Linken führt er Junges stillt. Dieses Bildchen könnte die Genovevasage zur Erinnerung bringen, in welcher die Hirschkuh auch den Jäger zu seiner Gattin, zu seinem Sohne in die Wildniß verlockt.

In der dritten Reihe finden wir zuerst den Winterriesen, der gewöhnlich der Menschenschlächter genannt wird und welcher hier wirklich einen geschlachteten Menschen auf dem Schooße hält. Neben diesem Ungeheuer reitet Skirner für seinen Freund durch die Webelohe. Der Hirsch, welcher unter dem Rosse sichtbar ist, kennzeichnet Fro, ist der heilige Sonnenhirsch. Die

*) Grimm ahnt, daß die Germanen früher ihre Götter also verunstaltet. Mythologie Heimo.

Midgardschlange, dem Gott Donnar im oberen Felde entsprechend, hängt an der Angel und Locke als Pferd gestaltet, gemahnt an das Abenteuer mit dem Rosse des bauenden Riesen. Den Schluß dieser Reihe bildet, Sterne und Fische abgerechnet, die Haut eines Thieres, die wohl ein Opferthier bedeuten soll, dessen Haut geweiht war, und, wie in der Melusinensage, zum Umspannen von Länderei dient.

In dem vierten Felde sehen wir einen Jäger vom Rosse steigen, dasselbe am Zügel führen, indessen der Hund noch das Wild verfolgt. Unter dem Wilde finden wir zwei Raben, woher wir den Jäger wohl für Hubert, den herbstlichen Odin, halten dürfen, welcher hier dem Jagdvergnügen obliegt.

Die letzte Reihe zeigt mehrere Gestalten. Eine führt den Bogen und spannt denselben zum Schusse. Nach dieser Handlung wie nach der Bekleidung, halten wir ihn für Uller, den winterlichen Gott. Um so mehr sind wir zu dieser Ansicht bewogen, als auch die übrigen Gestalten auf winterliche Freuden und Verrichtungen hinweisen. Der dem Schützen zunächst stehende Mann, der in jeder Hand eine Waffe trägt, scheint den Schwertertanz aufzuführen, wohingegen der folgende auf dem Schlittschuh Künste zu machen sucht, in der Weise, wie sie noch heutigen Tages üblich sind. An der andern Seite des Schützen bemerken wir ein Schlachtthier, welches an den Schlachtmonat, an die Julzeit, erinnert. Die Larve mit dem zierlichen Gelock über dem Schlachtthiere könnte sich auf die Vermummungen beziehen, welche altherkömmlich mit diesem Feste zusammenfielen.

Was schließlich die vielen Fische betrifft, die wir in allen Feldern, fast wie Lückenbüßer angebracht finden, die alle mit der Punze eingeschlagen sind, so mögen diese wohl auf einem Witze des Künstlers beruhen, welcher allen Sprachen verständlich sein dürfte. Das Gefäß ist ja ein Trinkhorn und die Fische, welche es schmücken, sind Wesen, welche nur im Naß leben können, welche daher echte und geborne Trinker sind. Was liegt also näher, als die Aufforderung, es den Fischen gleich zu thun, dem Horne trinkend zuzusprechen!

In Betreff der Zeichnung müssen wir die Arbeit einer sehr fernen Zeit zuschreiben, in welcher die Lehre von der Fernsicht noch keine Anwendung fand, daher sieht man bei allen Vierfüßlern nur zwei Beine, weil das eine Paar, das andere, nach der Ansicht des Künstlers, decken muß. Die Bogenschützen sind in einer Weise dargestellt, daß die Bogen in der Luft schweben, daß nur die Hand, welche den Pfeil hält, sichtbar hervortritt. Von den Thieren sind zwei, Hirsch und Hirschkuh, so gezeichnet, als ob sie durchschnitten wären, indem man bloß auf dem Umrisse die Haare darzustellen versucht hat.*) Zu den überraschenden Zügen auf dieser tiefen Kunststufe rechnen wir das Leben in den Hunden, die zu bellen scheinen, in den Hirschen, welche durch den Lauf erhitzt, die Zunge herausstrecken.

Das zuerst gefundene Horn, welches sechs Pfund dreizehn Loth Gewicht hatte, war vollständig erhalten, höchstens fehlte das Mundstück zum Blasen, wie die Spitze wenn es zum Trinken verschlossen werden soll. Waren auf dem vorigen Gefäße die Menschengestalten durchgehends bekleidet, so finden wir sie hier dafür nackend, mit einer einzigen Ausnahme. Die Zeichnung, welche der Ausführung zu Grunde liegt, ist durchbildeter und der Fernsicht ist Rechnung getragen. Trotzdem ist die Anlage in dem Schmucke dem früher beschriebenen Horne sehr ähnlich. Es ist in verschiedene Gliederungen getheilt, wovon die sieben oberen durch gegossene und aufgelöthete Bildwerke verziert sind, dabei finden sich wieder die Zwischenräume durch eingegrabene Zeichnungen, meistens von Drachen, ausgeziert, die besonders in der zweiten Gliederung von oben abenteuerliche Gestalten annehmen, welche stellenweise die anderen Figuren zu tragen scheinen.

Das obere Feld ist das größte, daher hat der Meister es wohl in zwei Abschnitte getheilt, hat die Gruppen durch kreuzblumenartige Verzierungen, und durch ein paar in einander verschlungene Linke oder Schlangengebilde, die wir oben erwähnten, getrennt. Die Gebilde der Rückseite sind auf Figur 4 an beiden Seiten des Hornes so angebracht, daß die ganze Zeichnung dem Auge des Betrachters vorliegt. Beginnen

*) Die Zeichnung dieser Thiere hat viele Aehnlichkeit mit den in Silber getriebenen Funden in der Quelle von Pyrmont, unter welchen ein Hase, ein Wolf, ein Eber in den Bonner Jahrbüchern abgebildet sind.

Digitized by Google

wir an der linken Seite, so begegnen wir zuerst einem Manne, welcher zwischen zwei Schlangen hockt, die Hände erhoben, als ob er beten oder die Ungeheuer besprechen wolle. Wir halten diese Schlangen für sinnbildliche Darstellungen des Feuers, sehen in dieser Gestalt Odin, der sieben Monate des Jahres, d. h. im Winter, zwischen zwei Feuern auszuhalten hat.

Weiter treffen wir auf eine Gruppe von drei Gestalten. Eine mehr thierische als menschliche sitzt zwischen zwei Menschengestalten, nach dem Haar zu urtheilen, einem Mann und einer Frau, die ihn zu beschwichtigen suchen. Wir erkennen in dem Unthier den Fenriswolf, den die Asen beruhigen. Wir wagen den kleinen Sprung zu den Gebilden unter dem Schlangenpaar, das etwa die Wolken vorstellen könnte und sehen hier das Unthier wirklich gefesselt. Nachdem Fenrir alle Eisenbande zerrissen hatte, schickte Allvater den Jüngling Skirner zu den Zwergen nach Schwarzalfenheim und ließ dort die unzerreißbaren Seidenfesseln Gleipnir fertigen. Das Ungethüm, dessen Stärke ahnend, weigert, sich damit binden zu lassen, wenn nicht einer der Asen, ihm zum Pfande, die Hand in den Rachen stecken will. Als alle übrigen verlegen zurückweichen, wagt Thyr seine Hand und verliert sie, aber das Ungeheuer ist unterdessen gefesselt worden. Vor Fenrir liegt das Felsenstück Giöll, um welches das Ende der Fessel Gelgia gezogen ist. So muß er ausharren bis zum Ende der Tage. Links dieser Gruppe, neben dem einhändigen Thyr, sehen wir eine Frau zwischen zwei Schlangen, d. h. Feuern, am Boden sitzen. Wir glauben in derselben Frigg, die erhabene Gemahlin Odin's, zu erkennen, welche eben auch ihre Winterrast zwischen den Feuern hält. In der oberen Reihe folgt nun eine Gruppe, die aus einem Manne, einer Schlange und einem Fische zusammengesetzt ist, auf welchem ein Vogel ruht. In dem Manne ist an dem heiligen Speer Gugnir Odin zu erkennen, in dem Fische der Zwerg Andwari, der als Fisch im Strome (dem Rheine?) lebte und den Asen das Gold aus demselben zu bringen hatte, mit dem sich die Asen, gegenüber dem Bauer Freitmar, dessen Sohn sie als Otter erschlagen, sühnen mußten. Der Vogel über dem Fische ist Hugin, der Bote Odin's, der dem Zwerge den Befehl des

Fig. 4.

Goldenes Horn, gefunden 1639.

Digitized by Google

Götterbeherrschers bringt. Auf der andern Seite Odin's erhebt sich Faffner, der Drache, schon, um das so verhängnißvoll gesammelte und verfluchte Gold in Hut und Besitz zu nehmen.

In der unteren Abtheilung scheint ein Thier mit Menschenhaupt, auf einen Fisch gestützt, sorgfältig hinauszuspähen. Wir erkennen in ihm Loki, der sich als Lachs im Wasserfalle vor dem Zorne der Götter verbirgt. Neben ihm erblicken wir einen Mann vor einer Schlange sitzend. Wir vermuthen in demselben Kwasir, den Weisen, welcher in dem, durch die Schlange dargestellten Feuer, die Maschen des Netzes erspäht, welches Loki gefertigt hatte und wieder in der Gluth vernichtet glaubt. Des Verbrechers Gewebe wird jetzt nachgebildet und der Schuldige als Lachs aus dem Strome gezogen. Von Donnar wird er dann aufgeknüpft und gesichert aufgehängt. Donnar steht noch oben vor dem Fische, auf welchem ein Rabe Odin's Platz genommen hat.

Wir gelangen zum zweiten Felde, das, wie alle folgenden, nur eine Reihe von Gestalten entfaltet. Zuerst einen Reiter, welcher, den Speer in der Hand, zwischen Drachen himmelansprengt. Wir begegneten demselben auch auf dem vorhin beschriebenen Gefäße. Wir erkennen Skirner, welcher als Brautwerber seines Gebieters und Freundes Freier, durch die Webelohe sprengt, um ihm Gerda, die schönste der Schönen zu erringen. In der nächsten Gestalt muthmaßen wir den Gott selber, Fro oder Freier, den Friedlichen. Hier ist er aber bewaffnet, entweder weil er die im Hintergrunde sichtbaren Drachen bekämpfte, oder weil seine Waffen die Sonnenstrahlen bedeuten sollen. Nach ihm folgt Uller, der bogenkundige Gott, hinter dem Wilde her. Den Schluß dieser Reihe bildet Heimdal, der Himmelswächter, an seinem Giallerhorn erkennbar. Auffallend ist er die einzige Gestalt, welche Gewande trägt, wahrscheinlich weil dieser Gott auch den Regen und den Nebel bedeutet, er also in Gewölken (Gewanden) verhüllt geht.

Die nun folgende Reihe führt uns unter die Jöten und Ungeheuer. Sie beginnt mit dem Winterriesen, dem Menschenfresser, den wir auch auf dem vorigen Gefäße in derselben Lage abgebildet sahen, der sich auch als Kinderfresser auf mittelalterlichen Brunnen (z. B. in Bern) als Denkmal erhalten hat. Ihm folgt Loki, und zwar wie auf dem vorigen Horne, in Roßgestalt, in welcher er Swadilfari, das starke Roß des Reifriesen, dem Herrn abspänstig macht, dadurch die Vollendung der Burg verhütet, und Freia dem Himmel erhält. Neben Loki sehen wir das riesige Ungeheuer mit einem Werkzeug zum Sprengen der Felsen versehen. Den Schluß bildet Thrym, der Riese, welcher sich den Hammer Thor's anmaßte und dafür von diesem Gott niedergekämpft wurde.

In der nächsten Abtheilung begegnen wir zunächst Thor, der sowohl mit dem Hammer, wie mit der Keule ausgerüstet steht. Neben dem Gott erblicken wir einen Eber, der von Hunden gehetzt wird, wahrscheinlich Serimner, welcher täglich den Einheriar als Wildpret erlegt.

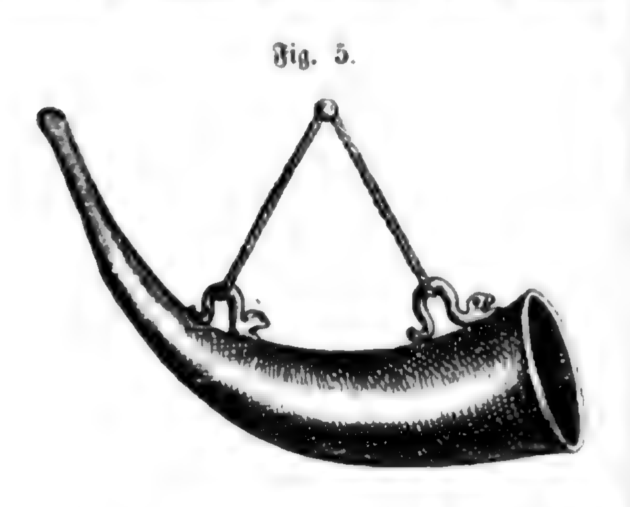
In der fünften Bilderreihe zeigt sich das goldene Alter, entweder das der Vergangenheit, oder der Zukunft; wo die Götter die goldenen Tafeln aus dem Grase aufheben und damit spielen, wo der alte Weltzustand der Unschuld wieder aufleben soll. Neben diesen Asen, welche die goldene Tafel halten, gewahren wir einen Lindwurm gegenüber einem Fische. Der Lindwurm erinnert an Bertha, welche als Alse oder Milse (Melusina) an der Quelle in Drachengestalt zu erscheinen pflegt, die verlangt, daß man in der ihr geweihten Nacht, in der Faschingszeit, das Fischgericht, die Karpfen, ihr zu Ehren speise. Den Schluß dieser Reihe bildet ein Drache mit einer Mähne, welcher auf einem kurzen Stabe zu ruhen, oder diesen Stab gefaßt zu haben scheint. Vielleicht sehen wir hier Odin, wie er als Bolwerker im Dienste Baugi's nach der Neunmännerarbeit Sutung's Methkeller erbohrt. Er stützte sich somit auf den Bohrer Rati, in dessen Bohrloch er dann als Schlange eindringt und den Meth Kwasir's gewinnt. Der Bohrer scheint ganz im Verhältniß der Schlange zu stehen, deren Mähnen sich wohl durch die Oeffnung zwängen lassen.

In dem vorletzten Felde finden wir Erinnerungen an die beiden Götter Odin und Thor. Odin ist durch die beiden Wölfe Geri und Freki, wie durch die Lanzenspitze, die Franzika, angezeigt, wie wir sie aus dem Grabe Chilperich's kennen, Don-

nar aber durch den Ochsenkopf, den er bei jener Meerfahrt des Riesen Hymir an die Angel steckte, und mit welchem er dann die Mitgardsschlange bis in's Boot zog.

In dem letzten Felde begegnen wir zweimal einem zusammengekoppelten Drachenpaare, sehen wir einen Theil des Feldes einen wellentreibenden Fluß vorstellen, während auf der andern Seite Knochen mit einer Vorrichtung zum Befestigen derselben die ursprünglichen Schlittschuhe in's Gedächtniß rufen. Zwischen beiden drängen sich neun Herzen in geschlossener Reihe. Das Herzessen gilt sowohl in der alten Thier-, wie in der Heldensage für heilkräftig und stärkend, wie zur Erlangung geheimer Weisheit und der Kenntniß der Thiersprache, um so mehr, wenn es hier in der geheimnißvollen Neunzahl vorkommt. Man rechnet

Fig. 5.



neun Asen, braucht neunerlei Kräuter in die altheidnischen Donnerbesen, schneidet neun Würzkräuter in die Gründonnerstagsuppen und Kuchen, mithin wird die heilige Zahl, welche Gewitterschaden abhalten und österlich verjüngen soll, auch auf den Trinker einwirken, werden die neun Herzen ihm langes Leben und Gesundheit, Weisheit und Heldenmuth in jeder Gefahr sichern.

Daß die Trinkhörner nicht bloß im hohen Norden, sondern auch am Rheine üblich gewesen sind, beweiset ein Trinkhorn, aus feinem, grünem Glase nachgebildet, welches in Cöln mit andern römischen Alterthümern ausgegraben wurde und jetzt in der Sammlung des Herrn Disch prangt. Es hat eine Länge von 9 Zoll und einen Oeffnungsdurchmesser von $2^1/_2$ Zoll. (S. Figur 5.) Es ist an dem spitzen Ende verschlossen, also nur zum Trinken gebraucht worden und hat an der einwärts gebogenen Seite zwei Delphine aufgelöthet, an welchen wohl ein Band befestigt war, um dieses Gefäß aufhängen zu können. Wahrscheinlich hatten sich am Rheine Meister niedergelassen, welche auch für deutsche Bedürfnisse sorgten und dabei dem deutschen Geschmack Rechnung trugen. Ein vornehmer Römer mag es ebenfalls nicht verschmäht haben, auf seinem Schenktische auch ein germanisches Horn zu zeigen, wie man jetzt wohl auch mit chinesischen, mit japanischen Gefäßen zu prunken pflegt.

Als weitere Erzeugnisse römischer Meister, wenn man den Deutschen nicht sehr früh einen bedeutenden Kunstfleiß zuschreiben will, können die Gefäße gelten, welche vor kurzem vom Hofrath Essellen tief im Grunde der durch die Lippe bei Hamm

Fig. 6. Fig. 7.

Gefäße, als Bruchstücke in Hamm gefunden.

angeschwemmten Erde gefunden wurden. Diese Gefäße waren zerbrochen, doch dürften die Scherben obige Gestalt (Fig. 6 u. 7) gebildet haben. Sie bestanden aus feinem, weißem Glase, die Trinkhörner aber, welche als Henkel angebracht waren und die dabei stehenden Roßhäupter aus hellblauem Glase. Die Hörner sind wie das früher erwähnte gläserne Horn am spitzen Ende geschlossen und abgerundet, damit sie nicht beim Anfassen verwunden können. Die Roßhäupter, die Zeichen eines gottesdienstlichen Opfers, stellen diese Gefäße als solche dar, die bei Opfermalen, oder anderen feierlichen Gelegenheiten gebraucht wurden, zu einer Zeit, wo man sich mit mehr Bequemlichkeit umgab, den Trunk vor sich hinzustellen beliebte, und dennoch die geheiligte Hornform nicht lassen wollte.

Digitized by Google

Zum Schluß wollen wir das große prächtige Blas- und auch wohl Trinkhorn erwähnen, welches in Aachen unter den Erinnerungsmalen Karl des Großen aufbewahrt wird. Dieses Horn wurde, wie erzählt wird, dem Kaiser von Harun al Raschid geschenkt. Nach anderer Kunde stammte es von einem Elephanten, welchen dieser Kalife seinem abendländischen Verbündeten verehrte. Auf dem Tragbande hat es aus dem vierzehnten Jahrhundert die Inschrift: „Dein Eyn," diene Einem, d. h. sei nur des Kaisers Trinkgefäß und Hiefhorn.

Bilder aus der deutschen Sturm- und Drangperiode.

Von

Hermann Hettner.

Wilhelm Heinse.

Den tollen Traum der Sturm- und Drangperiode, auch das Leben ganz nach den Eingebungen und Gelüsten der Phantasie und Leidenschaft leben zu dürfen, hat Keiner verwegener und ausschweifender geträumt, als Wilhelm Heinse. Er ist der Dichter der entfesselten Sinnlichkeit, oder, wie sich einst die Literaturrichtung des sogenannten jungen Deutschland auszudrücken pflegte, der Emancipation des Fleisches.

Wilhelm Heinse, am 16. Februar 1749 zu Langenwiesen in der Nähe von Ilmenau geboren, war in der dürftigsten Lage aufgewachsen und hatte nur sehr unzusammenhängenden Schulunterricht genossen; aber die höchste Lust schon seines Knabenalters war es gewesen, in den grünen Bergen des Thüringer Waldes umherzustreifen, die schönsten Bilder der herrlichen Landschaft warm in sich aufzunehmen und an den Ufern der rauschenden Bäche die Dichter zu lesen, wie sie ihm Zufall und Tagesmode in die Hand gab. Vor Allem hatte Wieland auf ihn eingewirkt; daneben Gleim, Hagedorn, Horaz, Anakreon und Chaulieu. Und diese ersten bleibenden Eindrücke waren vertieft und verstärkt worden durch den persönlichen Umgang, in welchem Heinse als Erfurter Student eine Zeit lang mit Wieland lebte. Heinse ist der Schüler Wieland's, wenn er (vgl. Wilh. Heinse's Sämmtliche Schriften, herausgegeben von H. Laube, 1838, Bd. 8, 15) bei der Uebersendung seines Gedichts „Elysium" an Gleim schreibt, daß er sich bestrebe, wenigstens mit der Phantasie in die Gesellschaft heiterer und weiser Griechen und Griechinnen zu gelangen; und ebenso ist es den Anregungen Wieland's zuzuschreiben, daß Heinse sich allmälig immer mehr und mehr dem Studium der italienischen Dichter zuwendet, besonders Petrarca's, Boccaccio's, Ariost's und Tasso's. Es ist überaus bezeichnend, wenn Heinse (ebend. S. 94) einmal gegen Wieland selbst als seinen Zukunftsplan ausspricht, daß er ein Gedicht schreiben wolle, das mit Ariost an Phantasie, mit Tasso an Schönheit des Ganzen, mit Plato an Philosophie wetteifere, ohne gleichwohl von allen Dreien etwas nachzuahmen, außer was er nothwendig von ihnen annehmen müsse; als Mann aber wolle er der deutsche Lucian werden. Unwillkürlich muß man an Wieland's Oberon und Lucianübersetzung denken.

Mit vollem Recht ist es daher hergebracht, Heinse als einen Anhänger und Schüler Wieland's zu bezeichnen. Auch noch die späteren bekanntesten Werke Heinse's bezeugen sowohl in den Aufgaben, welche sie sich stellen, wie in der Art ihrer Lösung, diese Einwirkung Wieland's auf's unzweideutigste. Und doch verkennt man Heinse völlig, wenn man mit dieser Bezeichnung sein ganzes Wesen und seine eigenste geschichtliche Stellung erfaßt zu haben meint. Es liegt in Heinse etwas, das ihn auf's bestimmteste von Wieland abscheidet und ihn ganz und gar zum Genossen der Sturm- und Drangperiode macht. Dies ist seine schwärmerische Hinneigung zu Rousseau, welche ein so hervorstechender Zug des gesammten jungen Geschlechts war.

Seine Briefe athmen durchweg die rückhaltloseste Rousseaubegeisterung. Schon als Erfurter Student schreibt er (ebend. S. 14) an Gleim, daß er sich zur Secte der Rousseauisten geschlagen habe. Lediglich aus dem Streben nach dem Rousseau'schen Naturmenschen ist es zu erklären, daß Heinse, obgleich er nach Jung-Stilling's Bericht nur ein kleines rundköpfiges Männchen mit schalkhaft hellen Augen und immer lächelnden Miene war, so oft seine

strotzende Kraftfülle, seine Nerven von Stahl und Eisen rühmt und sein leidenschaftlich unruhiges Wesen mit den Strömen vergleicht, die sich von den höchsten Alpen herabstürzen müssen, ehe sie Ruhe finden und sanften Lauf haben. Die Araber in der Wüste sind ihm die wahren Kinder der Natur; wie kläglich sind wir dagegen in unseren Steinhaufen mit Ziegeldächern! Und was ist es anders als der Zornausbruch eines Anhänger's Rousseau's, wenn er in einem Briefe, in welchem er (ebend. S. 62) seinem väterlichen Freund Gleim meldet, daß er von einer Reise zurückgekehrt, sein ganzes Heimathsdorf und das Haus und den Garten seiner Eltern und nächsten Verwandten von einer furchtbaren Feuersbrunst eingeäschert gefunden, in die bedeutsamen Worte ausbricht: „Die Thüringer Bauern fangen an, bei diesen entsetzlichen Drangsalen das Recht der Menschheit zu fühlen. Die Regierungen vom Thüringer Walde beschäftigten sich nur damit, dessen Wildpret zu erlegen und alte und neue Abgaben von den armen brotlosen Einwohnern zu erpressen; die armen Teufel merken jetzt erst den Nutzen, daß ihre Urväter sich in Gesellschaft begeben haben. Meine alte Eiche ruft mir die Freiheit meiner Vorfahren, der alten wilden Teutonen, in die Seele, und mein Gleim-Tyrtäus die Freiheit der alten Griechen." Ja, Heinse ist so weit entfernt, die Wiederherstellbarkeit des vermeintlich ursprünglichen Naturzustandes für eine Utopie zu halten, daß er umgekehrt (ebend. S. 134) alle unsere neueren Staatsverfassungen Utopien außer der Natur nennt, in denen die Quellen und Bäche der ersten Schöpfung Gottes zu todten stillen Seen geworden.

Wilhelm Heinse.

Digitized by Google

Diese Einwirkung Rousseau's ist in Heinse ebenso mächtig, wie die Einwirkung Wieland's. Oder vielmehr nur aus ihrem innigen und lebendigen Zusammengreifen ist die Denk- und Empfindungsweise Heinse's erklärbar. Einerseits das revolutionäre Grollen Rousseau's gegen die Enge und den Zwang des Staats und der Gesellschaft, welche jede freie Regung der angeborenen Menschennatur in unnatürliche Fesseln legen; andererseits aber als letztes Ideal nicht der wilde Naturmensch, sondern die schöne Lebensfülle des Griechenthums, wie ihm dasselbe in den Wieland'schen Romanen an sich schon verzerrt entgegentrat und von seiner durch ungebändigte Sinnlichkeit und schlechten Umgang verliederlichten Phantasie nur noch mehr verzerrt und vergröbert wurde.

Im Sinne dieser Vereinigung Wieland's und Rousseau's ist es zu deuten, daß sich Heinse schon in einem seiner frühsten Briefe (ebend. S. 14) einen freien d. h. verfeinerten Rousseauisten nennt. Was bisher nur tändelnde Anakreontik und müßige Grazienphilosophie gewesen war, das machte der junge Brausekopf der Sturm- und Drangperiode, der in seinem Rousseau lebte und webte, zur Sittenlehre und zum Grundgesetz eines neuen Lebens in neuen Staats- und Gesellschaftsformen. Und war die Zeit der Erlösung noch nicht für die ganze Menschheit gekommen, so sollte wenigstens der Einzelne, der sich zu diesem neuen Menschheitsideal aufgeschwungen, oder ein Bund auserwählter Gleichgesinnter, dies sinnendurchglühte Naturleben des verfeinerten Rousseauismus verwirklichen.

So phantastisch und unfertig dieser Gedanke ist, es ist der Grundgedanke seines Lebens.

Es ist überraschend zu sehen, wie schon der zweiundzwanzigjährige Jüngling am 23. August 1771 (ebend. S. 20) an Gleim schreibt: „Ich möchte gleich einem Platonischen Weisen in Ruh' und Frieden meine Tage auf dieser Erde beschließen und in irgend einer Einöde, die freilich bisweilen der Frühling mit seinen Nachtigallen und Rosen und Grazien und Musen und einigen von ihren Freunden und Freundinnen besuchen müßte, von der großen Welt abgesondert, mich dem Studium der erheiternden Weisheit widmen, wenn ich könnte! Vielleicht kann ich mich auf meiner Reise zu einer Colonie gesellen, die ein schönes Land in einem glückseligen Klima aufsuchen will, es mit ihr finden, die Natur in ihm verschönern, es zu einem alten Tempel der Grazien machen und hier, ohne dem Joch der Hobbes'schen, vielweniger der Platonischen Gesetze unterworfen zu sein, leben und wie mein Chaulieu oder wie Lais, wenn der Wunsch nicht im Auge der ernsthaften Weisheit Sünde wäre, sterben!"

Auch seine tiefe Sehnsucht nach Italien und Griechenland, die sich von früh auf in seinen Briefen in den unzähligsten und oft rührendsten Wendungen ausspricht, ist nicht bloß durch seine Kunstliebe, sondern ebenso sehr und fast noch mehr durch sein Verlangen nach einem solchen weisheitsvollen Dolcefarniente bedingt.

Am 2. Juni 1772 (ebend. S. 48), in einer der drückendsten Lagen seiner gedrückten Jugendgeschichte, schreibt Heinse in scherzenden Worten, deren ernster Sinn nicht zu verkennen ist, an Gleim: „Sollte alles Nachfragen nach einem Aemtchen nichts fruchten, so will ich mich, wie mein Herr College Rousseau, auf's Notenschreiben legen, und sollte auch dieses nicht ersprießlich sein, so reise ich nach Padua und studire daselbst im Namen aller Deutschen und lasse mir Quartier und Kost und Geld und vino piccolo und vino santo geben, reise mit Gelegenheit nach Rom und sehe den Winckelmann'schen Apollo und Laokoon, und nach Neapel und höre die Sirenen singen, und schiffe bei Malta vorbei nach Lampedusa, und wenn noch Frieden mit den Herren Türken wird, so mache ich bisweilen kleine Lustreisen daraus in die Inseln des Archipelagus und lebe wie die Götter im Himmel, wie die alten Griechen auf Erden." Und in einem andern Briefe aus derselben Zeit, in welchem er Gleim für eine Unterstützung dankt, setzt er (ebend. S. 51) hinzu: „Das Opfer, welches Sie dem kleinen Genius des armen Heinse versprochen, ist ihm hinlänglich, um in Italien, dem gelobten Lande von Europa, wie ein Grieche zu leben; er hat, so lange er lebt, nie viel Bedürfnisse gehabt und kann bei Wasser und Brot, bei einem paar Kinder der Natur glücklich sein."

Das erste selbständige Werk, in welches Heinse seinen Traum von dem wiederherzustellenden Sinnenleben des Wieland'schen Griechenthums niederlegte, war das Ge-

Digitized by Google

dicht: „Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse," dessen erster Entwurf schon in Heinse's Studentenzeit fällt und das 1774 zu Lemgo erschien. Lais berichtet in einem an Aristipp gerichteten Sendschreiben aus dem Elysium über ihr vergangenes Leben. Es ist Hetärenphilosophie; wie sich der junge Goethe (Bd. 27, S. 479) in einem Briefe an Schönborn ausdrückt, mit der blühendsten Schwärmerei der geilen Grazien geschrieben. Es gilt, Genie, Wollust, Liebe und alle Leidenschaften im höchsten Grad ihrer Seligkeit zu empfinden. Der kleinen Dichtung sind einige Stanzen in Ariost'scher Manier beigegeben, die durch die damals ungewöhnliche Kunst der Sprache und des Verses sogar Goethe (vgl. Zeitgenossen 1830, Bd. 2, Heft 16, S. 71) zur lautesten Bewunderung hinrissen, die aber durch die grelle Nacktheit, mit welcher sie das Verfänglichste vorführen, beleidigen. Wieland, der vor einem solchen Schüler und Nachahmer erschrak, sprach (vgl. F. Jacobi's Auserlesenen Briefwechsel, 1825 Bd. 1, S. 167) von Seelenpriapismus.

Jedoch die eigenste und umfassendste Darlegung seiner Lebensansicht ist der Roman: „Ardinghello und die glückseligen Inseln."

Endlich hatte Heinse seinen tiefsten Herzenswunsch, Italien zu sehen und längere Zeit in Italien leben zu können, erreicht. Nachdem Heinse seine Studentenjahre in Jena und Erfurt in einer Dürftigkeit zugebracht hatte, daß er oft nicht wußte, wohin sein Haupt legen und womit sich speisen und tränken, nachdem er eine Zeitlang um des lieben Brotes willen mit einem abenteuernden alten Hauptmann abenteuernd in Deutschland herumgeirrt war, hatte er in Halberstadt bei Vater Gleim eine Zuflucht gefunden und war durch dessen Vermittlung nach Quedlinburg als Hauslehrer gekommen. Im Frühjahr 1774 war er mit Georg Jacobi nach Düsseldorf übergesiedelt, um für einen Gehalt von dreihundert Thaler als Mitarbeiter der Iris thätig zu sein; und hier hatte er die Bekanntschaft des edlen Friedrich Heinrich Jacobi gemacht, der zwar bei der Grundverschiedenheit seiner Natur niemals zu ihm ein volles Herz fassen konnte, mit ihm aber im regsten Verkehr lebte und ihm zuletzt sogar in der hochherzigsten Weise die langersehnte italienische Reise ermöglichte. Im Juni 1780 hatte Heinse die Reise angetreten, hatte fast ein Jahr in der Schweiz, Südfrankreich, in Ober- und Mittelitalien verweilt und war im August 1781 in Rom eingetroffen, woselbst er, einen Ausflug nach Neapel miteingerechnet, bis zum Sommer 1783 verblieb; im glücklichsten Genuß der großen südlichen Landschaft und Menschenwelt, der gewaltigen Denkmale der Geschichte und Kunst; ein wiedergeborner Grieche, dem der schöne Traum seiner Jugend zur schönsten Wirklichkeit geworden war. Ardinghello, 1785 vollendet, aber erst 1787 veröffentlicht, ist die dichterische Frucht dieser Reiseeindrücke.

Künstlerisch ist der Roman unbedeutend. Einheitliche Handlung fehlt ganz und gar; es ist eine bunte Reihe von Genrebildern, Betrachtungen und Studien, die in sich keinen andern Zusammenhang haben, als die Willkür des Verfassers, die in diesen Roman alles hineinlegte, was sich eben in der Arbeitsmappe vorräthig fand. Es bewahrheitete sich, wie richtig Friedrich Jacobi gesehen hatte, als er während der Zeit von Heinse's Aufenthalt in Düsseldorf einmal (Auserlesener Briefwechsel Bd. 1, S. 279) an Wieland schrieb, Heinse werde nie ein Ganzes von wahrhaft lebendiger Schönheit hervorbringen, denn sein Herz sei der echten und reinen Liebe unfähig und bei vielem Geist und Talent und einem schätzenswerthen Charakter, vermöge er doch nie etwas aus der Fülle zu thun. Aber die Grundidee ist mit rücksichtsloser Energie, der Sturm und das Flammen der Leidenschaften mit packender Gewalt ausgesprochen, über den herrlichen Naturschilderungen liegt der leuchtende Farbenzauber der südlichen Sonne, und die eingeschalteten Kunsturtheile sind von so feinsinniger Empfindung und von so eindringendem Verständniß, daß dieser Roman trotz aller seiner künstlerischen Mängel und seiner haltlosen Thorheiten und Ueberstürzungen, nichtsdestoweniger eine der denkwürdigsten und geistvollsten Schöpfungen der deutschen Literatur ist.

Ardinghello, der Held des Romans, ist der Inbegriff aller der glänzenden Eigenschaften, unter welchen sich die Sturm- und Drangperiode den gottbegnadeten Geniemenschen dachte; strahlend in männlicher Jugendschönheit, ein großer Künstler, voll brennender Leidenschaft und strotzender

Kraftfülle, ein Virtuos aller körperlichen Uebungen, der Abgott der Frauen. Er kennt kein anderes Gesetz, als die Leidenschaft des ungezügelten Herzens, und den Drang derselben, sich ganz und ungeschmälert ausleben zu dürfen. „Genuß jedes Augenblicks, fern von Vergangenheit und Zukunft, versetzt uns unter die Götter. Was hat der Mensch und jedes Wesen mehr als die Gegenwart? Traum ohne Wirklichkeit ist alles Uebrige." Grenze der Lust ist einzig die Grenze der Gesundheit; denn „der hat gewiß ein verwahrlostes Haupt, der nicht bei Zeiten erkennt, daß die Gesundheit der Grund und Boden aller unserer Glückseligkeit ist, ohne welche kein Vergnügen bestehen kann, und überhaupt, daß volle Existenz das höchste Gut in der Welt ist und alles Andere dagegen nur Freude von kurzer Dauer." So schweift Ardinghello in trunkenem Liebestaumel von Weib zu Weib. Die stille Holdseligkeit weiblicher Reinheit und Unschuld findet hier keine Stätte; in der Welt Ardinghello's gibt es nur wilde Bacchantinnen voll Gluth und Ueppigkeit, voll Körperreiz und frecher Seele. „Was kann das Feuer dafür, daß es brennt?" Wir treten mitten in dieses entfesselte Sinnenleben, wenn wir die Beschreibung (Bd. 1, S. 275) eines Bacchanals lesen, in welchem junge Künstler und junge Römerinnen den nackten spartanischen Reigentanz aufführen; eine Dithyrambe des höchsten bacchantischen Taumels, „wo man von sich selbst nichts mehr weiß und groß und allmächtig in die ewige Herrlichkeit zurückkehrt." Zuletzt läßt sich Ardinghello mit einer seiner Geliebten unter dem glücklichen Himmel Joniens auf den cykladischen Inseln nieder und stiftet auf Paros und Naxos mit gleichgesinnten Freunden und Freundinnen eine Colonie, in welcher die Herrlichkeit des alten Athen, wie es unter Perikles gewesen, wieder aufleben sollte. Die Staatsverfassung dieser glückseligen Inseln ist ein wunderliches Gemisch von Erinnerungen aus der Geschichte der alten griechischen Freistaaten und von Rousseau'schen Lehren über die Beschaffenheit des ursprünglichen Naturzustandes. Keine Religion als die lautere Naturreligion mit einem sinnenberauschenden Cultus in echter alter Grazie und Schönheit. Keine Demokratie; der beste Staat ist, wo Alle vollkommene Menschen und Bürger sind; Gemeinschaft der Güter; Eigenthum begründen nur öffentliche Belohnungen; Gemeinschaft der Frauen und auch der Männer, das ist, Jedes hat völlige Freiheit seiner Person. Der Roman schließt mit den Worten: „Das besondere Geheimniß unserer Staatsverfassung, welches nur Denen anvertraut ward, die sich durch Heldenthaten und großen Verstand ausgezeichnet hatten, bestand darin, der ganzen Regierung der Türken in diesem heitern Klima ein Ende zu machen und die Menschheit wieder zu ihrer Würde zu erheben. Doch vereitelte dies nach seligem Zeitraum das unerbittliche Schicksal." Eine sinnentrunkene, taumelnde Phantasie, die an die Vernünftigkeit ihrer Hirngespinnste glaubt! Friedr. Jacobi (Auserles. Briefwechsel Bd. 2, S. 99) hat das schlagende Urtheil: „Mir ist auch das herrlichste Schlaraffenleben keine Herrlichkeit; und ist es das Ziel der Menschheit, so ist mir die Menschheit selbst ein Ekel und Grauen."

Es ist eine feine Bemerkung von Schiller's Freund Körner, wenn er in einem Briefe an Schiller (Bd. 1, S. 268) den Ardinghello ein Seitenstück zum Werther nennt; hier sei Geist und Kraft im Schwelgen, wie dort im Leiden. Ebenso zog Kayser, der Musiker, sogar in einer besondern Schrift 1788 eine Parallele zwischen Werther und Ardinghello. Kann aber die Gluth der Sinne das Herz ersetzen? Ist Sophistik der Sinnlichkeit, auch die glänzendste, jemals mit dem Wesen echter Poesie vereinbar? Herder (vergl. Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer, 1847 Bd. 1, S. 173) nannte Ardinghello eine Debauche des Geistes. Es ist bekannt, wie sehr sich Goethe (Bd. 27, S. 34) entsetzte, als er bei seiner Rückkehr aus Italien das Rumoren wahrnahm, das Heinse's Ardinghello erregte; besonders weil diese ausschweifende Sinnlichkeit und abstruse Denkweise durch die Hinweisung auf die bildende Kunst so gefährlich empfohlen und aufgestutzt war. Und in demselben Sinn sagt Schiller in der Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung (Band 12, Seite 233), bei aller sinnlichen Energie und allem Feuer des Colorits bleibe Ardinghello immer nur eine sinnliche Carricatur ohne Wahrheit und ohne ästhetische Würde, doch sei dieses seltsame Werk ein merkwürdiges Beispiel des

Digitized by Google

beinah poetischen Schwungs, den die bloße Begier zu nehmen fähig sei.

Im Jahre 1795 erschien ein zweiter Roman Heinse's, Hildegard von Hohenthal. Er nimmt viele Ausschreitungen des Ardinghello zurück; zuletzt werden nicht nur im Gegensatz zur freien Liebe, die im Ardinghello gepredigt wird, Ehen geschlossen, sondern es wird sogar ausdrücklich darauf Gewicht gelegt, daß, falls eine Ehe gedeihen solle, die sich Verheirathenden nicht ungleichen Standes sein dürften. Aber man sieht deutlich, daß das ehrsame Gesicht nur eine unzuträgliche Maske ist. Des Dichters Seele ist nach wie vor bei der rücksichtslos hervorbrechenden, Alles niederwerfenden Leidenschaft. Ein junger Musiker, Lokmann, entbrennt in stürmischer Liebe zu Hildegard, einem vornehmen, genialen, tief künstlerischen Mädchen, die ihn nicht bloß durch vollendete Schönheit, sondern auch durch die Innigkeit und Kunst ihres Gesanges bezaubert; Hildegard, obgleich sie ihn wiederliebt, weiß sich tapfer und entschlossen seinen Schlingen zu entziehen. Sie soll offenbar ein Musterbild reiner Weiblichkeit sein; sie wird nicht bloß Venus, sondern oft auch Pallas und Diana genannt. In Wahrheit aber ist sie von schmachvollster Lüsternheit, immer und immer wieder den verfänglichsten Scenen sich aussetzend, ja dieselben sogar heimlich aufsuchend.

Dichterisch kann sich Hildegard von Hohenthal nicht entfernt mit Ardinghello vergleichen; unter der Halbheit und Zwiespältigkeit der Grundidee hat auch die Kraft und das Feuer der Darstellung gelitten. Die Zeichnung ist gemeiner, die Farben sind matter. Die Betrachtungen über Musik, mit welcher Hildegard von Hohenthal ganz in derselben Weise durchwoben ist wie Ardinghello mit Betrachtungen über die bildenden Künste, sind noch überwuchernder als im Ardinghello und doch sind sie ein weit weniger wirksamer Hintergrund, da die Schilderungen der musikalischen Kunstwerke nicht so fest und bestimmt die Phantasie füllen wie die Schilderungen der großen Bauten, Bilder und Bildwerke.

Vornehmlich an diese beiden Romane knüpft sich der Name Heinse's.

Beschränken wir, wie es meist geschieht, Heinse's Bedeutung auf diese thörichten Phantastereien von der sogenannten Emancipation des Fleisches allein, so ist Heinse nur eine rein pathologische Erscheinung, nur eine eigenartige Ausgeburt jener krankhaften Freigeisterei der Leidenschaft, welche die allgemeine, wenn auch sehr vielgestaltige Krankheit der gährenden Zeit war.

Doch thut man Heinse schreiendes Unrecht, wenn man ihn nicht zugleich als Kunstschriftsteller betrachtet. Als solcher ist er einer der Feinsinnigsten und Bedeutendsten unter allen seinen Zeitgenossen. In der bildenden Kunst sowohl wie in der Musik.

Zur bildenden Kunst hatte sich Heinse zuerst in Düsseldorf gewendet, im Anschauen und Bewundern der Schätze der herrlichen Düsseldorfer Galerie, welche jetzt einen sehr wesentlichen Bestandtheil der Pinakothek zu München bilden. Schon 1775 sprach er in einem Briefe an Klamer Schmidt (Zeitgenossen, 1830, Bd. 2, Heft 16, S. 76) den Vorsatz aus, ganz in der Welt der Kunst zu leben und weben und ein Werk zu schreiben, das ihm ein unvergängliches Denkmal sei; dereinst Vorsteher einer öffentlichen Kunstsammlung zu werden, dünkt ihm (Bd. 8, S. 254) erstrebenswerthester Beruf. Was in Düsseldorf glücklich emporgeblüht war, fand unter den großen Eindrücken Italiens seine Reife und lebendige Ausgestaltung. Heinse's Briefe aus Düsseldorf an Gleim über einige italienische Bilder der Renaissancezeit und besonders seine unvergleichliche Charakteristik Rubens', seine Briefe aus Italien an Jacobi, und die eingehenden feinnervigen Schilderungen und Beurtheilungen der in Italien befindlichen großen Meisterwerke alter und neuer Kunst im Ardinghello gehören durch die Tiefe ihrer künstlerischen Einsicht und durch die seltene Gabe, das Eigenartige bildender Kunst mit offenem greifendem Auge zu fühlen und es in anschaulich sinnlichen Worten auch der Phantasie des Lesers greifbar vor Augen zu stellen, zu dem Herrlichsten und Empfundensten aller Kunstliteratur. Mit vollem Recht zählte Heinse selbst (Bd. 8, S. 252) diese Dinge zum Besten, was von ihm gedruckt sei; und jeder Kundige wird ihm völlig beipflichten, wenn er bei dieser Gelegenheit ärgerlich ausruft, gewöhnlich lese man so etwas wie jedes andere Geschreibsel, ohne daran zu denken, wie viel Studium habe vorangehen müssen, ehe es da

sein konnte, und wie wenig Gründliches und Zweckmäßiges von Alten und Neuen, selbst von Vergötterten, über die Kunst gesagt worden. Und mit dieser echt künstlerischen Sinnenfrische verband Heinse eine ästhetische Durchbildung, die ihn leicht und sicher über die Einseitigkeit und Befangenheit der herrschenden Kunstansichten hinüberhob. Winckelmann und Lessing hatten in weitwirkenden wissenschaftlichen Werken, Rafael Mengs und seine Schüler und Nachahmer in achtungswerther künstlerischer Thätigkeit die unbedingte Alleingiltigkeit der Antike und des antikisirenden Stils gepredigt. Gleichzeitig als Herder und Goethe in den Blättern für deutsche Art und Kunst und in ihren ersten auf bildende Kunst bezüglichen Schriften, gegen diese engherzige Anschauungsweise auftraten, kämpfte auch Heinse denselben Kampf; aber von ihnen unabhängig und viel eingehender und gegen allen Widerstand fester, da er sie in Sachen der bildenden Kunst an Feinheit des Blicks und an Weite kunstgeschichtlicher Kenntniß hoch überragte. Bereits in seinen Düsseldorfer Briefen pflanzte er mit vollster Entschiedenheit gegen ein solch vermeintlich allbindendes und starr unwandelbares Schönheitsideal das Banner der aus dem tiefsten Herzen quellenden, lebendigen und darum nach der Verschiedenheit der Zeiten und Völker verschiedenartigen, individuell volksthümlichen Kunst auf. „Die Kunst kann sich nur nach dem Volk richten, unter welchem sie lebt.“ (Bd. 8, S. 164.) Besonders durch Rubens war ihm diese Anschauung entstanden, und mit der ausdrücklichen Hinweisung auf Rubens verkündigte er sie (ebend. S. 167). „Meister, die sich an italienische Gestalt gewöhnt haben, können nicht begreifen, wie Rubens den tiefen Eindruck in Aller Herzen zu seiner Zeit gemacht habe und noch bei Menschen macht, denen sie warmes, inniges Gefühl der Schönheit der Kunst nicht absprechen können; da er nicht ein einziges Mädchen gemalt, das nur mit einer hübschen römischen Dirne in einen Wettstreit der Schönheit sich einzulassen im Stande sei. Lieben Leute, Wasser thut's freilich nicht! Rubens hat, zum Beispiel nur, in seine besten Stücke meistens eine seiner Frauen zu einer der weiblichen Hauptfiguren genommen, und an diesen kannte er jeden Ausdruck der Freude und des Schmerzes, der Wehmuth und des Entzückens; eine Donna von Venedig war ihm nie so zum Gefühl geworden, noch weniger Lais und Phryne, die er nie mit Augen gesehen. Und wer will außerdem verlangen, daß er an die Generalstaaten holländisch mit griechischen Lettern hätte schreiben sollen? Winckelmann vielleicht in seiner Schwärmerei; aber gewiß nicht, wenn er sonst bei guter Laune gewesen. Jeder arbeite für das Volk, worunter ihn sein Schicksal geworfen und er die Jugend verlebt hat, suche dessen Herz zu erschüttern und mit Wollust und mit Entzücken zu schwellen, suche dessen Lust und Wohl zu verstärken und zu veredeln, und helfe ihm weinen, wenn es weinet! Jedes Volk, jedes Klima hat seine eigenthümliche Schönheit, seine Kost und seine Getränke; und wenn echter, wilder Rüdesheimer nicht so reizend, so öl-, mark- und feuersüß ist, wie der seltene Klazomener, so ist er doch wahrlich auch nicht zum Fenster hinauszuschütten.“ Ja, Heinse griff das Uebel sogleich bei der Wurzel an, indem er vor allem die damals allgemein übliche und leider noch heute nicht ganz aus unseren Kunstschulen verdrängte Art der Künstlererziehung, oder, um seinen eigenen Ausdruck (ebend. S. 205 ff.) beizubehalten, die verkehrte Art, wie junge Menschen, die Maler werden wollen, zugeritten werden, von Grund aus verwarf. Was wolle das ausschließliche, voreilige, sinnlose Abzeichnen der Antiken, deren schöne Formen der Schüler doch nicht verstehen und noch weniger sich zu eigen machen könne, bevor er nicht schon etwas Gleiches in der Natur empfunden! Habe doch selbst der erfinderische Poussin in manchen seiner berühmtesten Werke nur die vornehmsten Antiken geistlos zusammengestellt, und wie wenige seien doch Künstler wie Poussin, wie verschlechterten und verhäßlichten die Meisten noch dazu diese von außen entlehnten Marionetten! Die Kunst dürfe nichts Unlebendiges und Zusammengeflicktes sein; alle Schönheit müsse aus Art und Charakter entspringen, wie der Baum frei und natürlich aus dem Keim wachse! Wer weiß nicht, daß dies genau die Gründe sind, mit welchen wenige Jahre nachher die Begründer des sogenannten Wiederauflebens der neuen deutschen Kunst gegen die Akademien und gegen den akademischen Eklekticismus der Mengs

Digitized by Google

und David zu Felde zogen? Und noch weiter werden diese Betrachtungen in den Reisebriefen aus Italien und im Ardinghello ausgeführt. Ferner: Winckelmann und Lessing hatten auf Grund ihrer ausschließlich antikisirenden Anschauungsweise das Wesen der modernen Landschaftsmalerei verkannt und verachtet, sowie sie die Malerei überhaupt immer nur nach dem Maßstab der weit engeren Gesetze und Bedingungen der Plastik beurtheilten. Heinse, der selbst das wärmste Naturgefühl hatte und ein vollendeter Meister landschaftlicher Schilderungen war, hat mehrfach die Gelegenheit ergriffen, die Berechtigung und Ebenbürtigkeit der Landschaftsmalerei auf's wärmste zu vertheidigen; und seine klassischen Beschreibungen der Meisterwerke Tizian's, Rafael's und Rubens' beweisen in jeder Zeile, wie fein und ausgebildet bei dem liebevollsten Verständniß plastischer Schönheit doch grade sein Sinn für das eigenartig Malerische war. Und ist es der Grundmangel der Winckelmann-Lessing'schen Kunstlehre, daß sie immer nur von der Hoheit der Darstellungsgegenstände und der Ausschließlichkeit der idealen Formen, nie aber von dem geistigen Urgrund alles künstlerischen Schaffens, von dem in seinem Werke sich bethätigenden Innern des Künstlers spricht, so durchschneidet es den tiefsten Nerv dieser Kunstlehre, wenn Ardinghello (Bd. 2, S. 81) sagt: „Das Hauptvergnügen an einem Kunstwerk für einen weisen Beobachter macht immer am Ende das Herz und der Geist des Künstlers selbst, und nicht die vorgestellten Sachen;" ein Wort, das auch heut noch unsern Künstlern und Aesthetikern nicht oft genug wiederholt werden kann. ? ? ?

Die Lust und Freude an der Musik war Heinse von Kindheit an in's Herz gewachsen; sein Vater war Organist, musikalische Bildung ging durch seine ganze Familie. Es ist eine tief ergreifende Scene, wenn wir in einem seiner Briefe sehen, wie er als dreiundzwanzigjähriger Jüngling von einer Reise zurückgekehrt, mit den Bauern, deren Hab und Gut soeben durch eine furchtbare Feuersbrunst vernichtet war, an den Feierabenden Geige und Flöte spielte, um ihnen über Trübsal und Hunger hinüberzuhelfen. Er war ein ausgezeichneter Klavierspieler; eine Zeitlang dachte er sogar an eigene Operncompositionen. Die musikalischen Urtheile, welche Heinse in seinen Briefen und besonders in seinem musikalischen Roman Hildegard von Hohenthal ausspricht, sind zwar nicht frei von manchen Nachgiebigkeiten gegen die späteren Italiener, über welche wir jetzt strenger zu urtheilen gewohnt sind; aber nichtsdestoweniger hat Heinse auch in der Musik einen durchaus reformatorischen Zug. Heinse ist einer der Ersten in Deutschland gewesen, welche wieder auf den alten ernsten italienischen Kirchenstil zurückgingen; seine eingehenden Besprechungen Palestrina's, Allegri's, Leo's und Pergolese's sind Meisterstücke feiner und sittlich ernster Charakteristik. Und ebenso ist Heinse einer der Ersten gewesen, welche die großartige geschichtliche Bedeutung Gluck's erkannten, und die Revolution, welche dieser in der Oper herbeiführte, als mustergiltige That priesen; was in Hildegard von Hohenthal über Armida, Orpheus und Eurydice, Alceste, Iphigenia in Aulis und Iphigenia in Tauris ausführlich verhandelt und erwogen wird, verdient auch heut noch, obgleich grade über Gluck eine sehr reichhaltige Literatur vorliegt, immer wieder gelesen und beachtet zu werden. Nur selten ereignet sich, daß ein so feiner Sinn für bildende Kunst und ein so tiefes musikalisches Verständniß miteinander verbunden sind.

Mit der Betrachtung Ardinghello's und Hildegard's von Hohenthal ist die Betrachtung Heinse's abgeschlossen.

Anastasia, ein Roman, welcher 1803 erschien, ist nichts als eine geistvolle Anweisung zum Schachspiel, in romanhafter Einkleidung. Ein anderer Roman, Fiormona, welchen selbst F. H. Jacobi (vergl. Sömmerings Leben von R. Wagner, 1844. Th. 1, S. 49) für ein Werk Heinse's hielt, wird jetzt allgemein dem bekannten Biographen Schröders, F. L. W. Meyer von Bramstedt, zugeschrieben. Er ist eine schwache Nachahmung des Ardinghello.

Heinse konnte nach seiner Rückkehr aus Italien sich in Deutschland nicht mehr recht einleben. „Mich reut es, so viel mir Haare auf dem Kopfe stehen, daß ich Rom verließ," schrieb er am 15. März 1785 an Gleim; und in einem andern Briefe vom 30. Januar 1784 sagt er: „Ich bringe meine Zeit hin mit den großen Werken von Jomelli, Gluck, Trajetta und Majo am

Digitized by Google

Klavier, und im Lesen der hohen Griechen, die mich allein für Rom, Neapel, Florenz, Venedig und Genua schadlos halten, und spiele Schach und Billard mit unserm theuren Fritz Jacobi, solange bis das Schicksal anders will." Im Jahre 1786 war Heinse durch Jacobi's und Johannes von Müller's Vermittlung Vorleser und Bibliothekar Karl Friedrichs von Erthal, des lebensfrohen Kurfürsten von Mainz, geworden. In den Bibliotheksälen von Mainz und Aschaffenburg schrieb Heinse seine Romane.

Von den großen Erschütterungen der französischen Revolution scheint Heinse in seinem Innern wenig berührt worden zu sein. Er spottet (Bd. 9, S. 251) über Georg Forster, daß er sich von den Stürmen der Revolution habe verschlingen lassen. Die Zeit der Mainzer „Freiheitsfarce" brachte er bei Jacobi in Aachen und Düsseldorf zu (vergl. Goethe, Bd. 25, S. 162). Was hatten diese Schrecken der Wirklichkeit mit seiner phantastischen Traumwelt sinnlicher Glückseligkeit zu thun?

In den letzten Jahren seines Lebens verlieren wir seine Spur fast ganz. Nur vereinzelte, inhaltslose Briefe sind erhalten. Er starb am 22. Juni 1803 in Aschaffenburg.

Sein Tod ging unbeachtet vorüber. Das Geschlecht, welches jetzt lebte, war den Wirren der Sturm- und Drangperiode entwachsen. Es ist das Schicksal unfertiger Naturen, vorzeitig vergessen zu werden. Nichtsdestoweniger verdient Heinse dies Schicksal nicht. Er ist ein so reichbegabter und vielseitiger Geist, daß es sich wahrlich lohnt, in ihm die Spreu und den Weizen zu sondern.

Literarisches.

Erdmann, Grundriß der Geschichte der Philosophie. Erster Band. 1866. Berlin, Hertz.

Das historische Interesse an dem was geschehen, ist in diesem Augenblick vielleicht größer als je. Es umfaßt nicht nur die Veränderungen der politischen Welt, auf welchen die gegenwärtige Gestalt derselben beruht, sondern auch die Geschichte der geistigen Kämpfe und Eroberungen, welche den gegenwärtigen Besitzstand unserer geistigen Bildung gegründet haben, hat ein so mächtiges Interesse erhalten, als zu keiner Zeit vordem.

Bevor nun noch die Geschichte der einzelnen Wissenschaften einem wahrhaft geistvollen und belebrendem Studium unterworfen wurde, geschah das mit der Geschichte der Wissenschaft, welche sozusagen im Mittelpunkt aller wissenschaftlichen Probleme steht und alle Fragen in sich concentrirt, welche für das Gemüth und den Willen des Menschen die andringendsten sind. Die Philosophie begann zuerst ihre eigene Vergangenheit ihrem Studium zu unterwerfen. Empirische Zusammenstellungen der Ideen vergangener Denker und der Begründungen, welche sie diesen Ideen gegeben hatten, waren längst vorhanden. Sie waren ebenso in den übrigen Wissenschaften da. Die Brucker, Buhle, Degerando, Tennemann ragen durch Gelehrsamkeit und scharfes Urtheil so hervor, daß noch heute für den Fachgenossen ihre Benutzung unumgänglich ist. Aber erst Hegel machte einen Anfang, das, was im Lauf der Jahrhunderte in der intellectuellen Welt geschehen war, in seinem Zusammenhange zu begreifen. Er erkannte in demselben eine nothwendige Entwicklung. Und er stellte ein Gesetz dieser Entwicklung auf.

Kein ernster Forscher verkennt heute, in wie schwere Irrthümer Hegel damals verfiel. Es ist hier nicht der Ort, diese Irrthümer zu bezeichnen. Aber kein ernster Forscher sollte auch die andere Thatsache verkennen, daß der Grundzug, aus welchem Hegel's Unternehmen entsprang, ebenso tiefsinnig als wahr gewesen ist und daß wir ihm den Anstoß für die tiefere Betrachtung der Geschichte der Philosophie verdanken.

Eine Reihe von Schülern nahm die Aufgabe in Angriff, von den großen Conceptionen Hegel's aus, den Ausbau einer umfassenden und gründlichen Geschichte der Philosophie zu unternehmen. Hier traten sehr tüchtige Einzelwerke hervor. Die unbestritten erste Stelle nahm die Geschichte der neueren Philosophie von Erdmann ein, welcher in Halle an der Universität zugleich in seinen Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie ein großes Auditorium um sich versammelte. Die quellenmäßige Gründlichkeit dieses umfangreichen Werkes gibt ihm für lange Zeit hinaus einen ausgezeichneten Werth.

So ist es die reife Frucht eines vieljährigen Studiums der philosophischen Bewegung, wenn Erdmann es in dem Werke, dessen erster Band hier vorliegt, unternimmt, die Geschichte der Philosophie so populär und zugleich so bündig als möglich zusammenzufassen. Andererseits sind es die Vorzüge und zugleich die Schranken der Hegel'schen Betrachtungsweise, welche hier hervortreten müssen: der Sinn für Zusammenfassung, für eine Concentration des verschlungenen Laufs philosophischer Forschungen und

Träume zu einer geschlossenen Kette von Standpunkten, mehr Neigung für die Systematik der Denker als für ihre einzelnen fruchtbaren Gedanken, eine Auflösung jedes Systems in das folgende, anstatt des freien Verhältnisses, in welchem alle großen Denker untereinander stehen. Vorzüge und Schranken hier voneinander sondern zu wollen, wäre unmöglich; man kann jene nur mit diesen zusammen haben. Immer werden die Schüler Hegel's eine Durchsichtigkeit und eine Concentration des vielverzweigten Stoffs für sich haben, die Denker einer andern Richtung ihnen neiden müssen.

Es ist manches, was wir in der Auswahl des Stoffs, in seiner Gruppirung, in der Darstellung selber anders wünschten. In der ersten Beziehung hat das gelehrte Interesse, welches der Verfasser für das Studium der mittelalterlichen Theologen faßte, ein wunderliches Mißverhältniß hervorgerufen. Plato, dem großen Schöpfer unserer abendländischen Metaphysik dreißig Seiten zu widmen, und dem gelehrten Albertus zwanzig Seiten, erscheint schon seltsam. Ueberhaupt aber den großen Gestaltungen der classischen Philosophie nur die Hälfte des Raumes zu geben, welche die unschöpferischen und spinösen Arbeiten des Mittelalters einnehmen: das ist gar nicht zu rechtfertigen. Auch nicht durch die Gründe, welche der Verfasser vorbringt. Er findet, es sei nöthig die Lehren dieser Männer zu studiren, bevor man über sie aburtheile; ein solches Studium nach den vorliegenden Bearbeitungen sei aber unmöglich, und so sei er genöthigt gewesen, sie in einer solchen Ausführlichkeit darzustellen, daß z. B. die Theorie des Cultus dadurch ganz durchsichtig werde. Hier scheint uns eine Vermischung von zwei ganz verschiedenen Interessen vorzuliegen. Ohne Zweifel will der historische Forscher alles erkennen was da war. Aber ein Grundriß will dies nicht reproduciren, er kann nur die Gedanken, welche sich wirklich productiv erwiesen haben, reproduciren wollen. Gerade diese aber sind im Mittelalter sehr wenige und sehr einfache. Und mehr noch: Repetitionen, wie sie sich darstellen, wenn man die Auszüge aus den Schriften des Albertus mit denen aus den Schriften des Thomas vergleicht, werden selbst dann nicht entschuldigt, wenn man das in der Vorrede Gesagte als richtig annimmt. — In Bezug auf die Gruppirung wollen wir nichts von den Pythagoräern sagen: durch keine Gruppirung tritt ihre Stellung klar hervor. Daß aber von Herakleitos hinter Zeno erst die Rede ist, macht den letzteren ganz unverständlich und verwirrt die geschichtliche Stellung beider völlig. Das sind Arrangements, die nachgrade unmöglich sein sollten. Ebenso ist es für die Einsicht in den wahren geschichtlichen Zusammenhang wenig förderlich, Philo zur Geschichte des Alterthums zu stellen, Plotin aber in die der mittelalterlichen Philosophie: diese ganze Epoche, von Christi Geburt ab bis auf Origenes und Plotinus bedarf überhaupt einer viel tiefer in den geschichtlichen Zusammenhang eingehenden Anordnung. — Endlich die Darstellung selber hat ungemeine Verdienste für das Mittelalter; es war aber zugleich nicht schwer, in der Behandlung, besonders des Aristoteles, überhaupt aber der Alten viele Schiefheiten aufzudecken.

Aber in einer so umfassenden Arbeit Punkte aufzufinden, welche man anders wünscht, ist niemals schwierig. Dagegen möchte es in der That im gegenwärtigen Augenblick nur wenige Menschen geben, welche den ungeheuren Stoff so beherrschen, als Erdmann thut. Und so sehen wir denn der Vollendung seines Werkes mit Spannung entgegen und empfehlen dasselbe allen denen, welche noch nicht durch die begonnene Lectüre der politischen Geschichte dem ernsteren und schwierigeren philosophischen Studium entwöhnt sind, und daher in diesem eine historische Orientirung suchen. Ganz unentbehrlich ist es jedem, der dem Mittelalter ein besonderes Studium widmet.

Seinem „Casseler Namenbüchlein" hat Hoffmann von Fallersleben nun auch ein „Braunschweigisches Namenbüchlein" (Braunschweig, F. Wagner) folgen lassen, worin er die Einwohnernamen der Stadt nach ihrem Ursprunge erklärt. Hoffmann schließt sich damit früheren Bestrebungen von Wackernagel, Vilmar u. A. an. Diese Erforschung der Bedeutung der Eigennamen interessirt jeden Einzelnen und führt gleichsam spielend in das Studium der Etymologie ein; möge der gelehrte Verfasser fortfahren und eine möglichst vollständige deutsche Namenerklärung anbahnen.

Neues vom Büchertisch.

Brachvogel, A. E., Neue Novellen. 2 Bde. 8. 1867. Breslau, E. Trewendt. 3 Thlr.

Lewald, A., Moderne Familiengeschichten. 3 Bde. 8. Schaffhausen, Hurter'sche Buchhandl. 3 Thlr. 12 Sgr.

Meißner, A., Unterwegs. Reisebilder. 8. 1867. Leipzig, Günther. $1^1/_3$ Thlr.

Nesselrode, des russischen Reichskanzlers Grafen, Selbstbiographie. Deutsch v. K. Klevesahl. gr. 8. Berlin, Mittler & Sohn. 12 Sgr.

Spielhagen, F., In Reih' und Glied. Ein Roman in 9 Büchern. 5 Bde. 8. Berlin, Janke. $6^3/_4$ Thlr.

Thiersch, H. W. J., Friedrich Thiersch's Leben. 2. Bd. 1830—1860. gr. 8. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. $3^2/_3$ Thlr.

Der Spiritualismus und seine Bekenner.

Von

Maximilian Perty.

(Schluß.)

Zwei andere Personen von dieser wundersamen Menschensorte haben in den letzten Jahren in der Presse von Nordamerika, England und Frankreich ebenfalls viel von sich sprechen gemacht und neben heftigen Gegnern kräftige Vertheidiger gefunden: es sind dieses die Brüder Davenport. Ehe sie 1864 nach England kamen, hatten sie schon im größten Theil von Nordamerika Vorstellungen gegeben, welche immer in zwei Abtheilungen zerfallen. In der ersten lassen sich die Davenport mit Musikinstrumenten in einen Schrank einschließen, wo sie von den „Geistern" oder auch von lebenden Menschen gebunden festsitzen. Die Musikinstrumente und Schellen machen manchmal eine wahrhaft satanische Musik; dann zeigen sich phantastische Hände und nackte Arme an einem kleinen Fenster oben am Schrank, durch das dann die Instrumente herausgeworfen werden; öffnet man augenblicklich die Thüren, so sitzen die beiden Brüder festgebunden in ihren Winkeln. Der zweite Act spielt im Saale, wo man die jungen Leute an ihre Stühle festbindet, zu ihren Seiten auf einem Tische die Musikinstrumente; die Zuschauer sitzen im Kreise umher und halten sich an den Händen, um allen Verdacht von Gehilfenschaft zu entfernen, die Lichter werden ausgelöscht. Da stoßen dann die Instrumente mit furchtbarem Lärm zusammen, die Guitarren fliegen durch die Luft, vage, klagende Töne wie Aeolsharfen von sich gebend, streifen die Köpfe, manchmal ziemlich hart und fallen endlich auf die Zuschauer oder im Winkel des Saales nieder. Bestreicht man die Guitarren vorher mit Phosphor, so sieht man sie rasch sich drehen und schwindelnde Curven beschreiben, etwa wie große Vögel, die sich in eine Scheuer verirrt haben und den Ausweg suchen. Ein Zuschauer versiegelt mit seinem Petschaft den Strick, mit dem die Hände eines der Davenport's auf seinen Rücken gebunden sind. Nach zwei bis drei Minuten Dunkelheit findet man diesen seines Rockes beraubt und doch sind die Siegel unverletzt. Der Davenport zieht dann den Rock eines der Zuschauer an, immer ohne die Siegel zu verletzen.

Im Herbst 1864 kamen die Davenport nach London, wo eine Masse von Artikeln über sie in den dortigen Zeitungen erschien, von welchen die einen die Wirkungen durch Geister, die andern durch noch unbekannte Kräfte bewirkt sein ließen. Im „Morning Star" war Folgendes zu lesen. Man hatte einen Saal bis auf einen Fußteppich, Armleuchter, Sopha, einige Stühle und einen

Digitized by Google

Schrank räumen lassen; sechs Guitarren und zwei Tamburins ließ man aus einer Instrumentenhandlung holen, um nicht die Instrumente der Davenport brauchen zu müssen. Als diese mit ihrem Begleiter und Freund, Mr. Fay, kamen, untersuchte man Kleider und Personen. Die Davenport gingen in den Schrank und setzten sich Gesicht gegen Gesicht; Cap. Inglefields und Lord Burry banden sie mit einem Seil, das die Gesellschaft gekauft hatte und versiegelten die Knoten der Binden. Eine Guitarre, eine Violine, ein Tamburin, zwei Klingeln und eine Trompete legte man auf den Boden des Schrankes, schloß dessen Thüren und ließ so viel Licht im Zimmer, um zu sehen was vorging. Man vernahm verwirrte Töne, die Thüren wurden wiederholt aufgerissen, die Instrumente herausgeworfen, Hände erschienen und verschwanden zwischen den Thüren. Lord Burry bückte sich in den Schrank und man sah aus der Luft eine Hand auf ihn herab kommen; er fuhr zitternd zurück, sagend, daß eine Hand ihn geschlagen. In einem Zwischenakt der Sitzung, bei vollem Licht des Candelabers, während die Bindung untersucht wurde, sah man eine weiße, feine Frauenhand sich mehrere Secunden lang in der Luft bewegen, was einen allgemeinen Ausruf der Anwesenden hervorrief. Ein Herr Wicke, der sich ebenfalls mit einschließen ließ, sagte nach dem Herauskommen, während er die Hände der beiden Brüder hielt, hätten mehrere andere Hände sein Gesicht und seine Haare berührt, die Instrumente zu seinen Füßen seien auf ihn geklettert, hätten sich um seinen Leib bewegt, auf seinen Kopf erhoben, eines sich auf seine Schultern gelegt. Die erscheinenden Hände wurden von Inglefields ergriffen und berührt und fühlten sich wie Menschenhände an, vergingen aber, während er sie hielt. Das Folgende geschah wieder im verdunkelten Zimmer. Einer der Davenport und Fay setzten sich unter die Zuschauer, zwei Stricke wurden zu ihren Füßen gelegt und sie ohne ihr Zuthun von den Geistern mit denselben an die Stühle gebunden, die Hände auf den Rücken und die Stühle an den Tisch. Während dem erhob sich von letzterem eine Guitarre und schwebte im Zimmer umher, über die Köpfe der Anwesenden, einige leicht berührend, manchmal an die Decke stoßend, Hände und Schultern wurden durch geisterhafte Hände berührt. Die Klingeln wurden hin- und hergeschleudert, auf der Violine ein leichter Ton gehalten, die zwei Tamburins rollten über den Fußboden und kamen manchmal auf die Knie der Anwesenden. All' dieses geschah gleichzeitig. Mfr. Redeout, der ein Tamburin in der Hand hielt, verlangte, es solle ihm aus der Hand gerissen werden und es geschah augenblicklich; so auch Lord Burry, aber dieser widerstand der Entreißung. Fay verlangte, sein Rock solle ihm genommen werden und augenblicklich hörte man die Reibung eines abgezogenen Kleides sehr stark. Eben zuvor war Licht gemacht worden; Fay saß gebunden und hatte noch seinen Rock an; plötzlich sah man diesen seine Person verlassen, wie von ihm nach oben gezogen werden; er flog zum Candelaber, schwebte über diesem einen Augenblick und fiel dann zur Erde. Ein Anwesender legte den Rock auf den Tisch, das Licht wurde ausgelöscht und der Rock in großer Schnelligkeit dem gebundenen Fay wieder angezogen. — In einem andern Theile der Sitzung hatte man einen Bogen weißes Papier unter die Füße eines jeden der Davenport gelegt und um die Füße eine Linie mit Bleistift gezogen, um constatiren zu können, wenn sie etwa ihre Stellung geändert hätten; sie mußten auch wiederholt eins bis zwölf zählen, damit man ihre Stimmen immer hörte und sicher war, daß sie immer an demselben Punkte blieben. Burry erklärte am Schluß, die Anwesenden seien der Ansicht, daß keine Spur von Taschenspielerkunst, Einverständniß und Betrug vorhanden sei und daß sie dieses kräftigst bezeugten. Der Berichterstatter Boucicault bemerkt noch für seine Person, er glaube bei alledem nicht an Geisterwirkung, sondern an geheime, noch unerforschte Naturkräfte. Manche stießen sich daran, daß Dunkelheit eine nothwendige Bedingung sei, aber das ist auch bei der Photographie der Fall und doch ist sie eine Wahrheit und der Unterschied nur der, daß wir bei der Photographie wissen, warum Dunkelheit eine Bedingung ist, bei diesen Phänomenen es aber noch zu ergründen haben. Oxenford schrieb in die „Times“: „Die Davenport werden gebunden, während das Zimmer erleuchtet ist, vollbringen ihre Wunder in der Dunkelheit und wenn man

tized by Google

Licht macht, findet man sie gebunden wie zuvor. Die Untersuchung hat auszumitteln, ob die Davenport sich selbst frei machen und wieder binden können, während der Dunkelheit, und wäre selbst dieses möglich, wie sie ohne alle Mittel die übrigen Erscheinungen hervorbringen können." — In Liverpool fanden heftige Auftritte gegen die Davenport statt, man mißhandelte sie, zerbrach ihren Schrank, band sie so hart, daß die Gelenke mit Blut unterliefen, was sie zu experimentiren hinderte; man mußte die Stricke zerschneiden. Das hatte zur Folge, daß ein Theil der englischen Presse, welcher zuvor ihnen günstig war, sich gegen sie wandte.

Als die Davenport im Juni 1865 nach Paris kamen, wurde ihnen anfänglich untersagt, öffentliche Vorstellungen zu geben, vielleicht durch denselben Einfluß, welcher den Spiritualisten die Erlaubniß zur Bildung einer Corporation verweigern ließ, während diese den Spiritisten gewährt wurde. Sie gaben daher Privatvorstellungen, und über eine derselben zu Genevillers bei Paris berichtete Reynolds, einer der Redacteure von „la Patrie" und dessen Artikel ging in viele andere Journale, auch in den „Moniteur du soir" über. Er schildert die Davenport als zwei brünette, hübsche, junge Leute von ziemlich ordinärem Aussehen, 24 bis 27 Jahre alt. Kaum sind sie in ihrem Kasten, so hört man die Instrumente tönen; öffnet man schon nach 20 bis 60 Secunden, so findet man sie durch die Geister an Armen (diese auf den Rücken) und Beinen gebunden. Schließt man wieder, so ertönen sogleich die Instrumente; öffnet man wieder rasch, so sieht man diese noch auf der Bank im Kasten hüpfen und springen, während die Davenport unbeweglich und gebunden sitzen, aber so wie das Licht eindringt, hört die Bewegung auf. Nach oben in der Mitte des sehr großen Schrankes befindet sich ein Fenster, durch welches die Zuschauer bei geschlossenen Thüren in das Innere sehen können; im Schrank läuft an den Wänden eine Bank herum, auf welcher ein sehr langes Seil, eine Schellentrommel, mehrere Klingeln, zwei Guitarren, eine Violine mit Bogen lagen. Keine Apparate, wie bei Taschenspielern, kein doppelter Boden oder Wand des Schrankes, nichts von alledem. Beim Beginn der Sitzung zündet man hinter einem gelben Glas vor dem Schrank Kerzen an; das weiße Licht ist wie die Geister sagen, weniger günstig. Sind die Davenport in den Schrank getreten, so schließt ein Gehilfe die Thüren und die Davenport tragen den Geistern auf, sie bewegungslos und so vollkommen als möglich zu binden. Kaum sind die Thüren geschlossen und die Lichter gelöscht, so tönen die Klingeln und Saiten der Instrumente, der Violinbogen spielt eine Art Quadrille, die baskische Trommel accompagnirt. Oeffnet man nach zehn, zwanzig, sechzig Secunden die Thüren, so sieht man, wie das Seil, wohl zwanzig zwei- bis dreifache Knoten bildend, beide Brüder unbeweglich mit einem unauflöslichen Geflecht umschlingt; anderthalb Minuten würden nicht hinreichen, wenn sie selbst sich so binden sollten. Man legt auf die Bank im Schrank eine Rolle Papier und wer von den Zuschauern will, schließt die Thüren und öffnet sie dann plötzlich, wobei die Rolle durch eine unsichtbare Hand zwischen den sich öffnenden Thüren herausgeworfen wird und zwar so oft, als man will. Auch eine Klingel sprang einmal heraus und über die Zuschauer weg und fiel grade da nieder, wo sie Niemand beschädigen konnte. — Der Journalist Amédée Achard ließ sich in den Schrank einschließen und legte seine Hände auf die Knie der Davenport, um ihre geringste Bewegung zu fühlen. Sie rührten sich nicht im mindesten, doch tönten sogleich mit Macht die Instrumente. Als man die Thür öffnete, lag die Schellentrommel auf dem Kopfe des Journalisten, seine Haare waren in Unordnung, seine Cravatte abgemacht, er hatte einen Eindruck wie von mehreren Händen und Füßen an Kopf und Körper gefühlt, man hatte ihn gestreichelt, geohrfeigt, an den Kleidern gezogen. Die Hände, die man oft am Fenster sieht, sind von verschiedener Art: grobe, behaarte, feine, weiße; öffnet man schnell die Thüren und beugt sich in den Schrank, so bekommt man leichtere und stärkere Schläge auf den Kopf und in das Gesicht; und außen stehende Personen sehen die schlagenden Hände, einmal sah man auch einen magern Arm. Die Losbindung der Davenport geschieht so leicht als ihre Fesselung; Mehl, womit man ihre Hände gefüllt hatte, fand sich ohne alle Verzettlung in denselben vor.

Digitized by Google

Schrank, Fußboden, Decke und die Wand hinter dem Schrank waren auf das genaueste untersucht worden.

Im zweiten Theil der Sitzung, wo die Medien an beiden Enden eines Tisches im Saal saßen, auf dem das Seil mit aufgelösten Knoten lag, hatte man kaum die einzige Kerze gelöscht, als die Guitarren auf dem Tische tönten und sich bewegten. So wie man das Licht wieder anzündete, sah man die Medien mit auf den Rücken gebundenen Händen und beschrieb nun auf dem Fußboden mit Kreide Contouren um ihre Füße, um die mindeste Verrückung wahrnehmen zu können. Man löscht wieder das Licht und die Guitarren ertönen sogleich, die Klingeln erheben sich und fallen mit Wucht auf den Tisch nieder. Plötzlich fühlt man einen leichten Wind im Gesicht, die Guitarren sausen durch die Luft und tönen mit steigender Energie, streifen manchmal in ihrem wilden Flug an Personen oder schweben um sie, lassen sich auf Knie, Schultern, Kopf nieder und setzen dann, Vögeln gleich, wieder ihren Flug fort. Einmal versetzte eine Guitarre dem Berichterstatter drei heftige Schläge auf den Kopf, dann legte sie sich auf die Knie einer Dame und spielte einige Takte einer mehr originellen als melodischen Arie. Man zündete die Kerze wieder an und bestrich die Guitarren mit Phosphor; nun konnte man in der Dunkelheit ihre Bewegung auch sehen. Sie verließen wie von unsichtbarer Hand ergriffen, plötzlich den Tisch und voltigirten nach allen Seiten hin, bald schwindelnd schnell, bald auffallend langsam. Sie glichen Leuchtkäfern tropischer Gegenden, wirbelten oder schwebten manchmal über einer Stelle, folgten dann wieder der Kette der Zuschauer und ließen sich auf einzelne nieder. Diese unbegreifliche Bewegung der Guitarren durch die Luft macht einen nicht zu beschreibenden Eindruck. Das Instrument wirbelt etwa heftig gegen einen der Anwesenden, aber verlangsamt seine Bewegung, sowie es sich ihm nähert, sodaß es kaum leicht streift; es scheint ein willkürliches, intelligentes Wesen zu sein, welches die Gefahr voraussieht, die es bringen könnte und sie vermeidet. Es schwebt zwischen Armen, Beinen, Stühlen durch und stößt nie an, ausgenommen, wenn es die unverkennbare Absicht hierzu hat, um seine Gegenwart anzuzeigen. Ein junger Mensch wurde durch eine Klingel so fortwährend verfolgt, daß er um Ruhe bat. (Die magisch bewegten Dinge zeigen häufig eine eigenthümliche Art der Bewegung, erheben sich und schweben gegen die Gesetze der Schwere, sinken herab, ohne eigentlich zu fallen ꝛc.) Als auf den Ruf eines Amerikaners wieder Licht gemacht worden war, hatte der kleine Strohhut einer Dame ihren Kopf verlassen und lag auf den Knien eines Nachbars. Eines der Medien, obschon gebunden, verlangte von den Geistern, daß sie ihm seinen Rock auszögen und einer bestimmten Person brächten; man hatte die Knoten des Seiles eingewickelt und versiegelt. Die paar Augenblicke, die nöthig waren, das Licht auszublasen und wieder anzuzünden, reichten hin, um dieses unglaubliche Stück auszuführen; das Medium saß in Hembärmeln da und sein Paletot lag auf den Knien des Bezeichneten, die Zuschauer hatten den Luftzug gefühlt, den das dahinfliegende Kleidungsstück erregt hatte. Jemand wurde gebeten, seinen Paletot zu geben; er legte ihn auf seine Knie. Eine Secunde nachher erschien das Medium mit diesem Paletot, wie es sich gehört bekleidet und doch waren ihm die Hände auf den Rücken gebunden! Das Staunen der Zuschauer bei diesen Phänomenen ist außerordentlich und sie werden von besondern Gefühlen bewegt; die Art, wie sie geschehen, ohne Apparat und in der gewünschten Form, lassen den Gedanken an mechanische Veranstaltung nicht aufkommen. Dabei gehen die Davenport auf alle Forderungen ein, antworten auf alle Fragen, gestatten jegliche Untersuchung; wo ist hier Betrug? fragt ein Berichterstatter.

Nach einiger Zeit wurden den Davenport, wie es scheint auf unmittelbaren Befehl des Kaisers, öffentliche Vorstellungen gestattet. Aber die Gegner blieben nicht müßig. Wie drei Jahre früher die von mehr als vierzig Bischöfen empfohlenen, angeblich amerikanischen Medien, in Wahrheit aber Jongleurs aus der Auvergne, in den Salons der Aristokratie wie auf den Meßtheatern, gewisse Taschenspielerstückchen aufführten, um Home zu parodiren und seine Darstellungen als Jonglerie erscheinen zu lassen, so hatte schon seit einem Jahre der bekannte Taschenspieler Robin in Paris sich vorgenommen, die Davenport „zu entlarven.“ Als nun Robin ei-

Digitized by Google

ner Vorstellung von ihnen beiwohnte, behauptete er, Alles ebenso machen zu können, verlangte aber, als ihn die Davenport aufforderten, ihren Platz einzunehmen, eine gleiche Lehrzeit und Vorbereitung, wie sie gehabt hätten. Dann wollte Robin Platz im Kasten nehmen, was die Davenport sich jedoch verbaten; jeden Anderen, nur nicht Herrn Robin, sagten sie. Da schrie ein Theil der Presse: seht Jonglerie, unverschämte Jonglerie! „Aber selbst Jesus," meint Pièrart, „konnte vor feindseligen Elementen keine Wunder thun. Die Pigeaire las durch eine dicke Binde, aber nicht durch die, welche Velpeau bereitet hatte; sie wurde als Jongleuse behandelt, während doch Velpeau nicht durch die Binde lesen konnte, durch welche sie las." Bei dem Kampf gegen Home und die Davenport, läuft auch Neid mitunter; man fabelte von Hundertausenden, welche sie gewinnen sollten, während ihre Umstände doch sehr bescheiden sein sollen. Die Presse wüthete fort, nicht nur gegen die Davenport, sondern auch gegen ihre „Dupes oder Mitschuldigen", so besonders Edmond About in der „Opinion nationale." Als am 12. September die Davenport im Saale Herz ihre erste öffentliche Vorstellung in Frankreich gaben, fanden sich mit Robin viele seiner Anhänger ein, es war eine tumultuarische Scene vorauszusehen. Kaum waren die Davenport in ihrem Schrank und tönten die Instrumente, so stürzte der Ingenieur Cartier, welcher ihnen die Hände gebunden, in den Schrank, zerbrach die Bank, auf welcher sie angebunden waren und schrie: „Hier ist der truc! Es ist ein ressort da, womit sie sich von ihren Banden befreien! Das ist unwürdig, wir sind dupirt!" „Ja, wir sind dupirt!" schrie sogleich eine Menge der Anwesenden und ohne die geringste Untersuchung der geschehenen Demonstration verlangten sie ihr Geld zurück und gingen grollend davon, die Davenport ebenso überrascht als betrübt zurück lassend. Howitt gibt an, eine losgegangene Planke im Kasten habe auf die Idee eines truc und ressort geführt; er halte übrigens öffentliche Sitzungen für die Sache des Spiritualismus nicht förderlich; sie sollten vielmehr vor einem gewählten Kreise stattfinden und dieser dann das Publicum auf diese außerordentlichen Dinge vorbereiten. — Die Davenport gaben am nächsten Tage aber eine zweite Sitzung und erhöhten den Eintrittspreis bis auf dreißig Franken; es fand sich ein gewähltes Publicum ein und Schöll, Director des Journals „Nain jaune" bemerkt über diese Sitzung, daß die Nachahmung von Robin eben etwas ganz anderes sei; Herr Robin möge einmal den Flug der Guitarren nachahmen! Die Pariser Badauds seien entzückt über den geringen Eintrittspreis von vierzig Centimes bei Robin und schreien, „die Davenport sind Charlatans," während sie von denselben doch nichts gesehen haben. Auch die Journalisten Alberic Second (der dafür Drohbriefe erhielt) und Henri de Pène nahmen Partei für die Davenport und Letzterer bemerkt, daß den Gehilfen, der bei Robin das Medium machen müsse und in den Schrank eingeschlossen werde, Robin selbst binde, daß er dann sich der Fesseln entledige, und die Instrumente tönen mache, während die Davenport mit gebundenen Händen und Füßen die Instrumente tönen lassen: ein ungelöstes Räthsel.

Die Davenport und Fay protestirten gegen Alles, was über sie in den feindlichen Journalen gesagt wurde; in ihrem Schrank sei nichts von irgend einer Maschinerie vorhanden. Sie appellirten vom Urtheil einer verirrten und parteiischen Menge an die ernste und ehrliche Untersuchung unparteiischer Personen und setzten ihre Vorstellungen im Saale Herz vor einem kleineren Publicum der elegantesten und gebildetsten Classe fort. Cartier und Robin äußerten kein Wort auf diese Kundgebung der Davenport und wollten auch die 10,000 Franken nicht gewinnen, welche für den ausgesetzt worden waren, der ohne allen Apparat die gleichen Phänomene wie die Davenport hervorbrächte. Um den Charakter von sehr geschickten Taschenspielern, den ihnen ein Theil der Presse aufdrängen wollte, von sich abzuwehren, konnten die Davenport nichts Besseres thun, als unparteiische Taschenspieler einladen, von ihren Operationen Kenntniß zu nehmen. Hamilton und Thys folgten dieser Einladung, untersuchten Alles auf's genaueste und stellten Zeugnisse hierüber aus, welche die Davenport an die „Opinion nationale" einschickten. Hamilton bezeugte, daß die Phänomene bei den Davenport unerklärlich seien, am allermeisten für Diejenigen,

Digitized by Google

welche sie erklärt zu haben glauben und doch ganz entfernt von der Wahrheit sind und Thys, Taschenspieler und zugleich Fabrikant hierzu gehöriger Instrumente bezeugte: Alle Gerüchte von trucs, ressorts, bascules, engins etc. seien übelwollende, alle Stücke des Kastens ganz unbeweglich, Mitwirkung anderer Personen unmöglich, die Phänomene daher unerklärlich. Nichtsdestoweniger blieben die Widersacher auf ihrer Behauptung, das Geheimniß der Davenport sei entdeckt und sie seien Jongleurs. Ein reicher Fremder, den dieses hartnäckige Uebelwollen indignirte, bot 100,000 Franken Dem, der das Geheimniß zu erklären vermöge; es meldete sich aber Niemand, auch nicht Robin oder Cartier.

Am 28. October 1865 wurden die Davenport und Fay nach St. Cloud berufen, um vor der kaiserlichen Familie und einem gewählten Hofkreise ihre Phänomene zu produciren. Es ist hierüber eine kleine Schrift erschienen: „Des forces naturelles inconnues, à propos des phénomènes produits par les Mediums, par Hermes (Camil Flammarion,) Paris 1866,“ und auch Piérart in seiner Abhandlung: „La Verité sur les Davenports,“ hat hierüber berichtet. Außer dem Kaiser Louis Napoleon III., der Kaiserin Eugenie und dem kaiserlichen Prinzen waren noch siebenundzwanzig Personen gegenwärtig, „die meisten der Sache sympathisch.“ Der Kaiser untersuchte Alles auf's genaueste; die Zusammensetzung des Schrankes, jeden Strick und Knoten, mit dem die Davenport gebunden wurden. Der Kaiser ließ die Kette der Hände bilden; die Anwesenden saßen in zwei parallelen Halbcirkeln, in der Mitte des vordern war Louis Napoleon, welcher die Kaiserin mit der linken und den kaiserlichen Prinzen mit seiner rechten Hand hielt. Nachdem die Instrumente in den Kasten gebracht worden waren, und die Thüren noch offen standen, schwang sich ein Sprachrohr plötzlich in die Luft und fiel vor dem Kaiser nieder und dieses wiederholte sich öfter beim hellsten Gaslicht. Herr v. Lagrange, General Favé und Herr Duperré gingen in den Schrank; Favé erhielt einen Schlag mit einem Waldhorn an den Kopf. Lagrange erklärte, was geschehen sei, so lange er im Schrank war, müsse Wirkung einer fremden Kraft sein, weil Alle, wie er selbst, ganz unbeweglich geblieben seien. Es fand das gewöhnliche Tönen und Klingeln der Instrumente und Schellen statt. In der zweiten Hälfte der Vorstellung kam Uebertragung einer Taschenuhr von einer Person auf eine andere vor. Am linken Ende des Halbcirkels, in welchem Louis Napoleon saß, befand sich der Palastpräfect Baron Morio de l'Isle, welcher die beiden Hände von W. Davenport hielt, am rechten Ende der Stallmeister der Kaiserin, Marquis de Lagrange, welcher die Hände des Dieners hielt, der den Schrank aufzustellen und das Licht zu reguliren hatte. Ira Davenport und Fay waren vor den Halbzirkeln zu beiden Seiten eines kleinen Tisches an ihre Stühle gebunden, die Stricke mit dem Petschaft eines der Anwesenden versiegelt. Eine Uhr wurde nun in die Hand von Morio de l'Isle gelegt und er sollte sie so fest als möglich halten, dann wurde das Licht gelöscht. Auf das Verlangen des Kaisers wurde diese Uhr augenblicklich durch eine unsichtbare Hand, die größer als gewöhnlich war und kalt sich anfühlte, in die rechte Hand des Kaisers gelegt; im gleichen Augenblick hatte Morio gefühlt, daß seine Hand gewaltsam geöffnet und die Uhr ergriffen worden war. Der Kaiser forderte sogleich Licht, um zu sehen, ob es die bestimmte Uhr sei, welche auch dafür erkannt wurde. Als das Licht wieder gelöscht war, ging die Uhr aus der rechten Hand des Kaisers in die linke der Kaiserin über und von hier in die rechte des kaiserlichen Prinzen, immer durch Eingreifen jener großen kalten Hand. Ein Bericht behauptet, daß der Prinz die Uhr sogleich in den Saal warf, schreiend, sie brenne, ein anderer sagt nur, sie sei zu seinen Füßen gefallen. Die Thüren des Schrankes, die man doch verschlossen hatte, öffneten sich von selbst. Eines der Medien, seiner Bande entledigt, wurde von dem Aide de camp, General Favé und dem Schiffslieutenant Duperré festgehalten, welche zu beiden Seiten des Mediums standen. Da bewegten sich die Instrumente, welche auf dem Tische lagen, im Kreise um jene drei Personen und legten sich zuletzt auf ihre Arme nieder. Eine der Guitarren, die man mit Phosphor bestrichen, beschrieb in der Dunkelheit Kreise um den Schrank — alles Erscheinungen, die jeder Erklärung durch bekannte Kräfte spotten. Die gewöhnliche Translocation

des Rockes bei gebundenen und versiegelten Händen der Davenport ging auf den Wunsch des Kaisers so von statten, daß der Rock von Lagrange durch eines der Medien angezogen wurde; man hatte eine Kerze angezündet, um das Kleid durch die Luft passiren zu sehen. Die Majestäten unterhielten sich nach der Sitzung noch einige Zeit mit den Davenport über die Erscheinungen und die Bedingungen ihres Zustandekommens, sprachen ihr Vergnügen und ihre Zufriedenheit aus und ließen ihnen ein Souper serviren.

Den folgenden Tag wurde Robin an den Hof gerufen, welcher nach seiner Art einige der Erscheinungen nachahmte und zwei Tage darauf in alle Journale von Paris einen pompösen Artikel einrücken ließ, in welchem er seinen angeblichen Sieg über die Davenport, diese „Mystificateurs" ankündigte. Aber der Mystificateur war Robin und die Mystificirten das Publicum, meint Flammarion. Es wurden gegen die Davenport neue Angriffe verübt, so daß die Polizei sie schützen mußte. Manche Journale travestirten die Sitzung von St. Cloud. Weil der Kaiser, von dem richtigen Gedanken erfüllt, Alles selbst zu sehen und zu untersuchen, Robin hatte kommen lassen, so erlaubte man sich die Behauptung, Letzterer habe die Taschenspielerei der Davenport entlarvt. Die meisten Organe der Pariser Presse benahmen sich leichtsinnig und voreilig, Second, Schoell, de Pène nahmen entschieden Partei für die Davenport, ebenso Clever de Maldigny.

Die Davenport reisten nun nach Irland und gleich war die „Jesuitisch-Voltaire'sche Clique" mit einem Artikel im „Journal Franco-Americain" bei der Hand: Fay sei in New-York, habe sich von den Davenport getrennt und selbst ihre Operationen als Betrug bezeichnet. Wie auf Commando nahmen die clericalen und freigeistigen Journale, dann auch die „Times" die Lüge auf, während Fay sich nicht in New-York, sondern mit den Davenport in Dublin befand. Seine Widerlegung rückte bloß „Morning Star" ein, „Times" und die anderen unterdrückten sie. In Irland, wo Cooper, Eigenthümer des „Spiritual Magazine," die Davenport und Fay begleitete, mußten sie hie und da auch große Unbill erfahren, doch urtheilten die irischen Journale viel unparteiischer und gerechter als die englischen, welche sich so lange liebenswürdig gezeigt hatten, bis das odium theologicum und scientificum gegen die Davenport erregt war, worauf sie feigerweise sich selbst dementirten, die Thatsachen leugneten und dem Publicum die Wahrheit verbargen. Die irischen Blätter: Freeman's Journal, Irish Times, Saunders New Letter and Daily Advertiser, Daily Express, Dublin Avertising Gazette, sprachen sich sehr anerkennend über die Davenport aus und stimmten darin überein, daß an Taschenspielerei und Betrug, daß ferner an Erklärung durch bekannte Kräfte, nicht zu denken sei. Nach den Wundern der Schrift seien die durch sie hervorgebrachten Phänomene die staunenswerthesten und fremdartigsten, bei welchen jedoch trotz ihrer Unerklärlichkeit aus bekannten Naturgesetzen der Verstand sich weigere, übernatürlichen Einfluß anzunehmen.

Während man in der Vorstellung vom 4. Januar 1866 im Hotel Queen Arms zu Dublin die Lichter dämpfte und im Begriff war, die Thüren zu schließen, erschien eine Hand auf der Bank des Schrankes und ein Jagdhorn erhob sich aus den anderen Instrumenten in die Luft und fiel auf den Kopf eines der Comité-Mitglieder herab; dies geschah wiederholt. Nachdem der Schrank geschlossen war, erschien eine feine weiße Hand mehrmal außer der Oeffnung, einmal auch mit einem fast vollständigen Arm. Die Instrumente fingen dann zu spielen an und mehrere von ihnen spielten zehn Minuten lang harmonisch zusammen, während die Klingel zum Schrank herauskam und wieder in denselben zurückging. Dann öffneten sich die Thüren und die Brüder, die doch gebunden worden waren, gingen frei heraus, kehrten hierauf wieder zurück und setzten sich auf die Bank im Schrank. Man schloß die Thüren und obwohl man sie fast augenblicklich wieder öffnete, waren die Brüder bereits abermal gebunden. Herrn Trail, der zu ihnen in den Schrank ging, wurde das Tamburin auf den Kopf gelegt und die Cravatte abgelöst, die Instrumente wurden herumgeworfen und Alles fand statt, während die Hände der Davenport mit Mehl gefüllt waren, von dem nichts verzettelt wurde. Die Phänome im zweiten Akt außer dem

Digitized by Google

Schranke fanden wie gewöhnlich statt. — Man sieht aus diesen mannigfaltigen Berichten aus Amerika, England, Frankreich und Irland, daß im Wesen alle überein stimmen und sich gegenseitig ergänzen. Im Frühling und Sommer 1866 gaben die Davenport Vorstellungen in Berlin, wo auch der König beiwohnte, und in Brüssel, welche sehr zahlreich besucht wurden. Man nahm sie gut auf, obwohl, heißt es, die Deutschen Materialisten seien; Cooper schrieb an seine englischen Correspondenten, er habe in Deutschland keinen einzigen Spiritualisten getroffen.

Ueber einen jungen Mann von vierundzwanzig Jahren in Paris, Montet, Sohn eines Kaufmanns, welcher seit 1865 durch seine „medianimischen" Eigenschaften ähnliche Phänomene, wie die Davenport, jedoch nur in vertrauteren Zirkeln hervorbringt, haben Leroy im Charivari, Didier im Avenir und Chevreuil berichtet. Man stellte drei Fußgläser mitten auf einen Tisch und auf diese ein viertes, das man bis an den äußersten Rand mit Wasser füllte; der Tisch erhob sich in die Luft und kam wieder herab, ohne daß ein Tropfen ausgeflossen wäre. Der befragte Geist antwortete, er wolle den Tisch emporheben, ohne daß die Finger der anwesenden sieben Personen ihn berührten. Alle erhoben ihre Hände dreißig Centimeter hoch, der Tisch stieg langsam empor und kam zu den Händen, wie von ihnen angezogen. Das Medium stand auf und führte einen derben Faustschlag auf den Tisch, der langsam herabkam, ohne sich im geringsten zu beeilen. Einmal war der bedeutende Mathematiker Babinet gegenwärtig, welcher bei der Erhebung des Tisches, ohne alle Berührung, überrascht ausrief: „C'est renversant!" Der Verfasser des „Spirite," Gautier, wurde einst zu einer Sitzung geladen, aber Alles mißlang; das Medium sagte, die Geister seien beleidigt gewesen, daß Gautier die ganze Zeit seine Cigarre geraucht habe und über seine Art, sich zu setzen. In einer andern Sitzung lud Montet den Ungläubigsten ein, ihn mit einem Hanfseil von vier bis fünf Meter Länge mit aller Kraft und Geschicklichkeit zu binden, was ein Zuave mit größter Virtuosität that. Dann wurde Montet in den leichten Schatten getragen den der Kopftheil eines Bettes ohne Umhänge warf, was für das Experiment nothwendig war und nachdem er dem Zuaven geboten, so weit zu zählen, als er für seine Befreiung zählen wolle, zählte dieser eins, zwei, drei, v'lan! und damit fiel das Seil unter die Zuschauer nieder. Montet konnte unmöglich sich von diesem Knotengeflecht befreien, der Geister thaten es und zwar wie mit einem elektrischen Schlag. Das nämliche Experiment wurde mit einer Kette gemacht. Wie aber die Geister entfesseln, so konnten sie auch fesseln. Das Medium brachte dann einen hölzernen Ring, von einem Vorhang genommen, viel zu klein, als daß er an sein Handgelenk gehen konnte, ging in den Halbschatten und kam fast augenblicklich mit dem Ring am Arm zurück; nur die Geister konnten ihn von da wieder wegnehmen und er flog blitzschnell und ohne Jemand zu treffen, unter die Zuschauer. Zum Schluß las Montet Verse „über die Unsterblichkeit der Seele," die ihm medianimisch dictirt worden waren.

In einer fernern Sitzung hatten sich drei Sommitäten des Lebensmagnetismus eingefunden: Baron Dupotet, Marquis Duplanty und Herr Z. Der Tisch erhob sich frei, während man einen rythmischen Gesang ertönen ließ und balancirte wie auf Wogen, dann stürzte er, wie seinem eigenen Gewicht überlassen, mit Aplomb auf den Boden. Am unbegreiflichsten war, wie unter dem Geflecht des bindenden und versiegelten Strickes Paletot und Weste eines Anderen auf das Medium übertragen werden konnten; man verlangte die Kleidungsstücke von einem der Anwesenden; das auf seinem Stuhl geknebelte Medium wurde in das Dunkel gebracht, die Kleidungsstücke unter dem Stuhl niedergelegt; nach wenig Augenblicken war das Medium damit bekleidet. Alfred Didier, Director de la librairie academique, ein guter Beobachter und selbst Medium, ist überzeugt, daß in diesen bizarren und für uns noch unerforschten Thatsachen eine noch unbekannte Kraft wirkt. Montet wird durch Stricke und Ketten an seinen Stuhl gebunden; alle Bewegungen, die er um und an sich fühlt, sind intelligente; die Wirkungen folgen schnell und unmittelbar auf das Verlangen, das man an die Geister stellt; mit einem Wort, die Erscheinungen werden durch intelligente Kräfte ausgeführt, die physisch vom Medium getrennt sind. Die

Digitized by Google

Materie schmiegt und vertheilt sich dabei, wie der Ring zeigt, der trotz seiner Kleinheit sich augenblicklich am Handgelenk findet und ebenso schnell sich wieder von selbem entfernt. Die Knoten der Stricke sind unverletzt und doch fühlt sich das Medium frei. Die Phänomene sind von einem ganz andern Charakter als bei den Taschenspielern. Der Tisch erhebt sich und macht vibrirende Bewegungen wie ein lebendes Wesen und fällt mit wunderbarer Gewalt herunter, ohne die Gläser umzuwerfen, der Rock wird unglaublich schnell abgezogen. Die Phänomene gelangen zum Theil in vollem Licht; Bedingungen alles Gelingens sind aber Vertrauen und guter Wille, weshalb es ungeachtet der ungemeinen Kraft des Mediums nothwendig ist, fanatische Ungläubige soviel als möglich fern zu halten. Didier beklagt sich mit Recht, daß die Spiritisten diese physischen Manifestationen für Bagatelle ansehen und daß eines ihrer Schreibmedien mit Verachtung auf ein solches herabblickt, welches physische Wirkungen hervorbringt. Er klagt auch über die Ungläubigen. Was würde man, schreibt er, im gewöhnlichen Leben von einem Menschen denken, der, einem Andern begegnend, ihm sagte: „Sie haben ein Monument oder Kunstwerk, eine Oper oder neue Erfindung gesehen; gut, ich habe sie nicht gesehen und Sie auch nicht, Sie haben nur geglaubt, Sie zu sehen, es war eine pure Vision." Sagt man einem Ungläubigen, was man gesehen hat, so lautet die liebenswürdige Antwort: „Sie sind ein Narr, mein Theurer!" Je mehr man beobachtet, je öfter man sieht und sich überzeugt, ein desto größerer Narr ist man in den Augen dieser Leute, die nichts gesehen haben und nichts sehen wollen.

Die magische Kraft befähigt nicht allein zum sogenannten geistmagnetischen Schreiben, wo nämlich die Medien das, was ihnen augenblicklich die Geister dictiren, mit unglaublicher Leichtigkeit und Schnelligkeit, wie durch eine fremde Kraft bewegt, zu Papier bringen, während sie zugleich öfters mit andern Dingen beschäftigt sind, sondern auch zum Zeichnen und andern Kunstleistungen, wofür in meinen Schriften Beispiele mitgetheilt sind. Nach Coleman hatte eine Mrs. Mapes, die nie zeichnen gelernt, spiritualistisch influencirt, in weniger als einem Tage einen Regenbogen und eine Sammlung amerikanischen Herbstlaubes in Wasserfarben vollendet, zu deren bloßer Copirung ein Maler wenigstens zwei Tage gebraucht hätte. Zugleich sollen die Blätterzeichnungen einen unnachahmlichen stereoskopischen Effect machen. Im März 1864 gab eine Madem. Jacques im Herz'schen Saale in Paris ein Concert, wobei angeführt wurde, sie sei Medium und ihre Musik von Geistern inspirirt. In der „Revue Spiritualiste" ist von einem Capitän in Rodez die Rede, der von seinem verstorbenen Musiklehrer einen „Eugenienwalzer" erhielt mit einer ganz besondern Marke (cachet), die weder gedruckt, noch lithographirt, noch mit der Hand gemacht ist. Emma Hardinge, die schon in Amerika Aufsehen erregt hatte, war im Januar 1866 in London und gewann dort großen Beifall, indem sie in öffentlichen Sitzungen über Gegenstände, welche das Publicum angibt, von Geistern inspirirt, mit außerordentlicher Beredsamkeit spricht. Dr. Clever de Maldigny schrieb auf Geistereingebung einen Operntext: „Swedenborg," welcher der „Revue Spiritualiste" einverleibt ist.

Jane M. Jackson berichtet im „Banner of light," daß die Geister ausgezeichneter verstorbener Indianer Mediums erregen, welche die Kranken heilen und die Betrübten trösten. Die Geister der Medicinmänner (eine eigenthümliche Mischung von Aerzten, Priestern und Zauberern der rothen Nordamerikaner) verschiedener Stämme führen ihre Mediums in die Wälder zum Aufsuchen der Kräuter und Wurzeln, lehren sie die Mittel bereiten und anwenden. „Sie vergessen die erfahrene üble Behandlung, vergraben die Kriegsart und bringen uns den Frieden." Jane Jackson besitzt mehrere Porträts indianischer Häuptlinge, die ausgesagt haben, daß sie lange vor Ankunft der Weißen in Amerika gelebt. Sie haben sich dem Künstler Anderson, einem Spiritualisten geoffenbart und dieser zeichnet ihre Porträts nur mit Bleistift auf Papier, so vollkommen, daß man sie für lithographirt halten würde und unbegreiflich schnell. Die Porträts stellen Männer verschiedener Stämme dar, sehr abweichend in Körperbildung und Costüm. Hellsehende haben diese Häuptlinge bei Jane Jackson gesehen und sie genau beschrieben, „obschon sie mir fremd waren und ich damals nichts

Digitized by Google

von den Zeichnungen wußte.“ Das Medium des Häuptlings, the black Hawk, der schwarze Falke, theilte ihr mit, daß er ihm das erstemal 1853 erschienen sei, sich durch heftige raps und tausend andere Dinge ankündigend. Dieser mächtige Geist hat J. Jackson seine Geschicklichkeit, sich mitzutheilen, unzweifelhaft bewiesen; er schrieb seinen Namen auf eine Schiefertafel, schrieb auch auf die Mauern ihres Hauses. „Der schwarze Falke“ starb 73 Jahre alt und wurde auf dem Demoines begraben, sitzend, mit einem Stock in den Händen; man bedeckte seinen Körper mit Steinen und Zweigen. Später wurden seine Gebeine durch einen Chirurgen von Illinois fortgenommen, aber auf Befehl des Gouverneurs Lucas seinen Freunden ausgeliefert. Das Medium, welches der Geist des Häuptlings Red-Jacket wählte, erfuhr seinen Einfluß zum erstenmal 1855. Bei diesem Medium spielen im vollen Licht Musikinstrumente, Papiere in verschlossenen Schiebladen bedecken sich mit Schrift, es ertönen heftige raps, es spricht und schreibt auch unter dem Einflusse des Geistes Red-Jacket, der für dasselbe immer ein treuer Freund war. Dieser Häuptling starb achtzig Jahre alt im Jahre 1830. Er war ein großer Redner und tapferer Krieger, immer treu den Sitten und Gewohnheiten seiner Ahnen, welcher auch die christliche Religion nicht annahm. Herr Slade behauptet, von seiner ersten Jugend an Geister zu sehen; er steht nun unter dem Einfluß des Geistes des Indianers Owosso, welcher nach seiner Mittheilung in Californien geboren und Medicinmann bei den Hoppogossos war. Der Einfluß der indianischen Geister ist oft so stark, daß die Medien von Schrecken erfüllt werden und ihn nicht mehr ertragen wollen.

Des Herganges bei den durch Baron v. Guldenstubbe, Graf d'Ourches und General Baron v. Brewern im Jahre 1856 und den folgenden erhaltenen Geisterschriften wurde in der „Realität magischer Kräfte und Wirkungen des Menschen“ S. 46 ff. näher gedacht. Herr v. Guldenstubbe, jedenfalls ein sehr gelehrter Mann, war so freundlich, mir seitdem seine „Morale universelle“ Paris 1863, ferner sein Hauptwerk: „Pneumatologie positive et experimentale; La realité des esprits et le phénomène merveilleux de leur écriture directe, Paris 1857,“ ebenso seine „Pensées d'outre tombe“ zu senden, eine französische Uebersetzung einzelner Gedanken und Aussprüche, „welche die Geister uns (nämlich Guldenstubbe und seiner Fräulein Schwester) mittelst spontaner directer Schriften mitgetheilt haben.“ Seine „Morale universelle,“ habe er dem Wunsche der Geister gemäß aus den Offenbarungen und heiligen Schriften aller Völker, sowie aus den Schriften der indischen und griechischen Philosophen geschöpft. Guldenstubbe, für welchen alle positiven Religionen, auch das Christenthum, nur einen relativen Werth haben, nur Phasen des ganzen Entwicklungsganges der Menschheit sind, strebt nach einer allgemeinen Religion. Er bezeichnet Allan Kardec als einen unwissenden Compilator von Mediumschriften, ohne Uebung in der Experimentirkunst, ohne Kenntniß der unzählbaren Thatsachen der Vergangenheit, welche die magische Natur der Seele und ihren innigen Verkehr mit der Geisterwelt beweisen und derselbe habe daher nicht in den höheren und gebildeteren, sondern nur in den unteren Classen bedeutenden Anklang gefunden. Deshalb hätten Guldenstubbe und seine Freunde die „Revue Spiritualiste“ unter Piérart's Redaction gegründet, für kritische Erfahrungswissenschaft der Seelenlehre. Guldenstubbe tritt mit aller Kraft einerseits gegen die katholische Kirche, andererseits gegen den Skepticismus und Materialismus der Zeit auf.

Nachdem es Guldenstubbe und seinen Freunden d'Ourches und Brewern nach vielen Bemühungen und Versuchen gelungen war, „Geisterschriften“ zu erhalten, wurden andere Personen durch sie ebenfalls hierzu befähigt. Man legt Papiere (mit und auch ohne Bleistift) in Kirchen und auf Kirchhöfen, auf Sarcophagen, Urnen, Gräbern nieder und findet sie nach kurzer Zeit beschrieben, wenn nämlich (nach der Ansicht der Erfinder) die betreffenden Personen im Stande waren, sich mit den Verstorbenen in Communication zu setzen. Guldenstubbe gibt in seinem Buche 67 Facsimile's von Geisterschriften, besitzt aber deren über 500 in verschiedenen Sprachen, darunter 200 von verstorbenen Verwandten und Freunden, welche besonders wichtig sind, „weil hier Identität der Hand- und

Unterschrift constatirt werden könne durch Jene, welche sie im Leben gekannt haben." Die Schriften wurden größtentheils in Gegenwart von Augenzeugen erhalten, namentlich der genannten beiden nächsten Freunde, dann des Professor Georgii in London, Ravené von Berlin, Fürsten Leonidas von Galitzin, Oberst Toutcheff, Künstlers Kiorboë, Oberst von Kollmann, Baron Voigts-Rheetz, Baron Borys d'Uexküll. Die merkwürdigsten stammen von Platon, Isokrates, Cicero, Virgil, Julius Cäsar, Octavianus Augustus, Juvenal, den Aposteln Paulus und Johannes, von Abälard u. A. und enthalten meist bekannte Aussprüche der Philosophie und Maximen der Moral. Die französischen Könige und Königinnen, von Dagobert bis Louis XVIII., von Blanca bis Marie Antoinette haben einige Figuren und die Initialen ihrer Namen auf ihre Monumente in St. Denys, Versailles und Fontainebleau geschrieben und die Figuren hätten manchmal augenblickliche Heilung bewirkt, wenn sie nach Vorschrift des Mediums oder der Somnambüle des Verfassers angewandt wurden, nachdem diese durch jene Charaktere war eingeschläfert worden. Die meisten Erfahrungen wurden gemacht im Antikensaal des Louvre, der Kathedrale von St. Denys und verschiedenen anderen Kirchen und Kirchhöfen von Paris; sehr viele in der Wohnung des Verfassers. Cäsar, Augustus, Germanicus schrieben bloß ihre Namen an ihre Statuen im Louvre, Euripides zeichnet einen pythischen Dreifuß und darunter ein E; Hippokrates zeichnet (in der Wohnung des Verfassers, mit blauer Tinte, mit welcher auch Herrn v. Guldenstubbe's Brief an mich geschrieben ist) ein paar Schnörkel und setzt seinen Namen darunter; diese Geisterschrift habe einen heftigen Anfall von Rheumatismus in einigen Minuten gehoben. Maria Stuart schreibt die Initialen ihres Namens an die Säule ihres Gemahls Franz II. in der Kathedrale von St. Denys; ein andermal macht sie zwei Kreuze und schreibt darunter: I ame the life; Abbé Paris zeichnet eine unverständliche Figur und schreibt darunter seinen Namen François Paris; das Papier war in Gegenwart von Oberst Kollmann hinter dem Hauptaltar der Kirche von St. Medard niedergelegt worden, wo früher Paris' Körper ruhte; zuvor hatte der Geist einige dumpfe Schläge unter den Steinplatten der Kapelle hinter dem Hauptaltar gethan. Manche der besagten Figuren sind ein Gekritzel, wie es etwa Kinder machen; so die von Franz I., unterzeichnet mit einem F, erhalten am Monument dieses Königs in der Kathedrale von St. Denys. Der Spruch des Cicero und das, was Platon schrieb, wurde in ein noch verklebtes, eben vom Kaufmann bezogenes Cahier Papier geschrieben. Die Zeichen von Abälard, auf seinem Grabe auf dem Kirchhof Père la chaise erhalten, sind wahrscheinlich eine Stelle aus Abälard's Werken. Ein verstorbener Verwandter schrieb in der Wohnung Guldenstubbe's (wohl an Fräulein Guldenstubbe): „Mein liebes Kind, Deine Seele senke sich hin in Jesu Herz und Hände, Und erwarte ruhiglich seiner Wege Ziel und Ende. Nimm dieses in Liebe auf, mein gutes Pathchen, von Deinem alten treuen Onkel Gustav von Guldenstubbe und seinem Weibchen Wilhelmine." Seine Mutter schreibt ihm einige Zeilen, worin sie ihn über ein Mißgeschick tröstet, ein besseres Sein beginne „zu den Füßen des großen Geisterkönigs, Jesu Christi." Herr Guldenstubbe's „Pensées d'outre tombe" enthalten größentheils schon bekannte Gedanken, ohne einen einzigen wirklichen Aufschluß über eine andere Welt. — Es ist klar, daß Herr von Guldenstubbe, welcher keinen Augenblick zweifelt, daß alle diese Schriften wirklich von den Geistern stammen, damit die Unsterblichkeit der Seele und die Existenz der Geisterwelt unwidersprechlich bewiesen zu haben glaubt. Ich werde bei den theoretischen Betrachtungen am Schluße dieses Aufsatzes noch einmal hierauf zurückkommen und will hier nur noch anführen, daß mir Herr Dämmerung berichtet, daß solche Schriften bisweilen von der Decke herabschweben, anderemale plötzlich wie eine Photographie auf einem Papier erscheinen, oder auf Papieren entstehen, die man nebst einem Bleistift in einen Hut an einen etwas dunkeln Orte gelegt hat, wo dann meistens als Zeichen ein Flämmchen beim Hute sich zeigt.

In den letzten Jahren kam es ferner zu Geisterphotographien, d. h. wenn Medien photographirt wurden oder auch andere Personen durch Medien, so erschienen ein oder selbst mehrere Schattenbilder,

Digitized by Google

verwischt und undeutlich zugleich mit dem Bilde der lebenden Person, welche die Spiritualisten für Bilder verstorbener Freunde und Verwandten erklären. Schon 1860 soll nach einer Angabe in Paris ein „Geist" photographirt worden sein; 1862 am fünften October photographirte nach dem „Herald of Progress" ein Herr Mumler, Chemiker und Photograph aus Liebhaberei, in Boston sich selbst und es erschien zugleich zur Rechten seines Bildes das Bild seiner, vor etwa zwölf Jahren verstorbenen, auf einem Stuhle sitzenden Cousine; der obere Theil des letzteren Bildes ist deutlich sichtbar, obschon dunkel und durchsichtig zugleich. Man sieht ganz leicht durch den Körper die Arme und den Tisch, auf welchem ein Arm ruht; vom Gürtel an verliert sich das Bild in einen dunkeln Nebel. Mumler erkannte das Bild im Fortgang der Operation als das seiner Cousine. Auf diese erste Photographie eines Geistes folgten in Amerika zahlreiche andere; die Operation soll den Photographen immer sehr anstrengen. Auf dem Lichtbild einer Dame zeigte sich etwas nach hinten eine zweite weibliche Gestalt, welche Vater und Mutter als eine ihrer Töchter erkannten; auch hier ist der obere Theil gut ausgedrückt, der untere verschwimmend. Auf dem Porträt eines Herrn erschien ein wenig deutliches Bild, das er doch als das seiner verstorbenen Mutter erkannte; merkwürdigerweise würden die Füße bei diesem Bilde, wenn man die ganze Gestalt in gleichen Proportionen erhalten hätte, unter den Fußboden reichen; der Kopf ist über menschliche Größe, was durch kein gewöhnliches Object hätte hervorgebracht werden können im Raume, den das Instrument umfaßte. Zeugen bestätigen, daß bei diesen Porträts, nur immer eine Person gegenwärtig war und doch erschienen auf manchen bis auf drei Nebengestalten. Wie fangen es die Geister an, frägt der Berichterstatter, um ihr Bild auf die Luft in die Strahlenlinie des Objectivs zu projiciren?

Weitere Berichte über solche Photographien bringt das „Spiritual Magazine." Ein Mr. W. Guay, selbst Photograph, erhielt bei Mumler und Stuart, deren ganzes Verfahren er auf das genaueste untersuchte und selbst das Chassis in die Dunkelkammer brachte, das Porträt seiner verstorbenen Frau und seines Vaters neben seinem eigenen und hält es für Pflicht, hiervon Zeugniß abzulegen. Es war nach ihm ganz unmöglich, daß Mumler sich die Porträts seiner Frau und seines Vaters hätte verschaffen können. „Während ich," sagt er, „für jede der beiden Proben saß, verlangte ich im Geiste das Porträt meines Vaters und meiner Mutter." Dr. Gardner bemerkt mit Recht, das nebelige Ansehen der Geisterfiguren beweise sattsam, daß sie keine Copien sein können. Stellt man Porträts hinter Den, der sich photographiren läßt, was man gethan hat, so entstehen ganz anders aussehende Bilder. Und das „Banner of light" führt noch an, daß neben dem nebeligen Aussehen die Geisterfiguren, welche mit dem Bilde der Lebenden erscheinen, selten vollständig seien, indem man fast immer nur die Büste sehe. Zugleich seien sie durchsichtig, so daß die Gegenstände hinter ihnen wahrgenommen werden. Hall, Edmonds und andere Spiritualisten zweifeln nicht im geringsten, daß die Bilder von Geistern herrühren. Auf einer derlei Photographie, welche mir Herr Gottlieb Dämmerung in Wien zuschickte, sieht man ein Frauenzimmer, wie in betender Stellung mit vor das Gesicht gehaltenen Händen über einen Tisch geneigt; hinter ihr zur Linken steht eine Figur in einen durchsichtigen Mantel gehüllt, der als Kapuze zugleich über den Kopf geht und welcher mit seiner linken Hälfte einen Theil der Figur des Frauenzimmers deckt, aber wegen seiner großen Durchsichtigkeit vollkommen durchschimmern läßt. Diese Gestalt hat unter dem Mantel die Hände wie betend, oder segnend erhoben; man sieht die Knöchel der linken Hand durchschimmern. Das Gesicht ist unbedeckt, läßt jedoch weder Augen, noch deutliche Züge erkennen, nur in der Nasengegend eine hellere Stelle. Herr Dämmerung schreibt dazu, es habe ihm und dem Photographen Mannsfeld nie wieder gelingen wollen, ein solches Geisterbild zu erhalten, trotz Versuchen mit sonst merkwürdigen Medien. Der Unterschied von nachgemachten sei die Randlosigkeit, das Verschwimmende der Geistergestalt und die große Zartheit. — Beiläufig möge noch Folgendes als Beweis der speculirenden Erfindungsgabe der Amerikaner angeführt sein. In St. Francisco photographirte man die Retina einer erschlagenen Frau

Digitized by Google

Smith, um das letzte Bild zu erhalten, was sie im Augenblicke des Todes gesehen hatte. Man glaubte auf der Photographie ein behaartes Männergesicht mit Adlernase und dichten Augenbrauen zu erkennen und brachte das mit einem Mexikaner in Beziehung, der um das Haus des Opfers geschlichen war. Es ist nach chemisch-physiologischen Gesetzen undenkbar, daß sich ein solches Bild noch nach dem Tode auf der Sehhaut hätte erhalten können.

* * *

Ueberblickt man die angeführten Phänomene, welche von denen des gewöhnlichen Geschehens so sehr abweichen, so könnte man wohl auf den Gedanken kommen, eine reine Märchen- oder Traumwelt vor sich zu haben. Aber jene Phänomene sind theilweise von vielen tausend Menschen gesehen worden und werden mehr oder minder übereinstimmend beschrieben, es kann kaum ein Zweifel gegen ihre Realität aufkommen. Auch besteht zwischen ihnen ein innerer Zusammenhang und sie schließen sich an manche andere Vorkommnisse an, welche zu allen Zeiten, bei den rohesten wie bei den hochgebildeten Völkern beobachtet worden sind. Die meisten von ihnen können auch sicherlich nicht unter den Begriff der Hallucination gebracht werden, wie dieses Alfred Maury mit denen bei Home vergeblich versucht hat. An sogenannte Medien geknüpft, wurden sie von so vielen Menschen durch die äußeren Sinne im Zustande des vollen Tagesbewußtseins wahrgenommen, ohne die von innen nach außen wirkende excentrische Erregung, wie sie der Hallucination wesentlich ist. An physikalische Veranstaltung, Taschenspielerei oder Betrug zu glauben, kann höchstens einzelnen Laien einfallen, welche von dem Umfang, der Mannigfaltigkeit und Natur dieses ganzen Gebietes keine Vorstellung haben; alle Kenner der verschiedensten Nationen: Amerikaner, Engländer, Franzosen und Deutsche, stimmen darin überein, daß im Allgemeinen daran nicht zu denken sei. Damit ist aber keineswegs ausgeschlossen, daß nicht einige dieser Phänomene, nachdem sie einmal zum Vorschein gekommen sind, auch durch Taschenspielerei nachgeahmt und daß nicht andere durch mechanische Mittel betrügerischerweise dargestellt werden können, wie dieses mit den sogenannten Spukerscheinungen ja schon öfters geschehen ist, um hiedurch bestimmte eigennützige Zwecke zu erreichen.

Es sind bei Untersuchungen auf diesem Gebiete die Klippen des Leichtglaubens und des Unglaubens gleich sehr zu vermeiden. Bei der ersteren droht die Gefahr, einzelne etwa erdichtete Fälle für wahrhafte zu nehmen, oder sich durch die unabsichtlich oder absichtlich unrichtige Darstellung zu einer falschen Beurtheilung hinreißen zu lassen, auf der andern, durch unverständige Leugnung des ganzen Gebietes einen mangelhaften und zu engen Begriff von der menschlichen Natur und ihren Fähigkeiten zu erhalten. Wer schon von vornherein mit der Meinung an dieses Gebiet kommt, daß kein Geschehen außer den bekannten Naturgesetzen möglich sei, für den ist jede Einsicht in dasselbe unmöglich; man kann, wenn man sich im Leben umsieht, leicht beobachten, daß viele Menschen durch ihre psychische Beschaffenheit in solche Schranken gebannt sind. Andere haben ein viel zu geringes Vertrauen in die Wahrheitsliebe ihrer Nebenmenschen, sehen überall Absicht, Betrug, Mystification aus selbstsüchtigen Interessen. Es ist aber unendlich mehr Wahrheit als Lüge unter den Menschen; wäre dieses nicht der Fall, so hätte sich die menschliche Gesellschaft längst schon selbst zerstört. Eine große Anzahl der spiritualistischen Erscheinungen der verschiedenen Kategorien sind von zuverlässigen und rechtlichen Beobachtern, denen es nur um die Wahrheit zu thun ist, aufgezeichnet worden; einzelne vielleicht erdichtete oder unrichtig aufgefaßte, werden in der Hauptsache nichts ändern. Es frägt sich daher, wie sie zu erklären sind.

Home, Squire, Foster und ähnliche Menschen, bei welchen sich derartige Phänomene zeigen, so wie die Spiritualisten überhaupt, glauben sämmtlich, daß Geister sie bewirken oder, wenn man sehr mißtrauisch urtheilen will, sagen wenigstens, daß sie Dieses glauben. Die Davenport sehen die Phänomene für unerklärlich an, sollen aber selbst nie von Geistern hierbei sprechen. Es hat mir immer geschienen, daß Die, welche an solche wirklich glauben, selbst unter einer Veränderung, gleichsam einer Fascination ihres Wesens stehen, die sie kaum erkennen läßt, welche Processe zur Hervorbringung jener Phänomene nothwendig

Digitized by Google

sind. Manche meinen, wenn man die Unsterblichkeit der Seele annehme, könne man auch keine unübersteigliche Schranke zwischen die Seelen der Lebenden und Verstorbenen setzen und es handle sich dann nur um die Erforschung der Bedingungen ihres Verkehrs. Die Widersprüche und die offenbaren Lügen der sogenannten Geister, haben selbst in Amerika in letzter Zeit Vielen die Lust am Spiritualismus verleidet; man hat sich über diese Schwierigkeit durch verschiedene Wendungen wegzuhelfen gesucht, z. B. es sei die Identität der Personen bei den Geistern schwer zu constatiren, oder der Wille der letzteren sei nicht immer auf das Gute gerichtet, sodaß ihr Unterricht, oft unter verehrten Namen, deren Aussagen dann doch wieder nicht übereinstimmen, eine Verwirrung herbeiführe, wie sie unter den ersten Christen herrschte. So Howitt. Das „Banner of light“ war veranlaßt, ausdrücklich zu erklären, Niemand sei verpflichtet, gegen seine Vernunft Alles für wahr anzunehmen, was die Geister lehrten; diese sprächen nur so viel Wahrheit aus, als sie begreifen. Jene, welche fremde geistige Wesen thätig sein lassen, differiren wieder unter sich, indem die Einen, und zwar die Mehrzahl der Spiritualisten, wie Davis, Kardec, Howitt, Guldenstubbe rc. sie für die Seelen verstorbener Menschen, Andere, wie Des Mousseaux, de Mirville, für teuflische Wesen, für Dämonen, noch eine dritte Partei sie für eine besondere Classe von Geschöpfen halten, welche in den Atmosphären and den Zwischenräumen der Planeten ihre Wohnstätte haben und denen man den Namen Sideriden, auch Oden gegeben hat. An die Meinung der letzten Partei knüpfen sich die verworrensten und überschwenglichsten Vorstellungen; hat man doch in Nordamerika die Grenzen der Wohnstätten der angeblichen Sideriden, die Schnelligkeit ihrer Bewegung, ja sogar ihr Gewicht bestimmen wollen!

Szapary und Dupotet leugnen die Geister; nach ersterem ist die Bewegung der Tische ein psychomagnetisches Phänomen, nach letzterem ein rein physisches, durch im Raum befindliche Kräfte hervorgebracht. Bastian, (in seinem Buche: „Der Mensch in der Geschichte,“ II. 621) bildet sich ein, die Spukerscheinungen beim Tischrücken und Geisterklopfen kämen von der gewöhnlichen Elektricität; die im Winter lange geschlossenen und geheizten Räume, das Gas, die Vorhänge, Teppiche, Metallgefäße regten elektrische Spannungen an. „Einige afrikanische Götter scheinen mit den aus Sassaholz gemachten Möbeln seit dem lebhafteren Handelsverkehr aus Yoruba importirt. . . . . Manche Individuen sind sehr elektrisch, daher kommen die Bewegungen der Geräthschaften, das Zerspringen der Scheiben in den Spukhäusern. Professor Loomis erzählt, wie Sprachrohre und Thürklinken Schläge ertheilten, wie die eingeschrumpften Möbel krachten.“ Es gibt allerdings sehr elektrische Menschen und es ist möglich, daß bei manchen spiritualistischen und Spukerscheinungen auch eine gesteigerte elektrische Kraft unwillkürlich thätig ist — man denkt hierbei wohl an die elektrischen Fische, bei welchen die elektrische Kraft durch mechanische Berührung nicht nur, sondern auch durch Leidenschaft und Begierde ausgelöst wird, aber willkürlich wirkt — doch die Elektricität ist nur eine der niedern hierbei wirkenden Kräfte. Der Chemiker Chevreul hat, was schon bekannt war, in seinem Werke über die Wünschelruthe näher ausgeführt, daß Muskelthätigkeit ohne bewußten Willen eintreten kann, wenn nur der Sinn dahin geht; eine innere Bewegung des Geistes reicht hin, die entsprechende äußere auszuführen, wodurch unfreiwillige Bewegungen entstehen, darunter auch solche, welche unserm Willen oft grade entgegengesetzt sind. Maury (in seinem Werke über den Schlaf, Chap. des mouvements insciens) behauptet nun, nach Faraday u. A. das Tischrücken komme dadurch zu Stande, daß die an dem Tisch sitzenden Personen, wenn sie sich schon vornehmen, den Tisch nicht zu drücken und zu drängen, doch einen unbewußten Druck auf denselben ausüben, weil sie den Wunsch haben, daß er sich drehe und daß dieser Druck nothwendig ein seitlicher werde und dessen öftere Wiederholung endlich den Tisch in Bewegung setze, dessen runde Form ihn zur Rotation sehr fähig mache. Aber die unfreiwilligen Bewegungen, die wir ohne Zweifel machen, scheinen mir für sich allein auch nicht einmal zur Erklärung des Drehens der Tische hinzureichen, welches oft mit erstaunlicher Gewalt und Schnelligkeit und mit einer gewissen Selbständigkeit erfolgt, zu welcher

die angewandte Kraft in keinem Verhältniß steht. Ein Tisch auf drei Füßen ist, wenn auch rund, keineswegs sehr zu rotirender Bewegung geschickt, weil die Reibung der Füße zu stark ist. Faraday, Chevreul, Maury &c. nehmen immer nur die allereinfachsten mechanischen Phänomene vor, z. B. die Drehung der Tische (die Erhebung derselben schon nicht mehr) und schweigen gänzlich von allen übrigen. Weil nun ihre mechanische Erklärung des einfachsten Phänomens ausreichend zu sein scheint — nicht ist — so bilden sich dann die Laien ein, die übrigen möchten wohl auch mechanisch sein, nur sei der nähere Hergang noch verborgen. Das ist aber ein unlogisches und verkehrtes Verfahren. Wenn nämlich eine Kraft da ist, welche die viel bedeuteren Phänomene hervorbringen kann: Verrückung und Bewegung der Körper ohne Berührung, Dringen derselben in verschlossene Räume, die Geisterschriften, die Darstellung von Luftgebilden und Tönen, die Doppelgängerei &c., so wird diese Kraft auch die einfachern Phänomene hervorbringen, aber nicht umgekehrt. Das Umfassendere, das Höhere ist also das Wahre und dieses kann nach der Natur der Phänomene kein mechanisches sein.

In meinen Schriften wurde die Ansicht durchzuführen gesucht, daß die meisten dieser Phänomene sich aus einer Kraft der lebenden Menschen erklären lassen, welche nach anderen als den bekannten Naturgesetzen wirkt und die magische genannt wurde. Die Menschen begreifen sehr schwer wie eine geistige Kraft, z. B. der Wille, auf die Materie soll wirken können, weil sie selbst eine unübersteigliche Schranke zwischen Geist und Materie aufgerichtet haben, welche in der Wirklichkeit nicht existirt. Diejenigen aber, welche durchaus an dem selbstgeschaffenen Gegensatz, nach welchem zugleich die Materie das Starre, Passive und Unzerstörbare sein soll, festhalten, möchte man fragen, wie sie denn aus bloß mechanischer Kraft nur die Bewegung unserer Glieder durch den bewußten oder unbewußten Willen erklären wollen, welche Bewegung uns nur begreiflicher scheint, weil sie so gewöhnlich und weil uns ein sicht- und greifbares Mittelglied bekannt ist: das Nervensystem. Man muß sich an die Vorstellung gewöhnen, daß in Wahrheit und die Sache in ihrer Tiefe aufgefaßt, Alles zugleich materiell und zugleich geistig ist und daß ferner die Materie nicht nur unter den bekannten Gesetzen der Schwere, des Chemismus, der Imponderabilien, sondern unter noch höheren steht. Die Materie, welche für sich etwas Beharrliches und Unzerstörbares scheint, während sie doch nur eine Erscheinung der Kräfte ist, die ruhend oder bewegt, in geringerer oder größerer Spannung sich zeigen, weshalb dieselben Körper in fester, flüssiger, gasiger Form erscheinen können, von der größten Verdichtung und Verdunklung bis zur äußersten Verdünnung und gänzlichen Unsichtbarkeit, läßt schon im chemischen und galvanischen Proceß, durch welche Substanzen unsichtbar von einem Pol der Säule zum andern übergeführt werden, so wie im psychisch-organischen, Analogieen mit den magischen Vorgängen erkennen, in welchen sich eine Macht über die Materie kundgibt, die um so größer herauskommt, da wir ihre Vermittlungen nicht kennen. Geeignetes Experimentiren und fortgesetztes Studium wird übrigens auch diese Vorgänge unserm Verständniß näher bringen. Victor Hugo, der Spiritualist ist, schreibt 1864 in seinem Buche über Shakespeare: „La table tournante ou parlante a été fort raillée. Parlons net, cette raillerie est sans portée. Le phénomène du trepied antique et de la table moderne a droit comme un autre à l'observation. La science psychique y gagnera sans doute. Ajoutons ceci, qu'abandonner les phénomènes à la credulité, c'est faire une trahison à la raison humaine."

Es wurden anderwärts die Gründe ausführlich entwickelt, welche gegen die Wirkung von Geistern beim Tischklopfen, Psychographiren, den Geisterschriften, den Spukphänomenen sprechen. Keiner der unwichtigsten Gründe ist der, daß die angeblichen Geister uns nichts anderes sagen, als was wir selbst schon wissen oder wissen können, und wenn Dinge gesagt werden, die auf gewöhnlichem Wege nicht erfahrbar sind, dieses auf Rechnung der magischen Kraft der Medien zu setzen ist, welche zum Fernfühlen, Fernsehen, Fernwirken fähig werden. Ein Geist, 1862 bei Piérart über den damals sichtbaren Kometen befragt, weiß nichts anderes darüber zu sa-

Digitized by Google

gen, als was viele Menschen sich vorstellen, nämlich, er gehe in ein anderes Sonnensystem (tourbillon) über und die Kometen würden zu Planeten — Meinung der Laien, nicht der Astronomen, welche von einer solchen Entwicklung der Kometen zu Planeten mit Recht nichts wissen wollen. Die Aussprüche der angeblichen Geister sind häufig unbedeutend, albern, nichtig, sich widersprechend und entbehren der Originalität; sie äußern sich ferner, wie es dem Geschlecht, Alter, der Bildungsstufe und geistigen Beschaffenheit der Medien gemäß ist, weil die sogenannten Geister in der Regel nur traumartige, unbewußte Schöpfungen der Medien sind, vergleichbar den dramatischen Personen, welche ein Dichter sprechen und handeln läßt. Die Aeußerungen sind ferner angemessen der Vorstellung, welche sich die Medien von den Geistern bestimmter Verstorbenen und deren Charakter machen, eine Vorstellung, die oft der richtigen diametral entgegengesetzt ist. In einem Schriftchen von Dr. Epp z. B. (Seelenkunde, Mannheim, 1866) findet Napoleon I. das Erwachen im Jenseits schrecklich wegen der öden Stille, der Herrlichkeit, die man schaut (welcher Widerspruch!), den zahllosen bösen und guten Geistern, dem eigenen Gewissen. A. von Humboldt sagt das apostolische Glaubensbekenntniß her, zu dem er sich nun bekennt, und entwickelt die Gesetze des Tischrückens, von dem er im Leben nichts wissen wollte. Der Geist von Jesus Christus, den Epp öfters ruft, gibt gewöhnlich schwachköpfige, unbedeutende, sich auch widersprechende Antworten, so wenn er einmal behauptet, die katholische Religion sei die Religion der Zukunft, dann von der Einführung einer Vernunftreligion spricht und später doch wieder erzählt, wie er in Heidelberg eine angreifende Discussion mit Gelehrten gehabt, weil diese die Vernunftreligion einführen wollten. Als dem Geiste des Dichters Heine vorgeworfen wurde, daß er noch immer lascive Gedichte schreibe, entschuldigte er sich damit, daß er eben auf die Stimmung und Gesinnungsweise der ihn Rufenden eingehe, wohl eine Hindeutung darauf, daß er selbst ein Erzeugniß der Rufenden ist. — Ein Geist sagte über die medianimische Inspiration, daß der Zustand des **Gehirns** die Art der erscheinenden Geister bedinge, daß bei „schlechter Disposition" des Gehirnes leichtfertige oder übelwollende Geister sich einstellen, daß, je besser das Gehirn disponirt, und je moralischer die Person sei, desto bedeutender die Mittheilungen ausfallen. Bei Aufregung des Gehirns durch physische oder geistige Reize seien die Resultate öfters abominabel und man verfalle in Ausschreitungen. Deutet nicht auch diese Aeußerung darauf hin, daß die Geister nur Erzeugnisse des Gehirns oder wenn man will der Psyche des Lebenden sind? Piérart wohnte mit zwei spiritualistischen Damen, P. und R., einer Sitzung bei dem berühmten Medium Mistreß Marshall in London bei. Man erhielt Geisterschriften, es kamen Töne aus einer Guitarre, „hervorgebracht durch den Geist der Schwester einer der ihn begleitenden Damen," der zugleich Namen nannte, die man auf versiegelte Visitenkarten geschrieben und auf den Tisch niedergelegt hatte. Später verlangten die Geister, man solle vier Ringe **neben** ein leeres Glas unter den Tisch legen. Als man gleich darauf nach dem Glase sah, waren die Ringe **in** demselben und doch hatte sich Niemand gegen den Tisch bewegt. Die Geister berührten Mehrere, zogen an den Roben der Damen, daß diese erschraken, läuteten unter dem Tische mit einem Glöckchen. Sie verlangten, daß man ein Taschentuch unter den Tisch werfe und als man es wieder hervorzog, war ein Zipfel zu einem Knoten geschlungen, einer schönen weißen Rose ganz ähnlich. In einer anderen Sitzung erhielt Mad. P. eine Geisterschrift von ihrem verstorbenen Manne des Inhalts: Meine theure Freundin, ich liebe Dich mehr als je! Die Unterschrift war in persischen Buchstaben; Mad. P. war mit ihrem Mann in Indien gewesen und hatte die persische Sprache studirt; sie erkannte den Namen ihres Mannes. — Weil nun Mistr. Marshall und ihre Schwiegertochter, gleichfalls ein Medium, das Persische nicht kennen, so zweifelt Piérart keinen Augenblick, daß die Schrift vom Geist des Mannes der Mad. P. herrühre, aber diese kannte ja das Persische und die Schrift konnte durch die vereinigte magische Thätigkeit von ihr und dem Medium, mit dem sie in Rapport trat, zu Stande kommen. Mad. P., die ihren Mann sehr geliebt hatte, wünschte eben eine Mittheilung von ihm und erhielt sie, wenn auch nicht

Digitized by Google

von ihm. — Die Namen von Verstorbenen, die man ruft, kommen in rothen Buchstaben bei Foster zum Vorschein, nachdem er einigemal mit der flachen Hand über die Beugeseite seines entblößten Vorderarmes gestrichen hat, in Folge einer Nervenwirkung auf die Capillargefäße, welche eine schnell wieder verschwindende Sugillation hervorruft. Es ist in viel kleinerem Maßstabe, was die Stigmatisation im großen. Dr. Epp behauptet, es sei ihm nach wiederholten Versuchen das Gleiche gelungen und die Sache sei bei zarter Haut etwas schmerzhaft.

Von Guldenstubbe nennt die Ansicht absurd, daß das Psychographiren und die Geisterschriften durch einen Reflex hervorgebracht würden, welcher nicht im Sinn des Schreibenden liegt (par un reflet étrange à la pensée de l'auteur); das sei nur eine Fiction der Materialisten. Der Geist, den wir wünschen, zeige sich in der Regel nicht, sondern ein anderer kommt und schreibt, an den wir gar nicht gedacht haben, dessen Name uns sogar manchmal unbekannt ist. „Die Geister schreiben manchmal ganze Seiten, bald mit Bleistift, bald mit Tinte, während die Veranlasser etwa zugleich anderen Geschäften obliegen.“ Das ist eben die Täuschung, daß man glaubt, weil das Medium das zu Schreibende nicht in seinem tagwachen Bewußtsein hat, sondern dasselbe erst durch den magischen Zustand erweckt wird, die Schrift durch Geister zu Stande komme. Es werden Gedichte geschrieben, die man für solche der Geister hält, welche aber das Medium einmal gelesen hat und die aus dem tagwachen Bewußtsein verschwunden sind, durch die Ekstase hingegen wieder belebt werden oder das Medium liest sie in Folge der Seelengemeinschaft im Geiste eines der Anwesenden, oder producirt sie aus eigener Kraft. Die Schriftsteller und Heroen des Alterthums, von denen Guldenstubbe Geisterschriften erhalten hat, sind eben die, deren Werke er kannte; er hat auch (sehr charakteristisch) Schriften von Paulus und Johannes erhalten, den Aposteln, welche die Protestanten voranstellen, aber keine von Petrus, auf dem die katholische Kirche ruht. Die Schriften sind ferner griechisch, lateinisch, estnisch, russisch, französisch, englisch, deutsch, alles Sprachen, welche Guldenstubbe bekannt sind und nur solche Sätze aus Classikern und aus der Bibel, mit denen er vertraut ist.

Es soll nicht geleugnet werden, daß einzelne merkwürdige Fälle — immer die Treue und Genauigkeit der Berichte vorausgesetzt — die Erklärung aus den magischen Kräften der Medien, ohne Zuhilfenahme fremder Persönlichkeiten sehr schwierig machen; das „Spiritual Magazine“ von 1866 hat einen solchen. David Duguid, ein Ebenist in Glasgow, zugleich ein zeichnendes Medium, begann und vollendete in einer Sitzung ein merkwürdiges Gemälde. Es stellte eine Arcade dar, oben mit einem Bilde der Gerechtigkeit, die auf einer Kugel sitzt, um welche sich eine Schlange rollt, zu ihren Seiten die Hoffnung und die Charitas. Das Ganze verräth Meisterhand, obwohl Duguid nicht gewohnt ist, Figuren zu zeichnen. Der Boden ist mit Rasen bedeckt, am Ende der Arcade steht eine Rotonde und in deren Mitte ein Kreuz. Das Gemälde ist durchscheinend, und wenn man es dem Lichte nähert, so wandelt sich das Kreuz in einen Thron um, auf dem eine Gestalt mit einem Lichtbogen um das Haupt sitzt, und sechs Figuren zu ihrer Rechten, sechs zu ihrer Linken hat. Der Geist des Künstlers verweigerte, gleich seinen Namen zu nennen, versprach aber Mittel anzugeben, seine Identität herzustellen. Man erfuhr später, er sei ein berühmter Künstler des 17. Jahrhunderts, geboren 1635, gestorben 1681, Zeitgenosse von Steen, dem berühmten niederländischen Maler. Er sei nie gewohnt gewesen, Figuren zu malen, seine Freude war, die Natur in ihrer großartigen Wildheit darzustellen; er wolle in einer nächsten Sitzung eine Skizze seines Hauptwerkes geben. Diese wurde in der Sitzung vom 18. April begonnen und in der vom 21. vollendet, im Ganzen in vier Stunden; im linken Winkel fanden sich die Buchstaben J. R. Ein Künstler, dem man diese merkwürdige Skizze zeigte, glaubte, einst etwas Aehnliches gesehen zu haben und entdeckte endlich, daß es die Skizze des Meisterwerkes von Jacob Ruysdaël sei, genannt die Cascaden und copirt in einem Kupferstich in dem zu Cassel erschienenen „Schatz der Kunst“ bei Seite 301, in welchem Werk sich auch ein Porträt von Ruysdaël findet. Man theilte aber David nichts davon mit. In der

Digitized by Google

nächsten Sitzung, am 28. April fiel dieser in Ekstase und der Geist sprach aus ihm, er habe all' Dieses veranlaßt, um die gemachte Entdeckung herbeizuführen und sein Name sei Jacob Ruysdaël. Man legte dem Medium sein Porträt im „Schatz der Kunst" vor und der Geist erklärte, es sei eine gute Copie seines Bildnisses und gleiche ihm sehr, als er dreißig Jahre alt war. In der Skizze David's fehlten die Figuren, welche sich im Original finden. Der Geist hierüber befragt, erwiederte, die Figuren seien nicht von ihm eingezeichnet, sondern von einem befreundeten Künstler, und die Biographie Ruysdaël's bestätigte dieses. Duguid, ein einfacher Arbeiter, soll nie etwas vom Zeichnen und Malen gewußt haben; das besagte Gemälde wurde von ihm in Gegenwart mehrerer Personen in wenig Stunden, mit ganz geschlossenen und verbundenen Augen ausgeführt, Duguid versicherte seinerseits, es sei ihm nie etwas von der Existenz Ruysdaël's oder seiner Werke bekannt geworden. Man hat von beiden Zeichnungen Photographien gemacht. — Bei Fällen dieser Art kann man immer noch daran erinnern, daß der magisch erregte Geist nicht bloß prometheisch, sondern auch epimetheisch sich verhält, nicht bloß in die Zukunft, sondern auch in die Vergangenheit blickt und daß Dinge, welche durch die beschränkte Kraft des Einzelnen nicht möglich sind, durch das Aufgenommensein in den umfassenden höheren Geist, welchen ich den geodämonischen genannt habe, möglich werden.

Die in hohem Grade merkwürdigen spiritualistischen Photographien verlangen noch eine Erklärung, zu welcher andere Phänomene beigezogen werden müssen. Man erinnere sich vorerst, daß bei Home, den Davenport u. A. Hände erscheinen, welche ergreifen, schlagen, berührt werden können, aber bald wieder verschwinden. In meinem größern Werke sind beim Abschnitt von der Vision und Hallucination zahlreiche Beispiele aus verschiedenen Zeiten angeführt, wo Menschen bald wieder verschwindende Hände, Köpfe, auch ganze Gestalten erblicken und noch unlängst ist in einer befreundeten Familie Solches vorgekommen. Unmittelbar nach der Wahrnehmung gerufen, fand ich dieselbe in Schrecken und Aufregung; die älteste Tochter hatte einen Kopf gesehen, der aus einem Winkel des Zimmers kommend und sie ernst, doch nicht unfreundlich anblickend, zu einem benachbarten Fenster und aus demselben hinausschwebte; der Hund im Zimmer hatte denselben gleichfalls gesehen und ihn bellend bis zum Fenster verfolgt. Derlei Luftbilder wurden früher sämmtlich als nach dem Gesetz der excentrischen Erregung erzeugte, bloß subjective, in die Kategorie der Hallucination gebracht, daher ihnen sämmtlich die Realität abgesprochen. Die neuen Erfahrungen jedoch, in Verbindung gebracht mit der nochmal durchdachten Doppelgängerei gestatten nicht, für alle Fälle die frühere Erklärung beizubehalten. Vielmehr ist anzunehmen, daß der magisch erregte Geist zu anderen auch das Vermögen hat, wirklich existirende, doch mehr oder minder schnell vergehende Gestalten der genannten Art in der Luft zu erzeugen. Setzt man längere Zeit spiritualistische Experimente fort, so kommt es in selteneren Fällen und bei besonders geeigneten Personen vom Psychographiren zu spukhafter Bewegung von Gegenständen, manchmal zu Stimmen und in sehr seltenen Fällen zur Darstellung einzelner Körpertheile, Hände, Arme, Köpfe oder ganzer Gestalten, die bisweilen nicht bloß von einer, sondern von mehreren Personen zugleich wahrgenommen werden. Diese Gestalten sind durchsichtig oder durchscheinend, gewöhnlich im oberen Theile deutlicher, während der untere verschwindet und verhalten sich entweder wie gasartig, so daß man durch sie greifen kann und daß sie durch feste Körper hindurchgehen, oder sie setzen bei der Berührung einen fühlbaren Widerstand entgegen. Sehr empfindsame Medien fühlen die bevorstehende Bildung solcher Gestalten im voraus durch einen kalten Schauer und es ist nicht zu zweifeln, daß viele der sogenannten Geistererscheinungen nichts anderes seien, als unbewußte Productionen magisch erregter Menschen. Bei gewissen Individuen bedarf es keiner Vorbereitung und Einführung in solches Produciren, sondern es haftet dieses an ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit, und sie erzeugen zu ihrem und anderer Schrecken unwillkürlich und unbewußt wohl auch ein Conterfei ihrer eigenen Gestalt. Der Doppelgänger erregt demnach in Anderen nicht die hallucionistische Anschauung seines Bildes, sondern er

erzeugt seine eigene Gestalt an einem zweiten Orte, wohin seine Sehnsucht zielt und an das er manchmal auch mit Bewußtsein denkt. Ist der Doppelgänger fähig, seine eigene Gestalt Anderen in einem deutlichen Abbild zur Anschauung zu bringen, so wird ein sonst magisch erregtes Individuum auch im Stande sein, von anderen ihm theuern, in seinem Andenken fortbestehenden Persönlichkeiten auch eine solche Gestalt in der Luft zu erzeugen, die nicht nur auf die Retina der Schauenden (und öfters auf ihren Gefühlssinn) sondern auch auf die photographische Platte wirkt und auf dieser sich darstellt. Es treffen hier Geistiges und Physisches zusammen, die im tiefsten Grunde eins und nur verschiedene Offenbarungen desselben Wesens sind; diese und verwandte Phänomene führen nothwendig auf neue Vorstellungen von der Natur der Materie. Diese Bilder Verstorbener (möglicherweise auch Lebender und vielleicht sogar auch bloß in der Phantasie existirender Personen) auf den spiritualistischen Photographien sind aber immer matt, unbestimmt und verloschen, mit denen der Doppelgänger verglichen und weil wir von Anderen hauptsächlich immer nur den oberen Theil, die Büste, in der Erinnerung bewahren, so zeigen jene Photographieen stets nur den obern Theil der Person und des Gewandes deutlicher, während der untere verschwimmt. — Ein sehr erläuternder Fall aus Italien steht in der „Revue Spiritualiste," VII, 83. Eine Dame mit ihren zwei Kindern ließ sich in Chiavari bei Genua von Paulucci photographiren. Grade zuvor hatte sie mit einem anwesenden jungen Doctor gesprochen, der sie und die Kinder in die rechte Stellung brachte und dessen Physiognomie die Dame frappirte und einschüchterte. Derselbe hatte sich vor der Operation entfernt und nichts destoweniger erschien sein Bild mit denen der Dame und der Kinder auf der Platte, halb verdeckt durch den Körper der Dame und viel undeutlicher als die Bilder der körperlich anwesenden Personen. Der detaillirte Bericht des Ingenieurs und Photographen Guido über die Operation Paulucci's läßt keinen Gedanken an Täuschung oder Betrug aufkommen und man bedarf daher, wie es scheint, auch zu den spiritualistischen Photographieen keine Geister, sondern sie werden durch die Lebenden hervorgebracht. — Wenn ich ferner an geliebte Verstorbene denke, so habe ich sie auch vor meiner inneren Anschauung; ein in Rapport mit mir stehendes, magisch erregtes Individuum kann an meiner inneren Anschauung Theil nehmen und so kann es z. B. Foster scheinen, daß er die Geister der Verstorbenen sehe, welche die ihn besuchenden Personen begleiten.

Die spiritualistischen Phänomene sind in psychologischer nicht nur, sondern auch in philosophischer Hinsicht von höchstem Interesse; wer sie leugnet oder ignorirt, erhält einen unvollkommenen Begriff von der menschlichen Natur. Daß jedoch durch dieselben die persönliche Fortdauer unwidersprechlich bewiesen werde, wie die Spiritualisten glauben, kann man nicht für ausgemacht halten, wenn die höchste Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß sie durch die magische Kraft lebender Menschen zu Stande kommen. Wenigstens läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß jene Potenzen, die wir geistige nennen, für sich allein einer persönlichen Fortdauer fähig seien, da zum Begriff der Person der ganze Mensch gefordert wird. Wer durch die spiritualistischen Operationen eine Brücke vom Diesseits zu dem so sehr ersehnten Jenseits geschlagen glaubt, gleicht vielleicht dem durstigen Wanderer in der Wüste, vor welchem die reizenden Bilder erfrischender Gewässer, welche die Fata Morgana ihm vorgespiegelt hat, bei der Annäherung in nichts zerfließen. Eine moralische Umgestaltung, erhöhte Religiosität und durchgreifende Verbesserung der menschlichen Zustände dürfte durch sie nicht so leicht zu erwarten sein. Doch wollen wir nicht auf jede Hoffnung verzichten. Gelänge es, nur einige Fälle, wo eine persönliche Einwirkung Verstorbener stattgefunden haben soll, über allen Zweifel zu erheben und jede andere Erklärung unmöglich zu machen, so wäre jene Streitfrage endgiltig entschieden und damit eine Reihe unberechenbarer Consequenzen eröffnet. Wenn durch fortgesetzte ernstliche Beschäftigung mit diesem Kreise von Thatsachen, der mehr als andere von Schwärmern mißbraucht wird, die Methoden des Beobachtens und Experimentirens vervollkommt sind, dann mögen noch ungeahnte Wahrheiten von hohem Belange rücksichtlich der Welteinrichtung, des Zusammen-

Digitized by Google

hanges von Geistigem und Körperlichem, möglicherweise auch Wege gefunden werden, bis jetzt unbekannte Wirkungen auf die Materie auszuüben, ja vielleicht, um das Kühnste auszusprechen, einen Verkehr sympathischer Seelen anzubahnen, welcher die Schranken des Raumes und der Zeit in noch ganz anderer Weise überwinden kann, als dieses durch den elektrischen Draht möglich geworden ist.

Kieselerde und Pflanze.

Von

August Vogel.

Die Pflanze bedarf, wie bekannt, außer der nothwendigsten Nahrung, welche sie der Luft und dem Wasser entnimmt, noch einer gröberen Speise, nämlich der Mineral- oder Aschenbestandtheile. Da man nach dem jetzigen Stande der Chemie keine Erzeugung unorganischer Gebilde durch den Vegetationsproceß annehmen kann — eine Annahme, die übrigens länger, als es möglich schien, Vertheidiger fand — so bleibt die Ansicht feststehen, daß nur durch den Boden die Aschenbestandtheile der Pflanze zugeführt werden. Nur wenige unorganische Verbindungen sind es, welche so allgemein verbreitet in allen Pflanzengattungen vorkommen, daß sie als wesentliche Bedingungen der Vegetation zu betrachten sind. Unter diesen nimmt die Kieselerde eine wichtige Rolle ein, indem sie fast in jeder Pflanzenasche enthalten ist. In gewissen Pflanzenfamilien ist sie besonders vorwaltend, wie in den Gras- und Schilfarten, den Cerealien u. a. So enthalten z. B. hundert Pfund Gerstenstroh vier Pfund Kieselerde, hundert Pfund Weizen-, Roggen- oder Haferstroh sechs Pfund Kieselerde. Dieses sehr allgemein verbreitete Vorkommen der Kieselerde in den Vegetabilien ist indeß auch nicht auffallend, wenn man berücksichtigt, in welch' ungeheuren Mengen die Kieselerde auf unserem Erdballe vorhanden ist, ja man kann sagen, der ganze feste Erdkörper, wenigstens so weit wir ihn kennen, sei größtentheils Kieselerde, denn der Granit und der Sandstein bestehen daraus.

Wir finden die Kieselerde vorzugsweise in der Zellenwand der Vegetabilien abgelagert und deren Festigkeit bedingend. Als allgemeines Gesetz hat sich durch zahlreiche Versuche herausgestellt, daß der Gehalt an Kieselerde in den Pflanzen gegen die Oberfläche hin zunimmt, daß die untere Partie des Strohes z. B., welche der Wurzel zunächst liegt, bei weitem weniger Kieselerde enthält, als die obere, daß endlich der Kieselerdegehalt in den Schalen der Körner am höchsten gesteigert erscheint. Ein ähnliches Verhältniß findet bei den Gräsern statt, welche in den Spitzen weit mehr Kieselerde enthalten, als in den unteren, der Wurzel zunächst gelegenen Theilen.

Die Thatsache, daß die Kieselerde am reichlichsten an der Peripherie der Vegetabilien, in dem Oberhäutchen der Gräser und Wasserpflanzen angetroffen wird, hat früher zu der sonderbaren Ansicht Veranlassung gegeben, daß die Kieselerde ein dem vegetabilen Leben fremder, ja selbst schädlicher Körper sei, welchen die Pflanze so schnell wie möglich zu entfernen sucht und gleichsam wie ein Excret an ihrer äußersten Oberfläche anzuhäufen eifrigst bestrebt sein muß. Durch die umfassendsten Forschungen auf dem Gebiete der landwirthschaftlichen Chemie, auf dem von Liebig, ihrem genialen Gründer, angebahnten Wege, haben wir über das Verhältniß der unorganischen Bestandtheile des Bodens zur Pflanze eine ganz andere Anschauung gewonnen, wir wissen jetzt recht wohl, daß auch die Kieselerde nicht als ein, durch den Vegetationsproceß auszuscheidender Stoff, sondern vielmehr als ein wichtiger Nährstoff zu betrachten ist, ja daß große Gruppen der Culturpflanzen ohne diesen ihre Constitution charakterisirenden Bestandtheil gar nicht existiren können.

Wenn dessenungeachtet der Kieselerde im landwirthschaftlichen Betriebe bisher die verhältnißmäßig geringste Berücksichtigung zu Theil geworden ist, so rührt dies offenbar daher, daß sie allerdings, wie schon erwähnt, fast in allen Bodenarten im Ueberfluß vorhanden ist. Bei weitem der größte Theil der in der Natur vorkommenden Kieselerde gehört der krystallisirten Modification an, welche, wie z. B. der Bergkrystall, in Wasser und Säuren nahezu vollkommen unlöslich ist; um jedoch von den Pflanzen aufgenommen zu werden, muß sich die Kieselerde in einem Zustande be-

Digitized by Google

finden, in welchem sie vom Wasser aufgelöst und so der Pflanze zugeführt werden kann. Es muß somit für die Landwirthschaft als eine Aufgabe von großer Bedeutung erscheinen, die unlösliche Kieselerde in eine löslichere, zur Aufnahme für die Vegetabilien geeignetere Form überzuführen, d. h. die in der Natur vorkommenden, verhältnißmäßig geringen Mengen der löslichen Kieselerdemodification wesentlich zu vermehren. Wir sagen absichtlich „vermehren," denn es wäre in der That ein großer Irrthum, wollte man das natürliche Vorkommen der löslichen Kieselerde zu gering anschlagen. Abstrahiren wir von einigen Edelsteinen, dem Kieselsande der Lüneburger Heide u. a., welche die Kieselerde vorzugsweise im amorphen Zustande enthalten, so darf doch nicht unberücksichtigt bleiben, daß eine jede Bodenart, eine jede Acker- oder Gartenerde, wenn sie überhaupt Kieselerde als Bestandtheil mit sich führt, neben der unlöslichen Kieselerde immer, obschon weit geringere Mengen — bisweilen nur Spuren — der löslichen Kieselerdemodification enthält. Hierzu kommt noch der Kieselerdegehalt des Quell-, Brunnen- und Flußwassers, wodurch den Pflanzen ebenfalls Kieselerde in löslicher Form geboten wird. Daß in dem Stalldünger nicht unbeträchtliche Mengen löslicher Kieselerde vorhanden sind, ist eine bekannte Thatsache. Die Grasfresser entziehen dem Heu und Stroh die wirklichen Pflanzenstoffe, wie Fett, Eiweiß u. s. w., aber die Kieselerde nicht. Diese geht mit dem Stallmist wieder fort und zwar in einem Zustande, in welchem sie am geeignetsten ist, von neuem ein Bestandtheil der jungen Pflanze zu werden, eben deswegen, weil sie früher schon ein solcher Bestandtheil war. Die beste und einfachste Art, einen Acker wieder mit der für die nächste Ernte nöthigen Kieselerdemenge zu versehen, ist somit die bisher gebräuchliche, nämlich ihn gehörig zu düngen, weshalb denn auch die anerkannt nothwendigste Bedingung einer guten Ackerwirthschaft ein großer Viehstand ist.

Daß aber auch die krystallisirte Kieselerde, also Bergkrystall, Quarz, Feuerstein u. a. den Pflanzen zur Nahrung dienen können, geht aus einer jüngst angestellten Versuchsreihe hervor,*) welche zeigte, daß dünne, aus den genannten Mineralien geschliffene Platten durch lebendige Vegetationswirkung mit der Zeit angegriffen werden. Hiermit findet der von Liebig ausgesprochene Satz: „die Landpflanze greife mittelst ihrer Wurzelausscheidungen den Boden an," seine evidenteste Bestätigung. Die beobachteten Trübungen der in den Vegetationsboden eingelegten Stücke sind wahrscheinlich dadurch veranlaßt, daß an diesen, von den Wurzeln berührten und umfaßten Stellen die krystallisirte und amorphe Kieselerde umgewandelt ist und somit hier, wie überall, der Auflösung einer krystallisirten Substanz die Umwandlung in den amorphen Zustand vorherzugehen scheint.

Natürlich muß die für den landwirthschaftlichen Betrieb wichtige Frage entstehen, wie die Zufuhr der Kieselerde für die Pflanze auch ohne animalischen Dünger bewerkstelligt werden könne. Auch hierüber gibt eine a. a. O. mitgetheilte Versuchsreihe in ihren Hauptresultaten Anhaltspunkte. Die krystallisirte Kieselerde erleidet im Boden durch den Vegetationsproceß fortwährend eine Umwandlung, wodurch sie in eine der amorphen Modification ähnliche, von den Pflanzenwurzeln aufnehmbare Form übergeht. Denken wir uns ein im Culturzustande befindliches Stück Land, welches in hinreichender Menge krystallisirte Kieselerde enthält und mit Hafer z. B. besäet ist, so wird die im Boden befindliche Kieselerde folgende Stadien durchlaufen. Beim Erwachen der Vegetation entsteht, wie man weiß, im Boden eine Art Gährung, wobei eine Bildung von Ammoniak, Kohlensäure und in den meisten Fällen auch Salpetersäure auftritt. Durch die andauernde Berührung mit diesen Substanzen geht die krystallisirte Kieselerde aller Wahrscheinlichkeit nach in die lösliche Modification über, kann aber in diesem Zustande nicht verharren, indem sie vermöge der Absorptionskraft der Ackererde von dieser gebunden wird. Von hieraus erfolgt ihre Aufnahme durch die Wurzeln. Befindet sich daher in einem Boden von vornherein amorphe Kieselerde oder wird ihm dieselbe als Dünger zugeführt, so muß selbstverständlich der Vegetation der wesentliche

*) Vogel jun.: Die Aufnahme der Kieselerde durch Vegetabilien. Eine von der Berliner Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift. München, 1866.

Digitized by Google

Vortheil daraus erwachsen, daß die als erster Vorgang bei erwachender Vegetation bezeichnete Umwandlung der krystallisirten in die amorphe Modification erspart wird, die amorphe und gelöste Kieselerde wird sogleich von der Ackerkrume absorbirt und dient unmittelbar der Pflanze zur Nahrung.

Nach der hier ausgesprochenen Ansicht über die Aufnahme der Kieselerde durch die Pflanze erklärt es sich, weshalb wir in der Ackerkrume stets nur Spuren von amorpher Kieselerde finden, sie ist wohl in diesem Zustande in geringerer oder größerer Menge vorhanden, aber von der Ackererde absorbirt und daher zwar für die Pflanzenwurzeln, nicht aber für Wasser löslich. Es erklärt sich hiernach auch die ohne diese Annahme etwas räthselhafte Erscheinung, daß Pflanzen, welche auf einem kieselreichen, aber humusarmen Boden gewachsen sind, weit weniger Kieselerde in ihrer Asche enthalten, als die Pflanzen eines verhältnißmäßig an Kieselerde armen, aber an Humus reichen Bodens. Die Ackererde oder beziehungsweise deren Gehalt an organischen Bestandtheilen ist eben die Vermittlung zur Kieselerdeaufnahme, ohne Gegenwart von Ackererde ist die Aufnahme der Kieselerde den Pflanzenwurzeln im hohen Grade erschwert. Wird in irgend einer Pflanzenasche Kieselerde in reichlicher Menge nachgewiesen, so kann wohl mit Bestimmtheit angenommen werden, daß sie auf einem, an organischen Bestandtheilen reichen Boden gewachsen sei. Der Kieselerdegehalt der Pflanzen steht mit dem Gehalte an Organismen des Bodens in einem bestimmten Verhältnisse, ja derselbe ist — und diese Behauptung wird nach dem Vorhergehenden nicht mehr parador erscheinen — weniger von dem Kieselerde- als von dem organischen Gehalte des Bodens abhängig.

Madrid.

Von

Karl Schröder.

Die drei baskischen Provinzen, von denen die spanische Nordbahn, bei San Sebastian das Littorale verlassend, Guipuzcoa und Alava durchschneidet, gehören unzweifelhaft zu den anmuthigsten Ländern der spanischen Krone. Welch' eine Fülle landschaftlicher Schönheit in dem beständigen Wechsel von schönen Bergen und grünenden quellenreichen Thälern, von reichen Höfen, niedlichen Dörfern und romantischen alten Städtchen; welch' wohlthuendes Bild menschlichen Fleißes, das uns anlacht in den kunstvoll berieselten Wiesen, den blühenden Obstgärten, den klappernden Mühlen, den rauchenden Meilern und den üppigen Saatfeldern, die bis auf die Höhen der Berge sich hinaufziehn und dort in den schönen Laubwäldern sich verlieren; welch' ein Duft über dem ganzen Lande, in dem das satte Grün der Erde mit dem warmen Sonnenlicht sich zu einer ganz neuen, unendlich zarten blaugrünen Farbe vermählt. Und welch' ein derbes, kerniges, ehrenfestes Volk, reich durch rührigen Fleiß, glücklich in selbstbewußter Kraft und in dem treubewahrten Erbtheil der wackern Väter: einer stolzen Unabhängigkeit von einem Gouvernement, über welches Jedermann in Spanien, Kleriker und Laie, Beamter und Kaufmann, der Vornehmste wie der ärmste Kaffeekellner dem Fremden unaufgefordert seine Entrüstung aussprechen zu müssen glaubt.

Das schöne Bild ist bald verschwunden: die baskischen Lande sind klein und der Eilzug fährt schnell. Tolosa und Vittoria liegen hinter uns, wir überschreiten bei Miranda den noch jungen Ebro, durchschneiden die Montes de Oca, die das obere Ebrothal im Westen begrenzen, in dem wunderbar romantischen Passe von Pancorvo und betreten die Hochebene von Altcastilien. Welch ein Wechsel! Aus einem reichen blühenden Lande sehen wir uns in die Wüste versetzt: unabsehbar dehnt sich vor uns die kahle baumlose, stellenweise ein wenig wellenförmige Fläche aus, bedeckt mit Granitblöcken und Kieseln, hie und da durchfurcht von Bodenrissen, in denen zur Regenzeit kleine Bäche ihren Weg finden. Vergebens spähen wir nach Spuren von Anbau und menschlicher Thätigkeit: nirgend ein Ackerfeld, keine Heerde, nur selten ein Dorf, und dieses elend, schmutzig, ein Bild menschlicher Misere. Und wenn eine Stadt am Horizont auftaucht, wie das hochberühmte Burgos mit seiner wunderherrlichen Kathedrale, von zwei Deutschen erbaut als glorreiches Denkmal deutscher Kunst im fremden Lande; oder das königliche Valladolid mit seinen

Digitized by Google

unzähligen Kirchen und Palästen; oder das graue Avila, von weiter vielthürmiger Ringmauer umwallt, so sehen wir in ihnen Orte, welche die Last eines großen historischen Namens mühsam tragen, Städte, die ein ärmliches Leben kaum auf ihrer Höhe hält, deren Straßen verödet sind, deren historische Denkmäler zerfallen, in denen eine magere sonnenverbrannte Allee als Alameda oder Paseo gefeiert wird, Städte, die bewohnt sind von schweigsamen, fast finstern und mürrischen Leuten, stolz auf eine große Vergangenheit, deren Erbschaft unter ihren Händen verkommen ist, Städte, so öde und einsam wie das umgebende gelbe Land. Und das ist der Charakter des ganzen centralen Spaniens; auch die kahlen Bergzüge, die man durchschneidet, die Flüsse mit großem Namen, die wenig gelbes lehmiges Wasser dahinwälzen, bringen kaum eine Abwechslung in diese Wüste, die vom nördlichen Küstengebirge bis zur Sierra Morena, vom Ebrothal bis gegen den Ocean zu, denselben traurigen Anblick bietet. Eine Wüste — freilich nicht wie jene stolzen afrikanischen Wüsten, in denen die gewaltige Natur in herber Jungfräulichkeit den Menschen von sich stößt, in denen der Samum Karawanen begräbt, in denen das Gebrüll des Löwen die Luft erzittern macht und in deren Oasen die Palme wächst — sondern ohne alle, selbst die schaurige Poesie der wahren Wüste, einfach trostlos, langweilig; bewohnt von Menschen und durchstrichen von großen Merinoheerden, und doch ohne Leben, ohne Cultur, verbrannt, wasserlos, ein verkommenes und verlorenes Land. Wir Deutsche sind durch landschaftliche Schönheiten aller Art stark verwöhnt. Wir stöhnen, wenn wir durch die Mark Brandenburg reisen, und wenn wir einem Freunde erzählen, daß wir von München nach Augsburg fahren werden, so drückt er uns mitleidsvoll die Hand. Und doch sind die märkischen Tannenwälder und gar die oberbaierischen Moore wahre Gärten gegen diese trostlosen spanischen Landstrecken.

Der königliche Palast in Madrid.

Wir überschreiten den Duero, und die auftauchenden Höhen der Sierra Guadarama lassen uns auf eine Abwechslung hoffen. Vergebens! Die kahlen Granitfelsen ohne irgendwie anziehende Formationen und die mit Felsblöcken übersäeten, spärlich mit Gestrüpp bewachsenen Hochflächen entbehren des Interesses fast völlig. Auch hier ist Alles öde und todt, das Gebirge so traurig wie die Ebene. Und dann folgt Neucastilien, dieselbe gelbrothe Fläche, selten ein paar verkümmerte Oelbäume, seltener noch eine Gruppe aus Lehm zusammengekleckster Hütten, welche Dörfer

Digitized by Google

zu sein prätendiren, und über dieser Landschaft brütend die glühende Sonne. Wir nähern uns Madrid, ohne daß irgend etwas die Nähe der Hauptstadt eines großen europäischen Reiches ankündigte. Endlich sehen wir die Stadt, kahl und nackt in der kahlen Ebene gelegen und ihre Thürme und Kuppeln sich scharf vom stahlblauen Himmel abzeichnen; zwei mächtige hochgelegene Gebäude präsentiren sich vornehmlich: das königliche Schloß und eine roth angestrichene Caserne; ein unsäglich schäbiges München wie in Madrid nicht mit naturwüchsigen geschichtlichen Verhältnissen zu thun hat, sondern mit der Willkürschöpfung eines souveränen Willens. Sonst kommt im Uebrigen München bei einem solchen Vergleiche zu kurz. Dem reichen Schatz von Sehenswürdigkeiten, den München birgt, hat Madrid nichts an die Seite zu setzen; im Gegentheil herrscht hier ein auffälliger Mangel an dem, was man Sehenswürdigkeiten nennt: Madrid hat sehr wenig schöne Gebäude, nur eine bedeutende

Das königliche Theater in Madrid.

hölzernes Bahnhofsgebäude nimmt uns auf und ein großes Gewimmel von schreienden und zudringlichen Kutschern und Lastträgern begrüßt uns in Spaniens Hauptstadt. Voraussichtlich gehören sie alle zu den Hunderttausend unter den 300,000 Einwohnern von Madrid, die neueren statistischen Erhebungen zufolge nicht lesen können. Aber rechnen können sie mit schwindelerregender und schwindelhafter Fertigkeit.

Man hat Madrid häufig mit München verglichen. Ich weiß nicht, mit welchem Rechte, da ein tertium comparationis wohl nicht ohne Zwang aufzufinden ist. Man könnte geltend machen, daß man es in Sammlung und keine einzige Kirche, die nur etwas über der baaren Mittelmäßigkeit stände. Allerdings ist ja auch Madrid nicht Sitz eines Erzbischofs, sondern gehört zur Erzdiöcese Toledo. Das hat allerdings Madrid vor München voraus, daß es nicht diese weit angelegten, keinem wirklichen Bedürfniß entsprechenden Vorstädte hat. Dieses Mittel, eine Stadt durchaus groß erscheinen zu lassen, hat man in Madrid verschmäht. Will man nun aber den Vergleich beider Städte weiter spinnen und die Umgebungen hineinziehen, wie man es gethan hat, so thut man München schreiendes Unrecht. Wie kann man die Berge des baierischen Hoch-

landes und die Sierra Guadarama, wie die Isar und den Manzanares in einem Athem nennen. Namentlich letzterer Vergleich ist durchaus unstatthaft. Armer Manzanares mit dem schön klingenden Namen, der du gewiß schon deutsche Jünglinge zu Versen begeistert hast und der Spott der eigenen Landsleute bist, du, den schon Cervantes ein Bächlein nannte, das einen Fluß vorstellen soll, und den ein anderer Schriftsteller als Vicegrafen der Flüsse und Herzog der Bäche persiflirt. Schon von ferne sieht man stolze Brücken ragen, aber wenn man nun am Strande steht und das Bedürfniß fühlen sollte, sich die Hände zu waschen, so wird man gut thun, sich das dazu nöthige Wasser bei der nächsten Aguadora zu kaufen, die am Ende der Brücke postirt ist. Denn was man Manzanares nennt, das ist gelber Sand, auf dem Wäsche zum Trocknen ausgebreitet ist und nackte schmutzige Kinder sich herumbalgen. Kaum daß hie und da eine grünliche stinkende Pfütze an Wasser erinnert. Jener Spanier hatte so Unrecht nicht, der an derselben Stelle ausrief: „Aber warum macht man nicht die Brücke zu Geld und kauft dafür Wasser für den Fluß?“ Aber wir wollen gerecht sein und bekennen, daß, da wir etwa einen Monat später wieder am Ufer standen, der Fluß in Folge inzwischen eingetretener starker Regengüsse wirklich so viel Wasser hatte, daß man nöthigenfalls hätte nasse Füße bekommen können, wenn man hindurchgegangen wäre. Und auch die weitere Gerechtigkeit wollen wir üben und vermelden, daß zwar der Manzanares den ganzen Spott für sein Unglück zu dulden hat, daß aber die größte Zeit des Jahres hindurch die meisten spanischen Flüsse sich in ganz derselben Lage befinden. In dem Bette und unter der Brücke des Guadalmedina in Malaga fuhren die Diligencias und wurde Trödelmarkt abgehalten, und als gleichfalls nach starkem Regen der Darro etwas Wasser hatte, lief die ganze Gassenjugend von Granada zusammen, um dies Schauspiel anzustaunen.

Madrid ist nicht eigentlich eine schöne Stadt. Nicht als ob es ihr an stattlichen Gebäuden, an schönen Plätzen durchaus fehlte, obwohl deren nur wenige sind, aber die im Süden durch klimatische Rücksichten bedingte Bauart der Städte, welche die breiten graden Straßen, in denen die glühenden Sonnenstrahlen und der Staub freien Spielraum hätten, vermeidet und sich lieber in engen, hohen und meist winkligen Gassen ergeht — diese Bauart ist nicht geeignet, wenn nicht andere Dinge hinzukommen, einer Stadt einen schönen oder auch nur angenehmen Gesammtcharakter zu verleihen. Was nun daneben noch Madrid für den Fremden besonders wenig interessant macht, das ist der schon berührte Mangel an wirklich Sehenswürdigem, bestände dasselbe auch nur in einem individuellen, charakteristischen, nationalen Gepräge. Denn wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß einzelne Straßen, wie die Calle de Segovia, die Calle de Toledo und wenige andere mit ihren zahllosen Balconen, über welche zum Schutz gegen die Sonne lange Tücher oder Bastdecken herabhängen, mit den flachen Dächern und dem eigenthümlich bunten Anstrich der Häuser sich von den Straßen in den Städten anderer Länder unterscheiden, so sind doch eben diese Straßen einestheils wegen ihrer den niederen Volksclassen angehörigen Bewohner und ihres Schmutzes kein angenehmer Aufenthalt, und andererseits unterscheiden sie sich eben ihrer eigenthümlichen Physiognomie wegen von dem übrigen Madrid, dessen bei weitem größter Theil mit seinem modernen und dadurch charakterlosen (oder wenn man lieber will kosmopolitischen) Ansehen in gar manchem andern Lande stehen könnte, ohne fremdartig zu erscheinen. Kein Wunder übrigens bei einer Stadt von so jungem Ursprunge wie Madrid. Denn was wir als national Spanisches in Anlage und Bauart der Städte zu bezeichnen gewohnt sind, datirt aus einer längst vergangenen Zeit, der Zeit von Spaniens Macht und Größe, und ist heutzutage in unaufhaltsamem Verfall, und wenn das heutige Spanien etwas Eigenthümliches für sich in Anspruch nehmen wollte, so könnte es höchstens eben dieser Verfall sein.

Allerdings fehlt es auch in Madrid nicht an bereits beginnendem Verfall oder wenigstens an einer ihn vorbereitenden großen Vernachlässigung. Nicht blos in den schlechteren Quartieren kann man plötzlich Straßen finden, die ungepflastert und mit Schutt beworfen sind, wüste Bauplätze, angefangene und dann verlassene Häuserbau-

Digitized by Google

ten; ja selbst die breiteste und vornehmste Straße, die mit Bäumen bepflanzte Calle de Alcala bietet Beispiele davon. Zahlreich sind die Häuser, von denen der Abputz längst heruntergefallen ist, ohne durch neuen ersetzt zu werden, und selbst der königliche Palast, sonst ein imposantes Gebäude, sieht schmutzig und verwahrlost aus. Einem Königsschlosse, sollte man meinen, ziemt es am wenigsten, daß in den Fenstern des Erdgeschosses die Scheiben eingeschlagen sind und die Spinnen ihre Netze gezogen haben. Hierin thut es freilich der Palast der Königin Christine an der Plaza de los Ministerios allen übrigen Gebäuden zuvor: er befindet sich noch heute, allerdings mit starker Absichtlichkeit, in dem ruinösen Zustande, in den ihn der Volksaufstand versetzte, welcher die Königin zwang, Spanien zu verlassen.

Mit dem Mangel an charakteristischem Gepräge im Aeußern der Stadt stimmt eine starke Entnationalisirung des Volkes, in allen Aeußerlichkeiten wenigstens, überein, wie sie leider über ganz Spanien verbreitet ist. Noch vor 20 Jahren, wie man mich versicherte, hätte es kein Spanier über sich vermocht, sich à la française zu kleiden. Heutzutage trägt man sich in Madrid wie in Granada, in Barcelona wie in Cadiz genau so wie in Paris und Berlin. Selbst die Mantilla, die schönste Frauentracht, die je ersonnen worden, hat schon zu kämpfen mit Hut und Mantel. Jene herrlichen castilischen und andalusischen Costüme, die uns auf Bildern entzücken, sind in die Stiergefechte und das Ballet verbannt, und dort bewundern die Leute die Trachten, die sie so thöricht waren, für die charakterlose französische Mode hinzugeben. Nur das Landvolk, und auch dies nicht mehr immer, macht noch eine Ausnahme. Und wie mit der Kleidung geht es mit andern Sachen. Wohl kann man auch jetzt noch Fandango, Bolero und Madrilena tanzen sehen, aber nur für Geld.

Doch kehren wir zu unsern Wanderungen durch die Stadt zurück.

Man kann nicht von Madrid reden hören, ohne daß dabei der Puerta del Sol Erwähnung geschähe. Daß wir es hier nicht mit einem Thor zu thun haben, wie man meinen sollte, zeigt uns unser Plan. Vielmehr ist die Puerta del Sol ein im Herzen der Stadt gelegener Platz, der seinen Namen hat von dem Thor einer einst hier befindlichen Capelle, auf welchem das Bild der Sonne gemalt war.

Die Puerta del Sol ist nicht einmal der schönste Platz von Madrid. Zwar die berühmte Plaza Mayor, einst der Schauplatz großer Autodafés und Stierkämpfe und gebaut wie fast immer die unvermeidliche Plaza Mayor oder Plaza de la Constitucion, von Arcaden und völlig gleichen Häusern umgeben, mit Gartenanlagen in der Mitte — diese Plaza Mayor ist sehr schmutzig und unterscheidet sich von andern derartigen Plätzen zu ihrem Nachtheil dadurch, daß unter ihren Arcaden nicht die reichsten und glänzendsten Läden, sondern lauter kleine armselige Winkelboutiquen sich befinden. Wohl aber ist die Plaza del Oriente, ein halbkreisförmiger Platz vor dem königlichen Schloß und an dem auch das königliche Theater gelegen ist, entschieden sehr hübsch mit seinen reichen schattigen Anlagen, zwischen denen plätschernde Fontänen stehen und eine große Menge von Marmorstatuen, die ursprünglich für die Terrasse des Schlosses bestimmt waren und die alten Herrscher der kleinen spanischen Königreiche darstellen, jene Ramiro's, Sancho's und Alfonso's, die ihr ganzes Leben im vergeblichen Kampfe gegen die besten Bewohner Spaniens, die feinen, klugen und fleißigen Araber, hinbrachten. Dahingegen ist die Puerta del Sol lediglich ein weiter unregelmäßiger Platz, umgeben von ganz stattlichen, aber in keiner Weise besonders bemerkenswerthen Häusern, von denen das Ministerio de la Gobernacion mit der Hauptwache im Erdgeschoß das häßlichste ist. Auf diesem Platze laufen neun der Hauptstraßen von Madrid zusammen, und so wäre allerdings kein Punkt der ganzen Stadt besser geeignet, alles in ihr pulsirende Leben an sich zu ziehen und zur Anschauung zu bringen. Und doch wird man die Puerta del Sol meist todt und leer sehen. Freilich trifft das nicht nur diesen Platz, sondern ganz Madrid, ja fast alle spanischen Städte, und der Fremde, der im Laufe des Tages die glühenden und blendenden Straßen durchwandert und von einem Kaffeehaus in's andere fällt, weil er sich vor Hitze nicht zu bergen weiß, begreift sehr wohl, warum die Leute bei Tage nicht ausgehen. Dann sind fast die einzigen lebenden We-

Digitized by Google

sen auf der Straße die Bettler, deren Zahl Legion und deren hervorstechendste Eigenschaft Unverschämtheit ist und unter denen man besonders viele Blinde bemerkt, die hier obrigkeitlich zum Betteln autorisirt und durch ein Blechschild mit dem Stadtwappen und fortlaufender Nummer gekennzeichnet sind. Diese in des Wortes verwegenster Bedeutung ansprechende Straßenzierde steht, sitzt oder liegt regungslos den ganzen Tag umher und hemmt die wenigen Passanten. Erst am späten Nachmittage gewinnen die Straßen ein anderes Ansehen. Auf der Schattenseite der Puerta del Sol sammelt sich die Geschäftswelt, studirt die massenhaften Maueranschläge an der Gobernacion, verhandelt und schließt Geschäfte ab. Die Läden und Magazine, die den Tag über fast leer sind, beginnen sich zu füllen, namentlich aber strömt es von der Puerta del Sol die Calle de Alcala oder die Carrera de S. Geronimo hinunter dem Prado zu, der sich an der ganzen Ostseite der Stadt entlang zieht und dessen Zeit dann gekommen ist.

Wer den Prado bei Tage sieht, wird kaum begreifen können, wie man jemals so viel Wesens von ihm hat machen können. Diese ungeheuer breiten Fahrwege und Spaziergänge liegen in schattenloser Trostlosigkeit da, und namentlich der eleganteste und beliebteste Theil, der Salon del Prado, der zwischen dem Ausgange der Carrera de S. Geronimo und der Calle de Alcala liegt und weder die großen Bäume des nach Süden sich anschließenden eigentlichen Prado, noch die angenehmen Bosquets und kleinen verschlungenen Pfade des nördlicheren Prado de los Recoletos hat, bietet mit seinen Tausenden von aufgehäuften eisernen Stühlen ein jammervolles Bild dar, dem jede lebende Staffage

Puerta del Sol in Madrid (Nordseite).

fehlt. Selbst in den hohen und wirklich prächtigen Fontänen, die sich zahlreich auf allen Promenaden finden, scheint das Wasser zu versiegen, sei es vor Hitze oder vor Langeweile. Ganz anders aber am Abend, wenn von der Sierra Guadarama her ein kühlender Wind sich aufmacht und die verpestete Atmosphäre der Hauptstadt reinigt.

Von dieser Plage ist der Prado ziemlich verschont und schon darum der angenehmste Theil von Madrid. Aber auch absolut betrachtet hat der Prado bei Abend sein Anziehendes. Wenigstens für den, der auch noch auf andere Weise sich Abends divertiren kann, als in der Stammkneipe

Digitized by Google

hinter dem Schoppen. In dieser Beziehung ist der Spanier in Wahrheit außerordentlich genügsam: Spazierengehen, Rauchen, Plaudern, dazwischen ab und an ein Glas frischen Wassers — das reicht ihm hin, seinen Abend angenehm zu verbringen. Aber auch der Fremde bekehrt sich leicht zu dieser Genügsamkeit. Denn jedes andere Verlangen tritt gegen das Eine zurück: Kühlung zu finden und frische Luft zu schöpfen. Und dies Bedürfniß wird auf dem Prado auf das Angenehmste befriedigt; hier zeigt sich Madrid in seinem Glanze und entrollt ein

Puerta del Sol in Madrid (Südseite).

interessantes, wenngleich schlecht beleuchtetes Bild, und diese Abende des bescheidenen, aber sehr behaglichen Genusses können für die Langeweile des Tages etwas entschädigen.

Einen hübschen Hintergrund zu dem belebten Bilde des Prado liefert die lange Reihe von erleuchteten Buden der Aguadores, die hier glänzende Geschäfte machen. Diese Aguadores findet man durch das ganze Land; sie sind zugleich etwas durchaus eigenthümlich Spanisches. Daß in einem Lande eine ganze große Classe von Menschen lediglich von dem Verkauf von Trinkwasser leben könne, geht unsern Begriffen schwer ein. In Spanien aber ist das Wasser ein rarer Artikel; die wenigen Brunnen sind nicht immer zugänglich, ja bei den meisten haben die Aguadores, die eine eigene Zunft bilden und sich meist aus den Gallegos recrutiren, das ausschließliche Recht des Wasserholens. An solchen Brunnen sieht man daher immer eine große Zahl von Aguadores beschäftigt und Hunderte von Wassertönnchen aufgehäuft. Auch an diesen Aguadores oder Aguadoras, je nach dem Geschlecht, bemerkt man alle Grade von Besitz und Vermögen. Der wohlhabende Aguador hält mehrere Buden auf Plätzen oder Promenaden, elegant eingerichtet, mit einer ganzen Reihe von Gläsern und einer großen Auswahl von Licores, denn der echte Spanier, im Trinken keineswegs so mäßig wie im Essen, liebt es, einen tüchtigen Schluck Aguardiente in das Wasser zu gießen. Dieser glückliche Budenbesitzer läßt in stolzer Ruhe seine Kunden an sich herankommen. Seine ambulanten Collegen hingegen, die auf einem kleinen Gestell nur wenige Gläser und einige Citronen haben, allemal aber jenes aus Eiweiß, Zucker und Citronensaft bereitete, höchst poröse Confect, welches man in Madrid Azucarillo, in Andalusien Panal, anderswo noch anders nennt, und welches im Wasser gelöst diesem einen angenehmen Geschmack gibt, oder die überhaupt

nur ein einziges Glas haben und ihren Wasserkrug auf der Schulter tragen, wenn sie nicht, wie in Granada, einen Esel zu beiden Seiten mit in Bastgeflecht hängenden und mit Laub zugedeckten Krügen beladen — diese erfüllen vom Morgen bis spät in die Nacht die Stadt mit ihrem Geschrei: agua, quien quiere agua, agua helada, fresquita como la nieve.*) Möge sich aber Niemand durch letzteren gleißnerischen Beisatz täuschen lassen.

An den Prado schließen sich die noch berühmteren Gärten von Buen Retiro an, ein Privatbesitz der Königin. Von diesen nun gar erscheint es dem Fremden unbegreiflich, wie sie es haben zu einer Berühmtheit bringen können. Denn wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß jeder beliebige deutsche Park schöner ist, als diese Anlagen mit ihren krüppelhaften Bäumen, die es nie zu einer ordentlichen Belaubung bringen, mit ihren schattenlosen Wegen, verbrannten Rasenplätzen und dem viereckigen Teich. Und nun gar die wirklich kläglichen Jardines del Campo de Moro hinter dem königlichen Schlosse! Für die Bewohner von Madrid ist das freilich etwas Anderes. Wer Jahr aus Jahr ein nur die Umgebungen von Spaniens Hauptstadt sieht, dem ist es zu verzeihen, wenn er schon über den Anblick eines Gartens in Entzücken geräth und gar einen Park mit Rasenplätzen und einem Teich, in Prosa und Versen als etwas Außerordentliches feiert. Für Madrid ist Buen Retiro wirklich etwas Schönes.

Nahe den Gärten von Buen Retiro, gleich vor der Puerta de Alcala, liegt ein weites kreisförmiges Gebäude, welches wir jedem Fremden zu besuchen rathen: wir meinen die Plaza de Toros. In Spanien gewesen sein und kein Stiergefecht gesehen haben, gehört zu den unerlaubten Dingen, und jedenfalls lohnt es der Mühe, dieses spanische Nationalvergnügen kennen zu lernen. Denn eigenthümlich spanisch bleibt es; wenn man auch in Südfrankreich anfängt, alle in den kleinen Städten stattfindenden Festivitäten durch ein Stiergefecht zu verherrlichen, so können doch diese Repräsentationen, die außerdem mit der loi Gramont über Thierquälerei in Conflict kommen, nicht vor sich gehen, ohne daß man sich die Cuadrilla, d. h. die Truppe der Stierkämpfer, und wo möglich noch die Stiere selbst, aus Spanien kommen läßt.

Es bleibt uns noch übrig, von dem Schönsten zu reden, was Madrid aufzuweisen hat, von dem Einzigen, wodurch es sich über andere Städte, aber auch gleich über alle erhebt: vom Museum. Wir können uns darüber kurz fassen, da wir nicht die Absicht hegen, den Leser mit Kunsturtheilen zu quälen, um so weniger, da wir uns in Kunstsachen mancher argen Ketzerei schuldig bekennen müssen. Das Museum, ein ganz stattliches Gebäude am Prado, den Einheimischen nur Sonntags, Fremden hingegen täglich von Mittag an geöffnet, enthält im Erdgeschoß eine zwar große, aber recht unbedeutende Sammlung von Werken alter und neuer Sculptur, im oberen Stockwerk aber jene galeria de pintura, welche, wenn auch nicht an Quantität, so doch an Qualität alle andern Galerien übertrifft. Denn die etwa 2000 Nummern, unter denen alle Schulen, alle bedeutenden Namen vertreten sind, enthalten nur Meisterwerke; namentlich die spanischen Schulen, und unter diesen besonders die von Sevilla, präsentiren sich so glänzend, daß ein endgiltiges Urtheil über dieselben nicht möglich ist, ohne eine Kenntniß des Museums von Madrid. Wir übergehen hier diese Alonso Cano, Ribera, Ribalta u. a. ehrenwerthe tüchtige Meister, die Spanien würdig repräsentiren, und nur ein Wort der Erinnerung sei den beiden leuchtendsten Größen unter den Sevillanern gewidmet. Welch' ein hinreißendes Leben in den Gemälden dieses Velasquez, welch' eine Großartigkeit der Auffassung, welcher Adel, welche Anmuth in Haltung und Anordnung, welch' eine vollendete Behandlung des Colorits in seinen Porträts. Velasquez war Hofmaler und Freund Philipp's IV., und in der That war es ein Freundschaftsstück, die geistlosen Züge dieses Monarchen so unendlich oft abzuconterfeien, wie es Velasquez that. Aber der Maler war ein feiner Schalk, und wenn er seinen erhabenen Gönner gemalt hatte, so griff er sich auf der Straße allerhand Krüppel und Zwerge auf und verewigte diese mit derselben Meisterschaft und mit köstlicher Laune. Jedem Besucher des Museums muß in dem großen Mittelsaale, in

*) Wasser! Wer wünscht Wasser? Eiswasser, frisch wie Schnee.

Digitized by Google

dem nach dem Vorgange des Louvre das Vollendetste dieser vollendeten Sammlung vereinigt ist, das Porträt eines bartlosen grauen Mannes im schäbigen braunen Rock auffallen, der, in ganzer Figur gemalt, die Hände auf den Rücken gelegt, den Beschauer ansieht. Dieses Bild, als Porträt eines unbekannten Mannes, bekannt unter dem Namen Aesop, im Katalog bezeichnet, möchten wir für des Malers Meisterwerk halten. Zu einer solchen unendlichen Freiheit des Humors hat sich die Malerei nie wieder aufgeschwungen, eine solche souveräne Verachtung alles irdischen Tands auszudrücken ist ihr nie so gelungen. Und dann die zahlreichen Gemälde des Meisters der Meister, Murillo's, aus denen die süßeste Holdseligkeit, eine unvergleichliche Anmuth und die inbrünstigste, hingebendste Schwärmerei uns zauberisch anwehen.

Der eingetrocknete

Neusiedler See in Ungarn.

Von

Jakob Nöggerath.

Es ist eine sehr seltene Erscheinung, daß ein größerer Landsee, ohne künstliche oder durch natürliche Ereignisse eingetretene Veränderung an seinen sichtbaren Zu- und Abflüssen, sein Wasser verliert, gänzlich eintrocknet. Im vorigen Jahre hat sich dieses bei dem vier Meilen langen und ein bis anderthalb Meilen breiten, mindestens fünf und dreiviertel Quadratmeilen Flächeninhalt einnehmenden Neusiedler See im Westen von Ungarn, nach dem Plattensee dem größten Landsee dieses Landes, ereignet. Der Neusiedler See war nicht schiffbar, da er nur eine geringe Tiefe von sechs bis dreizehn Fuß hatte, aber besonders fischreich. Seine Ufer sind stark mit Schilf bewachsen, in welchem eine große Anzahl von wilden Gänsen, Enten und andern Wasservögeln eine treffliche Jagd darbietet, an drei Seiten umgibt die jetzt ertrocknete Fläche Weinwachsthum, welches ein schätzbares Getränk liefert. Wegen des Salzgehalts des Seewassers wurde es als ein Heilmittel bei Hautkrankheiten gerühmt.

Ueber das Allgemeine des Ereignisses und insbesondere über die Lösung der Frage, ob der schlammige Boden des Seebeckens für die Pflanzencultur nutzbar gemacht werden könne, hat Dr. Ignaz Moser Untersuchungen an Ort und Stelle angestellt, und darüber einen größern Aufsatz in dem „Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt zu Wien" (Jahrg. 1866, XVI. Band, Nr. 3) veröffentlicht, welcher zwar nicht grade alle physikalischen Verhältnisse in Betracht zieht, deren Erörterung wünschenswerth wäre, dennoch aber ist er eines sehr gedrängten Auszuges werth.

Schon seit mehreren Jahren ließ sich die Abnahme des Wassers im Neusiedler See, durch das Zurückweichen desselben von den Ufern, bemerken. Im Sommer 1865 machte aber dieses successive Abnehmen sehr rasche Fortschritte; von Neusiedl war nur in großer Entfernung die Wasserfläche noch zu sehen. Ungefähr Mitte Juli, bei starkem Südwinde, war am Abend noch Wasser im nördlichen Theile des Seebeckens vorhanden, am folgenden Morgen war auch dieses verschwunden, ohne zurückzukehren. Bei den von Dr. Moser vorgenommenen Untersuchungen machte der zurückgebliebene Schlamm das Durchwaden des Seebodens querüber gefährlich, wozu noch der Uebelstand sich gesellte, daß der bereits eingetrocknete Staub, welcher in dicken Säulen durch den Wind aufgewirbelt und über das Seegebiet in dicken Wolken meilenweit, selbst über das Leithagebirge, getragen wurde, eine üble Wirkung auf die Schleimhäute der Augen und der Respirationsorgane ausübte. Man nannte ihn „Zickstaub," und kannte ihn schon früher als die sodareichen Ausblühungen, die sich an den Rändern und am Boden der kleinen, östlich vom See gelegenen, im Sommer häufig austrocknenden Wasserbehälter („Zicklacken") vorfinden, und welche man durch Zusammenkehren einsammelte und an die Seifensieder verkaufte.

Diese Ausblühungen auf dem alten Seeboden zeigten sich etwa vierhundert Klafter vom Ufer so massenhaft, daß der Boden, soweit das Auge reichte, wie mit frischem, gefallenem Schnee bedeckt war, und die Täuschung wurde durch das Geräusch unter den Fußtritten, ähnlich wie bei einer Eisdecke, noch erhöht. Mitunter bildete das Salz stellenweise dicke Krusten, anderwärts aber haarförmige verfilzte Bü-

schel. Bei der chemischen Untersuchung ergab das Salz eine Zusammensetzung aus Glauber-, Bitter- und Kochsalz nebst etwas Soda. Bei dem Bohren fand sich vorzüglich Quarzsand mit Thon, das Grundwasser enthielt aber auch jene Salze im gelösten Zustande.

Der abgetrocknete Seeboden war vegetationslos, an den Ufern und an den seewärts daran grenzenden Stellen zeigten sich zumeist und zum Theil sehr üppig folgende Pflanzenarten der Salz- und Sumpfflora: Glyceria distans, Schoberia maritima, Salicornia herbacea, Crypsis aculeata, Chenopodium glaucum, Cyperus pannonicus und Aster tripolium. Dieselben Pflanzen werden wahrscheinlich auch bald die Vegetation des alten Seebodens bilden. Bei der chemischen Untersuchung fand sich die relativ größte Menge von Chlor im Chenopodium glaucum, von Schwefelsäure und Kohlensäure aber in Schoberia maritima. Man würde beiläufig aus hundert Pfund lufttrockener Asche dieser Pflanze nahe ein Quantum von drei und ein halbes Pfund schwefelsaures und ein halbes Pfund kohlensaures Natron gewinnen können.

Es läßt die Beschaffenheit des Seeschlammes nicht erwarten, daß derselbe einen guten Ackerboden abgeben werde, viel eher ist er noch zu Wald- und Wiesenland geeignet. Doch verdient der alte Seeboden in dieser Beziehung noch eine nähere Untersuchung, welche Dr. Moser nicht ausreichend hat machen können; er räth, Vegetationsversuche anzustellen.

Zur Geschichte des Sees bringt derselbe Folgendes bei: Es wird in Manuscripten, welche freilich von ziemlich jungem Datum sind, angegeben, daß der See erst im Jahre 1300 entstanden sei, und damals mehrere Ortschaften, deren Namen erhalten sind, verheert habe. Die allgemein erhaltene Tradition sagt dasselbe. Auch soll er in den Jahren 1693 und 1738 ausgetrocknet sein.

Der See nahm in den letzten Jahren eine Fläche von mindestens fünf und dreiviertel Quadratmeilen ein, und einschließlich dieser Fläche hatte er ein gegen ihn abdachendes Gebiet von elf und dreiviertel Quadratmeilen. Aus diesem geben ihm vier Bäche zu, auch hatte er einen Abfluß. Dr. Moser berechnet, daß die Quantität der atmosphärischen Niederschläge auf jenem Gebiete nur ungefähr der Hälfte der Verdunstung der vormaligen Seefläche entspricht. Es muß daher der See in seinem Boden noch andere Zuflüsse gehabt haben, welche die andere Hälfte des erforderlichen Wasserquantums lieferten, um den Wasserbestand des Sees zu unterhalten. Auch sollen in dem See, nach den Angaben der Bewohner, sogenannte Kochbrunnen, nämlich Stellen vorhanden gewesen sein, die niemals zufroren, welches ebenfalls auf Wasser hindeutet, welches aus der Tiefe kam. Der Salzgehalt des Seewassers kann gleichfalls nur aus der Tiefe herrühren, von der Auflösung dort vorhandener Salzniederlagen oder von der Auslaugung salzhaltiger Gebirgsarten. Es müssen also, will man nach der Ursache der Entwässerung des Neusiedler Sees forschen, die unterirdischen Canäle oder Spalten, welche ihm früher eine große Quantität Wasser zugeführt haben, durch Zusammenstürzungen verstopft worden sein, wozu die successive Auslaugung der Salze aus dem Gestein wesentlich beitragen konnte. Nur wenn diese Canäle, Spalten u. dergl. sich dereinst durch den Drang der von unten aufsteigenden Wasserquellen wieder öffnen möchten, würde der See, wie es die Anwohner wünschen, sein Wasser wieder erhalten. Daß dieses nicht ganz unmöglich ist, scheint die Geschichte des Sees zu bestätigen. Derselbe liegt tiefer, als die nächstgelegenen Flußbetten der Donau, Leitha, Rabnitz und Raab, welche ihm unterirdisch die Wasser zuführen könnten.

Neues vom Büchertisch.

Leunis, J., Synopsis der drei Naturreiche. Ein Handbuch für höhere Lehranstalten und für Alle, welche sich wissenschaftlich mit Naturgeschichte beschäftigen &c. 2. Auflage. 2. Theil. Botanik. 2. Hälfte. 2. Heft. gr. 8. Hannover, Hahn'sche Hofbuchh. 21 Sgr.

Zimmermann, W. F. A., Der Mensch, die Räthsel und Wunder seiner geistigen und leiblichen Natur, Ursprung und Urgeschichte seines Geschlechts &c. 4. Auflage. 44. Lieferung. Lex.-8. Berlin, Hempel. 1/6 Thlr.

Zimmermann, W. F. A., Wunder der Urwelt. Eine populäre Darstellung der Geschichte der Schöpfung und des Urzustandes der Erde. 24. Aufl. 9. und 10. Lieferung. gr. 8. Berlin, Hempel. 1/6 Thlr.

Digitized by Google

Hänschen Siebenstern.

Dem Holländischen nacherzählt

von

Adolf Glaser.

Sechstes Capitel.

Am andern Morgen fuhr Eilar aus tiefem Schlaf auf, als eine wohlbekannte Stimme ihm zurief: „Wie ist es, Faulpelz, noch in den Federn?“

Eilar erhob den Kopf und war nicht wenig verwundert, das fröhliche und hübsche Gesicht Friedrich Galter's vor sich zu sehen.

„Du schon hier, Fritz?“ rief er, „wie spät ist es denn schon?“

„So eben schlägt es halb neun,“ antwortete Galter.

„Aber unsere Zusammenkunft ist erst um neun Uhr und Du stiehlst mir eine halbe Stunde Schlaf,“ entgegnete Graf Eilar, und setzte dann hinzu: „Zum Teufel, Du siehst ja wie ein Bräutigam aus; was hast Du denn vor?“

Wirklich hatte Galter reine Wäsche an, schwarze Beinkleider, eine gelbe Weste, blauen Frack mit vergoldeten Knöpfen, seine Stiefel blinkten wie Spiegel und sein Haar war wohl frisirt und parfümirt.

„Welchem Ladenmädchen hast Du denn schon so früh den Kopf verdrehen wollen?“ frug nun Eilar, indem er ihn von Kopf bis zu den Füßen musterte; „Du hast Dich herausgeputzt, als wenn Du Zirik selbst wärest.“

„Das nicht,“ antwortete Galter; indem er lächelte, „aber ich habe die nöthige Fürsorge getroffen, um nicht zu spät zu kommen, was sicher der Fall gewesen wäre, wenn ich mich zu Bett gelegt hätte. Ich bin daher bis sieben Uhr spazieren gegangen, dann habe ich mich nach Haus begeben, habe mich gewaschen und von Kopf bis zu den Füßen umgekleidet und bin nun wieder so frisch wie ein Fisch.“

„Du bist spazieren gegangen, die ganze Nacht und bei diesem Wetter?“ frug Eilar ganz erstaunt und etwas argwöhnisch.

„So etwas dergleichen,“ antwortete Galter, „was kümmert's Dich, wenn ich nur zur rechten Zeit hier bin.“

„Galter,“ entgegnete Eilar, indem er bedenklich den Kopf schüttelte, „wo soll das hinaus mit Dir?“

„Wie ist's?“ frug Galter, „stehst Du jetzt auf?“

„Ich muß wohl,“ antwortete Eilar, „aber da Du nun einmal hier bist, so rufe die Dienstmagd und sage ihr, daß sie das Frühstück zurechtstellen und alles, was zum Empfang unserer Gäste nöthig ist, holen solle.“

„Giebst Du mir freie Hand?“ frug Galter.

„Das thue ich,“ antwortete Eilar, „aber mache es nicht zu arg!“

Digitized by Google

„Du sollst zufrieden sein," versetzte sein Freund und begab sich in das vordere Zimmer, während Eilar mit etwas Widerstreben das Bett verließ und sich ankleidete.

Als er seine Toilette beendet hatte und in das vordere Zimmer eintrat, fand er, daß sein Freund die Zeit nicht verloren hatte und ein tüchtiges Frühstück, wie es die Gelegenheit zuließ, bereit stand. Es währte nicht lange, so traten Hogenberg und Zabener ein und kurz nach neun kam auch Boll mit dem fremden Kaufmannssohn.

„Ei, ei," sagte Hogenberg, „etwas zu spät, Freund Gerhard, das ist man ja bei Dir nicht gewohnt."

„Vergeßt nicht," antwortete Boll, „daß ich meinen Gast, der meiner Sorge anvertraut war, nicht zurücklassen durfte. Es hat mir gehörige Mühe gemacht, ihn aus seiner süßen Ruhe zu erwecken."

„Sehen Sie," sagte Galter, indem er den jungen Bleich auf die Schulter klopfte, „nun haben Sie einmal das Studentenleben praktisch kennen gelernt, und daran haben Sie wohl gethan. Hat der Schlaf Sie etwas erfrischt?"

„Das kann ich grade nicht sagen," sagte Bleich, der gar nicht erfrischt aussah, „ich habe einen Kopfschmerz, daß ich fast nicht aus den Augen sehen kann."

„Dafür ist nichts besser als ein Glas Portwein," sagte Galter, während er ein Glas eingoß.

„Dummes Zeug!" entgegnete Zabener, „essen Sie erst ein Butterbrot, und Sie werden sehen, daß es vorübergeht."

„Uebrigens," meinte Boll, „sollten wir von diesem Gegenstande einmal zu dem eigentlichen Zweck unserer Zusammenkunft übergehen, da es doch wahrscheinlich vergeblich sein würde, auf die noch fehlenden Freunde zu warten."

„An das Geschäft also," sagte Eilar, „aber weiß unser Freund Bleich auch, wie die Sachen stehen?"

„Ich habe ihm mitgetheilt, was ihm zu wissen nöthig war," antwortete Boll, „und dabei noch einmal über den besten Weg nachgedacht, den wir einzuschlagen haben; ich bin der Ansicht, daß es vortrefflich wäre, wenn Lammert und seine Frau sich bereit finden ließen, die Erklärung abzugeben, daß sie das Kind zu sich nehmen wollen, wenn die Polizei damit zufrieden ist."

„Wenn dies letztere jedoch nicht der Fall ist und man nähere Aufklärungen fordert?"

„So müssen wir uns sämmtlich bei der Behörde einfinden und die Wahrheit sagen."

„Und Deine Reputation?"

„Sie ist mir lieb," antwortete Boll, „weil sie das Einzige ist, was ich besitze, aber die Pflicht geht über Alles und mein Gewissen soll beruhigt sein."

„Ich finde Dich etwas all' zu rechtlich, Gerhard," sagte Eilar, „aber ich würde mich lieber selbst als Vater des Kindes angeben, als Deine Reputation Schiffbruch leiden lassen."

„Du bist ein guter Mensch," sagte Boll, indem er ihm die Hand über den Tisch reichte, „aber ich würde diese großmüthige Lüge niemals annehmen, Niemand von uns hat sich in dieser Angelegenheit einen Vorwurf zu machen und so soll es bleiben. Wir Alle nehmen eine heilige Pflicht auf uns, von der wir gestern Abend in unserer Aufgeregtheit wahrscheinlich das volle Gewicht nicht fühlen konnten. Wir wollen uns hier geloben, diese Pflicht auch ferner zu erfüllen, aber zugleich durch diese Erfüllung keine andere Pflicht verletzen."

„Das geloben wir," riefen die jungen Leute. Bei Bleich kam das Gelöbniß allerdings nur halbverständlich heraus, da er grade beschäftigt war, mit der größten Selbstverleugnung ein mit Ochsenzunge belegtes Butterbrot zu verzehren.

„Und auf welche Art," frug Boll, „wird Lammert nun zu bestimmen sein, das Kind zu sich zu nehmen?"

„Das wird er nur dann thun," entgegnete Hogenberg, „wenn er eine Erklärung von uns hat, daß wir für die Kosten einstehen."

„Hogenberg hat recht," sagte Zabener, „und darum wollen wir sofort eine Erklärung aufsetzen und unterzeichnen."

„Noch eins," meinte Boll; „wie es mir scheint, ist die Familie Lammert nicht die geeignetste, um unserem Pflegekinde die besten Begriffe von Religion und Sittlichkeit einzuprägen."

„Das findet sich alles später," entgegnete Zabener; „vor der Hand hat das Kind nur eine Amme nöthig."

„Ganz recht," versetzte Boll, „ich begreife sehr gut, daß wir gegenwärtig nicht bei einer vornehmen Dame nachfragen können, ob sie unser Pflegekind an die Brust

Digitized by Google

nehmen wolle, aber ich würde es ungern sehen, wenn es lange bei diesem Lammert bliebe und ich wünsche daher, daß wir in unserer Erklärung uns das Recht vorbehalten, das Kind zurückzunehmen, wann es uns beliebt."

„Ich glaube," sagte Hogenberg, der unterdessen eifrig geschrieben hatte und nun seine Feder hinter das Ohr steckte, „daß ich der Schwierigkeit, die da eben erwähnt wird, bereits zuvorgekommen bin; hört nur zu," und er las den folgenden Entwurf: „Wir Unterzeichneten u. s. w., folgen die Namen, verbinden uns hierdurch, so insgesammt wie jeder für das Ganze, an — wie heißt der Kerl doch, Zabener?"

„Christian Lammert."

„An Christian Lammert als Kostgeld für das Kind, welches er am sechsten December bei der Polizei unter dem Namen Hänschen Siebenstern angemeldet hat, jährlich die Summe von — die Ziffer soll später ausgefüllt werden — zu bezahlen —"

„Voraus zu bezahlen," verbesserte Zabener, „anders thut er es nicht."

„Voraus zu bezahlen in dreimonatlichen Terminen und ferner zu vergüten alle Vorschüsse für die Kleidung des genannten Hänschen Siebenstern, oder welche durch Krankheit und Sterbefall verursacht werden sollten, alles bis zur Wiederauflösung der Verbindlichkeit, wobei sich die Unterzeichneten vorbehalten, das Kind wieder zu sich zu nehmen, sobald es ihnen gut dünkt."

„Ganz gut so," sagte Eilar, „nur gegen den letzten Satz habe ich einen Einwand."

„Und warum das?" frug Hogenberg.

„Weil sie dann," entgegnete Eilar, „das Kind nicht zurückzugeben brauchen, wenn wir es nicht alle acht zurückfordern und das möchte unter Umständen doch seine Schwierigkeiten haben."

„Du hast Recht," versetzte Hogenberg, „und wir können deßhalb zusetzen, daß mindestens drei von uns das Kind zurückverlangen müßten."

Dieser Zusatz wurde angenommen und kaum war dies geschehen, als man Fußtritte auf der Treppe hörte und von Dohnen und Zirik hereinstürmten. Nach den ersten Begrüßungen frug von Dohnen:

„Was habt Ihr verhandelt und was sollen wir dabei thun?"

„Nichts weiter als diese Erklärung unterzeichnen," entgegnete Eilar, indem er ihm die aufgesetzte Schrift überreichte.

„Ich unterzeichne alles, was ihr unterzeichnet," sagte von Dohnen, der in einer sehr heitern Stimmung war, „und Zirik thut das auch, sonst hat er es mit mir zu thun."

„Sei doch nicht kindisch, von Dohnen," sagte Voll, „es handelt sich hier um ernste Verpflichtungen, die wir übernehmen sollen."

Die Schrift wurde nun von allen unterzeichnet und als dies geschehen war, sagte Zabener: „Nun schlage ich vor, daß einer von Euch mit mir zu Lammert gehe, um die Sache dort in Ordnung zu bringen, während die andern hier bleiben, damit wir später die übrigen Punkte unserer Uebereinkunft beschließen."

„Und wen willst Du mit haben?" frug Eilar.

„Die Nachteule," erwiederte Zabener.

„Gut," sagte dieser, „obschon ich mich auf Zabener völlig verlassen muß, da meine geringe Kenntniß solcher Leute mich zu dieser Sendung wenig geschickt macht."

„Ich werde mein Bestes thun," versicherte Zabener; „aber nun noch ein Punkt, bevor wir gehen. Ich habe ungefähr vierzig Thaler von der gestrigen Sammlung, aber ich fürchte, daß die Summe nicht ausreichen wird, wenn wir das erste Quartal vorausbezahlen müssen, darum Eilar, leihe mir, oder leihe der allgemeinen Casse noch fünfzehn Thaler, wenn Du sie hast."

„Hier sind zwei Zehnthalerscheine, das ist alles, was ich besitze."

„Auch gut," sagte ganz trocken Zabener, „und nun vorwärts, marsch; bis später meine Herren!"

Die beiden Freunde gingen fort und waren noch eine Weile vor der Zeit, die Zabener bestimmt hatte, an Lammert's Wohnung.

Der Mann war bei der Arbeit und das älteste Kind in der Schule; Frau Lammert saß und schälte Kartoffeln und ihre Tochter hielt den Findling auf dem Schooße, während ihr jüngster Sprosse in der Wiege lag.

„Nun?" frug Zabener, „wie geht es dem kleinen Mädchen?"

„O, sie ist sehr artig," antwortete Marie, „sie hat vorhin die Augen ein wenig geöffnet und hat allerliebste Guckelchen."

„Aber es sollte mich doch wundern,"

Digitized by Google

sagte Frau Lammert in etwas schnippischem Tone, „wenn Herr Zabener wirklich gar nicht wüßte, wer der Vater dazu ist?“

„Ei, wer sagt denn das?“ versetzte Zabener lachend, „ich bin der Vater und dieser Herr auch und dann noch sechs andere Herren obendrein, das ist grade das Schöne bei der Sache; es findet sich nur der seltsame Umstand vor, daß, während man gewöhnlich in solchen Fällen den Vater nicht kennt, wohl aber die Mutter, hier grade das Umgekehrte zutrifft, an Vätern hat das Kind, wie Sie hören, keinen Mangel, aber ich will mein ganzes Leben Wasser trinken, wenn einer von den acht Vätern weiß, wer die Mutter ist.“

„Nun, das ist sicher sehr merkwürdig,“ sagte Frau Lammert mit dem Gesichtsausdruck von Jemand, der nicht überzeugt ist und seine besonderen Gründe hat, warum er nicht überzeugt werden will; „der Name weißt es doch aus.“

„Welcher Name?“ frugen die beiden Freunde sehr überrascht.

„Nun, der auf dem Papiere steht, das in dem Kasten lag,“ antwortete die Frau.

„Nun ja,“ fügte Marie zustimmend bei, „Hänschen Siebenstern.“

„Richtig!“ sagte Zabener, während er Hogenberg auf den Fuß trat, damit er sich nicht verrathen möchte. „Das Papier sollte ebenso wie der Kasten aufbewahrt werden, da es wohl noch einmal zur Entdeckung des Kindes führen kann; da nun aber keiner von uns einen Menschen kennt, der Siebenstern heißt, so glauben wir, daß der Name rein aus der Luft gegriffen ist und nur dazu dienen soll, die Spur zu verbergen. Doch das ist Nebensache. Vorerst frage ich, ob ihr über meinen Vorschlag von gestern Abend nachgedacht habt?“

„Ja,“ antwortete Frau Lammert, „was soll ich dazu sagen; wir wissen ja von gar nichts, das Kind kommt wie aus der Luft gefallen.“

„Das thun alle Findlinge,“ entgegnete Zabener.

„Nun ja,“ fuhr die Frau fort, „aber ich sagte schon zu Marie, Marie sagte ich, wer weiß, sagte ich, ob wir nicht Unrecht thun, das Kind zu behalten, sagte ich; Herr Zabener ist wohl ein braver Mensch, sagte ich, aber er ist doch noch jung, sagte ich, und wer weiß, sagte ich, ob er genau weiß, was daraus entstehen kann, sagte ich und ob wir nicht am Ende in schlimme Händel gerathen.“

„Ja,“ erwiederte Zabener, der wohl einsah, daß die geäußerten Bedenken nur die Vorläufer höherer Forderungen sein sollten, „das ist noch gar nicht so dumm von Ihnen ausgedacht, Mutter, und darum habe ich hier meinen Freund Hogenberg mitgebracht, der ein Advocat ist, oder es wenigstens nächstens werden will, und der das Alles genau nach den Gesetzen auslegen wird.“

Mutter und Tochter hatten gedacht, der fremde Herr sei jedenfalls der Vater des Kindes oder etwas derartiges, da sie ihn nun Advocat nennen hörten und bei sich selbst die Bemerkung machten, daß er mit seiner Brille mächtig gelehrt aussehe, gaben sie diese Vermuthung auf.

„Wahrhaftig, Frauchen,“ sagte Hogenberg, indem er sehr ernsthaft das Wort nahm, „Sie sprechen wie ein Buch und haben vollständig recht, daß Sie in schlimme Händel kommen könnten, wollten Sie das Kind im Hause behalten, ohne es anzugeben; aber das ist auch keineswegs die Absicht. Ihr Mann muß daher mit ein paar Zeugen nach dem Stadthaus gehen und dort erklären, daß er das Kind für seine Rechnung annimmt.“

„Was sagen Sie?“ rief Frau Lammert ganz erschrocken aus, „mein Mann soll das Kind für seine Rechnung annehmen?“

„Versteht mich recht; er muß erklären, sage ich, daß er dafür sorgen will.“

„Er sorgen?“ entgegnete Gertrud, „wie sollte er sorgen?“

„Nun ja,“ versetzte Hogenberg, „er ist doch das Haupt der Familie und verbindet sich für Euch Alle. Vielleicht wird es nöthig sein und jedenfalls ist es kein Schade, wenn Ihr die Erklärung mit abgebt.“

„Aber,“ frug Gertrud in mißtrauischem Tone, „dann sind wir so gut wie festgebunden an das Kind, vielleicht unser Lebelang.“

„Eben darum,“ erwiederte Hogenberg, „geben wir Euch von unserer Seite eine Schrift in die Hände, worin wir erklären, alles zu vergüten, was Ihr für das Kind nöthig habt; ich habe die Schrift hier, sie ist von uns allen unterzeichnet und jeder Einzelne macht sich für uns Alle verbindlich.“

„Aber,“ meinte Gertrud, „warum sollen

wir das Kind angeben und warum thun Sie es nicht selber?"

„Weil wir nicht genannt sein und nicht in das Gerede der Leute kommen wollen. Es ist genug, wenn Sie uns kennen und das Geld von uns bekommen."

„Ich sehe schon," sagte Gertrud, „daß Herr Zabener einen Nagel für jedes Loch hat. Wenn sie meinen Mann fragen, wie er an das Kind gekommen ist, so hat er also einfach zu sagen, das Kind sei ihm in einem Kasten in's Haus gesandt worden?"

„Sie können dann das Kästchen und das Papier zeigen, das darin lag, dann wird man nichts weiter fragen. Am besten wird es sein, wenn Sie mit Ihrem Mann gehen und das Wort für ihn führen; ich hoffe doch, daß Sie alles richtig verstanden haben?"

„Das ist das wenigste," entgegnete Gertrud, „aber nun möchte ich wohl erfahren, was uns die Last und Mühe einbringen soll?"

„Das habe ich Ihnen schon in der vergangenen Nacht gesagt," antwortete Zabener, „haben Sie meinen Vorschlag schon vergessen? Fünfundzwanzig Thaler alle Vierteljahr, ich dächte, das wäre reichlich für ein Kind, das Euch nichts kostet."

„Nichts kostet!" wiederholte Frau Lammert mit höchstem Erstaunen, „und die Kleider? und die Wiege? und die Wäsche? und die Seife? und der Zeitverlust? Denn während Marie dem Kinde die Brust gibt, kann sie doch nichts anderes thun, und —"

„Ich habe schon gesagt," erwiederte Zabener, „daß wir alle Extraunkosten auf unsere Rechnung nehmen, und Ihnen dreißig Thaler in die Hand geben."

„An die Amme scheinen die Herren gar nicht zu denken," sagte Marie in halb weinendem, halb lachendem Tone.

„Das müßt Ihr unter einander ausmachen," antwortete Hogenberg, „aber ich will noch das Versprechen geben, daß Marie für den ersten Zahn des Kindes und für die ersten Schuhe, die es trägt und für Messe und Neujahr haben soll, was einer Amme zukommt, und noch was hübsches obendrein, wenn wir mit Ihnen zufrieden sind."

„Wie ist es, Mutter?" begann Zabener nach einer Weile wieder, „sind wir einig? Wir müssen nun Antwort haben, oder ich gehe nach dem Hospital und lasse das Kind abholen." Und indem er sich sehr erzürnt stellte, stand er auf.

„Nun, in Gottes Namen denn," sagte Gertrud mit einigem Zögern, „weil es ein so allerliebstes Kind ist und weil es schade wäre, wenn es in's Hospital käme, aber ich hoffe, die Herren werden gewiß noch etwas thun."

Während Hogenberg nun auf der vor ihm liegenden Erklärung die offen gebliebene Ziffer ausfüllte, holte Zabener das Geld aus der Tasche und legte es auf den Tisch.

Marie hielt den Blick auf das Geld geheftet, bis es in die Tasche ihrer Mutter verschwunden war, dann sagte sie in kläglichem Tone: „Und die Amme wird wieder vergessen?"

„Was zum Teufel," sagte Zabener, „Neujahrstag ist bald vor der Thür und ob Ihre Mutter das Geld hat oder Sie, ist doch einerlei."

„Meine Mutter gibt dem Kinde die Brust nicht," antwortete Marie.

„Nun denn," erwiederte Zabener, „hier haben Sie noch zwei Thaler als Pathenpfennig, und nun Mutter Lammert, wissen Sie, was Sie weiter zu thun haben. Sie nehmen das Kästchen mit dem Papier, worauf der Name steht und gehen damit nach dem Stadthause."

Nachdem die Frau versprochen hatte, die erhaltenen Aufträge genau zu befolgen und jeder der beiden Studenten einen Kuß auf die Wangen ihres Pflegekindes gedrückt hatte, verließen sie das Haus.

Auf Eilar's Zimmer angekommen, fanden sie die Zurückgebliebenen mit dem Entwurfe der Uebereinkunft fertig geworden. Diese wurde nun gelesen, besprochen, mit den nöthigen Verbesserungen versehen und darauf laut dictirt, damit jeder der Anwesenden sich davon eine Abschrift machen konnte. Sie machten sich darin verbindlich, daß sie für die Unterhaltung, Kleidung und Erziehung von Hänschen Siebenstern sorgen und bei der Volljährigkeit des Kindes demselben eine Aussteuer geben wollten. Sämmtliche Theilhaber verpflichteten sich, die ersten zehn Jahre monatlich eine Summe von dreißig Thalern zusammen zu bringen, zweimal im Jahre verpflichteten sie sich zu einer Zusammenkunft, um zu

Digitized by Google

berathen, was zum Nutzen ihrer Pflegetochter geschehen müsse; außerdem waren noch einige Einzelheiten festgestellt und das ganze Schriftstück wurde unterzeichnet von Wilhelm Zabener, Wilhelm Hogenberg, Gerhard Boll, Louis von Eilar, von Dohnen, Johann Bleich, K. Zirik, F. Galter.

Siebentes Capitel.

Auszug aus einem Briefe von Gerhard Boll zu Schlickdorf an Herrn Otto von Dohnen auf der Insel Java.

Gewiß wird es Dich interessiren, etwas über die Schicksale unserer Universitätsfreunde zu erfahren, und ich will Dir daher einige Mittheilungen über die Zusammenkunft machen, welche wir kürzlich hatten, um uns über das Schicksal unserer Pflegetochter zu berathen.

Unsere letzte Zusammenkunft fand in einem Gasthause in der Hauptstadt A. statt und obschon meine Pfarrstelle in dem kleinen Neste sonst wenig Bequemlichkeiten bietet, so hatte ich doch in diesem Falle den Vorzug, keine weite Reise machen zu müssen, da ich ganz einfach zu Fuß an das Ziel gelangen konnte. Ich erstaunte zwar, daß der Herr Johann Heinrich Bleich, der ein großes und geräumiges Haus in der Hauptstadt A. bewohnt, uns in einem Gasthause zusammenkommen ließ, aber ich erinnerte mich, daß er mir bei dem einzigen Besuche, den ich ihm gemacht, in das Ohr flüsterte, ich möge in Gegenwart seiner Frau unsere Pflegetochter ja nicht erwähnen.

Gewöhnlich kommen bei größeren Zusammenkünften diejenigen, welche am entferntesten wohnen, zuerst an, weil die zunächst wohnenden fest überzeugt sind, daß sie sich nicht verspäten können; so ging es auch hier, Karl Zirik war der erste, welcher erschien und trotzdem er direct von der Reise kam, sah er ebenso zierlich und patent aus, wie immer. Ich muß gestehen, so sehr ich erfreut sein würde, Dich und unsern Freund Eilar auf meiner kleinen Pastorei willkommen zu heißen, bei Zirik würde ich in Verlegenheit sein, da ich befürchten müßte, daß er sich unbehaglich in meinen engen Räumen fühlen würde. Während er steif und förmlich meine freundliche Anrede erwiederte, kam Eilar ebenso herzlich und gemüthlich wie früher mit dem Ausrufe: „Nun, Gerhard, wie geht es Dir?“ auf mich zu und schüttelte mir die Hand. „Warte nur,“ fuhr er dann fort, „es wird nicht mehr lange dauern, bis unser alter Pastor zu Hartenstein seine Pension verlangt, dann soll kein anderer als Du die Pfarre haben, es sei denn, daß Dir eine bessere Berufung zu Theil würde. Mein Bruder Moritz bedarf ohnehin eines Instructors zur Vorbereitung für die Universität und da würde Niemand besser als Du, sich dazu eignen. Aber,“ fuhr er dann wieder fort, „was hast Du von unserm Freunde von Dohnen gehört? Der soll ja die rechte Hand des Gouverneurs von Indien sein; ja, ich habe immer gesagt, daß er es einmal weit bringen werde;“ und so ging es weiter mit einem wahren Erguß von freundlichen Worten, und was mich ganz besonders glücklich dabei machte, war die Aussicht, welche er mir vorspiegelte, Prediger zu Hartenstein zu werden. In jener herrlich gelegenen Gegend und dabei in seiner nächsten Nähe! Nach Eilar kam Hogenberg, dann erschienen Bleich und Galter, der erstere gesetzt und steif, der andere noch immer der schöne Mann, obwohl die Frische etwas geschwunden ist; übrigens ist der letztere auf dem Wege der Besserung und wie ich höre, soll er die Absicht haben, eine Schwester des Herrn Bleich zu heirathen. Uebrigens war Galter ebenso freundlich und zuvorkommend in seinem Wesen, wie immer. Zuletzt und als wir kaum mehr auf ihn warteten, kam Zabener angefahren, dessen große ärztliche Praxis ihn kaum mehr zu Athem kommen läßt.

Du wirst Dich erinnern, daß unser Hänschen nach dem Tode des alten Lammert und dessen Frau mit ihrer Pflegemutter nach der Hauptstadt A. zog und dort durch Zabener's Verwendung in eine gute Schule geschickt wurde, wo sie wirklich recht bald die besten Fortschritte machte. Nun entstand die Frage, auf welches Ziel die Erziehung unserer Pflegetochter gerichtet sein solle, und nach vielem Hin- und Herreden wurde beschlossen, sie in eine bekannte Pension in einer kleineren Stadt zu geben, wo sie sich zur Erzieherin oder Gesellschafterin ausbilden könne. Eilar hatte den Prospect der Erziehungsanstalt einer Madame Silbermann mitgebracht und es wurde endgiltig festgesetzt, daß Jeanette — wir fanden für gut, den Namen des Mädchens

Digitized by Google

in's Französische zu übersetzen, sobald sie die Pension besuchen werde — Siebenstern, als elternloses Kind dorthin gebracht werden solle, dessen sich einige anständige Leute angenommen und dessen Ueberlieferung an Madame Silbermann mir, als dem Pastor, übertragen wurde. Ueber das Schulgeld sollte alle drei Monate bei dem Handelshause Bleich und Comp. verfügt werden.

Nun muß ich Dir noch von einem Besuche erzählen, den ich nach Ablauf der Versammlung unserem Pflegekinde machte. Ich ging in Gesellschaft von Eilar und Hogenberg dahin, indem letzterer uns den Weg zeigte.

In einer kleinen Seitenstraße, in einem Keller, unter einem Kramladen, fanden wir Marie Lammert, oder wie sie nun genannt wird, Frau Ruffel. Die Heirath mit dem Schuhmacher Ruffel war, wie unser Freund Hogenberg von der Frau selbst erfahren hat, auf folgende Weise geschlossen worden.

Meister Ruffel bewohnte eine kleine Kammer in einem Hause, wo Marie Lammert ebenfalls eine Kammer bezogen hatte. Eines schönen Tages kommt sie zu ihm und fragt, warum er, der doch bereits vierzig Jahre alt sei — sie selbst war übrigens sechs Jahre älter — noch keine Frau genommen habe. Meister Ruffel antwortete mit der größten Unbefangenheit, daß er noch gar keine Zeit gehabt habe, daran zu denken; da er nur des Sonntags einmal ausgehe und zwar in die Kirche, so habe er bis jetzt noch keine Gelegenheit gefunden, eine Bekanntschaft anzuknüpfen. Bevor er noch seine Beweggründe weiter auseinandersetzen konnte, frug ihn Marie grade zu, ob er sie nicht zur Frau nehmen wolle, wobei sie ihm vorrechnete, daß für Beide eine Ersparung an Hausmiethe, Feuerung und Licht dabei herauskäme. Aber, setzte sie hinzu, er müsse sich bald entschließen, denn das lange Warten sei ihre Sache nicht und wenn er nicht wolle, werde sich wohl ein Anderer finden, der sie nehme. Ob nun Marie's Berechnung, ob das Gerücht, daß sie sich etwas erspart habe, oder ob der Rest ihrer Reize ihn bestimmten, oder ob am Ende gar der arme Mensch, überrascht und überrumpelt, keinen anderen Ausweg sah, als sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, genug, drei Wochen darauf waren sie Mann und Frau und bewohnen seitdem den Keller, wo ich sie fand. Dieser Keller, obschon so niedrig, daß unser Freund Eilar nicht ganz grade darin stehen konnte, war recht freundlich eingerichtet und alles bewies, daß Marie die Hände nicht in den Schooß legte. Aber sie selbst, die früher so frische und gutaussehende Marie, war in ein häßliches altes Frauchen umgewandelt, die alle Ansprüche auf Aeußerlichkeit aufgegeben und sich in ihr Loos gefügt hatte; sie schnupfte aus einer runden Tabacksdose und trug auf ihrer rothen Nase, während sie arbeitete, eine Kneifbrille. Das kleinste Kind war bereits seit mehreren Jahren gestorben und das inzwischen herangewachsene Mädchen hatte frühzeitig einen Dienst angenommen. Das Ehepaar war mit arbeiten beschäftigt und hinter dem Tische, auf welchem ein Kaffeetopf mit zwei Tassen stand, saß unser Hänschen mit einem Lesebuche vor sich. Mit vielem Vergnügen sah ich, daß, wenn Marie auch alle Gefallsucht für sich selbst verloren hatte, sie doch in Bezug auf das Kind nicht frei davon war. Kein Stäubchen war auf dem blonden Haar sichtbar, das säuberlich an beiden Seiten des Kopfes in vielen glänzenden Locken herniederfiel, Gesicht und Hände waren rein gewaschen und kein Fleckchen auf der einfachen Kleidung zu bemerken. Ob man uns nun erwartet hatte oder nicht, jedenfalls bewirkte unsere Ankunft kein besonderes Erstaunen. Der Willkommengruß Marie's bestand einfach in den Worten: „Nun, wollen die Herren einmal nach dem kleinen Mädchen sehen? Das ist schön!" Dann hieß es: „Komm, Hänschen, bringe den Onkeln Stühle, wie ein großes Mädchen; nun, sagst Du den Onkeln nicht guten Tag, dumme Gans, die Du bist!" Einen weniger verdienten Vorwurf konnte man nicht leicht Jemand machen, da es doch für das arme Kind nicht gut möglich war, zu gleicher Zeit Stühle zu bringen und uns zu begrüßen. Ich kann doch nicht zwei Dinge zugleich thun, Heulen und das Licht halten, sagte der Judenjunge, der am Sterbebette seiner Großmutter leuchtete und durch seinen Vater ausgescholten wurde, weil er nicht weinte; und der Junge hatte ganz recht. Aber der Verweis war auch noch aus anderen Gründen unverdient, denn nachdem Hänschen unserem Freunde Hogenberg freundlich zugenickt hatte, blickte

Digitized by Google

sie mich und Eilar aus ihren blauen Augen groß an, und als sie ihr Buch weggeschoben hatte, war sie von ihrem Stuhle herabgesprungen und hatte uns erkennend mit freundlichem Nicken begrüßt, während ihr liebes Gesichtchen vor Vergnügen glänzte. Aber näher zu kommen scheute sie sich sichtbar.

„Nun, Hänschen, mein Kind, kennst Du mich noch?“ rief Eilar, während er sie aufnahm und mit Küssen überdeckte, „ich hätte Dich fast nicht mehr gekannt, so bist Du gewachsen.“

„Und wie steht es mit mir?“ frug ich, indem ich Hänschen von Eilar fortnahm, „wie ist es, liebes Mädchen, weißt Du unsere Namen noch?“

„Ja wohl,“ antwortete sie, „Sie sind Onkel Boll und das ist Onkel Eilar,“ und sich sanft aus meinen Armen losmachend, hüpfte sie nach der Hinterstube, um Stühle für uns zu holen.

Ich benutzte ihre kurze Abwesenheit, um ein wenig den Prediger zu spielen und Marie eine kleine Vermahnung zukommen zu lassen. „Warum das Kind so hart anreden,“ sagte ich, „es war doch so freundlich gegen uns, als es konnte.“

„Aber ich sage ja nie ein hartes Wort zu dem Kinde,“ entgegnete Marie, mich ganz erstaunt ansehend, „ich muß dem Mädchen doch Manieren beibringen.“

Nun, dachte ich, wenn sie wirklich der Ansicht ist, daß sie vorhin freundlich mit dem Kinde geredet hat, so möchte ich sie wohl einmal hören, wenn sie zornig ist. Nachdem wir uns niedergesetzt hatten, frug ich: „Ist Hänschen ebenso artig geworden, wie sie groß ist?“

„Ei nun,“ antwortete Frau Ruffel, „das könnte wohl besser sein.“

„Aber Mutter, habe ich nicht heute Nummer Eins auf der Schule bekommen!“ rief Hänschen.

„Ich glaube, Marie,“ brummte Hogenberg, „daß Hänschen bereits besser lies't und schreibt, als Sie es jemals gekonnt haben.“

„Ei was,“ erwiederte Marie, „sie wird es ebenso gut wieder vergessen, wie ich; ich war meiner Zeit auch immer die Erste in der Schule und wenn ich freie Zeit hätte, möchte ich auch jetzt noch gerne lesen, aber ich habe nun andere Dinge zu thun und komme höchstens hier und da einmal an ein Komödienbuch.“

„Und,“ frug ich, „die Bibel, die ich Ihnen vor meiner Abreise gegeben habe, lesen Sie da niemals darin?“

„Die Bibel?“ entgegnete Marie, indem sie mich mit großen Augen ansah, „die habe ich gut aufgehoben, als ein Andenken, sie liegt hinten im Kasten und Ruffel nimmt sie immer mit, wenn er nach der Kirche geht; aber ich verstehe nicht viel von den alten Historien und denke immer, es ist lange her und weit von uns geschehen und sage zu Ruffel, wenn er mich des Sonntags mit nach der Kirche nehmen will: mache es nur gleich für mich mit ab.“ Hier wendete der Mann seinen Kopf und sah die Frau an, als ob er etwas sagen wollte, doch bedachte er sich und schlug die Augen wieder nieder auf die Schuhsohle, an der er grade beschäftigt war.

„Marie,“ frug ich, „was würden Sie von einem Menschen denken, der nichts in seinem Keller hatte, dem aber ein Freund ein Faß des besten Weins sendet und der ihn ungenossen liegen ließe?“

„Was meinen Sie damit?“ frug Marie, indem sie mich mit einem Blicke ansah, der so unschuldig nicht war, wie er sein sollte. Ich wiederholte meine Parabel; sie nahm eine Prise und sagte dann: „Was ich davon denke, ich denke, der Mann trinkt nicht gern Wein; wollen Sie vielleicht auch eine Prise?“

Da saß ich nun mit meiner Predigt, Eilar schüttelte den Kopf und Hogenberg sah mich an, als wollte er sagen: sie versteht Dich, aber sie will Dich nicht verstehen. Wäre ich allein gewesen, so hätte ich keinen neuen Angriff gewagt, aber meine Freunde lächelten über meine Niederlage und das stieg mir in den Kopf. Der Geist christlicher Liebe hatte mich das Werk anfangen lassen und der Teufel gekränkter Eitelkeit trieb mich, es fortzusetzen, aber ich entging dafür auch meiner Strafe nicht.

„Marie,“ begann ich wieder, „es scheint, daß ich mein Beispiel schlecht gewählt habe, aber denken Sie sich nur einmal, Sie hätten Schulden beim Bäcker, bei der Gemüsefrau, oder überall keinen Credit mehr und keinen Groschen im Hause, nun käme Jemand und brächte Ihnen einen Schatz, was würden Sie dann thun? Das Geld verbergen ohne sich darnach umzusehen, oder es zu Ihrem Nutzen verwenden?“

Digitized by Google

Ohne sich zu bedenken, antwortete Marie: „Ich würde zuerst mein sechzehntel Loos erneuern, oder vielleicht, wenn ich genug Geld bekäme, ein Achtel nehmen, übrigens weiß ich gar nicht, was Sie eigentlich wollen? Ich bin weder dem Bäcker, noch dem Schlächter, überhaupt Niemand etwas schuldig; ich bezahle jede Woche prompt, was ich gebraucht habe; wir haben, Gott sei Dank, Arbeit genug, ich und Russel, und ich wüßte Niemand, der an uns etwas zu fordern hätte." Eilar und Hogenberg brachen in lautes Lachen aus und ich biß mir auf die Lippen, doch wollte ich es noch nicht aufgeben.

„Nun," sagte ich, „Sie würden doch in jedem Falle das Geld nützlich verwenden, und handelten Sie anders, so würden Sie thöricht handeln, und war es nun nicht noch viel thörichter, da Sie einen Schatz haben, der viel größer ist, als alle andern, die Bibel nämlich, daß Sie versäumen, diese zu gebrauchen."

„Ach," antwortete Marie wegwerfend, „man kann sie jetzt sehr billig bei den Buchhändlern kaufen, und die armen Leute kriegen sie ganz umsonst."

„Das ist glücklicherweise wahr," erwiederte ich, „aber was hilft es, wenn man wirklich eine hat und niemals darin liest!"

Aber ohne auf meine Frage zu achten, fuhr Marie fort: „Da gegenüber wohnt Elsbeth, die hat eine von einem Herrn bekommen, der bei der Missionsgesellschaft ist, aber sie kann weder lesen noch schreiben, und sie hat sie für ein paar Bund Rüben der Gemüsefrau überlassen."

„Ach was," sagte nun Eilar, der entweder Mitleiden mit mir hatte, oder sich bei der Geschichte langweilte, „gib Dir weiter keine Mühe, Voll, und sieh lieber einmal, wie hübsch unser Hänschen schon schreiben kann."

Das Kind hatte nämlich sein Schreibbuch soeben aus der Schieblade geholt.

„Und nun sage auch Deine Verschen her, wie ein großes Mädchen," sagte Marie, wahrscheinlich ebenfalls sehr zufrieden, daß unsere Unterhaltung abgeleitet wurde. Ohne sich zu zieren, erfüllte Hänschen das Verlangen und trug einfach und natürlich ein paar kleine Gedichte vor.

„Nun, das ist prächtig," sagte Eilar, als es geschehen war, „und nun habe ich Dir auch etwas Hübsches mitgebracht; sieh einmal hier." Damit holte er ein paar kleine Ohrbehänge hervor."

„Sieh' mal, Mutter, Mutter, sieh' mal!" rief Hänschen in fröhlicher Ausgelassenheit, zu Frau Russel hüpfend.

„Ei sieh' mal an," sagte diese, indem sie die Gehänge andächtig betrachtete, „genau solche hatte ich auch, als ich ein heranwachsendes Mädchen war. Und Du bedankst Dich nicht einmal, dummes Ding!"

„Danke, Onkel," sagte das Kind, indem es seinen allerliebsten Mund Eilar hinhielt.

„Ich habe kein Geld, wie Onkel Eilar, um solche schöne Sachen zu kaufen," sagte Hogenberg, „aber ich komme doch auch nicht mit leeren Händen," und damit brachte er ein paar schönverzierte Bonbons zum Vorschein, die er wahrscheinlich bei irgend einem Gastmahl mitgenommen hatte.

Ich für mein Theil fügte ein Stück Honigkuchen mit Mandeln hinzu.

Von unserer Absicht, das Kind hinwegzunehmen, ließen wir bei unserem Besuch kein Wort fallen. Wir hatten beschlossen, daß Marie unseren Plan nicht früher erfahren solle, als bis ich die Antwort von Madame Silbermann hatte und das Kind dort hinbringen wollte. Ich war überzeugt, sie werde sich trotz des Verlustes leicht in die Sache fügen, da ich wußte, daß ihr Herz nicht an Kindern hing, wofür der Umstand zeugte, daß sie ihre Tochter, welche nach der Großmutter Gertrud hieß, bereits sehr früh in einen Dienst gethan und sich sehr rasch über den Tod ihres zweiten Söhnchens getröstet hatte. Auch war mir nicht entgangen, daß eine große Katze, die während unseres Besuches nicht von ihrer Seite gewichen war, so sehr ihr Herz besaß, daß sie sich in ihrer Gesellschaft leicht über den Verlust jeder andern trösten würde.

Nach Ablauf des Besuchs begaben wir uns wieder in den Gasthof zu unsern Freunden. Nach dem Essen fiel uns das Scheiden recht schwer und ich kehrte langsam nach meinem einsamen Schlickdorf zurück.

Seitdem bin ich mit der Vorsteherin der Erziehungsanstalt in Briefwechsel getreten und die Sache ist bereits soweit in Richtigkeit, daß ich unser Hänschen gleich nach den Sommerferien dort hinbringen will; ich freue mich schon auf die kleine Reise, welche

Digitized by Google

ich bei dieser Gelegenheit mit unserem Pflegekinde machen werde.

* * *

Aus der Antwort auf den vorstehenden Brief.

Es versteht sich von selbst, daß ich blindlings alles unterschreibe, was Ihr in Betreff unseres Pflegekindes beschließt und ausführt, und ich sende heute einen Wechsel an Hogenberg, woraus Ihr das, was ich beizutragen habe, entnehmen und den Rest in der allgemeinen Casse aufbewahren könnt, um etwa Fehlendes zu ergänzen. — Du erinnerst Dich vielleicht eines gewissen Flink, der in der Universitätsstadt eine Zeit lang in meiner Nachbarschaft wohnte; diesen Mann habe ich hier wiedergetroffen und nachdem ich mehrmals mit ihm in Berührung gekommen war, bat er mich, ihm einen tüchtigen Advocaten in unserer Hauptstadt zu empfehlen, da er eine wichtige und bedeutende Angelegenheit dort zu ordnen habe. Ich dachte natürlich an unseren Freund Hogenberg und habe ihm denselben empfohlen, in der Hoffnung, daß die Angelegenheit, welche er besorgen soll, derart ist, um ihm Vortheil und Ruf zu verschaffen. — Um wieder auf unser Pflegekind zurückzukommen, so kann ich nicht verschweigen, daß mir die Art und Weise, wie Ihr seine Erziehung leitet, einige Sorge macht. Du wirst der Ansicht sein, und nicht ohne Grund, daß ein junges, hübsches und elternloses Mädchen in jedem Stand der Verführung bloß gestellt ist, und dies vielleicht um so mehr, je tiefer sie auf der Gesellschaftsleiter steht. Ohne Zweifel konnte Häuschen nicht bei Marie Lammert und mit diesem Beispiel vor Augen bleiben, aber wäre es nicht besser gewesen, sie irgendwo auf ein Dorf bei braven Leuten unterzubringen, wo sie genug Anleitung und Unterricht erhalten hätte, um eine passende Frau für einen tüchtigen Handwerksmann, einen Dorfschulmeister oder dergleichen zu werden? Ist nun nicht zu fürchten, daß sie auf ihrer Schule Kenntnisse erwerben wird, die sie in eine Sphäre führen, in welcher sie sich später nicht wird bewegen können, ohne die Gefahr, sich die Flügel zu sengen und das Sprichwort wahr zu machen, je höher der Flug, desto tiefer der Fall, und dann würdet Ihr, die Ihr sie auf diesen Weg gebracht habt, wahrscheinlich eine traurige Figur spielen. Wie es scheint, hat Johann Bleich die Geschichte seiner Frau gar nicht erzählen dürfen. Wie die Gräfin Eilar und Frau Zirik darüber denken, ja, ob sie überhaupt von der Sache etwas erfahren haben, bleibt noch die Frage, und was nun, wenn diese Damen später dahinter kommen und die Sache ungünstig aufnehmen? Die Gefahr, die ich fürchte, hängt nicht nur über den Männern der genannten Damen, sondern jeder von uns, der später einmal heirathet, ist in der Lage, daß durch eine verkehrte Auffassung des Vorgefallenen häuslicher Verdruß entstehen kann. Du wirst sagen, daß ich die Dinge etwas düster ansehe und ich selbst wünschte von Herzen, meine Vorhersagung oder vielmehr meine Befürchtung werde durch den Erfolg Lügen gestraft. Viel, wenn nicht Alles, wird davon abhängen, welcher Art die Eindrücke sind, die unser Pflegekind in der Pension erhält und von der Stellung, die man ihr später anweisen wird.

Achtes Capitel.

Im Beginn dieses Capitels müssen wir den Leser ersuchen, abermals einen Zeitraum von einigen Jahren mit uns zu überspringen. Wir führen ihn alsdann in eine freundliche Gegend, in deren Mitte sich eine geräumige Dorfkirche erhebt, deren Thurm zwar keinen besondern Baustil zeigt, die aber nichtsdestoweniger in der friedlichen Landschaft einen sehr malerischen Eindruck macht. Bei der Kirche, die auf einem etwas hügelichen Grunde steht, befindet sich der Friedhof, der mit einer alten, hier und da zerbröckelten Mauer umgeben ist. Um die Kirche herum und nach verschiedenen Seiten hin ist der ziemlich breite und gut erhaltene Weg von hübschen Häusern eingefaßt, in welchen sich Kramläden und Handwerkswerkstätten befinden. Viele dieser Häuschen, sowohl hier als in den Seitenstraßen, sind mit kleinen Gärtchen versehen; weiter hinauf, längs des Weges, zeigen sich von Abstand zu Abstand größere und kleinere Häuser mit Gärten, aus deren Bau und Anlage sich der Vorbeigehende eine Vorstellung von dem größeren oder geringeren Geschmack der Eigenthümer machen kann. Wenn man den Kirchhof durch die kleine Thür an der Nordostseite verläßt, so findet man auch hier auf beiden

Digitized by Google

Seiten eine Reihe von großen Bauernwohnungen und Scheuern, Gärten mit Obstbäumen, an welche sich Kartoffelfelder anschließen, die in Verbindung mit großen Kornäckern an den Tannenwald reichen, der den Hügel bedeckt und bis an dessen Fuß sich erstreckt.

Wenden wir den Blick von der Landschaft nach einem einzelnen Hause, welches sich in unserer Nähe, dicht bei der Kirche befindet und von einem geräumigen Blumen-, Gemüse- und Baumgarten umgeben ist. Es ist das Pfarrhaus, welches reinlich und freundlich zwischen den Bauernhäusern hervorleuchtet.

Eine sorgfältig gepflegte Straße zweigt sich von der Kirche ab; die eine Seite führt in einer kleinen Entfernung nach einer sehr geschmackvollen Villa, welche zwischen den dunklen Bäumen hervorblickt. Der andere Theil der Straße windet sich bis zum Eingange eines großen Parkes, der sich um ein massiv gebautes stolzes und doch zierliches Schloß zieht. Die Kirche gehört der Gemeinde des Dorfes Hartenstein, auf dem stattlichen Schlosse zu Hartenstein wohnt gegenwärtig die verwittwete Gräfin von Eilar; während die Villa von ihrem Stiefsohne, dem Grafen Louis von Eilar bewohnt wird, und in dem Pfarrhause hat der wohlehrwürdige Herr Gerhard Voll seinen Sitz aufgeschlagen.

Der Vater unseres Freundes Louis von Eilar hatte die Familienbesitzungen bereits sehr verschuldet übernommen und erst nach dem Tode seiner ersten Gattin war er zur klaren Einsicht seiner Lage gelangt. Aus diesem Grunde geschah seine Vermählung mit einem sehr reichen Fräulein von niederem Adel, eine Verbindung, bei welcher der Verstand vorgewaltet hatte, aber der Tod überraschte ihn, bevor es ihm gelungen war, die auf seinem Eigenthum lastenden Schulden alle zu tilgen. Seine zweite Gattin hatte ihm inzwischen noch einen Sohn geschenkt, welcher Moritz hieß. Es ist seiner bereits früher einmal Erwähnung geschehen.

Louis von Eilar, der Erbe der väterlichen Besitzungen, sah sich genöthigt, sehr einfach und zurückgezogen zu leben, um nicht auf's Neue in drückende Verhältnisse zu gerathen. Bei seinen vielen geistigen und körperlichen Vorzügen würde es ihm leicht gewesen sein, ebenso wie sein Vater, sich durch eine reiche Heirath allen Sorgen zu entziehen, aber er hatte sein Herz einem unbemittelten Fräulein aus gutem Hause geschenkt, und nach seiner Vermählung, mit seiner Stiefmutter die Einrichtung getroffen, daß diese das Stammhaus Hartenstein bewohnte und er sich in Klein-Hartenstein, der erwähnten hübschen Villa, niederließ. Hier brachte er nun sein Leben schon mehrere Jahre in stiller Genügsamkeit hin und er hatte die Freude, den Zeitpunkt nicht mehr fern zu wissen, wo er seine Besitzthümer schuldenfrei gemacht haben würde. Nur ein Umstand trübte zuweilen das Glück der Bewohner von Klein-Hartenstein. Die Gräfin hatte ihrem Gemahle keine Kinder geschenkt, und Louis von Eilar hatte bereits die Hoffnung auf Familie aufgegeben. Um so inniger schloß er sich an seinen jüngeren Stiefbruder an und ließ sich dessen Erziehung auf das sorgfältigste angelegen sein. Wir kennen das Versprechen, welches Eilar seinem Freunde Voll gegeben hatte. Kaum hatte der alte Prediger von Hartenstein eine Versetzung erhalten, als Voll durch seinen Freund an dessen Stelle berufen wurde. Es versteht sich von selbst, daß er freudigst und dankbar dieselbe antrat. Er hatte sich dann so gewissenhaft mit dem Unterrichte des jungen Moritz von Eilar befaßt, daß dieser sehr ehrenvoll in die Akademie aufgenommen und nach Verlauf seiner Studien daselbst zum Artillerieofficier befördert worden war.

Voll war noch immer nicht verheirathet, obgleich er nicht ganz allein lebte. Kaum war er nach Hartenstein berufen, als seine einzige Schwester Magdalene, welche, so lange er in Schlickdorf war, keine Lust verspürte, ihren Geburtsort zu verlassen, sich sogleich bereit erklärte, seine Haushaltung zu führen. In wie fern die Hoffnung, zu Hartenstein mit vornehmen Leuten zu verkehren, ihren Entschluß beeinflußte, werden wir bald beurtheilen können, wenn wir das Gespräch belauschen, welches sie mit ihrem Bruder führt, während sie bei ihm auf einer Bank von Latten sitzt, welche um den Stamm einer Traueresche geschlagen und von der Blätterkrone des Baumes überschattet ist. Voll ist in die Lectüre einer theologischen Zeitschrift vertieft, aber man kann aus der Art, wie er seine Pfeife

Digitized by Google

dazu raucht, abnehmen, daß er nicht mit voller Aufmerksamkeit bei der Lectüre ist. Die Schwester ist beschäftigt, einen der schwarzen Strümpfe ihres Bruders zu stopfen. In den Blicken Boll's läßt sich leicht einige Unruhe erkennen, wenn er von Zeit zu Zeit nach der Landstraße sieht.

„Mir scheint, Du bist sehr ängstlich, daß der Brief nicht kommen wird," bemerkte seine Schwester in einem Tone, der nicht frei von einer gewissen Schärfe war.

Aber wir vergessen ganz, daß es schicklich ist, die Person von Fräulein Magdalene Boll, oder Fräulein Lenchen, wie sie in der Umgegend genannt wird, bevor wir sie sprechend einführen, dem Leser vorzustellen. Fräulein Lenchen war ungefähr zwei Jahre älter als ihr Bruder und befand sich bereits nahe dem Lebensalter, in welchem man sie für eine alte Jungfer erklären konnte. Was ihr Gesicht betraf, so war sie ihrem Bruder Gerhard sehr ähnlich und hatte daher keinen besondern Anspruch auf Schönheit; dabei fehlte ihr noch jener gutmüthige Zug, der seine Häßlichkeit vergessen machte, und ihre beweglichen Augen, denen selbst in der zahlreichsten Gesellschaft nichts entging, erhöhten keineswegs ihre Reize. Sie trug augenblicklich ein dunkelfarbenes Kleid, einen alten Strohhut und Handschuhe mit abgeschnittenen Fingerspitzen, welche letztere sie nie ablegte, so daß Einige behaupteten, sie schliefe selbst damit.

Auf ihre Bemerkung erwiederte der Pastor: „Wundert Dich das? Du weist, daß ich viel auf Hänschen halte; sie ist ein liebes gutes Kind und ich habe lange Zeit keine Nachricht von ihr gehabt."

„Ich kann nicht begreifen, wie Dir an einem Findelkinde, das Du jedes Jahr einmal siehst, so viel gelegen sein kann."

„Ich finde keinen Grund," entgegnete Boll, „daß man sie gering achten soll, weil sie ein Findelkind ist, denn jedenfalls würde sie, wenn man für gut befunden hätte, ihren Rath zu verlangen und sie im Stande gewesen wäre, denselben zu geben, einen andern Weg gewählt haben, um ihren Lebenslauf zu beginnen. Ebenso wenig sehe ich ein, wie Du Dich darüber verwundern kannst, daß ich dem lieben unschuldigen Wesen zugethan bin, da ich doch mit für dasselbe gesorgt habe, fast von Anbeginn ihres Lebens an."

„Ja," entgegnete seine Schwester, „daß Du Dich selbst in Sorgen gesteckt hast für das Geschöpf, das ist nicht zu verkennen, aber wozu war das nöthig? Wozu sind die Findelhäuser da, wenn man die Kinder nicht hinbringt?"

„Streng genommen," antwortete Boll, „kann man nicht sagen, daß das Kind ein Findling sei, da es uns, es sei nun aus Irrthum oder aus einem andern Grunde, der bis heute noch nicht aufgehellt ist, in das Haus gebracht wurde."

„Ich an Eurer Stelle hätte es ganz still wieder fortbringen lassen," sagte Lenchen, „und ich bleibe dabei, daß Du ein großer Narr warst, Dich in die Sache einzulassen."

„Das ist möglich," entgegnete Boll, „und ich will darüber nicht streiten, da ja doch nur der achte Theil der Narrheit auf meine Rechnung kommt; jedenfalls muß ich die Folgen derselben tragen und habe alle Ursache, dankbar zu sein, daß diese bis jetzt noch so glücklich ausgefallen sind."

„Du bist selbst arm und willst andere ernähren," fuhr die Schwester fort.

„Ich habe nie gehört, daß die arme Wittwe, die ihren Pfennig opferte, deshalb getadelt wurde," sagte Boll.

„Es ist ein großer Unterschied," erwiederte Lenchen, „ob man einen Pfennig gibt oder jährliche Beiträge anschaffen muß für ein Geschöpf, das uns nichts angeht. Du ziehst Dich selber aus, um die Mamsell wie eine Prinzessin auszustatten."

„Hat es Dir oder mir jemals an dem Nöthigen gefehlt?" frug Boll.

„An dem Nöthigen?" entgegnete seine Schwester; „nun ja, was Du das Nöthige nennst. Ich habe Mühe genug, um mit dem Bischen, was Du mir für den Haushalt gibst, zu sorgen, daß wir keinen Hunger leiden, und ich schäme mir oft die Augen fast aus dem Kopfe, wie Du mit umgewandtem Rock und gestopften Strümpfen umherläufst. Ich bleibe dabei: das Geld, das Du an das Mädchen wendest, ist ein Diebstahl, den Du an Dir selbst begehst."

„So viel ich weiß," versetzte Boll, „ist noch Niemand solchen Diebstahls wegen in's Zuchthaus gekommen."

„Nun, wenn's Dir recht ist, so vernachlässigt auszusehen, mir ist es einerlei, aber ich leide auch darunter, und ich sage nur, es ist hart, daß ich in alten verschossenen Kleidern herumlaufen muß und Fräulein

Digitized by Google

Hänschen wie eine Prinzessin herausgeputzt wird."

„Das ist nun schon das zweite Mal, daß Du das Wort Prinzeß gebrauchst," entgegnete Voll, „und ich weiß nicht, woraus Du schließen willst, daß das Kind prächtiger gekleidet sei, als es sich für seinen Stand schickt. So viel ich höre, sieht sie immer nett und manierlich aus, und das ist alles."

„Ich weiß wahrhaftig nicht," versetzte Lenchen, „was Du mehr für das Mädchen thun solltest, wenn Du selbst der Vater wärest, und die Menschen müssen wirklich denken, daß Du ihr nicht ganz fremd bist."

Ein peinlicher Ausdruck verbreitete sich über das Gesicht des Pastors und er war nahe daran, seiner Schwester eine scharfe Antwort zu geben; er wußte jedoch den Aufruhr seiner Gefühle zu unterdrücken und sagte mit einem allerdings erzwungenen Lächeln: „Wer geneigt wäre, solche Albernheiten zu glauben, dürfte nur ihr liebes Gesichtchen mit meiner Fratze vergleichen und er würde einsehen, daß man, wie die Schrift sagt, nicht Weintrauben kann von Disteln ernten. Ich habe Dir schon so oft gesagt, liebe Schwester, daß Deine Klagen über meine Ausgaben übertrieben sind, Du weist wohl, daß Hänschen mehrere Pflegeväter hat, die reich sind und daß ich nur einen kleinen Theil zu der Summe beitrage, mittelst welcher für sie gesorgt wird."

„Ja," antwortete Lenchen, „das weiß ich, aber ich weiß auch, daß unter den Reichen welche sind, die sich aus der Sache ziehen und daß somit die größte Sorge doch auf diejenigen fällt, die am wenigsten im Stande sind, sie zu tragen. Widersprich nur nicht! Deine Gesichtsfarbe verräth Dich und ich sage Dir, Du bringst Dich und mich des Mädchens wegen noch an den Bettelstab."

Wirklich war Gerhard stark erröthet, denn seine Schwester hatte nicht in allem unrecht; jetzt sagte er: „Du würdest anders reden und gleichfalls für das Kind eingenommen sein, wenn Du sie nur einmal kennen lerntest und beobachtetest, wie vortheilhaft sie sich an Seele und Leib entwickelt hat."

„Ich bin durchaus nicht neugierig auf diese Bekanntschaft," sagte Lenchen in spitzem Tone.

„Das thut mir leid," entgegnete Voll, „denn ich hatte grade gedacht, daß es Dir nicht unangenehm wäre, wenn sie einmal auf ein paar Wochen hierher käme, um unser einfaches Leben ein wenig aufzuheitern."

Nach dem was vorangegangen war, mußte der gute Mann nach diesen Worten auf einen Ausbruch übler Laune bei seiner Schwester vorbereitet sein und er blickte sie deshalb mit etwas Besorgniß an.

„Warum nicht gar!" rief sie aus, indem sie ihn mit Blicken fast durchbohrte; „das fehlte noch, daß Du das Bettelkind in's Haus nehmest, um uns völlig auszusaugen. Gott stehe mir bei, vielleicht willst Du sogar Deine Frau oder noch etwas schlimmeres aus ihr machen, aber das muß ich Dir denn doch voraussagen, bevor so etwas geschieht, ziehe ich von hier fort, denn ich will einen solchen Scandal nicht in meiner Gegenwart dulden."

Voll sah ein, daß er seine Ruhe nicht verlieren dürfe und nachdem er sich langsam eine neue Pfeife gestopft hatte, sagte er: „Stelle Dich doch nicht schlimmer an, als Du bist! Wenn ich überhaupt wetten wollte, so würde ich es darauf thun, daß Hänschen noch keine Woche hier sein wird, so bist Du mehr von ihr eingenommen als ich."

„Also ist es wirklich Dein voller Ernst mit der Absicht, sie zu Dir zu nehmen?" frug Lenchen, indem sie ihn mit ein paar Augen ansah, in welchen außer der Ueberraschung auch eine gewisse Angst zu lesen war.

„Sie zu mir nehmen, nein," antwortete ihr Bruder, „sie auf einige Wochen, so lang bis sie eine Stellung findet, in meinem Hause verweilen zu lassen, ja, und ich möchte wohl wissen, warum das Dir oder irgend Jemand anderem Stoff zum Aergerniß geben sollte."

„Keinen Stoff zum Aergerniß!" wiederholte Lenchen, „und wenn die Menschen dann fragen, wer ist das Mädchen, was soll ich dann antworten? Ein gefundenes Kind, das dem Pastor zum zweiten Male in's Haus geschickt wird. Da sollten hübsche Schwätzereien entstehen! Nein, lieber, als ich die anhöre, gehe ich von hier fort."

„Du scheinst nicht zu bedenken," entgegnete Voll, „daß Du grade durch Dein Weggehen Stoff zu bösen Reden geben

Digitized by Google

würdest, während, wenn Du das Mädchen freundlich empfängst und Dich überall mit ihr zeigst, Niemand eine Folgerung zu meinem Nachtheil ableiten wird."

Lenchen triumphirte bei dem Gedanken, daß ihr Bruder selbst die Macht anerkenne, welche sie gegen ihn in Händen habe; sie erwiederte: „Das sei nun, wie es wolle; ich habe keine Lust, mit der Person zusammen hier zu bleiben, und ich sage Dir ein für allemal, Du hast zu wählen zwischen ihr und mir."

Nun nahm Voll einen strengeren Ton an und nachdem er seiner Schwester das thörigte und unchristliche ihrer Handlung auseinander gesetzt hatte, schloß er mit den Worten: „Uebrigens bist Du vollkommen Herrin Deines Willens und sobald es Dir hier bei mir nicht mehr gefällt, kannst Du von hier fortziehen; es wird mir leid thun, aber ich werde mich darein finden müssen."

„Wie? was?" sagte Lenchen, deren Gesicht bleich wurde vor Aerger und Schreck, „Du willst mir, Deiner eigenen Schwester, diesem fremden Möbel zu Liebe, den Stuhl vor die Thür setzen?"

„Ich werde das Mädchen, welches ich keineswegs als ein fremdes Möbel ansehe, sondern als mein Pflegekind, in meinem Hause empfangen, theils aus eigenem Wunsch und Willen, theils meinem Freunde Eilar zu Liebe und ich werde Dir nicht den Stuhl vor die Thür setzen, sondern im Gegentheil sehr erfreut sein, wenn Du mir helfen willst, ihr den Aufenthalt angenehm zu machen und wenn Du sie ein wenig unterrichten willst in den Fächern, die sie auf der Schule nicht gründlich erlernt hat, wie z. B. die Kochkunst und Hausarbeit. Ist Dir ihre Ankunft jedoch unerträglich, so ist das Pfarrhaus zu Hartenstein kein Kerker und Niemand ist gezwungen gegen seinen Willen darin zu bleiben."

„Weiß Eilar von der Sache?" frug Lenchen erstaunt.

„Du weißt, daß sie auch seine Pflegetochter ist."

„Aber warum logirt sie denn nicht bei ihm; er hat Raum genug und wir können Niemand Kost und Wohnung geben, ohne in Ausgaben zu verfallen, die Deine Kräfte übersteigen."

„Er hat," antwortete Voll, „mir mit seinem gewöhnlichen Edelmuth das Nöthige vorgestreckt, um die Kosten zu bestreiten, die uns Hänschen's Aufenthalt verursachen wird."

„So hat er Dir Geld dazu gegeben?" versetzte Lenchen, in deren Augen die Sache nun mit einem Male eine andere Wendung nahm, „und warum hast Du mir das nicht gleich gesagt? Wie mir scheint, denkt die Gräfin von Eilar genau so wie ich über die Sache und will ebenso wenig solch' ein unbekanntes Porträt im Hause haben, denn ich bin sicher überzeugt, daß Eilar nur deshalb das Mädchen Dir auf den Hals schickt."

Voll entgegnete ruhig, daß er die Ursache nicht wisse, weßhalb Eilar das Mädchen nicht in's Haus nehme und setzte dann hinzu, er wolle gleich nach dem Essen zum Tapezirer gehen, um das Zimmer für den zu erwartenden Gast in Ordnung bringen zu lassen.

Lenchen, welche sich vorher den Anschein gegeben hatte, als wolle sie sich durchaus um die Anordnungen zum Empfang des Gastes nicht kümmern, frug nun: „Wie groß ist denn die Summe, die Eilar Dir gegeben hat?"

„Einen Fünfzigthalerschein hat er mir gegeben," antwortete Voll, und er fuhr fort von Möbeln, Gardinen und Tapeten zu reden, die er alle dafür anschaffen wolle.

„Hast Du vielleicht außer dem, was Eilar Dir gegeben hat, noch einen Gewinnst in der Lotterie gezogen?" frug Lenchen, indem sie sich unruhig auf der Bank hin und her bewegte.

„Ei was!" sagte Voll, „was wird ein hübscher Toilettenspiegel wohl kosten, sie muß doch gehörig nachsehen können, ob ihre Locken in Ordnung sind, wenn sie zur Gesellschaft bei der Gräfin Mutter gebeten wird."

„Zur Gesellschaft bei der alten Gräfin?" wiederholte Lenchen.

„Ganz natürlich," entgegnete Voll, „und zum Diner bei Frau von Dortuch, die mir gestern beim Herausgehen aus der Kirche sagte, daß sie mich nächstens mit meiner Schwester und unserem Gaste zu sich bitten lassen werde."

„Bei Frau von Dortuch!" rief Lenchen. „Werden wir dort essen, und weiß sie schon, daß wir einen Gast bekommen?"

„Bei Lichte besehen," fuhr Voll fort; „wenn das junge Fräulein von Dortuch oder die Praley'schen Damen dem Mäd-

Digitized by Google

chen einen Besuch machen wollen, muß sie doch ein anständiges Zimmer haben, um dieselben empfangen zu können."

„Ja, die werden sich hüten," versetzte Lenchen, „ein Geschöpf zu besuchen, dessen Eltern man nicht kennt."

„Ein Mädchen, welches die Ehre hat, in meinem Hause zu wohnen und durch meinen Freund Eilar empfangen zu werden," erwiederte Voll mit Würde, „aber ich weiß gar nicht, wie ich nur so albern sein kann, über diesen Gegenstand mich noch länger mit Dir zu streiten. Du hast vorhin so bestimmt erklärt, daß Du mit dem armen Kinde nichts zu thun haben willst und ich denke daher, daß es Dir ganz gleichgiltig ist, was ich in Bezug darauf beschließe."

„Es kann mir nicht gleichgiltig sein," versetzte Lenchen, „daß Du auf so unsinnige Weise mit dem Gelde umspringen willst, welches nützlicher verwendet werden kann. Weißt Du, wie ich denke; das Beste wird sein, Du gibst mir den Schein, und Du wirst sehen, ich richte Dir eine Fremdenstube her, daß sich keine Prinzessin zu schämen braucht, dort zu wohnen und zu schlafen."

„Du!" rief ihr Bruder aus, indem er die höchste Verwunderung spielte; „ich dachte, Du wolltest nichts mit der Sache zu thun haben?"

„Du verdientest allerdings," antwortete Lenchen, „daß ich mich gar nicht darum bekümmerte, aber ich habe zu viel Anhänglichkeit an Dich, um Dich nicht vor Narrheiten zu bewahren."

„Nun," sagte Voll, innerlich erfreut, daß seine Schwester von selbst dahin gekommen war, wohin er sie haben wollte, „wenn Du mit dem Gelde mehr auszurichten glaubst wie ich, so magst Du es versuchen."

„Und wann erwartest Du das Wunderkind?" frug Lenchen.

„Das werde ich Dir sogleich sagen können," entgegnete der Pastor, der in diesem Augenblicke den Briefträger auf sich zukommen sah. Er nahm aus dessen Händen den erwarteten Brief, öffnete ihn und las laut das Folgende:

„Theurer Vater!

Es hat mich sehr gefreut, durch Ihren letzten Brief gute Nachricht von Ihnen und Vater Eilar zu erhalten; es ist für mich immer wie ein Festtag, wenn ich etwas von meinen Wohlthätern vernehme. Sie können nicht glauben, wie ich mich darauf freue, recht bald bei Ihnen zu sein. Frau Silbermann erzeigt mir zwar alle mögliche Freundschaft, aber in der Ferienzeit, wo alle Mädchen zu Hause sind, ist es hier still und traurig und ich weiß dann oft nicht, ob ich hier nicht sehr überflüssig bin. Auch dürfte es endlich an der Zeit sein, den Beweis zu liefern, daß das, was an meine Erziehung verwendet wurde, nicht ohne Erfolg geblieben ist und daß ich bereits im Stande bin, die Anfangsgründe der französischen und englischen Sprache und manches andere zu lehren; auch bin ich in Handarbeiten, Musik und Gesang weit genug und ich habe schon längere Zeit die Uebungen der jüngeren Eleven in diesen Fächern geleitet. Vielleicht wird Frau Silbermann, sobald eine ihrer Hilfslehrerinnen sie verläßt, mich an deren Stelle engagiren wollen, im Falle meine Pflegeväter damit einverstanden sind."

„Nun siehst Du selbst," sagte Lenchen, indem sie ihn unterbrach, „sie will Hilfslehrerin werden! Denkst Du denn, die Gräfin Eilar und Frau von Dortuch sollten mit einer Hilfslehrerin verkehren wollen!"

„Liebe Schwester," antwortete Voll, „je höher die Damen, die Du da nennst, auf der gesellschaftlichen Leiter stehen, um so weniger Schwierigkeiten wird es ihnen machen, irgend Jemand die Hand zu reichen, der tief unter ihnen steht, vorausgesetzt, daß dieser Jemand gute Manieren hat und eine gebildete Sprache spricht. Man steigt nur dann nicht gern herab, wenn es sich um eine oder zwei Sprossen handelt, und wenn die genannten Damen sich gegen uns Beide stets freundlich gezeigt haben, warum sollten sie es nicht auch gegen Hänschen thun? Du siehst übrigens, daß sich das Kind auch durchaus keine glänzenden Träume schafft; doch nun weiter:

„Ich habe viel von der angenehmen Lage gehört, welche Hartenstein auszeichnet, und ich freue mich darauf, diese schöne Gegend einmal selbst zu sehen, noch mehr aber wird es mich erfreuen, Vater Eilar und Sie wiederzusehen und die Bekanntschaft Ihrer Fräulein Schwester zu machen, die gewiß ebenso lieb und gut ist, wie Sie."

Hier hielt Voll einen Augenblick ein und

sah seine Schwester mit einem schalkhaften Blicke an.

„Steht es so da?“ frug sie, nicht wissend, ob sie lachen oder ein böses Gesicht machen sollte.

„Nimm und lies,“ antwortete Boll, indem er ihr den Brief hinhielt; „aber ich hoffe, daß Hänschen Dich in vielen Dingen hundertmal besser und klüger finden wird, als mich.“

Hierauf las er weiter: „Ich will nur hoffen, daß mein Aufenthalt ihr nicht gar zu viel Last verursachen möge und daß sie mir gestatten wird, ihr in der Haushaltung einigermaßen zur Hand zu gehen, wobei ich bitten würde, daß sie meine Ungeschicklichkeiten nachsichtig beurtheilen und mir manche nothwendige Anleitung zu Theil werden lassen möge. Ich werde nach Ihrem Wunsche nächsten Donnerstag von hier abreisen, und am Nachmittag desselben Tages bei Ihnen eintreffen. Ich zähle die Tage und Stunden, die mich noch von dieser erfreulichen Zeit trennen, und nenne mich in der Hoffnung, Sie bald im besten Wohlsein anzutreffen, Ihre Sie liebende und gehorsame Pflegetochter

H. Siebenstern.“

„Was suchst Du?“ frug Lenchen, als sie sah, daß Boll den Brief von allen Seiten betrachtete.

„Ich suche, was ich nicht finde,“ antwortete Boll; „ein Postscriptum, denn ein Brief von einem jungen Mädchen ohne Postscriptum ist etwas so außergewöhnliches und unerhörtes, daß schon dies allein unser Hänschen für eine außergewöhnliche Frauenerscheinung erkennen läßt.“

„Albernheiten!“ meinte Lenchen, „sie wird nichts mehr gewußt haben und ich dächte, der Brief wäre lang genug.“

„Das ist eben das Wunderbare,“ meinte Boll, „doch lassen wir das bei Seite. Wann willst Du die Möbeln einkaufen?“

„Sie schreibt von Donnerstag,“ antwortete Lenchen, „und heute ist Montag, da bleibt mir wahrhaftig nicht viel Zeit;“ und indem sie aufstand, nahm sie die Strümpfe, die sie indessen fertig gestopft hatte und sagte, während sie in das Haus ging: „Ich will sogleich einmal nachsehen, wie die Besuchstube aussieht.“

Boll blieb noch einen Augenblick sitzen und indem er überlegte, wie gut es ihm gelungen sei, das Vorurtheil seiner Schwester wenigstens soweit zu bekämpfen, seufzte er: „Hoffen wir, daß das gute Kind Gnade finde in ihren Augen und daß Alles sich zum Besten schicke!“ Und indem er von seinem Sitze aufstand, begab er sich langsam in das Haus.

Der bewußte Donnerstag, an welchem Hänschen Siebenstern in Hartenstein erwartet wurde, war gekommen. Die Dorfuhr hatte soeben vier Uhr geschlagen und nachdem unser Pastor eine tüchtige Pfeife gestopft und angesteckt hatte, begab er sich nach der Post, um den erwarteten Gast abzuholen. So sehr er der Ankunft entgegenharrte, war er doch ein wenig unruhig, wenn er an den Empfang dachte, der Hänschen möglicherweise bei seiner Schwester zu Theil wurde. Zwar war Lenchen seit Montag sehr beschäftigt, war zu wiederholten Malen bei dem Tapezirer gewesen, dessen Gehilfe dann mehrmals in geheimnißvoller Weise in das Haus und in die Besuchstube gelassen wurde, geheimnißvolle Gespräche waren geführt worden zwischen Lenchen und ihrer Magd und dann wieder zwischen Lenchen und den Damen Praley, und diese Gespräche hatten jedenfalls Bezug auf Hänschen, denn sie endigten stets damit, daß die Redenden sich auf die Besuchstube begaben. Fragen mochte der gute Boll nicht und da angenehme Ueberraschungen etwas waren, was sehr wenig mit Lenchen's ganzem Wesen harmonirte, so unterließ er es, irgend welche Neugierde zu zeigen und wartete ruhig den Tag ab. Auch jetzt hatte sie seinen Abschiedsgruß sehr kurz und kühl erwiedert.

Als Boll nach der Post kam, sah er den Briefträger, welcher sich mit einer dicken Dienstmagd unterhielt, die an dem Tisch stand, vor dem der Briefträger sich niedergelassen hatte, um sich durch einen kleinen Schnaps zu stärken. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, befanden sich bei der Dienstmagd und jedes von ihnen nagte an einem Zwieback, womit die Wirthin sie beschenkt hatte.

„Wie kommen Sie hierher, Doris?“ frug Boll mit einiger Verwunderung.

„Ich warte auf unsern Herrn, Herr Pastor,“ antwortete Doris, „die Kinder ließen mir keine Ruhe, Herr Pastor, bis ich sie mitnahm, um den Papa am Wagen abzuholen, Herr Pastor. Nun, Carlinchen, sagst Du dem Herrn Pastor

nicht guten Tag, und nimmt Peter seine Mütze nicht ab, vor dem Herrn Pastor? Pfui, wie unartig, das werde ich dem Vater erzählen, wenn der Vater kommt!"

„Also Herr Schnell kommt heute auch mit dem Postwagen?" frug Voll, indem er die verwirrten Haare des kleinen Peter etwas zurückstrich und Karolinchen auf die Wangen klopfte.

„Ja, Herr Pastor," versicherte das Mädchen, „unser Herr hat an einen Herrn geschrieben, daß er heute kommen würde und ich will froh sein, wenn unser Herr wieder hier ist, denn ich kann die Kinder nicht in Ordnung halten, Herr Pastor."

„Aber Schäfchen," sagte der Pastor, „man muß ihnen manches nachsehen, da ihnen die mütterliche Aufsicht fehlt."

„Das sagt der Herr Pastor wohl," sagte Doris, „und Fräulein Lenchen sagte dasselbe, als sie uns gestern begegnete, Herr Pastor; arme Dinger, sagte sie, hättet ihr doch wieder eine gute Mutter, sagte sie."

„So, sagte sie das?" frug der Pastor, und er mußte in Folge eines Gedankens, der unwillkürlich bei ihm aufstieg, lächeln; „nun, sie hatte nicht unrecht und es wäre wohl zu wünschen, daß Herr Schnell wieder eine gute Frau fände."

Es schien, daß dieser Wunsch der guten Doris nicht besonders gefiel; auch der Briefträger mischte sich jetzt in's Gespräch und gab zu erkennen, daß auch er, der seit mehreren Jahren Wittwer war, nicht abgeneigt sei, wieder eine Frau zu finden.

Sie waren noch im Gespräche, als man das Rollen eines Wagens vernahm. Doris faßte jedes der Kinder mit einer Hand und schleppte sie hinaus.

In demselben Augenblicke entstieg dem Wagen ein kleines schmächtiges Männchen mit glänzenden beweglichen Augen und einer braunen Perrücke. Das erste, was er that, war, daß er eine weiße Mütze vom Kopfe nahm und den Hut aufsetzte, den er seither in der rechten Hand gehalten, das zweite, daß er die Zurufe: Papa! von Karolinchen und Peter beantwortete, woraus wir schließen können, daß es der Herr der dicken Doris, der Obereinnehmer Schnell, war.

„Guten Tag, Kinder! Guten Tag, Doris!" rief er. „Guten Tag, Herr Pastor! Ich bringe Ihren Logirgast mit; warten Sie, Fräulein, ich werde Ihnen helfen." Und hierauf wendete er sich um und bot seine Hand unserer Heldin, die bereits vom Wagenfenster aus ihrem Pflegevater Kußhände zugeworfen hatte und nun, ohne beim Aussteigen auf Herr Schnell Rücksicht zu nehmen, heruntersprang und Voll um den Hals flog.

„Willkommen, liebes Kind!" sagte Voll, „ist die Reise glücklich abgelaufen? Conducteur, ist der Koffer des Fräuleins bei der Hand?"

„Der Koffer des Fräuleins!" wiederholte Schnell, indem er dem Conducteur einen gebietenden Blick zuwarf, obgleich dieser bereits beschäftigt war, das Verlangte unter der Lederdecke hervorzuholen. „Und eine Hutschachtel," wiederholte Schnell, indem er sich auf die Zehen hob, als habe er den Conducteur im Verdacht, die Hutschachtel nicht gehörig zu respectiren.

„Hier ist die Hutschachtel," entgegnete der Conducteur, indem er das Gepäckstück hinabreichte. „Haben Sie nicht einen Reisesack gehabt?"

„Einen grünen, worauf eine Katze gestickt ist," antwortete Herr Schnell, und zu Hänschen gewendet, frug er: „Haben Sie sonst kein Gepäck mehr, Fräulein?"

„Ich danke Ihnen, mein Herr," antwortete Hänschen mit einer freundlichen Kopfneigung und dem liebenswürdigsten Lächeln. Der Pastor suchte in seiner Tasche nach einem Trinkgeld für den Conducteur, als er aber sah, daß Hänschen diesem bereits etwas zugesteckt hatte, trug er dem Briefträger auf, das Gepäck nach dem Pfarrhause zu bringen, worauf er selbst sich auf den Weg dorthin mit dem jungen Mädchen begab.

„Ist alles wohl im Dorfe?" frug rasch noch Herr Schnell, nachdem er seinen Reisesack an Doris gegeben und an jede Hand eines seiner Kinder genommen hatte, „und ist Fräulein Lenchen auch wohl?"

„Alles in Ordnung," antwortete Voll, „danke Ihnen!"

„Ich hoffe mich bald in Person davon zu überzeugen," entgegnete der Obereinnehmer; „auf Wiedersehen, Herr Pastor! Ihr Diener, mein Fräulein!"

Nachdem Hänschen ihn nochmals freundlich gegrüßt hatte, ging der Einnehmer quer über den Weg und begab sich nach seiner Wohnung, während Voll seinen

Digitized by Google

Weg mit Hänschen nach dem Pfarrhause fortsetzte.

„Und wie hast Du Frau Silbermann und die anderen Damen verlassen?" begann er das Gespräch.

„Sie sind alle wohl," antwortete sie; „Frau Silbermann hat mir einen Brief für Sie mitgegeben."

„Gewiß um mir auf's Herz zu binden, daß ich Acht auf Dich haben soll," sagte Boll lächelnd, „nun, wir werden ja sehen, was sie schreibt." Nach einer Pause sagte er: „Und Du fragst mich nicht einmal nach Deinem Vater Eilar?"

„Das wollte ich eben thun," antwortete Hänschen, „denn obgleich mir der Herr, der soeben von uns Abschied nahm, bereits über alles Auskunft gegeben hat, so waren seine Nachrichten doch bereits etwas alt und es könnte unterdessen mancherlei geschehen sein. Ist Vater Eilar wohl und die Gräfin auch?"

„Vollkommen!" antwortete Boll und setzte hinzu: „Du hast also bereits die Bekanntschaft meines Freundes Schnell gemacht? Der hat gewiß tüchtig geplaudert?"

„Er war sehr artig und gefällig," entgegnete Hänschen.

„Gib nur Acht," sagte Boll, „er ist Wittwer und wer weiß, ob er nicht ein Auge auf Dich hat."

„Der alte Herr!" rief Hänschen mit einer Naivität, die Boll zum Lachen brachte.

Sie kamen grade beim Kirchhofe an und Hänschen hielt mit einem Ausruf freudiger Verwunderung an, um einen Blick auf die herrliche Gegend zu werfen.

„Nicht wahr, hier ist es schön?" sagte Boll; „nun, Du sollst es eine Zeit lang genießen können, denn hier sind wir beim Pfarrhause und dort steht meine Schwester, die Dich erwartet."

Und wirklich war Lenchen zu nicht geringem Erstaunen ihres Bruders von der Gartenbank, auf der sie gesessen, aufgestanden, um den Ankommenden ein paar Schritte entgegenzugehen, etwas, was sie nur sehr selten und eigentlich nur dann that, wenn vornehme Besuche kamen. Boll fühlte einen Stein von seinem Herzen fallen und dachte, wenn nur der erste Eindruck von beiden Seiten günstig ist, dann wird sich alles finden!

„Nun, Bruder," sagte Lenchen, „bringst Du unseren Gast mit? Ich heiße Sie willkommen, Fräulein Siebenstern, und hoffe, daß es Ihnen hier nicht zu sehr mißfallen wird!" Und indem sie diese Worte mit einem freundlichen Kopfnicken bestätigte, reichte sie dem jungen Mädchen die Hand.

„Ich heiße Hänschen, Fräulein," sagte die Angeredete, während sie die angebotene Hand herzlich drückte und Lenchen auf die Wangen küßte, „und ich hoffe, daß auch Sie mich so nennen werden."

Lenchen gehörte zwar durchaus nicht zu den Gefühlvollen, doch lag in der Ansprache sowohl, wie in der ganzen Haltung des jungen Mädchens etwas so ungemein herzliches und unschuldiges, daß sie sich dadurch bezwungen fühlte und den freundlichen Gruß mit einer Rührung erwiederte, über die sie später selbst erstaunt war.

„Hänschen?" wiederholte Boll in fragendem Ton, „ich dachte, man hätte Dich Jeanette umgetauft."

„Ja, in der Pension," antwortete sie, „aber wenn ich bei meinem lieben Vater bin, höre ich am liebsten den Namen, den er mir ursprünglich gegeben hat."

„Das gefällt mir," entgegnete Boll lachend, „nun, wir werden über dies und anderes wohl noch reden; aber was meinst Du, Lenchen, willst Du nicht vorläufig dem Kinde das Zimmer zeigen, das Du ihm bestimmt hast, damit sie sich ein wenig umkleiden kann; sie wird wohl Hunger haben und mag sich eilen, damit das Essen nicht anbrennt."

Inzwischen brachte der Sohn des Briefträgers das Gepäck, das Dienstmädchen wurde gerufen, um es heraufzutragen. Die beiden Damen verfügten sich nach dem Besuchzimmer und Boll, der doch auch zu wissen verlangte, wie seine Schwester dasselbe eingerichtet hatte, entschloß sich, ihr zu folgen. Die Besuchstube, welche im oberen Stockwerk neben Lenchen's Zimmer lag, hatte eine herrliche Aussicht.

„O, wie wunderschön ist es hier!" war Hänschens erster Ausruf, als sie beim Eintreten durch die Fenster die Landschaft erblickte. Dann aber erinnerte sie sich glücklicherweise, daß zwar nicht die Landschaft, wohl aber die Einrichtung durch Lenchen in Ordnung gebracht war und daher den ersten Anspruch auf ihr Lob hatte; sie ließ daher sofort dem unwillkürlichen Ausruf die

Digitized by Google

Worte folgen: „Welch' ein allerliebstes Zimmer!“

Und wirklich, das Zimmerchen sah allerliebst aus, so hübsch, daß Voll gar nicht begreifen konnte, wie seine Schwester es mit hundert Gulden so hübsch ausstaffiren konnte.

„Wenn es Dir gefällt,“ sagte Voll, „mußt Du meiner Schwester Dank sagen, ihr kommt die Ehre zu, alles hergerichtet zu haben, denn ich habe mich um gar nichts dabei bekümmert.“

„Wenn ich nur dankbar genug sein kann,“ sagte Hänschen, indem sie Lenchen nochmals umarmte.

„Nun ja, es ist so, wie es ist,“ sagte Lenchen, „und da Du es nun gesehen hast, lieber Bruder, hast Du die Erlaubniß, uns allein zu lassen.“

Voll ging und erinnerte nochmals, daß man sich nicht zu lange beim Ankleiden aufhalten möge. Nach ungefähr zehn Minuten kam seine Schwester zu ihm herunter und er frug sie, wie ihr das Mädchen gefalle.

„Wie kann ich darüber jetzt schon urtheilen!“ antwortete Lenchen, die sich nicht gern verrieth, „sie ist kaum angekommen.“

„Aber,“ begann nun ihr Bruder, „wie hast Du das alles in so kurzer Zeit so hübsch fertig bekommen; ich mache Dir mein Compliment darüber, obschon ich es nicht begreife. Hast Du denn noch etwas über behalten von dem Gelde?“

„Freilich,“ antwortete Lenchen, indem sie die Achseln zuckte.

„Doch gewiß nicht viel?“

„Ich weiß nicht, was Du viel nennst;“ sagte sie, indem sie ihn mitleidig und verächtlich ansah, „ich habe im ganzen etwas mehr als sieben Thaler ausgegeben.“

„Was? Und das neue Bett und die schönen Gardinen?“

„Habe ich geliehen von den Damen Praley, deren Bruder, als er von hier fortging, seine Möbeln den Schwestern zur Bewahrung hinterließ.“

Voll konnte sich nicht genug erstaunen, und je weiter er frug, um so mehr mußte er das Geschick seiner Schwester bewundern, die in der That das unglaubliche in der Herstellung des Besuchzimmers geleistet hatte. Sie waren noch beim Besprechen, als Voll's Pflegetochter, völlig umgekleidet, zum Hause herauskam. Hatte Hänschen schon in den bestaubten Reisekleidern hübsch ausgesehen, so war sie nun, in ihrem einfachen Kleide, mit ihren reichen glänzenden Locken, die das fein geschnittene Gesicht so reizend einrahmten, noch viel einnehmender. Ihre feine und doch kräftige Figur, die zarten kleinen Händchen und die niedlichen Füße, die Fröhlichkeit in dem rosigen Gesichte und die Unbefangenheit in Gang und Haltung, alles vereinigte sich, um Hänschen zu einer höchst gewinnenden Erscheinung zu machen.

„Nun?“ fragte Voll, nachdem er sie mit innigem Wohlgefallen betrachtet hatte, „wie gefällt Dir Dein Zimmerchen?“

„Ach, lieber Vater,“ entgegnete sie, „es ist alles viel zu hübsch für mich.“

Lenchen war nun bereits so lange Zeit über freundlich gewesen, daß es ihr geeignet schien, wieder einmal mürrisch drein zu sehen. „Mir scheint,“ sagte sie, „Du solltest das Fräulein ersuchen, daß sie Dich einfach „Herr Pastor“ nennt, wie alle andern Menschen hier thun; was soll man denken, wenn man sie „Vater“ sagen hört.“

„Man könnte höchstens denken, daß ich der Vorstand eines Waisenhauses gewesen sei, sonst nichts,“ antwortete Voll, und versuchte durch ein freundliches Lächeln den ungünstigen Eindruck zu verwischen, den Lenchen's Worte hervorgebracht haben konnten; „aber wirklich, Hänschen, meine Schwester hat nicht ganz unrecht und ich hätte Dich vorher darauf aufmerksam machen sollen, denn so stolz ich darauf wäre, eine so hübsche Tochter zu haben, so würden die Menschen doch sehr verwundert aufsehen, wenn Du mich Vater nennen würdest und noch verwunderter würden sie sein, wenn Du diesen Namen auch meinem Freunde Eilar und dann obendrein noch mehreren anderen Herren geben wolltest. Das würde dann Veranlassung zu Fragen und Erkundigungen geben, die besser unterbleiben. Es dürfte darum wohl gut sein, wenn Du dem Rathe meiner Schwester folgst und mich „Herr Pastor“ und den Grafen Eilar „Herr Graf“ nennst. Du bist mir deshalb doch nicht böse?“ fuhr er fort, indem er Hänschen freundlich ansah, über deren beide Wangen ein paar schwere Thränen herabrollten; „diese Vorsichtsmaßregel hat ja mit unserer Liebe für Dich nichts zu thun.“

„Böse?“ wiederholte Hänschen, tief er-

Digitized by Google

griffen, „ich böse! Auf Sie, von dem ich so viel unverdiente Wohlthaten empfangen, auf Sie, dem ich nie werde vergelten können, was er an mir thut! Aber es wird mir leid thun," fuhr sie fort, indem sie sich vergeblich bemühte, ihren Thränen Einhalt zu thun, „daß ich nun gar Niemand mehr Vater nennen darf."

„Du hast noch einen Vater im Himmel," sagte Boll, „der Dir nie verbieten wird ihn anzusprechen, wenn Du nur darauf bedacht bist, das Vorrecht, sein Kind genannt zu werden, nicht zu verlieren. Und nun laßt uns mit einem dankbaren Herzen genießen, was er uns geschenkt hat. Zu Tische, mein Kind, wir dürfen das Essen nicht kalt werden lassen."

Sie begaben sich in's Innere des Hauses und setzten sich an die einfache Mahlzeit. Mit Vergnügen sah Boll, wie das junge Mädchen sich befleißigte, die Gunst seiner Schwester durch allerlei Handleistungen und Dienste zu gewinnen.

„Fräulein Lenchen," sagte Hänschen plötzlich, „der Herr Pastor hat mir zwar verboten, ihn Vater zu nennen, aber ich hoffe, daß er mir nicht verbieten wird, während meines Hierseins die Aufgabe seiner Tochter zu erfüllen; ich bin nicht gewohnt, die Hände müßig in den Schooß zu legen und wenn Sie mir irgend eine Arbeit zu übertragen haben, so hoffe ich, daß Sie mich nicht schonen und es mir rund heraus sagen werden, wenn ich etwas unrichtig mache."

O die Schmeichlerin! dachte Boll bei sich selbst; ob sie wohl schon die schwache Seite meiner Schwester abgelauscht hat! Lenchen dagegen antwortete: „Wir haben nicht viel Arbeit und ich kann sie prächtig mit dem Dienstmädchen thun; zu Sticken gibt es hier nichts und ich zweifle, ob es Ihnen gefallen würde, sich mit Waschen und Plätten zu beschäftigen."

„Warum nicht?" frug Hänschen, „ich weiß recht gut, daß ich nicht von fremder Leute Güte leben kann und mich selbst ernähren muß. Glückt es mir nicht, als Gouvernante oder Lehrerin, dann hoffe ich doch, daß meiner Hände Arbeit mich soll erhalten können."

„Das ist brav gesprochen," sagte der Pastor, „und ich wollte, daß alle jungen Leute so dächten."

„Ei, ei," versetzte Hänschen, „Sie fangen früh an, mich zu loben und eitel zu machen;" worauf Boll ihr die Versicherung gab, daß er es ihr ebenso gut sagen werde, wenn sie irgend etwas nicht zu seiner Zufriedenheit thun oder sprechen werde.

Die Unterhaltung ging nun einen heitern anregenden Gang, wobei allerdings Fräulein Lenchen nicht unterlassen konnte, von Zeit zu Zeit nach der einen oder andern Seite eine spitzige Bemerkung einfließen zu lassen.

Am Schlusse sagte Boll: „Nun wollen wir, wenn es Schwester Lenchen recht ist, das Tischgebet sprechen, und uns dann bereit halten, um auf Klein-Hartenstein unseren Besuch zu machen, wo Frau von Eilar uns bereits erwartet."

Neuntes Capitel.

Wenn Boll seiner Schwester die Versicherung gegeben hatte, er habe nie gehört, daß die Gräfin Eilar sich gegen den Empfang Hänschens als Gast in ihrem Hause ausgesprochen habe, so war dies vollkommen richtig. Die Gräfin hatte sich weder gegen Boll noch ihren Mann über diese Frage ausgesprochen, und zwar aus dem Grunde, weil Niemand in dieser Angelegenheit sie um ihren Rath gefragt hatte.

Eilar schmeichelte sich durch die Einrichtung, daß Hänschen im Pfarrhause logire, allen häuslichen Unannehmlichkeiten vorgebeugt zu haben, aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth, d. h. ohne seine Frau gemacht und mußte dies sogleich bemerken, als er der Gräfin die Mittheilung machte, daß seine Pflegetochter bei Boll wohnen werde. Gräfin Eilar war kein Fräulein Lenchen, sie brauste nicht auf, sie knurrte und keifte nicht, sie bewahrte bei allen Vorgängen in der Welt eine höchst anständige Ruhe, aber diese Ruhe war oft für denjenigen, den sie anging, weniger erträglich, als es ein heftiges Auffahren gewesen wäre; namentlich übernahm sie gern die Rolle des Schlachtopfers und dieser Liebhaberei gab sie sich bei der geringsten Gelegenheit hin; im Nothfall sogar ohne jede Gelegenheit. Bei Eilar's Mittheilung hatte sie sofort die Vermuthung, daß irgend etwas nicht ganz in Ordnung sein müsse und obgleich sie keine Ahnung hatte, was dies sein könne, so erwiederte sie doch

Digitized by Google

keine einzige Silbe und begnügte sich damit, ein trauriges Gesicht zu machen, einen tiefen Seufzer auszustoßen und leise bedenklich mit dem Kopf zu schütteln. Auf Eilar's wiederholte Frage, was denn in seiner Mittheilung ihr unangenehm sein könne, verharrte sie erst eine Zeit lang in ihrem Stillschweigen und bemerkte dann in gezwungener Weise, daß ihrer Meinung nach der Pastor durch die Aufnahme dieses Logirgastes sehr unvorsichtig handle; zwar käme ihre Meinung nicht in Frage, denn wer bekümmere sich darum, wie ein albernes Geschöpf wie sie über die Dinge urtheile, aber andere verständigere Leute würden es wahrscheinlich unpassend oder unbegreiflich finden, wie Boll, der unverheirathet sei, ein junges Mädchen zu sich in's Haus nehmen könne.

Als Eilar hierauf die Bemerkung machte, daß der wohlbekannte Charakter Boll's und die Achtbarkeit seines Standes, ferner die Anwesenheit seiner Schwester und vor allen Dingen die Beziehung zwischen ihm und seinem Pflegekinde jeder boshaften Auslegung widersprechen müßten, war ihre Antwort, daß jeder verständige Mann und vor allen Dingen ein Pastor sich vor nachtheiligen Gesprächen hüten müsse, und daher wundere sie sich, daß Boll nicht zuerst nachgeforscht habe, wie man über die Sache denken werde; sie sei zwar nicht eingebildet genug, um zu glauben, daß man ihr Urtheil hätte verlangen können, aber man hätte sich doch an ihre Schwiegermutter oder Frau von Dortuch wenden können, die wohl einen richtigen Rath gegeben hätten, allerdings, wenn man sie zu Rathe gezogen hätte; sie würde abgerathen haben; aber man hatte sie nicht zu Rathe gezogen und das war ja auch sehr natürlich, indessen wunderte sie sich, daß Eilar seinem Freunde nicht selbst abgerathen hatte.

Eilar suchte sich so gut als möglich aus der Affaire zu ziehen, indem er sagte, daß es hohe Zeit für Hänschen sei, die Schule zu verlassen, um eine Condition anzunehmen, und daß sie, so lange sie noch keine Bestimmung habe, doch irgendwo und zwar unter guter und gehöriger Aufsicht bleiben müsse, und weil nun von Dohnen außer Landes war, Hogenberg und Zabener unverheirathet, Galter Wittwer, während Bleich seit langer Zeit erklärt habe, nichts mehr von der Sache wissen zu wollen, und Zirik die ihm geschriebenen Briefe unbeantwortet ließ, so konnte das Mädchen für den Augenblick nirgends anders hinkommen, als zu ihm oder zu Boll. Nach dieser Erklärung war Eilar unvorsichtig genug, beizufügen, daß seine Frau das Mädchen wahrscheinlich ungern auf Klein-Hartenstein empfangen hätte, worauf sie sogleich die gegründete Anmerkung machte, daß man sie dann zum wenigsten hätte fragen können. Aber, hatte sie mit dem Tone einer leidenden Märtyrin hinzugesetzt, sie werde ja niemals um etwas gefragt; angenehm würde es ihr allerdings nicht gewesen sein, ein Findelkind, welches durch Studenten in aufgeregter Laune an Kindesstatt angenommen worden sei, als Hausgenossin zu empfangen, doch würde sie sich darin gefügt haben, wie sie sich in so vieles schicke, denn es sei ja ihre Pflicht als Frau, gehorsam zu sein, zu dulden und zu schweigen.

Eilar versuchte die Klagen seiner Gemahlin zu widerlegen, indem er ihr bewies, daß er eben vorausgesehen habe, wie unangenehm ihr dieser Besuch sein werde; aber dieser Einwurf war wieder nicht nach dem Geschmacke der Gräfin und indem sie abermals den Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit annahm, rief sie aus: „Ja, ich bin recht unvernünftig!“

„Nein,“ entgegnete Eilar, „nein, das bist Du nicht, liebe Marie, und das werden wir Alle sehen, sobald Du meine Pflegetochter, wenn sie uns einmal hier besucht, mit Deiner gewohnten Freundlichkeit empfangen wirst.“

Diese Wendung war die beste, die Eilar dem Gespräche geben konnte, denn da die Gräfin wirklich überzeugt war, daß sie ein frommes Schlachtopfer sei und ihre eigenen Wünsche dem Verlangen ihres Mannes hintansetzen müsse, so faßte sie in diesem Augenblicke den klugen Entschluß, den Schützling ihres Mannes so freundlich wie möglich zu behandeln.

An dem Tage nun, an welchem der Pastor mit seinen beiden Damen sich zum Besuche bei seinem adlichen Nachbar bereit machte, saß Eilar mit seiner Frau an einem runden Tische von gegossenem Eisen, der in den reizenden Blumenanlagen dicht beim Hause stand. Während nun die Gräfin noch nicht ganz mit sich im Reinen war, welche Haltung sie dem Besuche gegenüber annehmen solle, erblickte Eilar seinen Freund

Digitized by Google

mit den beiden Begleiterinnen, wie er grade um die Ecke bog und sich dem Hause näherte. Sofort legte er die Zeitung, in welcher er soeben gelesen hatte, aus der Hand, sprang von seinem Gartenstuhle auf und ging mit raschen Schritten den Kommenden entgegen, während Hänschen sich ihrerseits nicht zurückhalten konnte, ihren Begleitern vorauszueilen und ihm um den Hals zu fliegen.

„Willkommen, Hänschen, willkommen, Kind!“ sagte er, indem er sie herzlich auf beide Wangen küßte, „Du siehst ja aus wie das Leben! Guten Abend, Gerhard, guten Abend, Fräulein Lenchen; das ist recht, daß Sie zeitig kommen, und nun,“ fuhr er fort, indem er mit ihnen weiter schritt, „muß ich Hänschen mit meiner Frau bekannt machen. Sieh hier, Marie, das junge Mädchen, über welches ich mit Dir gesprochen habe und das ich von heute an unter Deinen Schutz stelle, ebenso, wie sie der Pastor unter den Schutz von Fräulein Lenchen gestellt haben wird, denn das ist doch für sie mehr werth, als unser Schutz, nicht wahr, Gerhard?“

Obwohl Hänschen ihr Herz ein wenig klopfen fühlte, da sie zum ersten Male in ihrem Leben einer wirklichen Gräfin gegenüber stand, hatte sie doch, namentlich in Folge der freundlichen Vorstellung Eilar's, sich sehr gut ihrer Verbeugung entledigt und Gräfin Marie, auf welche die äußerliche Erscheinung des Mädchens einen günstigen Eindruck machte, hatte ihrerseits das Vorhaben, welches sie gefaßt hatte, zur löblichen Ausführung gebracht, Hänschen die Hand gereicht und ihr mit einem freundlichen Lächeln die Versicherung gegeben, daß es ihr höchst angenehm sei, Jemand kennen zu lernen, von dem sie durch den Grafen bereits so viel gehört habe. Sie ließ es nicht bloß bei dieser Redensart, sondern richtete später, nachdem die Gesellschaft sich gesetzt hatte, in wohlwollendem Tone allerlei Fragen an Hänschen in Bezug auf deren Reise und den Ort, von dem sie gekommen. Darauf frug sie, ob das junge Mädchen die Blumen liebe und als sie eine zustimmende Antwort erhalten hatte, versprach sie nach dem Kaffee mit ihr in dem Garten und in der Orangerie herumzugehen.

Voll war über die freundliche Aufnahme seiner Pflegetochter ganz entzückt und nicht minder freute sich Eilar, obschon er seine Frau genug kannte, um zu wissen, daß ihre Haltung gegen Hänschen wahrscheinlich keine Wallung ihres Herzens, sondern ihrer Erziehung zuzuschreiben war, welche sie gelehrt hatte, Jeden, den sie bei sich empfing, namentlich diejenigen, die sie zum ersten Mal sah, höflich und zuvorkommend zu behandeln. Die einzige, die sich nicht besonders zufrieden fühlte, war Fräulein Lenchen, die bei sich selbst fand, daß die Gräfin sich wohl etwas viel und lang mit dem jungen Hänschen unterhielt und in Folge davon sie, die Schwester des Pastors, fast ganz vernachlässigte. Sie beschloß daher, das Gespräch auf einen Gegenstand zu bringen, in welchem das junge Mädchen nicht zu Hause war, nämlich auf eine Verbindung, zu welcher die verheiratheten und unverheiratheten Damen in Hartenstein zusammengetreten waren, um für die fleißigen Schulkinder Belohnungen und vor allen Dingen alljährlich eine große Christbescheerung zu veranstalten.

In dieser Angelegenheit richtete nun Fräulein Lenchen das Wort an die Gräfin, indem sie frug: „Werden wir nicht in den nächsten Tagen eine Comitéversammlung abhalten müssen?“

„Es hat wohl nicht solche Eile,“ entgegnete die Gräfin.

„Was mich betrifft, allerdings nicht,“ versetzte Lenchen, „die Zusendungen dauern fort und alles geht seinen geregelten Gang, aber Emma Praley meinte, man müsse doch nun über die Anordnung der Verkaufsstellen und über die Verkäuferinnen einen Entschluß fassen und Anna Fix, die alle Zeit ja und Amen sagt zu allem, was aus Emma's Munde kommt, dringt natürlich auch darauf.“

„Nun, es ist mir recht,“ sagte die Gräfin und setzte hinzu: „Haben Sie Fräulein Siebenstern schon von unserem Unternehmen gesprochen, vielleicht wird sie so gut sein, irgend etwas für unsere Lotterie zu verfertigen; daß sie im Stande ist, etwas recht hübsches zu liefern, davon bin ich überzeugt.“

„Ja, das glaube ich selbst,“ sagte Voll, „denn sie hat mir zu meinem letzten Geburtstage eine Brieftasche gestickt, die viel zu hübsch ist, als daß ich sie in Gebrauch nehmen könnte.“

„Also Sie gebrauchen dieselbe nie, Herr

Pastor?" frug Hänschen, indem sie dabei die Lehre befolgte, die sie in Bezug auf die passende Anrede ihres Pflegevaters erhalten hatte, „ich hatte gehofft, daß die Brieftasche schon abgenutzt sei."

„Nun," sagte Eilar, „da lieferst Du zu gute Arbeit; hier habe ich die Cigarrentasche noch, die ich von Dir erhielt, die gebrauche ich täglich und sie ist noch wie neu; übrigens," fuhr er zu seiner Frau gewendet fort, „Du solltest Hänschen ein wenig erklären, um was es sich handelt, damit sie doch weiß, was man von ihr verlangt."

„Natürlich," antwortete seine Frau und während sie den Kaffee, den der Diener inzwischen gebracht hatte, eingoß, erklärte sie Hänschen, daß die Damen nach Art der Engländer eine fancy fair nebst einer Lotterie veranstalten wollten, wozu denn Hänschen, nachdem sie für die gegebenen Aufklärungen gedankt hatte, nach Kräften mitzuwirken versprach.

Fräulein Lenchen hatte während all' dieser Zeit ein saures Gesicht gemacht und unruhig auf ihrem Stuhle gesessen. Die Wendung, die sie dem Gespräche hatte geben wollen, war grade zu dem entgegengesetzten Ziele ausgeschlagen, welches sie beabsichtigt hatte, Hänschen war nach wie vor der Mittelpunkt des Gesprächs geblieben. Das Gespräch kam hierauf auf Musik und die Gräfin frug Hänschen, ob sie sich auch damit beschäftige.

„Freilich beschäftigt sie sich damit," nahm der Graf für Hänschen das Wort, „ja, sie hat sogar alle Anlagen, um es zu großer Bedeutung darin zu bringen, wie ich höre; es ist nur schade, Gerhard, daß sie bei Dir gar nicht üben kann."

„Mir scheint," bemerkte Fräulein Lenchen, „daß ein junges Mädchen in ihrer Lage sich nützlicher beschäftigen könne, als mit Musik."

„Sagen Sie das nicht, Fräulein," entgegnete Eilar, „wenn sie wirklich Talent hat und Unterricht in der Musik geben kann, so wird ihr das sehr zu statten kommen. Es thut mir leid, daß ich nicht früher daran gedacht habe, man hätte sonst recht gut ein Piano miethen können für die Zeit ihres Hierseins."

„O," meinte die Gräfin, welche die Bedeutung des Blickes, den ihr Mann ihr zuwarf, sofort begriff, „das läßt sich einrichten; wir haben hier ein ganz gutes Piano und wenn das Fräulein zuweilen des Morgens kommen will, um sich zu üben, so ist sie stets willkommen."

„Sie sind zu gütig," versetzte Hänschen, „und ich bin in der That in Verlegenheit."

„Das ist gar nicht nöthig," erwiederte Eilar, „die Sache ist abgesprochen und Du findest die Thür offen, so oft Du kommen willst."

„Hast Du lange keine Nachricht von Deinem Bruder Moritz gehabt?" frug Voll, nachdem das Gespräch sich eine Zeit lang über verschiedene andere gleichgiltige Dinge verbreitet hatte.

„Nein," antwortete Eilar, „ich nicht, aber meine Mutter hat einen Brief von ihm erhalten; was darin stand hat sie mir nicht sagen wollen, nur, daß er gesund und fröhlich sei und Euch alle grüßen lasse; aber, um von Nachrichten zu reden, ich hätte fast vergessen, Dir zu sagen, daß kürzlich Nachrichten von Dohnen eingetroffen sind."

„Wirklich?" frug Voll, „und von woher?"

„Von Ispahan, von woher er über Kleinasien und die Türkei die Reise aus Indien zurückmacht. Ich habe die Nachrichten von unserem Freund Hogenberg erhalten; von Dohnen wird den Winter hindurch sich noch im Orient aufhalten und im nächsten Frühjahr hierher zurückkehren."

Nachdem das Gespräch wieder eine Weile fortgegangen war, blickte Eilar plötzlich nach der Landstraße und sagte, indem sein Gesicht einen höchst drolligen Ausdruck annahm: „Liebe Marie, ich kann Dir den Besuch des Herrn Obereinnehmers ankündigen."

Diese Mittheilung machte auf sämmtliche Anwesende einen nicht sehr günstigen Eindruck, denn obgleich Hänschen ihn auf der Reise sehr artig gefunden hatte, so war ihr doch die gegenwärtig versammelte Gesellschaft hinlänglich angenehm, um einen Zuwachs entbehren zu können. Die einzige Person, welche der Ankunft des Obereinnehmers gern entgegensah, war Fräulein Lenchen; sie hatte ein so tiefes Mitleiden mit den mutterlosen Kindern des armen Mannes und dachte bei sich selbst, daß er vielleicht ihretwegen grade diesen Augenblick zu seinem Besuche auf Klein-Hartenstein gewählt habe.

Digitized by Google

Sicherer als diese Voraussetzung ist der Umstand, daß der Herr Obereinnehmer in Verlegenheit gerieth, als er die Gesellschaft im Garten sah; er wußte nicht, ob er umkehren oder bleiben und in welcher Weise er sich benehmen solle, aber der Graf kam ihm entgegen und entriß ihn seiner Verlegenheit, indem er ihm einige Schritte entgegen ging und ihm zurief: „Willkommen, Herr Schnell, treten Sie näher, wenn es Ihnen gefällig ist."

„Ich bitte sehr um Entschuldigung," sagte Schnell; „wenn ich ungelegen komme, will ich sogleich — "

„Machen Sie doch keine Umstände," entgegnete Eilar, indem er einen eisernen Gartenstuhl, der gegen einen Baumstamm lehnte, an den Tisch stellte, „ich heiße Sie nochmals willkommen in Hartenstein. Wie ist es Ihnen auf der Reise ergangen?"

„Ausgezeichnet, Herr Graf," entgegnete der Obereinnehmer, indem er sich auf den Rand des Stuhles niederließ, „ich bin Ihnen sehr dankbar; ich hoffe, daß die Frau Gräfin sich ebenfalls ganz wohl befinden, wenigstens sehen die Frau Gräfin ganz exquisit aus."

„Wenn es mit meiner Gesundheit nur einigermaßen geht, bin ich zufrieden," sagte die Gräfin, welche über das Compliment sehr wenig erfreut war. Auch Hänschen fand die Ausdrucksweise des guten Schnell sehr wenig entsprechend dem feinen aristokratischen Gesichte der vornehmen Dame.

„Waren die Kinder recht froh, Sie wieder zu sehen, Herr Schnell?" frug Lenchen, „die armen Schäfchen werden sich recht nach dem Papa gesehnt haben, sie waren so viel allein."

„O ja, sehr erfreut," antwortete Schnell, „und ich habe von Doris gehört, daß Sie so gütig waren, sie einige Male einzuladen; ich hoffe nur, daß sie weder Ihnen noch dem Herrn Pastor zur Last gewesen sind."

„Aber ich muß Sie um Verzeihung bitten, Herr Schnell," sagte nun Eilar, „ich habe Sie noch nicht gefragt, ob Sie eine Cigarre anzünden wollen," und damit hielt er ihm seine Cigarrentasche hin.

„Der Herr Graf sind zu gütig," sagte Schnell, und indem er die Hand bis dicht an die Cigarrentasche brachte, sagte er, „wenn es nicht unbescheiden ist und wenn" — hierbei sah er die Gräfin an — „es den Damen nicht lästig fällt."

„Glauben Sie mir, werther Herr," sagte Eilar, indem er die Cigarrentasche etwas ungeduldig bewegte, „wenn ich wüßte, daß der Tabacksdampf der Gräfin lästig wäre, so würde ich selbst das Rauchen eingestellt haben. Und nun," fuhr er fort, nachdem Schnell endlich die Cigarre angenommen und angezündet hatte, „was gibt es Neues in der Hauptstadt?"

Das Gespräch drehte sich hierauf einige Zeit um die politischen Neuigkeiten und um den Einfluß, den dieselben auf die Course der Staatspapiere übten und nachdem dies eine Weile gedauert hatte, gab Lenchen dem Gespräche eine andere Wendung, indem sie frug, ob Schnell an sein Versprechen gedacht und etwas für ihre Wohlthätigkeitslotterie mitgebracht habe.

„Ich hoffe, daß die Damen zufrieden sein werden," antwortete Schnell, „es befindet sich noch in meiner Reisetasche;" und hierauf wendete er sich mit der Frage an Hänschen, ob sie sich bereits vollständig von den Strapazen der Reise erholt habe.

Lenchen war wenig damit zufrieden, daß er das Gespräch nicht mit ihr fortsetzte und sagte schnippisch: „In so jungen Jahren weiß man nichts von Müdigkeit."

„Und," setzte Hänschen hinzu, „wäre ich noch so müde gewesen, so würde mich doch diese frische, herrliche Luft und der freundliche Empfang, der mir hier zu Theil wurde, sofort erquickt haben."

„Das Fräulein liebt also das Leben auf dem Lande?" frug Schnell und brachte damit das Gespräch auf einen Gegenstand, der von Voll und Eilar, welche beide große Liebhaber des Landlebens waren, begierig erfaßt und weiter geführt wurde. Zuletzt sagte Schnell: „Wenn solche gelehrte Herren nicht gegen das Landleben eingenommen sind, so darf so ein einfacher Mensch wie ich, ruhig gestehen, daß er wohl mitunter etwas anderes zu sehen verlangt, als grüne Bäume, Kartoffeln und Gras."

„Und Blumen," fügte die Gräfin bei: „soeben wollte ich den Damen den Vorschlag machen, die meinigen einmal zu besehen. Vielleicht aber nimmt vorher noch Jemand eine Tasse Kaffee?"

„Es scheint nicht, liebe Marie," sagte Eilar; „ich werde Sorge tragen, daß, wäh-

rend die Damen durch den Garten gehen, der Kaffee durch einen kräftigeren Trunk ersetzt wird."

Inzwischen war die Gesellschaft aufgestanden und die drei Damen nahmen ihren Weg durch die schönsten Partien des Gartens nach der Orangerie. Hänschen natürlicher Weise entzückt über Alles, was sie sah, besonders aber über die Freundlichkeit, womit die Gräfin sie auf die merkwürdigsten Blumenarten und fremden Gewächse aufmerksam machte und ihr deren Namen und Eigenschaften mittheilte.

Unterdessen hatte der Bediente das Kaffeegeschirr weggenommen und Rheinwein gebracht. Nachdem Herr Schnell denselben gekostet und seine Ansichten über Wein im allgemeinen und diesen im besondern ausgesprochen hatte, sah er ein, daß seine bloße Anstandsvisite nicht länger dauern dürfe und er verabschiedete sich, sobald er das zweite Glas geleert hatte. Von den Damen hatte er schon vorher Abschied genommen.

Das erste Wort, als Boll sich mit Eilar allein befand, war: „Nun, was sagst Du zu unserem Pflegekind?"

„Was ich immer von ihr gesagt habe," antwortete Eilar, „das sie ein allerliebstes Geschöpf ist."

„Wüßten wir nur irgend etwas, was sich für sie eignete," sagte Boll, worauf Eilar ihm in halb verweisendem Ton entgegnete: „Sie ist ja kaum hier, laß uns darüber nicht jetzt schon reden."

Boll versicherte den Grafen, daß er das Mädchen am liebsten immer bei sich behalten würde und sprach dann seine Freude darüber aus, daß die Gräfin sie so freundlich empfangen habe. Eilar's Augen glänzten beim Anhören dieser Bemerkung, denn er selbst war entzückt über die Haltung, welche seine Frau Hänschen gegenüber angenommen hatte. Hierauf frug Eilar, ob Boll den Wein erkenne, den sie zusammen tranken, und nachdem der Pastor erwiederte, daß er ihn schon öfter hier getrunken habe, erzählte der Graf, dies sei die letzte Flasche von dieser Sorte, da die Firma, von der er ihn bezogen habe, aufgelöst, seitdem Galter aus dem Geschäfte Galter und Bleich ausgetreten sei. Von dem jetzigen Besitzer Johann Bleich wolle er nichts beziehen.

Eine Weile unterhielten sich die beiden Freunde noch über den Rückgang und den unheilbaren Leichtsinn ihres Studiengenossen Galter, als die Damen zurückkamen und sich wieder an dem Gespräche betheiligten. Es währte noch eine halbe Stunde, bis Boll zum Aufbruch mahnte und von allen Seiten herzlich Abschied genommen wurde.

„O welch' ein Engel ist die Gräfin!" sagte Hänschen, als sie kaum um die Ecke des Weges gekommen waren, und Boll erwiederte: „Hoffentlich wirst Du stets ihr Wohlwollen verdienen." Bei sich selbst aber dachte er: Möge ihre Illusion nie gestört werden!

Zu derselben Zeit wurde auf Klein-Hartenstein folgendes Gespräch geführt:

„Herzlichen Dank, liebe Marie," sagte Eilar, indem er seine Frau umarmte, „für den freundlichen Empfang, welchen unser Pflegling bei Dir fand. Und nun, wie findest Du das Mädchen?"

„Bitter zu beklagen," war die sehr abkühlende Antwort, „denn in Folge der Erziehung, die man ihr gegeben hat, wird sie keinen Bürgersmann heirathen wollen und ein Mann von Geburt wird sie nicht zur Frau verlangen; aber meine Ansicht ist wahrscheinlich wieder recht albern, und verständige Leute, wie der Pastor und Du, wissen es natürlich besser!"

Vielleicht hat sie recht! sagte Eilar zu sich selbst.

Zehntes Capitel.

Am folgenden Morgen, nachdem das einfache Frühstück vorüber war, saß Hänschen ganz allein in der Laube des Gartens, während vor ihr auf dem Tische ein Haufen Wäsche und Kleidungsstücke lag, durch deren Ausbesserung sie Fräulein Lenchen ihre Geschicklichkeit beweisen sollte. Der Pastor war ausgegangen, um eine kranke Frau zu besuchen, die nach ihm geschickt hatte, und nachdem seine Schwester Hänschen mit dem erwähnten Auftrag beschäftigt hatte, fand sie es angemessen, einmal rasch nach den Praley'schen Damen zu gehen, um diesen mitzutheilen, daß sie gestern mit der Gräfin Eilar eine Comitésitzung verabredet habe. Die Luft war warm; das junge Mädchen hatte ihren Gartenhut abgenommen und ließ die langen Locken los und luftig um den Kopf

hängen. Da sie wünschte, daß Fräulein Lenchen eine gute Meinung von ihrer Thätigkeit gewinnen möge, hatte sie sich fleißig an die anvertraute Arbeit gemacht und nur sehr selten wendete sie einen ihrer Blicke nach der Landstraße und den vorbeigehenden Menschen. Ganz vertieft in ihrer Arbeit hatte sie nicht einmal bemerkt, daß Jemand plötzlich in den Garten hereingekommen war. Freilich konnte das Oeffnen der Gartenthüre kein Geräusch verursachen, denn der Besucher war rasch und gelenkig über die Hecke gesprungen, leise auf dem Grasboden in ihre Nähe gekommen und stand nun plötzlich vor ihr.

Nun erst sah sie auf und der Schreck, oder vielmehr die Ueberraschung, entlockte ihr einen leisen Schrei, der aber sofort wieder unterdrückt wurde. In Wahrheit hatte die Erscheinung nichts schreckenerregendes, denn es war die eines jungen Mannes, wenig älter als sie selbst, wohlgeformt, schlank von Gestalt, mit lockigem braunen Haar, einem zierlichen Schnurrbart, schwarzen Augen, etwas gebräunter Gesichtsfarbe, schneeweißen Zähnen und einem edlen Profil. Dieses wohlgefällige Ganze erschien nicht minder anziehend dadurch, daß es sich in der Lieutenantuniform der reitenden Artillerie zeigte. Der junge Mann, obgleich er keinen Schrei ausstieß, war doch seinerseits nicht minder überrascht, als er an der Stelle einer fünf- oder sechsundvierzigjährigen Jungfrau, die er kannte und die er zu begrüßen dachte, ein junges reizendes, aber ihm ganz unbekanntes Mädchen sah.

Er blieb plötzlich stehen und zog die Füße zusammen wie ein Rekrut, welcher Halt kommandiren hört. Seine zweite und ebenso unwillkürliche Bewegung war, die Hand an die Mütze zu bringen. Da er jedoch gleich darauf fühlte, daß man ein junges Mädchen anders zu begrüßen pflegt, als einen Vorgesetzten, so nahm er seine Mütze ab und sagte mit höflicher Verbeugung: „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Fräulein, ich dachte den Pastor Boll oder Fräulein Lenchen hier zu finden; aber lassen Sie sich nicht stören, wenn ich bitten darf," fügte er bei, als er sah, daß sie von ihrem Stuhle aufgestanden war.

Der Ton, mit welchem diese Worte gesprochen wurden, war so wohllautend und höflich, und der ganze Vorfall so natürlich, daß Hänschen sich sofort beruhigt fühlte. Ueberdies erlangt ein junges Mädchen, namentlich wenn ihre Gedanken und ihr Herz noch völlig unschuldig sind, immer schneller wieder ihre Fassung, als ein junger Mann von demselben Alter. Uebrigens blieb sie in stehender Haltung, als sie ihm antwortete: „Der Herr Pastor ist nach dem Dorfe gegangen und Fräulein Lenchen ist auch nicht zu Hause." Dann, als sie fühlte, daß in diesen Worten ihr Alleinsein im Pfarrhause ausgedrückt war und daß ein Zusammensein mit einem jungen Officier mißdeutet werden könne, fügte sie hastig bei: „Welchen Namen darf ich nennen, wenn sie wiederkommen?"

„Wenn Sie die Güte haben wollen, zu sagen, der Graf Moritz von Eilar, des Herrn Pastors früherer Schüler."

„Wirklich!" rief Hänschen, indem sie plötzlich alle Befangenheit vergaß und nur daran dachte, wie vergnügt Eilar und Boll über die unerwartete Ankunft des geliebten Bruders und Schülers sein würden. „Wie sehr wird der Herr Pastor bedauern, daß er Ihren Besuch verfehlt hat", sagte sie, „aber Sie kommen doch gewiß bald wieder."

Hätte Moritz von Eilar mehr Eitelkeit besessen, so würde er diese Frage, so natürlich und kindlich sie auch gestellt war, doch sehr zu seinen Gunsten haben auslegen können, aber er besaß ein unverdorbenes kindliches Gemüth und nahm Hänschen's Worte in demselben Sinn auf, in dem sie gesprochen waren. „Gewiß werde ich wiederkommen," sagte er, „aber es thut mir leid, daß mein Plan, den Pastor zu überraschen, mißglückt ist."

„Der Herr Pastor wird doch überrascht sein," entgegnete sie, „und jeder wird es sein, denn ich glaube gehört zu haben, daß man Sie erst gegen September hier erwartete."

„So ist es auch," sagte Moritz, „aber ich habe mit einem meiner Kameraden getauscht, dem es im September besser paßte, während es mir gleichgiltig war. Aber nochmals Vergebung, wenn ich Sie gestört habe. Ich habe die Ehre, Sie zu grüßen."

Während Moritz noch sprach, war Hänschen plötzlich der Gedanke gekommen, Boll könne es am Ende übel nehmen, ja vielleicht sogar eine falsche Prüderie und alberne Einbildung von ihrer Seite darin

Digitized by Google

finden, wenn sie Jemand, der als Sohn der Gräfin Eilar, als Bruder des Grafen und als Schüler des Pastors zu den intimsten Freunden gerechnet werden konnte, so unhöflich wieder weggehen ließe, ohne auch nur einen Versuch zu machen, ihn zurückzuhalten. Sie sagte daher etwas zögend: „Ich glaube, der Herr Pastor oder Fräulein Lenchen würden mit mir zanken, wenn ich Sie weggehen ließe.“

Der Officier erröthete und wußte selbst nicht warum, ebensowenig konnte er begreifen, daß ihn etwas in Verlegenheit brachte, was doch so sehr mit seinen eigenen Wünschen übereinstimmte. So weit ging übrigens seine Verlegenheit doch nicht, daß er so unhöflich gewesen wäre, die ihm angebotene Vergünstigung abzulehnen. „Ich habe keine Eile,“ sagte er mit einem fröhlichen Lächeln, „aber ich muß fürchten Sie aufzuhalten; ich habe Sie schon zu lange stehen lassen.“

Hänschen machte eine leichte Verbeugung, setzte sich wieder an ihre Arbeit und blickte so eifrig auf den Halskragen, mit dessen Ausbesserung sie beschäftigt war, als gebe es keine reitende Artillerie in der Welt. Obgleich Moritz ihre Augen nun nicht mehr sehen konnte, so hatte er dafür um so bessere Gelegenheit, ihre feingeformten Finger und die weißen zarten Händchen zu bewundern. Er war viel zu wohl erzogen und in den Formen der großen Welt bewandert, als daß er sich sofort auf den Gartenstuhl, den er herbeigeholt hatte, niedergesetzt hätte. Er stützte sich nur auf die Lehne desselben und hütete sich ebensowohl das junge Mädchen durch langes Anstarren in Verlegenheit zu bringen, wie er es vermied, durch aufmerksames Beobachten der Landstraße sich den Anschein der Langeweile zu geben. Nachdem er eine Zeit lang die nächsten Blumenbeete gemustert hatte, sah er ein, daß ein längeres Stillschweigen von beiden Seiten dem jungen Mädchen eine schlechte Meinung von seiner Höflichkeit beibringen müsse und nachdem er eine Weile darüber nachgedacht hatte, welcher Gegenstand des Gespräches wohl der angemessenste sei, frug er: „Darf ich fragen, ob Sie schon lange hier im Pfarrhause wohnen?“

„Seit gestern erst,“ antwortete sie, indem sie aufsah.

„So, dann darf ich wohl die Frage noch nicht an Sie richten, ob es Ihnen hier gut gefällt?“

„O, sicher gefällt es mir,“ sagte sie, während der Ton, in dem sie sprach, und der helle Blick, womit sie Moritz ansah, bei diesem keine Zweifel aufkommen ließen, ob diese Versicherung aufrichtig gemeint sei; „man ist hier so gut gegen mich,“ fuhr sie fort, indem sie wieder auf ihre Arbeit niedersah.

Moritz dachte bei sich selbst, daß Niemand anders als gut gegen ein so liebes Geschöpf sein könne.

„Ich bin gestern Abend schon auf Klein-Hartenstein gewesen,“ begann Hänschen wieder, während sie fleißig an ihrer Arbeit fortfuhr, „wie allerliebst ist es dort und welch' ein Engel ist Ihre Frau Schwägerin.“

Moritz, welcher die guten Eigenschaften seiner Schwägerin anerkannte, aber sie nicht grade für einen Engel hielt, konnte sich nicht enthalten etwas zu lächeln, während er sagte: „Ich freue mich, daß sie Ihnen so gut gefallen hat. Mein Bruder ist auch ein vortrefflicher Mensch, nicht wahr?“

„Das weiß ich aus Erfahrung,“ sagte Hänschen.

„Sie haben ihn also schon früher gekannt?“ fragte Moritz, einigermaßen erstaunt, aber was ihn noch mehr verwunderte, war der Umstand, daß das Mädchen bei dieser Frage erröthete. Da sie nicht wußte, in wieweit Moritz mit ihrer Geschichte bekannt war, fürchtete sie, sich unvorsichtig benommen zu haben und sie glaubte der Verlegenheit am besten zu entgehen, wenn sie eine unbestimmte Antwort gab und dann das Gespräch rasch auf einen andern Gegenstand lenkte.

„Ich bin dem Grafen von Eilar viel Dank schuldig,“ sagte sie, „aber ich weiß nicht, ob er wünscht, daß darüber gesprochen wird. Ich hatte doch gleich vermuthet, daß Sie der Bruder des Grafen sein möchten, denn ich finde, daß Sie in der That viel Aehnlichkeit mit ihm haben.“

„Ich wünschte ihm in allem gleich zu sein,“ entgegnete Moritz; „aber ich bin in der That verwundert, wie man irgend eine Aehnlichkeit zwischen uns finden kann. Louis ist ein Jupiter, ein Mars, während ich mit meiner dunklen Gesichtsfarbe und dem krausen Haar eher einem Vulkan ähn-

lich bin, obgleich ich glücklicherweise nicht hinke."

„Aber dennoch ist ein Familienzug nicht zu verkennen," begnügte sich Häuschen zu bemerken, worauf Moritz mit einem Lächeln sagte: „Wissen Sie wohl, mein Fräulein, daß Sie sich mir gegenüber in einem großen Vortheil befinden, denn ich bin nicht in der Lage, Ihnen das Compliment zurückgeben zu können, da ich mich nicht erinnere, daß Sie irgend Jemand hier in der Nachbarschaft gleichen und nicht beurtheilen kann, ob Sie Jemand von Ihren Verwandten ähnlich sehen."

„Das will ich gern glauben," sagte sie in einem Tone, der in Scherz begonnen, in Wehmuth endete; „ich habe durchaus keine Verwandte."

„Vergeben Sie mir," sagte Moritz, welcher fühlte, daß er ein gefährliches Terrain betreten hatte, „ich begehe, glaube ich, eine Ungeschicklichkeit, und es ist nicht die erste heute."

„Da ist der Pastor!" sagte plötzlich Häuschen, „und Fräulein Lenchen mit ihm!"

„Moritz!" riefen die beiden genannten Personen aus, als sie grade um die Ecke kommend den jungen Mann erkannten, der freudig auf sie zueilte.

„Nicht wahr," frug er nach den ersten Begrüßungen, „so bald hätten Sie mich nicht erwartet?"

„Nein, wahrlich nicht, und ich freue mich recht, Sie so gesund und fröhlich wieder zu sehen."

Fräulein Lenchen stimmte diesem Ausspruche bei und unter munteren Gesprächen kamen sie nach der Laube, wo Häuschen inzwischen aufgestanden war, um Stühle für die Ankommenden zu holen. Während Boll die vortheilhafte Erscheinung des jungen Mannes in der glänzenden Uniform betrachtete, fiel ihm plötzlich ein, daß dieser vortheilhaft aussehende junge Mensch hier ganz allein bei seiner Pflegetochter gesessen habe und er warf dieser einen etwas besorgten Blick zu. Zwar stellte ihn das unbefangene Lächeln, womit sie ihn begrüßte, völlig zufrieden, aber doch hielt er es für gerathen, dem jungen Mann einen Wink zu geben, daß die gesellschaftliche Stellung des Mädchens zu verschieden von der seinigen sei, um eine Annäherung denkbar erscheinen zu lassen. Während sie sich setzten, stellte er die beiden jungen Leute in möglichst trockenem Tone einander vor und sagte, indem er auf Häuschen deutete: „Fräulein Häuschen Siebenstern, Ihres Bruders Mündel und die meinige."

„Daß wir aber auch alle beide nicht zu Hause sein mußten!" sagte Lenchen, während ihre Augen durchaus keine freundlichen Pfeile auf Häuschen schossen, „hätte ich nur eine Ahnung davon gehabt! Warum haben Sie uns auch nicht wissen lassen, daß Sie kommen würden; ich würde dann gesorgt haben, Sie eine andere Gesellschaft finden zu lassen, als das Fräulein, die Sie nicht kennen."

„Wann sind Sie gekommen?" frug Boll, der das Gespräch auf einen andern Gegenstand leiten wollte.

„Gestern Abend," antwortete Moritz, „und ich wollte mir das Vergnügen machen, Ihnen selbst die Nachricht meiner Ankunft zu bringen. Wenn Fräulein Lenchen es jedoch wünscht, dann werde ich mich in Zukunft anmelden lassen."

„Ich denke, Sie kennen mich besser," entgegnete Lenchen halb lachend, halb verdrießlich, „ich dachte nur weil —"

„Ihre Frau Mutter hat sich gewiß sehr über diese Ueberraschung gefreut," fiel Boll rasch ein, „sind Sie schon in Klein-Hartenstein gewesen?"

„Noch nicht. Mein Bruder ist, wie ich höre, auf einen Tag abwesend und Sie wissen, daß meine Frau Schwägerin nicht gern früh am Morgen Besuche empfängt."

Häuschen hatte inzwischen den Tisch abgeräumt und war mehrmals hin und wieder gegangen. Boll's Fragen nach dem Privatleben des jungen Lieutenants hatten diesen zu vielen Mittheilungen aus den Einzelheiten der Garnison veranlaßt, deren lebendiger Vortrag hie und da mit treffenden Charakterbildern und komischen Bemerkungen gewürzt, Boll und Häuschen in die heiterste Stimmung versetzte, und die letztere fand, daß Moritz von Eilar der angenehmste junge Mann sei, den sie jemals kennen gelernt habe, was freilich nicht viel bewies, denn während ihres Aufenthalts bei Frau Silbermann hatte sie sehr wenig Gelegenheit gehabt, mit dieser Menschensorte zu verkehren.

Die fröhliche Stimmung, in welche das Mädchen gebracht war, währte jedoch nicht länger, als Moritz zugegen war. Nachdem

Digitized by Google

dieser Voll mitgetheilt hatte, daß er einen Freund nach Hartenstein mitgebracht habe, den er nun wieder aufsuchen müsse, nahm er Abschied und enfernte sich. Kaum war dies geschehen, als das Unwetter, welches sich in Fräulein Lenchen's Kopf seit ihrer Zuhausekunft zusammengezogen hatte, über Häns chen losbrach und zwar mit um so größerer Gewalt, je länger es zurückgehalten war. „Hätte ich das voraussehen können," sagte sie, „so wäre ich wahrhaftig zu Hause geblieben und es hätte hier nicht ein so unpassender Vorgang stattgehabt. Ich will nicht hoffen, Fräulein, daß Sie in Ihrer Pension solche Manieren gelernt haben! Visiten anzunehmen von jungen Herren, wenn Sie allein zu Hause sind! Es ist nur zu wünschen, daß Niemand aus dem Dorfe Euch zusammen hat sitzen gesehen. Konnten Sie den jungen Herrn nicht bitten, so lange in's Haus zu treten, oder selbst in's Haus gehen und ihn hier lassen? Ist das schicklich, daß Sie hier mit einem jungen Officier allein sitzen, während wir ausgegangen sind?"

„Nun, nun, Schwester," fiel Voll ein, nachdem er mehrmals vergeblich versucht hatte, die Fluth von Vorwürfen zu unterbrechen; „mir scheint, bevor Du dem armen Kinde Vorwürfe machst und es zum Weinen bringst, sollten wir zuvor untersuchen, ob sie anders handeln konnte, als sie gethan hat. Ich sehe keinen Grund zu Vorwürfen darin, daß sie sitzen geblieben ist, wo sie saß, und den jungen Herrn konnte sie doch auch nicht mit dem Besen wegkehren."

„Ich finde Deine Scherze sehr unpassend," entgegnete Lenchen, „und ich bleibe dabei, daß sie nicht allein mit ihm hier sitzen mußte."

„Und warum nicht?" frug Voll, „ist er ein Wolf, der sie hätte auffressen können? Und wenn das ganze Dorf sie hier hätte sitzen sehen, so konnte Niemand etwas darin finden, daß Moritz unsere Zurückkunft hier abwartete. Wäre sie weggelaufen, so hätte sie dem jungen Mann die Meinung beigebracht, als unterstelle sie seinem Hiersein eine andere Absicht. Je unbefangener man solche Herren behandelt, desto besser."

Häns chen trocknete ihre naßgeweinten Augen, ging zu Lenchen hin und sagte halb schluchzend: „Seien Sie mir nicht böse, liebes Fräulein, ich war selbst unsicher, was ich thun sollte, als der junge Herr so unerwartet vor mir stand."

„Nun," sagte Lenchen, sie zwar nicht abwehrend, aber doch in unfreundlichem Tone, „ich will nicht länger darüber sprechen, da der Pastor ja doch Ihre Partei nimmt; mir kann es ganz einerlei sein, es ist meine Sache nicht, wenn der Pastor gut findet, daß Sie mit sämmtlichen Officieren der Garnison Gespräche führen."

Häns chen fühlte, daß ihre Augen wiederum naß wurden, sie ließ Lenchen's Hand, die sie gefaßt hatte, wieder los und ging in's Haus und auf ihre Stube. Sie hatte früher viel harte Strafen und Verweise von ihrer Pflegemutter erhalten, aber sich nie dadurch so schmerzlich berührt gefühlt, als durch die Vorwürfe, welche die Schwester ihres Wohlthäters ihr machte.

„Du mußt nicht glauben," sagte Voll zu seiner Schwester, als er mit ihr allein war, „daß mir das Zusammentreffen der beiden jungen Leute besonders gefiele, und wenn ich hätte voraussehen können, daß Moritz nach Hartenstein kommen würde, so würde ich Häns chen nicht zu mir eingeladen haben, aber wie die Sache nun einmal steht, müssen wir nicht zu viel Gewicht darauf legen, grade dadurch würden wir dem Kinde Dinge in den Kopf setzen, die nicht hinein gehören; von Mutter Eva an haben alle Frauen nach dem Verbotenen getrachtet und man thut daher am besten, ihnen so wenig als möglich zu verbieten."

„Schöne Lehren für einen Pastor, der berufen ist, die Leute vor der Versuchung zu warnen," sagte Lenchen, indem sie die Beleidigte spielte.

„Mit Deiner Erlaubniß," entgegnete Voll, „wir müssen uns recht verstehen; ich habe beide innig lieb, Moritz und Häns chen, und es würde mir sehr leid thun, wenn ihre Bekanntschaft auch nur eine kurzdauernde Reue in beiden verursachen sollte, aber da wir nun einmal nicht vermeiden können, daß sie sich zuweilen begegnen, so ist es am besten, gar nicht zu thun, als ob wir eines dem andern gefährlich glauben könnten; und um zu beweisen, daß wir Häns chen keiner solchen Albernheit für fähig halten, sich in den Sohn des Grafen Peter von Eilar zu verlieben, wollen wir sie heute Abend mit nach dem Schlosse nehmen."

Digitized by Google

„Was?“ rief Lenchen.

„Gewiß!“ antwortete Boll, „wir dürfen nicht versäumen, sie der Gräfin vorzustellen, welche ein solches Versäumniß leicht übel vermerken könnte und außerdem müssen wir zu der Ankunft ihres Sohnes Glück wünschen. Ich gehe nun, um an meiner Predigt zu arbeiten, sorge Du nun dafür, dem Mädchen ein freundliches Gesicht zu zeigen, wenn es wieder herabkommt, denn es darf heute Abend keine verweinten Augen haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Holbein und seine Zeit.*)

Die schwäbischen Städte Ulm und Augsburg ragten im Mittelalter als bedeutende Stätten der Kunst, besonders der Malerei hervor. Namentlich zeigt sich die Familie Holbein, in welcher sich vom Großvater bis zum Enkel die künstlerische Begabung zur Vollendung steigerte, für die damalige Kunstperiode wichtig. Man hat vielfach angenommen, Hans Holbein, der jüngere und größte des Namens, sei in seiner Jugend in Italien gewesen, da man sich die einfache Schönheit seiner Gestalten nicht anders erklären konnte, als daß er die italienischen Meister an Ort und Stelle studirt habe. Und in der That zeigen seine Menschen eine Reinheit der Form, wie sie den älteren deutschen und niederländischen Meistern nicht eigen war. Der Entwicklungsgang eines Mannes von so großem unvergänglichem Einfluß auf die Blüthe des geistigen Lebens hat immer ein großes Interesse, um so mehr, wenn wir erkennen, wie diese seine Entwicklung im genauen Zusammenhange mit dem allgemeinen Leben seiner Zeit stand. Es war die Periode der Reformation, in welcher Holbein lebte und malte. Die satyrische Richtung wendete sich gegen den Unfug, der in den Klöstern und unter den Geistlichen wucherte, während der tiefere Ernst sich damit beschäftigte, den wahren Kern des religiösen Lebens von seinen Schlacken zu reinigen. Zugleich war es das Zeitalter der größten Entdeckungen und jener Entfaltung des Welthandels, der grade in Augsburg einen seiner Mittelpunkte fand.

Kaiser Maximilian, dieser große Beförderer der humanistischen Bestrebungen, hatte von Jugend an eine Vorliebe für Augsburg. Immer von neuem findet er sich zu längeren Besuchen ein, wird wie gebräuchlich „von den Bürgermeistern mit großer Ehrerbietung und Unterthänigkeit empfangen, von den fürnehmsten Herren des Rathes in sein bestellt Losament mit großem Frohlocken und Jubiliren des Volkes begleitet, und stattlich verehrt.“ Als er seinem Vater in der Kaiserwürde folgte und drei Jahre darauf, 1496, zu Augsburg von Rath und Gemeine die Huldigung entgegennahm, da wird uns ausdrücklich berichtet, „daß die Stadt Ihrer kaiserlichen Majestät von derselben Zeit an zu sondern Gnaden jederzeit wohl befohlen gewesen, und sich auch ihrerseits dem Kaiser wiederum in höchster Unterthänigkeit und Gehorsam stets bereitwillig habe erfinden lassen.“ Mit seiner zweiten Gemahlin, Maria Blanka von Mailand, residirte Maximilian öfters in Augsburg. Im Jahre 1501 hatte er sich, um eine beständige Wohnung zu haben, das Meutinger'sche Haus in der Nähe der Kreuzkirche durch Konrad Peutinger ankaufen lassen. Als ihm dies nicht mehr genügte, wollte er noch ein Fugger'sches Haus an sich bringen, aber der Rath, welcher den mächtigen Mitbürger nicht gar zu fest wollte Fuß fassen lassen, hintertrieb das, und der Kaiser richtete darauf die Domprobstei für sich und seinen Hofstaat ein. „Der Bürgermeister von Augsburg“ wurde Maximilian zum Hohne von König Ludwig XII. von Frankreich genannt.

Ganz als ob er ihres Gleichen wäre, lebte er mit den Bürgern. „Wohlauf und lustig“ verkehrte er mit ihnen. An ihren Festen nahm er „mit großer Demuth“ Theil; ihren Processionen und den Begräbnissen würdiger Persönlichkeiten schloß er sich an.

War so auf der einen Seite der Boden, in dem das Talent des jungen Holbein Wurzel schlug, durch kaiserliche Prachtliebe und Freigebigkeit gut vorbereitet, so fehlte auch auf der andern Seite die geistige Anregung nicht.

Der mächtige religiöse Drang des Volkes, welcher so selten durch die Kirche Be-

*) Holbein und seine Zeit. Von Alfred Woltmann. Erster Band. Leipzig, E. A. Seemann.

Digitized by Google

friedigung fand, mußte sich natürlich der Opposition gegen die Kirche bald schwächer, bald entschiedener zuneigen. Schon Wikleff's Lehre hatte seit dem Schlusse des 14. Jahrhunderts viele Anhänger in Augsburg. Wenn sie auch noch so still, ehrbar und eingezogen lebten, die Ketzermeister verfolgten sie doch auf das Heftigste und überlieferten sie dem Feuertode. Auch die Lehre des Huß fand viele Bekenner, die niemals gänzlich auszurotten waren. Und als endlich Luther aufgetreten, gewann die Reformation ganz allgemein Boden, nicht nur beim gemeinen Mann, sondern grade bei denen, die vorzugsweise für verständig und gelehrt galten, bei den Rathsverwandten und in den höchsten Kreisen der Stadt, ja selbst unter den Geistlichen und Domherren. Zu dieser religiösen Erregung gesellte sich damals das Interesse für die größten Entdeckungen. Die Kaufleute, die damals durch ihre Factoreien in der Fremde allein die Tagesnachrichten vermittelten, erhielten von den Niederlanden viele neue Zeitungen, wie Vasco de Gama ganz Afrika umsegelt, wie Christoph Columbus Amerika entdeckt, oder, nach des Chronisten Worten, „mit Erlaubniß Ferdinandi, Königs in Hispanien, des Atlantischen Meeres Gelegenheit erfahren." Den Fürwitzigen und Einfältigen erschien das ein seltsam und unerhört Wunderding, die klugen Handelsherren aber wußten es wohl zu benutzen. Augsburger waren die ersten Deutschen, welche selbständig Schiffe ausrüsteten, um am ostindischen Handel theilzunehmen, sie, die Binnenländer, deren Stadt nicht einmal an einem schiffbaren Flusse liegt.

Die Fugger, aus der mächtigsten Zunft, der Weberzunft, die zu Maximilian's Zeit 160 Meister zählte, hervorgegangen, waren die ersten Bankiers nach heutigem Begriff. Um das noch ungewohnte Zinsnehmen vor der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen, ließen sie auf ihre Kosten den aus der Reformationsgeschichte bekannten Dr. Johann Eck aus Ingolstadt, an allen möglichen Universitäten scharfe Disputationen über den Zulaß des Wuchers halten. — Allgemein war der Ruhm der Augsburger Kaufherren anerkannt. Bei allen großen Fragen aus dem Handelsgebiete verlangten Kaiser und versammelte Fürsten auf dem Reichstage ihr Gutachten zu hören und jene sprachen ihre Ueberzeugung stets für volle Handelsfreiheit aus. Schon damals drangen sie mit Entschiedenheit auf gleiches Maß und Gewicht, gleiches Geld, kunstgerechte Straßen, Beseitigung der lästigen Zollschranken im ganzen Reich.

Während dieser Epoche großartiger Entwicklung nun erblickte Hans Holbein in Augsburg das Licht. Zwischen die Jahre, da Afrika umsegelt und Amerika entdeckt wurde, fällt seine Geburt. Die Heimkehr der Augsburger Kaufleute von einem großartigen Handelszuge mit den Portugiesen nach Ostindien gehörte zu den frühesten Nachrichten, die an das Ohr des Knaben schlugen. Die verschiedenen Reichstage, die der Kaiser hier abhielt, zählten zu den ersten frohen und glänzenden Eindrücken seiner Jugend. So war Alles um ihn her anregend. Es waren größere Verhältnisse, die, über spießbürgerliche Localinteressen hinaus, einen weitern Gesichtskreis gestatteten.

Aus der frühesten Periode des künstlerischen Schaffens hat uns Holbein eine Reihe von Zeichnungen hinterlassen, von denen sich siebenzig Silberstiftbildnisse im Kupferstichcabinet des Berliner Museums befinden. Sie bildeten ursprünglich ein Skizzenbuch, das aus dem Besitz der Familie Imhof in den des Herrn von Nagler übergegangen war und später mit dessen Sammlung vom preußischen Staat erworben ward. Hier finden wir die ersten Proben von Holbein's Kunst, und zwar in derselben Technik, die sein Vater mit solcher Meisterschaft ausübte. Zu Kopenhagen, im Kupferstichcabinet, sind sechsundzwanzig meist beiderseits mit Darstellungen versehene Blätter eines ähnlichen Skizzenbuches erhalten, unter denen, nächst den Bildnissen, auch noch allerhand sonstige Studien vorkommen. Seit Kurzem ist diese ganze Folge in Photographien herausgegeben. Hier wie in Berlin gebührt das Verdienst, auf diese Arbeiten aufmerksam gemacht zu haben, dem Freiherrn von Rumohr, welcher ihren wirklichen Urheber zuerst nannte, während sie an beiden Orten bis dahin für Skizzen von Dürer gegolten hatten, wie dies noch heute in einigen andern Sammlungen der Fall ist.

Holbein, der größte Bildnißmaler seiner

Zeit, zeigt sich als solcher schon in diesen ersten Versuchen. Da geht er über Alles, was seine heimischen Zeitgenossen, sogar Dürer nicht ausgenommen, vermögen, weit hinaus. Es ist dieselbe Technik, die schon sein Vater handhabte. Er selbst aber übt sie aus mit unvergleichlicher Leichtigkeit, Gediegenheit und Feinheit, wie die beiden hier eingefügten Zeichnungen beweisen. Das Leben weiß er mit wunderbarer Sicherheit festzuhalten und bis in ihre feinsten Züge belauscht er die Charaktere.

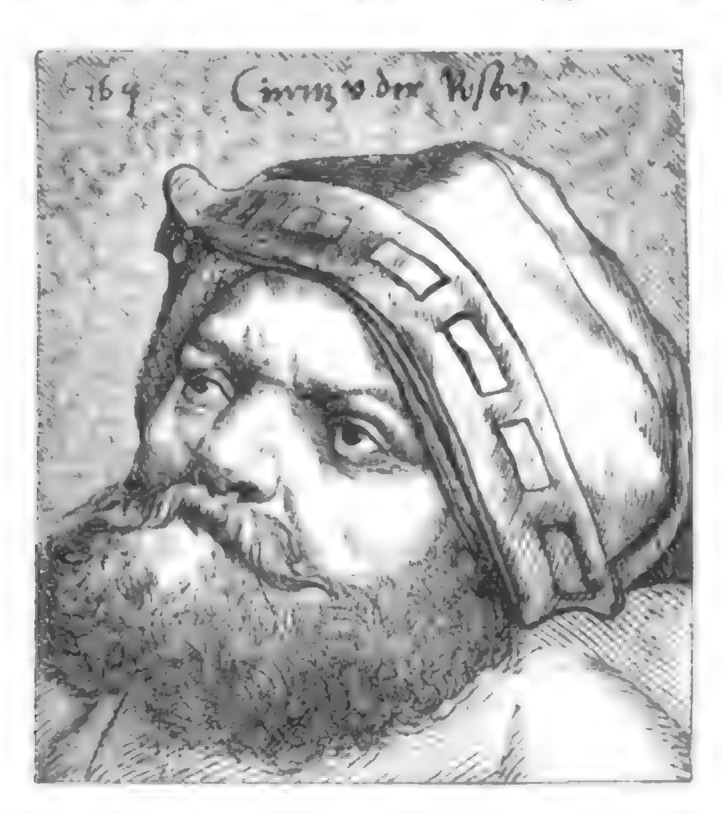
Jakob Fugger. (Silberstiftzeichnung von Hans Holbein.)

Uebrigens versuchte sich Holbein auch schon als heranwachsender Knabe in der Malerei, und seine frühesten Werke in Augsburg und München ragen bereits in edler großartiger Formbehandlung und leuchtend klarer Farbe hervor. Später kam er mit dem Vater nach Basel, woselbst sich viele seiner Porträts befinden.

Die Darstellung, welche Alfred Woltmann über Holbein und seine Zeit veröffentlicht, gibt in dem ersten Bande die Zeit der Jugendentwicklung und der Blüthe des Meisters bis zu seiner ersten Reise nach England, wo er am Hofe Heinrich VIII. sich aufhielt. Nur wenige Jahre verlebte er in der Schweiz, theils in Luzern, theils in Basel, und hier malte er sein berühmtestes Werk, die Madonna des Bürgermeisters Meier in Basel, welches gegenwärtig in Dresden und in einer gleichzeitigen Wiederholung im Besitz der Prinzeß Elisabeth von Hessen zu Darmstadt sich befindet. Dies Bild ist eins der populärsten, die es gibt, von einer unübertrefflichen, echt deutschen Innigkeit und Herzensreinheit durchhaucht. Das Darmstädter Exemplar ist das ursprüngliche. Woltmann gibt für diese Ansicht die vorhandenen Beweise und charakterisirt die beiden Bilder ausführlich. In Bezug auf die Madonna und den Knaben, welcher seines unschönen Aussehens wegen häufig für das Porträt eines kranken Kindes des Bürgermeisters Meier gehalten wurde, sagt er: „Gerade die beiden Hauptfiguren, die Jungfrau mit dem Kinde, das sie trägt, sind auch im Ausdruck wesentlich verschieden. Bei dem Darmstädter Gemälde ist der bekannte schwermüthige Ausdruck des Knäbleins, der zu so seltsamen Deutungen

Digitized by Google

Veranlassung gab, nicht vorhanden, sondern hier lächelt das Kind. Maria selbst ist eine völlig Andere. Holbein's Art zu idealisiren, ist in beiden Madonnenköpfen wahrzunehmen, beide aber zeigen auch, daß der Künstler jedesmal von einer ganz bestimmten Persönlichkeit ausging, und diese ist für die beiden Köpfe eine verschiedene. Im Darmstädter Bilde findet man jene Erscheinung des Dresdener nicht, die als die höchste Verklärung deutscher Weiblichkeit dasteht und in jedes deutsche Herz sich eingeprägt hat, diese Erscheinung, welche ganz Licht und



Kunz von der Rosen. (Silberstiftzeichnung von Hans Holbein.)

Klarheit ist, fast ohne Augenbrauen, mit den reizend gesenkten Lidern, dem feinen Ansatz des Halses und dem Grübchen im Kinn, voll unaussprechlicher Milde und Holdseligkeit. Hier dagegen sind erstens die Züge anders und entschiedener, besonders in der größeren Nase und den stärkeren, dunkleren Augenbrauen, dann aber auch der Ausdruck, aus dem eine strengere Erhabenheit spricht. Dennoch möchte ich nicht so unbedingt wie Zahn dem Dresdener Madonnenantlitz den Vorzug geben. Die wunderbare Hoheit des einen Kopfes ist fast so schön und ganz so berechtigt, wie die entzückende, seelenvolle Lieblichkeit des anderen.

In allen Köpfen der unteren Gruppe ist dagegen das Darmstädter Bild sichtlich überlegen. Wer dies einmal gesehen hat, findet die Gesichter des Dresdener Exemplars alle leblos und hart im Vergleich. Erst hier lernt man die Energie und innige, glaubensvolle Begeisterung des Bürgermeisters kennen, erst hier können wir uns mit dem keineswegs schönen Gesicht des vorn knieenden jungen Mädchens befreunden, das im Dresdener Exemplar sogar etwas Abstoßendes hat, hier aber durch die Andacht, welche darüber ausgegossen ist, wahrhaft verklärt wird. Auch die Mutter neben ihr, auch der Bruder gegenüber sind, weit lebendiger."

Woltmann geht überhaupt in der Zergliederung der Holbein'schen Werke mit liebevollem Verständniß zu Werke. Das Buch ist in jeder Hinsicht bedeutend und enthält in den Beilagen mancherlei kulturhistorisches Material von großem Interesse, aus den Archiven zu Augsburg, Basel und Bern, woraus man unter anderem auch wieder Beweise für den großen Unterschied in der Werthberechnung materieller und geistiger Erzeugnisse früherer Zeiten gegen die unseren finden kann. Die Holzschnitte und sonstigen künstlerischen Beilagen sind von vorzüglicher Arbeit und die ganze Ausstattung des Werkes durchaus würdig. Möge die Fortsetzung bald folgen.

Digitized

Literarisches.

Briefwechsel zwischen Goethe und Kaspar Graf von Sternberg (1820—1832). Herausgegeben von F. Th. Bratranek. Wien, 1866. Wilhelm Braumüller.

Also noch einmal Goethe'sche Briefe! Aber diesesmal auch wieder solche von ungemein reichem und mannigfaltigem Gehalt, zunächst nicht aus dem Gebiete der schönen Literatur und Kunst, sondern ganz vorzugsweise über viele naturwissenschaftliche größere oder kleinere Probleme sich verbreitend. Es sind etwa achtzig Briefe von Goethe an Sternberg und von diesem an Goethe, die letzten in der vorwaltenden Anzahl. Die Goethe'sche Familie selbst hat den Herausgeber zur Veröffentlichung derselben bevollmächtigt. Seine Quellen waren die Sammlungen des Goethe'schen Nachlasses, in welchen er die Concepte Goethe's und die Originalbriefe Sternberg's vorfand, und die Sammlungen des böhmischen vaterländischen Museums, welches die Concepte Sternberg's und die Originalbriefe Goethe's enthielt.

Goethe und Sternberg hatten sich in den ersten Jahren der Zeit kennen gelernt, in welcher der Briefwechsel spielt, und mehrmals einander persönlich besucht, jener in Böhmen, dieser in Weimar. Ein inniges Verhältniß der wechselseitigen Freundschaft und Hochachtung zwischen ihnen war dadurch entstanden, von welchem die Briefe lebendiges Zeugniß abgeben, und wie denn auch unter anderm die folgenden Worte Goethe's über Sternberg (in dessen Briefen an Zelter) solches bethätigen. „Wenn man bei der Jugend so viel Anmaßlich-Fahriges, bei dem Alter so viel Eigensinnig-Stockendes sich muß gefallen lassen, so ist es erst wahres Leben mit dem Manne, der mit so viel Muth und Ziel, mit einem gleichen Urtheil den edelsten Zwecken entgegengeht."

Goethe und Sternberg waren sehr verschiedene Charaktere; Sternberg stand der Poesie fern, das Forschen nach dem Positiven war sein Element, aber in der Klarheit begegneten sie sich beide, besonders wenn es die Ergründung der Natur galt, beide strebten nach Wahrheit, und beide theilten die große Vorliebe für die Naturwissenschaften, wenn auch Goethe im Ganzen nur geistreicher Dilettant in diesen Fächern war, obgleich einige seiner originellen Betrachtungen und Schlußfolgerungen mit schönen Erfolgen gekrönt worden sind, während Sternberg manche Zweige jener Wissenschaften altmeisterlich beherrschte. So geht auch das Streben nach Belehrung am meisten aus Goethe's Briefen hervor, welche, wie sich von selbst versteht, zugleich mit eigenem Urtheil und Reflexion in gewohnter aphoristischer aber geistreicher Kürze erfüllt sind. Die Briefe umfassen tausend Dinge, vorzüglich angeregt durch Sternberg's vorherrschend wissenschaftliche Beschäftigungen in der Zeit des Briefwechsels, aber auch solche, die grade den zeitweisen Speculationen Goethe's sich anschlossen. Sternberg's Hauptfach war die Botanik, und zwar hatte er sich vorzüglich auf die Untersuchung und Bestimmung der vorweltlichen Pflanzen geworfen, und mit vollem Rechte kann man sagen, daß Sternberg als Begründer dieses speciellen Faches dasteht, welcher zuerst darin die Bahn gebrochen, die wissenschaftliche Bedeutung erkannt und Bedeutendes geleistet hat. Daß Sternberg in seiner Herrschaft Radnitz in Böhmen ein Steinkohlenbergwerk besaß, welches eine der reichsten und wohlerhaltensten Floren der Vorwelt umschloß, hatte ihm besonders diesen Impuls gegeben. Bei ihm schloß sich an solche Forschungen ganz natürlich und naheliegend die Geognosie, Geologie und deren Grundlage, die Mineralogie, an. Eine andere Richtung Sternberg's, welche in seinem ausgezeichneten vaterländischen Patriotismus, nämlich in demjenigen für das Böhmenland, Halt und Boden fand, war das historische und literarische Studium der heimatblichen Gegend. Ihm verdanken wir eine tiefgreifende Geschichte des böhmischen Bergbaues, und er war es auch, welcher mit großen eigenen Geldopfern das böhmische vaterländische Museum zu Prag gründete. Das große Verzeichniß der schriftstellerischen Arbeiten Sternberg's, welches dem Briefwechsel angehängt ist, beweist seine vielseitige Thätigkeit von noch manchen andern Seiten.

Da konnte es nicht an Stoff zum brieflichen Verkehr zwischen den beiden hochbegabten Männern fehlen. Die Briefe bewegen sich indeß nicht allein über dasjenige, was durch solche Richtungen nahe lag, auch wurden mit ihnen Geschenke einander zugesandt, Mineralien, Petrefacten, Bücher, Bilder, Medaillen u. s. w., und überall knüpften sich daran Fragen und Belehrungen. Beide Freunde standen in Verbindung mit zahlreichen hervorragenden Gelehrten, wurden von ihnen besucht, oder machten ihre Bekanntschaft auf Reisen, und so finden wir denn auch vielfache Urtheile über bedeutungsvolle Männer der Zeit in den Briefen, die das Interesse eines Jeden erregen müssen. Die Verschiedenheit des Standes, Sternberg war katholischer Geistlicher, früher Domherr in Regensburg, berührte den regen wissenschaftlichen und freundschaftlichen Verkehr zwischen Goethe und Sternberg nicht. Vieles aus dem Leben und den Beziehungen der beiden Männer bringen sonst noch gelegentlich die Briefe zur Sprache, welche für die allgemeine Charakteristik der Briefsteller bedeutsam ist. Uebrigens ist manches, was die Correspondenz in

Digitized by Google

der Wissenschaft noch als ungelöst betrachtet, jetzt, nach drei und einem halben Decennium, zum Austrag und zur Klarheit gelangt. Das beschränkt aber nicht den Werth, den wir auf die Geschichte seiner Entwicklung zu legen haben, und so werden die Briefe immer ihre Bedeutung behalten, welche ihnen schon an und für sich, als Goethe-Sternberg'sche Reliquien, mit vollem Rechte zukommt.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß der Herausgeber dem Abdruck der Briefe eine größere Einleitung beigefügt hat, welche die Beziehungen der beiden Männer zu einander, in näheres Licht stellt, und in trefflicher Uebersichtlichkeit Biographisches über Graf Sternberg mittheilt. — Die Ausstattung des Buches ist durchaus zu loben.

Von den neuesten Bänden der im Verlage des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen erscheinenden „Bibliothek ausländischer Classiker" sind uns zugegangen: Sophokles, übersetzt von Viehof, Lesage's „Hinkender Teufel," deutsch von Levin Schücking, Shakspeare's „Sturm" in der Dingelstedt'schen Bearbeitung, die „Canterbury-Geschichten" von Hertzberg, und Leopardi's „Gedichte," von Hamerling verdeutscht, also eine Auswahl der berühmtesten Dichterwerke des Auslandes, von unsern anerkanntesten Schriftstellern bearbeitet. Es sind bis jetzt etwa vierzig Bände dieser „Bibliothek" erschienen, welche sich in der That so reichhaltig und vorzüglich ausgewählt zeigen, daß man dem Unternehmen die allgemeinste Theilnahme wünschen und den Verlegern volle Anerkennung zollen muß.

Die regsame Trewendt'sche Verlagshandlung in Breslau hat mehrere Jugendschriften versandt, die sich nicht nur durch gefällige und solide Ausstattung, sondern auch durch gut gearbeiteten Text auszeichnen. Die Geschichte der Entdeckung Amerika's ist zwar schon oft erzählt worden, aber es ist auch nöthig, daß sie jeder neuen Generation in der ihr entsprechenden Weise vorgetragen wird und darum darf die von Fr. Lichterfeld bearbeitete neue Auflage, der von Fr. Hoffmann unter dem Titel „Columbus, Cortes und Pizarro" für die Jugend herausgegebene Darstellung, als ein sehr passendes Festgeschenk bezeichnet werden. — Ebenso ist die Bearbeitung der Murray'schen Erzählung „Prairieblume unter den Indianern" lehrreich und anziehend gehalten. Wir könnten noch mehrere der Trewendt'schen Jugendschriften namhaft machen; es genügt jedoch, darauf hinzuweisen, daß dieselben eine Auswahl bieten, welche für verschiedene Kindesalter irgend etwas Passendes enthält.

Als Leitfaden für die Kenntniß der deutschen Literaturgeschichte dürfte das von Dr. Ferdinand Seinecke (Hannover, Schmerl & von Seefeld) herausgegebene „Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur" sehr zu empfehlen sein. Das Bestreben des Verfassers ist darauf gerichtet, den Leser nicht nur über die Vergangenheit der deutschen Literatur zu unterrichten, sondern ihn bis zum gegenwärtigen Augenblick zu führen und die hervorragenderen Leistungen unserer Zeit, je nach ihrer Bedeutung, zu charakterisiren. Selbstverständlich sind die großen Werke früherer Perioden ausführlich behandelt, während die Gegenwart nur kurz skizzirt ist.

Von „Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" ist der dritte Band, welcher den zweiten Band der „Herausgabe alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder" bildet, bei Cotta erschienen. Es ist darin ein Theil der „Abhandlung über das deutsche Volkslied" gegeben. Wir hoffen, auf das Ganze später zurückkommen zu können. Der Herausgeber Franz Pfeiffer sagt ganz richtig im Vorworte, daß keine von Uhland's gelehrten Arbeiten seiner innersten Natur, seiner geistigen und dichterischen Anlage so gemäß gewesen sei, als grade die über das Volkslied. Der Dichter widmete ihr die beste Kraft seines Lebens und Niemand wird leugnen, daß sie der vielen darauf verwandten Mühe und Sorgfalt vollkommen würdig ist. Nur darüber könnte man allenfalls in Zweifel sein, was größere Bewunderung verdient: Die ungemeine Gelehrsamkeit und Belesenheit, der scharfe sichere Blick im Erkennen des echt Volksmäßigen, Dichterischen unter oft unscheinbarster Hülle, oder die meisterhafte Bewältigung des ungeheuren Stoffes, die gestaltende Kraft und die zu wahrhaft classischer Schönheit sich erhebende Darstellung. Am wunderbarsten ist jedoch gewiß die so seltene Vereinigung von Beidem. Hier haben der Gelehrte und der Dichter sich verbunden, um ein Werk zu schaffen, das in unserer Literatur, und nicht in unserer allein, seines Gleichen nicht hat; denn noch niemals ist die Volkspoesie mit solcher Gründlichkeit und Tiefe, mit so viel Innigkeit und Wärme erfaßt und in so vollendeter Form dargestellt worden.

Von Alfred, Ritter v. Arneth ist neuerdings der Briefwechsel zwischen Marie Antoinette, Josef II. und Leopold II. herausgegeben worden, als Ergänzung des früher von Arneth veröffentlichten Briefwechsels der unglücklichen Königin mit ihrer Mutter. Die Briefe dieser Sammlung sind sämmtlich dem kaiserlichen Staatsarchive in Wien entnommen, wo sie sich

in Originalen oder authentischen Copien vorfinden. Diese unzweifelhaft echte Correspondenz zwischen Marie Antoinette und ihren Brüdern gibt zwar nicht viel thatsächlich Neues, aber sie dient doch zur schärferen Charakterisirung der Zeit und der Persönlichkeiten. — Die mit Josef II. gewechselten Briefe stammen größtentheils aus der Zeit ungetrübten Glückes und gehen bis zum Jahre 1789; später führt Leopold II. den Briefwechsel mit dem französischen Königspaare fort und wenngleich das Verhältniß zwischen Marie Antoinette und Josef inniger und auf das unbedingte Vertrauen der Schwester zum Bruder begründet war, so zeigt doch auch Leopold eine brüderliche Zuneigung und Sorge für ihr Schicksal. — Die Sammlung enthält siebenundzwanzig Briefe von Marie Antoinette an Josef II., fünfzehn an Leopold und vierzig an den österreichischen Gesandten Grafen Mercy. Außerdem sind von Josef II. sieben, von Leopold II. dreizehn Briefe, sowie achtzehn Briefe, welche zwischen Ludwig XVI. und den Brüdern der Königin gewechselt wurden, darin enthalten. Das ganze gewaltige tragische Schicksal des unglücklichen Königspaares spiegelt sich in seiner Entstehung, Entwicklung und im furchtbaren Ausgang darin ab.

Zum Besten des Schlesischen Central-Frauen-Vereins für verwundete Krieger hat Karl von Holtei bei Trewendt in Breslau zwei Bändchen vermischter Aufsätze, Erzählungen u. s. w. unter dem Titel „Charpie" herausgegeben, in welchen sich der liebenswürdige Humor und die naive Geschwätzigkeit des alten Herrn recht behaglich ausdehnen. Wie man einem lieben Bekannten gern verzeiht, wenn er in seinen Mittheilungen auch einmal etwas breit und uninteressant wird, so kann man auch Holtei nicht gram sein, selbst wenn er solche übermäßig harmlose literarische Mittheilungen bringt, wie der größte Theil des Inhaltes dieser beiden Bändchen. Ueberdies sichert ihm der wohlthätige Zweck der Ausgabe die nachsichtige und wohlwollende Aufnahme. Es sind eben Plaudereien, wie man sie in den Feuilletons gern sieht und flüchtig liest, ohne Anspruch auf längere Beachtung und ohne irgendwelchen anderen Zweck, als den einer momentanen oberflächlichen Unterhaltung.

Kunst-Notiz.

Von den ausgezeichneten photographischen Nachbildungen, in welchen Hans Hanfstaengl in Dresden die vorzüglichsten Meisterwerke der Dresdener Gemäldegalerie einem größeren Publicum zugänglich macht, liegen uns wieder einige Lieferungen vor, welche auf's Neue den Aufschwung erkennen lassen, der dem Verständniß für edle Kunstwerke durch die Photographie zu Theil geworden. Noch vor wenigen Decennien begnügten sich selbst wohlhabende Kunstliebhaber mit mangelhaften Lithographien und das größere Publicum schmückte die Zimmerwände mit den Erzeugnissen renomirter Kunstpfuscher; heute ist die Gelegenheit geboten, die besten Schöpfungen der bedeutendsten Meister in genauen Nachbildungen für wenig Geld zu erwerben und somit nicht allein wirkliche Zierden in Glas und Rahmen in die Wohnungen zu bringen, sondern auch die Kenntniß der Kunstgeschichte durch dieselben zu verbreiten, was also ein wirklicher Fortschritt in doppelter Hinsicht ist. Die neuesten Lieferungen der Hanfstaengl'schen Ausgabe bringen „Die Verstoßung Hagar's" von Adrian van der Werff, und „Die Trauer um den vom Kreuze abgenommenen Christus" von Julius Rotermund. Ersteres Werk gehört der Glanzzeit der Niederländer an und läßt die unvergleichliche Schönheit der Technik und zarte Behandlung des Colorits erkennen. Das letztere Bild ist ein vorzügliches Werk der Neuzeit; Julius Rotermund starb 1859.

Neues vom Büchertisch.

Auerbach's, B., Deutscher Volkskalender auf das Jahr 1867. Mit Beiträgen von W. Löwe-Calbe, G. Pritzel, O. Ule etc. und Bildern nach Zeichnungen von W. von Kaulbach und P. Thumann. 8. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. $12^1/_2$ Sgr.

Bibliothek ausländischer Classiker in deutscher Uebertragung. 40. Bd. 8. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. $^1/_6$ Thlr.

Genelli's, B., Umrisse zu Dante's göttlicher Comödie. Unter Leitung des Künstlers gestochen von H. Schütz. Neue Ausgabe. Mit erläuterndem Text in deutscher, italienischer und französischer Sprache. Herausgegeben von M. Jordan. qu. Fol. Leipzig 1867, A. Dürr. $4^2/_3$ Thlr.

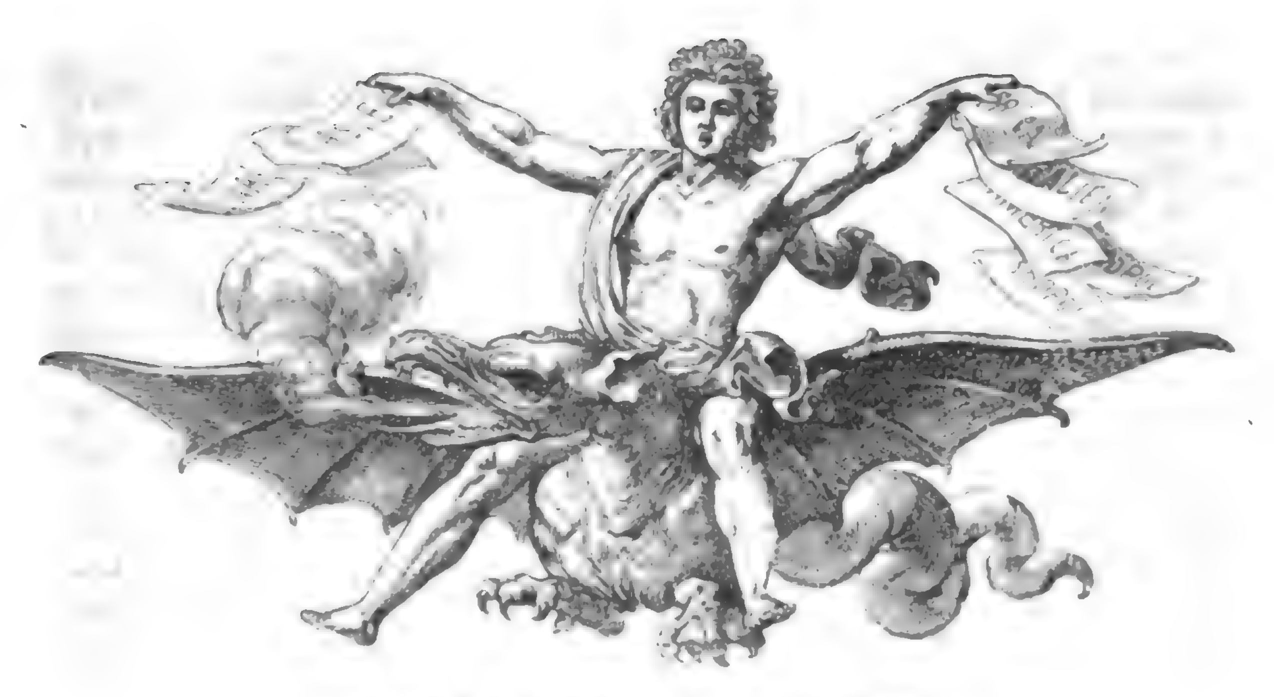
Kugler, F., Geschichte der Baukunst. 4 Band. Geschichte der neueren Baukunst von J. Burckhardt und W. Lübke. 1. Lieferung. gr. 8. Stuttgart 1867, Ebner & Seubert. $1^1/_3$ Thlr.

Kugler's, F., Handbuch der Geschichte der Malerei seit Constantin dem Grossen. 3. Auflage. Bearbeitet von H. von Blomberg. 1. Band. 1. Hälfte. gr. 8. Leipzig 1867, Duncker & Humblot 1 Thlr. 4 Sgr.

Lorenz, F., W. A. Mozart als Claviercomponist. br. 8. Breslau, Leuckart. 12 Sgr.

Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. 8. Bd. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. $3^1/_3$ Thlr.

Digitized by Google



Neuestes aus der Ferne.

Die Stadt Kuldscha im Ilithale in Hochasien.

Wenn man die endlose Kirgisensteppe durchwandert hat, in der man nach langen Tagereisen durch Wüsteneien nur auf eine höchst spärliche Bevölkerung stößt, so erscheint einem, sagt der russische Professor Radloff, schon ein Kosakendorf voller Leben und Abwechselung. Um so überraschender ist der Eindruck, den das bunte Gewirr der volkreichen Stadt Kuldscha nach der einförmigen Steppenreise auf den Reisenden macht. Man scheint wie durch einen Zauberschlag in eine neue Welt versetzt zu sein, die uns trotz ihrer Schattenseiten anzieht und fesselt. — Die Stadt liegt dicht am rechten Ufer des Ili, nicht weit von der Mündung des Uklyk und besteht aus einer mit einer Lehmmauer umgebenen Festung, die hauptsächlich von Mandschuren bewohnt wird, der Chinesenstadt und einer Vorstadt, deren Bewohner sich mit Ackerbau und Gartenzucht beschäftigen. Letztere bildet einen Halbkreis mit einem Radius von 5 bis 6 Werst (ungefähr 0,86 deutsche Meilen) und wird von dem Flusse Uklyk durchschnitten. Von Feldern, Gärten und Wirthschaftsgebäuden umgeben, liegen hier die Häuser ohne jegliche Ordnung oft 1/2 Werst von einander entfernt. Die Felder fand Radloff auf das Sauberste angelegt; sie reihten sich in regelmäßigen Figuren an einander. Die Kanäle, die sie umgaben, befanden sich in der musterhaftesten Ordnung. Dicht bei den Häusern waren überall Gärten mit allerlei Fruchtbäumen (Apfel-, Pfirsisch- und Aprikosenbäume) und außerdem ein kleines Pappelwäldchen angelegt. Diese Baumanlagen geben das beste Zeugniß für die Tüchtigkeit der Chinesen. Die Anlage ist mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft, da die Trockenheit des Bodens und die Sonnenhitze keinen natürlichen Baumwuchs gestatten und die Bäume in den ersten Jahren vieler Pflege bedürfen. Ueberall auf den Feldern fand Radloff ein reges Leben. Die Weiber und Kinder waren meist mit dem Reinigen derselben beschäftigt, während die Männer theils auf den Tennen und Mohnfeldern, theils in den Wassergräben arbeiteten. Außer Getreide baut man hier noch Gemüse, Taback und Mohn. — Die Wege, die sich zwischen den Gehöften hindurchschlängeln, sind in einem jämmerlichen Zustande. Auf so unbedeutende Dinge achtet die Regierung nicht; die Beamten reiten stets, und ob das niedrige Volk Wege nöthig hat, kümmert sie wenig.

Die Chinesenstadt hat eine bedeutende Ausdehnung; die eigentliche Lebensader derselben bildet der Markt, eine höchstens 10 Faden breite Straße mit vielerlei Windungen. Den Fahrweg bildet eine Erhöhung von etwa 1/2 Arschine Höhe und 2 bis 3 Faden Breite in der Mitte der Straße. Begegnen sich hier zwei Wagen, so kostet das Ausweichen viele Geschicklichkeit, denn sonst stürzen nur zu leicht beide Wagen von der Erhöhung herab. Die beiden Häuserreihen der Straße bieten den merkwürdigsten Anblick. Alle Häu-

Digitized by Google

ser sind mit Schnitzwerk verziert und die Wände mit buntem Papier und Inschriften übersät; die Läden sind meist offen und auf Pfosten gestützt. Hier reiht sich Laden an Laden. Auch die Werkstätten der Handwerker sind nach der Straße offen, so daß man auch das Treiben in denselben beobachten kann.

Die Straße ist voller Unrath und Schmutz und die ganze Atmosphäre verpestet, denn Jedermann wirft Stall- und Küchenabfälle einfach auf die Straße und diese wird niemals gereinigt. Auch die Läden sind meistens rußig und schmutzig; nur wenige, die erst aus neuerer Zeit stammen, sind geschmackvoll gebaut und mit bunter Oelfarbe angestrichen. Auf der Straße herrscht ein wilder Lärm; die Kaufleute preisen mit lauter Stimme ihre Waaren an, um die Vorübergehenden anzulocken, Hunderte von ambulirenden Händlern bieten Fleisch, Früchte, Medicin u. s. w. feil und schreien, daß einem die Ohren gellen, dazu die dichte Volksmasse, die sich wie ein Bienenschwarm in den Straßen hin und herdrängt. Beamte, Soldaten, reiche Privatleute, Kalmücken, Tataren, halbnackte Bettler, geputzte Frauenzimmer, alte Weiber, in Lumpen gehüllt, die aber doch schöne Rosen in den zierlich frisirten Haaren tragen — Alles wälzt sich in einem so bunten Durcheinander an uns vorüber, daß es dem fremden Beobachter an Worten gebricht, dieses Gewirr zu beschreiben.

Die einzigen Häuser, die an der Straße keine Läden haben, sind die der chinesischen Großhändler, Hoa-ör-dau (Blumenläden). Bei diesen Häusern liegt der Giebel an der Straße; ein Thorweg mit eisernem Gitter, das stets geschlossen ist, führt zu einem schmalen Hofe, an dem zu beiden Seiten die Gebäude liegen. Hier sind die Läden, das Comptoir, die Wohnzimmer der Commis und die Speicher. Die reichen Kaufleute selbst wohnen nicht in Kuldscha, sondern halten hier nur ihre Waarenlager, die sie von ihren Commis verwalten lassen. In dem Laden, einem geräumigen, sehr sauber eingerichteten Zimmer, sieht man nirgends Waaren ausgestellt. Vor der Thür, die zum Waarenlager führt, befindet sich ein langer Ladentisch. Verlangt man irgend eine Waare, so wird sie sofort aus dem Waarenlager geholt.

Beim Abschließen eines Handels reichen sich beide Theile die Hand, die sie mit den langen Aermeln verdecken, und theilen sich durch den Druck der Finger Preisforderung und Kaufgebot mit. So handeln sie miteinander, ohne ein Wort zu sprechen, höchstens aus den Mienen kann man die Fortschritte zum Einverständniß beurtheilen. So wird in Gegenwart vieler Zeugen ein Handel abgeschlossen, ohne daß die Anwesenden das Geringste darüber erfahren. Die Hoa-ör-dau sollen so sichere Kaufleute sein, daß sie nie einen abgeschlossenen Handelsvertrag brechen. Russische Kaufleute vertrauen ihnen Tausende von Rubeln auf bloßen Handschlag an, und noch nie soll ein Betrug vorgekommen sein.

Die Hoa-ör-dau handeln mit allerlei chinesischen Waaren, als da sind: Zeugen, Papier, Porzellan, Tusche, Schmucksachen und allerhand Manufacturen. Der Haupthandelsartikel ist aber Thee und zwar die geringeren Sorten. Sie sind die Hauptträger des chinesischen Handels; durch sie werden die meisten Kleinhändler Kuldscha's mit chinesischen Producten versorgt und sie führen die Erzeugnisse des Ilithales (Horn, Opium, Eier — zerschlagen in Kesseln — und Pferde) nach Urumdschi und China.

Auch einige Kaschgaren verkaufen hier die Produkte des Alty Schähär, Kokandi's und der Bucharei, meistens Schnittwaaren.

An Gasthäusern und Schenken, die durch einen an einer Stange befestigten Fisch erkenntlich sind, fehlt es hier natürlich nicht. Meistens aber sind es wahre Diebeshöhlen, in denen sich alle Gauner und Spieler versammeln. Schon außen starren sie dermaßen von Schmutz, daß man vom Eintritt abgeschreckt wird.

Vom Bazar aus führt ein buntes Gewirr von engen Querstraßen und Gassen in die Stadt, gleichsam ein Labyrinth. Alle diese Straßen sind aber menschenleer. Die Häuser sind so gebaut, daß die Fenster nach dem Hofe zu liegen. Von der Straße aus erblickt man also nichts, als die kahlen Mauern.

Das Eisenbahnnetz in London.

Während der letzten Sitzung hat das englische Parlament 165 Gesetze, die sich auf den Verkehr, die Anlage neuer oder die Verlängerung alter Eisenbahnlinien, so wie auf die Erweiterung der Dampfschifffahrts-

Digitized by Google

verbindungen beziehen, erledigt und davon kommen 16 auf London selbst. Durch zwei derselben werden der North-London- und der Metropolitanbahn neue Rechte verliehen, während die 14 anderen die Anlage neuer oder die Verlängerung alter Bahnen bis in das Herz dieser Riesenstadt, die City, verstatten.

Diese 14 neuen Schienenwege sind: Charing-Croß 4 Meilen, Great-Eastern $15^1/_2$ Meilen, Great-Northern (Zweig Barnet) $1^1/_2$ Meilen, London-Brighton-Südküste (Battersea) $4^3/_4$ Meilen, London-Chatham-Dower 14 Meilen, die Londoner Districtbahn 8 Meilen, Notting-Hill-Brompton $2^3/_4$ Meilen, Tower-Hill 1 Meile, Midlandbahn (Zweig St. Pancras) 1 Meile, Midland- und South-Westernbahn 4 Meilen, North-Western-Charing-Croß $4^1/_2$ Meilen, Tottenham-Hampstead $1^1/_2$ Meilen. Alle diese Linien zusammen machen 45 Meilen aus und zum Bau derselben sind 20 Mill. Pfd. Strl. oder über 133 Mill Thlr. erforderlich.

Jeder dieser neuen Schienenwege ist von Wichtigkeit und die meisten davon sind berufen, schon in der nächsten Zeit eine große Rolle in dem Verkehr dieser Riesenstadt zu spielen. Alle zusammen bilden ein Netz, das die Stadt nach allen Seiten durchzieht und umgibt und wodurch die entfernteren Stadttheile in eine bequeme und directe Verbindung mit den Sitzen der industriellen und finanziellen Welt gesetzt werden.

Die Veränderungen der Linie London-Chatham-Dover, die wohl den größten Theil der Reisenden nach und von dem Continente befördert, bestehen in einer neuen Bahn, die von Beckenham grade auf Herne-Hill zuläuft und sich hier gabelt. Der eine Schienenweg führt zur City und der andere nach dem West-End, der Victoriastation. Der erstere wird bald dem Betriebe übergeben werden; nur der Bahnhof bei Ludgate, wo dieser Schienenweg endet, ist noch nicht vollendet. Der andere Strang führt von der Earl-Street nach der West-Street und stellt bei Farrigdon-Road eine Verbindung mit der Metropolitanbahn her. Diese Bahn nimmt vielleicht mehr Geld in Anspruch als irgend eine andere in der Welt. Sie ist nur eine halbe Meile lang und soll doch 2 Mill. Pfd. Strl. oder $13^1/_3$ Mill. Thlr., die der Stadt London zur Last fallen, kosten, das macht auf jeden Fuß 5000 Thlr. Dieser neue Schienenweg verbindet die London-Chatham- und Dovereisenbahn mit allen großen Eisenbahnen nach dem Norden, Nordwesten und Westen, so wie auch nach den östlichen Grafschaften, und außerdem bildet er für London selbst eine Hauptader des Verkehrs.

Der Weg, den diese Bahnen in der Stadt nehmen, ist reich an historischen Erinnerungen. Die Gegend z. B., auf der das Kloster der schwarzen Mönche (Black friars) lag, wird durchschnitten von den Bogen des Viaducts, der von Earl-Street nach Ludgate-Hill führt. In diesem Kloster versammelte sich das Parlament in der alten Zeit; hier logirte auch unser Kaiser Karl V., als er 1522 Heinrich VIII. besuchte, und ebenso vertheidigte sich in den Sälen dieses Gebäudes Katharina von Arragonien, die Tochter Ferdinand's und Isabella's, mit beredter Stimme, aber vergebens gegen ihren königl. Gemahl, denselben Heinrich VIII., der von dem Parlament die Lösung seiner Ehe begehrte und diese Forderung auch trotz des energischen Widerstandes des damaligen Papstes, Benedict XII., durchsetzte.

In der Nähe dieses Viaducts lag auch das berühmte Theater Shakspeare's. Ben Johnson, Beaumont und Fletcher ließen dort ihre Stücke aufführen. Shakspeare war einer der fleißigen Besucher des Play-House-Yard. Wie durch ein Wunder ist Printing-House, wo früher die Bibeln und Gebetbücher und ebenso auch die Proclamationen der Könige gedruckt wurden, der Zerstörung bei diesem Bau entgangen. Die königliche Druckerei befindet sich nicht mehr in diesem Hause, wohl aber eine noch berühmtere, die der Times.

Bei Ludgate-Hill befand sich früher das Thor von Lud und unter demselben floß der Fleet, damals ein ziemlich schiffbarer Fluß. Zur Seite desselben lagen zwei Straßen mit sehr bezeichnenden Namen. Die eine, Sea-Coal-Lane, zeigte an, daß hier die Ausladestelle der Kohlenschiffe war, und die andere, Turn-Again-Lane, verkündete dem Neuling, der hier anlangte und durch den Fleet aufgehalten wurde, daß er wieder umkehren müsse.

Alle diese rühmlichen und unrühmlichen Zeugen der alten Zeit sind verschwunden; auf dem Grund und Boden derselben haben

Digitized by Google

die Ingenieure den neuen Schienenweg erbaut und heute geht das Dampfroß mit seinem Train darüber hin. Der Viaduct dieser Eisenbahn ist eins der schönsten und geschmackvollsten Bauwerke. Bei Ludgate-Hill ist die Brücke 60 Fuß breit, während die Straße selbst nur eine Breite von 42 Fuß besitzt, doch sind die Behörden der City bereits auf eine Verbreiterung des Weges bedacht. Die Brücke bei Ludgate-Hill liegt 18 Fuß hoch über der Straße; die Wege zu und von der auf der Brücke belegenen Station führen in den Pfeilern jener auf- und abwärts.

So hat denn das Parlament seine eigenen Gesetze wieder für nichtig erklären müssen. Als nämlich die Eisenbahnen aufkamen, decretirten die Gesetzgeber Englands, daß keine Locomotive in die Straßen der Riesenstadt eindringen dürfe. Inzwischen aber ist der Verkehr in London selbst derartig gewachsen, daß er durch die gewöhnlichen Mittel nicht mehr bewältigt werden kann.

Für die Frequenz einiger Punkte des Hauptverkehrs wollen wir einige Zahlen anführen. Obenan steht Londonbridge; in 12 Stunden, von 8 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends, wird dieselbe von über 18,000 Wagen passirt, also stündlich von über 1500 oder in der Minute von wenigstens 25. Cheapside passiren innerhalb 12 Stunden wenigstens 13,500 Wagen oder stündlich wenigstens 1125, Ludgate-Hill resp. 10,620 und 885, Holborn-Hill resp. 10,080 und 840. Trotzdem kann sich aber der, der diese unabsehbaren Wagenschlangen, die in mehrfachen Reihen die Straßen einnehmen, nicht mit eigenen Augen gesehen hat, schwerlich einen Begriff von diesem riesigen Verkehr, wie er zum zweiten Male auf unserer Erde nicht wieder zu finden ist, machen. Der Fremde ergötzt sich wohl bei seinen Wanderungen zehn Minuten lang an diesem rastlosen Treiben, bevor er den glücklichen Augenblick abpassen kann, sich durch das Gewirre der Wagen hindurchzuwinden, aber für den eiligen Geschäftsmann ist diese Verzögerung ärgerlich, zumal sie sich, wenigstens im Herzen der Stadt, an jeder Straßenecke wiederholt.

Selbst wenn man einen Cab oder Omnibus besteigt, hat man wenig gewonnen, denn man gelangt eher von London an's Meer bei Brighton, 50 englische Meilen weit, als man manche Entfernung in London selbst mit einem Gefährt zurücklegt. Von Jahr zu Jahr wuchsen die Klagen über die Stockungen und Verzögerungen des Verkehrs, so daß man endlich nicht mehr zögern konnte mit der Abhilfe. Schon lange hatten die Eisenbahnverwaltungen den Wunsch gehegt, sich einen Theil dieses Verkehrs zu annectiren, aber die ungeheuern Preise, die für den Grund und Boden zu zahlen waren, schreckten sie anfangs zurück. Aber auf die Dauer konnte auch dieses Hinderniß das Vordringen der Eisenbahnen in das Herz der Stadt nicht aufhalten. Und heute hat London ebenso sein ausgedehntes Netz von Schienenwegen, welches die Stadt nach allen Seiten unter und über den Straßen durchzieht, wie schon seit langer Zeit das Land.

Daß die Stadt durch das Vordringen der Eisenbahnen in den letzten Jahren großartige Veränderungen erlitten hat, liegt auf der Hand. An Umfang sollen diese Umgestaltungen sich denen in Paris würdig zur Seite stellen können, wenn sie sich auch ganz in der Stille vollzogen haben. Wie in Paris sind auch in London namentlich die Arbeiterviertel hart davon betroffen worden. Manche sind ganz verschwunden und die zahlreichen Schaaren ihrer Bewohner sind entweder in die weit entfernten Vorstädte ausgewandert oder sie haben die noch in der Nähe der City vorhandenen Arbeiterquartiere in einem sehr bedenklichen Maße übervölkert. Hier hat sich die Zahl der Bewohner in den einzelnen Häusern in den letzten Jahren wenigstens verdoppelt und in Folge davon sind in diesen Stadttheilen, wo an sich schon der Schmutz heimisch ist und die der frischen Luft und dem Sonnenlicht wenig zugänglich sind, Fieber und ansteckende Krankheiten aller Art aufgetreten.

Um die übrigen Stadttheile von diesen verheerenden Einfällen frei zu halten, hat man an eine Entleerung dieser überfüllten Quartiere denken müssen. Gesunde Wohnungen für die Arbeiter sind aber nur an den äußersten Enden der riesigen Stadt zu schaffen und diese liegen so weit von den Werkstätten und Arbeitsplätzen entfernt, daß der Arbeiter diese Strecken wegen des zu großen Zeitverlustes nicht zu Fuß zurücklegen kann. Den Omnibus aber kann der

Digitized by Google

Arbeiter nicht bezahlen. So bleibt denn nur die Eisenbahn übrig, aber freilich sind auch hier die gewöhnlichen Preise zu theuer für den Arbeiter. Da hat sich denn das Parlament in's Mittel gelegt, um dem öffentlichen Uebel zu steuern. Der unterirdischen Eisenbahn ist nämlich in der Concession die Verpflichtung aufgelegt, daß die Gesellschaft wenigstens täglich einen besondern Zug für die Arbeiter in jeder Richtung abgeben lassen muß und den Fahrpreis für die ganze Tour nicht höher als einen Penny pr. Passagier stellen darf. Die London-Chatam- und die Dovereisenbahn haben sich bereits diese Einrichtung zum Muster genommen; vom 1. März ab will sie jeden Morgen die Arbeiter mit einem besondern Zuge von dem westlichen Ende der Stadt in die City und Abends wieder zurückschaffen lassen.

Welche Bedeutung die Eisenbahnen für den innern Verkehr Londons gewinnen werden, geht daraus hervor, daß die unterirdische Eisenbahn (Metropolitan Underground Railway) jüngst in einer Woche 273,699 Personen beförderte, das wäre für's Jahr 14,232,348 Personen.

Natal.

Die verhältnißmäßig rasche Entwicklung dieser Colonie hat in natürlichen Vorzügen ihren Grund. Die Nordgrenze ist ein Gebirgskamm, oder eigentlich der Rand einer Hochebene, der durchschnittlich 5000 bis 6000 Fuß hoch ist und einzelne Kegel bis zu 7000 und 9000 Fuß aufsteigen läßt. Von diesem Grenzgebirge läuft ein Rücken mitten durch die Colonie und läßt zahlreiche Nebenketten ausgehen, zwischen denen die Ströme, etwa fünfzig an Zahl, fließen. Da die Berge vom Meere an bis zu dem Grenzgebirge, das nicht weiter als 100 bis 140 englische Meilen entfernt ist, rasch an Höhe zunehmen, so beträgt die durchschnittliche Steigung einen Fuß auf siebzig. In Folge dessen besitzt das Land keinen schiffbaren Fluß und es treten plötzliche Hochwasser ein, die den Verkehr ungemein hindern. Von dieser allmäligen Hebung des Bodens schreibt sich die Vortrefflichkeit des Klima's hauptsächlich her. In der Mitte des Landes fehlt es nie an Regen und die Thäler sind mit Pflanzungen von Zucker, Kaffee, Pfeilwurz, Orangen, Ananas und Bananen gefüllt, während die Höhen Kornfelder oder Viehweiden tragen. Im allgemeinen zeigt Natal eine endlose Reihenfolge von Bergen und Thälern. Das Hochland besteht aus nackten Triften, die Abhänge sind mit immer grünen Bäumen bekleidet und die Ströme stürzen sich über Stufen von zwei- bis dreihundert Fuß Höhe. Die herrschenden Winde kommen vom Indischen Ocean und sind schwer mit Feuchtigkeit beladen, die sich während der heißen Jahreszeit täglich auf das Land entleert. In Maritzburg hat man sechs Monate lang spätestens jeden dritten Tag ein Gewitter. Die Sommerhitze wird durch bewölkte Himmel und häufige Regen bedeutend gemildert. Fast jeden Tag im Sommer umzieht sich der Himmel bald nach Mittag und die mittlere Wärme des Monats steigt nie über 22 Grad R. Die mittlere Temperatur der sechs Sommermonate ist 20 Grad und in der Nacht sinkt das Quecksilber nie unter 12 Grad. In den Wintermonaten wehen die Monsoons nicht so heftig wie im Sommer. In dieser Jahreszeit herrscht ein fast ununterbrochener Sonnenschein, die mittlere Temperatur ist 16 Grad R. und nur in ganz seltenen Fällen kommt das Quecksilber dem Gefrierpunkt nahe. Die Eingebornen, unter denen die Zulus den mächtigsten Stamm bilden, haben sich schnell in die englische Herrschaft gefunden. Während andere Wilde durch die Berührung mit der Cultur gezehntet werden, haben die Kaffern von Natal sich stark vermehrt und zählen gegenwärtig etwa 200,000 Köpfe. Sie leben unter ihren Häuptlingen in Hütten und Kraals und sind eigentlich noch Wilde. Sie nehmen aber gern Arbeit in Zuckerpflanzungen an, sind vortreffliche Miethknechte und leisten auch als Bediente Gutes. Es ist schwer, sie lange an einem Platze zu erhalten. Haben sie sechs Monate gearbeitet, so gehen sie in ihren Kraal, kommen aber bald wieder, da sie Geschmack am Geldverdienen gefunden haben. Es gibt schon Leute unter ihnen, die ein hübsches Vermögen haben, und da sie auch die Wohlthaten des Unterrichts zu schätzen anfangen und an einem Orte sogar eine Schule mit siebzig Pfund jährlich unterstützen, so ist zu hoffen, daß sie sich für die Civilisation gewinnen lassen.

Digitized by Google

Von jenseits des Oceans.

Lose Blätter

von

Udo Brachvogel.

Das obere New-York.

Die obere Stadt von New-York!

Ist es möglich, daß dies ein und dasselbe New-York ist, welches wir, dem Broadway als Richtschnur folgend und nur dann und wann unserem Verlangen nach Abwechselung einen Seitensprung gestattend, eben durchschnitten? Welches Element der Stille, welche vornehme Ruhe umgibt uns plötzlich? Hier athmet man etwas von jener Luft, welche das Westend Londons, das Faubourg St. Germain von Paris und die Geheimerathsviertel Berlins durchweht. Die Fußgänger, mehr oder minder in Toilette, geben einander sorgfältig aus dem Wege; die breiten Trottoirs gestatten das, zudem haben sie Zeit, und ihre Anzüge verdienen Achtsamkeit. Die Wagen, die hier fahren, scheinen leiser rollende Räder zu haben, und Prachtequipagen, mit stattlichen Negern oder Mulatten auf dem Bock, sind an Stelle der Karren, Lastwagen und Frachtfuhrwerke getreten, die den Straßenverkehr der unteren Stadt beherrschen. Das Treiben zu Fuß bewegt sich hier maßvoller, weniger vielköpfig und mehr im Tempo des Spazierschrittes. Die einzelnen Individuen und unter ihnen vorherrschend Damen, denen von Vorübergehenden oder Begleitenden sorgsam die innere Breite des Trottoirs überlassen wird, erheischen mehr Aufmerksamkeit für sich und schenken dieselbe auch Anderen. Man hat hier Muße dazu, jene Muße, die in dem Geschäftsbacchanal der untern Stadt Niemand findet. Wenn man von dort kommend, „Union Square,“ die schöne „Fünfte Avenue“ und deren Nachbarstraßen betritt, so ist es, als ob man aus dem Bazar eines gewaltigen Kaufmannshauses, wo Dutzende von Commis und Packern lärmen, hämmern, schreien, wo zahllose Kunden sich hin- und herdrängen, schieben und stoßen, eine Treppe höher steigt und plötzlich in die eleganten Familienzimmer desselben Kaufmannshauses tretend, die ganze noble Stille eines wohligen Daheims athmet.

Und so ist es. Dem „Daheim,“ der Familie, dem Dasein außerhalb des Geschäfts gehört das obere New-York. Schnurgrade, vollkommen regelmäßige Straßen, von denen viele mit tiefschattenden Bäumen eingefaßt sind, durchschneiden einander rechtwinklig. Größere Sauberkeit und namentlich besseres, weniger ausgefahrenes Pflaster zeichnet sie vor den Straßen der unteren Stadt aus. Die breiten, von Norden nach Süden herabführenden meilenlangen Längestraßen heißen Avenues; es sind ihrer sechzehn und sie führen die Bezeich-

Digitized by Google

nungen Avenue A, B, C, D und von da an Avenue 1—12; sie geben einander parallel, während die Verlängerung des Broadway, der aber hier lange nicht mehr die Bedeutung, wie im südlichen Theile New-Yorks hat, als Diagonale sechs von ihnen im spitzesten Winkel durchschneidet. Die Querstraßen, etwa zwei englische Meilen lang, sind einfach numerirt und erreichen die Anzahl von 153, wo die noch nicht gebaute nördlichste von ihnen mit der Nordgrenze des Manhattaneilandes, auf welchem die Stadt steht, zusammenfällt. Von den colossalen Bazaren, Waarenhäusern und Handelspalästen, die sich im unteren New-York bis zur Höhe von sechs bis sieben Stockwerken emporthürmen, ist hier nur wenig zu sehen, dafür beginnt die Herrschaft des amerikanischen Wohnhauses.

Es ist eine bestimmte, mit geringen Modificationen sich wiederholende Schablone, nach welcher die amerikanischen Wohnhäuser construirt sind, und wie der Yankee bei der Gründung seines Hauses das Princip des Engländers: my home is my castle adoptirte, so fand er auch für die practische Herstellung desselben sein Muster im englischen Familienhause. In der Regel hat das amerikanische Wohnhaus drei Fenster Front und ist mit einem souterränartigen Erdgeschosse versehen, welches nach dem Hofe zu die Küche, nach vorn heraus das Speisezimmer enthält. Diese Räume sind von einer Helle, Höhe und Bequemlichkeit, daß sie das Entzücken jeder europäischen Hausfrau ausmachen würden. Der eigentliche Eingang, oder richtiger gesagt, Aufgang in das Haus, wird durch eine Freitreppe von der Straße her direct vermittelt, die von Stein, bequem breit und meist mit kunstvollem Gußeisengeländer versehen, von den Platten des Trottoirs emporführt. Die Thür öffnet sich und der Eintretende sieht sich in einem Hausflur, der zwar wenig mehr Breite, als die der Thür, dafür aber die Tiefe des ganzen Hauses hat. An der einen Seite dieses schmalen Hausraumes (hall) führt eine zierliche, ebenfalls nicht zu breite Treppe, grade emporsteigend zu den oberen Stockwerken, deren zwei, bisweilen drei sind, an der anderen Seite liegen die Parlors, welche die ganze Etage einnehmen. Es wäre nicht unrichtig, wenn man „Parlors" mit „Salons" übersetzte, wiewohl sie ebenso zu Wohn- wie Gesellschaftsräumen dienen. Eine colossale Thür mit Flügeln, die in die Wand geschoben werden, verbindet die hintereinanderliegenden Räume, und da jene meistens geöffnet ist, so bilden die Parlors in der That nur einen langgestreckten Raum, dessen Ausstattung an Teppichen, Stoffen, Ameublement und Tapeten ein und dieselbe ist. Die bis zur Erde reichenden Fenster, welche sich nicht in Flügeln öffnen, sondern emporgeschoben werden und auf diese Weise den Dienst von Glasthüren versehen, führen nach vorn sowohl wie nach hinten heraus auf die Balcons, von denen der hintere bisweilen zimmerartig erweitert, bedacht und mit Glaswänden versehen, ein drittes Zimmer bildet. Die oberen Etagen enthalten Schlaf-, Arbeits- und Fremdenzimmer, während die kleinen einfenstrigen Gelasse, die hier oben dadurch gewonnen werden, daß der langgestreckte Hausflur nur noch so viel Raum in der Mitte beansprucht, als zum Emporleiten der Treppe nothwendig ist, theils zu Badezimmern, theils zu Domestikengelassen oder Schlafcabinetten dienen. Was erstere anbelangt, so gibt es kein amerikanisches Wohnhaus, selbst das ärmlichste nicht, welches dieser in jeder Beziehung lobenswerthen Einrichtung entbehrt. Röhrenleitungen führen Wasser in unerschöpflicher Fülle nach allen Räumen, und der in jeder Küche angebrachte große Kessel liefert auch die gewärmte Fluth in beliebigen Quantitäten.

Man sieht auf den ersten Blick, daß es nicht der Geschmack des Künstlers, nicht der Schönheitssinn eines begüterten Mäcenas war, der den Grundplan schuf, nach dem der Amerikaner sein Haus baut. Dafür aber ist kaum eine Combination denkbar, bei welcher der Raumersparniß, der Bequemlichkeit und dem Bedürfniß nach Isolirung in so bewundernswürdiger Weise Rechnung getragen ist. Casernenartiges Zusammenwohnen kennt der Yankee nicht, und kein Hauswirth darf das von ihm vermiethete Haus einer etwaigen Beaufsichtigung unterwerfen, so lange es vom Miether innegehabt wird; dieser ist souveräner Herr in dem von ihm gemietheten Hause. Nicht wenig trägt die allgemeine Verwendung von Gas als Beleuchtungsmittel zur Annehmlichkeit dieser Häuser bei, und die Sitte, sämmtliche Fußböden, ja selbst die Treppen und Hausfluren mit weichen Teppichen, Matten oder Oeltuch zu belegen,

Digitized by Google

wird das Gefühl der Behaglichkeit, welches den Fremden beim Eintritt in diese zierlichen Familienkäfige erfaßt, nur noch steigern.

In Betreff der äußeren architektonischen Ausschmückung findet der Baumeister ein fast unüberwindliches Hinderniß in der Monotonie, die sich nothwendig da ergibt, wo Haus an Haus gereiht wird, die fast alle nach ein und demselben Grundriß construirt sind. Dieser Monotonie wird aber noch der größte Vorschub durch den Umstand geleistet, daß meistens ganze Reihen von Häusern von ein und demselben Bauherrn und Architekten aufgeführt werden. In diesem Falle wird durch Gleichheit des Materials, der äußern Ausschmückung, sowie aller Höhen- und Längenverhältnisse der Eindruck einer einzigen casernenartigen Front hervorgebracht. Nur der durch Gitter abgegrenzte Vorraum und die zu ihm herniederführende Freitreppe markiren die Sonderung der einzelnen Häuser.

Ein ernsterer Vorwurf aber kann bei dieser Gelegenheit dem amerikanischen Bauwesen nicht erspart werden. Solidität ist seine specifische Eigenschaft nicht. Man muß selbst gesehen haben, mit welcher Schnelligkeit pilzartig einzelne Häuser, ja ganze Reihen davon, aus der Erde schießen, um zu begreifen, daß selbst beim besten Willen mit solcher Eile keine Solidität gepaart werden kann. Der in New-York wenigstens enorme Preis von Baumaterial — Holz sowohl, wie Steine, Eisen und Ziegel — trägt auch das Seinige dazu bei, und so sieht man denn hier Häuser mit so dünnen Wänden und so vielem Holzwerk entstehen, daß ein überseeischer Familienvater sein und der Seinen Schicksal kaum einem solchen Kartenhause anvertrauen möchte. Die besonders beliebte Verwendung von Holz zu baulichen Zwecken hat nicht nur die Construction ganzer Gebäude aus diesem Material, ohne Hinzuziehung irgend eines Steines, zur Folge, sondern auch eine gewisse Heuchelei in der ausschmückenden Architektur, selbst bei großartigeren Bauten. Letztere läßt dort, wo weder das prüfende Auge, noch die tastende Hand darüber Gewißheit geben kann, welchen Stoff wir vor uns haben, Holz in Form und Anstrich des sonst gebrauchten Steines verwenden, und wir sehen an Häusern, ja selbst Kirchen ganze Architrave und Capitäle, die den würdigsten Eindruck steinerner Bildhauerarbeit machen — in der That aber nur von entsprechend angestrichenem Holz hergestellt sind. Praktischer und, man möchte sagen, ehrlicher ist die andere Art und Weise, Holz zu Bauten zu verwenden, nämlich die ausschließliche. Es hat dies nicht nur den Vorzug der größern Billigkeit, sondern gibt auch die Möglichkeit, auf fremdem, einstweilen unbenutztem Grund und Boden zeitweise eine Wohnstatt, die ganz stattlich sein kann, zu errichten, und die man wie sie dasteht, selbst mit dem Ameublement der inneren Räumlichkeiten, nach einem anderen Ort transportiren kann, sobald ihre bisherige Erdbasis anderweitig verwendet werden soll. Zu diesem Zwecke wird durch eigene Maschinen das ganze Haus einige Fuß emporgehoben, lange und feste Walzen werden untergeschoben, Ochsen oder Pferde davor gespannt — und nun kann die seltsame Reise hingehen, wohin sie will.

Von dergleichen kann freilich in den fashionablen Gegenden des oberen New-York nicht die Rede sein. Jene schon genannten Union Square und die berühmte „fünfte Avenue“ sind in der That Prachtgegenden, wo alle edlen Baumateriale verschwendet sind und wo Luxus und Solidität einander nicht ausschließen. Auf Union Square, einem großen eirunden Platz, dessen Mitte ein üppig grüner, von stattlichem Eisengitter umzogener Park schmückt, steht auch die Reiterstatue George Washingtons. Conception wie Ausführung dieses Monuments beweisen zur traurigsten Evidenz, wie wenig bisher die schönen Künste eine Heimath an den Ufern des Hudson gefunden. Es ist seltsam und mehr wie das, daß die erste Stadt der Union dem Andenken des größten Mannes derselben Union nichts Würdigeres zu weihen vermochte. Dieses Monument zeichnet sich, abgesehen von einem abscheulichen Pferde ganz undefinirbarer Race, namentlich noch dadurch aus, daß der in Erz verewigte Feldherr und Staatsmann, wie grüßend den Hut in der Hand hält. Man thäte dem Schöpfer dieses Werkes Unrecht, wenn man eine besonders tiefe Idee in diesem Zuge vermuthen wollte, und es ist das Beste, mit derselben Naivität, mit der das eigenthümliche künstlerische Aperçu geboten wird, es hinzunehmen.

Digitized by Google

Schade nur, daß grade Washington, der große George Washington, das Opfer dieser Naivität ward. Er hat das seiner würdige Denkmal aus der Hand der plastischen Kunst noch nicht gefunden. Aber er möge sich trösten, denn nicht nur in der Benennung tausender von Städten, Dörfern, Flüssen, Bergen und Territorien, bei denen er die Stelle des namengebenden Pathen vertritt, sondern auch in dem Herzen eines Volkes, welches nur wenig der Begeisterung für individuelle und beherrschende Größe fähig ist, lebt er unvergeßlicher fort, wie nur je ein Cäsar im Herzen seiner Nation.

Der Sinn für Kunst fehlt hier im Allgemeinen ganz; es gibt weder Museen, die ihn wecken, noch Akademien, die dem Talente Gelegenheit zu seiner Ausbildung geben.

Der reiche Amerikaner zahlt gelegentlich fürstliche Summen für Kunstgegenstände, und ist der vollkommensten Ueberzeugung, sich dadurch mit der Aesthetik abgefunden zu haben. Da er aber gar kein Verständniß besitzt, so wird ihm meistens für sein Geld Ungediegenes, Werthloses aufgehängt, indeß er unbekümmert um die Sache selbst, sich durch das Bewußtsein dessen, was sie ihm kostete, genügen läßt. Charakteristisch dafür ist die Art und Weise, wie auch in der Presse diese unglaubliche Suffisance ihren Ausdruck findet. Ein Passus des New-York Herald, des verbreitetsten, wenn auch nicht ersten Journals der Vereinigten Staaten, finde hier Platz, weil es ein bezeichnendes Streiflicht auf die naive Kühnheit wirft, mit welcher das Yankeethum seine Verdienste auf einem Gebiet bereichert, wo es schlechterdings noch keinen hat — ja vielleicht nicht einmal einen haben könnte. Der Herald sagt bei Gelegenheit einer Vorstellung der Ristori, die gegenwärtig hier weilt: „Es ist unverkennbar, daß das amerikanische Volk bestimmt ist, die ganze übrige Menschheit auf dem Gebiete der schönen Künste wie in allem Andern zu überflügeln. Dies Land wird, bevor viele Jahre verfließen, das Centrum der Civilisation sein. Wir haben schon bewundernswürdige Maler und Bildhauer hervorgebracht, und ebenso große Schriftsteller und Schauspieler werden sich noch unter uns entwickeln. In der Würdigung von Kunst und Künstlern übertreffen wir alle andern Nationen. Aus ihrer Mittwochsvorstellung in Brooklyn bezog die Ristori die beispiellose Summe von 3840 Dollars, was die größte Einnahme, die sie jemals für eine Vorstellung in Europa erhielt, um vierzig Dollars überstieg. Das glänzendste Haus in der alten Welt wurde ihr in Moskau geboten, wo die Einnahme 3800 Dollars betrug; aber Brooklyn, welches nur eine Vorstadt von New-York ist, übertrifft Moskau und stellt die Hauptstädte von Italien, Frankreich, England und Deutschland in den Schatten. Das ist ein überzeugender Beweis — nicht in Worten, sondern in harten (?) Dollars — daß wir Europa in der Würdigung der Königin der Tragödie voraus sind."

Man kann getrost sagen, das commentirt sich selbst, auch ohne daß man bei Erwähnung der großen amerikanischen Bildhauer an den Schöpfer der Washington Statue auf Union Square denkt. Power, dessen gefesselte Sclavin auf der ersten Londoner Ausstellung Aufsehen erregte, und Thompson, von dem eine hübsche Gruppe im Centralpark steht, sollen gern vom Europäer anerkannt werden — aber bis zu Canova, Thorwaldsen und Rauch, wie weit ist es da noch! Daß Leutze ein großer Maler ist, wer sollte das lieber zugeben, wie jener Continent, dessen Meister durch Vorbild und Unterweisung das schöne Talent zeitigten — aber welche Kluft ist trotz alledem noch zwischen dem Schüler und seinen Vorbildern Lessing, Gallait, Kaulbach und Paul Delaroche!?

Eines würde der bildenden Kunst hier wesentlich aufhelfen. Wenn sie Mode würde! Denn nirgends ist diese Tyrannin so absolut, so allein maßgebend, wie hier, und nirgends ist das huldvolle Lächeln dieser Despotin zum Gedeihen irgend einer Sache so nothwendig, wie hier.

Oben ist einigemal der „fünften Avenue" und ihrer Region erwähnt. Sie ist ein Beispiel dafür, was die Mode aus einer ursprünglich ganz gewöhnlichen Straße machen kann. Jetzt ist sie eine Prachtstraße im wahren Sinne des Wortes, das quartier doré von New-York. Die Eleganz, die Fashion, die Noblesse oder besser und kürzer gesagt, der Reichthum hat seinen Wohnsitz hier aufgeschlagen. Die „fünfte Avenue" ist Mode, sie ist das nothwendige Requisit wahrhaft fashionabler Existenz; auf ihr ein Haus zu haben,

bedeutet etwas ähnliches wie „hoffähig sein" in Europa. Der Unterschied ist nur, daß dort Geburt oder Verdienst, also doch immer wirkliche persönliche Eigenschaften in die Wagschale geworfen werden müssen, um höchster gesellschaftlicher Stellung theilhaftig zu werden — hier nur Geld. Wer Geld hat, kann im Weichbilde der fünften Avenue wohnen, er kann seine Familie den Sommer über in Saratoga der geisttödtendsten, aber fashionabelsten und namentlich kostspieligsten Langeweile genießen lassen, und seinen Töchtern Garderobe für tausende von Dollars, Reitpferde und Equipagen für ebenso viel anschaffen, er ist — ein Aristokrat!

Aristokrat und Aristokratie! Es ist erstaunlich, welche Maltraitements diese Worte hier ausstehen müssen, hier, wo doch das, was sie von Haus aus bedeuten, so gut wie gar nicht existirt. Jene holländischen Familien, die von den ersten Colonisten der Manhattaninsel abstammen, die Knickerbocker, sind so zusammengeschmolzen und halten sich den Extravaganzen des modernen Yankeethums so fern, daß sie keinen maßgebenden Einfluß mehr haben, wiewohl sie die Einzigen sind, die als eine Art aristokratischen Elements anzusehen wären. New-Yorker Aristokratie! Am eigenthümlichsten macht sich das, im Munde von Republikanern an und für sich schon höchst eigenthümliche Wort, in der Zusammensetzung mit Shoddy-Shoddy-Aristokratie! Der Begriff bedarf der Erläuterung. Shoddy ist ein Stoff, der aus alten Wollen- und Tuchlappen mit diversen Zusätzen von Baumwolle, Haaren, ja Erde und kleinen Steinchen künstlich hergestellt wird. Neu sieht das Zeug nicht übel aus — seine Haltbarkeit aber ist selbstredend illusorisch. Daß eine Menge Betrügereien durch Verkauf von Shoddy statt guten Wollstoffes verübt werden können und verübt werden, ist leicht zu denken; und daß es ein schnelles Mittel reich zu werden ist, sobald sich für das schlechte Zeug nur Abnehmer finden, die es so theuer wie gutes bezahlen — dies einzusehen bedarf es eben nicht des Verstandes eines Yankee. Wohl aber bedarf es eines Gewissens, wie es sich im hiesigen Geschäftsverkehr leichter als im europäischen ausbilden mag, um rücksichtslos von diesem Mittel Gebrauch zu machen. Für solche Gewissen nun boten die Jahre 1861 bis 1865, die Jahre jenes gewaltigen, erst vom Historiographen der Zukunft ganz zu würdigenden Bürgerkrieges die beste Gelegenheit. Welch' ein unsauberes Festmahl für diese Raben, die im Gefolge der dahinstürmenden Kriegsfurie sich vom Unglück der Nation, von Beraubung ihrer Kämpfer nährten! Denn was anders waren diese Lieferungen von Shoddy statt guten Tuches für die Soldaten, die damit wochenlangen Regengüssen trotzen sollten? Was anders diese Herbeischaffung von verdorbener Kleie statt guten Mehles, ungenießbaren, vermoderten Salzfleisches, statt frischer gesunder Fleischnahrung? Traurig genug, daß sich Speculanten fanden, welche die durch Bestechung erschwindelten Lieferungscontracte derartig ausbeuteten — noch trauriger, daß sich Staatsbeamte bereit erwiesen, sie in diesem schändlichen Werk zu unterstützen, ja einen Antheil ihres Raubes für sich zu nehmen! Und vor einer Gegenwart, die solche Parasiten des Staatskörpers erzeugen konnte, hält der eherne Washington auf Union Square den Hut in der Hand! Daß auf diesem Wege Hunderttausende, ja Millionen „gemacht" wurden, und eine Menge Leute mit ihren Familien aus dem Schmutz der Chatham Street und deren Nachbarschaft den Weg in die vornehmste Atmosphäre der oberen Stadt fanden — wen will es wundern? Brillanten an den plumpen Fingern, die Parlors mit geschnitzten Meubles und Lyoner Brocaten ausstaffirt, im Sommer mit zahllosen Kisten von Garderobe in einem Modebade, im Winter in einem Hause der fünften Avenue — daneben aber lächerlich ungeschickt in der neuen Sammethülle, geist- und gemüthsroh, im gemeinsten Jargon prahlend und trotz aller Pracht jenen pöbelhaften Geruch athmend, den alle Parfüms Atkinsons nicht überduften können, das ist Shoddy. Die deutsche Assonanz „Schund" ist nicht ohne Bedeutung.

Die freieste Entfaltung des New-Yorker high life kann man im Centralpark sehen. Die Anlage — ein Deutscher ist ihr Schöpfer — ist herrlich. Die breiten prachtvollen Fahrwege, die im großartigen Maßstabe angelegten Wasser- und Baumpartien, der reiche Wechsel von Kunst und Natur, gehoben und begünstigt durch ein

bedeutend coupirtes Terrain, werden diesen noch jungen Park zu einem Wunder in seiner Art machen, wenn erst die Natur, welche herrlicher, aber freilich auch langsamer schafft, dem Menschenwerk seine Vollendung verliehen haben wird. Und welch' ein Leben kann man hier tagtäglich, vor Allem aber Samstags Nachmittag beobachten. Das ist New-Yorker Fashion! Welche Unmasse der elegantesten Equipagen, welche herrlichen Wagenpferde! Und wenn der Pomp von Livreen und gallonirter Dienerschaft hier eben so fehlt wie der Hauch wirklicher Distinction über den Tausenden geschmückter Gestalten — so ist doch der Luxus und die Masse von Pracht, die man auf diesen Fahr- und Fußwegen hin und herströmen sieht, zu großartig, als daß das Bois de Boulogne, der Thiergarten oder einer der Londoner Parks mit ihrem Treiben daneben stehen könnten.

Auch viel weibliche Schönheit erfreut hier das Auge. Freilich wird ihr nachgesagt, daß sie in allen Lebensphasen die Kunst und einen ausgebildetsten Apparat von Toilettengeheimnissen zu Hilfe rufe. Jedenfalls geschieht dies — wenn es geschieht — mit großem Geschick. Die Amerikanerin ist das Schooßkind der Gesellschaft. Welchen Alters und welchen Standes der Mann sei, er hat die Pflicht, Damen zu respectiren und ihnen hilfreich diesen Respect zu bethätigen. Dies geschieht denn auch allgemein, und bei der großen Selbstgenügsamkeit, die der Yankee im allgemeinen zur Schau trägt, ist dies Bestreben, nach einer Seite wenigstens aus seinem vielverehrten Ich herauszutreten, doppelt erfreulich. Freilich thäte man ihm Unrecht, wollte man dies Verhalten für den Ausfluß angeborenen Zartgefühls oder einer vollendeten, gesellschaftlichen Bildung halten — es ist einfach ein Herkommen, es ist Mode und gehört nothwendig zum Begriff eines amerikanischen Gentleman. In Gegenwart von Damen wird nicht geraucht — dies verhindert aber nicht, daß mit größter Energie Tabak gekaut wird, und auch in manchen andern Dingen wirft die oft handgreifliche Weise, mit welcher Ladies der ihnen gebührende Respect bewiesen wird, ein eigenthümliches Schlaglicht auf die Beschaffenheit der inneren Motive, die den hiesigen Frauencultus zu Grunde liegen. Einen überraschenden Anblick für den Fremden bietet es, wenn an irgend einem Straßenübergang, wo der Wagenverkehr das Ueberschreiten für Damen gefährlich, ja unmöglich macht, der dort stationirte Polizist mit seinem Hickoryknüttel oder Rohrstöckchen den passirenden Fuhrwerken einen Wink ertheilt, in Folge dessen sie alle plötzlich einhalten. Durch die auf diese Weise gewonnene Gasse schreitet der Diener der öffentlichen Sicherheit an jeder Hand eine Dame, so und so viel andere als langschweifiges Gefolge hinter sich, hindurch, und liefert seinen zarten Cortege sicher und wohlbehalten auf dem entgegengesetzten Trottoir ab. Kaum aber ist dies vollbracht, so schlagen die Wogen des vielhufigen und vielrädrigen Verkehrs rauschend wieder über der hohlen Gasse zusammen, wie einstens die Fluthen des rothen Meeres, nachdem Moses seine Auserwählten hindurchgeführt. Für große europäische Städte, wie namentlich London, wäre eine Nachahmung dieser New-Yorker Policemansitte sehr empfehlenswerth.

Was diesen den Frauen hier gewidmeten Cultus anbelangt, ist noch zu sagen, daß er der Amerikanerin schon von der Schulbank an im öffentlichen Auftreten eine viel größere Sicherheit gibt, als irgend sonstwo in der Welt. Der Fremde gewahrt dies auf den ersten Blick. Wenn aber das Selbstbewußte amerikanischer Frauenerscheinungen einen momentanen Reiz auf ihn ausüben wird — so kann es ihm doch auch nicht verargt werden, wenn unwillkürlich ein Zweifel daran in ihm aufsteigen wird: ob diese bevorzugten Lieblinge des öffentlichen Lebens auch im häuslichen Kreise dieselbe Routine entwickeln möchten.

Hier sei der Feder ein Sprung gestattet, der übrigens vielleicht nur ein Sprung scheint. Von den Frauen zu den Musen! Von jenen zu diesen — ist es so weit? Gewiß nicht, denn auch hier, wie überall, sind es die Frauen, die aus verschiedenen Gründen den Cultus ihrer olympischen Geschlechtsgenossinnen begünstigen, sobald er ihnen nur Gelegenheit gibt, dabei ein wenig sich selbst cultiviren zu lassen. Keine der neun Schwestern aber ist in dieser Beziehung erkenntlicher als die Muse der theatralischen Kunst. Sie sammelt ihre

Digitized by Google

Gläubigen zu Hunderten um sich — aber nicht nur um zu sehen, beruft sie dieselben in ihren Tempel. Das Gesehenwerden spielt eine mindestens eben so große Rolle dabei. Und daß die amerikanischen Schönheiten dankbar von dieser Gelegenheit Gebrauch machen — wer will es den holden Toilettenkünstlerinnen verdenken.

Im Augenblick sind es zwei Sterne ersten Ranges, welche New-York durch ihre Bühnenleistungen entzücken. Italien sandte Adelaide Ristori, Deutschland Bogumil Davison. Die erstere wird wenig oder gar nicht verstanden, und es ist mehr die Neugierde wie ihre herrliche Kunst, die ihre Vorstellungen so besucht macht. Davison dagegen erschien auf einem Boden, wo man ihn würdigen kann, und so sind denn auch seine Erfolge wie seine Leistungen, großartig, in pecuniärer wie in anderer Beziehung, beispiellos. Ursprünglich war die Ristori viel mehr Mode — wie schnell hat sich das geändert! Davison tritt auf dem deutschen Theater auf, welches in einer wenig fashionablen Gegend der Stadt liegt; aber der Bann, den die gute Gesellschaft über jene Gegend ausgesprochen hatte — sein erstes Erscheinen brach ihn, und ganze Reihen von Equipagen strömen zu jenem Theater, von dem die meisten bisher nur wußten, das es (fi donc) in der untern Bowery liege. Aber dies schreckt jetzt Niemanden mehr ab. Der Genius Davisons macht sich selbst zur Mode, und zwar ohne Aufwand irgend welcher Reclame, für Amerika unerhört, nur durch die Macht seiner theatralischen Schöpfungen. Der große historische Stil, in welchem er seinen Richard III. spielt, daneben die unendliche Simplicität und Lebenswahrheit, durch die er in seinen andern Rollen so unvergleichlich ist, haben nicht nur alle Zuschauer entzückt, sondern auch dem rohen Coulissenreißergeist, der die amerikanische Bühne bisher zur Circusarena erniedrigte, einen tödtlichen Stoß versetzt.

Die Huldigungen, welche die amerikanische Metropole unserem Landsmann darbringt, alle zu detailliren fehlt Raum und Zeit. Da aber einmal das deutsche Theater berührt worden, so sei auch anerkennend jenes Ehepaares gedacht, welches kein Opfer scheute, den Künstler in möglichst entsprechender Umgebung erscheinen zu lassen, und welchen, als den Gründern dieses Theaters überhaupt, der Dank eines Jeden gebührt, der sich für die allseitige Entwickelung des Deutschthums hier interessirt. Otto und Elise von Hoym sind es, die im Laufe von etwa fünfzehn Jahren bewiesen haben, was mit rastlosem Fleiß und energischem Willen auf hiesigem Boden nach jeder Seite hin erreicht werden kann. Als unbemittelte Schauspieler begannen sie in einem Theater, etwas besser wie ein Schuppen, während sie jetzt, einen der größten Schauspielsäle New-Yorks besitzend und eine stattliche Truppe von Acteurs commandirend, dem größten Künstler Deutschlands Anerbietungen machen konnten, wie sie selbst Paris der anspruchsvollsten Sängerin noch nicht bewilligte. Wenn auch das Institut als solches noch manches zu wünschen übrig läßt, so bleibt das Verdienst seiner Gründer und Leiter schon dadurch ein unauslöschliches, daß es der deutschen Bevölkerung einen Sammelpunkt gab, welches die so sehr divergirenden Interessen wenigstens nach einer Seite hin vereinte. Mit Vergnügen aber werden die europäischen Landsleute hören, daß im Laufe der Wirksamkeit des wackeren Hoym'schen Paares der Kunstsinn der deutschen Bevölkerung New-Yorks bereits so sehr zugenommen, daß jüngst ein zweites deutsches Theater unter günstigen Auspicien eröffnet ward. Davison wird auch diesem einen Theil seiner hiesigen Wirksamkeit widmen und somit der Erfüllung des Wunsches, daß beide Theater, Bildung und Geschmack verbreitend, neben einander blühen mögen, die nachdrücklichste Unterstützung leihen!

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Nro. 28 der zweiten Folge. **Der ganzen Reihe Nro. 124.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Januar 1867.

Pierrot.

Eine Novelle

von

Otto Roquette.

An einem grauen, unfreundlichen Novembertage schritt ein junges Mädchen hastig durch eine der belebtesten Straßen der großen Stadt. Tausende streiften an ihr vorüber, sie schien Keinen zu bemerken, sondern innerlich beschäftigt oder zerstreut, alle Umgebungen von ihrer Aufmerksamkeit ausgeschlossen zu haben. Und auch sie wurde wohl nur von Wenigen der Beobachtung gewürdigt. Ihr blasses Gesicht wurde von dem grauen Hütchen halb verdeckt, und ihre unscheinbare, fast farblose Kleidung hatte nichts in die Augen fallendes. Sie trug unter dem Arm ein Päckchen mit Bindfaden zusammen geschnürter Schulhefte und Bücher, in der Hand einen verschossnen, baumwollnen Regenschirm, und schien, so beladen, Mühe zu haben, sich vor dem Straßenschmutz und der fallenden Nebelnässe zu schützen. Ein antiquarischer Buchladen, der in seinem Schaufenster manchen, auf Schulbänken oder bei sonstiger gelehrter Hanthierung hart mitgenommenen Einband zeigte, schien sie plötzlich, trotz der Unbilden des Wetters, zu näherer Betrachtung aufzufordern. Sie trat an das Schaufenster, überflog die bibliothekarische Invalidenreihe, wandte sich aber bald wieder ab, um ihren Weg fortzusetzen. Da zuckte sie zusammen, von einer Begegnung überrascht, die sie heut', sie wußte nicht weshalb, in eine Art von Schreck versetzte. Zwei sehr elegant gekleidete junge Männer kamen in heiterem Gespräch daher und

Digitized by Google

mußten im nächsten Augenblick ihren Weg kreuzen. Einem von beiden, dem größeren und stattlicheren, begegnete sie heut' nicht zum erstenmal. Sein täglicher Weg mußte wohl die gleichen Straßen mit dem ihrigen durchlaufen und schon öfter hatte sie die scharfe und prüfende Beobachtung seiner Augen gefühlt. Jetzt bemerkte sie, wie seine eben noch heitern Züge schnell ernster wurden, wie er den Arm seines Begleiters leise drückte, und beide ihren Schritt etwas hemmten. So der unleugbaren Prüfung von vier, wie es schien sehr unternehmungslustig blickenden Augen ausgesetzt, suchte sie bestürzt und mit erwachendem Groll nur rasch vorüber zu kommen, bemerkte aber doch, wie der größere der beiden Herren, wie unwillkürlich, die Hand zu seinem Hut erhob, als ob er habe grüßen wollen. Jedenfalls war es ein verunglückter Gruß.

Das junge Mädchen eilte wie gejagt davon. Ein Instinkt schien ihr zu sagen, daß die Herren ihr folgten — und sie mochte nicht Unrecht haben — daß sie mehrere Straßen lang folgten, daß sie endlich an der Ecke stehen blieben und recht wohl merkten, in welche Thür das wie ein Reh gehetzte und geängstigte junge Mädchen entschwand. Nicht jedes andre würde die Flucht so beschleunigt haben, und zur Angst war eigentlich kein Grund vorhanden, zumal bei der Begegnung keine Grenze des Anstandes verletzt worden war. Dennoch flog das arme junge Geschöpf an allen Gliedern, und als sie mit klopfendem Herzen die dritte Treppe zu ihrer Wohnung hinaufgestürmt und den Riegel ihrer Thür vorgeschoben hatte, da erst fühlte sie sich sicher. Hastig warf das Mädchen die Schulhefte und Bücher auf den Tisch, Mantel und Hut von sich, und sank erschöpft auf einen Stuhl. Allein das Gefühl, auf ihrer festen Burg, in ihrem kleinen Heimwesen, und dazu unter Umgebungen zu sein, die ihr nöthigenfalls Schutz gewähren konnten, gab ihr bald die Fassung und Ruhe wieder. Sie schalt sich über ihre thörichte Flucht, ja sie schalt sich sogar eitel und selbstgefällig, daß sie sich selbst vorgespiegelt, ein Gegenstand männlicher Beachtung sein zu können. Wer weiß auch, ob diese ganze alberne Geschichte nicht ein Spiel ihrer Einbildung war? Um des tadelnswerthen Eindrucks los zu werden, schnürte sie das Päckchen Schulhefte auf und tauchte die Feder ein. Plötzlich aber erheiterte sich ihr Gesicht, denn ein behaglicher Gedanke wurde lebendig in ihr, der Gedanke: heut' ist Sonnabend — Nachmittag habe ich keinen Unterricht zu geben, und morgen ist Sonntag! — Eine Melodie summte auf ihren Lippen, sie stieß die Schulbücher mit einer gewissen Verachtung von sich und ging an die Kommode, um nach einer kleinen Stickerei zu suchen.

Da wurde an die Thür gepocht. Die junge Bewohnerin des Zimmers stutzte und wagte nicht zu öffnen. Rasch ging sie zu einer andern Thür, die zum Familienzimmer des Actuarius Behrend führte, bei dem sie sich in Kost und Schutz gegeben hatte. Frau Behrend, ein saubres, altes Mütterchen, kam ihr schon entgegen mit der Nachricht, eine schöne, junge Dame, die sich nur Flora nenne, wünsche sie zu besuchen.

„Bilde Dir nicht ein, daß ich mich abweisen lasse! Jetzt bin ich einmal die drei Treppen in Dein Himmelreich hinauf gestiegen, und dringe ein!" So ließ sich eine wohlklingende und einschmeichelnde weibliche Stimme vernehmen, und in strahlendem, bauschigem Modeputz kam hinter der alten eine junge Dame her, die, um jeder Abweisung vorzubeugen, jener gleich durch die fremde Wohnung gefolgt war. „Du hast Dich gut verpallisadirt, Meta! Na, alte Freundschaft dringt doch durch! Grüß' Dich Gott, mein braves Mädel!" So fuhr die junge Schönheit fort und drückte ihrer Freundin einen herzhaften Kuß auf den Mund. — Frau Behrend lächelte, während die Freundinnen sich umarmten, und empfahl sich knixend.

„Jetzt sag' mir aber bloß, Meta" — begann der Gast, nachdem beide Platz genommen — „sag' mir nur, Mädchen, was das mit Dir ist? Wir finden uns seit unsrer Kindheit, wo wir ein Herz und eine

Seele waren, hier in der großen Stadt wieder, wir sehen uns auf der Straße ein, zwei, dreimal, ich bitte Dich einmal über's andre, mich zu besuchen, und es vergeht ein halbes Jahr, ohne daß Du kommst! Ich weiß ja, was Du sagen willst — Du meinst, ich konnte ja auch zuerst zu Dir kommen, denn Du scheinst mir ein bischen sehr stolz geworden zu sein, umsomehr, da es mir so glänzend und gut geht — ja, Schatz, ich habe kommen wollen, wahrhaftig, ich habe kommen wollen! Aber die vielen Proben, und fast alle Abend spielen, ich fand wahrhaftig keine Stunde! Allein heut' ging es mir doch über den Spaß mit Dir. Ich begegne Dir auf der Straße, ich grüße, ich rede Dich an, ich rufe Dir nach, Du aber rennst an mir vorüber, als hättest Du den wilden Jäger hinter Dir! Nein, dacht ich, das darfst Du Dir doch nicht bieten lassen, und das dumme Mädel soll erfahren, daß ich ihm immer noch von Herzen gut bin, und gleich geh' ich ihr nach. Da bin ich nun, und frage Dich, ob Du etwa so ein Philister geworden bist, nicht mit mir umgehen zu wollen, weil ich Schauspielerin geworden bin?"

Meta ergriff lächelnd der Freundin Hand und suchte sie über den Verdacht zu beruhigen. „Sieh, ich habe auch viel, sehr viel zu thun," fuhr sie fort. „Ich muß jeden Tag sechs Schulstunden und oft noch Privatunterricht geben, muß dann noch zu meiner eigenen Ausbildung studiren —"

„Ach, Gott erbarme sich! Du armes Ding!" So unterbrach Flora entsetzt die Sprecherin. „Das ist ja eine heillose Lebensart! Da liegen wohl gar die Schreibbücher? Schulmeisterei und Schulmeisterei, und weiter nix auf der Welt, das muß halt rein zum sterben sein!" — Flora, obgleich sonst ganz die feine, formgewandte Dame, die Künstlerin, die auf der Bühne ihr Hochdeutsch makellos sprach, ließ sich, durch die alte Beziehung zur Freundin heimathlich angeregt, in den provinziellen Dialectformen behaglich gehen. Sie that das öfter, wenn sie sich in vertrautem Kreise wohlfühlte, und ihre Freunde wollten darin einen besonderen Zauber ihres Verkehrs finden. — „Meine Rollenhefte sind auch nicht in Gold und Seide gebunden," fuhr sie fort, „aber wenn man den alten Deckel aufmacht, steht doch was drin. Was mußt Du für ein Elend ausstehen, Du gute Seele, mit all' dem Kleinkindergekritzel! Ich kann mir's gar nicht vorstellen, und begreif' eigentlich nicht, daß Du nicht auch zum Theater gegangen bist."

Meta schlug die Augen nieder und suchte das Gespräch von ihren eigenen Verhältnissen ab und auf die der Freundin zu bringen. „Dir geht es also gut und Du bist zufrieden?" sagte sie. „Machst Du Glück beim Publicum?"

Flora lachte. „Es schickt sich nicht, daß ich meinen Ruhm selbst ausposaune, aber wenn nur von Glück die Rede ist, kann ich schon zufrieden sein. Ich hab' in der Tragödie wie in der Komödie hier auf unserm großen Theater keine Rivalin, und ich lasse mir es gefallen, daß mich das Publicum mit seiner Gunst verwöhnt. Eigentlich ist es schlecht, daß ich Dir das selbst sagen muß! Ich glaube gar, Du hast mich noch gar nicht spielen sehen?"

„Nein, Flora — Du mußt verzeihen! Ich komme nicht in's Theater."

„In den zwei langen Jahren, daß Du hier lebst, bist Du noch nicht im Theater gewesen?"

„Es ging nicht. Aber — lebst Du auch so allein wie ich in der Welt?"

„Du meinst ob ich nicht eine sauvegarde für den Anstand bei mir habe? Doch! da ist vorgesorgt. Eine Theatermutter mußte geschafft werden, das sah ich ein, und da ich meine rechte Mutter nie gekannt habe, nahm ich meine Tante Gitty zu mir — Du mußt sie ja noch kennen. Sie hat sonst nichts zu thun auf der Welt und eine kinderlose Wittwe war sie von Kindesbeinen an — das heißt von meinen Kindesbeinen an. O, die hat sich herausstaffirt, Du sollst sie sehen! Was Aesthetisches hat sie immer gehabt, und schwärmte von jeher für Kunst. Und wenn die Leute sie darum in unserm armseligen Heimathsneste auslachten und verspotteten, so ist sie damit doch noch zu Ehren gekommen, und

fühlt sich rechtschaffen wohl dabei. Sie denkt Deiner auch noch mit großer Liebe. Der guten Tante Gitty verdanken wir doch eigentlich unsre erste poetische Anregung. Sie gab uns zuerst den Schiller in die Hand und las ihn mit uns. Denkst Du noch, wie wir drei zusammen mit vertheilten Rollen lasen, und die Gitty bei jeder schönen Stelle wie verzückt wurde? Sie sagte immer, Du hättest viel mehr Talent zur tragischen Heldin, als ich. Das ärgerte mich damals sehr, und ich las heimlich auf dem Oberboden und im Holzstall mit lauter Stimme die Rollen der Jungfrau von Orleans, der Maria Stuart, Beatrice, Thekla, Amalie und wie sie alle heißen, um es Dir gleich zu thun. Du warst damals überhaupt viel unternehmender und großartiger, als ich, und der Plan stammt eigentlich von Dir, daß wir beide zum Theater gehen sollten. Du warst Feuer und Flamme dafür, bei mir war's nur erst ein Funke, der seine Zeit brauchte. Aber nun ist alles so anders gekommen!"

„Es war wirklich unerklärlich," sagte Meta befangen, „wie zwei Kinder, die in ihrem Leben kein Theater gesehen, in einem entlegnen kleinen Landstädtchen, wohin niemals ein Schimmer der Kunst sich verirrte, auf den Gedanken kommen konnten, zum Theater zu gehen!"

„Das ist doch nicht unerklärlich!" eiferte Flora. „Ja freilich, in meines Vaters Kramladen war nichts von Poesie zu spüren, und im Küsterhause, wo Du zur tragischen Heldin heranwuchsest, auch nicht — aber das ist eben der echte Funke der Kunst, der vom Geschick auch dahin ausgestreut wird, wo Niemand ihn sucht und erwartet. Ja, ich bin stolz darauf, daß das von Natur in mir gelegen hat. Und in Dir steckt auch mehr, als Du vielleicht selber weißt, Meta! Wie in aller Welt konntest Du nur auf den unglücklichen Einfall kommen von der Kunst abzuspringen und auf den Schulkatheder zu steigen?"

„Das ist sehr einfach," entgegnete Meta. „Meinem alten Großvater im Küsterhause durfte ich mit poetischen oder künstlerischen Grillen nicht kommen, das sah ich wohl, als ich mein sechzehntes Jahr erreichte, und fügte mich in die Verhältnisse. Der gute Alte starb und ich stand allein in der Welt."

„Da war doch Zeit zu handeln!" unterbrach Flora.

„Ich war damals weitab von dieser Selbständigkeit. Zum Vormund erbot sich mir der Pfarrer des Städtchens. Er nahm mich in sein Haus und da doch etwas für meine Zukunft geschehen mußte, ließ er mich zur Lehrerin ausbilden. Ich besuchte das Seminar, machte ein Examen, und hatte das Glück, hier an einer Töchterschule angestellt zu werden."

„Was man auf der Welt doch alles für ein Glück ansehen kann!" sagte Flora kopfschüttelnd, und, mit den Augen das Zimmer rasch überfliegend, dachte sie: Gar gemüthlich ist sie mit ihrem Glück auch nicht logirt! Dann fuhr sie fort: „Wie lebst Du denn nur? Hast Du Umgang, angenehme Beziehungen?"

„Gar keine, als die zur Schule gehörigen," erwiederte Meta. „Ich lebe ganz still."

„Ja, aber Schatz, der Mensch muß doch mit Menschen leben, wenn er nicht verkommen soll. Wenn Du Deine Schule hinter Dir hast, mußt Du doch mit Jemand reden können."

„Meine Wirthe sind gute liebe Leute, die mir wohlwollen. Sie haben nur eine verheirathete Tochter, und beweisen mir so viel Freundlichkeit, als — "

„Es sind doch alte Leute!" unterbrach Flora wieder. „Und nur gleich und gleich gesellt sich gern. Was treibst Du zum Beispiel Abends?"

„Es fehlt mir nie an häuslichen Schularbeiten. Für mich aber treibe ich jetzt fleißig Geographie, da ich darin bald auch Unterricht geben soll."

Flora schlug ihre kleinen, mit rosenfarbnen Glaceehandschuhen bedeckten Hände zusammen, und rief voll Entsetzen: „Geographie! Das ist ja um sich gleich lebendig begraben zu lassen!" — Das fürchterliche Wort Geographie schien den Ausschlag zu geben zu einer ernstern Herzensergießung, zu der Flora bereits ein größeres

Bedürfniß zeigte als Meta selbst. Denn diese war während der Beichte vor der Freundin befangener und rückhaltiger geworden, und saß, einen schmerzlichen Zug in dem edlen, blassen Gesicht, neben Flora.

Die Künstlerin betrachtete sie aufmerksam. Dann ergriff sie Meta's Hand und fragte in eindringendem Tone: „Und kannst Du Dich dabei glücklich fühlen?"

Meta schien innerlich zu kämpfen, doch gewann sie Fassung über sich und sagte: „Ich erfülle meine Pflicht. Das muß mir genügen."

„Ja, das ist so die gewöhnliche nüchterne Ausrede!" rief Flora. „Das mag gelten bei Leuten, die die Brücke hinter sich abgebrochen haben. Die mögen sich bei ruhigem Charakter mit ihrem Pflichtgefühl abfinden. Aber wo einem frischen jungen Blut noch anders zu helfen ist, da soll man so eine Berufung auf das Pflichtgefühl, so eine Maske gegen die Hülflosigkeit, nicht gelten lassen. Dein Pflichtgefühl ist wie der alte häßliche Bindfaden da, mit dem Du die Schreibebücher zusammenschnürst, damit sie Dir auf dem Wege nach der Schule nicht auseinanderfallen oder gar verloren gehen. Ist der Bindfaden abgebraucht, dann reißt er eines Tages entzwei."

Meta suchte zu lächeln. „Dann nehme ich einen neuen," sagte sie. Aber der Ton ihrer Stimme kam halb erstickt und bebend über die Lippen.

„Ach was!" rief Flora halb ärgerlich. „Du willst nicht aufrichtig sein, und ich komme Dir doch mit der alten Freundschaft ganz treuherzig entgegen. Bilde Dir nicht ein, daß ich Dich gleich von der Schulbank auf die Bühne führen, Dich zur Schauspielerin machen will, das hätte gute Wege! Aber ich merke schon, Du hast die Vorurtheile Deines Standes gegen den meinigen eingesogen und darum rückst Du nicht offen mit der Sprache heraus. Ich aber sage Dir, ich bin außerhalb der Bühne keine Schauspielerin, und kann mir als Frauenzimmer ein leidlich gutes Zeugniß geben. Ein bischen Leichtsinn ist für's Leben besser, als so eine prüde, langweilige Gouvernantenreserve, hinter der doch meist nichts Gescheites steckt. Wer ein paar Jahr bei der Bühne gelebt hat, wird im Verkehr ein bischer freier von Ansehn, und legt ein gut Theil von dem Respect vor der trügerischen bürgerlichen Tugendspiegelei ab, man kann dabei doch ein ehrliches Herz und eine brave Person bleiben. Wenn Du mir das nicht glauben willst, so werde ich nicht etwa gleich davon gehen, denn Du bist mir zu lieb, sondern ich werde Dein Vertrauen versuchen mit Sturm zu nehmen und Dir hinterher beweisen, daß ich ein Recht dazu hatte, und daß Du Unrecht hattest, mir zu mißtrauen. Helfen will ich Dir einmal, denn Du bedarfst eines Freundes. Meta, Du bist in Deiner Stellung, in Deinem ganzen Lebensberuf nicht glücklich! Du fürchtest selbst, dabei zu Grunde zu gehen, wenn Dir nicht irgend eine Rettung kommt!"

Meta hatte starr und unbeweglich dagesessen. Plötzlich stürzten ihr die Thränen aus den Augen, sie bedeckte ihr Gesicht und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Dann fiel sie der Freundin um den Hals und stotterte weinend: „Mir ist ja nicht zu helfen! Ich muß dies Elend, an das ich gefesselt bin, mit mir fortschleppen!"

„Nein, das sollst Du nicht, Du liebes, gutes Kind!" entgegnete Flora herzlich. „Du bist noch jung, hast keine zwanzig Jahre, da läßt sich noch alles wenden."

Meta sprang auf, und das Zimmer durchschreitend rief sie mit flammenden Augen und leidenschaftlicher Heftigkeit: „Ja, von mir werfen, mit Füßen treten möchte ich diese Last, die auf meiner Jugend drückt, und mir das Leben verhaßt macht. Jeden Morgen erwache ich mit Widerwillen gegen das mir im Innersten entgegengesetzte Tagewerk; mit Widerwillen und Ekel vor dem vollendeten Tage lege ich mich Abends nieder, und knirsche und ringe gegen die Fessel, und fluche im Herzen, und reibe mein bestes Theil auf in diesem Kampfe! Manchen Abend schon dachte ich, ob nicht in den Wellen des Flusses eine Rettung für mich wäre, denn der Tod — jeder Tod wäre mir lie-

Digitized by Google

der als dies verfehlte, verfahrene, jammervolle Dasein!"

„Um Gotteswillen, hör' auf!" rief Flora, der vor dem Sturm, den sie in der Freundin Gemüth heraufbeschworen hatte, jetzt selbst bange wurde. Diese Innerlichkeit und Leidenschaftlichkeit hatte sie nicht erwartet, und bei aller Besorgniß überkam sie ein Respect vor der Tiefe und natürlichen Ausdrucksfähigkeit eines wahren menschlichen Schmerzes. Flora war ein grundgutmüthiges Geschöpf, und trotz des Anscheins von Leichtsinn, ließ sie sich leicht imponiren. Liebe, Achtung und Bereitwilligkeit zu jeder Hülfe gaben ihr die rechten Worte auf die Lippen, das Mädchen zu beruhigen. Meta empfand gerührt und dankbar den Segen eines freundschaftlichen Aussprechens, welches dem gewaltsamen Ausbruch ihrer lange unterdrückten Empfindungen folgte. Sie schloß die junge Weltdame, die sich ihr fast verschlossenes Herz so tapfer erobert hatte, mit zärtlichster Hingabe an's Herz, und der Bund der Kinderjahre wurde von den beiden Mädchen jetzt um so inniger geschlossen. Nachdem sie bereits in ein ruhigeres Plaudern übergegangen waren, sagte Flora:

„Das versteht sich nun aber von selbst, daß Du mir nicht mehr so einsam lebst. Ich will schon für Dich sorgen, und Du brauchst Dich nicht zu fürchten, daß ich Dich in schlechte Gesellschaft bringe. Heut Abend mußt Du mir die Freude machen, in's Theater zu kommen. Das Billet schick' ich Dir. Wir spielen heut': „Viel Lärmen um nichts," und ich die Beatrice, das ist was Lustiges, wo Du Dich amüsiren wirst. Morgen aber tret' ich nicht auf, Du kommst schon zu Mittag zu mir, die Tante Gitty soll Dich abholen, und bleibst den Sonntag bei uns."

Meta schien verlegen und sagte zögernd: „Aber ich weiß nicht, ob ich mit meiner Garderobe es wagen kann —"

Flora warf einen flüchtig prüfenden Blick auf den Anzug der Freundin. In ihrer Gutmüthigkeit hätte sie ihr am liebsten gleich ihr schönstes und bestes Kleid geschenkt, allein sie fühlte wohl, daß das Meta's Stolz etwas verletzen könnte. „Ja, aber mein liebes, gutes, süßes Weihnachtskindel" — begann sie — „Du wirst außer dem was, Du anhast, doch noch ein Sonntagsfähnlein im Schranke haben? Und wenn nicht, nun, dann komm wie Du bist!"

Meta lächelte. So sei es nicht gemeint, sie habe nur gehört, daß man für das Theater in der Hauptstadt eine besonders elegante Toilette brauche. Und als Flora ihr diese Besorgniß zerstreut hatte, brachte das Mädchen das andere Hinderniß zur Sprache, nämlich, daß sie sich unmöglich allein in's Theater wagen dürfe.

„So schicke ich zwei Billets," meinte Flora, „und Deine alte Frau Behrend oder ihr Mann gehen mit Dir. Das wollen wir gleich abmachen, komm nur, ich bringe Deine würdigen Alten so herum, daß sie darauf brennen, mich heut' Abend spielen zu sehen, und sich noch um das Billet zanken sollen."

Flora, glücklich über ihr Gelingen, huschte mit der Anmuth ihrer ganzen Liebenswürdigkeit in das Behrend'sche Familienzimmer, und es wurde ihr nicht schwer, den Herrn Actuarius zu Meta's Ritter und Begleiter für den Abend zu gewinnen. Mit einem Kuß trennte sie sich von der Freundin.

Meta fühlte sich durch diesen unerwarteten Besuch merklich erleichtert. Ein lang ertragener schwerer Druck schien zur Hälfte von ihr genommen, der tief verborgene Groll hatte einen Ausweg gefunden, das junge Herz athmete wieder auf, und knüpfte stille Wünsche und Lebenshoffnungen an eine neue Gestalt, die der jugendlichen Phantasie um so mehr Reize darbot, als sie aus einer fremden und fast unbekannten Welt aufgetaucht schien. Allein die gehobene Stimmung begann doch in Kurzem wieder zu sinken, denn die eingesogenen Vorurtheile und ein alle innerliche Eigenart ertödtendes, rigoristisches Pflichtgefühl heftete sich an die kaum belebten Schwingen und zog sie mit schwe-

Digitized by Google

rem Gewicht herab. Flora hatte sowohl in der Beurtheilung von Meta's Charakter Recht, wie auch in der Erwähnung früherer, ganz entgegengesetzter Neigungen und Pläne der Freundin. Die junge Pädagogin war in eine Lebensrichtung und Stellung durch fremden Willen hineingehoben worden, die ihrem innersten Wesen zuwider lief. In ihrer Natur lag ein Zug zum Ungewöhnlichen und Phantastischen, der sich bis zum leidenschaftlichen Willensdrang steigern konnte, aber theils durch ein Maß rein weiblichen Taktes und Feingefühls, theils durch frühe Entbehrung, tief in ihr Gemüth hatte verbergen müssen und sich nur noch zuweilen, wie ein zurückgedrängtes Wetterleuchten als unverloren ankündigte. Hätte Meta, wie Flora, dem Drange ihres Herzens folgen, und sich für die Bühne ausbilden dürfen, sie wäre, wenn nicht eine große Künstlerin — was sich nicht entscheiden ließ — gewiß aber jetzt schon eine großartige, vielbewunderte Erscheinung geworden, die durch geistiges Uebergewicht ihre Umgebungen beherrschen, sie wie ein merkwürdiges Räthsel anregen und anziehen konnte. Vielleicht aber hätte ihr eine unumschränkte Freiheit auch gefährlich werden können. Ein ungelöstes Räthsel war sie auch jetzt, sie war es sich selbst, denn in ihrer Weltverborgenheit hatte noch Niemand Gelegenheit gehabt, ihr in ihr Inneres nachzuspüren, das sie so geflissentlich versteckte. — Fremder Wille brachte sie auf ihre jetzige Lebensbahn. Nicht innerer Beruf, die Nothwendigkeit, für den äußern Erwerb zu sorgen, gab den Ausschlag. Meta fügte sich, und zwar anfangs ohne sonderliches Widerstreben, denn der Gedanke an künftige Selbständigkeit, an Ausbildung zu einem ernsten Lebensziel, schien ihrem Herzen einem Ersatz für frühere Wünsche gleich zu kommen. Mit Eifer und Energie des Charakters gab sie sich ganz den pädagogischen Studien hin, und duldete unwillkürlich, daß alle die Vorurtheile solcher weiblichen Berufskreise, die ganze Engherzigkeit, Kurzsichtigkeit und prüde Ablehnung der Welt, sich auch über sie und ihr Empfinden geltend machten. Und wo dies nicht geschah, wo sie mit ihrem Sinn und Gefühl zu widerstreben schien, da suchte sie mit einem gewissen Trotze Gewalt gegen ihre Natur zu brauchen. Wie gering diese Gewalt noch befestigt, wie sehr Meta noch im Ringen mit sich selbst begriffen war, kam in dem Gespräch mit Flora zum Ausdruck. Gleichwohl hatte so viel trüber Nebel sich bereits um ihren Gesichtskreis gelagert, war die Vereinsamte bereits so zaghaft geworden, einen Schritt aus ihren engen Sphäre heraus zu treten, daß der Gedanke, mit einer Schauspielerin in Verkehr zu treten, eben so viel Abmahnendes als Anziehendes für sie hatte. Auch kleinliche Rücksichten tauchten in ihr als beherzigenswerth auf. Konnte sie nicht durch solchen Umgang ihrem Schulvorstand gegenüber, dessen tyrannisch orthodoxe Beschränkung sie kannte, in mißliebige Unannehmlichkeiten gerathen? Sie stand allein in der Welt, ihr Schulamt war ihr einziger Anhalt. Was wurde aus ihr, wenn sie sich verdächtig machte, und dieser schwer erarbeiteten und erkämpften Stütze gar verlustig ginge? Solche Grübeleien führten sie immer tiefer aus dem leichteren Aether, zu dem die Freundin sie gehoben hatte, hinunter, und bald sah sie sich in um so trüberer Gemüthsstimmung wieder allein in ihrer melancholischen Dämmerung. — Als Nachmittags die Theaterbillets ankamen, zuckte es noch einmal wie ein frohes Wünschen durch ihre Seele, dann schob sie die verführerischen Karten bei Seite und mit ihnen den Plan, sie zu benutzen, und setzte sich in ergrimmter Selbstpeinigung zu ihrem Geographiebuch.

Herr und Frau Behrend waren sehr verwundert, als die Stunde herannahte, und Meta erklärte, daß sie nicht in's Theater gehen werde. Diesmal aber kam das junge Mädchen mit ihrem Willen nicht durch — vielleicht war auch die Widerstandskraft gegen die freundschaftliche Ueberredung nur eine eingebildete bei ihr. Dem Herrn Aktuarius war der Gedanke, heut' das Schauspiel zu besuchen — es kam

Digitized by Google

ihm, als ein kostspieliges Vergnügen, nicht leicht vor — bereits angenehm geworden, er wußte ihr auseinanderzusetzen, wie gut ihr eine solche Zerstreuung thun würde, und Frau Behrend griff ohne Umstände rasch zu, um Meta für den Ausgang ausrüsten zu helfen.

Eine Stunde darauf saß Meta wirklich im Theater, und zwar hart vor den Lampen in der ersten Reihe des Parquet. Ihr würdiger alter Ritter, selbst ein Neuling in diesem Raum, mehr noch auf diesem Platze, war bereits vor dem Beginn des Stückes sehr heiter. Er stand auf, sah sich vergnügt überall um, und forderte seinen Schützling auf, das Gleiche zu thun und das hübsch ausgestattete Haus zu betrachten. Meta wagte befangen, sich umzuwenden, aber mit vor Schreck klopfendem Herzen wandte sie sich rasch wieder zurück. Denn in einer der ersten Seitenlogen erkannte sie den jungen Mann, der heut' Morgen auf der Straße den verunglückten Versuch gemacht hatte, sie zu grüßen. Er war im Gespräch mit einigen Damen in Balltoilette, und hatte das hier fremde Kind wohl nicht bemerkt. Meta vertiefte sich schnell in den Theaterzettel, der ein ihr unbekanntes Stück ankündigte. Denn sie wußte von Shakspeare nur, daß er ein unsittlicher und für Frauen ganz unmöglicher Theaterschriftsteller sei. Sie wurde um so befangener und begriff kaum, wie diese Menge von Damen sich zu einem derartigen Stück hierher gewagt hatte, und sie selbst mitten darunter. Pochenden Herzens starrte sie den dicht vor ihr hangenden Vorhang an. Was wird er zeigen, wenn er sich hebt? Und oben in der Loge saß Jemand, dessen Gegenwart sie bei all' den Möglichkeiten, die die Darstellung bringen konnte, sehr zu ängstigen begann. Wenn er sie hier erblickte? Sie war so fremd in der Welt, es ängstigte sie Alles, es fehlte ihr bei dem ersten Schritt zu einer Freude jenes innige Hochgefühl der Erwartung. Einsamkeit und pedantische Beschränkung eines engen Kreises hatten ihr so viel von unerlaubten Dingen zugesprochen, daß der jugendliche Glaube an erlaubte Freude fast verloren gegangen war.

Endlich hob sich der Vorhang. Und von Viertelstunde zu Viertelstunde hob sich zugleich ihre Stimmung. Ihr Antlitz glühte, und wie vor der Strahlenmacht der Sonne die Nebel zerreißen, so rissen Vorurtheile über Vorurtheile in ihrem Herzen, und stoben gleich Gespenstern auseinander. Meta fühlte, daß sie des Genusses der Kunst noch fähig sei, sie schwelgte in Glück, und leise Thränen des Entzückens rannen zuweilen über die Wangen. Ein Staunen ergriff sie vor der Kunst Flora's. Als die reizende Schlange Beatrice zuerst auftrat, überkam Meta ein leises Beben. Wie wird sie ihre Sache machen? Wie wird das Publicum ihre Leistungen aufnehmen? dachte sie. Bald aber erkannte sie, daß Flora nicht nur vollständig Herrin des darzustellenden Charakters, sondern daß sie auch in der Gunst des Publicums gar wohl gesichert war, denn man fand ihres Beifalls kein Ende. Ein wohliges Gefühl erfüllte Meta's Herz, sie fühlte sich gleichsam mitgeehrt dadurch. Und als Flora nun hervorgerufen wurde, und der hart vor den Lampen sitzenden Freundin schalkhaft mit den Augen zuwinkte, erröthete Meta noch einmal über und über, und dankte der Freundin im Herzen für die beglückenden Stunden, die sie ihr gewährt hatte.

Mit andern Empfindungen als auf dem Herwege, wanderte Meta am Arm ihres Ritters nach Hause. Ihr Herz war voll von Poesie, und der Eindruck des Genusses belebte ihr ganzes Wesen. Sie wußte nicht, ob die Schauspieler gut oder schlecht gespielt, die Frage kam gar nicht auf in ihr, sie fühlte sich über die gemeine Welt mit einem Ruck in eine lichtere und lebensvollere Atmosphäre gehoben. Der Aktuarius verstand das sehr wohl, er hatte sich „sehr gut amüsirt," und noch lachend und plaudernd brachte er seiner Frau den Schützling zurück. — Meta wachte noch Stunden lang. Wie hätte sie schlafen können? Das aufgeschlagene Geographiebuch gähnte

Digitized by Google

ihr langweilig entgegen. Sie warf es bei Seite, aber nicht ärgerlich, sondern wie ein Ding, das keiner Beachtung werth ist. Endlich schlief sie ein, und träumte von Benedict und Beatrice, welche beide sich in ihrer Stube lustig zankten, und jedes verlangte, Meta solle ihm Recht geben, bis sie endlich mit ihnen lachte, und die Bemerkung machte, daß sie selbst eigentlich Beatrice war, und Benedict niemand anders als — —

Sie fuhr erschreckt auf, und konnte vor dem Pochen ihres Herzens lange nicht wieder einschlafen.

Tags darauf legte Meta ihren höchsten Staat an, ein einfaches schwarzes Tafftkleid, das ihre schlanke, biegsame Gestalt bis an den Hals umschloß. Sie hatte keinen Schmuck, außer dem natürlichen ihres reichen braunen Haars, der ihr jedoch, verbunden mit der heut' lebhafteren Farbe ihrer Wangen, einen ganz besondern Reiz verlieh. Die alte Frau Behrend fand das auch, und lächelte wohlgefällig, indem sie sie betrachtete, und ihr die Falten des Gewandes zurecht strich. Kaum waren sie mit dem Anzug fertig, als sich Besuch melden ließ.

Herein trat eine Dame von hervorragender Länge, starkknochig, und bedeutsam daherschreitend. Weiße Glaceehandschuh auf den gewaltigen Händen, einen feinen Pelzüberwurf auf dem matronenhaft grauen Seidenkleid, das determinirte Haupt mit einem weißen Hütchen geschmückt, unter welchem rechts und links eine graue Locke hervorquoll. Blitzende Augen über der starken Adlernase, deuteten auf entschiedenes Bewußtsein, während der fein gezeichnete Mund Wohlwollen, vielleicht sogar einen Zug von Humor verrieth. Das war Tante Gitty. Mit ausgebreiteten Armen ging sie auf Meta zu, ließ das junge Mädchen in denselben förmlich verschwinden, und überfluthete sie mit einem Strom von Begrüßungsrufen und Zärtlichkeiten. Das Organ der Dame war ein Contraalt, mit starker Hinneigung zum männlichen Baß, und von einer Ausgiebigkeit, die selbst einem Stocktauben die Empfindung geben mußte, daß etwas Bedeutsames an seinem Ohr vorgehe. Für die Wohnung des Actuarius schien diese Stimme nicht berechnet, denn der erschreckte alte Herr eilte flugs an Meta's Thür, um dem armen Kinde Hilfe zu leisten, bis er von seiner Gattin eines Bessern belehrt wurde. Tante Gitty hatte wirklich eine große Freude, Meta wiederzusehen, und die Liebesäußerungen, die sie ihr entgegen schrie, waren herzlich und aufrichtig gemeint. Trotzdem konnte sich das an rückhaltige Stille gewöhnte Mädchen nicht so schnell wieder in das geräuschvolle Wesen der alten Dame finden, und es überkam sie eine Art von Beängstigung. Ja sie fuhr erschreckt zusammen, als Tante Gitty sie plötzlich bei den Schultern ergriff, als wollte sie sie zerbrechen, und im zärtlichsten Posaunenton rief: „Du liebes, liebes, fleißiges Goldbienchen Du, Du mußt mich wieder lieb haben lernen, und wir drei wollen wieder zusammen leben, daß die Engel im Himmel darüber vor Freuden tanzen und springen. Herr Gott! ich hab' Dir doch nicht weh gethan? Ja, ich hab' einmal solche Bärentatzen, aber sie wollen ja nur streicheln und liebkosen. Jetzt mach' Dich nur gleich zurecht, daß die Flora nicht ungeduldig wird, und mir ein Aufgebot macht, weil ich so lange trödle. Sie kann Dich kaum erwarten. Wie hat sie Dir gestern im Theater gefallen? Nicht wahr, sie ist ein Wettermädel und versteht ihre Kunst? Ach es geht ja nichts über die Kunst.

„Glückselige, die sie, aus Millionen
Die reinsten, ihrem Dienst geweiht,
In deren Brust sie würdigte zu thronen,
Durch deren Mund die Mächtige gebeut,
Die sie auf ewig flammenden Altären
Erkor, das heil'ge Feuer ihr zu nähren,
Vor deren Aug' allein sie hüllenlos erscheint,
Die sie im sanften Bund um sich vereint!"

So declamirte sie plötzlich im hochpathetischen Ton, mitten im Zimmer stehend, die Schiller'sche Strophe mit großartiger Armschwenkung begleitend, während Meta Hut und Mantel nahm. Und als beide endlich die Treppe hinabschritten, sagte der Aktuarius zu seiner Frau: „Mit

der können wir das Kind unbesorgt gehen lassen. Die steht ihren Mann."

Meta trat in eine mit allem Luxus ausgestattete Damenwohnung und wurde von Flora, die ihr entgegengehüpft kam, mit Küssen empfangen. Tante Gitty concertirte dabei so laut, begleitet von dem Gekläff eines Wachtelhündchens, daß Flora rief: „Um Gotteswillen, mach' keinen so entsetzlichen Lärm, man versteht ja sein eigenes Wort nicht!" Die alte Dame dämpfte ihren Ton und sagte: „Ja, ich hab' eine Stimme, wie Hektor, der Ausrufer im trojanischen Feldlager!" Und dichter an Meta heran tretend, raunte sie ihr in's Ohr: „Das häßliche Mädel tyrannisirt mich, wie der Großtürke seinen Minister, aber sie kann doch nicht ohne mich sein, und ich nicht ohne sie! Jetzt aber, Kinder, muß ich einmal nach unserm Braten sehen!" Sie rauschte hinaus.

Die Stunden vergingen den drei Damen unter mittheilsamem Gespräch über die Vergangenheit und die gegenwärtige Lage der Freundinnen. Gegen Abend ließ sich Besuch melden. Da es zwei Herren waren, wollte sich Meta vorher entfernen, Flora aber ließ sie nicht los. „Du wirst diese beiden Herren doch noch öfter bei mir sehen," sagte sie, „also laß sie Dir nur gleich heut' vorstellen. Es sind ganz brave Leute, Du brauchst Dich nicht zu fürchten. Und überdies mußt Du die blöde Furcht vor jungen Männern mit der Zeit ablegen. Wenn man sie näher kennen lernt, erfährt man, daß da nichts zu fürchten ist, daß es im Gegentheil nicht einmal besonders schwer ist, auch dem Kecksten Furcht einzujagen."

Meta blieb. Aber sah sie schon dem Eintreten der Herren mit Befangenheit entgegen, so fühlte sie eine flammende Röthe des Schrecks ihr Antlitz überfliegen, als sie die beiden jungen Männer erblickte, vor welchen sie vorgestern auf der Straße die Flucht genommen hatte. Der größere von beiden wurde ihr als Herr Oscar Gilbert vorgestellt, sein Freund hieß Friedrich Sturm. Meta wagte in ihrer Bestürzung kaum die Augen zu dem ersteren aufzuschlagen, erkannte mit einem flüchtigen Blick aber doch, daß sich eine Ueberraschung in seinen Zügen malte. Flora empfing die jungen Herren wie gute Bekannte, war heiter und liebenswürdig, und schnell entwickelte sich ein angeregtes Gespräch. Es drehte sich zwar der Hauptsache nach um das Theater, berührte aber auch andere Gebiete.

Die Herren gehörten dem höheren Kaufmannsstande an, doch zeigten sie sich mit ihren Interessen in künstlerischem Bereich einheimisch, und bewandert in allem, was die moderne Cultur über das gesellschaftliche Leben so leicht und zu mundrechtem Gebrauch und Genuß ausgestreut hat. Man sprach von Literatur, hauptsächlich von Romanen und dramatischen Neuigkeiten, von Gemäldeausstellungen, öffentlichen Vorlesungen wissenschaftlicher Art, von Malern und Schriftstellern, von nichtsnutzigen Kritikern, ganz schlechten, tadelsüchtigen Charakteren; von andern, die dafür als anerkennender und um so vortrefflichere Menschen gerühmt wurden. Man war dabei ebenso kurz absprechend im Urtheil über Menschen und Dinge, hielt sich bei nichts lange auf, hüpfte von dem zu jenem rasch hinweg, nur die Oberfläche berührend; allein die Masse des Berührten, die schillernden Streiflichter eigener oder irgend wo erhaschter Urtheile, die Fertigkeit mit der sie ausgesprochen wurden, konnten einem unerfahrenen Gemüth doch wohl den Glauben beibringen, daß hier ein sogenanntes „gebildetes" Gespräch geführt wurde.

Meta, bisher ein Fremdling auf diesen Gebieten, hörte schweigend zu. Nicht daß sie die Unterhaltung grade bewundert hätte, denn manches schien ihr ein wenig zu schroff abgeurtheilt, bei anderem hegte sie vergeblich den Wunsch eines lehrreicheren Eingehens, und ein natürlicher Takt sagte ihr, daß sich in der Kunst doch nicht alles so leichtfertig und kurz abthun ließe. Sie hatte zur Kunst — und nicht bloß zur schauspielerischen, denn sie wußte aus der Geschichte, daß es einst ein Griechenland und Rom gegeben — sie hatte zur Kunst ein natürliches inneres Verhältniß, wenngleich

dasselbe vorerst nur gleichsam in der Ahnung eines ehrwürdigen Höchsten und Unantastbaren bestand. Sie hätte sich gern mehr vertieft, neue Anschauungen und Aufschlüsse darüber empfangen. Aber von all' den modernen Komödien, Gemälden, Künstlern und Virtuosen, zwischen denen man im Gespräch umhersprang, oft lästernd, selten eine Gestalt nach Würde, oder auch nur als Seinesgleichen behandelnd, von all' dem war dem jungen Mädchen wenig, höchstens einmal ein Name bekannt. Ihr Ohr wurde durch kein ungehöriges Wort, ihre Empfindung durch keine indecente Beziehung verletzt, und doch hatte sie ein Gefühl, daß das Gespräch ein leichtfertiges sei, und daß der kleine Kreis, der es führte, der inneren Tiefe und Würde, des sittlich menschlichen Haltes entbehre. Gab ihr dies Gefühl schon ein Mißbehagen, so wurde sie durch die Blicke Oscar Gilbert's nur noch mehr innerlich beeinträchtigt. Denn einen stillen Vorwurf glaubte sie in diesen Blicken zu lesen, die ernste stumme Frage: Wie kommst Du in diese Gesellschaft, die Dir nicht ziemt? — Aber nur eine Weile sollte dies beängstigende Gefühl sie verwirren. Ein innerer Trotz erwachte in ihr gegen den Mann, dessen Augen sie zu strafen schienen, und der sich mit ihr zwar durch beobachtende Blicke, doch kaum mit ein paar Worten der Anrede unterhalten zu wollen schien.

Beim Thee kam heraus, daß Meta außer dem gestern gesehenen Stück, noch nichts von Shakspeare kannte. „Was?" schrie Tante Gitty, „Du kennst nicht einmal den göttlichen Hamlet — Sein oder nicht sein, das ist jetzt die Frage!" Und die begeisterte Dame stürzte sich mit Stentorstimme in den Monolog des Dänenprinzen, trotz Flora's Dazwischenrufen, bis die junge Tyrannin ihr lachend den Mund zuhielt. „Man muß die Tante Gitty binden," rief sie, „wenn ihr ein Monolog über den Weg läuft! Gleich ist sie hinterher, wie die Hunde hinter dem Hasen. Die Meta wird ja das alles bald selbst lesen und sehen. Warte, Meta, ich geb' Dir noch heut' einen Band Shakspeare mit."

„Ich bin nicht dafür!" sagte Oscar Gilbert plötzlich.

Meta fühlte sich von ihrem Trotz gegen ihn lebhafter durchzuckt. Sie sah ihn mit großen Augen an und fragte: „Warum nicht?"

„Sie werden — noch keinen großen Genuß davon haben!"

„Es wird mir gestattet sein, selbst zu prüfen!" sagte sie mit bemerkbarer Erregung, indem sie das Buch, welches Flora ihr gereicht hatte, in beide Hände nahm, als wollte sie es sich vor ihm sichern, und einen herausfordernden Blick gegen ihn wagte.

„Die Prüfung dürfte Ihnen mehr offenbaren, als einer jungen Dame Ihres Charakters — erwünscht sein kann" — so schloß er seinen Satz, und es schien, als habe er etwas anderes sagen wollen.

„Meines Charakters?" entgegnete Meta nur gereizter und mit einem Anflug von Hohn. „Es ist mindestens kühn, bereits einen Schluß auf meinen Charakter ziehen zu wollen!"

„So ist es recht!" rief Flora mit beifälligem Lachen. „Herr Gilbert ist seit einiger Zeit so prüde wie ein Schulmeister geworden, und nimmt sich allerlei Gewaltthätigkeiten heraus. Er soll noch einmal erfahren, wie wir *seinen* Charakter beurtheilen!"

Gilbert entgegnete gewandt mit einem Compliment, doch war es, als ob ein leises Erröthen durch sein Gesicht ginge.

Da Herr Friedrich Sturm sich augenscheinlich lebhafter für Flora interessirte, und das Gespräch fast an sie allein richtete, war Gilbert mehr auf Meta angewiesen. Doch sah es fast aus, als halte er diesen Kreis nicht für den geeigneten Raum, um sich eingehender mit ihr zu unterhalten. Daß sie ihn innerlich beschäftigte, verrieth sein Wesen, allein er schien diese Thatsache mehr verbergen als zeigen, er schien alles vermeiden zu wollen, was seine und ihre Eigenart deutlicher enthüllen konnte. Wußte er selbst sich somit unter einem fremden und nicht sehr bequemen Gewand zu verstecken, so lockte er bei Meta einen

Digitized by Google

eigenen Grundzug erst recht hervor. Das Gespräch zwischen ihnen blieb ein gewissermaßen feindliches Gefecht, bei welchem Meta, einmal herausgefordert, ihren Trotz oft mit heller geistiger Ueberlegenheit spielen ließ, und sie fühlte sich mehr und mehr von diesem Kampfe angezogen, als der Widerpart Blößen gab, welche sie mit lachendem weiblichem Triumphgefühl angreifen konnte. Allein der Kreis war zu klein, als daß zwei abgesonderte Unterhaltungen geführt werden konnten, und überdies wollte Tante Gitty auch ihr Theil. Sie fuhr bald in diese, bald in jene Partie, um die Fäden zu zerreißen, und brachte das allgemeine Gespräch wieder in Gang. Dies schloß die kleinen Plänkeleien zwischen Meta und Gilbert nun nicht mehr aus, und Flora hatte eine kindische Freude daran, Meta's Schüchternheit in dieser Weise zerstreut zu sehen. Aber das geschah nur scheinbar, und das junge Mädchen kam plötzlich zum Bewußtsein, sich in ein ungehöriges Betragen verloren zu haben. Mit ängstlicher Hast drang sie darauf, den Heimweg anzutreten. Es verstand sich, daß sie die Begleitung der Herren ablehnte und in einem Miethswagen ihre Zuflucht suchte.

Als Meta am andern Morgen mit Büchern und Heften den gewohnten Weg nach der Erziehungsanstalt wanderte, war ihr zu Muthe, wie einem Kinde, das über den Sonntag vergessen hat seine Arbeiten zu machen, und nun Montag früh mit schlechtem Gewissen der Entwicklung der Dinge entgegensieht. Ihre Arbeiten waren zwar gemacht, aber das Gewissen in dem grauen herbstlichen Montagswetter doch sehr verdüstert und schwer. Sie hatte den Abend bei einer Schauspielerin mit jungen Männern zugebracht, die ganze Gesellschaft erschien ihr heut' in der Nebelluft um so verdächtiger, und sie selbst sich in hohem Grade strafbar. Sie wagte die Augen zu ihren pädagogischen Collegen, weiblichen und männlichen Geschlechts kaum aufzuschlagen, geschweige denn vor der an sich unnahbaren Directrice. Sie fühlte sich zerstreut beim Unterricht, und athmete erleichtert auf, als die vier Lehrstunden endlich vorüber waren. — Schnellen Schrittes wandert sie nach Hause. Sie ist so in sich versunken, daß sie nicht bemerkt, was um sie vorgeht. Da fährt sie plötzlich zusammen, denn sie hört sich von einer bekannten Stimme angesprochen. Es ist wieder an dem Schaufenster des antiquarischen Buchhändlers. Sie weiß kaum, daß sie stehen bleibt, aber sie vernimmt, wie Oscar Gilbert mit ihr redet. Er ist höflich und zurückhaltend in seinem Wesen, aber er bittet dringend um die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen. Er blickt sie so ernst und doch so ergeben an, der Ton seiner Worte klingt so warm und herzlich. Alles Blut steigt ihr in's Gesicht, sie fühlt ein Beben, aber sie faßt sich schnell. „Das ist unmöglich!“ sagt sie. „Ich verbiete das!“ Sie läßt ihn stehen und eilt hastig nach Hause. — Von diesem Tage ab ging sie nicht mehr den nächsten Weg zur Schule, sondern nahm einen ziemlich bedeutenden Umweg. Es gelang ihr wirklich, dem Gefürchteten die ganze Woche über nicht zu begegnen.

Aber andre Gestalten erschienen ihr, um sie in eine strahlende Welt der Herrlichkeit mitzunehmen. Sie fing an, in dem ihr von Flora gegebenen Bande von Shakspeare zu lesen. Es wurde ihr anfangs nicht ganz leicht, und in den ersten Tagen legte sie das Buch ein paarmal verstimmt, sogar abgestoßen bei Seite. Doch wieder fühlte sie sich davon angezogen, und ihr klarer Geist wußte den Weg zu finden in eine poetische Sphäre, worin sich ihr das grauenhaft Gewaltigste, wie das entzückend Lieblichste offenbarte. Schnell war das Buch durchgelesen, und, wie dem Treiben des gemeinen Tages innerlich entrückt, verlangte sie in diese Welt weiter vorzudringen. In dem kleinen Bücherschrank des Actuarius Behrend fanden sie die übrigen Bände, die, seit einem halben Menschenalter unbenutzt, jetzt bei einer begeisterten Leserin zu Ehren kamen. Und so war halbe Nächte lang bei der oft fast ersterbenden Lampe ein Mädchengesicht über die Blätter gebeugt, bald mit glühenden Wangen, bald erblaßt vor banger Erregung,

Digitized by Google

um alle Leidenschaften des Herzens, bald innerlich aufjubelnd, bald mit feuchtem Auge, erhoben und erschüttert mit durchzuempfinden. Sie lebte mit einer Julia, Portia, Miranda, Imogen, mit all' jenen begnadeten Gestalten der Dichtung, wie mit den Auserwählten ihres eignen, über das Gewöhnliche hinausstrebenden Herzens. Je fremder, je losgelöster von der Welt sich das einsame Mädchen in ihren eignen Verhältnissen fühlte, desto näher traten ihr jene Gestalten, desto tiefer empfand sie jeden Zug, jede Regung, jedes sich selbstbestimmende Walten unbedingter Leidenschaft, desto reiner wehte die dichterische Höhenluft sittlicher Kraft sie zugleich als etwas Verwandtes, Läuterndes und Erhebendes an. Ihr eignes Wesen begann über diesen Studien erst seine natürlichen Schwingen zu entfalten. Empfindungen und Gedanken, anfangs noch nicht in voller Kraft, oft noch einander befehdend und zur Klarheit ringend, wurden mächtiger in ihr, es war, als lösten sich alle Fesseln ihres Innern, als wollte ihr ganzes Wesen nun erst zu derjenigen Gestalt erwachsen, die unter der Hülle in ihr vorgebildet gelegen. Aber nicht so schnell als es ausgesprochen wird, sollte diese Wandlung sich in ihr vollziehen. Als wieder ein Sonntag kam, war sie noch wenig über den Anfang hinaus, wenngleich dem beengenden Treiben der Alltagswelt schon weit entrückt.

Es war von Flora eine schriftliche Einladung zum Abend gekommen, doch hatte Meta bereits anders verfügt. Da trat Frau Behrend in ihr Zimmer, um einen Herrn, Namens Oscar Gilbert, zu melden. „Ich bin nicht zu Hause!“ rief Meta. „Ich kann den Herrn nicht empfangen — ich bitte Sie dringend, liebe Frau Behrend, sagen Sie, daß ich nicht zu Hause bin!“

„Ja, was fällt Dir ein, Meta, Dich vor guten Freunden verleugnen zu lassen?“ so dröhnte eine mächtige weibliche Stimme aus dem Nebenzimmer, und Tante Gitty rauschte herein. Sie war gleich hinter Gilbert erschienen, und hatte den offenen Corridor benutzt, um ohne weiteres vorzudringen. „Kommen Sie nur mit, Herr Gilbert,“ rief sie zurück, „ich will es schon verantworten!“ Im nächsten Augenblick war auch der junge Mann in Meta's Zimmer, und das junge Mädchen mußte aus Höflichkeit die Herrschaft in ihrem eigenen Raume aufgeben. Gilbert aber verstand ihren ernst vorwurfsvollen Blick sehr wohl, und suchte seine Freiheit vergeblich zu entschuldigen. Tante Gitty ließ ihn nicht viel Worte machen. „Höre, mein liebes, süßes Engelchen!“ rief sie mit einem, den Ofen erschütternden Tone der Zärtlichkeit — „das Wetter ist so wunderschön, daß wir unsern Sonntagsplan geändert haben. Du kommst gleich mit mir. Wir fahren nach N. — sie nannte einen Ort in der Nähe der Stadt, wo sich fürstliche Lustschlösser, Parks und Gasthäuser für ein großes vergnügungssüchtiges Publicum befanden — da essen wir zu Mittag. Mehrere Damen und Herren vom Theater werden mit uns sein, und es soll ein vergnügter Tag werden. Nachmittags fahren wir zurück und gehen alle zusammen in das N. N. Theater, wo die neue Posse gegeben wird, die so komisch sein soll, daß man sich vor Lachen ausschütten möchte. Jetzt mach' Dich nur gleich zurecht! Und Sie, Herr Gilbert, müssen auch mit, wir wollen einmal vergnügt sein, wie die Kinder wenn keine Schule ist!“

Gilbert schwieg, er schien Meta's Entscheidung abwarten zu wollen. Da sie nicht antwortete — sie wäre auch nicht verstanden worden, da die alte Dame fortredete, indem sie die Namen der Theilnehmer an dem Ausflug herzählte — sah Gilbert durch die Fensterscheiben, die den Novemberhimmel so blau und sonnig hereinblicken ließen, als habe ein Frühlingstag sich in den Spätherbst verloren. „Das Wetter ist freilich sehr verlockend,“ sagte er und blickte Meta prüfend und erwartungsvoll an.

Sie bemerkte es wohl. Und als Tante Gitty endlich ihrem Redestrom eine Pause setzte, entgegnete Meta, daß sie bedaure, nicht von der Partie sein zu können, da sie sich bereits Theaterbillets für den Abend besorgt habe. Damit langte sie die beiden

Digitized by Google

Billets aus der Tasche und legte sie zum Beweis auf den Tisch. — Gilbert's Augen erhellten sich plötzlich, es blickte etwas von Dankbarkeit aus ihnen hervor. Der alten Dame schwoll die Zornesader, und mit freundschaftlichem Vorwurf regte sie der Junge mächtiges Werkzeug: „Nein, da möchte man doch mit Karl Moor und seiner Bande loswirthschaften! Ja, was um Lebens und Sterbens willen, hast Du denn in dem langweiligen Stück, dem Heinrich IV. zu suchen, wo meine Flora nicht mal mitspielt? Und da kauft sich das häßliche kleine Schulmädel ein paar theure Billets und könnte sie von uns umsonst haben! Das darf mir nicht wieder vorkommen! Das Theater haben unsre Freunde frei — ach geh, Du bist ein ganz wüstes Ding, und verdirbst uns die halbe Freude an der heutigen Fahrt!"

Während sie sich in geräuschvoller Weise, aus der man doch Gutmüthigkeit und Wohlwollen heraushörte, weiter erging, saß Meta befangen da, in Erwartung, wessen sie sich von ihrem männlichen Besuch zu versehen habe. Sie sah voraus, daß er abwarten werde, bis die alte Dame ihren Rückzug genommen, um dann mit der Bewohnerin des Stübchens allein zu sein. Jemehr Meta dies mit Schrecken kommen sah, desto banger wurde ihr. Denn eine sonderbare Angst warnte sie vor dem jungen Mann. Sie kannte ihn fast gar nicht, er schien mehr in sich zu verstecken als äußern zu wollen, und seine Zudringlichkeit verwirrte sie. Sie raffte allen Muth und Trotz zusammen, und schon glaubte sie zu wissen, wie sie ihm begegnen werde, als er sich plötzlich erhob, und für seine Freiheit noch einmal, und mit einer gewissen Verlegenheit, um Verzeihung bittend, sich empfahl. Sie stand überrascht auf, und da dies Betragen nicht ungünstig für ihn zu sprechen schien, verabschiedete sie ihn weniger kalt, als sie beschlossen hatte. Aber auch Tante Gitty brach auf, immer noch murrend und grollend, wenn auch nicht unfreundlich, und verließ mit Gilbert zugleich das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Du mußt davon.

Von

J. G. Fischer.

Du mußt davon — einmal ist Dein die Welt,
Die mach' aus allen Kräften Dir zu eigen,
Und wenn das Erbe an die Andern fällt,
So laß die Andern ihre Kräfte zeigen;
Ein Frühling ist der Deine, leb' ihn ganz,
Und wenn der Wechsel seinen Kranz zertrümmert,
So frage nicht, wer in des nächsten Glanz
Frohlocken wird und sieh es unbekümmert.

Ein Werk ist Dein — das fasse wie ein Mann
Und an des Geistes Gluthen sich entfalte
Die Blume, in die Welt entlass' es dann,
Daß, wie sie kann, mit Deinem Werk sie schalte;
Daß Du es einmal, daß Du's ganz gekonnt,
Es ist genügend für ein volles Leben,
Wenn sich die Welt an ihrem Strahle sonnt,
Hat ihn die Sonne nicht umsonst gegeben.

Der Baum, den Du gepflegt, er beugt den Ast,
Mit seinen Früchten Andre zu beglücken,
Die Tochter, die Du Dir erzogen hast,
Sie blüht, daß Andre Deine Rosen pflücken;
Gib sie dahin, wie Du sie lieben magst,
Und Deine Liebe sei Dein Selbstvergessen,
Was Du nicht ganz dahinzugeben wagst,
Hast Du nicht ganz geliebt und ganz besessen.

Die Thalfrau.

Eine Novelle

von

Bernd von Guseck.

VIII.

In ihrem Zimmer mit den nachgelassenen Papieren ihres Mannes beschäftigt, saß Hedwig, als ihr der Baron von Trachau gemeldet wurde. Sie konnte nicht anders glauben, als daß Balduin von seiner Reise nach dem Sohne hierher zurückgekehrt sei,

mit oder auch ohne ihn, daß er auf dem Weißhofe oder in der Stadt den Tod seines Bruders erfahren habe und von dem natürlichsten Gefühle getrieben, zu ihr komme. Ihre Stimmung war durch die Briefe und Aufzeichnungen Arnold's, welche sie gefunden hatte, sehr traurig und lieber wohl hätte sie jetzt keinen Menschen gesehen, aber Arnold's Bruder konnte sie nicht abweisen. Wie bestürzt war sie, als statt seiner der Sohn, der wiedergefundene Sohn vor sie trat. Ihr Blick und die Veränderung in ihren Mienen, als sie ihn erkannte, mochten ihm sagen, wie seine Erscheinung auf sie wirkte, denn er verneigte sich tiefer, als sonst seine Art war und nahte ihr nur mit zögernden Schritten.

„Ich würde nie gewagt haben, Ihren Schmerz durch meine Gegenwart zu vermehren," sagte er mit unsicherer Stimme, „wenn es mich nicht gedrängt hätte, meines edlen Onkels wegen Ihre Verzeihung zu suchen — Sie wissen wohl, daß ich ihm so nah verwandt gewesen bin."

„Ich weiß es, Herr von Trachau!" erwiederte Hedwig, die sich gefaßt hatte, „Sie finden ihn nicht mehr . . . Kommen Sie von Ihren Eltern?"

„Ich werde unverweilt zu ihnen gehen. — Ich wollte Nachricht von Ihnen mitbringen . . . ich konnte nicht von hier scheiden, ohne Sie zu sehen . . . Ihnen zu sagen, wie Ihr Verlust mir nahe geht."

Er war nicht bloß äußerlich durch den fehlenden Backenbart, sondern in seinem ganzen Wesen so verändert, daß Hedwig ihn im Vergleich zu seinem frühern Auftreten als Begleiter des alten Fabrikherrn und Clementinens gar nicht wieder erkannt hätte. Die Katastrophe, die er jetzt erlebt hatte, mußte also schon wohlthätig auf ihn gewirkt haben — oder war es aufrichtiges Mitgefühl, das ihn jetzt nur so erscheinen ließ? Sie dankte ihm dafür und fragte nach seinen Eltern, da sie noch immer im Unklaren war, ob er von ihnen kam. Würde ihm sein Vater dann aber kein Wort auf ihren Brief aufgetragen haben? Hasso antwortete nur flüchtig, daß er die Seinigen noch nicht gesehen habe, und jetzt auf der Reise zu ihnen sei — dann fragte er Hedwig, ob sie ihn mit einem Auftrag beehren wolle. Sie erwiederte, daß sie kürzlich seinem Vater geschrieben habe. Ihr Auge begegnete dabei zufällig den seinigen, senkte sich aber gleich wieder; Hasso konnte sehen, daß um ihren Mund ein schmerzlicher Zug spielte. Er fühlte sein Blut immer stürmischer durch die Adern fluthen, aber er mußte sich losreißen und sie schonen. Einst, hoffentlich bald, tagte ja wieder ein heiterer Morgen für sie; es war ja nicht möglich, daß sie, das blühende junge Weib, um den Greis lange trauern konnte, wie sehr sie ihn auch geehrt und geachtet haben mochte, geliebt konnte sie ihn nicht haben, oder nur mit der Liebe einer Tochter.

„Sie werden hier bleiben?" Mit dieser Frage, deren Unzartheit er in diesem Augenblick nicht fühlte, schickte er sich an, Abschied zu nehmen.

„Hier ist meine Heimath!" erwiederte sie. Er verneigte sich stumm vor ihr. — „Ich wünsche, daß Sie in der ihrigen recht glücklich werden mögen," sagte sie, den Abschiedsgruß erwiedernd.

„Darf ich einmal wiederkommen?" fragte er bewegt. Sie reichte ihm die Hand und er eilte rasch hinweg. Draußen war es ihm, als leuchte das ganze Thal und der See in goldgrünem Feuer: er stand eine Weile hochaufathmend unter den Buchen und überblickte die Landschaft, als wolle er deren Bild unauslöschlich in sich aufnehmen, dann ging er langsam nach dem Wege, wo er seinen Wagen hatte halten lassen und fuhr in die Waldung hinein, welche sich bald hinter ihm schloß. Die Frau aber, die er eben verlassen hatte, ahnte nicht von fern, was seine Seele bewegte.

Er reiste ohne Aufenthalt, sobald er wieder raschere Beförderung fand, als das Gefährt, das er im Gebirge hatte nehmen müssen. Die Schienenwege führten ihn aus den Bergen, über Ströme, an den Wohnplätzen der Menschen vorüber, in das Hügelland, wo andere Stämme, Trachten und Rede herrschten, weiter hinab zur Ebene, welche sich dann einförmig bis zu den nordischen Gestaden unsers Vaterlandes zieht. Hasso erreichte den alten Stammsitz seiner Vorfahren, den er als kaum erwachsener Jüngling verlassen und niemals wieder zu sehen geglaubt hatte. Ihn hatten die Jahre, wie gering auch ihre Zahl war, mächtig verändert, hier schien ihm Alles, bis auf die geringfügigsten Gegenstände, deren er sich noch erinnerte, in

Digitized by Google

demselben Zustande geblieben zu sein, ihm war, als sei er erst gestern Nacht heimlich von hier in die weite Welt gegangen. Er hatte sich damals gelobt, nur in Glanz und Herrlichkeit eines errungenen Glückes, das ihm in tausend Möglichkeiten vorschwebte, nach Hohenwindhorst zurückzukehren — er war ein Spielball des Glückes gewesen, das ihn bald himmelhoch auf den schäumenden Wogen des Lebens erhoben, bald in den Abgrund gestürzt, oder auf eine nackte Klippe geschleudert hatte — ihm war mehr daran zerschellt, als sich mit allen Gütern der Erde wieder ersetzen ließ, aber endlich hatte es ihm doch den sichern Hafen gewährt, ihm das Palmenland der Verheißung eröffnet und er konnte wie ein Triumphator in seine Heimath einziehen. Die Leute, die ihm begegneten, kannten ihn nicht und grüßten ihn nur, wie sie gewohnt waren, auch Fremde zu grüßen; er aber kannte manches Gesicht wieder, das ihn jetzt neugierig anstarrte. Die Frau dort mit dem Kinde im Mantel — war das nicht seine Amme? Kannte auch sie ihn nicht, der an ihrer Brust getrunken hatte? Er rief sie an und fragte, ob das Kind noch das ihrige sei. Die Frau warf ihm einen unfreundlichen Blick zu und würdigte ihn keiner Antwort auf die unverschämte Frage, da es doch nur ein Enkel sein konnte, den sie trug. Da rief der Fremde ihren Namen, sie stutzte, aber sie kannte ihn noch nicht. Der Wagen hielt, er sprang herab.

„Ist meine Mutter zu Hause?“ fragte er. „Du bist wohl blind geworden, Annemarie?“

„Der Junker Hasso!“ rief sie jetzt, schalt ihren schreienden Enkel, der sich vor dem Fremden fürchtete, und wollte den Heimgekehrten freudig an der Hand fassen, die er ihr bot, als Frau von Trachau erschien.

„Mein Sohn! Mein einziger Hasso! Seh' ich Dich wieder! Zu tausend, tausend Malen willkommen!“ rief sie und schloß ihn in ihre Arme. Hinter ihr sah Hasso das freudestrahlende Antlitz seines Vaters, das er einst fast immer nur im Zorn gesehen hatte, und er machte sich los von der Mutter, die ihn gar nicht lassen wollte und warf sich an die Brust des Vaters. — Beide hielten sich eine lange Weile stumm umfangen. Das war die Rückkehr des verlornen Sohnes in das Elternhaus — will's Gott, zu einem neuen Leben!

Die Mutter konnte kaum erwarten, mit ihrem Liebling allein zu sein. Sie durfte sich zwar nicht rühmen, daß er ihr von seiner frühsten Kindheit an immer sein Vertrauen geschenkt, noch minder, daß er als Knabe und am wenigsten als Jüngling kein Hehl aus all' seinem Thun und Treiben gemacht habe, wie sehr sie auch bei ihrer ungemessenen Liebe Ansprüche auf seine rückhaltlose Hingebung zu besitzen vermeinte — jetzt aber hoffte sie, daß ihn das Unglück des Lebens zur Erkenntniß gebracht, in ihr das nachsichtigste Herz zu finden, das ihm Alles, auch die traurigsten Fehltritte, noch heut' entschuldigen und verzeihen werde. Die Stunde ungestörten Aussprechens kam aber noch lange nicht und die Mutter mußte mit Schmerz und Eifersucht wahrnehmen, daß der Undankbare sich mehr dem Vater zuzuwenden schien, der ihn, wie sie meinte, immer hart und schonungslos behandelt hatte, während sie doch die Zärtlichkeit selbst gegen ihn gewesen war. Er schien gar keinen Herzensdrang zu fühlen, ihr nun alles, alles zu klagen, was ihm auf seinen Wegen unter fremden, lieblosen Menschen begegnet war, und ihr zu erzählen, wie er seine Tage in der Fremde verlebt hatte. Ja, sie mußte es mit ansehen, daß er den Arm seines Vaters nahm, als dieser irgend einen Gang auf die Feldmark unternehmen wollte, und mit ihm ging, wo er endlich die Gelegenheit gefunden hätte, nach der sein Herz sich doch wohl auch sehnte. Dies trotzige Herz war also wirklich das alte geblieben, das sie für all' ihre Liebe so oft betrübt hatte!

Auf ihrem Gange sprachen Vater und Sohn viel von der Vergangenheit, aber Beide hüteten sich wie verabredet, den Zeitraum zu berühren, welchen Hasso in der Ferne, außer aller Verbindung mit seinen Eltern, zugebracht hatte. Das alles war glücklich überwunden und mußte in das Meer der Vergessenheit versenkt werden. Wenn es nur immer so leicht wäre! Von Arnold's plötzlichem Tode war auch die Rede, dem Vater war es lieb, daß er ihn wenigstens noch einmal wiedergesehen hatte, wie fremd sich Beide auch seit länger als einem Menschenalter geworden waren. Er erzählte dem Sohne, durch welchen glücklichen Zufall er Kenntniß von seinem Bru-

der erhalten hatte: der frühere Bevollmächtigte Arnold's, welcher diesem den Grundbesitz im Oberlande verschafft hatte, war in einem Seebade mit ihm, dem Bruder Arnold's, zusammengetroffen und bekannt geworden, ein alter gesprächiger Mann, der aus seiner längst aufgegebenen Praxis viele interessante Dinge erzählt hatte und dabei auch auf die Verhältnisse eines seiner frühern Mandanten gekommen war, in welche er durch dessen Unvorsichtigkeit oder eigene, zum Geschäft gehörende Schlauheit eine ziemlich genaue Einsicht gewonnen. Der Name Trachau hatte ihn wieder daran erinnert, durch Frage und Gegenfrage war er bald außer Zweifel gesetzt worden, daß der Major Günther, der seinen eigentlichen Namen mit königlicher Genehmigung niedergelegt hatte, der Bruder des hannoverschen Freiherrn von Trachau sei. Dieser hatte dann auch erfahren, daß Arnold ein ganz wohlhabender Mann geworden, indem er einen mäßigen Fond, den er mit kriegswissenschaftlichen Arbeiten gewonnen, seinem Geschäftsfreunde, nämlich dem Erzähler, anvertraut, welcher das Kapital gehörig habe „arbeiten" lassen. Ein Glücksfall in einer österreichischen Prämienausspielung sei noch hinzugekommen und Arnold hätte ein steinreicher Mann werden können, wenn er nicht, statt die ihm überall lächelnde Faveur zu kühnern Speculationen zu benutzen, plötzlich eine arme Professorstochter aus Innsbruck geheirathet und sich förmlich zur Ruhe gesetzt hätte. Bei den Vorstellungen, die ihm darüber sein Mandatar gemacht, sei es hierauf zwischen ihnen zum Bruch gekommen und Beide hatten sich seit zwanzig Jahren nicht mehr um einander bekümmert. Diese Mittheilungen, welche Hasso's Vater kurz vor dem Unglück, das ihm seine beiden ältesten Söhne am Typhus entriß, gemacht worden, hatten ihn bewogen, Arnold, dessen Aufenthalt er nun wußte, um Rath und Trost zu bitten . . . hier verstummte der Vater, von seinen Gefühlen überwältigt: Arnold hatte ihm wohl Rath gegeben, der Sohn, den er suchte, war gefunden und wieder bei ihm, aber konnte er ihm jemals seine guten, unvergeßlichen Kinder ersetzen?

„Du hast auch die Frau kennen gelernt?" fragte Hasso plötzlich, als habe er gar keine Ahnung, was in diesem Augenblick das Herz seines Vaters empfinden mußte. Der Vater bejahte es und suchte sich zu fassen, denn er wollte Hasso nicht kränken. — „Wie gefällt sie Dir?" fragte dieser.

„Ich habe sie nur kurze Zeit gesehen — sie scheint eine liebe, verständige Frau zu sein — etwas zu jung wohl für meinen Bruder —"

„Und schön, nicht wahr?" rief Hasso. „Im Trauerkleide hättest Du sie sehen sollen — es war, als müsse man vor ihr niederfallen und sie anbeten!" Der Vater erschrak vor diesen leidenschaftlichen Aeußerungen, deren Grund er kaum mißverstehen konnte, und suchte diesen zu entkräften, indem er ihre Schönheit nicht so bedeutend fand, und ihr Alter berechnete, das zwar zu dem ihres Mannes nicht gepaßt habe, an sich aber doch an Vierzig sein müsse.

Dann ging er mit einem unglaublichen Mißgriff zu einem andern Gegenstande über, der allerdings eine brennende Familienfrage war, aber nicht ungeschickter hätte angeknüpft werden können. Er sprach von einer baldigen Heirath zu Hasso! „Du kennst die Bedingung unserer Stiftungsurkunde!" sagte er.

„Ja, Vater!" rief dieser aufgeregt. „Ich werde nicht säumen, sie zu erfüllen!"

„Wahrhaftig?" entgegnete der Vater ganz glücklich. „Und darf man fragen?"

„Noch muß ich schweigen, aber wenn es an der Zeit ist, werde ich Euch meine Braut zuführen!"

„Ach, wie wird sich Deine Mutter freuen! Sie wollte mit Dir unter vier Augen darüber sprechen, nun wird sie unzufrieden sein, daß ich es schon gethan habe — aber das Herz floß mir über! Ihr wirst Du schon beichten, ich verlange es gar nicht, daß Du mir den Namen Deiner künftigen Braut sagst, ich würde ihn doch nicht kennen und bin schon durch die Thatsache befriedigt, denn in Richtigkeit müßt ihr doch sein! Wie werden sich auch Deine Schwestern freuen und Willibald. Morgen kommen sie alle. Der Willibald ist gar ein stolzer Garde-du-corps-Officier, das Ebenbild meines Vaters und auch Arnold's in seiner Jugend und die Schwestern, die Du noch gar nicht als verheirathete Frauen gesehen hast, werden Dir auch gefallen, sie brilliren in Gesellschaft, sag' ich Dir!"

So flossen die Herzensergießungen des

Vaters weiter, Hasso war aber zerstreut, achtete nicht mehr auf die Worte, die wie ein fernes Rauschen an sein Ohr klangen, ohne ihn aus seinen Gedanken zu wecken. Er hatte ein kühnes Wort gesprochen — aber es mußte zur Wahrheit werden, um jeden Preis.

Die Mutter war allerdings mehr als unzufrieden, als ihr — nicht Hasso — sondern ihr Gatte nach der Rückkehr vom Feldgange beichtete. Doch drückte sie ihm ihr Mißfallen an seiner Voreiligkeit nur mäßig aus, und umarmte dann liebevoll ihren Sohn. „Ich dränge Dich nicht, Dein Geheimniß zu verrathen!“ sagte sie. „Ich weiß ja, daß Verschwiegenheit die süße Frucht reift, welche von fremder Hand vor ihrer Zeit berührt, leicht abstirbt und vergeht. Deiner Mutter wirst Du aber zuerst vertrauen, das weiß ich gewiß!“

Trotz dieser Erklärung wußte sie aber doch, noch vor der Ankunft ihrer andern Kinder, von denen kein einziges mehr im Hause war, die Gelegenheit herbeizuführen, wo sie mit Hasso ungestört reden konnte, und da er ihr nicht, wie sie gehofft hatte, aus eigenem Antrieb sein Herz erschloß, so vermochte sie es nicht über sich, die Frage, die ihr zunächst die wichtigste schien, zu unterdrücken.

„Wir sind ja nun wieder vereint, mein Herzenssohn,“ begann sie, „und werden viel Zeit haben, uns auszusprechen. Du wirst mir gewiß alles erzählen, was Dir in der Zeit unserer Trennung begegnet ist und ich hoffe dann zu hören, daß Du unter allen Stürmen und Gefahren, mit denen Du innerlich gekämpft, doch nimmer Deine Mutter vergessen hast. Auch ich habe Dein immer gedacht! . . . Du hast aber Dein Glück in der Ferne gefunden. Ich leugne nicht, daß es mir lieber gewesen wäre, wenn Du eine Braut aus unsern ersten Geschlechtern gewählt hättest, ich kenne so reizende Mädchen hier und die Warendorf hatte schon förmlich für Dich eine Partie gemacht.“

„Wer ist diese Warendorf?“ fuhr Hasso auf.

„Nun, liebes Herz, hast Du schon wieder vergessen, wen Deine Schwester Margarethe geheirathet hat?“ entgegnete die Mutter. „Hoffentlich kommt Warendorf morgen mit, Du wirst an ihm einen charmanten Mann kennen lernen, der Gretchen auf Händen trägt.“

„Wohl ihr! Dies Vergnügen wird meine Zukünftige wahrscheinlich entbehren müssen!“ sagte Hasso. „Die Grete hat also schon für mich gesorgt, sie hätte sich die Mühe sparen können!“

„Wir haben uns alle schon Sorgen gemacht, daß Du Deine Freiheit zu sehr lieben würdest, um schon nach einer Lebensgefährtin zu suchen, denn einige Beschränkung dieser Freiheit muß sich auch bei der besten Frau der Mann immer gefallen lassen.“

„Das sehe ich, Mama!“ erwiederte Hasso kalt. Sie stockte einen Moment, da sie die ziemlich unverblümte Anspielung nur zu wohl verstanden, aber der gute Sohn gab doch damit zu, daß sie zu den besten Frauen gehöre. — „Ich habe Dir gesagt, Hasso, daß ich Dein zartes Geheimniß ehren will,“ fuhr sie dann fort, „aber eins kann ich fragen: Sie ist doch von guter Familie? Von guter Geburt?“

„Von Familie?“ wiederholte er. „Meine Phantasie ist zu schwach, sich ein Wesen ohne Familie zu denken. Und ihre Geburt! Sie ist hoch geboren, schön geboren, edel geboren — was willst Du noch mehr?“

Die Mutter sah ihren Sohn zweifelhaft an, sein Ton gefiel ihr nicht. „Es ist unrecht von Dir, gegen Deine Mutter, die ihr Glück nur in Dir findet, über die wichtigste Angelegenheit Deines Lebens zu witzeln,“ sagte sie.

„Kein Witz, sondern Wahrheit! Und wenn der Name Dir so wichtig ist, wisse, daß der Name, auf welchen meine Braut ein unbestrittenes Recht hat, demjenigen, den Du als Frau meines Vaters führst, nichts nachgibt. Willst Du aber durchaus einen Namen haben, so kann ich Dir wenigstens sagen, wie sie in der Gegend genannt wird, die Thalfrau. Das klingt doch grundherrlich genug?“

Frau von Trachau war damit einigermaßen zufrieden gestellt, aber „Thalfrau? Ist sie eine Wittwe?“

„Ja!“ erwiederte Hasso kurz.

Die Mutter konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, der aber nicht der Braut galt — denn gab es nicht junge reizende Wittwen genug und verhieß nicht der Name Thalfrau eine reiche Besitzung? Die Mutter seufzte, daß sich ihr das trotzige Herz,

Digitized by Google

von welchem sie schon manche Kränkung erlebt hatte, auch jetzt noch immer nicht erschließen wollte. Sie machte noch einen schwachen Versuch, ihn wenigstens zu einigen Mittheilungen über seine Erlebnisse zu bewegen, da er doch schon von seiner Begegnung mit dem Onkel Arnold geschrieben hatte — aber er ließ sich auf nichts ein, sondern fiel wieder in den burlesken Ton, der jede ihrer Fragen durch eine Parodie in die Irre führte. Sie hatte nur wissen wollen, wann und wie er den Onkel getroffen und warum er eine Antwort des Vaters auf diesen einzigen Brief, den sie von ihm erhalten, unmöglich gemacht habe, indem er geschrieben, daß sie ihn auf seinen Zickzackreisen nicht treffen würde. Er parodirte das mit dem Müllnerschen: „Das Warum wird offenbar, wenn die Todten auferstehen!" was die Mutter als gefühllos tief verletzte und wie eine schauerliche Herausforderung des Schicksals klang.

„Kennst Du auch die Bestimmungen Deines Ahnherrn Arnold genau?" fragte sie verschüchtert nach einer Weile. „Er hat nicht bloß eine Verlobung, sondern eine Verheirathung vor dem vierundzwanzigsten Jahre verlangt. Versäume nichts, mein geliebter Sohn!" setzte sie mit dem zärtlichsten Blick der Liebe hinzu.

Sein Auge wurde unruhig und das entging ihr nicht. „Sollten sich noch Hindernisse Deiner baldigen Verbindung entgegensetzen," fuhr sie deshalb dringender fort, „so verliere keine Zeit, sie aus dem Wege zu räumen. Du hast kaum noch ein halbes Jahr vor Dir!"

Er erwiederte nichts, sein Antlitz verfinsterte sich. „Wie gern wollte ich Dir helfen!" rief sie, von diesen Zeichen erschreckt. „Frauen wissen oft besseren Rath zu finden, als die Männer, welche immer nur gewaltsam ihr Ziel verfolgen, ihren Trotz nicht beugen können!"

„Ich werde Deine Warnung beherzigen," erwiederte Hasso. „Du hast Recht, die Zeit geht unvermerkt dahin, ihr Flügelschlag ist so unhörbar, wie der einer Eule. Nach der Haupt- und Staatsaction von Morgen, wo ich den Herren Schwägern vorgestellt werden und meine schönen Schwestern nebst dem stolzen Garde-du-corps, wie ihn Papa nennt, umarmen soll, will ich keinen Moment länger säumen, um die Hindernisse, welche allerdings noch zu überwinden sind, hinwegzuschaffen. Welchen Datum haben wir heut'? Den vierten November — und am siebenten Mai ist der verhängnißvolle Tag meiner Geburt. Dazwischen liegt für die nothwendige Action der Winter, in welchem die Tage kurz und die Nächte lang sind, jene für das Handeln, diese für das Denken — gar kein Verhältniß! Aber was geschehen muß, das wird geschehen und im Wonnemonate soll die ewige Seligkeit für mich anbrechen."

„Hasso!" bat die Mutter ängstlich. „Frevle nicht mit Worten — es ist immer ein Vergehen, das gestraft werden kann, wenn auch Dein Herz und Verstand nicht daran Theil hat."

„Sorge nicht um mein Seelenheil!" entgegnete Hasso. „Auch Sterbliche heben verlorene Kinder mit feurigen Armen zum Himmel empor! Frei nach Goethe!" —

Die Mutter wurde durch die Leichtfertigkeit, mit welcher er alles behandelte, verstimmt, besonders weil sie bemerkte, daß ihm dabei doch nicht so leicht um das Herz war, als seine Worte glauben machen wollten. Sein Mangel an Vertrauen schmerzte sie tief, denn auch diese Stunde ging vorüber, ohne ihre Hoffnung zu erfüllen. Hasso brach die Unterredung nur zu bald ab. Der Scharfblick mütterlicher Liebe hatte sich nicht getäuscht. Eine Bergeslast war dem Sohne auf die Brust gefallen! Sechs Monate hatte er ja nur Frist, um die Entscheidung zu suchen — war es ihm denn jetzt erst zum Bewußtsein gekommen, daß diese Frist zu kurz war? Kannte ihn die Frau hinreichend, um seiner Werbung, wenn er ihr jetzt nahte, gleich Gehör zu geben? Bei ihm war durch den ersten Blick eine Gluth entzündet worden, die zuerst sinnlich genug aufgelodert war, dann aber sich mehr und mehr geläutert hatte — er aber durfte bei aller Eitelkeit auf seine äußern Vorzüge nicht hoffen, daß er einen gleichen Eindruck im ersten Moment auf sie gemacht habe. Nur eine längere, eine nähere Bekanntschaft konnte ihm ihr Herz gewinnen — und die vorgefaßte Meinung entkräften, die sie gewiß aus den Mittheilungen ihres Mannes über ihn gefaßt hatte! Der sicherste Beweis derselben war gewesen, daß er bei seiner Ankunft auf der Burg nur geduldet, nicht als Gast behandelt worden war, daß sie ihm sogar abgeschlagen hatte, sich ihr beim

Abschiede zu empfehlen! Beim zweiten Mal, jetzt, als er ihr jene Theilnahme bezeugt hatte, war sie freilich gegen ihn gütiger gewesen, sie hatte ihm die Hand gereicht, als stumme Gewährung seiner Bitte, wiederkommen zu dürfen, aber konnte sie den tiefern Grund diese Bitte ahnen? Und wenn er damit hervortrat, ehe sie noch die Trauerkleider abgelegt hatte, was mußte er erwarten! Endlich — sie war seine Tante!

Der Boden brannte ihm unter den Füßen, die uralten Linden vor seinem Fenster schienen ihm mit schwarzen Schleiern verhangen, die starken Mauern seines Zimmers immer enger zusammen zu rücken, um ihn zu zermalmen. Wie gern wäre er heut' schon wieder abgereist, um erst in der Nähe die Zweifel, welche hier zu lösen waren, von der besten Autorität zerstreuen zu lassen und dann zurückzueilen, in das Thal seiner Verheißung! Aber er durfte sich der morgenden Familienscene nicht entziehen, man hätte ja geglaubt, er habe den Muth nicht, dem Herrn von Warendorf, dem Grafen Selz und dem stolzen Garde-du-corps-Officier sammt seinen, am Hof brillirenden Schwestern, unter die Augen zu treten! Wenn aber diese morgende Cour vorüber war, gleich nach dem Galadiner, wollte er wieder zum Alpenstock greifen und ihn jubelnd in die Luft schwingen!

Es waren peinliche Stunden für ihn, die ihm der andere Tag brachte. „Zur Strafe meiner Sünden!“ wiederholte er sich mehrmals in wachsendem Trotze. Wenn seine Geschwister und die Schwäger ihm wirklich in der Weise entgegengetreten wären, wie er es sich gedacht hatte, so wäre es ihm leicht gewesen, seine Haltung zu behaupten. Er hatte sie oft in ganz andern Lagen behauptet, und Leute, die ihm zu imponiren oder ihn zu demüthigen vermeint, mit Beschämung nach Hause geschickt. Hier aber kamen ihm alle mit ungeschminkter Herzlichkeit entgegen, sie wußten doch alle, unter welchen Umständen er die Heimath verlassen hatte, denn die Schwestern hatten es gewiß ihren Männern nicht verschwiegen, und dennoch machte sich ihm nicht das kleinste widrige Zeichen von beleidigender Schonung bemerkbar. Die Schwäger waren Männer vom guten, alten, hannoverschen Schlage, dessen Eigenart freilich Allerweltsfreunden oft als Hochmuth erscheint, nichts destoweniger jedoch ihre Gediegenheit und echt deutschen Sinn überall bewährt. Sie begrüßten Hasso mit offenem Wohlwollen, die Schwestern zeigten ihm ihre ungeheuchelte Freude über seine Rückkehr und Willibald war in seinem ganzen Wesen weit entfernt von dem Bilde, das sich nun einmal mit dem Begriff eines Gardereiterofficiers in der Meinung fernstehender Classen verbunden hat. Aber grade darin, daß sich Hasso in all' seinen gehässigen Erwartungen widerlegt fand, lag das Peinliche für ihn, er mußte sich gestehen, daß er diese Begrüßung nimmer verdient habe und ein Gefühl der Beschämung sprengte wie eine warme Quelle die Eisdecke seines Herzens, es bedurfte für ihn der äußersten Kraftanstrengung, um die aufwallenden Fluthen zurückzuhalten. Darum ließ er sich auch durch die herzlichsten Bitten nicht bewegen, seinen Vorsatz, gleich nach der Tafel abzureisen, noch einmal aufzugeben und athmete erst freier, als er den Abschied — von Sieben! — überstanden hatte. Er dankte es ihnen aber, daß Niemand den Grund dieser Abreise, obgleich er wohl allen bekannt war, mit einem Wort oder Blick berührte.

IX.

Nach der Hauptstadt ging sein Weg, zu dem alten Rechtsfreunde und Geschäftsträger des Hauses Trachau, der nicht nur mit allen Verhältnissen desselben auf Grund des Hausarchivs und seiner eigenen Acten bekannt war, besser vielleicht als der Majoratsherr, sondern auch seit zwei Geschlechtsfolgen den einzelnen Sprossen des Stammes in mannigfachen Verlegenheiten wesentliche Dienste geleistet hatte. Auch Hasso hatte sich schon in frühern Zeiten mehrmals an ihn gewendet und Hilfe durch ihn gefunden, so lange Hilfe möglich war. Jetzt bedurfte er seiner in anderer Art.

Der Titel Kammerrath, den Hasso an der Thür seines alten Helfers fand, war das Einzige, was sich mit diesem verändert hatte, er kam ihm trotz seiner hohen Jahre noch immer frisch und lebhaft entgegen, etwas lahm war er von jeher gewesen, aber sein silberweißes Haar hatte sich nicht vermindert und sein kluges Auge blickte noch mit derselben Mischung von Intelligenz und Spottsucht durch die schwachgeschliffene Brille, die er nur als Attribut

seines Standes zu tragen behauptete. Die Begrüßung war gegenseitig eine sehr freundliche und Hasso kam schnell zur Sache. Er wußte, daß er hier klar und ohne Rückhalt sprechen mußte und hatte sich in den Anfragen, die er stellte, Gottlob seiner Motive nicht zu schämen, was in frühern Jahren leider nicht der Fall gewesen war, auch konnte er sich kurz fassen, weil der Kammerrath über die Angelpunkte der Angelegenheit genau unterrichtet sein mußte. Nachdem der Vortrag, den der Alte mit gesenkten Augen ohne Unterbrechung angehört hatte, vollendet war, hob er den Kopf und blickte Hasso mit jener eigenthümlichen Miene an, welche diesen auch heut' unerträglich fiel. Er duldete sie jedoch, wie früher — sonst hätte er sich um die Frucht seines Besuchs gebracht.

„Sie wollen die Wittwe Ihres verstorbenen Onkels heirathen, werther Baron,“ sagte der Kammerrath. „Zu diesem Behufe wollen Sie wissen: Erstens, ob dieser Ehe gesetzliche oder kirchliche Hindernisse entgegenstehen, zweitens, ob in der Stiftungsurkunde Ihres Majorats außer der bewußten, welcher Ihr Herr Vater das Majorat verdankt, noch eine andere Bedingung über die Abkunft der zu erwählenden Gemahlin des Majoratsherrn enthalten ist, drittens, ob bei der veränderten Rechtsanschauung der Gegenwart in Bezug auf überlebte Institutionen, nicht eine Modification jener, alle individuelle Freiheit beschränkenden Bestimmungen, durch Recurs an den höchsten Gesetzgeber des Landes zu erreichen wäre. Habe ich Ihre Fragen richtig formulirt?“

„Dem Inhalte nach richtig, wenn ich auch andere Worte gewählt haben würde!“

„Suaviter in modo, nicht wahr? Darauf kommt es aber unter uns nicht an, werther Baron. Ich kann mich nicht über alle drei Punkte mit gleicher Bestimmtheit aussprechen. Ad eins, ist allerdings die Ehe zwischen Verwandten in ungleicher Linie bis zum zweiten Grade nach protestantischem, bis zum dritten Grade nach katholischem Kirchenrecht eine kanonisch unerlaubte — ist Ihre Tante katholisch?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Hasso unmuthig. „Aber es gibt doch Dispensationen und ich kenne Beispiele genug.“

„Auch ich!“ erwiederte der Kammerrath lächelnd. — „Hier freilich, bei der jetzt herrschenden strengkirchlichen Richtung würde es Schwierigkeiten machen, in Preußen schon weniger, in Gotha gar keine. Sie wissen, daß in der Zeit kirchlicher Reaction der berühmte Schmidt von Gretna-green starke Concurrenz bekommen hat. Wollen Sie sich also, ehe darin etwas geschehen kann, über die Confession Ihrer Tante informiren. Ich setze voraus, daß die Dame mündig ist —“

„Herr!“ fuhr Hasso auf — mäßigte sich aber gleich und bat ihn, sich über die andern Punkte auszusprechen.

„Ich bitte um Verzeihung, geehrter Baron, wenn ich unwissentlich angestoßen habe. Ich bin ein Hagestolz, wie Sie wissen, es war sehr ungeschickt, anzunehmen, daß Sie eine Braut, älter als Sie selbst, wählen würden — soviel ich Baron Arnold, Ihren Onkel, gekannt habe, konnte ich mir denken, daß er, wenn auch noch so spät, doch immer eine liebliche Knospe, keine vollaufgeblühte Rose gewählt haben würde. Wie lange ist er denn verheirathet gewesen?“

„Gehört das auch zu Ihrer Information?“ rief Hasso heftig.

„Allerdings!“ erwiederte der Kammerrath gelassen. „Es würde sich vielleicht um Rechte dritter Personen handeln — der Eltern oder gar eines nasciturus — aber liebster Baron, davon gibt es doch Exempel genug, selbst wenn der Mann nahe an Achtzig, gleich mir, und die Frau Achtzehn alt gewesen wäre. Das müssen Sie mit in den Kauf nehmen. — Darf ich Ihnen ein Glas Sodawasser anbieten?“

„Sie reizen mich mit Absicht, Hellermann!“ sagte Hasso, sich mühsam bezwingend.

„Nun ja, lieber Hasso!“ erwiederte der Alte, indem er ihm die Hand gab. „Sie stehen so in Flammen, daß eiskaltes Wasser mit einer Dampfspritze höchst nöthig für Sie wäre. Ich bin vortrefflich informirt. Ihre Frau Tante ist eine ausgezeichnete Frau, welche allgemeine Achtung und Liebe in ihrer Gegend genießt, aber sie ist, ad eins, mit Ihnen in nahem Grade verwandt, was kirchliche Bedenken erregen würde, ist, wenn auch noch so schön, doch fünfzehn Jahre älter als Sie, was auf die Dauer — aber lassen Sie mich doch ausreden! — Sie ist ferner, ad zwei, von bürgerlicher Herkunft, was allerdings gegen

eine ausdrückliche Bestimmung der Stiftungsurkunde verstoßen würde, deren Aufhebung oder nur Modification, ad drei, bei der dermaligen Strömung in maßgebenden Regionen nicht zu erwarten steht."

Hasso sprang auf. — „Leben Sie wohl, Herr Kammerrath!" rief er. „Ich danke Ihnen für die Auseinandersetzung, deren nüchterne Richtigkeit ich anerkenne!"

„Aber nicht zur Richtschnur nehmen werde — so sagt mir Ihr Auge!" entgegnete der Alte. „Ich fasse meinen Rath in den Ausspruch unseres staatsklügsten Herrschers der Gegenwart zusammen: fügen Sie sich der unerbittlichen Logik der Thatsachen!"

„Niemals!" rief Hasso. „Ich werde Thatsachen schaffen, denen sich Andere fügen sollen!"

„Bedenken Sie wenigstens, wie jeder gute Feldherr, auch den Fehl- und Rückschlag!" warnte Hellermann. „Ich setze voraus, obgleich nur hypothetisch, daß Ihnen die Tante schon jetzt, so kurze Zeit nach dem Tode ihres Mannes, ihre Hand zugesagt hat und das Trauerkleid noch vor der herkömmlichen Frist mit dem Brautkleide vertauschen will. Aber wenn nicht von ihr, so doch von anderer Seite, sich unübersteigliche Hindernisse entgegensetzten — haben Sie bedacht, daß Ihre Frist zur Vermählung ein kategorischer Imperativ ist? Haben Sie bei Ihrer Taktik auch für eine Reserve gesorgt?"

„Was heißt das?" fuhr Hasso wiederum auf.

„Das heißt," erwiederte Hellermann mit unerschütterlicher Ruhe, „ob Sie, für den Fall, daß Sie Ihre Tante nicht heirathen können, gleichwohl aber doch binnen sechs Monaten heirathen müssen, wenn Sie nicht, wie Ihr verstorbener Onkel, das Majorat aufgeben wollen — bereits auf eine Stellvertreterin reflectirt haben!"

„Sie sind der kaltblütigste Henker, der je einen Verurtheilten gemartert hat!" rief Hasso, nach seinem Hut greifend. „Mein Schicksal kümmere Sie weiter nicht!" Er ließ sich nicht zurückhalten, sondern eilte hinaus und reiste noch denselben Tag ab.

Aber Hellermann's Ausführungen begleiteten ihn wie Quälgeister auf der ganzen Reise; er konnte sie aus seinen Gedanken nicht los werden, ja er suchte sie immer wieder in ihrer „unerbittlichen Logik" genau so zu „formuliren," wie sie der praktische Mann geordnet hatte. Es war eine fixe Idee, welche ihm — wie man sich zuweilen ein Lied, eine Melodie, eine Dichterphrase hundertmal im Geiste zu wahrer Qual wiederholen muß — immer von neuem die drei Punkte vorführte und Hellermann's kalte Stimme mit dem aufreizenden ad eins, ad zwei, ad drei, in ihm wiederklingen ließ.

Am grausamsten war ihm der Wink gewesen, der sein heiligstes Gefühl mit der Speculation in Verbindung brachte, indem er vom möglichen Verluste des Majorats und um denselben zu verhüten, von einer Stellvertreterin gesprochen hatte! „Ein Königreich für 'ne Braut!" Und doch — wer enträthselt den Ursprung der Gedanken, wer erklärt es, wie solche, vor denen die Seele erschrickt und sich schämt, zuweilen blitzartig aufleuchten? Vor Hasso's innerm Auge stand bei der abscheulichen Erinnerung an Hellermann's Wort von einer Stellvertreterin plötzlich das Bild des lieblichen, unschuldigen Kindes, das ihm so reizend erschienen war, das im Angesicht einer drohenden Todesgefahr von dem Schlag der Wogen an seiner Brust geruht hatte! Und wie er sich auch mit Unwillen von ihm abwandte, der Sonne zu, vor deren Glanz auch der lieblichste Stern erbleichen mußte, immer wieder stand Clementine vor ihm und eine hohnlachende Stimme klang in seinem Innern: „Die Stellvertreterin! Besinne Dich nicht! Oder willst Du warten, wie in der Fabel?" — Dies ohnmächtige Ringen mit Gedanken und Bildern, war schon Geistesschwäche, halber Wahnsinn! Er versuchte es mit wahrer Wuth, sich durch die Menschen, mit denen er fuhr, zu zerstreuen, fragte, witzelte mit erschreckender Freiheit, ging auf fremde Interessen ein, die ihm höchst gleichgiltig waren und hörte langweilige Erzählungen mit der Resignation eines Dulders an — umsonst! Seine Quälgeister umschwirrten ihn doch, und lauerten nur auf unbewachte Augenblicke, um wieder über ihn herzufallen.

Wie von dem Zauberhorn ihres Meisters abgerufen, verließen sie ihn aber plötzlich, als sich ihm das erste Thal des Gebirges aufschloß; hier umfing ihn mit einemmal der süße Friede. Gar langsam war selbst seinen Wünschen der Curierzug

Digitized by Google

dahingerollt, jetzt ergab er sich mit stillem Behagen in die zeitraubende Bergfahrt und malte sich alles schön und freundlich aus, was ihm die nächste Zukunft bringen sollte! Er sah, nun seine Seele ruhig geworden war, wohl ein, daß er der Geliebten jetzt noch nicht mit seinem Geständniß nahen durfte, aber ahnen sollte sie immer seine Liebe und darum wollte er viel bei ihr sein, sie hatte ihm ja erlaubt, wiederzukommen. Bei Rattonitz gedachte er seinen Aufenthalt zu nehmen; er hatte zwar bei seinem letzten Hiersein nicht die frühere Herzlichkeit gefunden, Rattonitz hatte ihn sogar ein paarmal Sie und Herr Baron genannt — aber war ihm einige Empfindlichkeit zu verdenken, da ihm der Freund sein Geheimniß verschwiegen hatte? Wie Hasso den ehrlichen und offenen Charakter seines Rattonitz kannte, glaubte er doch auf ihn rechnen zu können; er hatte ihm schon gesagt, daß er eine Sünde thun würde, nicht sein Freund zu bleiben. Hasso sah jetzt nur eine Gefahr noch für seine Zukunft und freilich zitterte er vor dieser Gefahr, es war die Furcht, daß sich das Herz seiner Geliebten ihm versagen könne! Darum wollte er auch nichts übereilen, selbst wenn er die Zeit, die durch einen Act der schnödesten Knechtung auf Jahrhunderte hinaus von seinem Ahnherrn auch ihm gesetzt war, versäumen sollte! War es denn ein Unglück, wenn das Majorat, das er noch gar nicht besaß und nie erhofft hatte, auf seinen Bruder Wilibald überging? Sein Onkel Arnold hatte für ein fremdes Glück entsagt — es mußte doch viel leichter sein, dasselbe um des eigenen Glückes willen zu thun! So dachte Hasso jetzt und sein Oheim hatte ihm doch nachgesagt, daß er bei der Wahl zwischen dem Majorat und einer Geliebten sich keinen Augenblick besinnen würde, die letztere fallen zu lassen. Wenn Arnold Günther Recht haben sollte, so mußte die Liebe, welche er dabei im Auge gehabt, nicht die wahre gewesen sein — denn jetzt kam in Hasso's Seele gar kein Zweifel, daß er mit Freuden das Opfer bringen werde, dessen ihn der Onkel nicht fähig gehalten hatte. Freilich fiel es ihm nicht entfernt ein, so uneigennützig wie Arnold zu handeln und der Kammerrath Hellermann, vom praktischen Gesichtspunkte aus, würde mit seinem Clienten sehr zufrieden gewesen sein, wenn er gewußt hätte, welche Bedingungen Hasso dem Garde-du-corps für seine Cession des Majorats stellen würde. Entweder — oder! Aber doch nur, wenn Hedwig sein werden wollte! Hatte sie ihn ausgeschlagen — dann war für Hasso schwarze Nacht — was dann aus ihm würde, konnte er jetzt weder fassen, noch denken! Er ließ sich auch den stillen Frieden, der seine Seele jetzt beglückte, nicht durch diese entsetzliche Möglichkeit trüben, all' seine Pläne waren nur auf das Glück gebaut. Was sind aber menschliche Pläne?

In Sanct Johann, an der Nordspitze des Sees, entließ er den Wagen, den er nach Verlassen der Eisenbahn gemiethet hatte; er nahm einen Kahn nach der Gamrath, dem entgegengesetzten Ende des Gewässers, wollte aber nach Umständen entweder am Dorfe, wo der alte Maaßhuber wohnte, oder selbst am Fuße der Burg landen, um das Wiedersehen vorweg zu genießen, ehe er nach dem Weißhofe hinauf stieg. Der Tag war nicht freundlich und Hasso konnte von Glück sagen, daß der Spätherbst, der im Gebirge frühzeitig, oft über Nacht, zum strengen Winter wird, sich in diesem Jahre noch so lange behauptete, sonst würde kein Schiffer gewagt haben, den See mit einem Fremden in seiner ganzen Länge zu befahren. Die Fluth sah dunkel und lauernd genug aus, aber sie war heut' noch sicher, wie der Mann aus Sanct Johann behauptete. Maaßhuber's Tochter schien sich weniger auf die Zeichen verstanden zu haben. Als der Kahn in achtungsvoller Entfernung um den gefährlichen Felsen bog, an welchem damals Hasso beinah Schiffbruch gelitten hatte, kam ihm auf einmal wie eine unheimliche Ahnung der Gedanke, ob das nicht für ihn besser gewesen wäre — dann hätte ihm das Schicksal vielleicht einen zweiten, viel furchtbareren Schiffbruch erspart! Aber dieser Gedanke, welcher doch dem scheuen Nachtgevögel noch gehörte, das an der Schwelle des Gebirges zurückgeblieben war, wurde verscheucht, als sich ihm mit der neuen Wendung der Fahrt in seiner malerischen Form der Felsenvorsprung zeigte, auf welchem das Haus der Thalfrau stand.

„Dort will ich aussteigen!“ rief Hasso seinem Schiffer zu und dieser hielt schräg rechts. Nach kurzem Lauf in dieser Rich-

Digitized by Google

tung befahl Trachau aber, als habe er sich anders besonnen, nach dem Dorfe am linken Ufer zu lenken. Der Schiffer schlug sein Ruder verdrießlich über den andern Bord und brachte seinen Fremden bald an den Landungsplatz. „Hier warten auf weitere Bestimmung!“ sagte Hasso kurz und ging nach der Hütte, wo er vorläufige Erkundigungen einziehen wollte. Im Dorfe war alles auffallend still, und doch war kein Sonntag — vielleicht aber ein katholischer Feiertag; Hasso konnte das nicht wissen. Da kam der alte Maaßhuber aus der Hütte, allerdings in Festtagskleidern, er stutzte, als er Hasso erblickte. — „Ei! Sein's wieder da!“ sagte er. „Grad' zurecht! Wollen's mitkommen?“

„Wohin denn? Ich habe mehr zu thun!“ entgegnete Trachau. „Ist Herr von Rattonitz zu Hause?“

„Jetzt gewiß nicht. Er ist ja der Vetter und wird doch dabei nit fehlen! Wissen's gar nicht? Die Mader Clemenz wird ja heut' in der Kirche getraut!“

Ein Laut des Erstaunens kam über Hasso's Lippen; in seinem Innern hörte er wieder die hohnlachende Stimme seines Dämons: „Die erste Stellvertreterin! Eine andere, rasch eine andere!“

„Mit wem denn?“ fragte Trachau, den bei der überraschenden Mittheilung des alten Schiffers doch ein eigenthümliches Gefühl angewandelt hatte.

„Mit Herrn Adrian — der war der Aufseher in der Fabrik und Papa Mader's rechte Hand, nun ist er in's Geschäft getreten und heirathet Fräulein Clemenz.“

„Sie hat ihn doch gern genommen?“ fragte Hasso möglichst gleichgültig.

„Wenn sie ihn nicht gemocht hätte, Papa Mader würde sie nimmer gezwungen haben!“ erwiederte der Schiffer. „Da fängt die Glocke schon an. Wollen's nicht mit?“

„Laßt Ihr denn Eure Tochter zu Hause?“ fragte Hasso, sich nach ihr umsehend.

„Die ist nicht mehr zu Hause, die dient bei der Thalfrau,“ antwortete Maaßhuber. „Mit der wird sie schon bei der Trauung sein!“

„Wie? Frau von Trachau? — Frau Günther wollte ich sagen! Hat sie denn jetzt Umgang mit dem Mader'schen Hause? Wohl seit dem Tage, wo Eure Therese den Alten gerettet hat?“

„Kann sein, ich weiß es nicht. Aber in der Kirche wird sie schon sein. Ich muß gehn, Euer Gnaden.“

„Nehmt mich mit! Ich will mir doch die Braut anschauen — mein Schiffer soll warten!“ Maaßhuber, der den Mann kannte, rief es ihm, der, sein Frühstück verspeisend, im Kahne saß, von weitem zu und stieg dann mit Hasso den Kirchweg hinauf. Der Platz um die hochgelegene Kirche war voll Menschen aus der Gegend, welche die Braut sehen wollten, die noch nicht angekommen war, im Gotteshause hatten sich die Hochzeitsgäste bereits versammelt, um das Paar zu empfangen.

„Gehen's nur hinein, ich bleibe hier!“ sagte Maaßhuber.

Hasso hatte den Friedhof bemerkt, der noch etwas höher am Berge lag. „Ist mein — Herr Günther dort begraben?“ fragte er. Der Schiffer schüttelte den Kopf. „Hier nicht — in seinem Garten!“ antwortete er und setzte hinzu: „Er war ein Luther'scher — aber er ist alle Sonntag in unsere Kirche gekommen.“

„Ist Frau Günther katholisch?“ fragte Hasso.

„Freilich!“ klang die Antwort und der Fremde wandte sich kurz von dem Schiffer ab, um in die Kirche zu gehen. Der kleine Raum war auch schon gefüllt, die Blicke der Anwesenden waren aber mehr der Sakristei zugewandt, durch welche das Brautpaar mit seinen nächsten Verwandten erscheinen sollte und Hasso konnte unbemerkt einen Platz erreichen, von wo er die Anwesenden dem Altar zunächst musterte. Dort suchte er die Einzige, um welche er hinaufgestiegen war. Er hatte sie gleich gefunden, da sie unter den geschmückten Frauen allein Schwarz trug, selbst bei diesem frohen Feste hatte sie die düstere Farbe der Trauer nicht gemildert! Ihr Antlitz konnte er nicht sehen, weil sie ihm abgewandt saß, gewiß in frommen Gedanken, die Katholikin! Sollte denn kein glückliches Vorzeichen Hasso endlich zu Theil werden, oder durfte er als ein solches ansehen, daß er grade zu einer Hochzeit gekommen war? Das unklare Gefühl bei der Nachricht, wer die Braut sei, konnte doch unmöglich einer verlorenen Hoffnung gelten! Und durfte der Bescheid des alten Schiffers über das religiöse Bekenntniß Hedwig's niederschlagend auf ihn wirken, da er ihn nicht anders erwartet hatte? Freilich kam er da-

Digitized by Google

durch um einen ganzen Grad der verbotenen Ehen zurück, aber er hatte ja auch für Erlangung der nöthigen Dispensation schon seine Pläne gefaßt, auf einen Grad mehr konnte es dabei nicht ankommen. Eine Bewegung unter den Menschen vor der Kirche wurde vernehmbar, Viele von der Versammlung im Innern blickten nach dem Eingange — nur Hedwig nicht! Wohl aber begegnete Hasso's streifender Blick einem andern Auge, das auf ihn gerichtet war: dem Auge des Schiffermädchens, das, wie er gehört hatte, auf der Burg in Diensten stand. Therese hatte ihn mit Verwunderung erkannt, er nickte ihr zu, sie aber bewegte den Kopf kaum, ihm zu danken. Nirgend ein freundliches Zeichen für ihn! Rattonitz hatte er noch nicht bemerkt, der saß wohl mit der ganzen Mader'schen Sippschaft in der Sakristei, wo das Brautpaar jetzt angelangt sein mußte, denn die Menschen von außen drängten sich ziemlich geräuschvoll in die Kirche und füllten ihren engen Raum bis zum Erdrücken. Es währte nur noch eine kurze Weile, dann öffnete sich das Pförtlein der Sakristei und Braut und Bräutigam an der Spitze, der Brautvater mit einer alten Dame zunächst, dann paarweise folgend die Anderen, erschien der Zug, welcher sich dort geordnet hatte. Die heilige Handlung begann. Hasso hatte mit glühendem Blick nur die Braut betrachtet: sie war etwas bleich, wie Bräute vor dem Altar zu sein pflegen, aber sonst von einem Liebreiz umweht, welcher Hasso wahrhaft ideal erschien. Der Myrthenkranz auf dem üppigen Haar, das kostbare Brautkleid und der Schmuck, durch welchen Papa Mader seinen Reichthum bekundet hatte, dienten der Menge zur Augenweide. — Hasso prüfte nur den Ausdruck ihres Gesichts, ob er daraus errathen könne, was er — vielleicht in verletzter Eitelkeit! — gern gewußt hätte. Dann aber, wie aus einem Sinnenrausch erwachend, lächelte er verächtlich und wandte sein Auge von der Braut ab, einer andern, edlern Gestalt zu. Sie war aufgestanden, wie alle Uebrigen und folgte der Einsegnung der Ehe, welche ihr ein Sakrament war, mit frommer Andacht. Hasso konnte auch jetzt keinen Blick in ihr Antlitz thun. Um die kirchliche Ceremonie kümmerte er sich nicht, die ganze geistige Atmosphäre, in welche er hier gerathen war, begann ihm die Brust zu bedrücken; wenn es möglich gewesen wäre, hätte er die Kirche vor dem Ja! und Amen! verlassen. Aber er mußte ausharren bis zuletzt und erst als die Glückwünsche der Verwandten und Gäste den Neuvermählten gebracht wurden, konnte er mit dem Strom, der nach dem Ausgange drängte, das Freie wieder gewinnen. Das Antlitz der Natur war seitdem noch unfreundlicher geworden. Die Wolken zogen tief in das Thal hinein und verhüllten die Kuppen der Berge, der See sah schwarzgrün aus — alle Zeichen erinnerten Hasso an den Tag, wo er hier den Sturm mit seinen Schrecken erlebt hatte! Sollte er sich aber, wie ein furchtsames Kind, durch einen Spuk, der nur in der Phantasie Macht erhält, einschüchtern lassen? Hasso blitzte trotzig zu dem fernen Felsen hinüber, an welchem er fast gescheitert wäre, und wandte sich dann mit leuchtenden Augen zur Höhe der Thalfrau jenseits des Sees. Heut' nicht, aber morgen wollte er dort sein! Dem Brautpaar gratulirte er mit Heine'scher Selbstironie, den Hochzeitsgästen wünschte er einen fetten Schmaus — mit ihnen heut' noch zusammenstoßen wollte er nicht, darum eilte er mit den Dorfleuten den Kirchweg hinab, um sich von seinem Schiffer, gleichviel wohin am See fahren zu lassen, wo er die Nacht zubringen konnte. Freund Rattonitz sollte dann auf dem Weißhofe in früher Morgenstunde abermals überfallen werden. Wenn dann die Sonne in ihrer Mittagshöhe stand . . .

X.

Die späte Novembersonne ging zu ihrer Stunde, nach sieben Uhr, auf und fand ihre Bahn geklärt, denn während der Nacht war der Wind umgesprungen und hatte den Himmel reingefegt, sodaß er bleicher zwar, als in der schönen Sommerzeit, aber doch mit heiterm Blau über dem Thale wölbte. Hasso hatte die Nacht in der Hütte des alten Maaßhuber zugebracht, der ihn bei dem schlechten Wetter gestern aufgenommen, weil er auf dem Weißhofe doch den Herrn nicht daheim gefunden hätte. Was ihn früher gegen den Fremden mißtrauisch gemacht, war ja nun nicht mehr da, warum sollte er das hübsche Lagergeld, das ihm der Herr Baron bot, nicht anneh-

men? Daß er ein Herr Baron war, wußte Maaßhuber von seiner Tochter, die es natürlich auf der Burg gehört hatte. Mehr wie ein Strohlager mit einer Decke war dem vornehmen Herrn freilich nicht zu Theil geworden, aber damit war er ja auch zufrieden gewesen, oben auf der Alm müssen ja die feinsten Damen, wenn sie die Nacht dort zubringen, mit dem harten Lager der Sennerin vorlieb nehmen.

Früher als je in seinem Leben war Trachau erwacht, obgleich er erst spät eingeschlafen war. Die Frau des Schiffers brachte ihm zum Frühstück, was sie geben konnte, der Mann war schon auf dem Wasser. Als der Himmel so klar war und die Spitzen der Berge, von der Sonne angeglüht, herniederschauten, fühlte Hasso sich frei von dem Alp, der ihn doch wieder gegen Abend befallen hatte. Er nannte es erbärmlich, daß er sich wie eine nervöse Dame von dem Wetter beherrschen lasse. Das Licht stieg allmälig an den gegenüberliegenden Höhen hernieder, die Burg der Thalfrau stand schon von der Sonne verklärt und der See hatte seine mißfarbige Fluth von gestern wieder in das wunderbar schöne Grün gekleidet. Jetzt war es Zeit, zum Weißhofe hinaufzusteigen, Rattonitz konnte den Rausch vom Hochzeitsschmause verschlafen haben, ob ihn Hasso zu seinem Vertrauten machen sollte? Seine schnelle Wiederkehr mußte doch erklärt werden — selbst der einfachste Natursohn konnte es nicht dem Drange der Freundschaft zuschreiben, daß der Freiherr von Trachau seine Heimath, die er kaum begrüßt hatte, und wo er doch gewiß viel neu zu ordnen fand, daß er die Eltern und Geschwister, von denen er so lange getrennt gewesen war, so schnell wieder verlassen hatte, um in diesen abgelegenen Gebirgswinkel zurückzukehren.

„Gebt mir von Euern Söhnen den zuverlässigsten mit," sagte Hasso zu der Schifferfrau; „er soll mich nach dem Weißhofe führen. Mein Gepäck lasse ich einstweilen hier, bis es abgeholt wird."

Die alte Maaßhuberin verstand ihn wohl, er aber sie nicht, als sie in ihrem Dialect zu ihm sprach. Sie lachte und rief den nächsten ihrer Buben, der viel jünger wie Theres' war: was gab's denn da viel Noth, um nach dem Weißhofe zu kommen? Sie wunderte sich, daß der fremde Herr, der doch schon ein paarmal von hier hinaufgestiegen war, den Weg nicht allein finden konnte. Während Hasso sich anschickte, dem Knaben zu folgen, und noch einen Blick über den See nach der Burg warf, deren Fenster vom Sonnengolde wie zu einem Feste strahlend erleuchtet waren, sah er einen Kahn von dort die Fluth durchschneiden. Er zögerte noch, da er eine weibliche Gestalt darin zu erkennen glaubte.

„Da kommt die Theres', Mutter!" sagte der Knabe.

Sie war es, sie kam von der Burg — vielleicht nur mit irgend einem Anliegen an den Vater, vielleicht auch mit einem Auftrage . . .! Gestern hatte sie ihn ja in der Kirche gesehen und erkannt! Hasso mußte sie abwarten und nach ihrer Herrin fragen. Er bemerkte jetzt, daß auch ihr Vater im Kahn saß, er führte das Ruder, nicht sie. Maaßhuber war also in der Frühe schon drüben gewesen und hatte seine Tochter abgeholt, dabei natürlich auch erzählt, daß er Einquartierung habe.

Sie nahten dem Ufer, Hasso grüßte das Schiffermädchen, das die Volkstracht als Damenzofe nicht abgelegt hatte, selbst bei der gestrigen Feierlichkeit nicht. Sie erwiederte seinen Gruß heut' etwas freundlicher und sprang dann mit kräftigem Schwunge an das Land. Ohne seine Fragen abzuwarten, sprach sie ihn an, sie hatte wirklich einen Auftrag von ihrer Herrin — an ihn! Er war gestern in der Kirche, wenn auch nicht von ihr, doch von Vielen, die ihn früher gesehen, auch von Rattonitz, bemerkt worden. Der Brautvater hatte ihn gleich zum Hochzeitsmahl einladen wollen, Rattonitz, den er damit beauftragt, aber in dem Menschengewirr nicht zu ihm vordringen können. An der Tafel war denn viel über ihn gesprochen worden — das alles erzählte das Mädchen — und Frau Günther schickte eben deshalb her, da sie nun heut' früh vom Vater erfahren hatte, daß der Herr, der auf dem Kirchplatze nicht mehr zu sehen gewesen war, bei ihm eingekehrt sei. Er war ja, wie sie gestern schon im Mader'schen Hause erklärt hatte, ein Verwandter ihres verstorbenen Mannes — wie das zusammenhing, da sein eigentlicher Name, Baron Trachau, durch Rattonitz allgemein bekannt geworden war, kümmerte die Menschen wenig, warum sollte er nicht mit dem Günther verwandt

Digitized by Google

sein! Darum hatte die Dienerin es auch ganz natürlich gefunden, daß ihre Herrin, sobald sie den Aufenthalt des Vetters erfahren, sie beauftragt hatte, ihren Vater zu begleiten, und Herrn von Trachau nach der Burg einzuladen. Sie konnte ihn doch nicht in der schlechten Hütte lassen und wußte ja, daß er auf dem Weißhofe das Nest leer finden würde, da das Hochzeitsfest wenigstens drei Tage dauerte und Papa Mader keinen seiner Gäste, am wenigsten seinen Vetter Rattonitz, früher aus seinem Hause fortließ! Von früh bis Abend wurde dort hoch gelebt!

Hasso war durch die Einladung, die ihm so frei und herzlich zu Theil wurde, in höchstes Entzücken versetzt! Er bedachte nicht, daß er bei kalter Ueberlegung wenig Ursache hatte, sich darüber zu freuen, denn würde ihn Hedwig eingeladen haben, auf der Burg zu wohnen, wenn sie das Verhältniß zu ihm anders, als einer viel ältern Frau und Tante zu ihrem jungen Neffen, dem sie eine Aufnahme in ihr Haus schuldig war, betrachtet hätte? In der großen Welt würde man das vielleicht naiv gefunden und da sie doch noch einige Ansprüche an das Leben besaß, wohl auch boshafte Verdächtigungen daran geknüpft haben. Hedwig kannte aber die große Welt nicht und hatte kein Arg, daß man ihr den Schritt, den sie für ganz unverfänglich hielt, übel auslegen könnte. Hier unter den guten harmlosen Menschen war sie auch sicher davor! Sie dachte gewiß an alles, was Arnold von Hasso erzählt oder nur angedeutet hatte, aber eben deshalb nahm sie Antheil an seiner Umkehr zum Guten, auf die sie hoffte — er würde ihr ja doch nicht unter die Augen gekommen sein! Dann auch mochte sie vielleicht meinen, daß Clementinen's Verheirathung, die er wohl erst hier erfahren hatte, auf ihn einen gewissen Eindruck gemacht habe, denn daß er sich für das liebliche Mädchen interessirt, glaubte sie immer noch. Von all' diesen Beweggründen ihrer Einladung ahnte Hasso nichts, er glaubte darin nur eine sichere Bürgschaft für sein Glück zu finden, und säumte keinen Augenblick, um mit dem Schiffermädchen allein nach der Burg zu fahren. Sie nannte ihn Herr Baron — sie wußte vielleicht noch mehr; wie oft geschieht es, daß Frauen ihre Dienerinnen zu Vertrauten wählen und ihnen mehr sagen, als ihren nächsten Verwandten! Es gibt Damen, die sich all' ihre Briefe von der Jungfer vorlesen lassen und dieser jedes Familienereigniß bis zu den zartesten Fäden seines Zusammenhangs mittheilen! Therese mit ihren treuen Augen verdiente gewiß das Vertrauen ihrer Herrin und diese hatte es ihr wohl geschenkt, weil sie in ihrer Verlassenheit das jedenfalls frauenhafte Bedürfniß fühlte, sich gegen eine theilnehmende Seele auszusprechen. So dachte Hasso.

„Hat Deine Frau zuweilen von mir gesprochen?“ fragte er unter dem Einfluß dieses Gedankens.

„Euer Gnaden haben wohl kein gut Gewissen?“ entgegnete Therese lachend.

„Ich will Dich nicht ausforschen,“ — sagte Hasso, „Du würdest mir doch nicht die Wahrheit sagen. Hat sie Dir erklärt, wie wir verwandt sind? Du kennst meinen Namen, aber wie sie eigentlich heißt?“

„O, das weiß ich schon! Ihr Vater war der Professor Brandmüller in Innsbruck. Das hat sie mir gesagt.“

Hasso verstummte. Ad zwei! klang ihm die nüchterne Stimme des alten Kammeraths. Erst nach einer Weile, als nur noch ein schmaler Wasserstreif den Kahn vom Ufer trennte, fragte er wieder: „Du hast Deine Frau wohl sehr lieb?“

„Wenn es einen Engel auf Erden gibt, so ist sie es!“ antwortete das Mädchen warm.

„Mein Onkel war viel älter als sie!“

„Das thut nix!“ erwiederte Therese heiter, mit ihren vollen, kräftigen Armen dem Ruder den letzten Schwung gebend.

„Gewiß nicht! Auch die Frau kann viel älter sein, als der Mann und ihn doch namenlos glücklich machen! Aber mein Onkel war hart, er hat sie wohl nicht glücklich gemacht!“

„Auf den Herrn laß' ich nix kommen!“ sagte die Schifferin. „Ich weiß es besser. Hart muß der Mann sein, wenn's geben soll — er führt's Ruder und das Hätscheln macht schlechte Weiber!“

„Nimm Dich nur meiner auch so eifrig an, wie meines Onkels!“ sagte Hasso, indem er sich von ihrer Hand an das Ufer helfen ließ. „Sei meine freundliche Sachwalterin überall, hörst Du, Kleine? Es soll Dein Vortheil sein!“ Sie blickte rasch in ihre Hand, als er sie losgelassen

Digitized by Google

hatte: ein blanker Ducaten funkelte ihr daraus entgegen.

„O nein! Den nehmen's nur wieder!" rief sie. „Fährgeld nehm' ich nicht mehr, und da wären auch ein paar Kreuzer genug gewesen! Nehmen's nur wieder, ich will nix wissen!" Sie wurde ernstlich böse und drohte das Goldstück den Fischen zu schenken, wenn er es nicht zurücknehmen wolle.

„Thu' damit, was Du willst!" erwiederte er in bester Laune. „Es wäre gemein von mir, wollte ich das Geld wieder einstecken!" Da besann sie sich: „Ich werd's dem Herrn Pfarrer bringen zu einem Kranz für die Mutter Gottes!" sagte sie ernsthaft und die fromme Einfalt ihres Auges band ihm die leichtfertige Zunge.

Sie befestigte den Kahn am Ufer und stieg dann mit Hasso zur Burg hinauf, wo ihre Herrin vom Fenster beide schon auf dem See bemerkt hatte. Ohne die Meldung abzuwarten, kam sie dem Neffen ihres Mannes auf dem Hausflur entgegen und hieß ihn herzlich willkommen. Er sprach etwas von ihrer „gütigen Erlaubniß" — und was ihm sonst in diesem überwältigenden Augenblick zu Gebot stand, aber er fühlte selbst, daß es unglaublich albern klingen mußte. Sie führte ihn mit sich in das Zimmer und Therese hatte jetzt ihre eigenen Gedanken über sein Gesicht, besonders seine Augen beim Anblick ihrer Frau. Der mußte ein sehr schlechtes Gewissen haben!

Hedwig leitete ein unbefangenes Gespräch ein. Sie hatte wohl bemerkt, daß er, wie damals, außer Fassung gekommen war, aber sie fand das unter seinen Verhältnissen so erklärlich und mußte ihn schonen. Er faßte sich auch bald, bestellte Grüße aus seiner Heimath, die ihm nicht aufgetragen waren, und gab den Grund an, den er für seine schnelle Wiederkehr und den längern hiesigen Aufenthalt ersonnen hatte: eine Lüge, obenein eine recht unwahrscheinliche Lüge! Mochte sie doch das ahnen! Er schonte ja ihr Zartgefühl, er hielt die Worte zurück, die sein heiß stürmendes Herz ihm über die Lippen treiben wollte, seinen Blicken konnte er aber nicht wehren, daß sie ihn verriethen. Und sie nahm es gütig auf! Sie lächelte fein und sprach so harmlos und unschuldig — war sie denn keine Frau? Jede Frau erräth aus dem kleinsten Zeichen eine schüchterne verhüllte Neigung, die ihr geweiht ist — sollte sie allein der elektrischen Strömung, welche die Herzen ohne Worte, selbst ohne Blicke verständigen kann, unzugänglich sein? Und seine Blicke flammten doch, daß nur absichtliche Verstellung die Gluth der Leidenschaft die ihn beherrschte, scheinbar unbemerkt lassen konnte!

Sie sprach in äußerlicher Gemüthsruhe weiter, von Dingen und Personen, die für ihn in diesem Moment kein Interesse haben konnten, sie fragte ihn sogar, wie ihm gestern die Braut gefallen! Mit gutem Vorbedacht that sie das, er sollte daraus entnehmen, daß sie diese Frage als eine für ihn ganz gleichgültige ansehe! Wohl war sie durch seine lodernden Blicke schon beunruhigt worden, möglich auch, daß eine erste leise Ahnung von der Gefahr der Lage in ihr erwachte — aber deshalb grade mußte sie die Lage beherrschen, ihm in vollkommener Unbefangenheit begegnen, um ihm die gleiche, die er mehr und mehr verlor, wiederzugeben. Sie wollte nicht forschen, sie mochte ja nicht wissen, was in ihm vorging! Niemals!

Aber ihr mildes, inniges Auge, das dem seinigen in reinster Absicht begegnete, raubte ihm den letzten Halt und er erblaßte plötzlich, wie ein zitternder Verbrecher. Jetzt konnte sie nicht länger ausweichen — es wäre nur schlimmer gewesen! „Sie sind leidend!" sagte sie mit theilnehmendem Tone, so ruhig, als sie vermochte.

Er stürzte zu ihren Füßen — und neigte stumm sein Antlitz zu Boden, keines Wortes, keines klaren Gedankens mächtig. Sie stand tödtlich erschrocken auf, auch sie hatte jetzt alle Fassung verloren. War es Schuldbewußtsein, das ihn übermannt hatte oder wäre es denkbar, was Hedwig wie ein Blitz geblendet —?

Sie sollte nur einen Moment zweifelhaft bleiben. „Angebetete!" rief Hasso, zu ihr emporschauend. „Vergebens all' mein Ringen nach Kraft! Verstoßen Sie mich nicht! An dieser Stunde hängt Fluch oder Segen!" Und Worte der wildesten Leidenschaft folgten in sinnverwirrender Hast, welche Hedwig wahrhaft betäubten. Auch sie war nun erbleicht, ihr schönes Antlitz hatte die gewohnte Milde verloren und den strengen Ausdruck beleidigter Frauenwürde angenommen. Sie winkte ihm auf-

Digitized by Google

zustehen, und er gehorchte. Es trat eben so plötzlich, wie der Sturm losgebrochen war, eine tiefe Stille ein, doch Hasso's Blicke hingen ängstlich an den Lippen, welche sein Schicksal entscheiden sollten und er harrte in athemloser Spannung auf ihr erstes Wort. Als sie noch immer schwieg und er doch sah, wie sie bebend nach einer Antwort zu suchen schien, sagte er demüthig: „Ich habe Sie wie ein Wahnsinniger überrascht! Verbannen Sie mich heut' aus Ihrer Nähe — aber lassen mir wenigstens die Hoffnung — ich will Sie nicht bestürmen — aber ich darf wiederkommen, nicht wahr?"

„Sie haben mich überrascht," — erwiederte sie, aus seiner Rede die Kraft und das Selbstbewußtsein wieder gewinnend — „ich hätte nie geglaubt, von Ihnen solche Worte zu hören . . . Sie sind krank, Hasso! Was Sie Hoffnung nennen, darf ich Ihnen keinen Augenblick lassen — "

„Das kann Ihr letztes Wort nicht sein!" rief er mit neu ausbrechender Leidenschaft. „Jetzt vielleicht — Sie kennen mich nur wenig — aber gönnen Sie mir — "

„Nein, Herr von Trachau!" unterbrach sie ihn. „Ich darf Sie keinen Augenblick täuschen! Sie werden bald selbst über die Verblendung erröthen, welche Sie zu diesem — Schritte führte. Lassen Sie mich nicht weiter davon sprechen, es wäre beschämend für mich! — Ich will glauben," fuhr sie herzlicher fort, als sie die Wahrheit, an der sie gezweifelt hatte, in seinem glühenden Antlitz las, „ich will es für möglich halten, was Sie mir gesagt haben — aber bedenken Sie selbst, das ist ja alles nur ein flüchtiger Wahn — dem nie eine Erfüllung werden kann und würde sie ihm doch, so wäre es nur zu ewiger Reue!"

„Ich habe alles bedacht!" rief er. „Es ist kein Wahn, es ist die heiligste Wahrheit! Alle Hindernisse, die mir im Wege stehen, werde ich besiegen." — Sie legte unwillkürlich die Hand auf das Herz, er bemerkte es. „Auch wenn dies Herz mich noch nicht erkannt hat," fuhr er heftiger fort, „so hoffe ich, daß meine Liebe, meiner Anbetung — "

„Halten Sie ein, Herr von Trachau!" unterbrach sie ihn, indem sie die Hand feierlich erhob. Sie stand unter dem Marmorbilde des Gekreuzigten, das über ihr zwischen Gemälden aus der heiligen Geschichte den Mittelpunkt bildete. „Ich darf Ihnen keine Hoffnung lassen! Bei dem Herrn, der mein Zeuge ist in dieser Stunde, ich kann Ihnen nie eine andere Antwort geben, als jetzt! Sie werden mir es danken, Hasso!"

Die Schauer aus heiligen Regionen, deren er sich längst entfremdet, drangen bei diesem Todesurtheil seiner Hoffnungen in seine Seele, was er noch gesprochen, wußte er selbst nicht mehr, als er nach den vernichtenden Worten, die er gehört, sich verzweiflungsvoll losgerissen und einen übereilten Abschied genommen hatte. Er stürmte die Steile zum See hernieder, wie ein Flüchtling vor seinen Verfolgern — am Ufer fand er wohl den Kahn noch, aber nicht die Schifferin und er stellte sich auf den Stein und blickte starr in die Fluth hinab. Drunten schlief es so still und friedlich und in seiner Brust tobte der wildeste Aufruhr, er starrte von der Klippe hinab, und die Fluth spiegelte ihm sein entstelltes Antlitz wieder — er neigte sich weit vornüber, als wolle er die Geheimnisse der Tiefe erspähen —

Da umfaßten ihn zwei kräftige Arme und zogen ihn langsam zurück. „Sie werden in's Wasser fallen!" sagte eine klare Stimme und als er sich betroffen umwandte, war es das Schiffermädchen, das ihn gewarnt hatte.

„Therese!" rief er wild aufjauchzend, daß sie vor ihm erschrak. Aber er kam zur Besinnung als habe er geträumt. — „Willst Du mich zurückfahren?" fragte er finster. Sie war einen Augenblick unschlüssig, aber dann sagte sie herzhaft: „Steigen's nur ein!" löste den Kahn und ergriff das Ruder, ihn abzustoßen.

Auf der ganzen Fahrt sprach er kein Wort, unbekümmert um die prüfenden Blicke, welche die Schifferin von Zeit zu Zeit auf ihn richtete. Auch sie unterbrach das Schweigen nicht — der arme Herr mochte von seiner Tante wohl etwas sehr Trauriges erfahren haben. Eine Ahnung der Wahrheit kam nicht in die Seele des einfachen Mädchens; wie hätte sie auf ein so unnatürliches Verhältniß fallen sollen. Vielleicht war es doch der Gedanke an Frau Adrian, der ihn traurig machte: sie hatte ja vormals selbst gesehen, wie er sein Wohlgefallen an ihr gehabt und wie er sie beim Sturm an seine Brust gedrückt, als

Digitized by Google

wolle er sie nimmer lassen. Der Arme! — Wohl hatte sie Recht, ihn zu beklagen, aber nicht um den Verlust, den sie meinte, auch um den nicht, der ihn heut' getroffen und von welchem sie gar keine Ahnung hatte — es war ein viel höheres Gut, das ihm längst verloren gegangen war: möchte ihm Gnade werden, es einst wieder zu finden!

Gestört in seinem Kopfe mußte er sein, denn als sie ihm zum Aussteigen die Hand gegeben hatte, hielt er sie fest und rief auf einmal: „Du hättest mich auch nicht zum Mann genommen, wenn ich um Dich gefreit hätte!" Und wie sie ihm den Spaß verwies, sah sie, daß ihm das Gesicht dunkelroth war, als wäre sein ganzes Blut hineingeflossen, die Augen sprühten Feuer — er fing auf einmal zu schwanken an und stürzte, ohne daß sie ihm beispringen konnte, wie vom Schlagfluß getroffen, ohnmächtig zu Boden. — —

Als er nach langer Zeit, deren Dauer er nicht ermessen konnte, wieder zum Bewußtsein kam, fand er sich in einem fremden Zimmer. Er blickte träumerisch umher, was war mit ihm geschehen? Wo befand er sich? An seinem Bette saß eine Frau, deren Kopf schlummernd auf die Brust gesunken war — er faßte sie in das Auge: es war seine Mutter! Bei dem Geräusch seines Regens erwachte sie, ein Laut unendlicher Freude sagte ihm, daß er sich nicht geirrt habe. „Mein Sohn, mein Liebling! Du bist gerettet!" rief die Mutter. „Aber Du darfst nicht sprechen, nicht fragen, Du mußt Dich ruhig halten — wenn Du bald genesen willst!" Sie stand auf und eilte, die Wärterin zu rufen, damit diese den Arzt, der im Hause war, von ihrem Glück benachrichtige, dann beschwichtigte sie Hasso, welcher doch fragte — wie schwach klang seine Stimme! Er fügte sich ihr — aus Schwäche! Der Arzt kam, sehr zufrieden, daß die Krisis nach seiner Voraussagung diesen Verlauf genommen hatte, ordnete das weitere Verhalten an und bat den Kranken nachdrücklich, sich alles Denkens und Redens zu entschlagen — bei rechter eigener Schonung werde er binnen Kurzem wieder hergestellt sein. Und der Kranke gehorchte musterhaft; er konnte nicht anders, ihm fehlte noch alle Kraft und Energie zum Widerstande. Aber diese fand sich bald und auch die Schleier der Vergessenheit sanken einer nach dem andern. Da wurde er böse, als die Mutter allen seinen Fragen nur die Bitte, sich zu schonen, entgegensetzte und sie mußte, vor einem Rückfalle zitternd, nachgeben.

„Hohenwindhorst ist das nicht! Wo habt Ihr mich hingebracht?" hatte er oft wiederholt. „Ich bin gesund — die Gardinen hinweg, die Fenster auf, daß Licht und Luft einströmt!"

„Wir sind im Winter, Hasso!" erwiederte nun die bange Mutter. „Ich bin hergerufen worden durch Deine gütige Tante, deren Pflege allein Dich gerettet hat, bis ich kam —"

Er richtete sich auf und blickte die Mutter an, die Halbdämmerung im Zimmer erlaubte nicht, den Ausdruck seiner Züge zu erkennen. — „Ich bin also bei ihr?" fragte er mit bebender Stimme.

„Du bist in ihrem Hause — sie hat Dich herüberbringen lassen, als Du so plötzlich am Ufer erkranktest — Gott sei gepriesen, nun ist die Krankheit gehoben, alles wird gut werden!"

„Alles?" wiederholte er und sie erschrak von neuem. „Das ist nicht möglich!"

„Du weißt, mein Sohn," sagte sie mit flehendem Tone, „daß Du Dich keiner Aufregung hingeben darfst, ohne Gefahr für Dein Leben! Was wir zu besprechen haben, das wollen wir, sobald Du mehr Kraft hast. Ich bitte und beschwöre Dich, halte Dich ruhig!"

„So weißt Du alles?" rief er, ohne ihre Bitte zu beachten. „Hat sie Dir alles gesagt?" —

„Nicht sie! Du selbst!" antwortete die Mutter, die keinen andern Rath mehr fand ihn zu beruhigen, als daß sie ihm nichts mehr vorenthielt. — „Ich weiß alles, mein Liebling, aber nur durch Dich. Hast Du mir nicht von der Thalfrau gesprochen? Und konnte ich hier in Zweifel bleiben, wer die Thalfrau sei?"

„Hast Du mit ihr geredet?" rief er. „Hast Du?"

„Kannst Du das meiner Liebe und Angst verdenken?" entgegnete die weinende Mutter, neigte sich über den Sohn und küßte ihn zärtlich. „O, ich habe ein edles, ein himmlisches Herz gefunden! Du kannst sie immer verehren und lieben, wenn auch — Du bist ja genesen, mein Liebling! — Dein Herz das Gefühl, das Dich zu

Digitized by Google

ihr zog, falsch verstanden, irdisch aufgefaßt hatte!"

Hasso erwiederte nichts. „Du hast das schon selbst erkannt!" fuhr die Mutter beglückt durch seine Ruhe, fort. „O könnte ich Dir schildern, mit welchem Zartgefühl Deine Tante diese ganze Angelegenheit behandelt, wie ich ihr jedes Wort darüber abzwingen mußte! Sie wird Dir eine mütterliche Freundin bleiben Dein Lebelang, auch wenn ich nicht mehr sein werde! Und nun, mein Hasso, schlaf ruhig! Was Deine andern Angelegenheiten betrifft, so traue Deiner Mutter! Ich habe an alles gedacht, für alles gesorgt."

Wäre Hasso's Ruhe wirklich durch Geisteskraft erzeugt gewesen, so hätte die Mutter sich freuen können, wie gut er auch ihre letzten Andeutungen aufnahm. Sie hatte wirklich an alles gedacht, für alles gesorgt. Für den Fall, daß Hasso's Krankheit sich lange hinzöge, er folglich ohne seine Schuld den bewußten Termin nicht innehalten könne, hatte Frau von Trauchau mit dem Kammerrath Hellermann schon vor ihrer Abreise Rücksprache genommen, ob nicht der Vorsatz einer Vermählung, den Hasso bestimmt ausgesprochen, und seine bereits geschlossene Verlobung den Wortlaut der Urkunde beugen könne; als sie dann hier volle Aufklärung erhalten hatte, und die frühere Annahme in sich zusammenfiel, war sie darauf bedacht gewesen, durch ihre Tochter Margarethe, welche schon eine so passende Partie für Hasso im Auge gehabt, diese Aussicht weiter zu verfolgen, und endlich, als ihr eine Ahnung sagte, daß Hasso's trotziges Herz sich doch nicht so leicht zu einer andern Wahl werde entschließen können, hatte sie wiederum Hellermann's Einsicht eingeholt, ob Willibald, dem alsdann das Majorat zufiel, nicht darauf verzichten könne. Das hatte Hellermann bejaht, aber der Verzicht könne nicht rückwirkend auf Hasso, sondern nur, da keine jüngere Brüder mehr vorhanden, zu Gunsten des nächsten Agnaten geschehen. Die Mutter war denn schließlich mit ihrem Sohne Wilibald über die glänzendsten Bedingungen für Hasso, falls jener Fall eintrete, einig geworden, Wilibald hatte sich dabei in wahrhaft adeliger Gesinnung von der hochherzigsten Großmuth leiten lassen. Hasso konnte von dieser alles umfassenden Thätigkeit seiner Mutter keine Ahnung haben und würde ihr vielleicht wenig dankbar dafür gewesen sein, wenn er ihre Andeutungen beachtet hätte. Seine Ruhe war aber nicht Geisteskraft, sondern Körperschwäche und jene wurde durch die Aufregung des Moments, in welcher er die Verständigung von seiner Mutter ertrotzt hatte, nur in ihrer Erstarkung zurückgehalten. Doch kam er allmälig zum vollen Bewußtsein seiner Lage und wenn er dasselbe in seinem Innern verschloß, so wurde es ungestört durch fremde Einsprache immer klarer und fester. Er hatte nun schon das Bett verlassen und würde weit schneller genesen sein, wenn nicht die Jahreszeit und der strenge Winter jeden Ausgang in das Freie verhindert hätte. Jetzt nahte der gefürchtete Augenblick, wo er die Frau wiedersehen sollte, welche er durch seine wahnsinnige Leidenschaft so tief verletzt hatte. Die Krankheit war machtlos über seine Gefühle hinweggegangen, sie hatte dieselben wohl, wie draußen der Winter die Natur mit ihren Blüthen, eine Weile im Schlummer gehalten, aber der Winter vergeht und der Frühling ruft neues Grün und neue Blumen hervor — war es nun Frühling in Hasso's Brust, da seine Gefühle wieder zum Leben erwacht waren? Es war eine traurige Antwort, die er sich darauf geben mußte!

Unerwartet, als er eines Morgens in dem Saal, der an sein Zimmer stieß, mit der Mutter auf- und abging, trat Hedwig herein. Seine bleiche Farbe verwandelte sich in lichtes Roth — es war nicht jenes Erröthen über eine Verirrung seines Herzens, die ihm Hedwig vorhergesagt hatte, aber doch ein Erröthen der Scham, daß er so vor ihr stand, unmännlich und des achselzuckenden Mitleids werth. Aber sie half ihm mit ihrer Engelsmilde über die Peinlichkeit dieses Wiedersehens leicht hinweg — was auch in ihrem Herzen sich regen mochte, sie blieb ruhig und heiter und Hasso's Mutter hätte vor Bewunderung und Dankbarkeit weinend an ihre Brust sinken mögen, wie zart sie ihren Sohn behandelte! Sie war gegen ihn wirklich die mütterliche Freundin, wie Frau von Trachau sie ihm für sein ganzes Leben verheißen hatte. Wenn er Augen dafür gehabt hätte, so würde er vielleicht auch bemerkt haben, daß sie sich verändert hatte, seit er sie in jenem furchtbaren Augenblick zuletzt gesehen. Schön war sie immer noch, diese

Digitized by Google

Gabe nahm sie wohl unverlierbar, wenn auch in anderer Form, mit in ihr Greisenalter, aber sie hatte doch an jener bezaubernden Frische verloren, die sie noch bewundernswerth in ihren Jahren bis zum Tode ihres Gatten bewahrt hatte. Und auch die Kleidung, die sie gewählt, seit sie die Trauerfarbe abgelegt hatte, diente dazu, sie älter erscheinen zu lassen, heut' aber war sie besonders matronenhaft gekleidet — ob mit Absicht? War das der Fall, so war diese verfehlt, denn Hasso hatte kein Auge für ihre veränderte äußere Erscheinung — ihm war sie unverändert dieselbe und sollte es auch bleiben bis an das Ende!

Ihre Ruhe gab ihm aber allmälig die seinige, wenigstens in der Haltung, zurück und auch später, als Beide sich ohne die Gegenwart der Mutter sahen, verlor er dieselbe nicht mehr. Er konnte sogar seine Krankheit selbst besprechen, als sei ihm ganz entschwunden, welche Gemüthserschütterung die lange schon bis zum Zerreißen gespannten Nerven in Fieberaufruhr gesetzt hatte. Und nicht bloß Hedwig's liebvolle, ruhige Weise, auch die andern Menschen seiner frühern Bekanntschaft, die er wieder sah, und die, nichts von allem ahnend, sich seiner Genesung freuten, trugen dazu bei, ihn in seiner männlichen Wiedergeburt zu befestigen.

Es war nun bald die Rede von der Abreise, da Hasso sich kräftig genug dazu fühlte und auch der Arzt bedingungsweise nichts dawider hatte; die Mutter sehnte sich in die Heimath zurück und die Briefe des Vaters, wie der Geschwister, weckten auch in Hasso das Heimathsgefühl und die Liebe zu den Seinigen wieder, die allzulange in ihm, wenn auch nicht erstorben, doch zurückgedrängt war. Nur die Strenge des Winters im Gebirge sperrte noch die weniger gebahnten Wege. Da fand sich bei der Mutter in ihrer Ungeduld wieder de Sorge um ihre so vorbedacht ausgearbeiteten Pläne ein und als sie gegen Hasso endlich davon zu sprechen anfing, erfuhr sie, daß dieser längst entschieden hatte. Sie war noch der Hoffnung gewesen, daß er der Stimme der Vernunft Gehör geben werde! Noch hatte er ja mehrere Monate Zeit — wie manche Verlobung in der großen Welt wird vom ersten Bekanntwerden der Betheiligten in weit kürzerer Zeit geschlossen! Fürsten erblicken oft ihre Gemahlinnen erst nachdem die Vermählung durch Procuration vollzogen ist! Welche Ehe wird denn heutzutage, außer bei armen Leuten, noch aus romantischer Liebe geschlossen! Diese ist keine Bürgschaft für ein wahres Glück — in der Ehe kommt alles ganz anders, als man es sich vorher träumt! Und die Braut, welche Margarethe für ihren Bruder ausgesucht hatte, war ein so reizendes, gutes Mädchen, aus einer der vornehmsten Familien Hannovers, verwandt mit den Münster's und Kielmannsegge's! Hasso hatte aber unwiderruflich entschieden, daß er das Majorat unter der noch zu Recht bestehenden Bedingung nicht annehmen werde und so blieb der Mutter nichts übrig, als der letzte verzweifelte Versuch, durch ihre Connexionen für Aufhebung dieser Bedingung zu wirken, eine Idee, welche Hellermann bereits für chimärisch erklärt hatte. Sie that den ersten Schritt dazu, gleich von hier aus — Hellermann behielt aber Recht, und den Brüdern blieb es überlassen, sich nach Belieben auseinander zu setzen. Die Mutter dankte Gott, daß sie wenigstens in dieser Beziehung für die Zukunft ihres Lieblings außer Sorgen sein konnte.

Hasso überraschte sie, als ihr Blick noch immer mit Ungeduld an den Bergen hing, ob der Schnee nicht endlich schmelzen werde, mit der Erklärung, daß die Abreise noch an demselben Tage stattfinden könne. Er hatte Theresen, welche die Natur ihres Thales am besten kannte, gebeten, ihm zu sagen, wann der Paß wieder gangbar sei und das Mädchen war heut' mit dieser Nachricht von ihrem Vater zurückgekommen. Raschen Entschluß denn, kein schmerzliches Zögern und Säumen!

Der Abschied der beiden Frauen war ein aufrichtig herzlicher. Hedwig hatte ja für Adelgunden ein Interesse gefühlt, noch ehe sie die Jugendgeliebte ihres Arnold gekannt hatte — und wie hatte sie ihr bei erster Bekanntschaft nach ihrem jetzt gemilderten Urtheil Unrecht gethan! An Arnold's Seite würde sie nicht geworden sein, wie sie war, die Frau bedarf eines Mannes, der sie leitet, nicht eines Schwächlings, der sich ihr blind unterwirft! Und Adelgunde fühlte für die Retterin ihres Sohnes die innigste Dankbarkeit und Verehrung: „Wir sehen uns wieder!“ sagte sie bei der letzten Umarmung unter Thränen.

Digitized by Google

„Ich hoffe es!" erwiederte Hedwig, indem sie ihr Auge mit freundlichem Blick auch auf Hasso richtete. Als er dann ihr nahte, reichte sie ihm die Hand.

„Darf ich einst wiederkommen?" fragte er, seiner ersten Frage eingedenk, aber mit andern, mit bessern Gefühlen, und führte ihre Hand zu seinen Lippen. Da sagte sie bewegt und liebevoll: „Mein theurer Neffe!" und küßte ihn!

So schieden sie. Von Rattonitz und dessen Verwandten, welche sich Hasso in seiner Krankheit so theilnehmend gezeigt hatten, nahm er einen schriftlichen Abschied. Mutter und Sohn gingen der Heimath entgegen, wo Hasso eine neue ehrenhafte Stellung — und einst noch sein Glück finden konnte, wie es Arnold, sein Oheim, in der Ferne, wenn auch spät, gefunden hatte. Seine Mutter gab diese Hoffnung wenigstens nicht auf, er war ja noch so jung, und nur ein Frauenherz kann nimmer vergessen, wenn es entsagen muß!

Die Thalfrau blieb an ihrem stillen See zurück: sie hatte keinem ersehnten Glücke in ihrem Leben entsagen dürfen, sie hatte keine Frühlingsträume zu vergessen. Ihre Zukunft in der schönen Heimath, unter den guten Menschen, die sie verehrten, war nicht unsichern Hoffnungen und Befürchtungen preisgegeben: sie konnte mit Gottvertrauen ihre Tage kommen und scheiden sehen.

Der welthistorische Fenstersturz.

Nach den eigenhändigen Aufzeichnungen

Eines der dabei Betheiligten.

Von

Siegfried Kapper.

Es war im Jahre 1636, als dem Grafen Wilhelm Slavata, Herrn auf Neuhaus, Chlum, Koschumberg, Melnik, Teltsch u. s. w., zur Zeit Seiner kaiserlichen Majestät wirklichem Geheimenrathe wie auch oberstem Landrichter und königlichem Kammerpräsidenten in Böhmen, während er zu Regensburg am Hoflager Ferdinand II. weilte, eine Schrift in die Hände fiel, die den Titel führte: „Abgenötigte doch rechtmäßige vndt warhaffte Verantwortung vndt Ableinung der Calumnien vndt Injurien, damit ich hernachbenenter in der außgangenen Deduction, welche ein Justification sein soll der Execution, so mit dem Fürsten von Waldtstein vorgangen, Ehren rühriger Weiß bin angegriffen worden. Männiglichen, sonderlich dem vnpassionirten wahrheitliebenden Leser zuer Nachricht vndt Information, dem Calumnianten aber zur Scham vndt Confusion an Tag gegeben." Zweck dieser Schrift, die niemand geringern als den Führer und Feldherrn der protestantischen Erhebung in Böhmen, Grafen Heinrich Mathias Thurn zum Verfasser hatte, war indeß weniger die Widerlegung jener Schrift, „darinnen der Author sich besorget oder schämet seinen Namen zu setzen," insofern dieselbe „ein Justification der mit dem Fürsten von Waldtstein fürgegangenen Execution" sein sollte, als welche „unwürdig were darauff zu antworten," als vielmehr die Abwehr gewisser, in besagtem Tractate wider die Person des Grafen Thurn vorgebrachter, im hohen Grade ehrenrühriger Verdächtigungen, die derselbe „mit solchen Grundt vndt der Warheit, alß ich mir es zutrewe für dem Gericht Gottes vndt der ehrbaren Welt zu verthädigen," im Interesse seines ehrlichen Namens „nicht verschmertzen oder so leichtlich dahingehen lassen zu sollen vermeinte. Nachdem es aber mir Heinrich Mathes Graff von Thurn zu lesen fürgebracht, vndt ich befunden, daß dieser Calumniant auch mich darinnen angegriffen, vndt erstlich so Ehr vergessener Weise einen Haubtrebellen genandt, darnach mich beschuldiget, der Correspondenz vndt Donationen, so ich mit dem Fürsten von Waldtstein als damals Generallissimo solle gehalten vndt eingenommen haben; alß haben mich vnumbgängliche Vrsachen benötigt, mich darinnen zu verthädigen; sonderlich daß alte Sprichwort Qui tacet consentire videtur!"

Die Schrift war geschrieben, wahrscheinlich Copie. Ob sie bereits gedruckt, oder überhaupt durch den Druck veröffentlicht zu werden bestimmt war, wußte Graf Slavata nicht. Sie war aber in zahlreichen Abschriften verbreitet, hatte den Weg in die Hände einflußreicher Personen, ja selbst an verschiedene Höfe gefunden, und berührte, abgesehen davon, daß sie gegen die Partei, an deren Spitze Graf

Slavata mitgestanden, manchen derben, männlichen Schlag führte, einen Moment, der welthistorischen Ruf erlangt, und von dem der Graf weder lesen noch sprechen hören konnte, ohne in höchste Aufregung zu gerathen — den Hinabsturz der beiden kaiserlichen Statthalter aus dem Fenster der Landstube nämlich, an welchem der Graf in der Eigenschaft eines der Hinabgeworfenen persönlich betheiligt gewesen, — in einer Weise, die ganz darnach angethan war, dem edlen Grafen die Glut der Entrüstung in die Wangen zu jagen und ihn zu bestimmen, in die Polemik, die ihn sonst wahrscheinlich ziemlich kalt gelassen hätte, nun mit seiner eigenen Feder einzutreten. Graf Thurn nämlich in seiner Schrift hatte von diesem Acte kurzer Justiz nicht nur die Behauptung gewagt, daß er ein vollkommen begründeter gewesen und daß den Herren damit weiter nichts widerfahren, als was ihnen von rechtswegen gebührte, sondern sich auch damit gerühmt, daß diese seine einzig und allein richtige Ansicht von zahlreichen Königen, Kurfürsten, Fürsten und Potentaten vollständig getheilt werde. Das war nun freilich mehr, als Seiner kaiserlichen Majestät wirklicher Geheimerath, zumal zu einer Zeit, da die protestantische Erhebung in seinem Vaterlande längst niedergeschmettert lag und über den Leichen und Trümmern derselben die katholisch-absolutistische Restauration ihren Triumphzug gehalten, sich gefallen lassen durfte. Er eilte nach Böhmen zurück, holte die sämmtlichen Aufzeichnungen hervor, die er von den Ereignissen der Jahre 1608 bis 1618 mit sorgfältigstem Fleiße selbst niedergeschrieben, setzte der Ergänzung wegen mit seinem Schicksalsgenossen, dem Grafen Jaroslav Martinitz, sowie mit allerlei andern Freunden und Gedenkmännern sich in Verbindung, und schrieb (1637 bis 1640) als Replik und in böhmischer Sprache eine ebenso ausführliche, als, wie er selbst sich für überzeugt hielt, unwiderlegliche „Information oder aber wahrheitsgetreue Nachricht gegen die Schrift des Heinrich Mathias Grafen von Thurn, zugleich gründliche Refutation derselben Schrift, in zwei Büchern," die,*) wiewohl durchweg vom katholisch-kaiserlichen, hocharistokratischen Standpunkte aus, nicht nur gegen den Grafen Thurn, sondern ausnahmlos gegen alles Akatholische, sei es nun protestantisch oder brüderisch, polemisirend und mitunter selbst sophistisirend, der Fülle des durch sie aufbewahrten stofflichen Inhalts und der lebensvollen Unmittelbarkeit wegen, eine der schätzbarsten Quellen für die Geschichte jener Zeit geworden, und der wir als eine, auch das Interesse weiterer Kreise anregende Episode die nachfolgende Schilderung des weltgeschichtlichen Selbsterlebnisses des Autors in gekürzter, jedoch im Wesentlichen treuer Wiedergabe entlehnen.

Für's erste — beginnt der edle Graf seine Erzählung — nimmt es billig Wunder, daß die Kunde von diesem Fenstersturze, wohin immer selbe gedrungen, sowohl im heiligen römischen Reich, als auch in allen Königreichen und Ländern, in gesammter Christenheit wie auch unter Türken und Tataren, gar sehr übel aufgenommen und unziemlich und strafwürdig angesehen worden, wasmaßen Personen böhmischer Nation und aus beiden höhern Ständen, als nämlich dem Herrn- und dem Ritterstande, eines so schändlichen, seit Menschengedenken unerhörten und in keiner Chronik dieser Welt vorfindlichen Fürgehens sich vermessen, und zwei Seiner kaiserlichen Majestät, als Königs von Böhmen, ihrer allergnädigsten Obrigkeit, Herrn Statthalter und oberste Beamte des Königreichs aus dem Fenster grausamlich in einen tiefen Graben hinabzuschmeißen sich unterfangen: — was Selbige aber an dem hochprivilegirten Orte, der von jeher war und zur Zeit annoch ist das fürnehmste Tribunal Justitiae, genannt königlich böhmische Kanzelei, wirklich schändlichermaßen vollführt, indem sie nicht nur weitschweifig und gröblich (mit Beiseitesetzung aller Achtung und Respects) allen anwesenden kaiserlicher Majestät Herrn Statthaltern diesfalls zugeredet und dabei an obbemeldte zwei Grafen böslich Hand angelegt, sondern auch diese anmaßentlich-, unrechtmäßig- und ungerechter Weise ihrer unerschütterlichen Treue halber zum Tode verurtheilt, ungeachtet beide Grafen ihnen auf Alles mit Maß und Ruhe gehörig geantwortet, was immer ihnen unschuldigerweise aus purer Bosheit zur Last gelegt worden, standhaft und vom Grund der

*) Herausgegeben 1865 bis 1866 von Josef Jireček.

Digitized by Google

Wahrheit aus widerlegt, und gegen sothanen ordnungswidrigen, ja sogar barbarischen (um nicht zu sagen teuflischen) Proceß genugsam protestiret.

Allein man mochte bei selbigem grausamen Anschlage von Ordnung und Recht nun einmal nichts hören, und fuhren mit ungeheurer Furie sogar einige Personen aus den höhern Ständen die obbemeldten beiden Grafen selbst an, und warfen sich über sie her. Zuerst nämlich erfaßten gewaltsamlich vier Personen aus dem Herrn- und eine aus dem Ritterstande, als da waren Wilhelm der Aeltere von Lobkowic, Albrecht von Smiric, Ulrich von Vchynic, Johann Litvin von Rican und Paul Kaplir, den Grafen von Martinic und hielten ihn an beiden Händen fest. Wiewohl nun beide Grafen sich versahen, man werde sie vielleicht zur Thür hinaus in irgend ein Arrest schaffen, so führten doch jene unter dem Geschrei: „Nun wollen wir diesen Widersachern unserer Religion ihr Recht erweisen!" den Grafen Martinic an das mittlerweise bereits aufgerissene Fenster. Allworaus dieser leicht entnehmend, weß Todes Art ihm bald bevorstand, mit lauter Stimme zu rufen anhub: „Und alldieweil ich hier um Gottes-, um seines heiligen katholischen Glaubens- und um Seiner kaiserlichen Majestät, meiner allergnädigsten Obrigkeit, willen sterben soll, so will ich gerne alles erdulden und erleiden! Nur bitte ich zuvor um Gott des Barmherzigen willen gar sehr um Gestattung eines Beichtigers, damit ich vorher meine Sünden ihm könnte bekennen!" Allein viele der Anwesenden, besonders aus den höhern Ständen, mochten seine Bitte ihm nicht gewähren, und antworteten ihm höhnend: „Das versteht sich! Sogleich werden wir Dir auch noch Deine schelmischen Jesuiten herbeiholen!" Worauf der Graf von Martinic in höchster Betrübniß, daß er einen Beichtiger nicht haben konnte, nicht unterließ, sogleich in seinem Herzen sich selbst attritionem und contritionem zu formiren und, seine Sünden Tiefstbereuender, also zu beten: Jesu fili Dei vivi, miserere mei, Mater Dei, memento mei!" Allworüber die obbemeldten Personen den Grafen Martinic vom Boden emporhoben und so wie er war, im schwarzkanafass'nen, mit Doppeltaffet gefütterten Mantel mitsammt Rapier und Dolch, wiewohl ohne Hut, (als welchen, mit einer schönen goldenen, diamantenbesetzten Schnur geschmückten, ihm jemand gewaltsamlich aus der Hand gerissen) kopfüber aus dem Fenster in die Tiefe des Schloßgrabens schändlich hinaus- und hinabgeschmissen. Dieweil er aber also Hinunterfliegender unausgesetzt die allerheiligsten Namen Jesus Maria mehreremale nacheinander stark ausgerufen, also fiel er so glimpflich zu Boden, grade als setzte er sich nieder, so daß er, Dank der besondern Obhut, in der unser Herr Gott auf Fürsprache der allerheiligsten gebenedeiten Jungfrau Maria ihn aufgenommen, durch diesen ungeheuern Fall, insonderheit seines so schweren Leibes, an seinem Gesund beinahe gar keinen Schaden erlitten. Wie auch von etwelchen guten und glaubwürdigen frommen Leuten für sicher erzählt und bekannt worden, daß sie, mit der Procession von der Altstadt über die große Brücke zu der Kirche, genannt zur Mutter Gottes unter der Kette, auf die Kleinseite zurückkehrend, in demselben Augenblicke, in welchem jener erste Herr durch das Fenster der Kanzelei hinausgeworfen worden, die allerbenedeiteste Jungfrau Maria Mutter Gottes in den Lüften schweben und mit angesehen, wie sie, als seine fürnehmste Patronin, in seinem Falle mittelst seines ausgebreiteten und unterlegten Mantels ihn in der Luft schwebend aufgehalten, hierauf gar sanft vielmehr niedersitzen als niederfallen lassen, und auf solche Art vom sicheren Tode erlöst, und huldreichst bei Leben und gutem Gesund conserviret. Und wie auch Herr Graf von Martinic, obgleich er selbst dies grade so genau nicht gesehen, sich ganz wohl erinnert, welchergestalt im selben Augenblicke, als er Zumfensterhinausgeworfener an die freie Luft kam und unter beständigem starkem Anrufen der heiligen Namen Jesus Maria der festen Hoffnung zu Gott war, der längst erwünschten Märtyrkrone nunmehr sicherlich habbaft zu werden, ihm vorkam, als thue über ihm der schönste Himmel sich auf, um ihn unter die heiligen Auserlesenen zur ewigen Seligkeit aufzunehmen. Und wie endlich selbst eine der Personen, die selbigen Grafen Martinic zum Fenster hinausgeworfen, und zwar eine aus

Digitized by Google

dem Herrenstande (nämlich Herr Ulrich von Vchynic) und dieselbe, die, als sie hörte, wie eifrig der Graf dem barmherzigen Schutze der benedeiten Mutter Gottes sich befahl, seiner gespottet: „Wir wollen sehen, ob seine Maria ihm hilft!“ nun, da sie zum Fenster hinaus- und den Grafen auf der Erde unten heil und lebendig sitzen sah, nicht unterlassen konnte auszurufen: „Ich schwöre zu Gott, seine Maria hat ihm geholfen!“

Nachdem der edle Graf hier abermals Anlaß genommen, seiner Indignation rückhaltlosen Ausdruck zu geben, diesmal insbesondere um dessentwillen, daß Personen von Stand es nicht unter ihrer Würde gefunden haben, das Beispiel barbarischer Roheit, welches der gemeine Pöbel der Prager Städte zuweilen wohl gegeben, indem er die Rathsherren aus den Fenstern des Rathhauses auf den Marktplatz hinausgeworfen, nachzuahmen und zwar an ihres Gleichen; — nachdem er ferner über die Verwilderung des akatholischen Adels geklagt, die so weit eingerissen, daß Herren und Ritter, um ja nicht hinter ihren gemeinen Vorbildern zurückzubleiben, welche ihre aus den Fenstern geworfenen Opfer auf offenem Platz gewöhnlich auch noch mit Knitteln übel zuzurichten pflegten, sich nicht schämten, dem wehrlosen Grafen in den Graben hinab nachzufeuern, kehrt er zu seiner eigenen Person zurück, und fährt folgendermaßen fort:

Als Graf Slavata gewahrt, wie es dem Grafen Martinic, seinem treuen Freunde und lieben Collegen, ergangen, mochte er hierauf leicht entnehmen, wessen er selbst sich gewärtig zu halten hatte. Er sagte daher darüber nichts weiter, als daß er mit aufgehobenen Händen um Gottes und seiner heiligen Barmherzigkeit willen um die Erlaubniß bat, seiner vielen Sünden wegen seinem Priester erst beichten zu dürfen; alsdann wolle er herzlich gerne jeglichen Tod erleiden, den man über ihn verhängen würde. Allein Viele schrien: „Wir werden nicht erst diese schelmischen Jesuiten herbeiholen! Du hast ihnen früher schon genug gebeichtet!“ Und so ergriffen dieselben Personen, die vordem den Grafen Martinic hinausbefördert, und denen Heinrich Mathes Thurn, der hinter dem Grafen Slavata stand, auf deutsch die Worte zurief: „Edle Herren, da habt Ihr den Andern!“ nun den Grafen Slavata, hoben ihn empor und warfen zu demselben Fenster auch ihn sammt Mantel und Rapier kopfüber in den Graben hinab, als welcher, da sie ihn ins Fenster hoben, nicht verabsäumt, sich zu bekreuzen, sich in die Brust zu schlagen und zerknirscht auszurufen: „Deus propitius esto mihi peccatori!“ und als welchem, da er mit seiner Rechten nach dem Fensterkreuz griff, Einer ihrer so lange und so heftiglich mit dem Dolchknopf an die Fingerknöchel klopfte, bis er losließ und dennoch unbarmherziglich hinabstürzte. Sein Hut mit einem schönen, mit Diamantenrosetten besetzten Schmuck daran, war in der Kanzlei, seine goldene Kette benebst einem schönen, gleichfalls goldenen, schwarz emaillirten Kreuzlein, was während des Hinauswerfens ihm vom Halse gerissen worden, in ihren Händen zurückgeblieben. Selbiger Graf Slavata, da er so aus dem Fenster hinunterflog, schlug während seines Sturzes für's erste mit seinem Kopfe dermaßen unsanft an das Sims eines der untern Fenster an, daß es ihm den Kopf bis tief an die Knochen wund schlug, that sodann mit der linken Seite seines Körpers einen schweren Fall an die Erde und mit Kopf und Gesicht an einen harten Stein, und kollerte endlich von besagter Stelle ohne einigen Aufenthalt elendiglich in die Tiefe des Grabens hinab. Als welche Höhe, da man sie nachmals geflissentlich gemessen, vom Fenster bis an den Erdboden über achtundzwanzig, und von der Stelle des ersten Falles bis hinab in den Graben, allwo selbiger Graf Slavata für halbtodt liegen geblieben, annoch über zweiunddreißig Ellen, und das lauter Prager, messende befunden worden.

Dem Grafen Slavata, wie er nun so da lag, strömte das Blut aus der Kopfwunde so mächtig bis in den Mund, daß es ihm schier den Athem benahm und er merklich zu röcheln anhub. Als Graf Martinic, noch an derselben Stelle sitzend, an welcher er zur Erde gekommen, dies schwere Röcheln hörte, resolvirte er sich, von mitleidsvoller Nächstenliebe ergriffen, allsogleich, seinem Schicksalsgefährten beizuspringen, und sollte er über solchem Gottes- und Nächstenliebesdienste auch sein Leben selig beschließen. Fürchtender jedoch, daß, wenn er sich erhübe und hinunterginge, die Leute, die allenthalben aus den Fenstern schauten,

Digitized by Google

ihn ersähen und, nur um so begieriger nach seinem Leben, nach ihm schießen möchten, stellte er mit guter Absicht sich weit schwächer, als er in Wirklichkeit war, that, als ob er wirklich bereits mit dem Tode ränge, einen mächtigen Satz empor vom Boden, und ließ sich hiernach mitsammt Mantel, Rapier und Dolch in den Graben hinabrollen, allwo er, nicht ohne mancherlei Beschwerde, bei dem Grafen Slavata endlich glücklich anlangte, auch nicht, ohne bei sothanem heftigem Satz und weiterm Hinabdes Falles sich verwickelt, gar glimpflich das Haupt lösete, als welches an der linken Seite bereits ganz geschwollen, an Wange und Auge (das er nicht einmal aufthun konnte) merklich blau und blutrünstig, und am Schädel bis tief an den Knochen durchgeschlagen war. Welches wahrnehmend der Graf von Martinic nicht ohne großes Herzeleid und Wehklagen aus seiner Tasche sein Fazalit zog, dem Herrn damit das Blut, das ihm aus der Hauptwunde gar heftig in den Mund rann und

Der Hradschin in Prag.

rollen an seinem Rapier und Dolch sich empfindlich anzuschlagen und an linker Seite ein merklich blaues, blutunterlaufenes Mal nebst nicht kleinem Wehtag sich zuzuziehen. Dessen ungeachtet jedoch und ohne in seinem Liebeswerke durch irgend etwas sich behindern zu lassen, der Graf von Martinic ohne alle Furcht neben obbemeldtem Grafen Slavata als gleichsam seinem alten Herrn Vetter, Schwager, Gevatter und Bruder, wie auch allzeit aufrichtigen und viel lieben, insonderheit aber selbigen Märtyrthums treuen Gefährten auf dem Boden niederließ, und ihm allsogleich aus dem Mantel, darein der während ihn stickte, fleißig abtrocknete, hierauf aus dem kleinen silbernen Apotheklein mit allerhand starken Balsamen oder aber Salben, das er für gewöhnlich an seinem Fazalit angebunden bei sich trug, eiligst einigen Salmiakgeist hervorholte, dem Herrn, als welcher bereits in Ohnmacht lag, davon unter die Nase und an die Schläfen rieb, und ihn also mit Hilfe Gottes wieder zu sich brachte, auch glücklich von baldigem Ersticken errettete und hiernach liebevoll beredete, solche beschwerliche Heimsuchung mit Geduld zu ertragen und mit ihm Bethender seine Seele Gott dem Herrn zu befehlen. Was der Herr auch allso-

Digitized by Google

gleich that, indem er dasselbige Gebet, das er vorhin bereits beim Sturze aus dem Fenster gesprochen, nämlich: „Deus propitius esto mihi peccatori!“ wiederholte, auch diese fünf Worte auf die fünf Wunden Christi unsres Herrn applicirte.

Unterdeß waren einige Leute, meist herrschaftliche Bediente und Knechte (unter welchen auch Revierjäger und Heiduken) aus dem großen Palaste herum gar hastig auf den Wall geeilt, darunter die beiden unglücklichen Herren, der eine saß und der andere elendiglich lag. Und da die Herren, die aus den Fenstern des Palastes herniederschauten, so sehr riefen und schrien: „Feuert ihnen auf's Fell, und macht ihnen den Garaus!“ also fielen alsbald auch von beiden Seiten, das ist sowohl aus den Fenstern des Palastes, wie aus jenen gegenüber den Wällen, aus unterschiedlichen Handbüchsen etliche Schüsse nacheinander auf die Herren herab, wovon zwei den Grafen Martinic trafen, und zwar einer links in der Nähe des Kopfes durch die gefaltete Halskrause, der andere aber oberhalb des linken Armes durch den kanafassenen Mantel und unter diesem durch die Piccatiglien des schwarzsammtnen Unterrocks durchging, mit Zurücklassung je zwei ziemlich großer Löcher in jedem dieser Stücke, nämlich der Krause sowohl wie des Mantels und auch des Unterrocks, ohne jedoch auch den carmoisinenen Leibrock zu durchdringen oder aber dem Herrn Grafen einigen Schaden am Leibe zuzufügen, wie alles dies an besagter Halskrause, Unterrock und Mantel, als welche geflissentlich zum Andenken aufbewahrt worden, heutigen Tages noch gar deutlich zu sehen und augenscheinlich zu erkennen, daß selbige beide Schüsse aus großen und starken langen Handbüchsen mit wirklichen, derben Kugeln und (der Richtung nach, aus welcher sie gekommen) von desselbigen Heinrich Mathes von Thurn Jägern und Heiduken abgefeuert worden. Jedoch hat der Graf von Martinic von beiden diesen Schüssen (außer des bloßen Hörens) weder etwas verspürt noch auch gewußt, als bis er nach etlichen Wochen erst durch Zufall an seinen Kleidern sie gewahrte, inmaßen er derweil im Graben Sitzender mit dem Grafen Slavata inbrünstiglich zu Gott dem Herrn betete. Da fiel auf den Grafen Martinic aus irgend einer langen Handbüchse abermals ein Schuß, wovon die Kugel zuerst mit desselbigen Durchlöcherung den Mantel durchfuhr, sodann den carmoisinenen Aermel etwas weniges aufriß, jedoch weder bis an das Unterfutter und noch weniger bis an das Hemde drang. Nichtsdestoweniger aber verletzte sie den Grafen (wiewohl ohne sonderlichen Schaden) an seinem Arme, so daß daraus ein oder höchstens zwei Tropfen Blutes zum Vorschein kamen, und an selbiger Stelle, nachdem sie binnen einer Woche etwa mittelst Salbenaufstreichens heil geworden, heutigen Tages noch gar deutlich ein weißes Mal wahrzunehmen ist. Da mehrbemeldter Graf Martinic sothanen Schuß nur etwas weniges, gleichsam als wäre er nur sanft gezwickt worden, verspürt, und den Arm dennoch frei bewegen konnte, verwunderte er sich ob solchem, seiner sündhaften Person erwiesenen offenbarlichen göttlichen Wunder, wie auch, daß er weder von so fürchterlich jähem Sturze, noch so vielem Schießen an Leben und Gesundheit weiter keinen Schaden genommen, gar sehr; weßwegen er auch mit Inbrunst zu Gott dem Herrn aufseufzend alsogleich aus ganzem Herzen ausrief: „O pie Deus, itane me inoccisibilem et quasi immortalem facis!“ Und als den beiden Herren etliche ihrer treuen Diener durch das rückwärtige oder aber untere Schloßthor unterhalb des Prager Oberstburggrafenamtes in den Graben hinab zu Hilfe eilen wollten, säumten deren Feinde nicht, sofort aus den beiderseitigen Fenstern auch auf sie scharf zu feuern, und mehrere ihrer hiermit zurück zu verscheuchen. Auch hörten etliche Herren, die aus den Fenstern schauten, nicht auf, ihren Dienern und andern Leuten, die mit Handbüchsen und sonstigen Waffen gegenüber auf den Wällen standen, gar laut zuzurufen: „So laufet doch zu ihnen in den Graben hinab, und macht ihnen endlich einmal ein Ende!“ Worauf einer derselben, irgend ein Jäger oder Heiduk, ihnen erwiederte: „Ei, der Teufel weiß, wo da ein Weg hinunter führt! Ich schwöre bei Gott, daß ich keinen kenne, und nicht weiß, wie so geschwind zu ihnen hinunterzukommen!“

Ueber diesem Lärmen und Schießen hatte der Herr Secretär Philipp Fabricius, als welcher gleich nach den beiden Grafen aus demselbigen Fenster in den-

selbigen Graben hinuntergeworfen worden, da er sah, daß der Graf Martinic bereits angeschossen war, und besorgte, daß auch auf ihn geschossen werden würde, in aller Stille von der Erde sich aufgelesen und ohne Mantel und Hut in einem Laufe aus dem Graben nach der Ueberfuhr sich aufgemacht, allwo er ohne einiges Verweilen über den Fluß, oder aber die Muldau, sich zu seinem in der Prager Altstadt belegenen Hause setzen ließ, und ohne auch hier sich allzulange aufzuhalten, ungesäumt einen Landkutscher dung. Doch mochte er allda nicht gleich aufsitzen, und so öffentlich durch die Stadt fahren. Ging lieber zu Fuß bis in ein Dorf eine halbe Meile hinter Prag, ließ den Landkutscher mit dem Wagen hinter nachkommen, sprang in besagtem Dorfe schnell in den Wagen, fuhr schnurstracks gen Wien, allwo er auch nach Ueberstehung allerlei Ungelegenheit und Gefahr mit Hilfe Gottes glücklich ankam und Seiner kaiserlichen Majestät wie auch unterschiedlichen andern Herren von allen denen Prager Begebenheiten Nachricht erstattete.

Mittlerweile wünschte der Graf von Martinic, jeden Augenblick, so zu sagen, sei es nun aus einer Handbüchse oder von einem Säbel oder Dolche der Todeswunde oder aber des letzten Stündchens gewärtig, sich schon selbst (in großer Hoffnung, die Palme des Märtyrthums zu erwerben), daß er nur bald ordentlich getroffen und ohne große und allzulange Marter vollends getödtet werden möge, und befahl unausgesetzt und auf's eifrigste mit den zu öfterem wiederholten Gebeten: „In manus tuas, domine, commendo spiritum meum!“ wie auch: „Maria mater gratiae, mater misericordiae, tu nos ab hoste protege et horâ mortis suscipe!“ seine Seele der heiligen göttlichen Barmherzigkeit, — was ingleichen Graf Slavata that, sich versehend, daß auch auf ihn geschossen werden würde, indem er mit denselbigen vorgesetzten Worten zu Gott dem Allmächtigen gar fromm betete. Dabei unterließ Graf Martinic nicht, ihn zu ermahnen, daß er, so weit möglich, sich erheben und mit ihm aus diesem Orte sich zu salviren trachte. Worauf er jedoch, über die Maßen schwach, wie er sich fühlte, selbigen dies zur Antwort gab, „obwohl er mit den Händen, auch Füßen, sich zwar zu rühren vermöge, so sei er, aus Ursach des gar sehr zerschlagenen Kopfes doch nicht im Stande, sich zu erheben, oder gar von der Stelle zu bewegen.“

Mittlerweile auch hatten zahlreiche ihrer Feinde gegen unterschiedliche Personen, denen sie begegneten, mit schadenfrohem Jubel sich vernehmen lassen: „Nun liegen die Beiden dort schon todt! Todte Hunde werden wohl nicht mehr beißen!“ Allein es ging ihnen nicht so aus, wie jenem gemeinen Pöbel, daß sie besagte Herren gleich so nur nach ihrem Willen erschlagen hätten! Vielmehr sind beide mitsammt dritt, dem Herrn Secretär, durch Gottes wunderbare Hilfe am Leben geblieben, und nachher auch aus der Gewalt dieser ihrer Feinde gänzlich erlöset worden. Alsbald nämlich sandte Gott der Herr ihnen Hilfe durch etliche ihrer treuen Diener und etwelche andere gute und ehrsame Leute, die, wiewohl nicht ohne große Angst, inmaßen unaufhörlich auf sie geschossen wurde, dennoch aus lauter Dienstwilligkeit und treuer Liebe glücklich und ohne Schaden zu ihnen in die Tiefe hinabgelangten, da doch kein einziger ihrer Feinde, die ihnen noch schaden hätten mögen, auf irgend nur erdenkliche Weise (zweifelsohne durch besondere Veranlassung und Fürsehung Gottes) zu ihnen hinabzubringen vermocht! Und als der Graf von Martinic nun merkte, daß der guten Leute nun endlich genug da wären, um den Grafen Slavata ihnen anvertrauen zu können, und daß sie ihn ohne einige Beschwerniß aus dem Graben wohl hinauftragen würden, stand er allein auf, und begab sich, nicht ohne zuvor die Leute zu ermahnen, daß sie den Grafen Slavata, seinen gar sehr lieben Herrn und Gefährten, als gleichsam den Leidendern und Hilfebedürftigern nicht verlassen möchten, wie auch nicht ohne von diesem selbst sich erst zu verabschieden, von dannen, wiewohl am Leibe nicht merklich beschädigt, so doch in Folge mehrerwähnten Hinabkollerns an Hüfte und Schenkeln mit einigem Schmerz behaftet, so daß er nicht gehen konnte und von einem seiner Diener sich führen lassen müssen — wie auch der hochwürdige Herr Johann Ctibor Kotva von Freyfeldt, apostolischer Protonotarius und an der Metropolitankirche zu St. Veit auf dem Prager Schlosse Domherr (in früherer

Zeit desselbigen Grafen von Martinic Beichtiger), als welcher mitherabgekommen war in den Graben, und den der Graf, seiner gewahrend, mit nicht geringer Freude umarmt und mit den Worten: „Sieh, da sendet mir ja Gott der Allbarmherzige meinen Beichtvater!“ herzlichst begrüßt, mit Dank, Thränen in den Augen und dienstbereit ihn selbst führen half.

Graf Slavata.

Wie nun bemeldter Graf von Martinic aus dem Graben emporgelangte an das Haus der Frau Polirena Lobkowic, gebornen von Pernstein, obersten Frau Kanzlerin des Königreichs Böhmen, und nunmehriger Fürstin von Lobkowic, als gewahrte er eine (zweifelsohne auf Geheiß Ihro Gnaden) an eines der Fenster hingestellte Leiter, auf welcher mit Hilfe bemeldten Herrn Kotva's er allsogleich hinankletterte, und solcher Art durch ein Fenster des untern Geschosses ohne Schaden in selbiges Haus gelangte. Denn wiewohl während dessen die rebellischen Feinde, die dem Hause gegenüber auf den Wällen standen, unaufhörlich gar grausam feuerten und insonderheit einer ihrer auf den Herrn Grafen, da dieser emporkletterte, nicht nur zielte, sondern sogar dreimal nacheinander losdrückte, und sonach gar leicht dem Herrn Grafen sowohl, als auch Herrn Kotva, welcher diesem nachkletterte, treffen, ja selbst herunterschießen hätte können, so versagte ihm die Handbüchse doch jedesmal und mochte vermöge der göttlichen Fürsehung weder

Digitized by Google

Feuer noch auch die Kugel von sich geben. In bemeldtem Hause angelangt, heißt das Pernstein'sche, begab der Graf von Martinic sich in die hintere Gesindestube, allwo er sofort niederkniete und selbigem Herrn Prälaten Kotva zu beichten anhub. Da aber unfürgesehen grade (zweifelsohne Dienstbotenbett, nicht sowohl, als er irgend merklichen Leidens wegen der Ruhe bedürfte, als vielmehr, damit, falls so jemand in die Kammer käme, der ihn für viel kränker und lebensgefährlicher ansehen solle, als er in Wirklichkeit war. Wie er auch wirklich, als hernach

Graf Thurn.

auf besondere göttliche Veranlassung) auch der sehr ehrenwerthe P. Martinus Santinus Societatis Jesu, sein ordinärer Beichtiger, in die Kammer trat, so legte der Herr Graf, mit geziemender Entschuldigung gegen Herrn Kotva und dessen guter Zufriedenheit, ganz zerknirscht seine Beichte selbigem P. Santinus ab, und streckte sich nach empfangener Absolution und aufgesagten einigen Gebeten auf ein gemeines unterschiedliche Leute unter Vorwand Besuchens zu ihm kamen, (insonderheit gegen jene, so er mehr als schädliche Auskundschafter, denn als treue Freunde erkannte, obgleich er solcher nicht grade viele zu sich ließ), sich so schwer krank stellte, als ob er in nächster Stunde schon sein Dasein zu beschließen gedächte. Indeß stand er dennoch nicht an, einem guten katholischen Menschen, dem Landeschirurgus Peter To-

Digitized by Google

masoni, kund zu thun, wo ihm etwas weh thue, ihm auch seine blauen Male sowohl, wie die kleine Wunde am Arme zu zeigen und mit irgend einem Oele bestreichen zu lassen. Und dieweil mehrbemeldter Graf Martinic bei dem schrecklichen Rumor, der Schmähung und Unterdrückung des Rechtes und der Gerechtigkeit, dem wahrhaftigen Aufruhr und der vollständigen Empörung, die zur Zeit nicht nur in Prag, sondern bald im ganzen böhmischen Lande herrschten, durch sein längeres Verbleiben in Prag oder sonst wo im Lande und hiernach unvermeidlichen gewaltsamen Tod weder dem Dienste Seiner kaiserlichen Majestät, seiner allergnädigsten Obrigkeit, noch dem gemeinen Wohle seines geliebten, gar sehr unglücklichen Vaterlandes hinfüro von Nutzen oder Hilfe sein konnte, — als resolvirte er sich endlich (zweifelsohne auf heilige Eingebung Gottes), um sein so überaus wunderbar gerettetes Leben dem treuen und nützlichen Dienste Gott des Herrn, dessen Gemahlin, der heiligen katholischen Kirche, ebenso Seiner Majestät des Kaisers und Königs, wie auch des gesammten glorreichen Hauses Oesterreich, noch für fernerhin zu salviren, noch selbigen Tags Prag zu verlassen, und solcher Weise furiae crudeli oder aber der grausamen Wuth der Feinde der heiligen Kirche sich zu entziehen. Doch vertraute er sich hierin nur etlichen seiner treuen Freunde und zuverlässigen Hausleute, ließ in geziemender Heimlichkeit von obbemeldtem Landesbarbier Peter Tomasoni sich nicht nur den Bart kurz abscheren und mit angefeuchtetem Schießpulver schwärzen, sondern auch das Angesicht ein wenig anschmutzen, legte überdies irgendwelche nichtsnutzige, alte und abscheuliche Kleider an, die er stückweise von unterschiedlicher Dienerschaft des Hauses hatte abkaufen lassen, und sandte Herrn Kotva mit den Schlüsseln des Schreibtisches in sein Haus, als welcher ihm von dort bald 300 Stück Ducaten brachte und einhändigte.

Inzwischen hatten auch die treuen Diener des Grafen Slavata mit Beistand etwelcher anderer guten Leute nicht unterlassen, selbigen vom Boden aufzuheben und durch das obbemeldte rückwärtige Schloßthor in das Haus der Fürstin Lobkowic zu tragen, allda auch in der Bedientenstube (grade nebenan der Kammer, in welcher sein lieber und getreuer Gefährte und Freund Graf Martinic annoch lag) auf irgend welche Matraze niederzulegen. Hier öffnete der Landesbarbier Peter Tomasoni besagtem Grafen, da er es für nöthig ersah, eine Ader, reichte ihm etwelche Stärkung und Tränkchen, und verband ihm insonderheit die Kopfwunde, worauf der Graf, nachdem er sich einigermaßen erholt, nicht versäumte, dem Herrn Canonicus Kotva (nicht wissend, daß der Herr P. Santinus in der Kammer nebenan zugegen sei), demüthiglich zu beichten, und hiernach fromm zu Gott zu beten.

Während dies geschah, kam plötzlich ein starker Trupp Leute aus den höhern akatholischen Ständen, gefolgt von ihren Dienern und Kriegsknechten, alle hoch zu Roß, vor das Haus der Fürstin Lobkowic angesprengt, von denen Heinrich Mathias von Thurn und andere Führer des Aufruhrs und Urheber obiger Schandthat schnurstracks hinauf in das Zimmer der Fürstin stürmten, und mit Ungestüm in diese wegen Herausgabe der beiden Grafen drangen, nicht zweifelnde, daß sie irgendwo im Hause verborgen sein müßten; als welche ungeschlachte Leute aber die gute Fürstin mit herzlicher und kluger Zurede gar fein aus ihrem Hause wieder hinauszufördern wußte. Wie auch die beiden Grafen, nicht weniger erfreut über den Abzug der Truppe, die gekommen war sie dem sichern Tode zu überliefern, als sie bei Ankunft derselben gebührlichermaßen nicht wenig erschrocken gewesen und zur Behütung ihrer Seelen und Leiber in unaufhörlichem Gebete sich Gott befohlen hatten, nicht unterließen, der klugen und gütigen Fürstin für den wahrhaft mütterlichen Schutz gar ehrfurchtsvoll zu danken. Inmaßen aber auch die Frauen Gemahlinnen der beiden Grafen, als die hochgeborne Frau Lucie Otilie Slavata, geborne von und zu Neuhaus, und die Frau Maria Eusebia Martinic, geborne von Sternberg, da sie in Erfahrung gebracht, was ihren Herren Gatten zugestoßen, zu diesen gerne allsogleich auf's Prager Schloß gekommen wären, um ihrer allda pflichtschuldigst zu pflegen und zu warten, dahin aber keinerweise gelangen konnten, auch die Herren Gemahle, aus Besorgniß in ihrem Aufenthalte verrathen zu werden, es keineswegs zugeben wollten: als

Digitized by Google

mag jeder gute, treuer Gattenliebe kundige Mensch selbst bemessen, welch' ein großes Herzeleid bemeldte Frauen zu bestehen hatten, da sie wider ihr Begehr zu ihren vielgeliebtesten Herren Gatten in deren schwerer und lebensgefährlicher Lage weder fürgelassen werden, noch selbige auch nur erschauen durften. Deßungeachtet aber sie ihnen nebst ihres treuehefraulichen Grußes Vermeldung heimlich allerlei Stärkung und Arzeneien zusandten, als von denen jedoch die Herren Gatten, ohnedies von Gott dem Herrn viel mehr gestärkt, nur weniges genossen, zumal der Graf von Martinic seiner Resolution gemäß, nachdem er von seiner Wohlthäterin, der Fürstin Lobkowic, sich verabschiedet, leider aber ohne auch von seinem treuen alten Freunde und geliebtesten Herrn Vetter, Schwager, Bruder und Kameraden, dem Grafen Slavata, außer mündlicher Ausrichtung durch die Dienerschaft, aus Furcht Erkanntwerdens, Abschied zu nehmen, durch die Kammer, in der Graf Slavata lag, im Namen Gottes, um die siebente deutsche Stunde Abends bei noch helllichtem Tag in seiner scheußlichen Verkleidung auf- und davonging. Doch konnte der Graf, da er auf dem Platze vor dem Hause die beiden sehr ehrenwerthen Patres societatis Jesu, nämlich P. Melchiorem Trevinnium und P. Martinum Santinum gewahrte, zu denen beiden er von jeher eine besondere Affection gehegt, nicht umhin, an einen derselben im Vorbeigehen mit dem Arm zu streifen, und ihnen mit dem wälschen Worte „A Dio!“ zu valediziren, worauf er, dem vorausschreitenden Petro Tomasoni in Entfernung von etwa zwanzig Schritten durch die ganze Prager Burg, durch alle Schloßthore und zwischen den zahlreichen, aller Orten bereits aufgestellten Wachen nachschreitend, glücklich und ohne erkannt zu werden den Hradschin erreichte. Hier, da er erwog, ob er denn doch so ohne alle Beurlaubung von seiner lieben Frau Gemahlin weiter und sonach in der Gänze fortgehen solle, fiel ihm ein, wie Christus unser Herr und Heiland, da er von den Todten erstanden, zu ihrem größten Vergnügen vor allem der benedeitesten Jungfrau Maria, seiner Mutter, sich gezeiget. Schlug also gleichfalls den Weg über den Hradschiner Platz nach seinem Hause ein, um sich, wenngleich nicht durch das Hauptthor, so doch durch die Hinterthür, bei seiner Frau Gemahlin aufzuhalten, und ihr, wie wunderbar er bei Gesund und Leben geblieben, zu zeigen. Vom Pförtner, der auf oftmaliges Anklopfen erst aufthat und wohl dem Barbier, nicht aber seinem Herrn und Gebieter, als welchen auch er nicht erkannte, einzutreten gestattete, auf vieles Zureden des letzteen und gleichsam als dessen Lehrling endlich eingelassen, eilte der Graf von Martinic über die große Hintertreppe hurtig bis auf den Dachboden empor, sandte von hier aus mehrbemeldten Landesbarbier Tomasoni nach seiner Frau Gemahlin erst in das Frauenzimmer hinab, und sodann, nachdem ihm kund geworden, wasmassen der Herr Oberstburggraf Adam der Aeltere von Sternberg, als deren eigener Herr Vater, sofort auf Nachricht, was seinem vielgeliebten Herrn Schwiegersohne widerfahren, selbe mit seinem Wagen und Pferden zu sich abholen lassen, um in ihrer Betrübniß sie desto besser trösten und schirmen zu können, nach derselbigen mit der Botschaft, wenn sie ihren Gemahl lebendig sehen wolle, möge sie unverzüglich kommen, auch dorthin. Auf welche Botschaft die Frau Gräfin auch unverzüglich und von Herzen gerne bei ihrem Herrn Gemahl auf dem Dachboden sich einstellte.

Das Wiedersehen der beiden gräflichen Ehegatten in diesem höchst ungewöhnlichen Empfangssalon war ein überaus rührendes, aber auch überaus kurzes. Graf Martinic fühlte den Druck der Prager Luft zu schwer auf sich lasten, als daß er auch nur zu den nöthigsten Anordnungen in seinem Hauswesen, geschweige zu einer langen Beurlaubung sich hätte die Zeit nehmen sollen. Er begnügte sich damit, der Frau Gräfin zu ihrer Beruhigung und zum Beweise seiner Unversehrtheit „einige Sprünge, auch etwelche hohe Capriolen vorzumachen,“ und verließ zur selben Stunde noch, ohne auch nur eines seiner acht Kinder gesehen zu haben, zu Fuß und in Begleitung bloß des Landesbarbiers Tamosoni Prag. Auf dem Weißen Berge, an derselben Stätte, wo dritthalb Jahre später die Restauration ihre Triumphschlacht schlug, harrte seiner bereits eine alte, sehr abgenützte, mit zwei Pferden bespannte, dem Canonicus Kotva gehörige Kalesche, mit einem seiner Diener.

Digitized by Google

Er sprang ein und jagte, den treuen Landesbarbier an seiner Seite, was die Gäule nur konnten, in die klare Mainacht hinaus.

Wir aber wollen auf seiner Flucht ihn einstweilen nicht verfolgen und hören, was der gräfliche Chronist uns nun von seinen eigenen Erlebnissen berichtet, die wir freilich bei dem ungeheuern Ballast von polemisirenden Deductionen, mit denen er jeden Augenblick sich selbst unterbricht, nur fragmentarisch wiedergeben können.

Des andern Tages — erzählt Graf Slavata, nachdem er in Kürze der Mühe gedacht, welche der Landesmedicus Dr. Severin Scato nebst einem andern Landesbarbier, Meister Andres, mit seiner Heilung gehabt, zu der die Aerzte erst die Bewilligung von den Häuptern des Aufstandes einholen gemußt und zu deren Durchführung es mehrerer Wochen bedürfte, — pflogen die rebellischen Böhmen Rathes, was mit dem Grafen Slavata weiter zu beginnen. Als gab Einer ihrer fürnehmsten seine Meinigung dahin ab, daß, so es sich trifft, daß man einen Dieben hängt, und der Strick reißt, und der Dieb lebend und unversehrt an die Erde gelangt, man ihm an Leib und Leben fürder nichts zu Leide thut, und ihn frei laufen läßt; als solle man gleiche Gnade auch dem Grafen Slavata zukommen lassen, als welcher (hör' ich) seine Strafe gleichfalls bereits ausgestanden; wozu die andern sich einverstanden erklärten. Muß aber bemerken, daß solche Fürsprache an sich schon eine vermessene war, inmaßen sie den Grafen Slavata einem Uebelthäter verglich, der seiner Verbrechen wegen verurtheilt und gehängt hätte werden sollen, da doch selbiger weder einigen Verbrechens noch Treubruchs sich unterfangen, auch nicht verurtheilt worden, sohin besagtes unehrerbietiges Gleichniß auf ihn gar nicht zutraf. Wiewohl aber auf seine Richtung vom Leben zum Tode nicht weiter bestanden wurde, so ließen sie ihn dennoch als einen Gefangenen in einem Arreste von Söldnern bewacht halten, und ersannen eine nicht so bald erhörte Schrift, oder aber Revers, den sie selbst formuliren und aufschreiben ließen, den Grafen Slavata hierauf eigenhändig zu unterschreiben und zu besiegeln zwangen, und darin unter andern auch die folgenden Artikel statuirt waren: daß nämlich er, Graf Slavata, für sich, auch seine Erben und Nachfolger, denen Herren utraquistischen Ständen gelobt und verspricht, daß weder er noch sie an irgend einer Person aus den drei Ständen heimlich oder öffentlich, mit Wort oder That, oder auf sonst erdenkliche Art, wie menschliche List sie ersinnen könnte, sich deshalb rächen wollen und sollen; item daß er sein Lebtag weiter weder ein Landes- noch sonstiges Amt, welches Namens es auch sei, ob nun bei Seiner kaiserlichen Majestät dem zukünftigen König von Böhmen, oder einer weltlichen Obrigkeit, oder auch kirchlichen, im Lande oder außer Landes, ansuchen oder auch nur annehmen werde; wie auch daß, falls er diesem Revers irgend zuwider handelte, die Herren Stände jederzeit das Recht haben sollen, wider ihn nach der wider Verräther und Landfriedenstörer giltigen Landes- und Strafordnung vorzugehen.

Nicht lange darauf ließ einer der fürnehmsten Anstifter sothanen Aufstandes dem Grafen Slavata sagen, wie er, besagter Anstifter, als gleichsam Einer, der dem Grafen alles Gute wünsche, durch seine Fürsprach verhindert habe, daß der Graf mit seinen Genossen nicht mittelst Dolchen ermordet worden sei, was allerdings schon beschlossen, durch ihn aber abgehalten worden wäre. Darauf aber Graf Slavata ihm zurücksagen ließ, wie ihm nicht scheine, daß er für solche Fürsprach Ursach zu einigem Dank habe. Denn finde sich auch in Römischen Geschichten geschrieben, daß die Patrioten Julium Caesarem im Rathhaus mittelst Dolchen ermordet, so findet sich doch in den Geschichten nirgend ein Beispiel, daß edelgeborne Personen höherer Stände vornehme und edelgeborne, mit den obersten Würden bekleidete Personen zum Fenster hinausgeschmissen, inmaßen man für gewöhnlich zwar Hunde und Katzen, nicht aber Menschen zum Fenster hinausschmeißt!

Selbiger Graf Slavata verweilte sodann vom Tage seines Fenstersturzes mehr als ein Jahr auf dem Prager Schlosse im Hause der Fürstin Lobkowic als Gefangener; inmaßen vor dem Hause immerfort eine Schildwach stand, und außer in die drei Kirchen des Prager Schlosses, als nämlich die Domkirche zu Sanct Veit, die Kirche zu St. Georg und die zu Allenheiligen, irgend wohin auszugehen er von den

Digitized by Google

damaligen ordnungswidrigen Directoren*) die Erlaubniß keinerweis zu erlangen vermochte. Doch ging er darüber nicht müssig, sondern las zur Erheiterung seiner Seele gar fleißig die heilige Schrift und allerlei ähnliche Tractate, conversirte zu öfterem mit frommen geistlichen und weltlichen Personen so ihn besuchten, und schrieb nebenher mit fleißigem Bedacht alles nieder, was vor, bei und nach selbigem Fenstersturz sich begeben, wie auch was vordem, insbesondere auf den Landtagen der Jahre 1608 und 1609 von Seite der Utraquisten Rebellisches zur Verbreitung ihrer vermeintlichen Religion sich zugetragen, und ebenso, was während dieses Jahres das aufständische Directorium alles verfügt und unternommen, als worüber von verläßlichen Personen ihm stete Kunde hinterbracht worden, und wovon allem er bei guter Gelegenheit zur Verständigung sowohl Seiner Maj. des Kaisers Mathias als auch Seiner kais. Maj. fürnehmster Räthe und Seiner kais. Maj. Botschafter in Hispanien, den Grafen Khevenhiller, durch besondere Schreiben in's Geheim genauest und unverzüglich avisirte.

Nach Ausgang Jahres endlich vermochte Graf Slavata, wennngleich schwer und mit großer Mühe, wenigstens so viel zu erlangen, daß er mit seiner Frau Gemahlin, Frau Lucie Otilie, gebornen von Neuhaus, Erlangung besserer Gesundheit wegen, nach Teplitz, sieben Meilen von Prag, sich begeben durfte, allwo er vorerst länger denn üblich blieb, und sodann, in sicherer Hoffnung Sr. kais. Maj. General-Leytnambt Herr Graf von Buquoi werde binnen kürzestem Prag aus der Gewalt des aufständischen Directoriums erlösen und zu Sr. kais. Maj. pflichtschuldiger Botmäßigkeit zurückführen, seinen einstweiligen Aufenthalt eine Meile von dannen auf Schloß Dux nahm. Allein ersehend, daß seine Hoffnung ihn trog, und die Aufständischen

Landtagsstube in Prag.

*) Der aus je zehn Mitgliedern der drei Landstände zusammengesetzten provisorischen Regierung.

sich nicht nur nicht ergaben, sondern vielmehr auf den Tag nach St. Maria Magdalena, anders den 25. Tag Monats Juli 1619 einen Landtag auf die Prager Burg ausschrieben, zu diesem auch die Herren Stände Mährens (mit Ausnahme des geistlichen), Fürsten und Stände Ober- und Niederschlesiens, Stände der Ober- und Niederlausitz, nicht minder die protestantischen Stände Ober- und Niederösterreichs auf den Samstag nach Johannis Enthauptung sich einfanden, und endlich Friedrich, dieses Namens den Fünften, Churfürsten in der Rheinpfalz, als König von Böhmen erwählten und ausriefen, — hielt er zur bessern Beweisung seiner ausdauernd unterthänigen Treue gegen Se. kais. Maj., seinen allergnädigsten Herrn und König, nicht nur für angemessen, nach Prag nicht zurückzukehren, sondern faßte auch noch den gar heroischen Entschluß, mit Hinterlassung seines Hab und Guts in Händen der Feinde, sammt seiner Frau Gemahlin außer Landes zu flüchten. —

Wir verlassen hier die breite Bahn mehr für den Historiker von Fach wichtiger Ausführlichkeit, die der gräfliche Chronist mit redseliger Ausdauer unverdrossen bis an das Ende seiner Schrift wandelt, um unsre Mittheilung in Kürze mit einer skizzirten Nachricht von denjenigen weitern Schicksalen der beiden Flüchtlinge zu schließen, die mit der Fenstercatastrophe in der Landstube unmittelbar zusammenhängen.

Das Ziel zunächst, das der edle Graf Martinic seiner Flucht setzte, war Wien. Allein die Furcht, von den ihm nacheilenden Aufständischen aufgegriffen zu werden, ließ ihn von dem graden Wege dahin absehen, und seinen Weg über Baiern suchen, wo er am Hofe Maximilians, an welchem sein Vater einst zur Zeit Herzog Albrechts als Edelknabe und später als Kämmerer gedient, wohlwollende Aufnahme hoffen durfte. Allein auch dahin mied er die gewöhnliche Route und zog er es vor, auf dem weiten Umwege durch das nordwestliche Böhmen, namentlich über Stift Plaß, wo er nach rastloser Fahrt am folgenden Abend eintraf, und während eines dreitägigen Aufenthalts in heimlicher Klosterzelle außer andern Briefen eine feierliche Rechtfertigungsschrift und Protestation an den Kaiser, an den obersten Kanzler Zdenko von Lobkowic und an den obersten Burggrafen Adam von Sternberg ausfertigte, und sodann über Stift Tepl und Tachau sich dahin durchzuschlagen. Die Flucht, während welcher der Graf, so lange er auf böhmischem Boden war, seine Verkleidung nicht ablegte und so oft als thunlich Wagen und Pferde wechselte, verlief auch nicht ohne mancherlei Abenteuer. Unweit Plan waren ihm drei, „mit Pistolen wohl ausstaffirte“ Reiter hart auf der Ferse. Der im Innern für sein Leben zitternde Mann entging ihnen nur wie durch ein Wunder, indem er nach Außen die Miene möglichster Gleichgiltigkeit annahm. Auf der Grenze Böhmens, hinter Tachau, fuhr er in den Wäldern irr. Weder er selbst, noch der Landesbarbier Tomasoni, noch der Führer, den er mithatte, wußten Rath. Letzterer, in seiner Angst vor dem fluchenden und wie von Sinnen tobenden Barbier, machte sogar in Nacht und Wildniß sich auf und davon. Da ließ zur rechten Zeit noch die Stimme eines unsichtbaren Schutzengels sich vernehmen. Nach dreistündiger Verzweiflung erreichte er bei Weithausen glücklich pfälzischen Boden, wo er auf einer Strohstreu den Rest der Nacht zubrachte. In Regensburg beherbergten ihn die P. P. Jesuiten, in Freisingen bewirthete ihn der herzogliche Landspfleger. Am zehnten Tage der Flucht endlich erreichte er München, allwo er in der Herberge „Zum goldenen Lamm“ einkehrte. Sogleich auf die Kunde von seiner Ankunft stellte sich bei ihm „außer zahlreichen andern geistlichen und weltlichen Personen“ sein alter Freund, der Feld-General-Lieutenant Tscherclacs Graf Tilli ein, und sandte Herzog Maximilian durch seinen Kämmerer Kunz von Senfftenau ihm seine Leibärzte. Vom Tage darauf der Gast seines Freundes Tilli, in dessen Haus der Herzog selbst im eigenen Hofwagen ihn übersiedeln ließ, erhielt er nach zwei Wochen schon die Nachricht, daß auch seine Gemahlin mit ihren acht Kindern vor den Verfolgungen der Aufständischen sich nach Baiern gewandt habe. Er eilte ihr bis Straubing entgegen, und brachte sie am 20. Juni nach München, wo er von nun an, der wohlwollendsten Aufnahme bei Hofe sich erfreuend, auf dem Viehmarkte im Hause des Bürgers Wilhelm Schuczinger eine Wohnung inne hatte. Von Ferdinand II. hier in der Eigenschaft einer Art improvisirten außer-

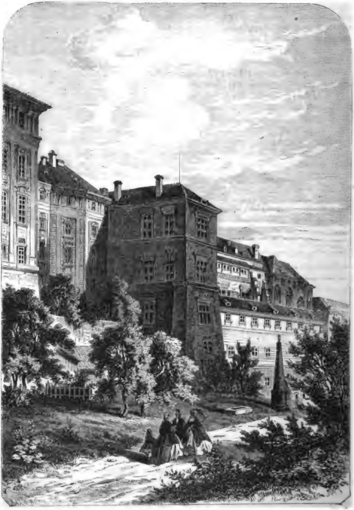
Digitized by Google

ordentlichen Geschäftsträgers mit allerlei diplomatischen Aufträgen betraut und insbesondere für die Verwirklichung der von Baiern aus gegen die böhmischen Protestanten projectirten Expedition eifrigst thätig, verließ er, nachdem Herzog Maximilian als kaiserlicher Commissär mit Heeresmacht endlich nach Böhmen aufgebrochen war, nach einjährigem Aufenthalte die baierische Hauptstadt, um der wiederholten Einladung des Erzherzogs Leopold nach Passau zu folgen, und nun hier, mitten am Herde der fanatischsten Gegenreformationsagitation seinen Exulantensitz aufzuschlagen.

Auch Graf Slavata inzwischen hatte seinen „heroischen" Entschluß insofern glücklich zur Ausführung gebracht, als er nicht nur selbst mit den Seinigen die Grenzen Böhmens hinter sich bekam, sondern auch den obersten Burggrafen Adam von Sternberg zu bestimmen wußte, mit seiner Gemahlin Maria Maximiliana, Gräfin von Hohenzollern, und seiner Familie dieser Flucht sich anzuschließen. Die Emigranten wandten sich nach Freiburg, einer der vier Städte, die der Churfürst von Sachsen, damals noch neutral, den flüchtigen Böhmen für die Dauer der Unruhen in ihrem Vaterlande dagegen als Asyl geöffnet, daß Jedermann in dieselben Zutritt haben, Niemand aber ohne churfürstliches Vorwissen dieselben solle verlassen dürfen. Der Uebertritt zweier so prononcirter Persönlichkeiten auf sein Gebiet jedoch, wie die Herren von Slavata und Sternberg waren, scheint vom Churfürsten nicht eben mit sonderlichem Vergnügen gesehen worden zu sein. Er ließ ihnen durch den Gouverneur von Freiburg zu wissen thun, „daß sie nicht wohl daran gethan, bei gegenwärtigen Zeitläuften ohne seine ausdrückliche Erlaubniß in seine Lande zu kommen, und daß er allen Grund habe, sie einzuladen, auf demselben Wege, auf dem sie gekommen, wieder von dannen zu ziehen, aus besonderer Rücksicht jedoch wolle er nichts dagegen haben, daß ihre Familien, so lange es ihnen belieben würde, in Freiburg bleiben, sie selbst aber hätten unverweilt ihren Aufenthalt in einer von der Grenze entferntern Stadt zu nehmen." Keine Gegenvorstellung half, und die Exulanten sahen sich bemüssigt, sich nach Erfurt zu wenden, wohin der Churfürst ihnen zwar einen Paß- und Geleitsbrief, nicht aber auch ein Anweisungsschreiben an den dortigen Magistrat ausfertigen ließ, um das sie ihn, als den „Protector und Schutzherrn" Erfurts, angegangen. Sie nahmen ihren Weg über Leipzig, doch so, daß Herr v. Sternberg mit seinen „Wägen und Fuhren" in einem nahen Dorfe Rast hielt, und nur Graf Slavata allein, „um, was Neues in Prag, zu hören," in die Stadt ging. In der Herberge, in der er einsprach, konnte er in der That in dem „Extract,"*) der hier unter den Gästen circulirte, bereits die Nachricht von seiner und seines Gefährten Flucht aus Böhmen lesen, mit der Hinzuthat, daß Letzterer zweihunderttausend harte Thaler in Silber mit außer Landes genommen habe. So eine Nachricht kam zu jener Zeit einem avis au brigand gleich, und die Herren durften sich daher glücklich preisen, unbehelligt Erfurt zu erreichen. Mit ihrer Bitte jedoch, in dieser Stadt Privatwohnungen beziehen zu dürfen, wurden sie vom Magistrate abgewiesen. Sie sollten in den Herbergen verbleiben, in denen sie eingekehrt. Die Unterkunft in diesen war jedoch eine so elende, daß der magistratliche Bescheid einer indirecten Ausweisung gleich galt. Die beiden Familien richteten sich daher einstweilen ein so gut und so schlecht es ging, und Graf Slavata machte sich allein gen Würzburg auf, um Schutz und Unterkunft bei Bischof Julius zu erbitten. Allein auch Bischof Julius, der eben sein viertausend Mann starkes Corps von Reitern und Lanzknechten organisirte, machte Schwierigkeiten, und so entschloß sich denn Graf Slavata in seiner verzweifelten Lage zu einem weitern heroischen Schritt, nämlich zu dem, sich direct an den Kaiser zu wenden, der sich eben zu Frankfurt am Main seiner Krönung halber aufhielt. Er traf den Kaiser zu Aschaffenburg, bereits auf der Heimreise begriffen, begleitete ihn bis Würzburg, und erhielt von ihm, gleich dem Grafen Martinic, für sich und Herrn von Sternberg, Passau zum Aufenthalt angewiesen, wohin nun er selbst alsbald mit den Seinen über Augsburg und München, Herr von Sternberg von Donauwörth ab zu Schiff sich verfügte.

*) Die Extracte, d. i. geschriebene Auszüge aus den neuesten eingelaufenen Privatbriefen, Handelsberichten u. s. w., vertraten damals die Stelle von Zeitungen.

Die Schlacht auf dem Weißen Berge unter den Mauern Prags wurde endlich geschlagen. König Friedrich floh, die Sache des Protestantismus in Böhmen war unrettbar verloren. Die Restauration nahm ihr blutiges Werk in Angriff, und nachdem der kaiserliche Plenipotentär Fürst Karl Liechtenstein ihnen den Weg geebnet, hielten auch die beiden Helden des Fenstersturzes in Prag wieder ihren Einzug. Sie wurden, wie selbstverständlich, vom Kaiser mit allen Ehren und Auszeichnungen überhäuft, und der Revers, den er unterschrieben, hinderte den Grafen Slavata ebenso-



Ständecanzlei in Prag.

Digitized by Google

wenig, seine ehemaligen Aemter und Würden, nebst noch einigen neuen neuerdings auf seine Schultern zu laden, als Graf Martinic nicht anstand, als Mitglied in das von Ferdinand II. eingesetzte Restaurationstribunal einzutreten. Er hielt durch denselben sich zwar ohnehin nicht für gebunden, ließ aber dennoch, besserer Vorsicht halber und zur Beruhigung seines Gewissens, ihn zuvor durch besondere Diplome, die auf Befehl des Kaisers ihm von der Reichsexpedition und von der böhmischen Canzlei ausgestellt wurden, eigens cassiren. In welcher Würden und Aemter erfreulichem Vollbesitz Herr Graf Wilhelm Slavata sich noch zur Zeit befand, als er die Schrift des Grafen Heinrich Mathes Thurn mit seiner polemischen „Information" beantwortete und zwar, wie er in dieser von sich selbst schreibt, „zu absonderlicher Zufriedenheit und Wohlgefallen Sr. kais. Majestät, wie auch des ganzen Königreichs und der einverleibten Länder — Satisfaction" —!

Bilder
aus der
deutschen Sturm- und Drangperiode.

Von

Hermann Hettner.

Reinhold Lenz.

Auf Lenz vor allem war es wohl gemünzt, wenn Karl August, Herzog von Weimar, einmal ärgerlich von Affen Goethe's sprach. Dies harte, aber wahre Wort ist der Schlüssel seines ganzen Seins; der Art seines dichterischen Schaffens sowohl, wie selbst der Geisteskrankheit, welcher er frühzeitig zum Opfer fiel.

Lenz war, was Goethe ein forcirtes Talent nannte. Im gewaltsamen Wetteifer mit Goethe suchte er sich über seine natürliche Begabung hinaufzuschrauben; so ging er unter in ungezügelter Großmannssucht.

Johann Michael Reinhold Lenz, am 12. Januar 1750 zu Seßwegen in Liefland geboren, hatte seine Jugend in Dorpat verlebt, wo sein Vater seit 1758 Geistlicher war. Darauf hatte er in Königsberg Theologie studirt; im Sommer 1771 war er als Begleiter zweier junger Adeligen nach Straßburg gekommen. Bisher hatte er durchaus unter den Einwirkungen Klopstock's und Gellert's, Pope's, Thomson's und Young's gestanden; wir ersehen dies aus einem kleinen dramatischen Gelegenheitsstücke, welches er als sechzehnjähriger Jüngling verfaßte, („Der verwundete Bräutigam;" herausgegeben von K. L. Blum 1845), aus einem Lehrgedicht „Die Landplagen" (Ausgabe von Tieck, Bd. 3, S. 1 ff.), und aus der von Nicolai (vgl. Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer, Bd. 2, S. 13) berichteten Thatsache, daß er Pope's Gedicht über die Dichtkunst in Alexandrinern übersetzt hatte. In Straßburg aber that sich ihm plötzlich eine völlig neue Welt auf. Im regen Umgang mit Goethe wurde er ergriffen von der Macht des neuen Geistes, der durch Herder in die deutsche Literatur gekommen war und der soeben in Goethe's genialer Jugendkraft nach entsprechender dichterischer That rang. Rousseau, Shakspeare und Ossian wurden auch sein Evangelium. Von Grund aus eitel, träumte Lenz nunmehr den vermessenen Traum, es Goethe gleichthun zu können und mit diesem gemeinsam den Gipfel des deutschen Parnaß zu erstürmen. Und dieses ehrsüchtige Gelüst wurde in ihm zum fratzenhaftesten Dünkel, da unglücklicherweise seine erste größere dramatische Dichtung wegen ihrer an Götz von Berlichingen erinnernden tumultuarischen Manier von den durch die Neuheit und Seltsamkeit dieser Erscheinungen überraschten Zeitgenossen eine Zeitlang dem Dichter des Götz von Berlichingen selbst beigelegt ward. Was bedurfte es für Lenz weiteres Zeugniß, daß er ein gleich Großer sei?

Goethe erzählt im vierzehnten Buch von Wahrheit und Dichtung, daß Lenz, kurz nachdem Götz von Berlichingen erschienen war, ihm einen weitläufigen Aufsatz zuschickte, welcher den wunderlichen Titel „Unsere Ehe" führte. „Das Hauptabsehen dieser Schrift war," fährt Goethe fort, „mein Talent und das seinige nebeneinander zu stellen; bald schien er sich mir unterzuordnen, bald sich mir gleich zu setzen; das alles aber geschah mit so humoristischen und zierlichen Wendungen, daß ich die Ansicht, die er mir dadurch ge-

den wollte, um so lieber aufnahm, als ich seine Gaben wirklich sehr hoch schätzte und immer nur darauf drang, daß er aus dem formlosen Schweifen sich zusammenziehen und die Bildungsgabe, die ihm angeboren war, mit kunstgemäßer Fassung benutzen möchte." Und ganz in demselben Sinn ist die kecke Literatursatire „Pandaemonium germanicum" (Tieck, Bd. 3, S. 207) gehalten, deren Entstehung wahrscheinlich kurz nach dem Erscheinen des Werther fällt. Die Schlußscene klingt überaus bescheiden. Lenz ruft den Geist der Geschichte an, daß er ihm die neue Zeit, die durch die Wiedererkennung Shakspeare's, der durchdringenden Weisheit der Bibel und des Feuers und der Leidenschaften der homerischen Halbgötter eingeleitet sei, noch erleben lasse. Klopstock und Herder und Lessing, welche dieses Gebet gehört haben, sprechen: „Der brave Junge! Leistet er nichts, so hat er doch groß geahnt!" Goethe tritt hinzu und sagt: „Ich will's leisten!" Aber täuschen wir uns nicht über diese Bescheidenheit! In den innersten Kern seines Meinens und Hoffens führt uns Lenz in der ersten Scene. Sie lautet: Goethe: „Was ist das für ein steil Gebirg mit so vielen Zugängen?" Lenz (im Reisekleid): „Ich weiß nicht, Goethe, ich komme erst hier an." Goethe: „Ist's doch so herrlich, dort oben zuzusehen, wie die Leutlein ansetzen und immer wieder zurückrutschen. Ich will hinauf." (Geht um den Berg herum und verschwindet). Lenz: „Wenn er hinaufkommt, werd' ich ihn schon zu sehen kriegen. Hätt' ihn gern kennen lernen, er war mir wie eine Erscheinung. Unterdessen will ich den Regen von meinem Reiserock schütteln und selbst zusehen, wo hinaufzukommen." (Erscheint eine andere Seite des Berges, ganz mit Busch überwachsen. Lenz kriecht auf allen Vieren). Lenz (sich umkehrend und ausrufend): „Das ist böse Arbeit. Seh' ich doch Niemand hier, mit dem ich reden könnte. Goethe, Goethe! Wenn wir zusammengeblieben wären! Ich fühl's, mit Dir wär' ich gesprungen, wo ich jetzt klettern muß. Wenn mich einer der Kunstrichter sähe, wie würd' er die Nase rümpfen! Was gehen sie mich an, kommen sie mir doch nicht nach." (Klettert weiter). Goethe (springt auf eine andere Seite des Berges, aus dem ein kahler Fels hervorsticht): „Lenz, Lenz, welch' herrliche Aussicht!" Lenz (wieder auf einer andern Seite, versucht zu stehen): „Gottlob, daß ich wieder einmal auf meine Füße kommen darf; mir ist das Blut vom Klettern so in den Kopf geschossen. O, so allein! Daß ich stürbe! Hier seh' ich wohl Fußtapfen, aber alle herunter, keine hinauf! Gütiger Gott, so allein!" (In einiger Entfernung Goethe auf einem Felsen, der ihn gewahr wird; mit einem Sprung ist er bei ihm). Goethe: „Lenz, was Deutscher machst denn Du hier?" Lenz (ihm entgegen): „Bruder Goethe!" (Drückt ihn an sein Herz). Goethe: „Wie Henker, bist Du mir nachgekommen?" Lenz: „Ich weiß nicht, wo Du gegangen bist, aber ich hab' einen beschwerlichen Weg gemacht." Goethe: „Bleiben wir zusammen!" Die Pointe ist, daß nun Goethe und Lenz, miteinander im innigsten Bunde, mit ihren Nachahmern, die „wie Ameisen haufenweise den Berg hinankriechen, aber alle Augenblicke wieder herunterrutschen und die possirlichsten Capriolen machen," ihren Spaß treiben. Goethe zu Lenz: „Die Narren!" Lenz: „Ich möchte fast hinunter und sie bedeuten!" Goethe: „Laß sie doch! Wenn keine Narren auf der Welt wären, was wäre die Welt?"

Dieser hochgespannten Meinung, welche Lenz von sich hegte, entsprachen jedoch seine dichterischen Leistungen keineswegs. Neuerdings ist es wieder Mode geworden, Lenz als einen großen Dichter zu preisen; nichtsdestoweniger wird es wohl bei dem alten Worte Wielands sein Bewenden haben, welcher an Merck (Erste Sammlung, S. 100) schrieb, Lenz habe viel Imagination und keinen Verstand, viel Begehrlichkeit und wenig wahre Zeugungskraft, und welcher ein anderes Mal (Ausgewählte Briefe, Bd. 3 S. 257) sagt, Lenz sei nur die Hälfte von einem Dichter und habe wenig Anlage, jemals etwas ganz zu sein.

Insbesondere gilt dies von seinen bekanntesten Dramen, von seinen Dramen aus der ersten Straßburger Zeit. Es fehlt nicht an glücklichen Ansätzen trefflicher dramatischer Charakterzeichnung, nicht an lebenswarmen einzelnen Zügen lieblicher Zartheit, ja sogar nicht an Blitzen echtesten Genies; aber es fehlt an durchschlagendem tiefem innerem Gehalt, ohne welchen nach Goethe's unumstößlichem Ausspruch nie-

Digitized by Google

mals ein großer Dichter sein kann, an überzeugender und folgerichtiger Durchführung der Charaktere, an festem Form- und Compositionsgefühl. Statt Tiefe der Empfindung und Leidenschaft eine Phantasie, nicht minder verwildert als die Phantasie Heinse's; und zwar um so verletzender, weil ohne Heinse's umfassende Bildung und feurige Sinnenfrische. Statt lebensvoller packender Charaktere dilettantisches Zusammenwürfeln der verschiedenartigsten, oft einander grell widersprechenden Motive und geflissentliches Aufsuchen des Ungeheuerlichen und Häßlichen. Statt sichern und raschen Fortschreitens der Handlung das wildeste Durcheinander der Scenenfolge, welches den Dichtern der Sturm- und Drangperiode nun einmal als das Höchste Shakspeare'scher Genialität erschien.

Mit Recht ist von jeher das erste Stück von Lenz „Der Hofmeister oder Vortheile der Privaterziehung" für seine merkwürdigste und hervorragendste Schöpfung gehalten worden. Es ist in den Jahren 1772 und 1773 geschrieben; in unverkennbarer Nachahmung des Götz von Berlichingen, dessen erster Entwurf von Goethe schon in Straßburg ausgeführt wurde. Die Anlage der Charaktere ist von einer individuellen Kraft und Lebendigkeit, wie sie Lenz nie wieder erreicht hat. Schröder hat darum dies Stück sogar auf die Bühne gebracht; ein Wagniß, das uns freilich heute unbegreiflich dünkt, und das auch schon damals, wie Plümicke in seiner Berliner Theatergeschichte (S. 227) berichtet, nur sehr getheilten Anklang fand. Was ist die Fabel? Der Hofmeister verführt seine Schülerin, entmannt sich aus Reue, und heirathet gleichwohl ein derbes Bauernmädchen; die Verführte aber wird von ihrem Jugendverlobten heimgeführt. Die ausdrücklich ausgesprochene moralische Nutzanwendung ist eine doppelte; erstens, daß die Privaterziehung mehr Gefahren in sich berge als die öffentliche, und zweitens, daß ein starker Geist auch über Dinge hinwegkomme, von denen später Hebbel in seiner Maria Magdalena behauptete, daß kein Mann über sie hinwegkommen könne. Das zweite Stück „Der neue Menoza oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandi" (1774) ist bereits matter, und zugleich noch weit verworrener und geschmackloser. Auch hier wieder die tollste Kreuzung völlig unzusammenhängender Motive. Sowohl die Hinweisung des Titels auf den damals allgemein bekannten dänischen Roman „Menoza, ein asiatischer Prinz, welcher die Welt umhergezogen, Christen zu suchen, aber des Gesuchten wenig gefunden," wie die Selbstrecension, mit welcher Lenz in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen (1775, S. 459 ff.) dem Verständniß der Leser zu Hilfe zu kommen suchte, bekunden, daß Prinz Tandi, der Held, einen Rousseau'schen Naturmenschen darstellen sollte, der das Wesen und Treiben der sogenannten Bildung beobachtet und sich von deren Gebrechen und Naturwidrigkeiten verletzt abwendet; andererseits aber wird grade durch die hervorstechendsten Situationen das peinigende Motiv der Geschwisterehe vorgedrängt, das allerdings schließlich heiter gelöst wird. Was aber vollends soll man zu dem dritten Stück, zu den „Soldaten" sagen, das nach allen Berichten, welche von Lenz selbst und seinen nächsten Freunden vorliegen, nach wie vor mit unstreitiger Sicherheit als ein Werk von Lenz zu betrachten ist, obgleich unerklärlicher Weise Klinger in einem eigenhändigen Briefe (vgl. Briefe an L. Tieck, herausgegeben von K. v. Holtei, Bd. 1, S. 366) sich die Urheberschaft desselben beilegt? Was ist die Idee dieses Stückes, welches Lenz (vgl. Aus Herder's Nachlaß, herausgegeben von H. Düntzer, Bd. 1, S. 226) eine Geschichte nennt, in den innersten Tiefen seiner Seele empfunden und geweissaget, ja von denen er sogar ein anderes Mal (ebend. S. 225) sagt, daß es sein halbes Dasein mitnehme und bleiben werde, auch nachdem Jahrhunderte über seinen armen Schädel verachtungsvoll fortgeschritten seien? Mit empörender Schamlosigkeit werden alle niederträchtigsten Wüstheiten des Garnisonlebens geschildert und zuletzt wird daraus folgende saubere Moral gezogen: „Ich habe allezeit eine besondere Idee gehabt, wenn ich die Geschichte der Andromeda gelesen; ich sehe die Soldaten an wie das Ungeheuer, dem schon von Zeit zu Zeit ein unglückliches Frauenzimmer freiwillig aufgeopfert werden muß, damit die übrigen Gattinnen und Töchter verschont bleiben."

Nicht günstiger lautet das Urtheil über eine zweite Reihe von Dichtungen, welche

Digitized by Google

ebenso unter der Einwirkung Werther's stehen wie jene erste Reihe unter der Einwirkung Götz von Berlichingen's. Wir wissen, daß Lenz Briefe über Werther's Moralität schrieb, deren beabsichtigte Veröffentlichung Fr. Jacobi unterdrückte.

Diesen Dichtungen liegt persönliches Erlebniß zu Grunde; daher der wärmere Ton, welcher sie auszeichnet. Zuerst hatte Lenz, kurz nachdem Goethe von Straßburg geschieden war, sich in das Herz Friderikens von Sesenheim zu stehlen gesucht. Man braucht nur die Briefe zu lesen, welche Lenz um diese Zeit an den Actuar Salzmann gerichtet (vgl. Der Dichter Lenz und Friderike von Sesenheim. Von A. Stöber, 1842, S. 48 ff.), um klar zu erkennen, daß hier viel verlogene Schauspielerei unterlief; es dünkte dem neidischen Freund groß, über das Andenken an Goethe den Sieg zu gewinnen. Aber Friderike blieb abweisend; „denn," wie Lenz in einem seiner schönsten Gedichte sagt, „immer, immer, immer doch, schwebt ihr das Bild an Wänden noch, von einem Menschen, welcher kam, und ihr als Kind das Herze nahm." Darauf wendete sich Lenz um das Ende des Jahres 1775 einem Fräulein Henriette Louise von Waldner-Freundstein zu; bereits im Frühjahr 1776 verheirathete sich dieselbe mit einem Baron Siegfried von Oberkirch, einem verabschiedeten Officier, welcher in Straßburg eine Senatorstelle innehatte. Es ist wichtig, hervorzuheben, daß, wie H. Düntzer (Morgenblatt 1858, Nr. 57 ff.; Blätter für lit. Unterhaltung 1862, Nr. 27) dargelegt hat, dieses Straßburger Fräulein Henriette von Waldner durchaus nicht mit Fräulein Adelaide von Waldner, Hofdame der Herzogin Louise von Weimar, zu verwechseln ist; eine Verwechselung, welche Gruppe in seinem wunderlichen Buch über Lenz (Berlin, 1861) zu den wunderlichsten und romanhaftesten Irrthümern verleitete. Die von Dorer-Egloff (J. M. R. Lenz und seine Schriften 1857, S. 179 ff.) veröffentlichten Briefe, in welchen Lenz seinen Freund Lavater zu seinem Vertrauten und Rathgeber machte, beweisen, daß auch hier wieder viel kindische Phantasterei im Spiel war; Lenz hatte seine vermeintliche Geliebte nur wenig gesehen, kaum jemals gesprochen. Das Romanfragment „Der Waldbruder," welches Goethe aus Lenz'schen Papieren an Schiller für die Horen (1797, Nro. 4, Dorer-Egloff a. a. O., S. 92) mittheilte, ist eine fast photographische Spiegelung der erlebten Umstände und Stimmungen. Mit Recht schreibt Schiller an Goethe (Briefwechsel Bd. 1, S. 274), daß dieses Fragment, als Dichtung betrachtet, tolles Zeug sei, daß es nur biographischen und pathologischen Werth habe. Jede Zeile verräth, daß hier der Dichter ein Seitenstück zum Werther beabsichtigte, wie ja schon der Titel ausdrücklich ein solches Seitenstück ankündigt; aber jede Zeile verräth leider auch, daß Lenz niemals ein Verständniß für das eigenste Wesen des Goethe'schen Werther gehabt hat. Nicht ein Zurückgehen auf die schreckenvollen Tiefen menschlicher Leidenschaft, die, an sich berechtigt, nur dadurch sich in tragische Schuld verstrickt, daß sie sich einseitig überstürzt und kein anderes Recht als das Recht ihres eigenen Daseins anerkennen will, sondern die Geschichte eines albernen Phantasten, der sich einbildet, eine junge Gräfin zu lieben, welche er kaum ein oder zweimal gesehen hat, und, weil dieselbe nicht sogleich auf seine Träume eingeht, sich grollend in die Einsamkeit zurückzieht und zuletzt sich als Soldat nach Amerika anwerben läßt. Aehnlich ist die dramatische Phantasie „Der Engländer," welche in das Jahr 1777 gesetzt wird. Und ebenso gehört das Drama, „Die Freunde machen den Philosophen" (1766), in diesen Kreis. Hier aber verirrt sich des Dichters liederliche Phantasie wieder zu der aberwitzigen Wendung, daß die Heldin dem Vornehmern und Reichern zwar äußerlich vor dem Altar die Hand reicht, in Wahrheit aber die Gattin dessen ist, den sie liebt, aber nicht heirathen durfte. Wo ist eine ärgere Carricatur der Werthertragödie als diese Verherrlichung des Cicisbeats? Auch die lyrischen Gedichte, welche auf diese Liebe Bezug haben, bleiben entweder in den alltäglichsten Empfindungen stecken oder wissen doch nicht das bloß Zufällige und Persönliche in die reine Höhe des allgemein Menschlichen emporzuheben.

Einzig im Derbkomischen war Lenz ursprünglich und schöpferisch. Unter allen Gesellen, welche sich in Straßburg um den jungen Goethe schaarten, war Lenz, dessen Sinnesart Goethe nicht besser zu bezeich-

nen weiß, als daß er das englische Wort whimsical auf ihn anwendet, am fähigsten, sich die Possenjacke der Shakspear'schen Clowns anzupassen. Wir hören einen Nachklang jener fröhlichen Unterhaltungen, wenn wir seine Uebersetzung von Shakspeare's Love's Labour's Lost und seine Nachbildungen der Plautinischen Lustspiele lesen. Der Schulmeister Wenzeslaus im Hofmeister ist eine Figur, aus dem Kern echtesten Humors geschnitten. Das Pandaemonium germanicum und einige andere kleinere Stücke ähnlicher Art sind voll von aristophanischen Zügen. Es war etwas von einem deutschen Holberg in ihm. Und doch ist auch im Komischen Lenz niemals über geistvolles Skizziren hinausgekommen.

Unverdienter Ruhm flieht rasch vorüber. Wie war anfangs Lenz verwöhnt und verhätschelt worden! Weil Lenz fast gleichzeitig mit Goethe in die Literatur trat, weil Goethe sein Freund war, weil er mit Goethe denselben shakspearisirenden Ton hatte, wurde er sogar von Männern wie Herder, Klopstock, Lessing und Wieland immer mit Goethe unterschiedslos zusammengenannt. Lenz, meinte man, sei der Reformator des Lustspiels, wie Goethe der Reformator des Trauerspiels. In einer Besprechung, welche die Frankfurter Gelehrten Anzeigen (1776, S. 114) von Eschenburg's Shakspeareübersetzung bringen, wird der Schatten Shakspeare's heraufbeschworen und dieser begrüßt Lenz als seinen würdigsten Herold. „Lenz!" heißt es dort, „Du wirst ein Feuer in der Seele Deiner Brüder entzünden und wirst meiner Nebenbuhler viel machen!" Aber schon das zweite Stück von Lenz, der Neue Menoza, wurde bedeutend kühler aufgenommen. Die öffentliche Theilnahme für Lenz verlor sich immer mehr und mehr, je mehr ihm der Ruhm Goethe's und bald auch Schiller's über den Kopf wuchs. Bald war er vergessen. Schiller spricht in seinem Briefwechsel mit Goethe von Lenz wie von einem längst Verschollenen. Goethe schließt in Wahrheit und Dichtung seine Schilderung von Lenz mit den Worten ab, daß Lenz nur ein vorübergehendes Meteor gewesen, das nur augenblicklich über den Horizont der deutschen Literatur hingezogen und plötzlich wieder verschwunden sei, ohne im Leben eine Spur zurückzulassen.

Als Lenz den Mißerfolg seines Neuen Menoza wahrnahm, fühlte er sich auf's Tiefste verletzt. Die Beschwerde, welche er in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen (1775, S. 459; wieder abgedruckt bei Dorer a. a. O., S. 136) gegen diesen „Kaltsinn" richtete, ist eine erstaunlich naive Enthüllung beleidigter Eitelkeit. Immer geschäftiger drängte er sich an Alle, die er der neuen Richtung günstig wußte. Seine Briefe an Lavater und Herder sind ein widerliches Gemisch von kriechender Demuth und maßloser Ueberhebung.

Der kindische Gedanke an Wetteifer und thätiges Zusammenwirken mit Goethe wankte und wich nicht aus seiner Seele. Als Lenz Kunde hatte von der glänzenden Lage, welche Goethe in Weimar gefunden, beschloß er, dort ebenfalls sein Heil zu versuchen. Kurz darauf faßte auch ein anderer Freund Goethe's, Maximilian Klinger, den gleichen Entschluß.

Wer mag Lenz diesen Schritt verargen? In Straßburg lebte er kümmerlich und sorgenvoll; überbürdet von Schulden, in fortdauerndem Zerwürfniß mit Vater und Bruder, welche sein fahrendes Literatenleben nicht billigten und auf eine festere Lebensstellung drängten, gepeinigt durch den Verdruß, Diejenige, nach deren Liebe er gestrebt hatte, in seiner nächsten Nähe als die Gattin eines Andern zu sehen. Nach Weimar schaute er um so hoffnungsreicher, da er den jungen Herzog bereits gegen das Ende des Jahres 1774 persönlich in Straßburg kennen gelernt hatte und da er der freundlichen Fürsprache Goethe's gewiß sein konnte. Das Schlimme war nur, daß Lenz überall glaubte, ernten zu können, ohne zu säen, und daß sein ärgster Feind seine leichtfertige Haltungslosigkeit war.

Unmittelbar vor seiner Abreise aus Straßburg klagt Lenz in einem Briefe an Merck (Zweite Sammlung, S. 52), daß seine Gemälde alle noch ohne Stil seien, sehr wild und nachlässig aufeinander gekleckst, daß ihm zum Dichter Muße und warme Luft und Glückseligkeit des Herzens fehle; aber er vergißt nicht, bedeutungsvoll hinzuzufügen, daß er sich für die ersten Augenblicke wahrer Erholung schon neue Pläne reiferen Schaffens zurechtgelegt habe. Und wie sich bei Lenz immer sogleich das Abstruse und Närrische ein-

mischt, so schreibt er den Tag darauf einen Brief an Zimmermann, in welchem er prahlt (vgl. Herder's Nachlaß, Bd. 2, S. 364), daß die Folgen dieser Reise für sein Vaterland wichtiger sein würden als für ihn selbst. Es ist nach allem, was wir über seine damaligen Stimmungen und Absichten wissen, mit Bestimmtheit zu sagen, daß unter diesen wichtigen Folgen nicht bloß die Hoffnung auf das Aufblühen seiner Dichterkraft gemeint war, sondern noch mehr der Wunsch, eine von ihm verfaßte Denkschrift, in welcher er die in seinen Soldaten vorgeführte tolle Idee als feste gesetzliche Staatseinrichtung empfahl, dem Herzog und durch diesen den anderen deutschen Fürsten vorzulegen.

In den ersten Tagen des April 1776 traf Lenz in Weimar ein. Es ist bekannt, welche traurige Wendung dieser Aufenthalt nahm. Goethe kam ihm in treuester Anhänglichkeit entgegen und sorgte für ihn in rührendster Weise. Auch der Herzog empfing ihn mit Liebe; am 14. April schreibt Lenz an Lavater (Dorer a. a. O. S. 199), er sei verschlungen vom angenehmen Strudel des Hofes, der ihn fast nicht zu Gedanken kommen lasse, weil er den ganzen Tag oben beim Herzog sei. Aber Lenz verdarb sich sogleich Alles. Um ähnliche Gunst wie Goethe zu gewinnen, wollte er sich auch seinerseits als Genie zeigen; Genialität war ihm aber nach der Auffassung der Sturm- und Drangperiode vornehmlich nur die ungenirte Ausübung sogenannter Geniestreiche. Gewiß ist Vieles übertrieben, was Böttiger und Falk lästerlich von Lenz berichtet haben, aber auch in den Briefen Goethe's und Wieland's liegen hinreichend Zeugnisse vor, welche es völlig rechtfertigen, wenn Goethe, obgleich er noch immer in den liebevollsten Ausdrücken von ihm spricht, ihn als seltsame Composition von Genie und Kindheit bezeichnet und, mit einem kranken Kinde vergleicht, das man wiegen und tänzeln und dem man vom Spielwerk geben und lassen müsse, was es wolle, ein anderesmal aber mit Anspielung auf seine kleine Statur ihn ein kleines Ungeheuer nennt, ja in einem Briefe an Frau von Stein (Bd. 1, S. 58) sogar schon die bedeutsame Aeußerung thut, daß seine Seele zerstört sei. Am 26. November erfolgte die schwere Katastrophe, welche ihm vom Herzog die Ausweisung zuzog. Es liegt über diesem Vorfall noch immer ein Schleier; es scheint, daß sich die Wissenden das tiefste Schweigen gelobten. Aber es kann kaum ein Zweifel sein, daß es ein frecher Anschlag auf Frau von Stein war, deren Stellung zu Goethe er verkannte und von welcher er dieselben Rechte verlangte, von denen er meinte, daß sie Goethe besitze. Das Gedicht „Der verlorene Augenblick, die verlorene Seligkeit,“ (Tieck, Bd. 3, S. 249) ist wohl mit Sicherheit auf diese Katastrophe zu deuten. Goethe, dem, um seinen eigenen, in einem Briefe an Frau von Stein (Bd. 1, S. 72) gebrauchten Ausdruck beizubehalten, die Sache tief an seinem Innersten riß, ist seitdem nie wieder mit Lenz in Berührung getreten, obschon Lenz später einmal brieflich den Versuch machte, nicht bloß an Goethe, sondern auch an Frau von Stein sich wieder anzudrängen.

Derselbe ehrsüchtige böse Dämon, welcher Lenz zu Friederike von Sesenheim geführt hatte, führte ihn auch zu Frau von Stein. Nur hatte sich jetzt die fixe Idee, der Schauspieler eines fremden Lebens, der Wettkämpfer und Doppelgänger Goethe's zu sein, welche er seit Jahren in sich genährt hatte, bereits bis zum völligen Wahnsinn verzerrt.

Und in der That trat der Wahnsinn bald offen hervor.

Alle seine hochfliegenden Pläne waren gescheitert, er sah sich wieder der drückendsten Noth des Lebens preisgegeben, seine geistige Kraft war gebrochen. Zuerst rastlos unstetes Herumschweifen im Elsaß, bei Schlosser in Emmendingen, bei Sarasin in Basel, bei Lavater in Zürich, in den Alpen des Berner Oberlandes. Im August 1777 schreibt Lavater spottend an Sarasin: „Lenz lenzelt noch bei mir.“ Dann kam die Krankheit zu vollem Ausbruch. Ein Brief Pfeffel's vom 24. November sagt: „Lenzen's Unfall weiß ich seit Freitag; ich gestehe Dir, daß diese Begebenheit weder mich noch Lerse sonderlich überraschte; ich hoffe aber doch, der gute Lenz werde wieder zurechtkommen und dann sollte man ihn nach Hause jagen oder ihm einen bleibenden Posten ausmachen; Singularitäten oder Paroxorien machen immer physisch oder moralisch unglücklich.“ Im December schreibt Lavater an Sarasin; „Lenzen müssen wir nun Ruhe schaffen:

Digitized by Google

das einzige Mittel, ihn zu retten, ist, ihm alle Schulden abzunehmen und ihn zu kleiden." Doch hatte er wieder lichte Zwischenzeiten. Es ist für den Ursprung und die Natur seiner Krankheit überaus bezeichnend, daß Lenz sogleich eine solche Zwischenzeit benutzte, die arme Friederike von Sesenheim wieder aufzusuchen, sie mit erneuten Liebesanträgen zu quälen und Goethe auf's Aergste bei ihr zu verunglimpfen. Dann gesteigerter Wiederausbruch am 20. Januar 1778 bei Pfarrer Oberlin zu Waldbach im Steinthal mit wilden Selbstmordversuchen und tobenden Fieberphantasien, in denen die Namen Friederike's und der Frau von Stein wirr durcheinanderschwirrten. Von hier wurde er zu Schlosser nach Emmendingen gebracht und von diesem zu einem Schuhmacher in Pflege und behufs körperlicher Thätigkeit in die Lehre gegeben; die Kosten bezahlte der Herzog von Weimar. In der treuen Anhänglichkeit, welche, wie aus seinen erhaltenen Briefen erhellt, er hier seinem Mitlehrling Conrad Süß widmete, spricht sich seine ursprünglich gutherzige Art in rührendster Weise aus, sowie in seiner unablässigen Schreibsucht der Nachklang seiner alten schriftstellerischen Gewohnheiten und Zukunftshoffnungen. Später wies man ihn auf Ackerbau und Jagd. (Vgl. Hagenbach, Sarasin u. seine Freunde, S. 41 ff., und H. Düntzer, Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit, S. 88 ff.)

Scheinbar genesen wurde er im Sommer 1779 von seinem Bruder nach Riga abgeholt, wohin in diesem Jahr sein Vater als Generalsuperintendent versetzt worden war. Lenz bewarb sich um eine Professur der Taktik in Petersburg, dann um die Rectorstelle in Riga; beidemal vergeblich. Zuletzt finden wir ihn in Moskau wieder, geistig und körperlich verkommen.

Eine Zeitlang trug sich jetzt Lenz mit der Absicht, seine zerstreuten Werke zu sammeln. 1790 erschien von ihm die Uebersetzung eines russischen Buchs über die Verfassung Rußlands. Und ohne Zweifel hat er in dieser Zeit auch noch viele eigene schriftstellerische Versuche unternommen. Aber das Wenige, was sich erhalten hat, ist wirr und krankhaft. Das Bruchstück „Ueber Delicatesse der Empfindung oder Reise des berühmten Franz Gulliver," das Tieck, wie er selbst sagt, nur als psychologische Merkwürdigkeit in seine Ausgabe aufgenommen hat, ist nur insofern beachtenswerth, als die Ausfälle auf Werther, den Lenz einst so sehr bewundert hatte, beweisen, wie in dem erlöschenden Geist der bitterste Haß und Neid gegen Goethe sich festgesetzt hatte.

Lenz starb am 24. Mai 1792 zu Moskau, im zweiundvierzigsten Lebensjahre. Das Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung (1792, Nr. 99) meldete seinen Tod mit folgenden Worten: „Er starb von Wenigen betrauert, von Keinem vermißt. Von Allen verkannt, gegen Mangel und Dürftigkeit kämpfend, entfernt von Allem, was ihm theuer war, verlor er doch nie das Gefühl seines Werthes. Er lebte von Almosen, aber er nahm nicht von Jedem Wohlthaten an, er wurde beleidigt, wenn man ihm ungefordert Geld oder Unterstützungen anbot, da doch seine Gestalt und sein ganzes Aeußere die dringendste Aufforderung zur Wohlthätigkeit waren. Er wurde auf Kosten eines großmüthigen russischen Edelmanns, in dessen Hause er auch lange Zeit lebte, begraben!"

Das Unglück pflegt zu versöhnen. Es ist sicher kein günstiges Zeugniß für Lenz, daß auch nach dem schweren Mißgeschick, das über ihn hereingebrochen war, selbst diejenigen, die einst freundlich mit ihm verkehrten und die Lenz seine Freunde nannte, nur Worte des Tadels und der Anklage für ihn hatten. Als Lenz 1782 von Riga aus an Wieland wieder ein Lebenszeichen gegeben, schrieb Wieland an Merck (Erste Sammlung, S. 286): „Aus seinem an mich gerichteten Zettelchen ist zu sehen, daß er zwar wieder sich selbst wiedergefunden hat, aber freilich den Verstand, den er nie hatte, nicht wiederfinden konnte." Und noch schonungsloser schrieb Lavater (vgl. Hagenbach a. a. O., S. 41 und Gelzer: Die neuere deutsche Nationalliteratur, Bd. 2, S. 88) an Sarasin:

„Glaub, wer ein Lump ist, bleibt ein Lump
Zu Wagen, Pferd und Fuße,
Drum, Bruder, glaub an keinen Lump
Und keines Lumpen Buße,
Fiat applicatio auf Freund Lenz."

Man könnte dieses Leben eine Tragödie der Eitelkeit nennen, wenn Eitelkeit tragische Hoheit hätte. Es ist nur ein Satirspiel mit traurigem Ausgang.

Zur Geschichte der Fernröhre.

Von

J. H. von Mädler.

Kaum dürfte es eine Erfindung geben, über welche die Meinungen weiter auseinander gehen, als die der Ferngläser, und von Seiten derer, die nun einmal alle großen Erfindungen und Entdeckungen einer möglichst fernen Vorzeit vindiciren zu müssen glauben, ist aller Scharfsinn aufgeboten worden, um es bei den Alexandrinern, wenn nicht gar den ältesten Indern nachzuweisen. Caylus behauptete dies gradezu, und Bailly, obwohl er die entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht verkennt, ist doch sehr geneigt, dies anzunehmen. Die Alten erwähnen tubi (Röhren), die sie bei der Beobachtung benutzten; sie gedenken der Meinung, daß es im Monde Berge und Thäler gebe; in den Kammern der ägyptischen Pyramiden will man Linsengläser gefunden haben und in altindischen astronomischen Darstellungen glaubt man Saturn mit seinem Ringe abgebildet nachweisen zu können. Aber die tubi waren sicher nur hohle und offne Röhren, durch die man allerdings etwas besser als mit freiem Auge sieht; eines Glases in denselben wird nirgend erwähnt. Auf Berge und Thäler im Monde konnten sie schließen, wenn sie die ausgezackte Gestalt der innern Lichtgrenze unsers Trabanten beachteten, die so am natürlichsten und wie wir jetzt wissen, ganz richtig erklärt werden konnte. Hätten sie die Unebenheiten direct sehen können, so würde die erwähnte Meinung nicht so vereinzelt geblieben sein. Die Auffindung eines Linsenglases in den Pyramiden, auch wenn sie sich bestätigen sollte, würde nur für das Mikroskop, nicht für das Fernrohr sprechen; und unsre gründlichsten Forscher finden in den alten Hindudenkmälern nicht einen Saturnsring, sondern eine sich zum Kreise krümmende Schlange, das bekannte Symbol der Ewigkeit. — Der wichtigste Gegengrund ist der, daß der Almagest des Claudius Ptolemäus, den wir vollständig besitzen, keines einzigen Gegenstandes erwähnt, der nicht von scharfen unbewaffneten Augen am Himmel wahrgenommen werden kann. Die Jupitersmonde, die auch das kleinste Opernglas schon sichtbar macht und einen der wichtigsten Gegenstände der gesammten Himmelskunde bilden, sind nirgend bei den Alten erwähnt; bei den Plejaden bemerken sie, daß man sieben Sterne annehme, eigentlich aber nur sechs sehe; kurz, wir treffen auf keine einzige Fernrohrentdeckung, die bei den Alten nachweisbar wäre. Seneca, dieser scharfsinnige Denker und gründliche Kenner der Naturwissenschaften seiner Zeit, erwähnt, daß man in einer mit Was-

Digitized by Google

ser gefüllten Glaskugel ein Mittel besitze, die Gegenstände größer und deutlicher zu sehen. Wie nahe hätte es gelegen, hier des Fernrohres zu erwähnen, wenn er es gekannt hätte!

Nach allem diesen halten wir uns für berechtigt, dem klassischen Alterthum diese Entdeckung abzusprechen, wie denn überhaupt ihre gesammte Optik auf falschem Wege war und wir in dieser Beziehung bei ihnen Meinungen antreffen, die wahrlich nicht geeignet sind, die Achtung zu vermehren, welche wir alle empfinden, wenn von den Hellenen die Rede ist.

Und ebenso müssen wir denen entgegentreten, welche den älteren Baco, dem Maurolycus, Basilius Porta und andern Gelehrten des dreizehnten bis sechzehnten Jahrhunderts die Erfindung des Fernrohrs zuschreiben. Wenn Baco erwähnt, daß man durch ein solches Instrument ein Kind als einen Riesen erblicke, und in einigen wenigen Soldaten ein ganzes Heer zu sehen glaube, so weiß Jeder, daß dies ein Fernrohr nicht leistet und auch nicht leisten soll. Maurolycus war ein tüchtiger Optiker, aber unter allen seinen Brillen und Vergrößerungsgläsern treffen wir kein Fernrohr an. Und was den wunderlich excentrischen Porta betrifft, der das Heterogenste durcheinander würfelt um Aufsehen zu erregen, so erwähnt er, daß er einigen Freunden, deren Augenlicht schwach geworden, Erleichterung verschafft habe durch zwei aufeinandergelegte Gläser. Allerdings können diese beim Lesen und Schreiben Erleichterung verschaffen, aber — und darauf kommt es hier an — nicht für die Fernsicht.

Adrian Metius, der im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts lebte, ist vielleicht der theoretische Entdecker; wenigstens scheint es gewiß, daß die ersten, die in Middelburg Fernröhre wirklich zu Stande brachten, durch ihn darauf geführt worden sind. Eine bekannte Legende macht die Kinder des Brillenmachers Jansen zu Entdeckern. Sie sollen Brillengläser hinter einander gehalten und so plötzlich den Wetterhahn eines Kirchthums dicht vor sich und in unerwarteter Deutlichkeit erblickt haben. Hier muß bemerkt werden, daß wenigstens das eine dieser beiden Gläser kein Brillenglas gewesen sein könnte. Aber es lag im Geiste jener thaumaturgischen Zeit, nirgend Natürliches und noch weit weniger wissenschaftlich Erörtertes, sondern nur Wunderbares zu sehen und anzuerkennen, und so lassen wir diese, wie so manche andre ähnliche Legenden am besten auf sich beruhen. Die beiden Optiker Jansen und Lippershey (Laprey) haben, sowie später noch die Erben beider, lange Zeit um die Priorität gestritten und ihre Ansprüche vor dem Stadtrathe zu Middelburg geltend zu machen gesucht; in neuern Zeiten ist jedoch ein Document aufgefunden worden, das vom 2. October 1608 datirt, und in welchem Lippershey unter Vorzeigung seines Fernrohrs um ein Privilegium für die Erfindung nachsucht. Auf Verlangen der Generalstaaten lieferte er im December 1608 für diese ein Binocularfernrohr. Die Linsen in diesen ersten Instrumenten waren nicht von Glas, sondern von Bergkrystall. Da nun Jansen nicht vor 1609 Fernröhre zu Stande brachte, möge er immerhin selbständig und bona fide darauf gekommen sein, so muß Lippershey als erster Erfinder und 1608 als der Zeitpunkt derselben angesehen werden.

Gewiß aber scheint es, daß keiner der beiden Genannten von der ungemeinen Wichtigkeit dieser Erfindung eine Ahnung hatte. Die holländische Regierung, damals unter dem Prinzen von Nassau-Oranien im Kriege mit Spanien, behandelte das Ganze als Staatsgeheimniß, verpflichtete die Optiker, nur für sie selbst Fernröhre zu verfertigen und benutzte diese zu Recognoscirungen im Felde. Die reichliche Bezahlung, die sie gewährte, machte es den Künstlern leicht, eine solche Verpflichtung einzugehen, zumal sie den pecuniären Gewinn weit mehr als den Ruhm bei der Nachwelt im Auge hatten. Scheint doch auch Gutenberg von dem erhebenden Hochgefühl, das wir ihm so gern zuschreiben, weit entfernt gewesen zu sein, und keine Ahnung davon gehabt zu haben, daß ihm einst in Straßburg und Mainz Denkmäler errichtet werden sollten. Wenigstens war Middelburg zuverlässig nicht der Ort, wo man zuerst das Fernrohr gegen den Himmel richtete.

Zwar die beabsichtigte Geheimhaltung war nicht lange zu behaupten, und das Gerücht von der gemachten Erfindung verbreitete sich bald in Frankreich, Deutschland und Italien. Eifrig versuchte man,

Digitized by Google

sich das neue Instrument zu verschaffen und es nachzumachen. Galilei in Padua, der größte, wenn nicht einzige Naturforscher seiner Zeit, hatte nur von der Erfindung gehört, ohne daß ihm ein Fernrohr zu Gesicht gekommen wäre; dies trieb ihn an, der Sache nachzudenken, und nicht lange, so hatte er ein Fernrohr eigner Erfindung zu Stande gebracht, das von dem holländischen principiell verschieden, gleichwohl dasselbe leistete, und das er unverweilt gegen den Himmel richtete, um gleich in der ersten Nacht (7. Januar 1610) die Jupitersmonde zu entdecken, und zwar drei auf den ersten Blick, den vierten sechs Tage später.

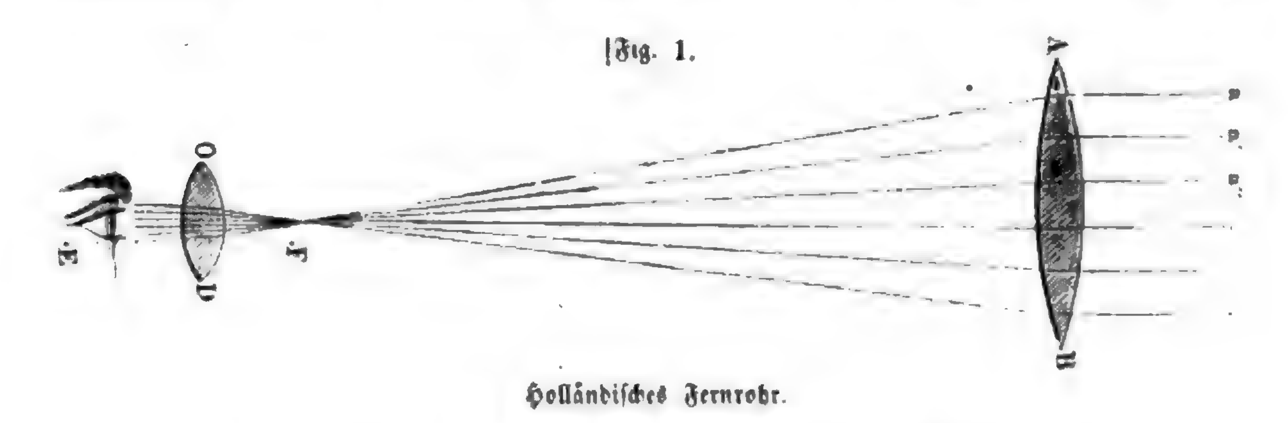
Wir wollen es versuchen, das Wesentliche der Einrichtung beider Instrumente hier darzustellen. In Figur 1 bezeichnen a, a′, a″ . . . Strahlen, die von einem entfernten Punkte kommend, unter sich ganz oder nahezu parallel sind. Sie fallen auf das Glas AB und werden an den beiden gekrümmten Flächen desselben gebrochen, bleiben also nicht parallel, sondern vereinigen sich im Punkte F (dem Brennpunkte) wo folglich ein freischwebendes Bild entsteht. Dieses Bild wird nun vom Auge E durch das Linsenglas OD betrachtet, welches die divergirenden Strahlen wieder parallel stellt, und so dem Beobachter ein vergrößertes Bild des Objects darbietet.

Das dem Objecte zugewandte Glas heißt Objectiv, das kleinere, dem Auge zugewendete Ocular. Der Punkt F muß der gemeinschaftliche Brennpunkt beider Gläser sein, wenn ein deutliches und scharf begrenztes Bild entstehen soll. Die Entfernung des Objectivs oder Oculars vom Brennpunkte heißt Brennweite, und die Vergrößerung wird erhalten, wenn man mit der Brennweite des Oculars in die des Objectivs dividirt. Die Fassung (das Rohr) ist eine ganz willkürliche.

Dies ist das holländische Fernrohr, wie es zuerst 1608 in Middelburg verfertigt wurde. Von ihm unterscheidet sich das galileische (Fig. 2) nur darin, daß die im Objectiv gebrochenen und convergent gewordenen Strahlen den Brennpunkt F gar nicht erreichen, sondern vorher durch ein biconcaves Glas OD aufgefangen und dem Auge parallel zugesandt werden.

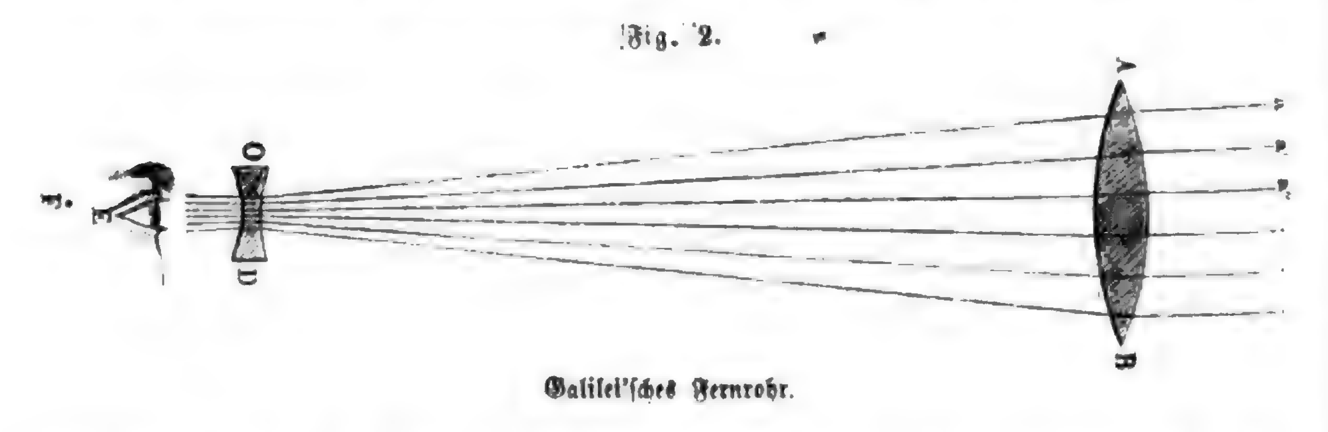
In beiden Fernröhren gilt die Annahme, daß die vom Object kommenden Strahlen parallel auf das Objectiv treffen. Streng genommen würde dies nur stattfinden bei unendlich entfernten Objecten; allein es genügt schon, wenn sie nur so entfernt sind, daß die Länge des Fernrohrs dagegen nicht

Fig. 1.



Holländisches Fernrohr.

Fig. 2.



Galilei'sches Fernrohr.

mehr in Betracht kommt. Kann dies nicht angenommen werden, so werden auch die Strahlen, da sie nicht parallel auf das Objectiv treffen, nicht im Brennpunkt F, sondern in einem weiter vom Objectiv entfernten Punkte vereinigt, und man hat in diesem Falle nur das Ocular etwas weiter herauszuziehen, um auch nähere (nur freilich nicht ganz nahe) Gegenstände deutlich wahrzunehmen.

Die ersten Fernröhre waren indeß noch sehr unvollkommen, denn es kam hier auf große Reinheit des Glases, auf das Schleifen nach einem bestimmten Maße der Krümmung und ähnliche Dinge an, die sämmtlich erst nach und nach zu der Vollkommenheit gebracht wurden, deren sie sich jetzt zu erfreuen haben. Um nur eines Umstandes zu erwähnen, so wird bei den Glaslinsen nicht bloß Reinheit von Blasen, Schlieren und ähnlichen Unterbrechungen der genauen Form der Oberflächen, sondern auch eine vollkommen gleiche Durchsichtigkeit und Refraction der ganzen Glasmasse in allen ihren Theilen erfordert. Gewöhnliche Glasöfen leisten dies nicht und es wird dies auch bei Fensterscheiben und ähnlichen Glaswaaren nicht erfordert; es war deshalb nöthig, bei der Construction des Schmelzofens, wie bei der ganzen Operation neue Mittel zur Anwendung zu bringen und mit äußerster Sorgfalt zu Werke zu gehen. Im Anfange, wo man sich mit kleinen Glaslinsen von wenig über einen Zoll Durchmesser begnügte, traten diese Schwierigkeiten weniger hervor, als man jedoch später die Instrumente immer mehr vergrößerte, ward es schwierig, Gläser von sechs, acht und mehreren Zollen völlig gleichförmig herzustellen. Campana, der auf Ludwig XIV. Bestellung die Fernröhre anfertigte, mit denen Cassini auf der Pariser Sternwarte beobachtete, und Huyghens, der größte holländische Astronom, verfertigten Röhren von mehr als hundert Fuß Länge, für die ein eigner Mechanismus erdacht werden mußte, um sie aufstellen und gebrauchen zu können.

Aber je weiter man ging in riesenhafter Ausdehnung dieser Instrumente, desto nachtheiliger mußte ein anderer Umstand sich darstellen: die Farbenzerstreuung. Die verschiedenen Farben, in die der einfache weiße Lichtstrahl bei der Brechung gespalten wird, und die am augenfälligsten im Regenbogen sich darstellen, vereinigen sich nicht genau in demselben Brennpunkt; vielmehr hat jede Farbe ihren eignen und diese verschiedenen Brennpunkte liegen hinter einander. Die Folge davon ist, daß das Ocular nicht ein Bild, sondern so viele Bilder darstellt, als Farben im Regenbogen sind. Allerdings fallen ihre Mittelpunkte für den Anblick zusammen und die Bilder decken sich größtentheils, aber nicht ganz, und man gewahrt ihre Differenz an den bunten Rändern, die das gesehene Bild umgeben.

Bei kurzen Fernröhren fiel das nicht auf; die bunten Ränder waren so schmal, daß man sie nicht bemerkte, mindestens störten sie das deutliche Sehen nicht. Aber je mehr die Brennweiten zunahmen, desto unerträglicher waren diese Ränder, die allem scharfen Sehen hinderlich waren und überdies das Auge auf's äußerste angriffen. Man wußte sich nicht anders zu helfen, als indem man auch den Ocularen eine große Brennweite gab, wodurch der Uebelstand zwar vermindert wurde, wobei man aber auch zur Erzielung starker Vergrößerungen auf so ungeheure Abstände der Gläser kam, daß sie gar nicht mehr in ein Rohr zu fassen waren. Man bewegte das Objectiv an hohen Mastbäumen durch Seile auf und nieder und stellte sich mit dem Ocular in erforderlicher Entfernung auf. Trotz aller Vorsicht gab dies nur schwankende Bilder und es war klar, daß man hier eine unüberschreitbare Grenze erreicht habe.

Dies gab Veranlassung, einen ganz neuen Weg einzuschlagen. Jedermann kennt den Hohlspiegel und seine Wirkungen. Der Lichtstrahl wird von ihm ungebrochen zurückgeworfen und es erfolgt, aber nach der Seite des Objects hin, gleichfalls ein Brennpunkt, indem die ursprünglich parallelen Strahlen sich vereinigen. Hier entsteht also ein einfaches, nicht aus verschiedenen Farben zusammengesetztes Bild, das man durch ein Ocular betrachtet. Vor dem offenen Ende des Rohrs steht der Beobachter.

Dies ist das Teleskop (bestimmter Spiegelteleskop). Leider werden, selbst von Schriftstellern, Teleskop und Fernrohr häufig verwechselt, namentlich bei den Franzosen, denn obgleich sie für das Fernrohr den bestimmt bezeichnenden Ausdruck lunette

haben, setzen sie doch nicht selten télescope dafür. Das Fernrohr ist ein dioptrisches, das Teleskop ein katoptrisches Instrument; das erste ist auf Refraction, das letztere auf Reflexion gegründet.

Beim Teleskop tritt der Uebelstand ein, daß der Kopf des Beobachters einen Theil der Strahlen aufhält, die also nicht zum Spiegel gelangen, was bei kleineren Spiegeln zur Folge hat, daß alle oder doch die meisten Strahlen verloren gehen, jedenfalls der frei bleibende Theil des Spiegels eine unregelmäßige Figur bildet. In dreifacher Weise hat man diesen Uebelstand zu beseitigen versucht.

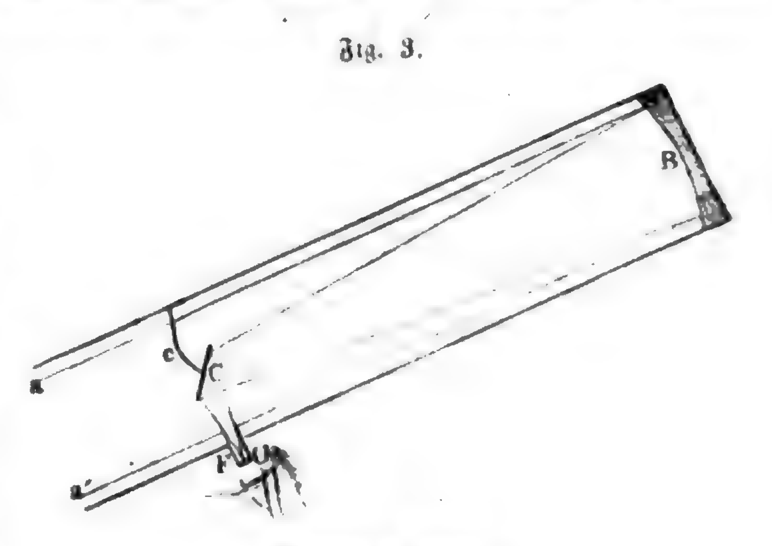
Im Newton'schen Teleskop bringt man einen kleinen Planspiegel, der fünfundvierzig Grad gegen die Axe des Rohrs geneigt ist, so an, daß er die Strahlen des großen Spiegels auffängt, bevor sie sich im Brennpunkte vereinigt haben, und sie zur Seite wirft. Hier befindet sich im Rohr eine Oeffnung, in welche man ein Ocular einschiebt und durch dieses das Bild betrachtet. Zwar fängt auch dieser kleine Spiegel einen Theil der Strahlen auf, doch ist dieser viel geringer als beim Kopfe des Beobachters, und überdies kann man den zweiten Spiegel eine beliebige regelmäßige Figur geben.

Newton war es, der nach vielen Versuchen dahin gelangte, im Jahre 1670 ein solches Teleskop zu verfertigen. Keiner der damaligen Londoner Optiker war im Stande gewesen, den Spiegel so zu schleifen, daß er ein reines Bild gab; Newton mußte alles selbst ausführen. Dieses erste Teleskop von nur sechs Zoll Brennweite und versehen mit der Inschrift: Telescope of Sir Isaac Newton, made by his own hands, wird bei der London Royal Society sorgfältig aufbewahrt. Auch noch jetzt ist diese Construction für Teleskope von mäßiger Größe nicht ganz außer Gebrauch gekommen.

Fig. 3 stellt ein solches Teleskop dar. Die Strahlen a, a' treten in das offne Ende des Rohrs und fallen auf den Hohlspiegel B, der die Strahlen reflectirt und sie dem kleinen Planspiegel C, der durch den Bügel c an der innern Wand des Rohrs befestigt ist, zusendet. Von diesem zurückgeworfen, vereinigen sie sich im Bildpunkte F, den das Auge durch das Ocular O betrachtet.

Eine andre, jedoch nur für kleine Handteleskope passende Einrichtung ist die folgende: Dem Hohlspiegel wird ein kleiner

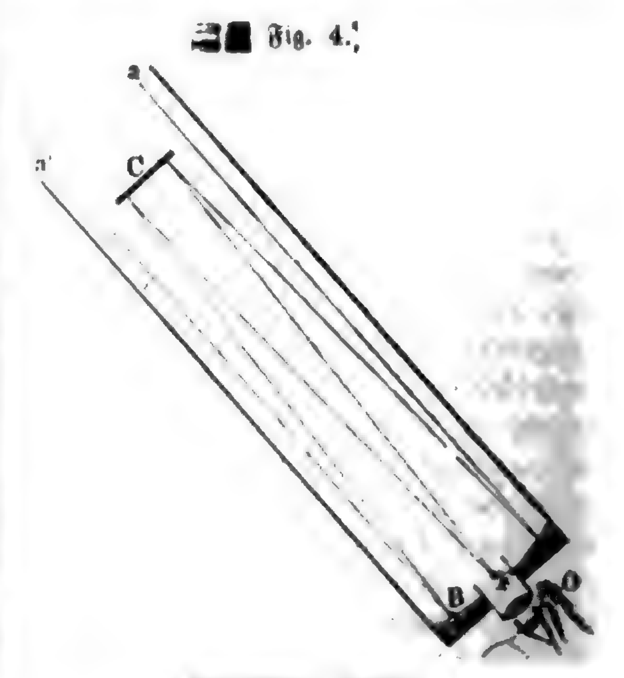
Fig. 3.



Newton's Teleskop.

Planspiegel parallel gegenübergestellt. Dieser wirft die Strahlen gegen die Mitte des Hohlspiegels zurück und hier entsteht der Bildpunkt. Die Mitte des Hohlspiegels ist durchbohrt, und in diese Oeffnung wird das Ocular gesteckt, sodaß das Auge dem Object zugewandt ist. Fig. 4 dient zur Versinnlichung. B ist der große, in der Mitte durchbohrte Hohlspiegel, C der kleine Planspiegel, F der Ort des Bildes, O der Ocular einsatz.

Fig. 4.



Terrestrisches Teleskop.

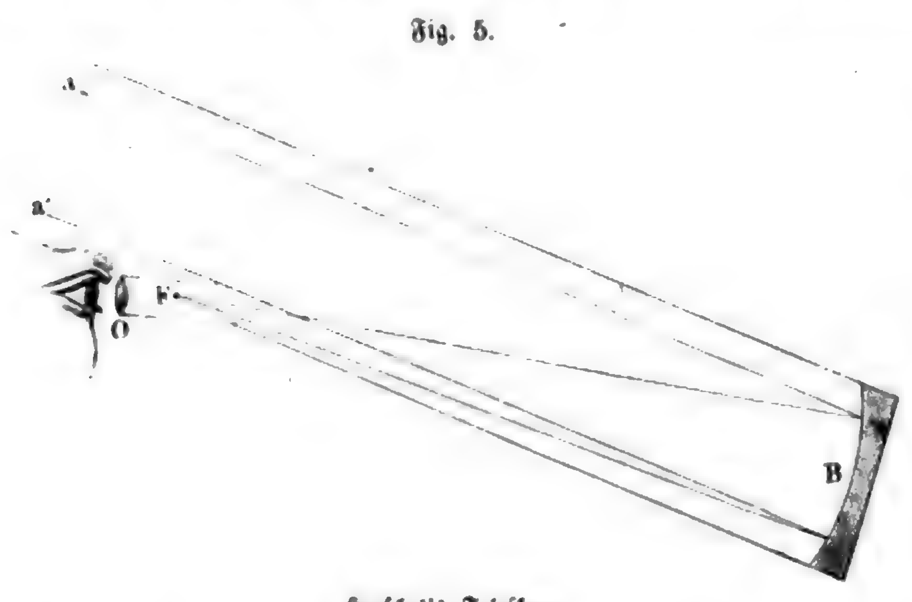
Endlich gibt es noch eine dritte Construction, die bei den großen Teleskopen zu

Digitized by Google

astronomischem Gebrauche jetzt gewöhnlich in Anwendung kommt, und bei welcher der zweite Spiegel ganz wegfällt. Man hängt den Hohlspiegel etwas schräg in das Rohr des Teleskops ein, und bewirkt dadurch, daß die zurückgeworfenen Strahlen nicht am offnen Ende, sondern etwas seitwärts austreten. Der Kopf des Beobachters bildet dann kein Hinderniß mehr, und das Ocular wird nahe am offnen Ende in die Wand des Rohrs eingesetzt. Fig. 5 versinnlicht diese Einrichtung. Von dieser Art waren die Spiegelinstrumente, welche Herschel und neuerdings Lord Rosse anwandten.

Bei jeder dieser Einrichtungen geht etwas Licht verloren; am meisten bei der zweiten, am wenigsten bei der dritten. Denn obgleich bei dieser alle in das Rohr tretende Strahlen den Hohlspiegel erreichen, so entsteht doch durch die schräge Zurückwerfung ein geringer Lichtverlust, und jeder kann sich schon in einem gewöhnlichen Spiegel überzeugen, daß die vom Rande, also schräg, zurückgeworfenen Strahlen die Objecte weniger deutlich darstellen als die von der Mitte ausgehenden.

Fig. 5.



Herschel's Teleskop.

Es waren vorzugsweise Engländer, welche die Teleskope zur Vollkommenheit brachten; nach Newton insbesondere Gregory, Short, Ramage, Herschel. Auf dem Continent bediente man sich ihrer weniger; hier hat fast nur Schrader, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sich an größeren Spiegelinstrumenten versucht, ohne jedoch es den englischen Künstlern ganz gleich zu thun; denn namentlich die für Schröter in Lilienthal verfertigten vermochten nicht, mit denen von Herschel zu rivalisiren. In neuerer Zeit haben Barfuß und v. Steinheil die Teleskope vervollkommnet, ersterer durch Anwendung von Glasspiegeln, letzterer durch Versilberung des metallnen Spiegels. Es ist nicht zu verkennen, daß ein gutes Teleskop ausgezeichnet reine und scharfe Bilder gewährt, daß die Lichtstärke die der Fernröhre übertrifft und daß manche Uebelstände der letzteren, insbesondere die Farbenzerstreuung, bei den Spiegelinstrumenten wegfallen. Dagegen sind sie unbehülflicher als die Fernröhre; das Arbeiten mit ihnen geht beträchtlich langsamer von Statten, und namentlich die größeren gestatten keine Beobachtungen weit außerhalb des Meridians. Ferner ist es sehr schwierig, einen von der Luftfeuchtigkeit angegriffenen Hohlspiegel vollkommen wieder herzustellen; jedenfalls erfordert dies eine geraume Zeit, was eine Unterbrechung der Arbeiten veranlaßt und wodurch zuweilen unersetzliche Momente verloren gehen können. Herschel bediente sich deshalb mehrerer großer Teleskope; Rosse hat für sein riesenhaftes Instrument zwei völlig gleiche Spiegel in Bereitschaft, die abwechselnd ein- und ausgehängt werden können.

Jedenfalls stehen die überaus großen Kosten, welche die Riesenteleskope bedingen, einer allgemeinen Verbreitung derselben im Wege. Herschel, dem die Munificenz Georg III. alles bewilligte, was er wünschte, Rosse und Lassell, die über Millionen Pfund Sterling disponiren, können diese riesigen Maschinen herstellen und die Kosten ihres Gebrauchs bestreiten: aber wo wäre ein deutscher Astronom zu finden, der solches vermöchte? Und dazu kommt, daß die Teleskope zu den Fundamentalbestimmungen der Astronomie ganz unbrauchbar sind. Nie wird ein Sternort durch sie selbständig ermittelt werden und selbst die mikrometrischen Messungen stehen denen nach, die man durch Fernröhre er-

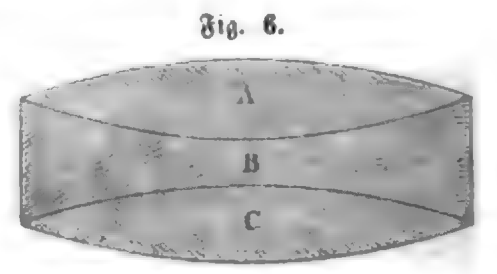
Digitized by Google

hält. So wird immer eine gewisse Anzahl von Aufgaben ganz oder größtentheils den Teleskopen, eine andere den Fernröhren zufallen, und die Zahl derer, wo beide mit einander rivalisiren können, ist in der That eine ziemlich beschränkte. W. Herschel's vierzigfüßiges Teleskop blieb zehn Jahre (1789 — 1799) brauchbar, hernach war alle Mühe, es wieder herzustellen, vergeblich. Sein fünfundzwanzigfüßiges hielt noch kürzere Zeit aus und nur das zwanzigfüßige ist noch von seinem Sohne lange Zeit gebraucht worden. Bei Rosse's und Lassell's Instrumenten ist alles Mögliche geschehen, um sie auf die Dauer sicher zu stellen. Hoffen wir, daß diese Bemühungen vom Erfolge gekrönt werden. Viel wird hierbei von der Beschaffenheit des Klimas abhängen; und Lassell hat sich, um sein Teleskop den englischen Nebeln zu entziehen, mit ihm nach Malta begeben.

Aus dem oben Gesagten geht schon hervor, daß feste Sternwarten, welche bestimmte Aufgaben zu lösen, Zeit- und Polhöhenbestimmungen zu besorgen, Sternpositionen zu bestimmen und außerdem geographischen und nautischen Arbeiten behülflich sein sollen, zu allen diesen die Teleskope nicht anwenden können. Schon ihr beträchtliches Gewicht, wodurch das Umlegen völlig unmöglich wird — Rosse's Teleskop wiegt siebzigtausend Pfund und der Spiegel allein siebentausend — würde sie ausschließen. So blieb es nach wie vor wünschenswerth, die Fernröhre selbst zu vervollkommnen, namentlich ein Mittel zu entdecken, die ungeheuren Brennweiten zu beseitigen, ohne doch an Lichtstärke, Vergrößerung und Deutlichkeit zu verlieren. Indeß verging eine geraume Zeit, ohne daß irgend eine wesentliche Verbesserung ausgeführt worden wäre, bis der scharfsinnige Leonhard Euler auf den glücklichen Gedanken kam, das Objectiv aus verschiedenen Glasarten so zusammenzusetzen, daß die Differenz der Brechung, die sich im ersten Glase erzeugt, durch ein anderes wieder aufgehoben wird. Er entwickelte theoretisch die Formeln, welche die dabei zu beobachtenden Verhältnisse bestimmten, und nach Anleitung dieser Formeln verfertigte John Dollond zu London das erste achromatische (farbenfreie) Fernrohr im Jahre 1756. Fig. 6 zeigt seine Zusammensetzung. Zwischen zwei biconvexen Linsen A und C von Flintglas (Feuersteinglas) wird eine biconcave Linse B von Kronglas (gewöhnliches Fensterglas) gesetzt. Später ist dies dahin abgeändert worden, daß man nur zwei Linsen, eine biconvexe von Flintglas und eine convex-concave von Kronglas zusammensetzte.

Streng genommen, dürfen die Flächen der verschiedenen Gläser sich nicht wirklich berühren, da alsdann farbige Ringe entstehen, aber der Zwischenraum muß überaus klein und überall gleich sein. Man erreicht dies dadurch, daß man an drei gleichweit von einander entfernten Punkten des Randes dünne Staniolblättchen zwischen beide Glaslinsen legt. Mit einem solchen Fernrohr von fünf Fuß Brennweite kann man ebenso viel ausrichten, als mit einem nicht-achromatischen von sechzig Fuß; und dabei ist ersteres ungleich bequemer zu handhaben als letzteres. Wir erwähnen

Fig. 6.



Achromatisches Objectiv.

unter den zahlreichen und großen Vortheilen dieser Erfindung hier nur noch des Umstandes, daß das Auge des Beobachters weit mehr geschont wird. Man kann mit einem achromatischen Fernrohr sechs bis acht Stunden hintereinander beobachten, ohne daß das Auge so stark ermüdet, als bei einem nicht-achromatischen nach ein bis zwei Stunden.

Wenn aber schon bei den alten Fernröhren die genaue Form der Linse, sowie die Reinheit und gleichmäßige Durchsichtigkeit der Glasmasse von großer Wichtigkeit war, so trat dies noch weit mehr hervor bei den achromatischen, und längere Zeit blieb die Werkstatt Dollond's die einzige, welche gute Fernröhre dieser Art zu liefern im Stande war. Erst nach und nach verbreitete sich diese Kunst über das britische Reich und später auch über Deutschland und Frankreich; und ebenso wurden die Achromaten nicht sofort auf den Sternwarten eingeführt. Maskelyne vertauschte erst 1770 sein altes Meridian-

Digitized by Google

fernrohr mit einem achromatischen, und an andern Orten fanden sie zum Theil erst viel später Eingang. Gegenwärtig sind auf den Warten die alten Instrumente, namentlich die ungeheuer langen, ganz zurückgelegt; nur für die sogenannten Kometensucher wendet man noch zuweilen die alten einfachen Objective an.

Cauchoix, Lerebours und Secretan in Paris haben sehr gute Achromate geliefert; Ramsden, Nairne und andere sind in England als Concurrenten Dollon'ds aufgetreten, in Deutschland hat Joseph v. Fraunhofer am meisten zur Vervollkommnung dieser Instrumente beigetragen. Er gab eine Theorie derselben, die weit instructiver und tiefer eingehend als Euler's war, und er hat nach derselben selbst gearbeitet. Ueberhaupt verdankt die Optik und Physik diesem genialen Forscher, der leider schon im neununddreißigsten Jahre uns entrissen wurde, viele wichtige Entdeckungen.

Die von ihm und Utzschneider gegründete optische Anstalt in München besteht noch unter der Firma Merz und Mahler, und aus ihr sind die Sternwarten nicht Europa's allein, sondern auch der übrigen Erdtheile mit Instrumenten großer Dimension versehen worden. Doch nur eins derselben, der vierzehnfüßige Refractor der Sternwarte Dorpat, ist noch von Fraunhofer's eigener Hand verfertigt. Nach vielen Versuchen Guinand's und Fraunhofer's gelang es letzterm im December 1817, das neun Zoll im Durchmesser haltende Objectiv zu Stande zu bringen, in einer Reinheit, wie sie für größere Gläser hier zum erstenmale erreicht wurde. Zu wiederholten Malen ward der erkaltete Glasfluß zu feinem Pulver zerstoßen und gereinigt dem Schmelzofen auf's Neue übergeben, bis ein allen Anforderungen entsprechendes Glas erhalten ward. Nachdem die übrigen Theile des Instruments in gleich trefflicher Ausführung gearbeitet waren, ward es durch W. Struve's Vermittlung von Alexander I. für die Dorpater Sternwarte angekauft und hier steht es seit 1824. Struve hat es fünfzehn Jahre hindurch, der Verfasser dieses Aufsatzes fünfundzwanzig Jahre lang benutzt, und es hat sich in dieser langen Zeit, bei sehr starkem Gebrauch in einem keineswegs günstigen Klima, erhalten, ohne das geringste von seiner Kraft zu verlieren. Alle späteren ähnlichen Instrumente dieser Werkstatt sind von anderer Hand. Das größte derselben ist das für die Sternwarte Lissabon gelieferte von sechsundzwanzig Fuß Brennweite und sechzehn Zoll Objectivöffnung; ihm zunächst steht das in Pulkowa von zweiundzwanzig Fuß Focallänge und vierzehn und einen halben Zoll Oeffnung.

Eine besondere Art der Fernröhre sind die Heliometer. Bouvard in Paris verfertigte das erste: es waren dies zwei Röhren, die sich am Ocularende zu einem vereinigten, während die beiden Objectivenden jedes ein Linsenglas trugen. Man erhielt also von demselben Gegenstande zwei Bilder, die im Ocular betrachtet, in derselben Richtung nebeneinander standen, wie die beiden Objective. Da nun diese sowohl umeinander gedreht, als auch beliebig voneinander entfernt werden konnten, also Richtung und Distanz der Bilder willkürlich veränderlich war, so konnte man z. B. den Durchmesser der Sonne bestimmen, wenn man die beiden Bilder derselben mit ihren Rändern zur Berührung brachte, und dann die Distanz der Mittelpunkte durch eine geeignete mikrometrische Vorrichtung ablas. In ähnlicher Weise konnte man auch den Durchmesser des Mondes oder den Abstand zweier Sterne bestimmen. Zur Messung kleiner Distanzen, z. B. der Planeten, war jedoch die Einrichtung ungeeignet, oder man hätte die Objective sehr klein machen müssen, was des Lichtverlustes wegen nicht thunlich war. Dieses Bouvard'sche Heliometer war deshalb nur von sehr beschränktem Gebrauche.

Fraunhofer kam deshalb auf den Gedanken, statt zweier vollen Objective zwei Hälften eines Objectiv's, aneinander verschiebbar und umeinander drehbar anzubringen. Zu diesem Zwecke mußte er ein fertiges Objectiv so spalten, daß der Spalt genau durch den Mittelpunkt ging und ohne alles Splittern oder sonstige Ungleichheit die beiden Hälften sonderte. Begreiflicher Weise gingen bei den ersten Versuchen viele schöne Objective verloren, allein man gelangte zu einer großen Sicherheit, so daß jetzt nur selten ein Mißlingen stattfindet. Da man hier jede Verschiebung in seiner Gewalt hat und die

Digitized by Google

Abstände bis auf Null, das heißt bis zum Zusammenfallen der beiden Mittelpunkte, vermindern kann, so findet keine Beschränkung rücksichtlich der Abstände statt. Das Heliometer bedarf keiner künstlichen Beleuchtung im Innern des Rohrs, überhaupt keiner besondern mikrometrischen Vorrichtung; die Messungen können beliebig repetirt, die Methode derselben mehrfach verändert werden.

Indeß ist die Zahl der größern Heliometer, die auf den Sternwarten aufgestellt sind, sehr gering, und noch geringer die Summe der damit ausgeführten Arbeiten. Die höchst verwickelten Correctionen und die große Sorgfalt, die man dem Instrumente fortwährend widmen muß, mögen manchen zurückschrecken. Am thätigsten war der Königsberger Heliometer unter Bessel und seinen Nachfolgern. Der seit 1839 aufgestellte Heliometer in Pulkowa ist nur in der kurzen Zeit, wo Winnecke dort beobachtete, zur Anwendung gekommen; der Orforder hat einige Beobachtungen geliefert; früher haben Brandes und Hansen einige Beobachtungen mit kleineren Heliometern angestellt. Den kleinen Heliometer der Berliner Sternwarte konnte der Verfasser nur kurze Zeit (vor seinem Abgange nach Dorpat) benutzen; er stellte einige Doppelsternmessungen damit an. Man wird abwarten müssen, ob es gelingt, den Gebrauch bequemer und die gesammte Einrichtung einfacher zu machen, denn gegenwärtig scheint es nicht, daß sie von den praktischen Astronomen besonders gesucht sind.

Der Optiker Plößl in Wien verfertigt Fernröhre, die er dialytische nennt. Er bringt die beiden Linsen des Objectivs an ganz verschiedenen Stellen des Rohrs an, so daß die eine Linse am gewöhnlichen Objectivende, die andere etwa in der Mitte des Rohres sich befindet. Dadurch soll es ermöglicht werden, die Instrumente kürzer zu machen und doch weder an Lichtstärke noch Vergrößerung etwas aufzuopfern. Ein vollgiltiges Urtheil über diese Erfindung wird sich erst dann ergeben, wenn es gelungen ist, Fernröhre in größerm Maßstabe nach Plößl'schem Princip auszuführen. Bis jetzt liegen nur Instrumente von wenigen Fuß Brennweite vor, und diese bewähren sich allerdings.

Vor der Hand scheint es weniger darauf anzukommen, durch neue Erfindungen die optischen Mittel zu vergrößern und zu verstärken, als darauf, die jetzt bereits vorhandenen und ermöglichten trefflichen Werkzeuge zweckmäßig zu placiren und in angemessener Weise zu verwenden. Mit noch weiter gehenden Vergrößerungen, als gegenwärtig möglich sind, wäre den Nebelklimaten, in denen jetzt fast alle Rieseninstrumente stehen, nicht gedient; sie würden hier doch keine fruchtbringende Anwendung finden; ganz anders auf dem Pik von Teneriffa, dessen herrlich strahlendes Firmament wir durch Piazzi Smyth kennen gelernt haben, oder in den heitern Gefilden Westindien's und Südamerika's, so wie der arabischen Südküste. Noch manche andere Punkte unserer Erdkugel, unter andern die, wo bereits in grauester Vorzeit die Himmelskunde blühte, würden zur Aufstellung der optisch kräftigsten Instrumente sich eignen; doch allerdings wird man solche Hoffnungen vertagen müssen auf die Zeiten, wo wissenschaftliche Cultur und mildere Sitte in diesen Gegenden wieder eingezogen sind, und die wohl keiner der jetzt Lebenden und Wirkenden mehr erblicken wird.

Unsere Absicht ging nur dahin, einige, diese wichtige Erfindung betreffende Hauptthatsachen zusammenzustellen, über die man so häufig irrigen Ansichten begegnet, keineswegs aber eine vollständige Geschichte der Entdeckung zu geben. In einer solchen würde nicht von Gläsern und Spiegeln allein, sondern von vielen andern Gegenständen (wir erwähnen hier nur der mechanischen Einrichtungen und der mikrometrischen Meßwerkzeuge) die Rede sein müssen, was die Grenzen eines Journalartikels weit überschritte. Die nun schon durch drei Jahrhunderte sich hinziehenden Bemühungen, die künstlichen Sehwerkzeuge kräftiger, bequemer im Gebrauch und allgemeiner zugänglich zu machen, sind von großem Erfolge gewesen, und wenn man so oft und so allgemein darüber klagen hört, daß der Geldwerth täglich geringer und in Folge dessen die Preise aller Dinge fort und fort höher sich stellen, so muß in Beziehung auf Fernröhre (und noch mancher andern Gegenstände, wie beispielsweise Uhren) entgegnet werden, daß sie jetzt erheblich wohlfeiler zu beschaffen sind, als vor hundert und zweihundert Jahren.

Digitized by Google

Man vergleiche nur die Preise, welche Steinheil's optisches Institut in Sendling bei München aufstellt, mit denen, welche sich Campana von Ludwig XIV. zahlen ließ. Jetzt kann jeder einigermaßen bemittelte Privatmann sich das anschaffen, was damals nur den Geldfürsten oder denen, für die der Schatz eines mächtigen Monarchen sich öffnete, zugänglich war. Oft erhalten wir jetzt werthvolle und wichtige Beobachtungen von Männern, die wir nebst ihrer Warte bei dieser Gelegenheit zum ersten Male kennen lernen. Hoffen wir, daß dieses günstige Verhältniß nicht allein dauernden Bestand haben, sondern in Zukunft durch neue Forschungen und Vervollkommnungen sich noch günstiger als gegenwärtig gestalten werde.

Kaffee.

Von

Justus von Liebig.

Ich hatte als Knabe französischen Unterricht bei einer Französin, die an einen Conditor der Hofküche des Großherzogs in Darmstadt verheirathet war, und mit einem ihrer Söhne, mit dem ich befreundet war — er ist später ein höchst tapferer und ausgezeichneter Officier geworden — kam ich häufig in die Hofküche, die für mich nicht bloß eine Quelle von materiellen Genüssen war. Das Brödeln, Braten und Backen erregte mein höchstes Interesse, ich konnte ohne Unterbrechung der Vollendung eines Bratens am Spieße zusehen, von dem rohen Fleische an, bis das Stück ein braunes duftendes Kleid durch das Feuer bekommen hatte; das Bestreuen des Kalbsbratens mit Salz, das Einwickeln des Kapauns mit Speckstreifen — nichts entging meiner kindischen Aufmerksamkeit. So ist mir denn von da an eine Neigung zum Kochen geblieben, und in meinen Mußestunden beschäftige ich mich häufig noch mit den Mysterien der Küche, mit der Zubereitung der Speisen, welche die Menschen genießen und was alles dabei vorgeht; es sind dies meistens Dinge, von denen die Chemie so gut wie nichts weiß. Junge talentvolle Chemiker geben sich mit dergleichen Arbeiten nicht ab, da diese nicht geeignet sind, als Documente ihrer Geschicklichkeit oder ihres Scharfsinns zu dienen oder Anspruch auf Anerkennung im Gebiete ihrer Wissenschaft zu machen, und so müssen sich schon die Alten damit beschäftigen.

Ueber die beste Methode der Bereitung des Getränkes „Kaffee“ gehen die Meinungen der Liebhaber und der Köchinnen sehr weit auseinander und die Schwierigkeiten müssen dem nicht gering erscheinen, welcher weiß, daß die Erfindungsgabe der Spängler und anderer Künstler das bereits vorhandene halbe Hundert von Kochgeschirren oder Kaffeemaschinen, wie man sie nennt, jährlich mit neuen Verbesserungen bereichert. Da meine Vorschrift zur Bereitung des Kaffee's alle diese mannigfaltigen Kochgeschirre überflüssig zu machen droht, so muß ich freilich fürchten, die zahlreiche Classe der Fabrikanten derselben zu ihren Gegnern zu machen, ich appellire aber an die Unparteiischen, die meinen Kaffee trinken und hoffe, sie auf meine Seite zu bringen.

Ueber den Einfluß des Kaffee's und Thee's auf die moderne Geistesrichtung und Civilisation ist soviel schon geschrieben worden, daß es überflüssig ist, hier näher darauf einzugehen; sicher ist, daß Anna Boleyn, nachdem sie beim Frühstück ein halbes Pfund Speck und ein Maß Bier zu sich genommen hatte (wie sie in einem ihrer Briefe erwähnt) mit andern Empfindungen vom Tische aufstand, als wenn sie eine Tasse Thee oder Kaffee, Butterbrod und ein Ei gefrühstückt hätte. Ich übergehe auch die nationalökonomische Bedeutung des Kaffee's und will hier nur noch ein paar Worte über den Einfluß sagen, den der Kaffee auf die moderne Kriegführung gehabt hat. In dem ersten schleswig-holsteinischen und dem letzten italienischen Kriege hat die Einführung des Kaffee's sehr wesentlich dazu beigetragen, den Gesundheitszustand der Soldaten zu verbessern und ich bin versichert worden, daß auch in mehreren Regimentern in der baierischen Armee, die Einführung des Kaffee's zum Frühstück und auf Märschen sich sehr nützlich erwiesen habe, und Julius Fröbel erzählt (Seven years in Centralamerica, p. 226), „daß der Kaffee für die Mannschaft der großen Handelscara-

Digitized by Google

vanen in Centralamerika ein unentbehrliches Bedürfniß ist. Branntwein wird lediglich als Medicin genommen, aber Kaffee ist, im Gegensatze, ein unentbehrlicher Artikel und wird täglich zweimal getrunken. Die erfrischenden und stärkenden Wirkungen dieses Trankes bei großer Anstrengung, in der Hitze sowohl wie in der Kälte, im Regen oder trocknen Wetter, sind außerordentlich."

Ueber die Qualität der verschiedenen Kaffeesorten sagt W. S. Palgrave in der Beschreibung seiner Reise in Centralarabien (I. Thl., S. 424. London 1865) Folgendes: „Der beste Kaffee kommt aus Yemen, gewöhnlich Mokka genannt; sehr wenig von diesem geht nach Europa, denn zwei Drittel davon werden in Arabien, Syrien und Aegypten und der Rest beinahe ausschließlich in der Türkei und Armenien verbraucht; die letztern Länder erhalten übrigens weder den besten noch den reinsten Yemenkaffee. Noch ehe die Waare die Hafenstädte Alexandrien, Jaffa, Beyrut 2c. erreicht, wird sie gesiebt und wieder gesiebt; die Ballen werden geöffnet und durch erfahrne Hände, Korn vor Korn ausgepickt und anstatt der harten, runden, halbdurchscheinenden grünlich braunen Bohnen, welche allein würdig sind zum Getränk, Kaffee genannt, gewählt zu werden, sind es die undurchsichtigen abgeplatteten, weißlichen zerbrochenen Bohnen, die an Bord der Schiffe gelangen. Diese Behandlung ist so constant, daß die Qualität, ähnlich wie die Gradenkreise auf einer Landkarte, mit der Entfernung von Yemen abnimmt und ich selbst (sagt Palgrave) habe unzähligemal der Operation als Augenzeuge beigewohnt, die mit dem größten Ernste vorgenommen wird. Die Kaffeesorte, welche als die zweite im Rang angesehen wird, ist die abessinische; die Bohne ist größer und besitzt ein anderes Aroma; nach dieser kommt der indische und der von den Pflanzungen zu Oman. Nach dem Urtheil der Orientalen nimmt die amerikanische Bohne den untersten Rang ein. In Arabien und namentlich in Nejad, wird der Kaffee vor dem Genusse mit Gewürznelken und ähnlichen Gewürzen versetzt und man hält diesen Zusatz für durchaus nothwendig, um dem sehr schwach gerösteten Kaffee das ihm mangelnde flüchtige Aroma zu geben."

In Deutschland werden die Javasorten am meisten geschätzt; Feinschmecker behaupten, daß durch den Zusatz von Domingo, Cheribon, Brasil zum Javakaffee der Wohlgeschmack erhöht werde. Ein Wechsel der Sorte ist jedenfalls zuweilen anzurathen, um den Geschmack für die guten wieder aufzufrischen.

Die Engländer sind bekanntlich Meister in der Bereitung des Thee's, aber die Kaffeebereitung behaupten die Deutschen besser zu verstehen. Richtig ist, daß im Verhältniß sehr viel mehr Kaffee in Deutschland getrunken wird, als Thee.

Die deutschen Gelehrten im besondern, ziehen den Kaffee dem Thee vor, was vielleicht mit ihren Gewohnheiten und den Wirkungen beider Getränke in Verbindung steht. Der Thee wirkt bekannt direct auf den Magen ein, dessen Bewegungen zuweilen in dem Grade dadurch vermehrt werden, daß er, nüchtern genossen, einen Brechreiz hervorbringt. Der Kaffee hingegen vermehrt die peristaltischen Bewegungen abwärts und so betrachtet denn der deutsche Gelehrte, bei seiner mehr sitzenden Lebensweise, des Morgens eine Tasse schwarzen Kaffee, unterstützt durch eine Cigarre, als ein schätzbares Mittel zur Beförderung gewisser organischer Vorgänge. Auch die russischen Damen sind, wie man behaupten hört, aus gleichen Gründen Verehrerinnen des Kaffee's und des Tabaks geworden.

Nach dem Vorhergehenden bietet die Bereitung eines Kaffee's, welcher die eben erwähnten vortrefflichen Wirkungen im vollsten Grade besitzt, Interesse genug dar.

Ich bin zu meinen Versuchen hierüber ursprünglich durch die Absicht veranlaßt worden, einen Kaffeeextract darzustellen, welcher für Reisende und Armeen auf dem Marsche dienlich sein könnte und ich habe bei dieser Gelegenheit zuerst den Einfluß der Luft, oder des Sauerstoffs der Luft, auf den Kaffee wahrgenommen, durch welche seine guten Eigenschaften sehr wesentlich verschlechtert werden; ich habe gefunden, daß ein wässeriger heißer Auszug der gerösteten Kaffeebohnen, welcher frisch für den Genuß sich vollkommen eignet, beim raschen oder langsamen Verdampfen in hoher oder niedriger Temperatur, durch die Berührung mit der Luft seinen angenehmen Geschmack nach und nach völlig

Digitized by Google

verliert; es bleibt eine schwarze extractartige Masse, die sich nicht mehr vollständig im kalten Wasser löst und sich wegen ihres üblen Geschmackes nicht mehr genießen läßt.

Für alle Methoden der Kaffeebereitung ist es zunächst erforderlich, die Kaffeebohnen mit der Hand zu sortiren; man findet darunter häufig fremde Dinge, Splitter Holz, Vogelfedern, in der Regel eine Anzahl ganz schwarzer verschimmelter Bohnen, die man aussondern muß; der Geschmacksinn ist so fein, daß ihm auch die kleinste fremde Beimengung nicht entgeht. *)

Kaffeebohnen von dunkler oder dunkelgrüner Farbe sind meistens mit Indigo oder Berlinerblau gefärbt, es ist bei diesen nothwendig, die Farbe mit etwas Wasser abzuwaschen; bei den hellen Sorten ist dieses Waschen unnöthig, ebenso wie das Abtrocknen der gewaschenen Bohnen.

Die nächste Operation, die man vorzunehmen hat, ist das Rösten. Von der Röstung hängt die gute Beschaffenheit des Kaffee's ab; die Bohnen sollen nur bis zu dem Punkte geröstet werden, wo sie ihre hornähnliche Beschaffenheit verloren haben, so daß man sie auf einer Kaffeemühle mahlen oder, wie im Orient geschieht, in einem Mörser zu einem feinen Pulver zerstoßen und zerreiben kann.

Der Kaffee enthält bekanntlich einen krystallinischen Körper, das Kaffein, welcher auch Theein genannt wird, da er ebenfalls einen Bestandtheil des Thee's ausmacht; dieser Stoff ist flüchtig und alle Sorgfalt muß darauf gerichtet werden, denselben im Kaffee zu erhalten. Dies geschieht, wenn man die Bohnen langsam röstet, bis sie eine hellbraune Farbe angenommen haben. In den dunkelbraun gerösteten Bohnen ist kein Kaffeein mehr; sind die Bohnen schwarz, so sind die Hauptbestandtheile der Bohnen völlig zerstört, und das Getränk, welches man daraus bereitet, verdient den Namen Kaffee nicht mehr. In einem Hause, wo man den Kaffee beim Rösten auf der Straße riecht, trinkt der Kenner keinen Kaffee.

Die gerösteten Kaffeebohnen verlieren mit jedem Tage der Aufbewahrung an ihrem aromatischen Geruche in Folge der Einwirkung der Luft, welche die durch das Rösten porös gewordenen Bohnen leicht durchdringt. Diese schädliche Veränderung kann zweckmäßig verhütet werden, wenn man am Ende der Röstung, bevor die Bohnen aus dem noch sehr heißen Röstungsgefäße (Trommel oder Pfanne) geschüttet werden, mit etwas gepulvertem weißen Zucker bestreut; auf ein Pfund Kaffeebohnen genügt eine halbe Unze (ein Loth) Zucker. Der Zucker schmilzt sogleich und durch anhaltendes starkes Umschütteln und Umrühren verbreitet er sich auf alle Bohnen und überzieht sie mit einer dünnen aber für die Luft undurchdringlichen Schichte Caramel; sie sehen alsdann glänzend aus, wie mit einem Firniß überzogen, und verlieren hierdurch beinahe ganz ihren Geruch, der natürlich wieder beim Mahlen auf's stärkste zum Vorschein kommt.

In Wien und den böhmischen Bädern wird der Bedarf an Bohnen täglich geröstet, was von Verständniß zeugt, aber was man auf dieser Seite gewinnt, verliert man auf der andern, indem man die Bohnen viel zu stark röstet; der schwach geröstete, so meint man, gebe nicht genug aus, was in Beziehung auf die Farbe richtig ist.

Nach dieser Operation schüttet man die Bohnen aus dem Gefäß, in welchem sie geröstet worden sind, auf ein Eisenblech, verbreitet sie zu einer dünnen Schicht, so daß sie rasch erkalten. Läßt man die heißen Bohnen zusammengehäuft liegen, so erhitzen sie sich durch die Einwirkung der

*) Ich befand mich kürzlich bei Freunden auf dem Lande zum Besuche und bekam des Morgens einen Kaffee, dessen Geschmack ihn für mich beinahe ungenießbar machte. Auf meine Bemerkung hierüber zeigte mir die Frau vom Hause eine Probe ihres Vorrathes und es schien mir sogleich, daß der Grund des übeln Geschmackes wesentlich auf fremden Beimengungen beruhe. Auf meinen Wunsch wurde der Vorrath auf einen Tisch geschüttet und die Anwesenden von mir eingeladen, beim Sortiren zu helfen; in der That fanden sich im Pfunde beinahe vier Loth fremde Dinge darunter, unter andern auch Vogelexcremente vor, was den übeln Geschmack genügend erklärte. Die gereinigten Bohnen gaben nachher ein ganz leidliches Getränk. Bei den wohlfeilen Kaffeesorten muß man besonders aufmerksam sein; die fremden Verunreinigungen finden sich sehr selten in den Javasorten, sehr häufig im Brasil und in Beziehung auf letztern hat man mir gesagt, daß man dort im Lande die wenigste Vorsicht auf das Trocknen der reifen Bohnen verwende und namentlich die Vögel ungehinderten Zutritt hätten.

Luft, fangen an zu schwitzen und wenn die Masse groß ist, so steigt das Erhitzen bis zum vollständigen Entzünden. Die gerösteten Bohnen müssen an einem trocknen Orte aufbewahrt werden, da der Zucker, mit dem sie überzogen sind, leicht Feuchtigkeit anzieht.

Beim Rösten bis zur hellkastanienbraunen Farbe verlieren die rohen Bohnen 15 bis 16 Procent und der aus diesen gerösteten Bohnen durch siedendes Wasser darstellbare Extract beträgt 20 bis 21 Procent von dem Gewichte der rohen Bohnen. Der Gewichtsverlust ist sehr viel größer wenn die Röstung weiter, bis zur dunkelbraunen oder schwarzen Farbe der Bohnen fortgesetzt wird.

Während die Bohnen beim Rösten an Gewicht verlieren, nimmt ihr Volumen durch Aufschwellen zu. 100 Volumen grüner Bohnen geben nach dem Rösten 150 bis 160 Volumen, oder zwei Maß grüner Bohnen geben drei Maß gerösteter.

Die üblichen Methoden der Kaffeebereitung sind 1) Filtration, 2) Infusion und 3) Kochen.

Die Filtration gibt oft, aber nicht immer, einen guten Kaffee. Wenn das Aufgießen des siedenden Wassers auf das Kaffeepulver langsam geschieht, oder das Wasser nicht rasch durchläuft, so kommen die Tropfen mit zuviel Luft in Berührung, dessen Sauerstoff die aromatischen Theile verändert, oft ganz zerstört; auch ist die Extraction unvollkommen. Anstatt 20 bis 21 Procent löst das Wasser nur 7 bis 10 Procent Extrat auf und man verliert mithin 11 bis 13 Procent.

Die Infusion geschieht, indem man das Wasser zum Sieden bringt, den gemahlenen Kaffee hineinschüttet, sodann das Kochgefäß vom Feuer entfernt und etwa zehn Minuten ruhig stehen läßt. Der Kaffee ist zum Gebrauche fertig, wenn das auf der Oberfläche des Wassers schwimmende Pulver beim Umrühren leicht zu Boden sinkt. Diese Methode gibt einen sehr aromatischen Kaffee, aber von geringem Extractgehalte.

Das Kochen, wie es im Oriente gebräuchlich ist, gibt einen vortrefflichen Kaffee; man setzt dort das Kaffeepulver mit kaltem Wasser auf das Feuer und läßt die Flüssigkeit nur bis zum Aufwallen kommen; das feine Kaffeepulver wird dort nicht abgesondert. Bei längerem Sieden, wie dies häufig bei uns geschieht, werden die aromatischen Theile verflüchtigt, der Kaffee ist alsdann reich an Extract aber arm an Aroma.

Als die beste Methode der Kaffeebereitung habe ich die folgende gefunden, sie ist eine Verbindung der zweiten und dritten Methode.

Bei der Bereitung des Kaffee's behält man sein gewohntes Verhältniß von Wasser und gerösteten Kaffee bei; ein kleines Blechgefäß, welche eine halbe Unze (ein Loth) rohe Bohnen faßt, mit gerösteten Bohnen angefüllt, gibt in den meisten Familien ein Maß ab für zwei sogenannte kleine Tassen Kaffee, von mäßiger Stärke; ich liebe etwas stärkeren Kaffee.

Man bringt das Wasser mit drei Viertel des Kaffeepulvers, welches man zur Bereitung verwenden will, zum Sieden und läßt volle zehn Minuten, oder auch länger, bei gelindem Feuer und mit schwachem Aufwallen kochen. Nach dieser Zeit wird das zurückbehaltene Viertel Kaffeepulver eingetragen und das Kochgeschirr sogleich vom Feuer entfernt; es wird bedeckt und fünf bis sechs Minuten ruhig stehen gelassen; beim Umrühren setzt sich alsdann das auf der Oberfläche schwimmende Pulver leicht zu Boden und der Kaffee ist jetzt, vom Pulver abgegossen, zum Genusse fertig.

Angenommen, man wolle acht kleine Tassen Kaffee machen, so mißt man mit dem erwähnten Blechgefäß vier Maß geröstete Kaffeebohnen ab, drei Maß davon werden zuerst und dann das vierte Maß gemahlen und beide Portionen getrennt gehalten. Man mißt alsdann acht volle Tassen Wasser ab, setzt die drei Maß Kaffeepulver zu und verfährt bis zu Ende, wie soeben beschrieben worden ist. Man kann, um alles Pulver abzusondern, den fertigen Kaffee vor dem Serviren durch ein reines Tuch fließen lassen; in der Regel ist dies nicht nöthig und für den reinen Geschmack oft nachtheilig.

Das fertige Getränk soll eine braune (nicht schwarze) Farbe haben; es ist immer trübe, wie etwa mit Wasser verdünnte Chocolade. Die trübe Beschaffenheit des nach dieser Methode bereiteten Kaffee's kommt nicht von aufgeschlämmtem Kaffeepulver, sondern von einem eigenthümlichen butter-

Digitized by Google

artigen Fette her, wovon die Bohnen etwa zwölf Procent enthalten und welches durch starkes Rösten zum Theil zerstört wird. Der Feinschmecker sieht nicht auf die Klarheit des Kaffee's, sondern liebt ihn so, wie er im Vaterlande des Kaffee's getrunken wird, wo man von Filtriren und von Hausenblase, um ihn zu klären, nichts weiß.

In größeren Haushaltungen, in welchen diese Kaffeebereitung Eingang gefunden hat, wird der zurückgebliebene Kaffeesatz mit Wasser nochmal aufgekocht und dieses bei der nächsten Bereitung anstatt reinem Wasser verwendet; ein Verfahren, was auch für kleine Haushaltungen zu empfehlen ist.

Bei der gewöhnlichen Bereitung des Kaffee's bleibt häufig mehr als die Hälfte der löslichen Theile der Bohnen im Kaffeesatze zurück.

Um die nämliche gute Meinung von dem nach meiner Methode bereiteten Kaffee zu gewinnen, die ich selbst davon habe, muß man zunächst sich ganz strenge an meine Vorschrift halten, was, wie ich wohl weiß, eine schwierige Aufgabe für Köchinnen ist, die von dem Gewohnten kaum abzubringen sind und man darf sodann den Geschmack des gewöhnlichen Getränkes nicht zum Muster nehmen, sondern mehr die guten Wirkungen beachten, welche mein Kaffee auf den Organismus hat. Viele, welche mit der dunklen oder schwarzen Farbe den Begriff von Stärke oder Concentration verbinden, haben häufig den nach meiner Methode bereiteten Kaffee für dünn und schwach gehalten; bei diesen ist es mir stets gelungen, durch Färbung desselben mit gebranntem Zucker oder einem Kaffeesurogate, wodurch er eine dunkelschwarze Farbe bekam, eine bessere Meinung für meinen Kaffee zu gewinnen. Dick, schwarz und allzusüß darf der Kaffee nicht sein.

Der wahre Kaffeegeschmack ist den meisten Menschen so gänzlich unbekannt, daß viele Personen, die meinen Kaffee zum erstenmal trinken, seinen Geschmack beanstanden, weil er nach den Bohnen schmecke. Ein Kaffee aber, der nicht nach den Bohnen schmeckt, ist kein Kaffee mehr, sondern ein künstliches Getränk, dem man irgend ein anderes ähnliches substituiren kann; daher kommt es denn, daß die Getränke aus den Kaffeesurogaten, geröstete Cichorienwurzel — gelbe Rüben — Runkelrüben — wenn man eine Spur gebrannten Kaffee hinzufügt, von dem echten Kaffee von den Meisten nicht unterschieden werden können und daß die Kaffeesurogate eine so große Verbreitung haben. Eine dunkelbraune Brühe, welche empyrematisch schmeckt, ist für die meisten Menschen Kaffee. Theesurogate gibt es dagegen nicht, weil jeder Theetrinker weiß, wie Thee schmeckt.

Als ich in Erlangen studirte bekam ich zum Frühstück einen Kaffee von der schönsten Farbe, der mir aber häufig übel machte; auf meine Bemerkung darüber erhielt ich regelmäßig den Bescheid, daß mein Kaffee von der besten Sorte in der Stadt bereitet sei, bis ich denn zuletzt die Hausfrau ersuchte, mir ihren Kaffee zu zeigen und es kam richtig der bekannte längliche Cylinder mit dem rothen oder auch gelben Umschlag zum Vorschein, auf welchem der Käufer die Versicherung erhält, daß er „echten Mokka" kaufe. Die Leute im Hause wußten gar nicht, daß es „andern" Kaffee gäbe; und so erhielt ich häufig in der Umgebung Münchens, wenn ich die Kellnerin schüchtern fragte, ob der Kaffee, den sie mir brachte, wirklich aus Bohnen bereitet sei, mit Entrüstung die Antwort, daß „in ihrem Hause der Kaffee niemals aus Bohnen gemacht werde." In der Regel war ich hierüber nicht im Zweifel. Auf Eisenbahnstationen und Dampfschiffen trinkt der Eingeweihte keinen Kaffee, denn was man dort so nennt, ist in der Regel nichts anders, als eine heiße wässrige Lösung von Kaffee-Extract, welcher aus schwarzgebranntem Zucker, sogenanntem schwarzem Caramel besteht, ohne Zusatz eines Dinges, welches in Kaffeebohnen ist. Es ist dies eine schwarze glänzende Masse (in einem Umschlag von Staniol) von welchem in dem Nebenzimmer ein Stückchen in die Tasse gethan, und mit heißem Wasser angerührt, den Gästen vorgesetzt wird; die, welche ein solches Gebräu als Kaffee trinken, verdienen in der That nichts besseres.

Kürzlich trank einer meiner Freunde, ein vielgereister und in der Feinschmeckerei erfahrener Mann, Kaffee in meinem Hause, ohne von der bei mir eingeführten Bereitungsweise etwas zu wissen und ich fühlte mich nicht wenig geschmeichelt, als er beim ersten Kosten ausrief: „Ei, der Kaffee schmeckt ja wie in der Türkei!"

Digitized by Google

Man schreibt dem Kaffee in der Regel erhitzende Eigenschaften zu und er wird als Getränk aus diesem Grunde von vielen Personen gemieden, allein diese erhitzenden Eigenschaften gehören den flüchtigen Producten an, welche durch die Zerstörung der Bestandtheile des Kaffee's beim Rösten erzeugt werden, und nicht dem Kaffee wie er sein muß.

Der nach meiner Methode bereitete Kaffee ist durchaus nicht erhitzend und ich habe gefunden, daß er nach dem Mittagessen genossen werden kann, ohne die Verdauung zu stören, was wenigstens bei mir die regelmäßige Folge des Genusses von stark gebranntem Kaffee ist.

Für gewisse Fälle, namentlich für Reisen und Märsche, wo man sich mit den zum Mahlen und Rösten der Bohnen nöthigen Geräthen nicht belästigen will, lassen sich dem Kaffee in Pulverform seine aromatischen Bestandtheile conserviren durch folgende Zubereitung.

Die gerösteten Bohnen werden zu Pulver gemahlen und sogleich mit einem dicken Zuckersyrup befeuchtet, den man erhält, wenn man drei Theile Zucker mit zwei Theilen Wasser übergießt und eine Viertelstunde stehen läßt. Auf ein Pfund Kaffeepulver genügen zwei Unzen Zucker; wenn das Kaffeepulver sorgfältig mit dem Syrup befeuchtet ist, so setzt man noch zwei Unzen feingepulverten Zucker zu, den man mit dem Pulver innig mischt und breitet es an der Luft zum Trocknen aus. Durch den Zucker werden die flüchtigen Theile eingehüllt, sodaß die beim Trocknen sich nicht verflüchtigen; wenn man Kaffee bereiten will, so übergießt man eine beliebige Menge dieses Pulvers mit kaltem Wasser und bringt es damit langsam bis zum Sieden.

Aus so zubereitetem Kaffeepulver, welches einen Monat lang an offner Luft lag, habe ich bei einmaligem Aufkochen einen sehr nahe so guten Kaffee erhalten, wie aus frisch gerösteten Bohnen.

Wenn man die Zahlenangaben über den Verbrauch des Kaffee's in Europa liest und in Betrachtung zieht, daß die Hälfte der Bevölkerung geröstete Rüben, Feigen oder Zucker anstatt Kaffee trinkt und die andere Hälfte durch die fehlerhafte Zubereitung dem wahren Kaffee alle seine nützlichen und wohlthätigen Eigenschaften nimmt, so wird man an dem Instinct der Menschen irre und man versteht nicht mehr, für welchen vernünftigen Zweck jährlich so große Summen vergeudet werden. Es ist eben viel Einbildung dabei und Selbstbetrug wie bei unzähligen andern Genüssen.

Toledo.

Von

Karl Schröder.

Nichts Oederes, als die nächsten Umgebungen von Madrid! Wenn man aus der hochgelegenen Puerta de Toledo tritt, so sieht man auf einen nahe gelegenen Friedhof hinab, und man empfindet wirklich Mitleid mit den Armen, die auf diesem völlig nackten, entsetzlichen Raume liegen müssen, der nicht einmal dem einfachsten Blumenschmuck der Gräber, nicht einer einzigen Trauerweide das Dasein erlaubt. Wenden wir uns daher von der nächsten Umgebung ab, um einen Ausflug nach Toledo zu machen.

Vor dem Ausgange der Calle de Atocha zu Madrid, jenseits des Prado, liegt der Bahnhof für die Linien Madrid-Zaragoza und Madrid-Alicante, von deren letzterer sich die Bahn nach Toledo abzweigt; der Bahnhof besteht aus einem schönen steinernen Gebäude für die Bahnverwaltung und aus einem erbärmlichen hölzernen Schuppen für das Publicum, und da es zu langweilig sein würde, sich jedes einzelne Mal über die Bahnhöfe zu ärgern, so sei es uns erlaubt, diesen Aerger hier gleich mit einem Male abzumachen und die natürlichen Aeußerungen des Unwillens über dieselben zu anticipiren.

Von keiner Seite präsentirt sich Madrid so vortheilhaft, wie von dieser Bahn aus. Lange Zeit hindurch hat man das Panorama der Stadt zur Seite: im Vordergrunde die langen Alleen des Prado, und dahinter aufsteigend die ganze Häusermasse, von einzelnen großen Gebäuden und zahlreichen Kuppeln überragt. Wer also auf dieser Seite Madrid verläßt, ist im Vortheil gegen den, der von eben daher kommt: bei ihm wird der letzte günstigste Eindruck leicht der herrschende bleiben, während bei diesem der erste Anblick

Digitized by Google

Erwartungen erregt, die nicht erfüllt werden.

Die erste Station Getafe, ein großes Dorf oder eine kleine Stadt, würde nicht der Erwähnung werth sein, wenn nicht ganz in ihrer Nähe eine kleine Kapelle, auf einem niedrigen Hügel gelegen, ein berühmter Wallfahrtsort wäre. Der officielle Name dieses Hügelchens ist el cerro de los Angeles (Hügel der Engel); das Volk nennt ihn el Punto, weil er für das räumliche Centrum von Spanien gilt.

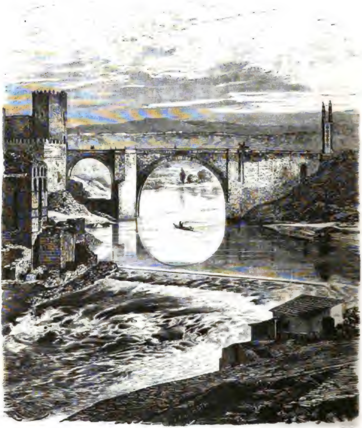
Es bedarf keiner Erwähnung, daß die Gegend hier dieselbe ist, wie auf der andern Seite von Madrid. Aber auch diese Wüste hat ihre Oasen. Nicht lange, und wir begegnen Olivenpflanzungen, Kornfeldern und Weingärten, kümmerlich zwar, aber ein paradiesischer Anblick nach dem, was vorhergegangen ist. Die kahlen gelben Hügel zur Linken treten zurück, sie begrenzen ein weites Thal mit ausgedehnten Wiesen, auf denen Heerden von Maulthieren und Pferden weiden; man sieht Menschen auf den Feldern beschäftigt, große Baumgruppen, einen Fluß — es ist der Tajo — und die Oase, die er bewässert, ist Aranjuez.

Wenn ich recht unterrichtet bin, so war Aranjuez in früheren Zeiten ein ganz kleines Jagdschlößchen. Philipp II. begann den Bau eines großen Palastes, der aber erst unter Karl III., in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, vollendet und zur Residenz erhoben wurde. Somit ist ziemlich klar, daß Schiller einen Anachronismus beging, als er die Hofhaltung Philipp's II. nach Aranjuez verlegte. Und doch wird das Hauptinteresse für Aranjuez, bei uns Deutschen wenigstens, gewiß lediglich durch den „Don Carlos“ erweckt. Denn im Uebrigen ist schwer einzusehen, was in Aranjuez besonders interessiren sollte. Man müßte denn etwa noch keines dieser unzähligen Schlösser aus den letzten Jahrhunderten, keinen dieser ewig gleichen Gärten mit ihren Taxushecken und Lauben, ihren Statuen und chinesischen Pavillons, ihren griechischen Tempelchen, winzigen Grotten, ihren Springbrünnlein, Inselchen und Zwergbrücken gesehen haben, lauter Miniaturausgaben des mächtigen Versailles. Nur in Einem sind die Gartenanlagen von Aranjuez eigenthümlich. Der den Plan dazu entwarf, wußte den Umständen durchaus Rechnung zu tragen, und so vermied er die sonst gebräuchlichen großen Hauptalleen, die in weiter Entfernung gegen das Land zu geöffnet sind und eine unendliche Perspective bieten, wie die Riesenavenue, in die man von der Schloßterrasse von Versailles hinabsieht. Eine solche Perspective hätte freilich hier recht jämmerlich ausfallen müssen; hier galt es nicht, Aussichten zu öffnen, sondern zu verdecken, und nicht breite sonnige, sondern möglichst schattige Wege waren das erste Erforderniß. So bietet denn wirklich Aranjuez Schatten und Kühlung in erwünschter Menge, und deshalb mag es mit ihm gehen wie mit Buen Retiro: was absolut betrachtet durchaus gewöhnlich und unbedeutend wäre, gewinnt einigen Reiz durch die Gegensätze der Umgebung.

Selbst wer es gern vermeidet, sich auf den ausgetretenen Pfaden verbrauchter Citate zu ergehen, wird doch nicht umhin können, beim Weiterfahren sich die hinlänglich bekannte Wahrheit vorzusagen, daß die schönen Tage von Aranjuez vorüber sind. Denn kaum haben wir die nächsten Umgebungen des Schlosses und den Bahnhof verlassen, so liegt schrecklicher als je die gelbe Sandwüste vor uns. Nur der Lauf des Tajo bringt eine geringe Abwechslung in dieselbe, dessen Ufer mit dürren Bäumen besetzt sind und der so wie eine lange, hundertfach gewundene Allee sich durch den Sand hinzieht. Bei Castillejo, der ersten Station hinter Aranjuez, verlassen wir die große Linie und wenden uns den kahlen runden Sandhügeln zu, hinter denen das kaiserliche Toledo liegt.

Der Anblick von Toledo ist unvergleichlich. Die Ebene ist verschwunden, die Sandhügel liegen hinter uns — hier ist alles starrer schroffer Fels; in eine wilde, unendlich romantische Schlucht eingeengt, bildet der Tajo einen weiten hufeisenförmigen Bogen, dadurch einen mächtigen Fels auf allen Seiten umfluthend und fast inselgleich von der übrigen Welt abschließend. Und auf diesem Felsen liegt das wirre Häuserchaos von Toledo, auf- und absteigend die sieben Kuppen seines felsigen Grundes, auf dessen höchstem Puncte das riesige Mauerviereck des Alcazar thront. Klimmt ihr die steile Straße hinan, die vom Bahnhofe zur Stadt sich

emporwindet, und betrachtet den stolzen Bogen der von Thürmen und Thoren bewachten Brücke von Alcantara, so wird euch ein Blick in die wilde Felsschlucht, in deren Tiefe der Fluß dahinbraust, und die Zeit, hat klaffende Breschen in die Mauern gerissen und gewaltige Thürme und Blöcke von Mauerwerk von dem Felsen herunter in den Fluß gestürzt, aus dessen Wassern sie emporragen. Hier er-



Brücke von Alcantara.

auf eine Welt von festen Thürmen und Mauern und Thoren, unter denen ihr die Reste römischer und arabischer und mittelalterlicher Kunst unterscheidet, und welche Toledo, die Burg Zion Spaniens, gegen alle feindliche Hand schirmten. Heute freilich liegen große Theile dieser Bollwerke danieder; die mächtigste Feindin, heben sich noch Reste von den hohen Bogen einer römischen Brücke, dort seht ihr die Ruinen eines gothischen Palastes, dort wieder steht einsam ein herrliches zinnengekröntes arabisches Thor auf hoher Warte, wie die köstliche Puerta del Sol, und wüste Trümmerhaufen auf allen Seiten bezeichnen die Stätten einstiger Pracht.

Digitized by Google

Und tretet ein in die Straßen der Stadt: welch' ein Labyrinth von Gassen und Gäßchen, gewunden wie die Wege, die der Wurm in's Holz bohrt, zum Theil so eng, daß von dem Himmel über euch nur ein schmales Streifchen zu sehen ist, der Boden theilweis ungepflastert oder bedeckt mit Schutt und Geröll, dabei die Straßen so steil aufsteigend oder so jäh abfallend, daß man sich versucht fühlen könnte, auf allen Vieren zu kriechen. Und überall diese altersgrauen ehrwürdigen Häuser mit geschwärzten Mauern und sparsamen vergitterten Fenstern, die mächtigen Thüren über und über besäet mit gewaltigen Nägeln, an denen ihr nicht selten kunstvoll ciselirte Köpfe von Faustgröße seht, und an jedem Thore zwei Klopfer in verschiedener Höhe, für Fußgänger und für Reiter. Und in den Häusern die mit Leinwanddächern überspannten Höfe, schmutzig, elend, verfallen, aber hier eine luftige Galerie mit den zierlichsten Säulen, dort eine fabelhafte Thiergestalt, dort wieder eine reizende Arabeske, und durch die ganze Stadt hindurch hier ein maurischer Thurm, dort ein köstliches Fenster mit gothischem Spitzbogen, hier eine arabische, dort eine hebräische Inschrift, hier ein mächtiges Wappenschild, dort eine eingemauerte Säule mit prachtvollem Blätterwerk; schlagt mit dem Stocke den Kalkbewurf von einer Wand

Façade des Colegio militar, ehemals Hospital Santa Cruz in Toledo.

herunter, wo ihr wollt, und ihr findet Dinge, die jedes Museum zieren würden. Die Stadt ist öde; hier und da nur begegnen euch Menschen, die Gesichter namentlich unter den Mädchen reizend, aber das ganze Aussehen schmutzig, zerlumpt, Leute die euch sofort mit zudringlichster Bettelei ganze Straßen weit verfolgen; ab und an seht ihr einen Reiter euch entgegenkommen, wie ihr sie von den steilen Bergpfaden heruntersteigen saht gegen die Stadt zu: nachlässig auf dem Pferd oder dem Maulthier mehr liegend als sitzend, an den Füßen Sandalen und schmutzige hohe Strümpfe, mit ledernen Kniehosen, deren urspüngliche Farbe nicht mehr zu erkennen ist, eine zerrissene Jacke malerisch über die Schultern gehängt, auf dem Kopfe den spitzen castilianischen Hut, und quer vor sich die Escopeta, die lange Flinte. Sonst seht ihr wenig Menschen, und wenn ihr euch allein in dieses Gassengewimmel wagt, so seid ihr verloren: ihr findet nirgend zurecht und kaum jemand ist, den ihr fragen könntet. Laßt euch die Kenntnisse des Lohndieners als Ariadnefaden durch das Labyrinth dienen, und es erschließen sich euch wunderbare Schätze. Seht hier ein altes düsteres Haus, welches nichts Bemerkenswerthes zu bieten scheint: auf das Klopfen des Dieners öffnet sich das gewichtige Thor, eine schmutzige, räucherige, große dunkle Halle gähnt euch entgegen und ein entsetzlicher Knoblauchgestank wirft euch über die Schwelle zurück. Das Haus ist jetzt eine ordinäre Winkelkneipe, aber einst war es der Palast des Gothenkönigs Wamba, und arbeitet ihr euch durch euren Ekel und durch die Halle hindurch, so befindet ihr euch auf einem geräumigen Hofe mit herrlichen offenen Galerien; die Säulen, welche die Bogen tragen, sind von den elegantesten Formen und feiner Arbeit, die das vorspringende Dach stützenden Holzconsolen zeigen noch deutlich reiches Schnitzwerk. Und in eine andere Winkelgasse geht der Weg; wieder verschafft euch Klopfen den Eintritt in einen Hof mit verwildertem Garten, den ihr durchschreitet gegen ein jämmerliches kleines Gebäude zu, eine abgelegene Capelle, Cristo de la Luz genannt; aber durch die Capelle hindurch tretet ihr in eine kleine Moschee: niedrige zierliche Säulen theilen den Raum in neun Abtheilungen, über jeder eine Kuppel mit jenen tausenden von muschelförmigen Abstufungen in der Wölbung, welche den arabischen Bauten eigenthümlich sind. Und wieder weiter geht es bergauf, bergab, bis vor einem Gebäude Halt gemacht wird, das sich durch nichts von den umgebenden miserablen Häusern unterscheidet: es ist abermals eine Kirche, Nuestra Senora del Transito, aber nur nothdürftig dazu gemacht aus einer Synagoge, einschiffig, die Wände bedeckt mit hebräischen Inschriften, in der Höhe der Wand vergitterte Bogen für die Frauen. Und abermals eine andere Kirche, eben so unscheinbar von außen, Santa Maria la Blanca, auch sie ursprünglich eine Synagoge, vom wundersamsten architektonischen Eindruck; das Auge verirrt sich fast inmitten der dicken achteckigen Pfeiler, welche den innern Raum in fünf Schiffe theilen, und die, sollte man meinen, eigentlich doppelt so hoch sein müßten. Auf diesen Pfeilern sitzen massige Capitäler von der verschiedensten Arbeit, und auf ihnen ruhen die Bogen, deren hufeisenförmige Wölbung begleitet ist von Arabesken, Inschriften und sonstigem reichen architektonischem Schmuck, der mit der nackten Plumpheit der Pfeiler seltsam contrastirt.

Von den Denkmälern arabischer Architektur sind nicht sehr viele mehr vorhanden. Das zur Herrschaft gelangte Christenthum bewies sich sehr intolerant gegen die Bauwerke eines Volkes, dessen Vertreibung so viel Kampf und Christenblut gekostet hatte. Auch von den jüdischen Bauten zerfielen die meisten, seit nach der gänzlichen Vertreibung der Araber aus Spanien Ferdinand und Isabella in doppelt selbstbewußtem Katholicismus auch den jüdischen Gottesdienst nicht mehr dulden wollten und die gelehrten Rabbiner mit ihren ganzen Gemeinden aus Spanien vertrieben. Aber auch das Christenthum richtete prächtige Bauwerke auf: Hospitäler, wie z. B. das schöne Hospicio de Santa Cruz, sowie Klöster wurden in reicher Zahl gegründet; an Stelle der Moscheen erhoben sich prächtige christliche Kirchen, und neben den Alcazars der arabischen Fürsten bauten sich die spanischen Könige ihre Paläste. Denn noch war Toledo die Hauptstadt von Spanien; noch Karl V., in dessen Reiche die Sonne nicht unterging, liebte es, hier zu residiren.

Digitized by Google

Unter den christlichen Bauwerken ist das vorzüglichste die Kathedrale, noch heute wie ehemals **la Santa Iglesia Metropolitana Primada de las Espanas.** Ihr Ursprung reicht bis auf die Tage zurück, da der Gothe Reccared mit seinem Volke zum Katholicismus übertrat. Eine der ersten Thaten der arabischen Herrschaft war es sodann, die Kirche zur Moschee einzurichten. Aber der tolerante Islam ließ den unter seiner Herrschaft lebenden Christen, Mozaraber genannt, Freiheit ihres Cultus und räumte ihnen sogar in der Moschee selbst eine Kapelle ein, noch heute die mozarabische genannt. Als dann Toledo 1090 dem König Alfons VI. übergeben ward, war eine Bedingung der Uebergabe, von dem Könige beschworen, daß die Moschee den Arabern verbliebe. Aber der Königin und dem Erzbischof war diese Bedingung ein Dorn im Auge, und eine Abwesenheit des Königs benutzend, vertrieben sie die Muselmänner, und eine Glocke gab vom Thurm der Kirche den Gläubigen die frohe Kunde, daß das Heiligthum dem christlichen Cultus wiedergegeben sei. „Da erst war unser Sieg vollendet," ruft ein Schriftsteller aus, „als die heilige Kirche wieder in unsern Händen war!" Die ritterlichen Araber aber waren über solche Treulosigkeit gebührend empört. Sie rüsteten mächtig und zogen gegen Toledo, um mit gewaffneter Hand ihre Moschee zu schützen. Aber es trat ein weiser Mann unter ihnen auf, Abu-Walid geheißen, der sie beredete, keine Gewaltthat zu unternehmen, sondern nur durch eine Gesandtschaft den König an sein Wort zu erinnern und ihm seine Treulosigkeit vorzuwerfen. Alfons gerieth in den heftigsten Zorn gegen seine Gemahlin und den Erzbischof und schwor, bei seiner Rückkehr sie auf das Strengste zu strafen. Aber die Araber waren noch edelmüthiger. Auf den Rath desselben weisen Alten begnügten sie sich mit der Anerkennung ihres Rechtes, und zugleich wohl wissend, wie gefährlich es sei, dem Stärkeren gegenüber Recht zu haben, gaben sie dem König sein Wort zurück und überließen freiwillig ihre Moschee dem Christenthum.

Der Clerus bewies sich dankbar für solchen Edelmuth und Abu-Walid, der weise Muselmann, hat seine Statue noch heute im Sanctuarium der Kathedrale, zwischen den christlichen Königen und Heiligen.

Mehr denn ein Jahrhundert verfloß seitdem, und die Christen dachten nicht daran, daß es verfänglich sein könnte, ihrem Gott an demselben Orte zu dienen, an dem der Gott Muhamed's verehrt worden war. Erst Ferdinand der Heilige nahm Anstoß daran, und 1227 wurde Alles niedergerissen, was an die Araber erinnern konnte, und der Bau der gegenwärtigen prächtigen Kathedrale begonnen, an dem Jahrhunderte gearbeitet haben. Die Kathedrale bewahrt noch das Grab ihres ersten Baumeisters Pedro Perez, dem sein Epitaph die freundlichste Aufnahme bei Gott verheißt, dem er einen so schönen Tempel gebaut.*)

Dem sei nun wie ihm wolle — der Tempel ist wirklich herrlich. Drei reichgeschmückte Thore, del Infierno, del Perdon und del Juicio führen durch die Hauptfaçade in das Innere, dessen Grundstil der gothische ist. Die Kirche ist fünfschiffig; die Seitenschiffe sind in ihrem Höhenverhältniß abgestuft von dem Mittelschiff, das zu der imposanten Höhe von hundertvierzig Fuß sich erhebt, und sind im Umgange mit reichem Kapellenkranz um das Mittelschiff herumgeführt, welches fast ganz vom Chor eingenommen wird. Der Eindruck des Ganzen ist unendlich reich durch die verschwenderische Pracht der Decoration, in die, dem heiligen Ferdinand zum Trotz, maurische Motive in großer Zahl eingemischt sind. Da ist der hochgethürmte Hochaltar, prangend in reichster Vergoldung und Farbenschmuck; dann die glänzende Silleria mit drei Sitzreihen, alle Sitze mit ihren unvergleichlichen Reliefs Meisterwerke von Holzschnitzerei, der Thron des Erzbischofs umgeben von Jaspissäulen und Alabasterfiguren; ferner die Capilla de los Reyes nuevos, von dem prunkvollen plateresken oder Goldschmiedestil eins der prunkvollsten und glänzendsten Denkmäler, und alle die andern reichen Capellen und Altäre, deren Anzahl das Auge ebenso verwirrt, wie ihre Pracht es blendet. Und doch thut alle diese Unendlichkeit decorativen Schmuckes der großartigen Gesammtwirkung keinen Abbruch.

*) Besser dürfte Manchem in derselben Kirche die Inschrift auf einer großen einfachen Kupferplatte gefallen, welche das Grab des berühmten Cardinals Portocarrero verschließt. Sie lautet: Hic jacet pulvis cinis et nihil.

Digitized by Google

Was die Besichtigung der spanischen Kirchen besonders ermüdend macht, ist die Unmöglichkeit, sich zu setzen. Die Kirchen haben keine Sitze für die Gemeinde, die Gläubigen knieen auf dem nackten Fußboden. Uebrigens sind die Kirchen fast immer leer, was nicht eben für die vielgepriesene Frömmigkeit der Spanier spricht. Am meisten hat man von je die Kirchen als Rendezvousorte benutzt, ein Unfug, der durch die in allen größeren Kathedralen herrschende Dunkelheit wesentlich begünstigt wird, dem man aber gegenwärtig zu steuern sucht. In der Kathedrale von Granada ist es durch Anschlag verboten, mit Frauenzimmern zu sprechen. Die Strafe für die Contravenienten ist Excommunication und — zwei Thaler Geld.

An die Kathedrale stieß ehedem ein Kloster, dessen schöne Kreuzgänge und blühende Gartenhöfe noch heute das Auge entzücken. Im Uebrigen sind die Klostergebäude und andere kleine Häuser, selbst unmittelbar an die Kirche angebaut, Schuld daran, daß hier wie in Burgos der äußere Eindruck der Kathedrale fast völlig verloren geht. Allerdings kann auch derselbe mit dem des Inneren in keiner Weise wetteifern. Schon die stark erkennbaren unvermittelten Spuren verschiedener Jahrhunderte thun ihm bedeutend Eintrag.

Unter den zahllosen andern Kirchen sei nur noch San Juan de los Reyes erwähnt, am Rande des Felsens oberhalb des Tajo, unmittelbar neben den Ruinen des Palastes Roderichs, des letzten Gothenkönigs, malerisch gelegen, von Ferdinand und Isabella zur Erinnerung an einen Sieg über die Portugiesen erbaut und ursprünglich zur Aufnahme ihrer Gräber bestimmt. Das Aeußere dieser immerhin imposanten Kirche leidet noch mehr als das der Kathedrale an einer unharmonischen Stilverschiedenheit; die Hauptfaçade wurde erst unter Philipp II. gebaut. Ein seltsamer Schmuck der Mauern ist eine Unzahl angehängter eiserner Ketten: es sind dies die Fesseln der christlichen Gefangenen, welche die Araber nach ihrer letzten Niederlage bei Malaga ausliefern mußten. Die französische Invasion, die für historische Reminiscenzen wenig Sinn hatte, hat einen

Puerta de Toledo in Madrid. (Zu S. 406.)

Digitized by Google

großen Theil derselben zu Hufeisen verarbeitet. Von ihr hat überhaupt diese Kirche viel zu leiden gehabt. Das einst überaus reiche Innere trägt starke Spuren gewaltsamer Zerstörung, und noch mehr der unvergleichliche Kreuzgang des auch hier einst bestandenen Klosters. Indessen hat man die Wiederherstellung desselben, sowie einen Neubau des Innern, freilich etwas ungeschickt, begonnen und die schönen Trümmer zu einem Museo provincial vereinigt.

Unser letzter Blick auf Toledo sei vom Alcazar aus gethan. Durch ein unendliches Gewimmel schmaler, steiler Gassen klimmen wir hinauf zum höchsten Punkte der Stadt, wo der Fels schroff gegen die Fluthen des Tajo abfällt. Dort stand einst ein gothischer Palast, dann ein arabisches Schloß; dort stand der gewaltige Palast, an dem vier Herrscher gebaut haben, den Karl V. vollendete und in dem er gern und häufig residirte, und dort steht heute, inmitten zerstörter Terrassen und magerer kleiner Gärten das colossale Viereck der äußern Mauern, das Einzige, was das Feuer der Franzosen, als es den Pa-

Puerta del Sol in Toledo.

last vernichtete, nicht zu zerstören vermochte. Klettern wir denn die steinerne Treppe hinauf, die in dem einen der die Fronten flankirenden Thürme noch erhalten ist, und es bietet sich uns ein herrlicher Anblick. Zu unsern Füßen braust der Tajo dahin, über die Trümmer verschwundener Herrlichkeit hinweg; über sein felsiges Thal hinaus schweift unser Blick hier gegen die unermeßliche Ebene zu, dort über ein hohes Hügelland hin bis zu den Sierras von Toledo und Guadalupe, und hier unter uns die Stadt, die todte Zeugin einer gewaltigen Geschichte, und doch so beredt zu uns sprechend aus ihrem auf- und abwogenden Häusergewimmel, aus ihren arabischen Festungsmauern, von denen sie umgeben, und aus den alten grauen Kirchen und Klöstern und Thürmen und Thoren, mit denen sie durchstreut ist. Und drunten im Thal, noch außerhalb der trümmerhaften Vorstadt, der Vega baja, liegt die einst so hochberühmte Waffenfabrik. Aber der Ruhm der Waffen von Toledo ist dahin; vor englischem und deutschem Fabricat ist der Glanz der damascirten toledaner Klingen erblichen, die einst so stolz ihre Devise

Cuando esta vibora pica
No hay remedio en la botica *)

durch die ganze Welt trugen. Heute ist der Biß dieser Schlange nicht mehr tödtlich, und ihr Andenken liegt weit, weit hinter uns, wie der Glanz der Tage von Toledo.

*) Wider dieser Natter Wunden
Ist kein Mittel noch gefunden.

Ibenhorst und das Elch.

Von

F. Lichterfeld.

Unter mehr denn vierhundert Förstereien und Oberförstereien des preußischen Staates ist die Oberförsterei Ibenhorst am Strande des kurischen Haffs durch ihren Wildstand die interessanteste.

In ihrem Reviere hat der Hirsch, welcher seiner gelenklosen Beine halber sich nicht niederlegen, sondern im Stehen, an einen Baum gelehnt, schlafen soll, wie Julius Cäsar im sechsten Buche seines gallischen Krieges erzählt, und seines überhängenden Maules wegen, nach Plinius Meinung, nur rückwärts schreitend grasen könne, seine letzte Zuflucht in Deutschland gefunden. Zwar trifft man auch in den benachbarten Brüchen der Oberförsterei Nemonien und Alt- und Neu-Sternberg zu Zeiten noch auf Elenthiere, aber nur vorübergehend, weil es dort an Rückzugshöhen bei Ueberschwemmungen gebricht; das Standquartier des Elchs ist Ibenhorst.

In altgermanischer Zeit erstreckte sich das Bereich des Elchwilds durch den ganzen hercynischen Wald und noch unter den Hohenstaufen jagte man es im Spessart und Odenwald. Mit der fortschreitenden Civilisation und dem Urbarmachen des Bodens verminderte sich das Elchwild mehr und mehr; denn sumpfiger Urwald und dessen öde Stille sind Bedingung seiner Lebensexistenz. Beides bot ihm preußisch Littauen in zahlreichen Laubholzbrüchen. Als aber Friedrich Wilhelm I. nach der Pest von 1710 viele tausend Schweizer, Franzosen, Pfälzer und Franken und im Jahre 1733 und 1734 über zwanzigtausend Salzburger in das Land gezogen, welche diese Brüche meist in fruchtbares Wiesen- und Ackerland verwandelten, wurde dem Elenthier auch hier der Boden unter den Füßen entrückt, und es findet sich in Deutschland jetzt einzig und allein noch am kurischen Haff; aber auch da wäre es längst ausgerottet, wenn es nicht gehegt würde. Daß die dortigen Bruchwaldungen ihm nicht mehr ausreichenden Schutz vor Nachstellung und Verfolgung gewähren, hat das Jahr 1848 mit seiner Jagdfreiheit bewiesen, in Folge deren der Ibenhorster Wildbestand von circa siebenhundert Stück nahezu ausgerottet wurde. Nach Aufhebung der allgemeinen Jagdberechtigung mehrten sich jedoch die übrig gebliebenen Elenthiere durch rationelle Schonung von Jahr zu Jahr und ihr Fortbestand in dem Bruch von Ibenhorst ist wieder gesichert.

Ibenhorst liegt an der Wasserseite des Kreises Heidekrug im Regierungsbezirk Gumbinnen, auf dem Delta zwischen den Memelarmen Ruß und Gilge, die sich selbst wieder in verschiedene Seitenflüsse vertheilen. Auf dem Hügelufer eines dieser Flüsse, der Akminge, steht das einfache Forsthaus mit seinen Dienst- und Wirth-

schaftsgebäuden und den Wohnungen der sogenannten Instleute, welche für den ihnen überlassenen Grund und Boden zu bestimmten Dienstleistungen verpflichtet sind. Das Forstrevier erstreckt sich in einer Längenausdehnung von nahebei neun Meilen und einer Breite von circa zwei Meilen von dem Fischerdorfe Tave bei Labiau bis hinauf zu dem Pfarrdorfe Werden, und besteht aus einer ungeheuren Elsbruchniederung, die gegen Norden zu, wo der Boden sich etwas erhebt, in eine Nadelholzhaide ausläuft. Dorthin flüchtet das Wild, wenn die Ueberschwemmungen der Ruß- und Gilgeflüsse die ganze Niederung unter Wasser setzen; kehrt aber, sobald die Wasser erst wieder abgelaufen, an den gewohnten Standort zurück, der ihm das zusagende Futter und bessern Schutz vor Nachstellungen gewährt. Die kleinsten, aber schlimmsten Feinde des Elchs sind verschiedene Sorten Bremsen, die das Thier durch ihre giftigen Stiche auf das empfindlichste martern und es überdies mit ihren Eiern bedrohen. Ihnen zu entgehen, legt es sich so tief in den Schlamm, daß nur die Naslöcher zum Athmen herausschauen. Schon darum also sind ihm Brüche unentbehrlich, und wenn es sich auch zähmen läßt, so scheiterten doch alle Versuche, es als Hausthier zu benützen.

Das Elenthier gehört bekanntlich zum Hirschgeschlecht und ist der Riese der Gattung, die Mitte haltend zwischen Pferd und Ochse. Der gewaltige Kopf mit dem mitunter dreißig Pfund schweren Geweih, das spröde Haar und die Mähne erhöhen den massenhaften Eindruck dieser Thiergestalt und der Jäger, dem sie zum erstenmal in der Stille des Waldes vor Augen tritt, steht erstarrt vor dem nebelumdampften Koloß. Mechanisch faßt er nach der Büchse, ein Knall und getroffen sinkt der gewaltige Elch zu Boden. Wer beschreibt das Entzücken des glücklichen Schützen, wie er nun hineilt, um der Todesqual des zuckenden Thieres mit dem Waidmesser ein Ende zu machen; wer seinen Schreck, wenn der Hirsch, den er bloß kreuzlahm geschossen, sich plötzlich auf die Vorderfüße emporrafft und ihm zum Gaudium des erfahrenen Elchjägers, mit wildschnaubenden Nüstern und zornig emporgesträubter Mähne das Gehörne entgegenstreckt! — Ein wohlgezielter zweiter Schuß macht schließlich der Situation ein Ende. Wenn das Elch bei lebensgefährlicher Verwundung durch die Kugel, oder vom Wolfe erfaßt zu Boden stürzt, so macht es gewaltsame Anstrengungen sich wieder zu erheben und zuckt dabei krampfhaft mit den Läufen, woher die Sage entstand, daß es öfters an Epilepsie leide. Trotzdem bei diesen Anstrengungen die Hinterläufe den Ohren naturgemäß nahe kommen müssen, so erblickte der Aberglaube darin doch eine Absicht des kranken Thieres und schloß auf die Heilkraft der Schale. Geschabt oder zu Amuleten verarbeitet, galt der Elenthierhuf darum lange Zeit als probates Mittel gegen fallende Sucht und den Veitstanz. Die vermeintliche Epilepsie des Elchs veranlaßte auch zu der corrumpirten Benennung „Elendthier.“ Der Name Elch, englisch „Elk,“ ist celtischen, die Bezeichnung Elen slawischen Ursprungs. „Olenj,“ wendisch „Jelenj,“ russisch und polnisch „Jelén,“ heißt der Hirsch. Daß das Elch seines kurzen Halses und seiner hohen Vorderläufe halber nicht weiden könne, ist eine gesteigerte Variation der oben angeführten Fabel des Plinius und schon mancher Landwirth in der Nähe eines Elchstandes hat sich zu seinem Schaden davon überzeugt; denn während das Elen den harten Halm verschmäht, gehört das anschossende Getreide zu seinen Lieblingsgerichten, und wenn es nicht verscheucht wird, gras't es in einer Nacht ganze Felder kahl. Die gewöhnliche Nahrung des nordischen Riesenhirsches, der mitunter ein Gewicht von sieben Centnern erreicht, besteht in Werftweiden, Erlen-, Eschen-, Birken- und andern Laubholzzweigen; viel Nadelholz verharzt ihm den Magen. Ein besonderes Gelüste hat das Elch auch auf junge Rinden und wird dadurch zum argen Waldverwüster; entschädigt aber anderseits durch die Nutzbarkeit seiner verschiedenen Körperbestandtheile für den Schaden, den es anrichtet. Fleisch und Knochen, Haut und Haare, Fett und Sehnen, Alles wird benützt. Das Fleisch, an Geschmack dem Rind und Rothwild ähnlich, wird frisch genossen, oder gesalzen und geräuchert. Aus Maul und Ohren macht man treffliche Ragouts und auch die Zunge gilt für einen Leckerbissen, namentlich aber das Mark, das auf der Tafel Friedrich's des Großen, den Winter über nicht fehlen durfte. Die

Digitized by Google

Knochen, die an Härte dem Elfenbein nahe kommen, das Gehörn und die Schalen dienen zu allerlei Drechslerarbeiten, das Fett zu Salben, die Haare, die elastischer als Kuhhaare sind, zum Polstern, und die sehr dünn auszuspannenden Sehnen zu Riemer- und Sattlerarbeiten. Die Haut, die sich trotz einer Dicke von sechs bis neun Linien im gegerbten Zustande durch besondere Weichheit auszeichnet, wird zu Beinkleidern und Jacken benützt, und empfiehlt sich als solche durch angenehme Kühlung, namentlich bei langwierigen Krankheiten. Andrerseits ist sie so dicht und fest, daß eine gewöhnliche Pistolenkugel sie kaum durchdringt, und nicht ohne Grund legt Schiller dem ersten Jäger in „Wallensteins Lager“ die Worte in den Mund: „Er (der Friedländer) trägt ein Koller von Elendshaut, das keine Kugel kann durchdringen.“ In Preußen waren deshalb früher ganze Regimenter mit Kollern oder Kollets von Elenhaut bekleidet. Als der große Kurfürst ein stehendes Heer errichtete, bekamen die Pikeniere Kollets oder Panzer von Elen- oder Hirschleder und es waren auf dem Etat vom Jahre 1642 hiefür per Stück zehn Thaler ausgeworfen. Unter Friedrich Wilhelm I. waren Collets von Elenshaut bei den Kürassieren allgemein und auch für das Regiment Gensdarmes wurden sie eingeführt. Abgesehen von taktischen Gründen, würde die Beibehaltung dieses Uniformstücks in der Folge aber auch auf natürliche Hindernisse gestoßen sein; denn die Russen hatten während des siebenjährigen Krieges unter dem Elchbestand eine solche Verheerung angerichtet, daß Friedrich Wilhelm II. bei seinem Regierungsantritt im Jahre 1786 den Befehl ergehen ließ, das Wild sechs Jahre hindurch gänzlich zu schonen und nicht einmal für die Hofküche eine Ausnahme davon zu machen.

Das Elch ist sehr empfindlich und bei häufiger Störung seiner Ruhe, zu viel oder zu wenig Wasser, leicht Krankheiten und den Seuchen des Rindviehs unterworfen. Ueberdies sprengt es sich bei der Flucht über das Eis oft die Läufe und Schalen und verendet an dieser Verwundung in der Tiefe des Bruchs, oder es fällt dem Wilderer in die Hände. Auch kostet die vom Ende August bis Ende September dauernde Brunftzeit, indem sie von blutigen Kämpfen um das Thier begleitet ist, manchem Hirsche das Leben. Man denke sich den gewaltigen Elch (altdeutsch „Schelch“) wie er vor Eifersucht brüllt und mit gesenktem Haupte dem Nebenbuhler entgegentritt; man höre das Getöne der Schaufeln, wenn sie in grimmigem Stoße sich begegnen, das Geknarre der Aeste, das Schnauben der Nüstern und das immer schärfere Klirren der Enden oder Zacken; man sehe die wildgesträubten dunkeln Mähnen und Halsbeutel, die Wuth, mit der die mehr und mehr erbitterten Kämpfer auf einander losstürzen und dem Gegner eine Blöße abzugewinnen trachten, um sich einen Begriff von der Leidenschaft der Elchliebe zu machen. Ohne tödtliche Verletzung des einen oder andern Theils geht der Kampf in der Regel nicht aus, und nicht selten büßt auch der Sieger in der Folge mit dem Leben. Gleich den thebanischen Brüdern bleiben manchmal auch beide Hirsche auf dem Platz, oder sie verfangen sich dergestalt mit den Schaufeln, daß sie nicht mehr von einander loskommen, und müssen in ihrer Agonie vielleicht noch Zeugen sein, wie die Treulose, um die sie gekämpft, sich mit einem Dritten einläßt, denn auch sie fühlt die Macht der Triebe. Mit gesteigerter Wuth drängen und schieben sich unterdessen die unauflöslich aneinander gefesselten Todfeinde hin und her, bis endlich gänzliche Erschöpfung oder die wohlgezielte Kugel des pirschenden Jägers dem verzweiflungsvollen Ringen ein Ende macht.

Zur Zeit der Brunft lebt das Elchwild paarweise, sonst in Rudeln von vierzig bis fünfzig Stück. Im Herbst verläßt es den niedrigen Bruch und nimmt sein Standquartier an höher gelegenen Stellen, die der Ueberschwemmung nicht so sehr ausgesetzt sind. Dort sucht es der Jäger bei nasser, unfreundlicher Witterung und Schneegestöber im Dickicht, bei schöner Witterung und scharfem Frost auf lichten Plätzen im hohen Holz; im Sommer dagegen in den Tiefen des Bruchs. Hört das Wild ein Geräusch, so fährt es in die Höhe und späht umher. Sieht es Jemand zu Fuß anschleichen, so trabt es eiligst davon; kommt aber ein Wagen oder Schlitten dahergefahren, so scheut es weniger und blickt sogar mit einer gewissen Neugierde den Pferden nach. Diesen Moment benützt

Digitized by Google

der Jäger, um unbemerkt Wagen oder Schlitten zu verlassen und einen deckenden Baum oder Busch zu gewinnen und einen tüchtigen Feisthirsch auf's Korn zu nehmen. Fällt der Schuß, so sucht das Rudel, ohne Zeichen besondern Schrecks das Weite, und rechts und links stieben im dichten Gehölz vor der Gewalt der breiten Schaufeln die dürren Aeste und Zweige umher. Aber auch ein Moor, wo Menschen und Pferde niedersinken würden, hält das fliehende Elch nicht auf. Es setzt sich mit den Hinterläufen auf die Hesen, streckt die Vorderläufe wagerecht aus und rutscht auf diese Weise, eingreifend und nachschiebend, rasch vorwärts. Trägt es der Bruch auch so nicht, so legt es sich ganz auf die Seite und schnellt sich, von den elastischen Haaren wirksam unterstützt, mit Vorder- und Hinterläufen vorwärts. — Man denke sich den sonderbar colossalen Anblick einer solchen Rutschpartie! — Es liegt etwas Ungeheuerliches in dieser ungeschlachten Gewandtheit, etwas urweltlich Imposantes in der ganzen Erscheinung des Riesenhirsches und die heidnischen Preußen erblickten sogar ein höheres Wesen in dem Thiere und erwiesen ihm göttliche Verehrung, jagten es aber gleichwohl mit Erlaubniß eines mächtigeren Gottes, dem dafür natürlich ein Theil der Beute überlassen werden mußte. Doch was gilt dem echten Waidmann der Jagdgewinn, gegenüber dem Jagdvergnügen?

So lange das Elch um Königsberg noch häufiger war, gehörten Treibjagden auf dasselbe zum Sport des brandenburgischen und preußischen Hofes. Durch die Abnahme des Wildes verboten sie sich später von selbst. Jetzt wird das Elch in der oben angegebenen Weise gepirscht und nur ausnahmsweise, wenn Mitglieder des Königshauses oder deren Gäste in Ibenhorst zur Jagd eintreffen, umstellt; also selbst da noch geschont. Als der burgundische König Gunther zu Worms Hof hielt, erlegte Siegfried in dessen Wäldern außer Hirschen und Schweinen „ein unefüngen lewen (?), einen wisent (Büffel) und einen elch, starker üre viere und einen grimmen schelch, (wahrscheinlich „Schaufler") und fing zur Kurzweil schließlich noch einen Bären. — Welch' ein Unterschied zwischen den damaligen und den jetzigen Jagdverhältnissen Deutschlands, welch' ein Culturfortschritt!

Literarisches.

Die Myrthe von Killarney. Idyll von Julius Rodenberg. Berlin, G. Grote.

Eines der ersten Bücher, welches den Verfasser in weiten Kreisen bekannt machte, war sein „Insel der Heiligen." Dieses Werk sprach allgemein an wegen der liebevollen Treue der Beobachtung und Versenkung in die Natur, sowie der Kunst, fremden Individualitäten gerecht zu werden. Das arme irische Volk, in Lumpen gehüllt und doch beseelt von einem eigenartig poetischen Zug, in Armuth und Elend verkommen und rings umgeben von der sonnigsten, reizendsten Landschaft — welch' ein Contrast! Verklärt und versöhnt erscheint dieser in der „Myrthe von Killarney," dem in sich vollendetsten Idyll, welches jenes größere Werk enthalten und welches jetzt als selbständiges Werk vom Verfasser noch einmal sorgfältig überarbeitet und von Meisterhand mit Illustrationen geschmückt, in prächtigster Ausstattung erschienen ist, rechtzeitig genug, um noch vielfach als anmuthiges Festgeschenk sinnige Leser zu erfreuen. Der Verfasser hat kaum etwas Lieblicheres geschaffen, als dieses Idyll, in welchem das feuchte, melancholische Blau des irischen Himmels so wundersam stimmt zu dem halb wehmüthigen, halb humoristischen Grundton der Erzählung, die von Liedern durchwebt und von Märchen arabeskenartig umschlungen ist.

Neues vom Büchertisch.

Brehm, A. E., Illustrirtes Thierleben. Eine allgemeine Kunde des Thierreichs. 62. Heft. Lex.-8. Hildburghausen, Bibliograph. Institut. 1/6 Thlr.

Bruhns, C., Meteorologische Beobachtungen, angestellt auf der Leipziger Universitätssternwarte in den Jahren 1860-1865. gr. 8. Leipzig, Hinrichs'sche Buchh. Verl.-Cto. 2 1/3 Thlr.

Vogt, C., Lehrbuch der Geologie und Petrefactenkunde. 3. Auflage. 1. Band. 1. Lieferung. gr. 8. Braunschweig, Vieweg & Sohn. 1 Thlr.

Wagner, J. R., Die Metalle und ihre Verarbeitung. Brennmaterialien, Heizung und Feuerung. 2. Auflage. gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 4 Thlr.

Hänschen Siebenstern.

Dem Holländischen nacherzählt

von

Adolf Glaser.

Elftes Capitel.

Das Schloß Hartenstein machte einen großartigen und alterthümlichen Eindruck. Es war zu verschiedenen Zeiten vergrößert und verändert worden, wodurch einzelne Theile des Gebäudes eine von dem ursprünglichen Charakter desselben verschiedene Ausführung zeigten, namentlich aber war die Vorderseite mit dem Eingang in das Schloß in imposanter, an die Zeiten des Ritterthums erinnernder Ausschmückung gehalten. Der große Park mit den mächtigen Eichen- und Lindenbäumen, der kleine See dicht hinter dem Gebäude, in welchem sich die Giebel desselben spiegelten, alles dies bewirkte, daß Hänschen nicht ohne ein Gefühl von Beängstigung und mit Herzklopfen diese ihr neue Welt betrachtete. Sie hatte übrigens nicht lange Zeit, sich die hohe Wölbung des Eingangs und die vielen Porträts, die in dem Vorsaal hingen, zu betrachten, da der Diener die Ankommenden nach der Veranda beschied, wo sich die Frau des Hauses befand. Hier wurden sie zuerst durch das Gekläff von drei häßlichen, aber wohlgenährten Hunden bewillkommnet und erst nachdem diese zur Ruhe gebracht waren, gelang es Hänschen, die drei Damen, welche sich in dem Gemache befanden, zu unterscheiden.

Die älteste dieser drei Damen, welche beim Eintritt der Gesellschaft von ihrem Rohrsessel aufgestanden war, war die Frau des Hauses, die ihre französische Abkunft durch ihren munteren, lebendigen Blick und durch eine gewisse jugendliche Eleganz ihres Wesens verrieth. Sie war eine aufgeräumte, muntere Dame, die sich um weniges mehr als um ihre Blumen und Pflanzen bekümmerte. Ihr Haushofmeister führte die Geschäfte und legte dem Grafen Eilar Rechenschaft ab; die Haushaltung führte Fräulein Katharina Tronk, dieselbe, welche beim Eintritt der Ankommenden hinter dem Theebrette, wo sie saß, hervorgekommen war, um die bellenden Hunde zur Ruhe zu verweisen. Die Dritte der anwesenden Damen war, wie man sogleich daraus ersehen konnte, daß sie Hut und Mantille trug, zum Besuch nach Hartenstein gekommen; es war Elisabeth, oder, wie sie gewöhnlich genannt wurde, Betty von Dortuch, die Nichte der Frau von Dortuch und augenblicklich bei dieser in dem ganz nahe gelegenen Schlosse Dornwick zum Besuch. Betty hatte beide Eltern verloren und wohnte gewöhnlich in der Hauptstadt bei einem Herrn von Bassen, ihrem Oheim mütterlicher Seits.

Betty von Dortuch war zweiundzwanzig

Digitized by Google

Jahr alt und galt mit Recht für eine der größten Schönheiten der Hauptstadt. Zwar war die Farbe ihres vollen, welligen Haars ein wenig in's röthliche fallend, dafür aber hatte ihre Hautfarbe jene zarte durchsichtige Weiße, welche gewöhnlich mit solchem Haar verbunden ist; ihre Züge waren regelmäßig, ohne daß irgend eine scharfe Linie die frische Rundung des Gesichtes störte; die Augen glänzten im schönsten Dunkelblau und auf ihren Wangen blühten die frischesten Frühlingsrosen. Der untadelhaften schlanken Gestalt entsprachen die allezeit anmuthigen Bewegungen und das natürliche, nur durch die feinste Grazie geregelte Wesen, welches ihr eigen war. Man konnte sagen, daß bei ihr Majestät mit Liebenswürdigkeit gepaart sei, und hörte man sie reden, so erweckte der angenehme wohllautende Klang ihrer Stimme sofort die Ueberzeugung, daß dieser schöne Körper eine schöne Seele beherberge. Fügen wir noch bei, daß Betty ein sehr beträchtliches Vermögen von ihren Eltern besaß, und daß sie sowohl von ihrer Tante Dortuch, wie von ihrem Onkel Bassen noch ein großes Erbtheil zu erwarten hatte, so wird Niemand verwundert sein, wenn wir mittheilen, daß sie bereits eine große Anzahl Anbeter besaß, welche sich ihr überall zu nähern suchten, wo sie sich in der Hauptstadt zeigte.

Aber, wird man fragen, hatte denn dieses vortreffliche Wesen nicht irgend eine Schattenseite? Und wir müssen gestehen, daß allerdings eine Eigenschaft ihres Wesens als solche gelten konnte, wenn auch nur in gewissem Sinne. Diese Eigenschaft war eine etwas zu hoch gespannte Einbildungskraft, welche die Folge eines Wissensdranges war, der, nicht gehörig geregelt, seine eigenen Wege ging, und die schöne Betty auf Abwege führte, wie sie in der neueren Zeit manche Anhängerin der geheimnißvollen Lehren von unbekannten Naturkräften und dem Hereinragen einer Geisterwelt in die unsrige gehen. Wäre Betty ein Mann gewesen, so würde vielleicht ein großer Gelehrter aus ihr geworden sein, so aber verirrte sie sich in einem unfruchtbaren Dilettantismus, der dem verwöhnten Liebling des Glückes einen eigenthümlichen Reiz gewährte.

Als die Gesellschaft in die Veranda trat, rief die gesprächige alte Gräfin dem Pastor entgegen: „Wie geht es Ihnen, Herr Pastor? Es freut mich, Sie einmal bei mir zu sehen, denn Sie haben mich in der letzten Zeit vollständig vernachlässigt. Guten Tag, Fräulein Lenchen," wendete sie sich zu dieser, „auch mit Ihnen muß ich zanken, daß Sie sich gar nicht sehen lassen, und den jetzigen Besuch kann ich nur halb rechnen, da Sie sich wohl kaum hätten sehen lassen, wenn Moritz nicht hier angelangt wäre. Nun, jedenfalls profitire ich bei dieser Gelegenheit, obgleich es Moritz bedauern wird, Sie verfehlt zu haben; er ist mit einem Freunde ausgegangen, den er hier zum Besuch mitgebracht hat. Aber Sie haben ihn ja schon gesehen! Die Uniform steht ihm gut, nicht wahr? Setzen Sie sich doch, Herr Pastor! Wollen Sie nicht einen Sessel nehmen, Fräulein Lenchen? Und ist das Ihr Gast, Herr Pastor? Sie ist wirklich sehr hübsch!" Diese letzten Worte flüsterte sie dem Pastor zu, aber so laut, daß es Jedermann hören konnte; „ich werde mich freuen, Sie näher kennen zu lernen, Fräulein," und indem sie sich hierauf zu Katharina Tronk wendete, sagte sie: „Geben Sie dem Fräulein — wie war der Name doch? Richtig, Fräulein Siebenstern, einen Stuhl. Wissen Sie auch, Pastor, daß ich mit Ihnen zanken sollte, weil Sie mit Ihrem Gaste früher bei Louis gewesen sind und nicht zuerst hier auf dem Schlosse? Wer in Hartenstein sein Zelt aufschlägt, muß zuerst der Gräfin Mutter seine Huldigung darbringen. Aber liebe Leute, setzt Euch doch, sonst nöthigt ihr mich ja, es ebenfalls nicht zu thun."

Voll hatte geduldig abgewartet, bis der Wortstrom verlaufen war, dann sagte er: „Die Frau Gräfin wissen doch, daß Louis in diesem besonderen Fall die erste Rücksicht gebührte."

„Das ist wahr," sagte die Gräfin, „Louis ist einer der Vormünder, oder wie soll ich sie nennen; eine komische Geschichte, reden wir nicht davon! Aber Sie haben mir noch nicht gesagt, wie Sie Moritz finden."

Voll hätte antworten können, daß sie ihm dazu noch gar keine Zeit gelassen habe, aber er that dies natürlich nicht, sondern sagte: „Prächtig, wie immer; dasselbe freundliche Gesicht und dasselbe unverdorbene Herz. Ich hoffe nur, Frau Gräfin,

Digitized by Google

daß Sie recht bald eine Frau für ihn finden werden, welche alle Vorzüge in sich vereinigt, die Sie von einer Schwiegertochter verlangen dürfen."

„O, wenn es von mir abhinge," entgegnete die Gräfin, „so würde ich nicht weit zu suchen brauchen." Hier wurden die Wangen des Fräuleins von Dortuch mit einem leichten, kaum merklichen Roth bedeckt. „Aber," fuhr die Gräfin fort, „Moritz wird selbst suchen und er ist verständig genug, um das Richtige zu treffen."

„Das hat keine Noth," sagte Lenchen, welche es nicht überflüssig fand, auch ihre Stimme in der Sache abzugeben, „er wird wissen, was er seinem Range schuldig ist und keine Wahl thun, die er nicht verantworten könnte, denn da sein Bruder keine Kinder hat, ist er um so mehr verpflichtet, dafür zu sorgen, daß die Würde des Hauses aufrecht erhalten bleibe."

Boll hatte inzwischen Gelegenheit gefunden, sich bei Betty über das Befinden der Frau von Dortuch zu erkundigen.

„Sehen Sie einmal," sagte die Gräfin inzwischen zu Lenchen, „was Betty mir da für unsere Lotterie mitgebracht hat," und indem sie einen schön gestickten Kragen, die Stickerei zu einem Feuerschirm und eine Geldbörse hervorzog, wovon das erste durch Betty, das zweite durch ihre Freundin, Ernestine von Marsen, und das dritte durch Frau von Dortuch gefertigt war.

„O wie prächtig! Welch' ein wundervolles Muster!" rief Lenchen und Hänschen faßte nun ebenfalls Muth, sich mit in das Gespräch zu mischen und stimmte den gegebenen Lobsprüchen vollkommen bei, ja, sie wagte sogar eine Frage zu thun, welche sich auf Betty's Arbeit bezog und von dieser in der freundlichsten Weise beantwortet wurde. Fräulein Tronk, die ein erster Professor in Handarbeiten war, legte einen Augenblick ihr Strickzeug bei Seite, um ihre Meinung ebenfalls abzugeben, und so waren alle Zungen gelöst und jeder fühlte sich behaglich. Zuletzt begannen die Lobsprüche Betty lästig zu werden und sie lehnte dieselben ab, indem sie sagte, es käme ihr weiter keine Anerkennung zu, als daß sie das geschmackvolle Muster aufmerksam und nicht ganz schlecht ausgeführt habe. Sie hob dabei besonders hervor, wie eben das Muster doch die Hauptsache sei. Auf diese Weise nahm das Gespräch eine andere Wendung, bei welcher sich der Pastor ebenfalls eifrig betheiligte und die Damen bekannten, daß sie allerdings selten nachgeforscht oder auch nur daran gedacht hätten, wer die geschmackvollen Muster zuerst entwerfe und also eigentlich der Urheber der bewunderten Handarbeiten sei.

Hänschen hätte ein gewichtiges Wort mitreden können, denn sie erinnerte sich aus der Zeit, wo sie bei Frau Russel lebte, daß in demselben Haus eine stille, bleiche Frau wohnte, welche Tag für Tag beschäftigt war Muster zu zeichnen und Stickereiarbeiten zu entwerfen. Das Bild dieser immer so bescheidenen und freundlichen Frau, die so ganz anders aussah und sich benahm wie die übrigen Nachbarn und Hausbewohner, stand dem jungen Mädchen jetzt lebhaft vor Augen, und zog ihre Gedanken auf einen Augenblick so sehr von der Gegenwart ab, daß sie fast erschrack, als die alte Gräfin nun plötzlich dieselbe Frage an sie richtete, welche Tags zuvor deren Schwiegertochter ebenfalls an sie gestellt hatte. Nämlich, ob sie musikalisch sei. Als Hänschen eine bejahende Antwort gegeben hatte, sagte die Gräfin: „Das ist gut, das müssen die Praley'schen Damen hören, dann veranstalten dieselben sofort eine musikalische Soiree." Hierauf wendete sie sich zu Betty und frug: „Und Sie, liebe Betty, haben Sie die Musik völlig aufgegeben?" Betty entgegnete, daß sie nicht einmal mehr ein Instrument besitze, da sie der Musik völlig Valet gegeben habe. Auf die bedauernden Entgegnungen der Damen begründete sie ihren Entschluß damit, daß sie nicht Lust habe, in zweierlei Künsten Stümperarbeit zu liefern und daher vorziehe, sich allein mit der Malerei zu beschäftigen, für welche sie sich mehr Talent zutraue, als für die Musik. Das Gespräch ging noch eine Weile fort, bis der Thee genommen war und die alte Gräfin den Vorschlag machte, die Gesellschaft in den Park zu führen, wo sie derselben einen Plan erklären wollte, den ihr Haushofmeister einiger Veränderungen wegen kürzlich vorgelegt habe. „Zuvor aber," setzte sie hinzu, „muß Fräulein Siebenstern mein Treibhaus sehen."

Die Gesellschaft begab sich also nach dem Treibhause, wo das junge Mädchen, dem zu Ehren dies geschah, sich nicht ge-

Digitized by Google

nung über den Reichthum der kostbaren Gewächse und tropischen Pflanzen verwundern konnte. In einem Augenblicke, während die Gräfin zu Voll getreten war, um diesem mit ihrem gewöhnlichen Wortreichthum etwas zu erklären, kam Fräulein von Dortuch an Hänschen's Seite.

„Es ist hier alles recht hübsch arrangirt, nicht wahr?" frug sie in freundlichem Tone.

„Gewiß, gnädiges Fräulein," antwortete Hänschen, „ich habe gestern die Sammlung auf Klein-Hartenstein gesehen und da dachte ich schon, daß es auf der Welt nichts schöneres geben könne, aber nun merke ich, daß es noch viel schönere Sachen zu bewundern gibt, von denen ich mir niemals hätte träumen lassen."

„Man kann sich hier vollkommen in eine tropische Gegend versetzt denken, mit dem Unterschied freilich," entgegnete Betty, „daß die Bäume und Pflanzen, die wir hier in einem dumpfen Kasten sehen, dort wild wachsen, was denn doch etwas ganz anderes ist. Was mich betrifft," fügte sie flüsternd hinzu, „ich liebe mehr die Pflanzen und Bäume, die sich frei in der frischen Luft entwickeln und so seltsam es Ihnen vorkommen mag, da ich doch gewohnt bin in einer großen Stadt zu leben, muß ich doch gestehen, daß mir nichts über den Genuß der freien Natur geht."

„O, da bin ich ganz mit Ihnen einig, gnädiges Fräulein," sagte Hänschen, „und ich denke schon mit Schrecken an die Zeit, wo ich diese herrliche Gegend wieder verlassen muß."

„Und wohin gehen Sie alsdann, wenn ich fragen darf?" sagte Betty.

„Das weiß ich noch nicht," entgegnete Hänschen erröthend und mit einem leise unterdrückten Seufzer.

„Verzeihen Sie," sagte Betty, die nun gleichfalls erröthete, „ich bin unbescheiden gewesen; aber Sie gehen hoffentlich so bald noch nicht weg, nicht wahr?"

„Ich hoffe noch einige Wochen zu bleiben," antwortete Hänschen.

„Das ist schön!" versetzte Betty, „dann müssen Sie die Gelegenheit nur recht benutzen, und wenn es Ihnen recht ist, wollen wir viel beisammen sein. Ich werde Sie einmal abholen mit meinem kleinen Wagen."

„Sie sind sehr freundlich, gnädiges Fräulein."

„Nein, wenn Sie meinen Vorschlag annehmen und mit mir umgehen wollen, dann müssen Sie nicht steif gegen mich sein und mich nicht gnädiges Fräulein nennen; ich heiße Betty, und Sie?"

„Hänschen," antwortete das junge Mädchen, indem sie nochmals über die Freundlichkeit des Fräuleins erröthete.

„Hänschen?" wiederholte die Gräfin Hartenstein, die sich grade in diesem Augenblicke umgedreht hatte. „Pfui, Herr Pastor, wie konnten Sie einen so häßlichen Namen für sie ausdenken! Wenn Sie durchaus den heiligen Johann zu ihrem Schutzpatron erwählen wollten, warum heißt sie nicht Jeanette?"

„So wurde sie in der Pension genannt," entgegnete Voll, „aber ich gestehe, daß ich den Namen, der ihr zuerst gegeben wurde, vorziehe."

„Ei was," versetzte die Gräfin, „der Name Jeanette muß ihr dann schon längst gewohnt in die Ohren klingen, und ich sage: Fort mit Hänschen, ich will sie umtaufen und von jetzt an heißt sie Jeanette."

„Gut," erwiederte Voll, „ich glaube, daß die Frau Gräfin Recht hat und wir wollen Ihren Vorschlag annehmen."

Die Gesellschaft begab sich hierauf in den Park und Hänschen schritt in Gesellschaft ihrer neuen Freundin vergnügt und wohlgemuth durch die herrlichen Partien desselben. Mehrmals entschlüpfte ihr noch die Anrede gnädiges Fräulein, und als Betty sie scherzhaft zürnend darauf aufmerksam machte, wollte sich Hänschen entschuldigen, indem sie auf den Unterschied des Standes und auf den künftigen Lebensberuf hinwies.

Betty jedoch meinte, sie habe um so mehr Ursache, die Gegenwart zu genießen, und was ihre Geburt und ihre Armuth betreffe, so frage sie darnach nicht; ihre guten Manieren und ihre einnehmende Erscheinung seien die Ursachen, weshalb sie sich zu ihr hingezogen fühle. Bald darauf waren die beiden jungen Mädchen in lebhaftem Gespräch über Pensionserinnerungen und dergleichen, während die alte Gräfin mit Voll ihre Ansichten über Moritz austauschte und sich offen darüber aussprach, daß sie eine Verbindung zwischen ihrem Sohne und Fräulein von Dortuch sehr lebhaft wünsche, obgleich die Familie der letzteren im Verhältniß zu der ihrigen

Digitized by Google

von neuem Adel und daher durchaus nicht ebenbürtig sei.

Unterdessen war man zu der Stelle gelangt, wo die Gräfin ihren Gästen den neuen Plan des Haushofmeisters erklären wollte.

Während jene einen Halbkreis um sie bildeten, begann sie eine ziemlich ausführliche Auseinandersetzung und war eben im besten Reden, als plötzlich ein Schuß, der ganz in der Nähe fiel, sie unterbrach. Jeanette, die nicht an dergleichen gewöhnt war, konnte sich nicht enthalten, einen Schrei auszustoßen, was ihr einige zornige Blicke von Fräulein Lenchen zuzog.

„Wir sind keine Hühner!" rief die alte Gräfin mit lauter Stimme, um den unvorsichtigen Jäger zu warnen.

„Es ist auch außer der Jagdzeit, Mutter," antwortete eine Stimme aus dem Gebüsche, während man zu gleicher Zeit das Knistern von Aesten und Zweigen hörte, durch welche sich Jemand einen Weg bahnte. Gleich darauf kam Moritz zum Vorschein. Diesmal war er nicht in Uniform, sondern trug ein grünes Jagdkostüm; hinter ihm folgte ein junger Mann in gleichem Alter, der viel sorgfältiger gekleidet war und sich dadurch als den Gast auf Klein-Hartenstein zu erkennen gab.

„Ich bin der Schuldige, Frau Gräfin," sagte der Zuletztgekommene, indem er eine Verbeugung machte und auf das Gewehr zeigte, welches er in der Hand hielt. „Hätte ich ahnen können, daß die gnädige Frau mit ihrer Gesellschaft in der Nähe sei, so würde ich mich besser in acht genommen haben; ich hoffe, daß meine Unvorsichtigkeit Niemand von der Gesellschaft erschreckt hat."

„Nein, Freund Drenkeler ist durchaus ohne Schuld," sagte hierauf Moritz, „da er nur auf meine Veranlassung den Schuß that."

„Schon gut," entgegnete seine Mutter, „aber Du mußt nun auch daran denken, daß ich nicht allein bin."

„Das ist wahr," sagte Moritz lachend, indem er dem Pastor die Hand gab und darauf Betty begrüßte. Nachdem er auch den anderen Damen eine Verbeugung gemacht hatte, sagte er: „Und nun stelle ich hier meinen Freund Drenkeler vor, der Advocat zu Marlheim ist und mir die Freude macht, einen Theil der Gerichtsferien hier in Hartenstein zuzubringen."

Nachdem die Vorstellung vorüber war, frug die Gräfin: „Und welche Bestimmung hatte der Schuß?"

„Er galt einem Eichhörnchen," entgegnete Drenkeler, „aber ich habe ritterlich vorbei geschossen."

„Das freut mich," sagte Betty, „denn ich finde es grausam, solche artige Thiere zu tödten."

„Es sind große Gartendiebe," meinte Lenchen.

„Man kann ihnen schwer beikommen," fügte Moritz hinzu und bald ging das Gespräch wieder auf den Gegenstand über, von welchem die Gräfin mit ihren Gästen vorher geredet hatte.

Nachdem die Gräfin ihre Ansichten auseinandergesetzt hatte, verfügte sich die Gesellschaft auf den Rückweg, bei welcher Gelegenheit Drenkeler sich an Jeanette's Seite hielt.

„Ein herrlicher Park, mein gnädiges Fräulein," sagte er, um das Gespräch zu beginnen.

„O ja, mein Herr," antwortete sie, nicht wenig verlegen, weil er ihr einen Titel gab, der ihr nicht zukam.

„Ich glaube," fuhr er fort, „daß ich mich ganz besonders bei Ihnen zu entschuldigen habe, denn wenn ich nicht irre, so hat der Schuß grade Sie am meisten erschreckt."

„Es thut mir leid," antwortete Jeanette, „daß ich mich so kindisch angestellt habe, hoffentlich werde ich mich an das Schießen gewöhnen, da man doch nicht verlangen kann, daß ein Jäger die Vorübergehenden jedesmal vorher warnt."

In diesem Augenblicke mischte sich auch Moritz in das Gespräch und beide Herren unterhielten sich mit Jeanette so eifrig, daß es ihr unlieb war, wie sie Betty völlig bei Seite ließen. Diese hatte sich inzwischen mit Fräulein Tronk unterhalten, und nachdem letztere ihre Frage noch Herrn Drenkeler dahin beantwortet hatte, daß derselbe ein ausgezeichneter junger Mann und in Marlheim für sehr solide und geistvoll bekannt sei, frug sie: „Und wie finden Sie die Mündel des Pastors, gnädiges Fräulein?"

„Sie ist ein allerliebstes Mädchen," entgegnete Betty, „in welches sich Moritz und sein Freund und alle Herren aus der Nachbarschaft verlieben müssen, oder ich erkläre, daß sie sämmtlich keinen Geschmack haben."

Digitized by Google

Und mit einem freundlichen Lächeln, welches deutlich bewies, daß ihre Worte wirklich von Herzen kamen, nickte sie Jeanette zu, und diese ergriff die Gelegenheit, um sich aus der Unterhaltung mit den beiden Herren loszureißen und auf Betty zuzueilen. Die beiden Herren folgten ihr und die vier jungen Leute vertieften sich nun in ein lebhaftes Gespräch, in welches Fräulein Tronk sich einmischte und nach einigem Hin- und Herreden an Betty die Frage richtete, ob es wahr sei, daß sie ihr Boudoir in ein Laboratorium umgewandelt habe.

Die Herren lachten und scherzten über diese Worte, aber Katharina Tronk blieb dabei und versicherte, daß Betty eine große Gelehrte sei, die im Stande wäre, Gifte zu bereiten und ihr kürzlich ein Recept des Doctor Mat genau entziffert habe.

„Aber ist es denn wahr?" frug Moritz, „daß Sie sich mit solchen gelehrten Dingen abgeben? Man sollte denken, schon die ersten Anfangsgründe einer solchen Wissenschaft müßten Sie abschrecken."

„Warum nicht gar!" sagte Betty; „es interessirt mich, gewisse Naturkräfte kennen zu lernen und wenn ich die Sache auch grade nicht sehr wissenschaftlich betreibe, so suche ich mir doch allerlei Dinge, wie Magnetismus und dergleichen, zu erklären."

„O ja," lachte Moritz, „und die Chiromantie und das Kartenlegen und das Wahrsagen aus dem Kaffeesatz. Ich erinnere mich, daß Sie von jeher gern Zauberbücher und dergleichen durchstudirten."

„So?" frug nun Drenkeler, indem er Betty forschend ansah, „haben Sie die große Frage nach den übernatürlichen Dingen ergründen wollen?"

„Moritz ist ein Verräther," entgegnete Betty, „aber ich bekenne offen, daß ich von jeher Liebhaberei für geheimnißvolle übernatürliche Vorgänge und deren Zusammenhang gehabt habe."

Während Moritz einen Zug von Ironie in seinem Gesichte erkennen ließ, wendete sich Drenkeler sehr ernsthaft zu Betty, indem er sagte: „Ich theile Hamlet's Ansicht, daß es viele Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, von denen sich die Schulweisheit nichts träumen läßt und bin weit entfernt, über jene Liebhaberei, die Sie, mein gnädiges Fräulein, eingestehen, gleich meinem Freunde Eilar zu spotten."

Betty sah den Sprecher an, um zu sehen, ob seine Worte Ernst oder Scherz seien; in demselben Augenblicke begegnete sie in Drenkeler's Augen einem so eigenthümlichen scharfen und unangenehmen Blicke, daß sie darüber in Verlegenheit gerieth und das Gespräch rasch auf einen anderen Gegenstand lenkte.

Inzwischen waren die älteren Personen der Gesellschaft zwar vorausgegangen, hatten sich aber doch zuweilen umgesehen und es war ihnen nicht unbemerkt geblieben, daß die beiden Herren anfänglich allein mit Hänschen gesprochen hatten. Fräulein Lenchen fand darin sofort einen Beweis von Coquetterie und nahm sich vor, dem jungen Mädchen später eine Vorstellung deshalb zu machen. Kaum war man nach dem Schlosse gekommen, als der kleine Wagen für Fräulein von Dortuch anlangte. Diese nahm herzlich Abschied und versicherte Jeanette, daß sie die Hoffnung hege, die angefangene Bekanntschaft eifrig fortzusetzen. Ihrem Beispiele folgend, verabschiedete sich gleich darauf der Pastor mit seinen beiden Damen.

Lenchen's Bußpredigt ließ nicht lange auf sich warten, aber diesmal schnitt ihr der Pastor die Fortsetzung vom Munde weg, indem er erklärte, daß Betty mit Katharina Tronk eine wichtige Geschäftsangelegenheit zu besprechen gehabt habe und Hänschen also keine Schuld beigemessen werden könne.

Zwölftes Capitel.

„Nun," frug Moritz seinen Freund, als sie sich nach dem Abendessen in des erstern Schlafzimmer zurückgezogen hatten und dort eine feine Cigarre zu einer guten Flasche Rothwein rauchten, „wie gefällt es Dir hier? Kannst Du das Leben aushalten, das wir hier führen?"

„Eine seltsame Frage," antwortete Drenkeler. „Wärest Du mein Freund nicht, so könnte ich Dich beneiden."

„Besser beneidet als beklagt," sagte Moritz lachend.

„Wahrlich," erwiederte Drenkeler, „Du bist zu glücklich! Soviel Geld als Du begehrst, eine liebe Mutter, deren Augapfel Du bist und ein schönes reiches Mädchen, das nur darauf wartet, bis Du ihre Hand verlangst."

Digitized by Google

„So?“ frug Moritz; „das ist mehr, als ich weiß.“

„Was?“ rief Drenkeler, indem er von dem Divan, auf welchem er ausgestreckt gelegen hatte, sich in eine sitzende Stellung brachte und Moritz scharf in's Gesicht sah; „ist Fräulein Betty nicht sofort hierher gekommen, als sie wußte, daß Du angekommen warst? Verlangst Du noch sprechendere Beweise?“

„Sie wußte nicht und konnte nicht wissen, daß ich zurück war,“ sagte Moritz.

„Eingestehen wird sie es nicht,“ entgegnete Drenkeler, „und daran thut sie auch sehr wohl; übrigens glaube ich, daß Deine Frau Mutter Eure Verbindung gerne sehen würde, wenigstens ließ sie es an Freundlichkeit beim Abschiede nicht fehlen.“

Moritz widersprach zwar nicht lebhaft, aber es schien ihm auch nicht angenehm zu sein, den Gegenstand weiter zu verfolgen, und nach einigem Hin- und Herreden bat er Drenkeler, diesen Gegenstand des Gesprächs fallen zu lassen.

„Nun wohl,“ entgegnete dieser, „dann von etwas anderem. Was denkst Du von der Nichte oder Mündel des Pastors?“

„Ich denke von ihr, was Du davon denken wirst,“ versetzte Moritz lächelnd, „daß sie ein allerliebstes hübsches Mädchen ist.“

„Aber ich glaube, sie ist dumm,“ sagte Drenkeler.

„Dumm? Wie kommst Du darauf? Man braucht sie nur anzusehen, um vom Gegentheil überzeugt zu sein.“

„Und dann glaube ich, daß schwer mit ihr umzugehen ist,“ fuhr Drenkeler fort, worauf Moritz entgegnete: „Mir schien sie von sanftem, liebenswürdigen Charakter zu sein.“

„Aber coquett,“ versetzte Drenkeler, „wie alle Mädchen, die aus der Pension kommen.“

„Ich habe keinen Schimmer von Coquetterie bei ihr bemerkt,“ sagte Moritz; „aber wozu die Albernheit, daß Du dem armen Kind allerlei Untugenden andichtest, um zu hören, was ich dazu sage.“

„Sage mir ganz offen, Eilar,“ fuhr Drenkeler fort, ohne die Frage weiter zu beachten, „bist Du in das Mädchen verliebt?“

„Ich sehe sie heute zum ersten Male.“

„Nun, einmal muß das erste Mal sein, und die Liebe kommt, ohne daß man daran denkt. Ich weiß nicht, aber mir ist es vorgekommen, als würde es Dich nicht viel Mühe kosten, sie zu gewinnen.“

„Nun, das würde eine Heirath sein, an der meine Mutter wenig Vergnügen hätte.“

„Das ist wahr,“ entgegnete Drenkeler, „und von welcher auch ich Dir sehr abrathen würde; aber wer zum Teufel denkt auch an eine Heirath! Ein Findelkind, wie ich höre, das keinen Groschen im Besitz hat!“

„Und was meinst Du denn?“ frug Moritz; „meinst Du, ich sollte das arme Kind hintergehen?“

„Nun wahrhaftig,“ versetzte Drenkeler, „was kann sie mehr werden, als die Geliebte eines reichen Mannes? Ich dachte, so etwas sollte Dir eine Unterhaltung in der Einsamkeit gewähren.“

„Die Unschuld eines braven Mädchens bedrohen, um die Langeweile zu vertreiben, ist sicher etwas sehr edles!“

„Ich sehe wohl, daß ihre Reize Dich kalt gelassen haben,“ entgegnete Drenkeler, „sonst würdest Du mir hier keine Sittenpredigten halten, und im Grunde genommen, bin ich froh darüber, denn ich würde Dir nicht gern im Wege stehen; da Du nun keine Absichten auf das Mädchen hast, kann ich einmal mein Glück bei ihr versuchen.“

„Hoffentlich wirst Du das unterlassen!“

„Aber, bester Eilar, wie verstehe ich Dich? Wenn Du sie selbst nicht willst, so mißgönne sie doch nicht einem andern.“

„Ich werde nicht dulden, daß ein unschuldiges Mädchen, und noch dazu die Mündel des Pastors, dem ich soviel Dank schuldig bin, der Gegenstand Deiner Verführungspläne wird.“

„Nicht? Dafür laß doch den Pastor selbst sorgen, was geht das Mädchen Dich an?“

„Höre, Drenkeler,“ sagte nun Moritz in ernsthaftestem Tone, „ich halte viel auf Dich und möchte gern Dein Freund bleiben können; laß es mich deshalb nicht bereuen, Dich nach Hartenstein gebracht zu haben.“

„Genug,“ entgegnete Drenkeler im Tone beleidigten Ehrgefühls, „mein Koffer ist, Gott sei Dank, noch nicht ganz ausgepackt, ich werde vorgeben, daß ich einen Brief von Haus erhalten hätte und Dich mor-

Digitized by Google

gen von meiner gefährlichen Gesellschaft befreien!"

Es wäre besser gewesen, Moritz hätte ihn beim Worte gehalten, aber er war zu gutmüthig, um nicht einzulenken. „Du bist nicht klug," sagte er, „meine Worte so hoch aufzunehmen!"

„Ich hätte," entgegnete Drenkeler, „an das Sprichwort denken sollen: Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen, und ich werde nun deutlich daran erinnert, daß ich hier auf Hartenstein keine andere Meinung haben darf, als der zukünftige Herr! Was wird das hier für ein moralisches Leben werden, wenn Du dereinst die Wirthschaft führst! Wer ein Mädchen nur von der Seite ansieht, wird in den Thurm gesteckt, jedenfalls wirst Du die Mäßigkeitsvereine einführen und Traktätchen vertheilen, damit Hartenstein als Musterdorf in der ganzen Welt bekannt wird."

„Nun," entgegnete Moritz, „das lasse ich mir gefallen, nun sehe ich doch, daß die ganze Sache Scherz ist."

„Scherz?" erwiederte Drenkeler, indem er mit zornigem Gesichte im Zimmer auf und abging; „ich spreche ganz ernsthaft und was Jeanette anbetrifft, so versichere ich Dich, daß ich sie so ehrerbietig als wäre sie meine Großmutter, behandeln will, sobald Du mir erklärst, daß Du irgend ein wärmeres Gefühl für sie empfindest, was ich nach der Lebhaftigkeit Deines Auftretens stark vermuthen muß. Mir scheint, daß man nicht edelmüthiger handeln kann!"

„Wie kommst Du nur auf die thörigte Vermuthung?" frug nun Moritz; „ich wiederhole Dir nochmals, daß ich das Mädchen heute zum ersten Male sehe."

„Gut also, mir gefällt das Mädchen und wenn ich Geld hätte, würde ich sie, glaube ich, heirathen. Bewache sie nun soviel Du willst, und warne ihre Wächter vor mir, ja gib ihr selbst einen Wink, daß sie sich vor mir hüten soll. Aber nun gute Nacht! Ich bin müde und verlange nach dem Bette."

Nach diesen Worten nahm er das Licht, welches für ihn bereit stand, und begab sich auf sein Schlafzimmer; dort ging er noch eine Weile auf und ab und überlegte einen Plan, zu dessen Ausführung er bereits den Anfang gemacht hatte. Es galt ihm, die Aufmerksamkeit seines Freundes von Betty von Dortuch abzulenken, damit er ungehindert auf deren Besitz speculiren konnte. Wenn er sich übrigens schmeichelte, auf eins der beiden Mädchen Eindruck gemacht zu haben, so hatte er sich betrogen; denn sowohl um das behaglich ausgestatte Lager zu Dornwick, wie um die einfache Bettstelle im Pfarrhause, schwebte das Bild ein und desselben wohlgestalteten und liebenswürdigen Jünglings, dort im einfachen Jagdrocke, hier in der glänzenden Uniform des Artillerielieutenants.

Dreizehntes Capitel.

Am andern Morgen nach dem zweiten Frühstück, ging Moritz mit seinem Freunde in das Dorf und als letzterer frug, welches Ziel er im Auge habe, entgegnete Moritz: „Ich muß den Damen Praley, welche zu den Notabilitäten des Dorfes gehören, einen Besuch machen; da ich jedoch überzeugt bin, daß Du keine Lust haben wirst, mich dahin zu begleiten, so kannst Du mich so lange im Casino erwarten."

„Habt ihr ein Casino in Hartenstein?"

„Gewiß," entgegnete Moritz; „obschon ich niemals dort gewesen bin, so weiß ich doch, daß sich daselbst die Honoratioren des Dorfes und der Umgegend zusammenfinden." Drenkeler war damit einverstanden und in diesem Augenblicke kamen sie in die Nähe des Pfarrhauses, wo sie den Pastor erblickten, der mit dem Einnehmer Schnell an einem Tische saß und gemüthlich seine Pfeife rauchte, während Lenchen mit einem ungeheuren Strickstrumpfe den beiden Männern Gesellschaft leistete. Im Hintergrunde sah man Jeanette mit den beiden Kindern des Einnehmers sich im Garten umherjagen, wobei alle drei hell auflachten und ganz roth im Gesichte waren. Etwas ferner stand Doris, die nicht mitlachte und gar nicht freundlich aussah.

Die beiden Herren wollten vorüber gehen, aber der Einnehmer trat auf Moritz zu und bewillkommnete ihn auf sehr zudringliche Weise, sodaß es unmöglich war, vorüber zu gehen. Inzwischen waren die Kinder ebenfalls herangekommen und die ganze Gruppe vereinigte die verschiedensten Stimmungen. Moritz fühlte sich durchaus nicht behaglich, wohingegen Drenkeler sich ganz unbefangen zeigte; Fräulein

Lenchen und Doris bemerkten zu ihrem großen Verdrusse, daß die Kinder des Herrn Schnell sich bereits auf's herzlichste an Jeanette angeschlossen hatten und ihrem Papa fortwährend davon erzählten, wie artig das Fräulein mit ihnen gespielt habe. Während Fräulein Lenchen sich bereits eine Sittenpredigt ausdachte, welche sie Jeanette in Bezug auf ihr Betragen gegen den Vater der beiden Kinder zu halten gedachte, fand auch Voll in dem seltsamen Betragen seines Schülers Moritz einen Grund zur Besorgniß. Moritz glaubte einen guten Gedanken zu haben, als er sich mit der Frage an Herrn Schnell wendete, ob er vielleicht auf dem Wege nach dem Casino sei und die Güte haben wolle, seinen Freund Drenkeler dort einzuführen. Der Einnehmer erblickte in diesem Auftrage eine besondere Ehre und erklärte sich sofort bereit dazu; man nahm gegenseitig voneinander Abschied, und während Doris die beiden Kinder nicht sehr freundlich fortführte, schlug Moritz den Weg zu den Praley'schen Damen ein und Schnell verfügte sich mit Drenkeler nach dem Casino.

„Ich muß Sie um Entschuldigung bitten," sagte Drenkeler zu Schnell, „Sie sind wirklich gar zu freundlich."

„Nicht im geringsten," entgegnete Schnell, „es ist ohnehin die Stunde, wo wir zusammen kommen und ich wette, daß der Major schon mit dem Domino bereit sitzt." Drenkeler ließ sich hierauf in ein näheres Gespräch ein über die Verhältnisse der Gemeinde Hartenstein und er hatte bereits den günstigsten Eindruck auf seinen Begleiter gemacht, als sie auf dem Casino ankamen, wo sie mehrere Herren, darunter den von Schnell erwähnten Major, und einen Weinhändler, Namens Verdrongen, antrafen. Das Gespräch war anfänglich sehr flau, bis endlich der Weinhändler an Drenkeler die Frage richtete: „Ist es wahr, daß nächstens Festlichkeiten auf dem Schlosse stattfinden sollen?"

„Ich glaube ja," antwortete Drenkeler, „ich habe von einer Lotterie und dergleichen gehört."

„Das ist es nicht, was ich meine," entgegnete der andere, „ich dachte an eine Verlobung."

„Richtig," mischte sich hier der Doctor Mat in das Gespräch, „die Verlobung des jungen Grafen mit Fräulein von Dortuch."

„Ich habe nicht gehört, daß davon die Rede gewesen," versetzte Drenkeler, und indem er sich an den Herrn wendete, der zuletzt gesprochen hatte, frug er: „Sie sind Arzt, nicht wahr?"

„Zu dienen," entgegnete dieser, „mein Name ist Mat."

„Und Sie sind auch Hausarzt zu Dornwick?" fuhr Drenkeler fort.

„Ich komme täglich dorthin."

„Des gnädigen Fräuleins wegen?"

„Die hat keinen Arzt nöthig," antwortete Mat, in einem Tone, als nehme er es ihr sehr übel, daß sie niemals krank sei.

„Nicht?" frug Drenkeler, indem er ihn mit einem zweifelnden und ungläubigen Blicke ansah.

„Wundert Sie das so sehr?" sagte der Arzt.

„Nun ja," entgegnete Drenkeler, „ich begreife Ihre Discretion, Ihr Beruf verbietet Ihnen, aus der Schule zu schwatzen."

„Aber ich versichere Sie, daß ich nichts weiß!"

„Desto besser," entgegnete Drenkeler, wobei Blick und Stimme gleich spöttisch blieben.

„Mir scheint, Sie wissen mehr als ich," sagte Mat, „denn ich habe nie etwas an dem gnädigen Fräulein bemerkt und man hat nie meinen Rath für sie verlangt."

„Nun," erwiederte Drenkeler, „dann wird die ganze Sache sich wohl in ein Geschwätz auflösen, was mir für meinen Freund Eilar sehr lieb ist, denn da man mich aufmerksam gemacht hatte, wäre es meine Pflicht gewesen, ihn davon zu benachrichtigen."

„Aber was ist denn eigentlich?" frug der Arzt, der auf's äußerste neugierig gemacht war.

„Wie soll ich es sagen?" entgegnete Drenkeler, „man hat mich versichert, daß das Fräulein manchmal seltsame Gedanken habe, eine Art Manie und wie ich höre, ist es ein Familienfehler. Sie wissen, daß dieses öfter vorkommt."

„Allerdings!" entgegnete Mat, „ich erinnere mich eines solchen Falles, wo es in seiner Familie erblich war, sich zu vergiften."

„Ganz richtig," sagte Drenkeler, „und grade mit der Untersuchung von Giften und ähnlichen Präparaten soll sich das Fräulein viel beschäftigen."

Digitized by Google

„Gott bewahre uns! So etwas kann gefährlich werden," sagte der Arzt.

„Wer weiß, ob etwas daran ist!" entgegnete Drenkeler; „man weiß ja, wie solche Redereien entstehen, aber es thut mir leid, daß ich von Ihnen nichts Genaueres erfahren kann und ich muß Sie dringend bitten, niemals merken zu lassen, daß ich Ihnen etwas davon gesagt habe, denn ich möchte um keinen Preis die Veranlassung sein, daß man von einer so liebenswürdigen jungen Dame, die eine vortreffliche Frau für meinen Freund Eilar sein würde, etwas Nachtheiliges sagte."

„Natürlich!" entgegnete Mat, „aber ich werde einmal genau aufpassen, und das versichere ich Sie, wenn etwas an der Sache ist, so werde ich es ganz gewiß herausbringen."

Nach und nach mischten sich die andern Herren wieder in das Gespräch und Drenkeler, der als Fremder und mehr noch, als Gast des Grafen, eine höchst interessante Persönlichkeit für die Casinogesellschaft war, wurde von dem Weinhändler Verdrongen später genöthigt, mit ihm nach seiner Wohnung zu gehen, um dort eine neu angekommene Sorte Portwein zu probiren.

Als er wieder nach dem Schlosse zurückging, hatte er die feste Ueberzeugung, einen Samen ausgestreut zu haben, der nicht ohne Folgen bleiben und seine Pläne auf's beste befördern würde. Und in der That hatte er sich nicht verrechnet.

Während Jeanette's Aufenthalt im Pfarrhause ihrem Pflegevater die heitersten Tage verschaffte und der gutmüthige Voll sich behaglich fühlte, wenn das Mädchen des Abends erzählte, wie Vater Hogenberg sie in der Pension besucht und ihr schöne Bücher gebracht, oder Vater Zabener immer so sorgfältig nach ihrer Gesundheit gefragt und der Frau Silbermann gute Rathschläge gegeben habe, oder wie Vater Galter der jungen Mädchen immer so viel Stoff zum Lachen gegeben habe, oder wenn sie beim Streichen der Butterbrote allerlei komische Erzählungen vorbrachte von den seltsamen Traktamenten, die in der Pension zuweilen geboten wurden, während dies alles geschah, und die Freundschaft zwischen Jeanette und Betty von Dortuch sich täglich mehr befestigte, hatte man im Dorfe bereits die verschiedenartigsten Gerüchte erfunden, welche sich theils auf die Beziehungen des jungen Grafen zu der Mündel des Pastors, theils auch auf den seltsamen Seelenzustand des jungen Fräuleins bezogen, und obgleich einige der Freundinnen Fräulein Lenchens und der beiden Gräfinnen bereits etwas von dem Geflüster vernommen hatten, so war doch bis jetzt noch nichts davon in das Pfarrhaus oder auf das Schloß selbst gedrungen.

Inzwischen hatte Jeanette ein so allgemein günstiges Urtheil hervorgerufen, daß die vornehme Gesellschaft der Umgegend sehr erfreut war, als Frau von Dortuch die Einladungen zu einem großen Gastmahle erließ, auf welchem man auch den Pastor mit seiner Schwester und der vielgenannten Pflegetochter zu treffen hoffen durfte.

Vierzehntes Capitel.

An dem Tage, als das Diner bei Frau von Dortuch stattfinden sollte, standen rechtzeitig zwei Wagen vor der Thür des Pfarrhauses, um den Pastor mit seinen Damen im Vorbeifahren mitzunehmen. In dem einen Wagen saß die alte Gräfin und ersuchte den Pastor, neben ihr Platz zu nehmen, in dem andern wurden Fräulein Lenchen und Jeanette gebeten, gegenüber von Drenkeler zu sitzen. Moritz saß auf dem Bocke und der Kutscher hatte für dieses Mal auf dem hintern Bocke Platz genommen. Drenkeler wendete sich zu Fräulein Lenchen und sagte, als der Schlag zugemacht, die Peitsche über die Pferde gelegt und der Wagen in Bewegung war: „Sie werden sich wohl die Mühe nehmen müssen, uns auf die Sehenswürdigkeiten unterwegs aufmerksam zu machen, da Fräulein Siebenstern ebensowenig bekannt damit ist, wie ich."

„Ach ja, bitte!" sagte Jeanette.

„Zu so etwas tauge ich nicht," antwortete Lenchen, „denn ich habe ein zu schlechtes Gedächtniß für Namen und Personen, aber Moritz ist der Mann, der es weiß und sagen kann."

„Moritz muß auf die Pferde acht geben," sagte Drenkeler.

„Sei unbesorgt," rief nun Moritz, „so schlimm sind die Pferde nicht und der Weg nicht so gefährlich, daß ich nicht zu gleicher Zeit lenken und plaudern könnte."

Digitized by Google

„Was thust Du, Eilar?“ frug Drenkeler mit verstellter Besorgniß; „Du siehst Dich in diesem Augenblick um, wo wir um die Ecke biegen müssen und in Gefahr sind, gegen einen steinernen Pfahl anzurennen.“

„Gott im Himmel!“ rief Lenchen, welche den Scherz für baare Münze nahm.

„Seien Sie unbesorgt, Fräulein,“ entgegnete Drenkeler, „es war nur Scherz; unser Freund weiß viel zu gut, welche schwere Verantwortlichkeit er auf sich genommen hat, um nicht sorgfältig den ihm anvertrauten Schatz zu bewahren.“ Bei diesen Worten warf er einen Blick auf Jeanette und bemerkte mit großer Genugthuung wie sie erröthete.

„Ich kenne meine Pflicht genau,“ sagte nun Moritz, ohne diesmal aufzusehen, und weiß das Vertrauen zu schätzen, welches mir bewiesen wird, aber was den Vorschlag von Fräulein Lenchen betrifft, so muß ich ihn als das Ergebniß ihrer übergroßen Bescheidenheit ansehen, da sie jedenfalls die beste Erklärung geben kann.“

„Ich weiß nur, was es im Dorfe gibt,“ entgegnete Lenchen, „und das kennt Jeanette ebensogut wie ich, oder sollte es wenigstens kennen.“

„Wohlan,“ sagte Jeanette, „ich hoffe Ihnen zeigen zu können, daß ich gelehrig bin;“ und hiermit begann sie auf die heiterste Weise die verschiedenen Bewohner der einzelnen Häuser zu bezeichnen. „Da hinten,“ sagte sie zuletzt, „steht Herr Schnell vor seiner Hausthür und ist gewiß soeben aus dem Casino gekommen,“ und damit beantworteten Lenchen und sie die Kußhände, welche ihnen von den Kindern vom Fenster aus zugeworfen wurden, sowie mit einer freundlichen Verbeugung den ehrfurchtsvollen Gruß des Einnehmers. „Und hier,“ sagte Jeanette, indem sie auf ein hübsches Landhaus zeigte, „wohnen die Praley'schen Damen.“

„Nun, das war leicht zu errathen,“ sagte Lenchen, „da sie grade in ihren Wagen steigen.“

Nun kam man außerhalb des Dorfes an und nachdem man noch eine Weile gradeaus gefahren war, gelangte man seitwärts auf einen breiten chaussirten Weg, der nach wenigen Minuten nach Dornwick führte. Zwei Bedienten standen dort am Eingange in das Wohnhaus bereit, um den Gästen beim Aussteigen behilflich zu sein. Voll ging natürlich mit der Gräfin Hartenstein voraus, Drenkeler hatte beim Aussteigen sofort seinen Arm Lenchen angeboten und so kam es ganz von selbst, daß Moritz Jeanette führen mußte, was sowohl bei der Gesellschaft, wie bei der Dienerschaft nicht unbemerkt blieb, um so weniger, da das junge Paar in der That einen überraschend schönen Eindruck machte.

Die ganze Einrichtung des Hauses war musterhaft vornehm und von jener gediegenen Eleganz, wie sie sich bei Familien findet, die seit langer Zeit eine bevorzugte gesellschaftliche Stellung eingenommen haben. Ganz in Uebereinstimmung mit der Einrichtung war die Erscheinung der Frau von Dortuch, welche bereits ziemlich bejahrt war und daher an und für sich ein sehr ehrwürdiges Aussehen hatte. Man kann begreifen, wie Jeanettens Herz schlug, als sie der Dame vorgestellt wurde. Glücklicherweise war diese eine besondere Freundin des Pastors und begrüßte daher das junge Mädchen mit einem freundlichen Lächeln; während Betty, als Jeanette ihre Verbeugung vor ihr gemacht hatte, sofort auf sie zutrat, ihr freundlich die Hand drückte und in der Folge, so oft es sich thun ließ, sich mit ihr unterhielt.

Nachdem die Gäste sämmtlich eingetroffen waren, die Begrüßungen und gegenseitigen Vorstellungen stattgefunden hatten, kam der Diener, um zu melden, daß das Essen bereit sei. Frau von Dortuch nahm den Arm von Voll und ersuchte den Baron von Steinfurt, die Gräfin Hartenstein zu geleiten, worauf die übrige Gesellschaft sich paarweise anschloß und am Tische die vorherbestimmten Plätze einnahm. Moritz hatte Jeanette und Drenkeler Betty an der rechten Seite. Die Speisen und Weine entsprachen völlig der ganzen Einrichtung und die Bedienung war ausgezeichnet.

Drenkeler wünschte sich Glück, daß das Arrangement der Sitze seinen Plänen so vortrefflich entgegen kam und er verfehlte denn auch nicht, der schönen Betty die größte Aufmerksamkeit zu erweisen. Da er nicht ganz sicher war, ob Betty nicht wirklich für den jungen Grafen fühle, so beschloß er mit der größten Vorsicht sich darüber Gewißheit zu verschaffen. Betty gab ihm dazu Gelegenheit, indem sie die Bemerkung machte, daß die Männer doch vieles vor den Frauen voraus hätten, da

Digitized by Google

sie reisen könnten so oft und so viel und wohin sie wollten, während die Mädchen zu Hause sitzen müßten und warten bis Jemand käme, der sie mitnehme.

„Allerdings," antwortete er lächelnd, aber mit einem leisen Seufzer; „glücklich, wer die Mittel hat zu reisen; mein Freund Eilar und dergleichen reiche Menschen mögen sich so etwas erlauben, ein armer Beamter wie ich, muß darauf verzichten."

„Aber Sie haben doch die Schweiz besucht, wenn ich recht gehört habe?" entgegnete Betty.

„Ganz recht," versetzte Drenkeler, „das geschah, als ich von der Universität kam und noch etwas Geld überbehalten hatte von dem, was für meine Studien bestimmt war; vielleicht hätte ich besser gethan, das Geld zu bewahren, denn einmal reisen weckt die Lust und es ist besser, keine erste Reise zu thun, wenn man die zweite nicht darauf folgen lassen kann. Es ist wahr, Eilar hat die Freundlichkeit gehabt, mir den Vorschlag zu machen, mit ihm zu reisen."

„Denkt Moritz auf Reisen zu gehen?" frug Betty mit einer Lebendigkeit, die Drenkeler nicht recht gefiel.

„Wußten Sie das nicht?" frug er, indem er sich verwundert stellte, obwohl es sehr natürlich war, daß Betty nichts von einem Plane wußte, der überhaupt gar nicht bestand und sich höchstens auf eine hingeworfene Bemerkung zurückführen ließ. Uebrigens ließ Drenkeler den Gegenstand nicht fallen; er sagte: „Vielleicht war es nur ein Einfall von Moritz, obgleich ich mir nicht denken kann, daß er von seinem Plane abgegangen ist, weil ich sein Anerbieten abgelehnt habe;" hier zögerte er einen Augenblick und setzte dann hinzu: „Ich mag mich nicht freihalten lassen."

„Nicht?" frug Betty in einem Tone, der zu erkennen gab, daß ihr die Sache ziemlich gleichgültig sei.

Drenkeler verfolgte jedoch den Zweck seiner Unterhaltung, indem er sagte: „Mag man es falschen Stolz oder wie man will nennen, ich würde kein Almosen annehmen können, nicht einmal von meinem besten Freunde, nicht einmal von meiner Frau und darum werde ich wohl auch niemals heirathen."

Obgleich er diese Worte leichthin sprach, so waren sie doch ein großes Wagniß einem jungen Mädchen gegenüber, die er kaum kannte, aber er hatte nun einmal beschlossen, um jeden Preis ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, er wollte sie zwingen, über ihn nachzudenken, das Uebrige sollte sich dann schon finden. Wirklich blieb seine Mittheilung nicht ohne Wirkung. Fräulein von Dortuch war so gewohnt, von jedem, der mit ihr sprach, Schmeicheleien zu hören, daß eine Versicherung, wie die, welche Drenkeler ihr soeben gegeben hatte, sie überraschen mußte, denn es schien fast, als wolle er ihr im voraus zur Beruhigung andeuten, daß er nicht gesonnen sei, gleich allen andern, ihr den Hof zu machen; sie schwieg einen Augenblick, dann aber bedachte sie, daß ein völliges Stillschweigen ihr den Schein des Nachdenkens über Drenkeler's Worte geben könne und sie sagte daher: „Treiben Sie das Zartgefühl nicht etwas weit? Wenn Ihre Gesellschaft Ihrem Freunde werthvoller ist, als das Geld, das sie ihm kostet, wer leidet dann am meisten unter ihrer Weigerung?"

„Ich weiß nicht," antwortete Drenkeler, „und ich würde kein Bedenken tragen, als Secretär oder sonst in einer anständigen Beschäftigung Jemand auf der Reise zu begleiten, aber mit einem Freunde muß man auf gleichem Fuße bleiben und je reicher und hochstehender der Freund ist, um so weniger verspüre ich Lust, Vortheil von ihm zu ziehen."

„Sieh, sieh!" sagte Betty, indem sie die Sache als Scherz zu behandeln suchte, „ich dachte nicht, daß Sie so hochmüthig wären."

„Ist es denn wirklich Hochmuth," entgegnete Drenkeler, „wenn man seine Unabhängigkeit zu bewahren sucht, oder glauben Sie, daß man die bewahren könne, irgend Jemand gegenüber, von dessen Börse man zehrt. Es sind Nichtsthuer genug in der Welt und ich habe keine Lust, ihre Zahl zu vermehren. Erbschaften habe ich nicht zu erwarten, und ich muß daher zufrieden sein, wenn ich ehrlich durch die Welt komme, und einmal als anständiger Mensch begraben werde."

„O pfui!" sagte Betty, „was sind das für schwarze Gedanken!"

„Es sind Gedanken," antwortete Drenkeler, „wie sie einem Menschen wie mir zukommen, aber," fuhr er fort, indem er sich ein Glas Wein eingoß, „ich bin ein

Digitized by Google

Narr und sollte lieber zu mir selbst sagen, was der Schulmeister zum Pastor sagte, als er ihn bei sich zu Gast hatte: Geniren Sie sich nicht, Herr Pastor, und greifen Sie zu, so gut haben Sie es nicht alle Tage bei sich zu Haus!"

„Still!" flüsterte Betty, „Fräulein Voll sieht und hört alles, und wirft Ihnen Blicke zu, als wolle sie Sie aufessen."

„Sie denkt wahrscheinlich, ich rede von ihrem Bruder; ob sie wohl schon etwas gefunden hat für ihre Nichte, die bei ihr logirt?" und damit sah er nach Jeanette, die in ein lebhaftes Gespräch mit Moritz verwickelt war.

„Ein allerliebstes Mädchen, nicht wahr?" frug Betty, deren Augen derselben Richtung folgten.

„Sie ist sehr hübsch," antwortete Drenkeler in sehr gleichgültigem Tone, „was für sie in ihrer abhängigen Stellung ein Unglück ist, vielleicht aber auch zu ihrem Glücke führt, wenn sie eine reiche Partie macht."

„Was Sie da sagen, reimt sich sehr schlecht mit Ihrer Philosophie von vorhin."

„Das ist ein ganz besonderer Fall, gnädiges Fräulein, und kann nicht damit verglichen werden, was ich in Bezug auf mich selbst sagte," und hierbei warf er wiederum einen aufmerksamen Blick auf das am andern Ende des Tisches sitzende Paar, so daß Moritz in der Erinnerung an Drenkeler's Absichten auf Jeanette die Meinung hegte, dieser beneide ihn um seinen Platz.

„Bemerken Sie wohl, mein Fräulein," frug Moritz seine Nachbarin, „mit welcher Aufmerksamkeit uns mein Freund Drenkeler beobachtet?"

„Nein," antwortete sie, „ich habe nicht darauf geachtet und überdies kann ich ihn von hieraus nicht gut sehen, da der Tafelaufsatz mich daran verhindert."

„Wirklich!" rief er in einem Tone, der das Vergnügen verrieth, welches ihm diese Antwort bereitete. Jeanette sah ihn verwundert an und bog dann ganz unbefangen ein wenig den Kopf, um Drenkeler sehen zu können.

„Ich glaube," sagte sie, „Ihr Freund will Ihre Gesundheit trinken." Wirklich hatte Drenkeler sein Glas aufgenommen und nickte Moritz lächelnd zu, während er vor sich hin murmelte, doch so, daß Betty es hören konnte: „Ich muß ihm doch Glück wünschen, zu seiner neuen Eroberung."

Nachdem Moritz ebenfalls sein Glas an den Mund gebracht hatte, sagte er zu Jeanette: „Er hat etwas im Sinne, ich weiß nicht, was es ist, aber gewiß ist es nichts gutes."

„Nicht?" frug Jeanette, die nicht wußte, was ihr Nachbar sagen wollte.

„Nein," entgegnete dieser, „es ist ihm nicht zu trauen."

„Wie verstehen Sie das?" versetzte Jeanette ganz erstaunt; „ich dachte, der Herr Drenkeler sei Ihr Busenfreund?"

„Das dachte ich auch," sagte Moritz, „aber ich habe ihn in der letzten Zeit von einer Seite kennen gelernt, welche — kurz, man muß vorsichtig mit ihm sein."

„O pfui!" versetzte Jeanette, „ich meine, Freunde müßten Nachsicht mit einander haben."

Sie wurde roth über ihre Freimüthigkeit und Moritz erröthete noch stärker als sie; er meinte jedoch bei seiner Bemerkung nicht stehen bleiben zu dürfen und sagte daher: „Ich glaube nicht, daß man mir den Vorwurf der Ungerechtigkeit so leicht wird machen können, aber ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß Drenkeler nicht der Mann ist, für den ich ihn anfangs hielt, denn ich weiß, daß er sich gar kein Gewissen daraus macht, jungen Mädchen den Hof zu machen, ohne daß er daran denkt, sie zu heirathen."

„Das ist gewiß sehr unrecht," sagte Jeanette, „aber wenn das, was man mir in der Pension gesagt hat, wahr ist, dann sind in diesem Punkte alle Herren einerlei Meinung."

„Sehr verbunden," entgegnete Moritz. „Machten Ihnen Ihre Freundinnen diese Mittheilung in Folge eigener Erfahrung?"

„Nicht doch," antwortete Jeanette, indem sie wieder erröthete, „aber Frau Silbermann pflegte zu sagen, wir müßten die Complimente der Herren ebenso betrachten, wie die Artigkeiten, welche man am Schlusse eines Briefes finde. Die Gewohnheit der großen Welt brächte es einmal mit sich, daß man den Damen schmeichle, aber man würde sehr thöricht daran thun, Worte ernsthaft zu nehmen, die nur als bloße Redensarten gebraucht würden."

„Sie haben die Lection in der That sehr gut behalten," sagte Moritz, „aber ich

Digitized by Google

glaube, daß man einen Unterschied machen muß und wohl beachten, ob das Herz desjenigen, der uns einen Beweis von Achtung und Ehrerbietung, Freundschaft oder Liebe gibt, Theil daran hat oder nicht."

Moritz sprach diese Worte in ernsthafterem Tone, als ein gewöhnliches Tischgespräch mit sich bringt und es erfolgte darauf von beiden Seiten eine peinliche Stille.

Inzwischen war an der andern Seite des Tisches ein Gespräch entstanden, welches Drenkeler auf's neue in seinen Plänen unterstützte. Betty hatte nämlich mit ihrem Nachbar auf der andern Seite, einem Herrn von Walter, ein Gespräch begonnen, in dessen Verfolg ihr derselbe erzählte, daß er auf seinem Gute gewisse Anlagen zu machen beabsichtige, zu welchen Wasser nöthig sei und daß er letzteres bis jetzt dort nicht habe auffinden können."

„Sie sollten Ihre Zuflucht zu der Aronsruthe nehmen," sagte Betty halb scherzend.

„Die Aronsruthe?" wiederholte Herr von Walter; „was ist das für ein Ding?"

„Wissen Sie das nicht?" entgegnete Betty; „es ist doch ziemlich bekannt und ich kann Ihnen das Recept geben. Man schneidet einen Haselstock von ungefähr sechzehn Zoll Länge, der vorn gabelförmig ausläuft; nun hält man ihn zwischen den Daumen fest, die Gabel grade ausgestreckt und geht dann auf dem ganzen Grund umher, wo man Wasser suchen will. Sobald man an den Ort kommt, wo sich eine unterirdische Quelle befindet, beugt der Zweig sich vorn über und zeigt an, wo man graben muß."

„Ist das Ihr Ernst?" sagte Herr von Walter; „ich habe nie von so etwas gehört."

„Ei was," meinte nun Fräulein von Pankras, eine Nichte der Frau von Dortuch, die an der andern Seite des Herrn von Walter saß, „sehen Sie denn nicht, daß Fräulein Betty nur einen Scherz macht; sie wird doch an solche Albernheiten nicht glauben."

„Ich kann nicht aus Erfahrung urtheilen," entgegnete Betty hierauf, „aber ich habe sehr viel darüber gelesen und weiß, daß es Menschen gibt, welche auf diese Weise Quellen gefunden haben; es wäre immer der Mühe werth, die Sache einmal zu probiren."

„Das gnädige Fräulein hat vollkommen recht," mischte sich nun Drenkeler in das Gespräch, „und ich kann noch hinzufügen, daß gewöhnlich der Haselstock, sobald er das Wasser anzeigt, an dem Daumen abbricht und man in den Händen ein peinliches Gefühl hat, welches fast der Wirkung von Brennesseln gleichkommt."

„Haben Sie das selbst erfahren, daß Sie es so genau beschreiben können?" frug Betty sehr eifrig. Drenkeler machte ernsthaft eine zustimmende Kopfbewegung.

„Ohne Scherz?" frug Walter; „nun, dann bin ich neugierig, dann müssen Sie uns nachher eine Probe ihrer Kunst geben."

„Um Gotteswillen nicht!" versetzte Fräulein von Pankras; „Tante Dortuch wird nicht wünschen, daß man auf ihrem Grund und Boden solche Hexenkünste zur Aufführung bringt."

„Seien Sie unbesorgt," erwiederte Drenkeler mit kühlem und ernstem Ton, „ich habe ein für allemal dergleichen Künste abgeschworen, aus Gründen, die für mich allein von Bedeutung sind."

„Dachte ich's nicht," sagte Walter, indem er sich zu Fräulein von Pankras wendete, „es ist nichts als leerer Schwindel."

Betty aber sagte leise zu Drenkeler: „Wissen Sie auch, daß Sie mich wirklich neugierig machen!"

„Verzeihen Sie," erwiederte Drenkeler, „ich will Ihnen gern die Gründe mittheilen, welche von Andern vielleicht nicht richtig verstanden würden. Erstens würde ich mich der Gefahr aussetzen, wenn nicht für einen Zauberer, so doch für einen excentrischen Menschen gehalten zu werden und das könnte meinen Namen und damit meine Stellung in ein zweifelhaftes Licht bringen; zweitens muß ich Ihnen gestehen, daß ich zweifle, ob grade ich befähigt bin, diese übernatürlichen Wirkungen hervorzurufen, denn, wie Sie wissen, gehört dazu eine ganz besondere Begabung und da ich bei den vereinzelten Versuchen, die ich anstellte, eine gewisse Unruhe und Unsicherheit empfand, so habe ich es vorgezogen, vollständig darauf zu verzichten."

„Das ist jedenfalls vorsichtig gehandelt," sagte Betty und fügte dann hinzu: „glauben Sie denn wirklich an übernatürliche Kräfte, Herr Drenkeler?"

„Ich glaube mich zu erinnern, gnädiges Fräulein," erwiederte er, „daß wir bereits

bei unserm ersten Zusammentreffen uns über diesen Gegenstand unterhielten und darüber ganz gleicher Meinung waren;" und indem er dies sagte, warf er Betty wieder einen jener Blicke zu, deren Wirkung ihr unangenehm und doch zugleich so eigenthümlich war, daß sie in eine augenblickliche Verwirrung gerieth.

Inzwischen war das Diner abgelaufen und das Dessert stand auf dem Tische. Die Herren wurden lebhafter und das Gespräch drehte sich um öffentliche Angelegenheiten, um Politik und große Unternehmungen. Nachdem dies eine Weile gewährt hatte, benutzte die ältere Gräfin Eilar eine eintretende Pause in der Unterhaltung zu folgender Ansprache:

„Die Anwesenden wissen alle, daß heute über vierzehn Tage die Lotterie auf Hartenstein stattfindet; ich hoffe, daß niemand wegbleiben wird. Wer noch keine Loose hat, kann sie bei den Damen des Vorstandes bekommen."

„Und jedes Loos gewinnt," sagte Herr von Walter, in der Meinung, etwas sehr Geistreiches gesagt zu haben.

„Das nicht," antwortete Emma Praley, „aber es gibt ein Recht, welches mehr werth ist, als ein Gewinn, das Recht des Zugangs zum Schlosse, wo nach der Ziehung der Abend gewiß auf eine sehr angenehme Weise verbracht werden wird."

„Musik, Ball, Illumination!" flüsterte Drenkeler seiner Nachbarin in's Ohr.

„Ei, ei, Herr Drenkeler," entgegnete diese, „Sie müssen nicht aus der Schule schwatzen."

In diesem Augenblick gab die Baronin das Zeichen, auf welches die Gäste sich erhoben, um in das anstoßende Zimmer zu gehen. Herr von Walter bot Betty den Arm und Drenkeler schloß sich mit Fräulein von Pankras an.

Nachdem der dampfende Kaffee im feinsten Porzellan herumgegeben war, schlug die Hausfrau einen Spaziergang vor, zur nicht geringen Freude der Gäste, welche sehr nach frischer Luft verlangten. Die Gesellschaft war in Gruppen eingetheilt und die jüngern Theilnehmer hielten sich im Hintergrunde.

Die Herren suchten sich auf einige Augenblicke unter dem Vorwande, die Stallungen der Frau von Dortuch zu besuchen, auf die Seite zu schleichen, um einige Züge zu rauchen; sie befanden sich nicht sehr lange daselbst, als Moritz von Eilar bemerkte, daß Drenkeler, der zuerst erklärt hatte, mitgehen zu wollen, bei den Damen geblieben war. Ob nun aus Argwohn oder Eifersucht, Moritz warf seine Cigarre weg, ließ die andern Herren bei den Pferden und lief was er konnte zur Gesellschaft zurück.

„Ich dachte, daß Du die Pferde besehen wolltest," sagte Moritz zu Drenkeler in scherzhaft verweisendem Tone.

„Seit wir in Marlheim die reitende Artillerie haben," entgegnete Drenkeler, „kann ich täglich so viel Pferde sehen als ich will, dagegen wird es mir sehr selten vergönnt, mich in so angenehmer Gesellschaft zu befinden wie jetzt, und Du mußt mir dies daher nicht mißgönnen."

„Recht galant," sagte Mathilde Praley leise zur Gräfin Eilar, und diese erwiederte ebenso: „Er ist ein artiger junger Mann."

Moritz, dessen einziger Zweck gewesen war, Drenkeler von einem Gespräch mit Jeanette abzuhalten, sagte: „Du hast recht und ich bin ganz Deiner Meinung."

„Um so mehr," fiel Betty ein, „da wir Herrn Drenkeler hier etwas Sehenswürdigeres zeigen können, nämlich eine Sammlung von Vögeln, wie er sie kaum irgendwo finden dürfte."

„Ich habe mehrmals die Menagerie von Dornwick rühmen hören," entgegnete Drenkeler, „aber ich hoffe nicht in dem Verdacht zu stehen, als könnten mich Pfauen und Fasanen mehr unterhalten, als die Gesellschaft der Damen."

„Wir sollten uns alle für die schönen Complimente bedanken, die Herr Drenkeler uns macht," sagte lachend die alte Gräfin, während Jeanette sich an ihr Gespräch mit Moritz erinnerte und die Artigkeiten des Herrn Drenkeler sehr fade fand.

Die Gesellschaft unterhielt sich noch eine Weile, bis das Heraufziehen eines leichten Regenschauers sie in das Haus zurücknöthigte; nicht lange darauf wurde angekündigt, daß die Wagen bereit seien, und nach den gebräuchlichen Artigkeiten entfernten sich die Eingeladenen wieder und fuhren in den nun geschlossenen Kutschen zurück.

Die junge Gräfin von Eilar sagte während des Zuhausefahrens zu ihrem Mann: „Ich weiß wohl, daß ich alberne Ansichten habe und daß meine Worte nichts gelten,

Digitized by Google

aber ich fürchte doch, mein Vorgefühl betrügt mich nicht und Dein Pflegekind wird vielleicht unwillkürlich, was ich nicht entscheiden will, das trojanische Pferd, das alles in Hartenstein in Verwirrung bringt."

„Ich hoffe dies nicht," war alles, was Eilar antwortete, aber bei sich selbst dachte er, seine Frau könne vielleicht Recht haben.

Bevor die Gäste noch von Dornwick abgefahren waren, hatten die Praley'schen Damen, welche, wie bereits bemerkt wurde, große Musikliebhaberinnen waren, den Pastor ersucht, einen Abend zu bestimmen, an welchem er mit seiner Schwester und Jeanette zu ihnen kommen wolle. Boll hatte den nächsten Mittwoch bestimmt und darauf hatten die Damen auch die Baronin Dortuch, Betty, Fräulein von Pankras und die Bewohner von Groß- und Klein-Hartenstein eingeladen, alles sehr geheimnißvoll, damit die andern Anwesenden, die durchaus keine Musikliebhaber waren, nichts davon hören sollten.

Fünfzehntes Capitel.

An dem festgesetzten Tage fanden sich die Gäste denn auch in der Villa der Praley'schen Damen ein, woselbst außer den beiden Schwestern noch die Busenfreundin von Emma Praley, eine vierzigjährige Officierstochter, Namens Nanette Fix, zugegen war.

Fräulein Fix war still und bescheiden im Umgang, spielte sehr gut Whist und hatte die liebenswürdige Eigenschaft, den unbedeutendsten Gesprächen mit großer Andacht zuzuhören. Die Gesellschaft hatte sich theils in dem Zimmer, theils in der daranstoßenden Veranda niedergelassen. Moritz und Drenkeler waren sehr eifrig um Betty und Jeanette beschäftigt. Eine Bemerkung von Fräulein Fix, daß es so warm sei, gab die zufällige Veranlassung zu einem allgemeinen Gespräche.

„Darf ich Ihnen etwas Eau de Cologne anbieten?" frug Drenkeler, während er ein Flacon aus seiner Brusttasche nahm und ihr reichte.

„Sehr freundlich," erwiederte das Fräulein und setzte hinzu: „Mein Gott, welch' ein schönes Flacon! Sehen Sie einmal, Betty, wie eigenthümlich, ich habe nie etwas derart gesehen."

Die Damen steckten die Köpfe zusammen, um das Flacon zu bewundern, welches in der That fremdartig aussah.

Die Form war ein langgezogenes Achteck und der Stoff schien ein Gemenge von Kupfer mit einem edleren Metall zu sein. Der goldene Deckel hatte die Form einer persischen Mitra mit kleinen Edelsteinen verziert; um diesen Deckel schlängelte sich ein goldener Drache, der den Kopf, worin zwei glänzende Augen funkelten, nach oben streckte. Die eine Seite des Flacons war mit einem Elfenbeinblättchen ausgelegt, worauf sich in Gold einige fremde Buchstaben befanden; die andere Seite trug einen glänzenden Stahlspiegel.

„Das ist ja ein alterthümliches Ding," sagte Moritz.

„Das ist es wirklich," entgegnete Drenkeler, „es ist ein Erbstück, das seit undenklichen Zeiten in meiner Familie bewahrt wurde, und welches ich daher sehr hoch halte. Es ist einer der wenigen Gegenstände," fügte er mit einem wohlberechneten Seufzer hinzu, „die ich aus dem Brande rettete."

„Wie ist der Hahn hübsch gearbeitet," sagte Fräulein Fix, „oder ist es ein Papagei?"

„Keines von beiden," erwiederte Drenkeler, „es ist ein Drache."

„Einen solchen hat Tante doch nicht in ihrer Menagerie?" meinte Fräulein von Pankras, worauf Betty schalkhaft lächelnd erwiederte: „Bis heute dürfte er sich noch in keinem zoologischen Garten finden."

„Wie muthwillig, Betty," sagte Boll. „Fräulein Fix hat insofern Recht, als ein Drache ein Hahn ist, mit einem Schlangenleibe und Augen, die jeden tödten, der ihn ansieht."

„Aber solche Thiere gibt es doch nicht?" meinte Fräulein Fix.

„Sehen Sie nur," rief nun Jeanette, „man sollte meinen, das Thier sehe einen an, so natürlich stehen die Augen ihm im Kopfe."

„Was sind das für Steine," frug Fräulein von Pankras, „aus denen die Augen gemacht sind?"

„Karfunkel, nicht wahr?" frug Betty.

„Richtig, gnädiges Fräulein," antwortete Drenkeler mit einer Bewegung des Kopfes.

„Sie sind hübsch gearbeitet," setzte Betty hinzu, „und wirklich, wenn man das Thier

lange ansieht, sollte man glauben, daß es einen anstarre, als ob es feindliche Absichten habe. Und was bedeuten die Buchstaben, die da stehen?"

„Die Bedeutung dieser Buchstaben ist ein Räthsel," sagte Drenkeler, „dessen Lösung verloren gegangen ist."

„Dürfen wir das Kleinod nun auch einmal sehen?" frug Frau von Dortuch.

„Gewiß," entgegnete Drenkeler, indem er es ihr brachte.

„Nicht wahr?" sagte die Gräfin Hartenstein, die es schon früher gesehen hatte, „es ist reizend und viel zu hübsch für einen Herrn; ich habe Herrn Drenkeler bereits gebeten, es uns für die Lotterie zu überlassen; davon will er jedoch nichts wissen."

„Natürlich nicht," entgegnete Drenkeler, „ein Erbstück, an welches sich so viele Erinnerungen heften, läßt man nicht gern in Hände gerathen, die es nicht zu schätzen wissen; wenn ich wüßte, daß es in die Hände einer der hier anwesenden Damen gelangte, wäre die Sache anders."

„Darin kann ich Ihnen nicht Unrecht geben," entgegnete Voll, „um so viel weniger, da sich vielleicht eine Familienüberlieferung an das Flacon knüpft."

„Dies ist allerdings der Fall," erwiederte Drenkeler, „denn einer meiner Vorfahren hat dasselbe in Spanien von einer maurischen Dame erhalten, und der Spiegel, welcher sich darauf befindet, ist ein Zauberspiegel. Wollen die Damen einmal hineinsehen?"

Damit reichte er das Flacon Fräulein Fir zu, welche mit einem Schrei sich abwendete. Drenkeler lächelte und überreichte das Flacon an Jeanette, welche ruhig hineinblickte und nichts weiter sah, als ihr eigenes Bild. Sie überreichte es an Fräulein von Pankras, welche jedoch mit den Worten: „Nein, ich danke, ich mag nicht hineinsehen," das Anerbieten ablehnte.

„Lassen Sie mich den Talismann noch einmal sehen," sagte nun Betty, welche mit großer Aufmerksamkeit dem ganzen Vorgang zugehört hatte. Nachdem sie eine Weile in den Spiegel geblickt hatte, sagte sie: „Es ist allerdings ein gewöhnlicher Stahlspiegel, aber doch, wenn man lange darauf sieht, so scheint es, daß sich Figuren darin bilden und es ist —" hier schwieg sie plötzlich und reichte das Flacon an Drenkeler zurück und als wolle sie die aufmerksame Stille der Gesellschaft auf etwas anderes leiten, fuhr sie fort: „Es ist jedenfalls ein merkwürdiges Stück, um das Herr Drenkeler sehr zu beneiden ist."

„Das mag wohl sein," sagte Drenkeler, „denn die meisten Flacons, welche man jetzt sieht, sind Fabrikarbeit, während dieses hier ein antikes Kunstwerk in seiner Art ist."

Das Gespräch nahm hierauf eine andere Wendung, indem Voll die letzte Bemerkung Drenkeler's auf Möbel und Verzierungen im allgemeinen anwendete, und es währte nicht lange, so war man im lebhaften Gespräche über tausenderlei Gegenstände des alltäglichen Lebens. Der Thee war inzwischen getrunken; Mathilde Praley öffnete das Piano und ersuchte Jeanette eine Probe ihrer künstlerischen Fähigkeit zu geben.

„Meine Leistungen sind nicht bedeutend genug, um mich bitten zu lassen," sagte Jeanette, „aber ich ersuche die Herrschaften, zu bedenken, daß ich noch nie vor Zuhörern gespielt habe."

„Du hast mit keinen strengen Kritikern zu thun," sagte Graf Eilar, „und die Zuhörer werden Nachsicht haben mit der Debutantin."

Trotz dieser ermuthigenden Worte fühlte Jeanette doch ein wenig Angst, als sie sich an das Instrument setzte. Kaum hatte sie jedoch die ersten Noten der Sonate, die sie häufig genug gespielt hatte, um sicher zu sein, überwunden, als sie mit größerem Selbstvertrauen weiter spielte. Der Umstand, daß das Piano der Fräulein Praley ungleich besser war, als das, welches bei Frau Silbermann ihr zur Verfügung stand, verlieh ihr eine immer größere Ruhe und Sicherheit, sodaß sie am Ende die Beifallsstimmen der Zuhörer für etwas mehr als bloße Artigkeit annehmen durfte.

„Vielen Dank, Fräulein Siebenstern," sagte Emma Praley, „wirklich, wenn dies Ihr Debut ist, dann ist es sehr glücklich ausgefallen."

„Es war ganz ausgezeichnet," sagte die alte Gräfin, „und Sie mögen nur getrost öfter vor Zuhörern spielen."

Die junge Gräfin näherte sich ihrem Schwager Moritz, der an die Thür gelehnt in stiller Bewunderung dastand und flüsterte ihm mit süß-saurer Stimme in's Ohr:

Digitized by Google

„Sie hat viel Talent und das ist ein Glück für sie, weil sie dadurch um so leichter eine Stelle finden wird."

„Das ist zu hoffen," murmelte Moritz, verdrießlich über die Absicht seiner Schwägerin. Nach Jeanette kam Fräulein von Pankras und zeigte, daß sie ihre musikalischen Lectionen fleißig benutzt hatte. Nach ihr spielten die Praley'schen Damen eine vierhändige Pieçe zum großen Vergnügen der ganzen Gesellschaft. Darauf aber machte Frau von Dortuch die Bemerkung, daß bei einer musikalischen Gesellschaft nicht nur gespielt, sondern auch gesungen werden solle und daß der junge Herr Graf von Eilar nun wohl die Güte haben werde, den Damen einmal eine Probe seiner Gesangskunst zu geben.

„Ich habe lange nichts mehr darin gethan," sagte Moritz, „aber ich will es wohl wieder einmal versuchen," und damit setzte er sich und sang mit wohllautender Stimme die bekannte Arie aus „Joseph und seine Brüder."

„So," sagte er, als er geendigt hatte, „ich habe das Beispiel gegeben und hoffe, daß die Damen folgen werden. Gewiß sind hier einige, die auch im Gesang sich hervorthun." Hierbei sah er auf Jeanette, als wolle er sagen, daß sie gewiß herrlich singen müsse.

„Nun, nun, Jeanette!" rief Betty, indem sie ihre Hand auf die Schulter ihrer neuen Freundin legte, „ich weiß, daß Sie sehr gut singen, lassen Sie sich erbitten."

„Das ist nicht schön von Ihnen, Betty," entgegnete Jeanette, „ich habe Ihnen nur erzählt, daß ich versucht habe, mich im Gesang zu üben."

Da half jedoch kein Ausreden mehr, alle Anwesenden drangen mit Bitten in Jeanette und als der Pastor sich zuletzt den Anderen anschloß, gab Jeanette nach, setzte sich an das Piano und sang die Cavatine der Agathe aus dem „Freischütz."

Schon die Wahl dieses Musikstücks rief bei allen, namentlich bei Boll und Eilar, eine wohlgefällige Zustimmung hervor und die Einfachheit und musikalische Sicherheit, mit welcher Jeanette dasselbe vortrug, verschaffte ihr die größte Anerkennung. Man hatte mit tiefer, ehrerbietiger Stille zugehört, und selbst als die Sängerin schwieg, dauerte es noch eine Weile, bevor sich die aufgeregte Stimmung in lebhaften Bravos Luft machte.

Als die allgemeine Erregtheit sich etwas gelegt hatte, sagte Gräfin Marie von Eilar: „Es ist schade, daß das Zimmer etwas klein ist; die Stimme von Fräulein Siebenstern wäre stark genug, um einen Concertsaal oder ein Theater auszufüllen, und ich bin überzeugt, daß es nur von ihr abhängen würde, als Sängerin ihr Glück zu machen, was gewiß angenehmer sein dürfte, als ungezogenen Kindern Unterricht zu geben."

„Die Frau Gräfin ist allzu freundlich und könnte mich eitel machen," sagte Jeanette, „aber es würde mir doch sehr schwer fallen, vor einem großen Publicum aufzutreten."

„Haben Sie auch zuweilen Duette gesungen, Fräulein Siebenstern?" frug Emma Praley.

Die Antwort kam nur halb verständlich heraus, aber dennoch mußte Jeanette der Wahrheit die Ehre geben und eingestehen, daß sie zuweilen Duette gesungen habe. Mit dem Musiklehrer und auch mit dem unverheiratheten Bruder der Frau Silbermann. Inzwischen hatte Mathilde Praley die Mappe des jungen Mädchens durchblättert und das große Duett aus Tell hervorgesucht. Sie postirte dasselbe auf dem Notenpult und sagte: „Wenn nun Graf Moritz den Arnold singen will, so können wir anfangen." Moritz nahm in der That seinen Platz an der Seite des Pianos und es entstand ein Gemurmel der Zufriedenheit unter sämmtlichen Anwesenden.

Wir wollen nicht untersuchen, welche Befürchtungen und Voraussetzungen einige der Anwesenden während des Gesanges hegten, gewiß ist, daß Moritz den Platz, wo er sich mit Jeanette befand und die Gesellschaft, die sie umringte, ganz vergaß. Er fühlte sich im Augenblick nur als Arnold und sah in ihr, die mit ihm sang, nichts anderes, als die angebetete Mathilde. So sehr auch Graf Eilar und Boll über die Triumphe erfreut waren, die ihr Pflegekind erntete, so konnten sie doch einige Besorgniß nicht unterdrücken, wenn sie an die Gefahren dachten, denen sich die beiden jungen Leute überließen. Gräfin Marie war sehr verdrießlich und sah ihre Schwiegermutter mit einem Blicke an, der soviel

Digitized by Google

sagte als: Bist Du denn völlig blind? Drenkeler dagegen war recht in seinem Elemente, da er sah, wie Moritz aus eigenem Antrieb den Weg einschlug, den er wünschte ihn gehen zu sehen.

„Man soll seine Freunde nicht beneiden," sagte er leise zu Betty, „aber ich habe wohl Ursache, mich über die Laune des Schicksals zu beklagen, welches den einen so sehr vor dem andern bevorzugt. Weshalb hat es Moritz, der durch Geburt und Reichthum bevorzugt ist, auch eine Stimme geschenkt, die allein im Stande wäre, ihm Vermögen und Auszeichnung zu verschaffen? Wenn ich diese Stimme hätte, so wäre mir geholfen, denn ich würde mich sofort bei der großen Oper in London engagiren lassen; und finden Sie nicht, gnädiges Fräulein, daß es schade ist um Moritz, weil er seinen Beruf verfehlt und nicht mit Fräulein Siebenstern eine Kunstreise unternehmen kann? Welch' einen Effect würden sie machen!"

„Ich weiß nicht," sagte Betty, „wir müssen annehmen, daß Alles so geordnet ist, wie es sein muß, und jeder muß mit seinem bescheidenen Theil zufrieden sein; aber finden Sie nicht, daß Jeanette wundervoll singt?"

„Vortrefflich!" antwortete Drenkeler, „und in dieser Hinsicht erkenne ich, daß das Schicksal gerecht gewesen ist; aber singt das gnädige Fräulein nicht auch?"

„Ich, nein, durchaus nicht," entgegnete Betty, „und daraus können Sie wieder sehen, daß das Schicksal nicht immer unbillig handelt und daß meistens eine Ausgleichung stattfindet."

„Sie werden mich gewiß sehr fade finden," versetzte Drenkeler, „wenn ich mir die Bemerkung erlaube, daß Sie Gaben genug besitzen, um eine schöne Stimme und Vermögen entbehren zu können."

„Es war durchaus nicht meine Absicht, nach Complimenten zu fischen," sagte Betty in sehr trockenem Tone, „aber ich begreife, daß Sie als wohlerzogener Herr nicht anders sagen konnten."

„Sie sind unbarmherzig, gnädiges Fräulein," erwiederte Drenkeler, indem er sie wehmüthig ansah, „was ich sage, denke ich auch."

„Nun, dann wollen wir es dabei lassen," sagte Betty, welche einigermaßen in Verlegenheit gerieth, da sie nicht wußte, in welchem Tone sie das Gespräch weiter führen sollte.

Der Bediente der Praley'schen Damen hatte inzwischen eine Bowle nebst Früchten und Gebäck hereingebracht, aber die Gesellschaft war die ganze Zeit über so eifrig mit der Musik beschäftigt gewesen, daß Niemand daran gedacht hatte, irgend etwas zu nehmen.

Kaum hatte man sich nun gesetzt und die Gläser an die Lippen gebracht, als die Wagen vorgefahren kamen und die alte Gräfin das Zeichen zum Aufbruch gab. Ihrem Vorbilde wurde sogleich von den Andern nachgefolgt. Die musikalische Gesellschaft war zu Ende und hinterließ bei Allen, die daran Theil genommen hatten, die angenehmsten Erinnerungen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Geschichte der Dorfverfassung in Deutschland. Von Georg Ludwig von Maurer. Erlangen, Verlag von Ferdinand Enke. 1. Band 1865, 2. Band 1866.

Der als Forscher und Schriftsteller unermüdlich thätige baierische Staats- und Reichsrath von Maurer hat, als Resultat langjähriger Studien, eine Geschichte der Dorfverfassung herausgegeben und dadurch einem oft gefühlten Bedürfniß abgeholfen, indem ein nach einem umfassenden und systematischen Plane angelegtes Werk über diesen Gegenstand bisher nicht vorhanden war. Diese Arbeit schließt sich an die früheren Werke des gelehrten Verfassers: Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung — Geschichte der Markverfassung in Deutschland — Geschichte der Fronhöfe, der Bauernhöfe und der Hofverfassung in Deutschland — dergestalt an, daß sie als eine Fortsetzung derselben zu betrachten ist, aber nichtsdestoweniger, wie jedes von den genannten Werken, ein selbständiges Ganzes bildet.

Eine Geschichte der Dorfverfassung in Deutschland hat für uns Deutsche eine besondere Bedeutung, da unser Volk, wie alle germanischen Stämme, aus Dörfern und nicht, wie die Nationen des Alterthums, aus Städten hervorgegangen ist, und dieser Ursprung in Charakter, Verfassung, Sitte und Lebensweise früher tief in das Dasein der Deutschen eingriff und auch jetzt noch in vielen einzelnen Zügen zu erkennen ist. Im Orient, in Griechenland, in Italien finden sich, sobald diese Gegenden in den

Digitized by Google

Bereich der Geschichte eintreten, überall große Städte vor, mit denen die Nationen beginnen, und mit denen sie, wenigstens als selbständige Gemeinwesen, fallen und aufhören. Ninive, Babylon, Jerusalem, Athen, Carthago, Rom waren nicht blos Mittelpunkte der betreffenden Völker, sondern das ganze Leben concentrirte sich in ihnen, alles ging von ihnen aus und bezog sich auf sie zurück. Wenn eine dieser Metropolen vom Feinde eingenommen wurde, so lößte sich gewöhnlich auch der Staat auf, dessen Mittelpunkt sie gewesen, wurde sie zerstört, so verschwand allmälig auch die Nation und ging in den Siegern auf. Die Cultur der alten Welt war vorzugsweise eine städtische, und das Land, welches geistig und leiblich mit dem Alterthum am engsten verbunden geblieben ist, Italien, bietet noch jetzt eine ähnliche Erscheinung dar. Anders verhielt es sich mit den Germanen, welche, nach dem Untergange der alten Welt, die Träger der geschichtlichen Bewegungen geworden und in dieser Stellung geblieben sind. Sie concentrirten sich nicht in großen städtischen Gemeinwesen und ihr Geschick hing nicht von dem Besitz oder Verlust einzelner Punkte ab. Der Staat war bei ihnen nicht in den Mauern einer Stadt enthalten und konnte deshalb nicht mit einer solchen aufhören. Sie lebten, auch nachdem sie zum Ackerbau und festen Wohnsitzen übergegangen waren, in offenen Orten, in dem, was man später Dörfer genannt hat. Sie gründeten in der alten Heimath, selbst nachdem sie zahlreich geworden, keine Städte, denn die von Mauern und Thürmen umgebenen Orte an den Ufern des Rheins und der Donau waren römischen Ursprungs. Erst spät, im Verhältniß zu seinem Eintreten in die Geschichte, hat der Hauptstamm der germanischen Race, die Deutschen, Städte gebaut. Das Dasein der altgermanischen Welt kann deshalb, im Vergleich zu dem der orientalischen und hellenisch-lateinischen, ein ländliches genannt werden. Der Kern, aus welchem es sich ursprünglich entwickelt hat, ist das Dorf und nicht die Stadt gewesen. Die antike Menschheit ist zum Theil, ungeachtet ihrer herrlichen Anlagen, durch die ausschließende Geltendmachung des städtischen Elementes mit dessen übeln Folgen, zu Grunde gegangen. In der von den Germanen beherrschten Weltepoche ist allmälig ein Gleichgewicht zwischen Stadt und Land eingetreten, obgleich man nicht leugnen kann, daß in neuester Zeit auch in Deutschland der Schwerpunkt des nationalen Lebens sich nach den Städten hinzuneigen anfängt. Indessen widerspricht eine so totale Unterordnung des ländlichen Elementes, wie im Alterthume, zu sehr dem Geiste und den Einrichtungen der modernen Welt, um jemals in solcher Ausdehnung sich erneuern zu können. Da der germanische Staat ursprünglich aus der ländlichen Bevölkerung entstanden ist, die noch immer seinen materiellen Kern ausmacht, so begreift man, daß eine Darstellung der Dorfverfassungen einen wichtigen Abschnitt der gesammten nationalen Geschichte enthält und ein Werk der Art besondere Beachtung verdient.

Maurer tritt gleich im Anfang seiner Arbeit einer irrigen, aber noch weit verbreiteten Meinung entgegen, als hätten die alten Deutschen nicht in Dörfern, sondern meist in Einzelnhöfen gelebt. Ein sonst großer Kenner altgermanischen Wesens, Justus Möser, ist von einer mißverstandenen Stelle in Tacitus „Germania“ zu dieser Annahme verleitet worden und hat viele Nachsprecher gefunden. Diese Meinung ist aber gegen die Natur der Dinge und wird von den vorhandenen Nachrichten nirgends bestätigt. Alle Ansiedelungen sind von zusammenhaltenden Stämmen und Geschlechtern ausgegangen, sind entweder Dörfer mit Feldgemeinschaft, oder Hofanlagen ohne Feldgemeinschaft, aber doch mit Waldmark- und Weidegemeinschaft gewesen. Die einen wie die anderen waren Genossenschaften, welche von der ungetheilten Feld-, Wald- und Weidegemeinschaft, in der sie standen, selbst erst den Namen Gemeinden erhielten. Daß in manchen Gegenden, wo die Natur des Bodens es mit sich brachte, viele Einzelnhöfe entstanden, ist unbestreitbar, aber es ist dies nie die allgemeine Form ländlichen Daseins gewesen, und diese Einzelhöfe haben immer zu einer Genossenschaft gehört, während man in ihnen einen Beweis für das abgesonderte, rein persönliche Dasein der alten Deutschen erkennen wollte. Die Vorbedingung zu aller weiteren gesellschaftlichen Entwicklung ist stets und überall die Gemeinde gewesen.

Ueber die Ansiedelungen in den ältesten Zeiten, vor und während der Völkerwanderung, gibt es nur dunkle und zerstreute Nachrichten in griechischen und lateinischen Historikern, die kein zusammenhängendes Bild von den Zuständen gewähren. Da die germanischen Völker mehrere Menschenalter hindurch in immerwährenden Kriegen und Wanderungen begriffen waren, die früheren Verbände, in denen sie zu einander gestanden, sich auflösten, ganze Stämme verschwanden, so begreift man, daß auch über die frühesten Ansiedelungen keine zuverlässige Kunde sich erhalten haben kann. Erst nachdem in die Bewegung ein gewisses Maß gekommen und das Bedürfniß der Ruhe entstanden, finden sich Nachrichten über die neuen, nach der großen Wanderung entstandenen Ansiedelungen vor, und diese beweisen, daß sehr viele der heutigen Dörfer im westlichen und südlichen Deutschland schon vor Karl dem Großen vorhanden waren und bis in das siebente Jahrhundert zurückreichen, wie die noch erhaltenen Güterverzeichnisse und Schenkungsurkunden beweisen. Die Eroberungen Karl's des Großen vermehrten die Zahl der noch bestehenden Ansiedelungen auch im nördlichen

Deutschland, namentlich im alten Sachsenlande, und später entstanden im östlichen Deutschland viele neue Dorfanlagen auf slavischem, wendischem und polnischem Boden, die zur Germanisirung dieser Gegenden beigetragen haben. Sehr viele Dorfschaften sind indessen neueren Ursprungs und erst im späteren Mittelalter, nicht wenige auch nach den Verheerungen des dreißigjährigen Krieges, von den deutschen Kaisern auf Reichsboden, von den späteren Landesherren auf landesherrlichem Grund und Boden, häufig von der Bevölkerung selbst, ohne Zuthun der Landes- und Grundherren, auf vorher unbebautem oder wüstgewordenem Boden angelegt worden.

Da es uns hier an Raum gebricht, um auf die vielen bemerkenswerthen Einzelheiten des Maurer'schen Werkes einzugehen, so müssen wir uns damit begnügen, auf einige der Grundanschauungen des Verfassers bei Abfassung seiner Arbeit aufmerksam zu machen, die eine Vorstellung von dem Charakter des Ganzen geben können.

Unser Verfasser weist umständlich nach, daß die Dorfverfassung aus der Dorfmarkverfassung, keineswegs aus der Hofverfassung hervorgegangen, wie man dies gewöhnlich annimmt. Bei den freien Dorfschaften versteht sich dies von selbst. Allein auch bei den grundherrlichen und gemischten Dorfschaften (letztere solche, in welchen neben den Freien auch Hörige Grundbesitz hatten) ist die Markenverfassung, d. h. die Feld- und Waldgemeinschaft, als die Grundlage der Dorfverfassung zu betrachten, weshalb auch die Geschichte der alten freien Dorfmarken, im Ganzen genommen, nichts als eine Wiederholung der Geschichte der großen Marken und Gaue ist. Die Dorfgemeinden waren im Kleinen, was die alten Markgenossenschaften im Großen gewesen. Sie waren auf den Umfang einer Dorfmark beschränkte Markgenossenschaften, und, wie jede andere germanische Genossenschaft, von der römischen „Universitas“ und „Societas“ wesentlich verschieden. Die einzelnen Genossen hatten, obgleich, wie bei der römischen „Universitas,“ den Beschlüssen der Gesammtheit unterworfen, doch auch wieder Nutzungsrechte an dem Vermögen der Genossenschaft, welche sie kraft eigenen Rechtes an einer in ungetheilter Gemeinschaft befindlichen Sache, und nicht blos als dritte Berechtigte an einer ihnen fremden Sache ausüben durften. Eben so verschieden wie von der römischen „Universitas“ war die Dorfmarkgenossenschaft auch von der „Societas.“ Während letztere aus einzelnen Personen mit ideellen Urtheilen ohne alle juristische Einheit bestand, bildete die Gesammtheit der Dorfmarkgenossen eine Einheit und zwar ein juristisches Subject, welchem das ausschließliche Verfügungsrecht über die gemeine Mark zustand. Weshalb denn auch der einzelne Genosse nicht berechtigt war, die Theilung der Mark zu verlangen, wie bei der „Societas“ mit dem Vermögen derselben unter gewissen Umständen geschehen konnte, sondern sich in dieser wie in jeder anderen Beziehung den Beschlüssen der Mehrheit unterwerfen mußte. — Aus der Auseinandersetzung dieser Unterschiede kann ein Schluß auf die gründliche und umfassende Methode gemacht werden, nach der das ganze Werk gearbeitet ist. Ueberaus reichhaltig sind auch die Abschnitte über die genossenschaftlichen Rechte und Verbindlichkeiten, die auf der Feld- und Markgemeinschaft beruhten, mit denen auch das Dorfregiment in unmittelbarem Zusammenhange stand.

Nachdem unser Verfasser die socialen und politischen Verhältnisse der ländlichen Bevölkerung von den frühesten Zeiten auf allen ihren Entwickelungsstufen durchgegangen, kommt er auf die Veränderungen in der Dorfverfassung zu sprechen, welche durch den steigenden Einfluß der Grundherrschaft und der öffentlichen Gewalt, durch die Anwendung des römischen Rechtes, durch die Reformation und die neuere Philosophie herbeigeführt wurden. Alle diese Erscheinungen trugen, wenn auch in ungleicher Stärke, zur Auflösung der alten Verhältnisse und dem Sinken der ursprünglichen Unabhängigkeit der Dorfgemeinden bei. Daß dies durch das Feudalwesen und später durch den fürstlichen Absolutismus in Verbindung mit dem römischen Rechte geschehen, ist zu bekannt, um einer näheren Ausführung zu bedürfen. Aber auch die Reformation hat, indem sie zur Führung des Kampfes gegen das Papstthum und die alte Kirche in Deutschland der Hülfe der weltlichen Macht bedurfte, zu der Untergrabung der alten Volksrechte, ohne daß sie dies bezweckt oder es in ihrer Natur gelegen hätte, durch den Einfluß der sie begleitenden Umstände beigetragen. Durch den von ihr hervorgerufenen theologischen Geist, der eine Zeit lang ausschließend herrschen sollte, wurde das Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten geschwächt, und die religiöse Selbstständigkeit auf Kosten der politischen errungen. Nur in England, Holland und der Schweiz haben sich beide Richtungen vereinigt. Was den uns hier besonders beschäftigenden Gegenstand betrifft, die Geschichte der Dorfverfassung in Deutschland, so hat die Reformation schon dadurch, daß sie die individuelle Freiheit begünstigte, das Sinken aller Genossenschaften und insbesondere auch der Dorfmarkgenossenschaften beschleunigt, auf denen die alte Unabhängigkeit der Dorfgemeinden beruhte. Daß sie dessen ungeachtet ein großer, allgemein menschlicher Fortschritt gewesen, wird durch die einzelnen Uebelstände, die in ihrem Gefolge gewesen, nicht in Frage gestellt. Die in der französischen Revolution zur Herrschaft gekommenen Grundsätze einer Philosophie, welche sich von allem Ueberkommenen und Bestehenden abwandte und die bürgerliche Gesellschaft auf eine neue Basis zu

stellen suchte, hat den alten Zuständen der ländlichen Gemeinden den letzten Stoß gegeben und deren vollkommene Umgestaltung herbeigeführt, eine Epoche, in der wir noch stehen. Aber viele Anzeichen lassen hoffen, daß auf den Trümmern der verfallenen mittelalterlichen Einrichtungen ein neues genossenschaftliches Leben in Stadt und Land sich erheben, und wie im Staat so auch in der Gemeinde, die Festigkeit der ältern Einrichtungen mit der Beweglichkeit der jetzigen Zeitrichtung zu einem Ganzen verbinden wird.

Von Unterhaltungsschriften, die wir unseren Lesern empfehlen können, sind vorzugsweise einige größere Werke zu nennen. Der fünfbändige Roman „In Reih' und Glied," von Friedrich Spielhagen (Berlin, bei Janke) fesselt durch die geistvolle Behandlung der wichtigsten Probleme unserer Zeit und wenngleich sich darin die ursprüngliche Gestaltungskraft vermissen läßt, so versteht der Verfasser doch die bewegenden Gedanken der Zeit geistvoll zu verkörpern. Seine Menschen, die schon im Kindesalter ohne frische Kindlichkeit sind, behalten etwas Reflectirtes durch's ganze Leben, aber sie interessiren, je weiter man sich mit ihnen in die fesselnd gehaltenen Verwicklungen begibt. — Der dreibändige Roman „Verschlungene Wege" von Levin Schücking (Hannover bei Rümpler) ist die weitere Ausführung, oder eigentlich eine Vorgeschichte zu der in den „Monatsheften" veröffentlichten trefflichen Novelle „Constanze," und zeigt des beliebten Erzählers wahrhaft poetische Begabung im schönsten Lichte. Nur sollte ein bedeutender Mann sich nicht so kleiner Fehler schuldig machen, daß er eine gebildete Holländerin sich mit den friesischen goldenen Ohreisen schmücken läßt. Dies geschieht nur bei den unteren Ständen und ist schon des Umstandes wegen, daß die Haare geschoren werden müssen, etwas gänzlich unfashionables. Auch hätte er sich besser erkundigen sollen, wie man junge Damen in Holland anredet. Myjoufrouw ist gar nicht holländisch; es heißt Mejuffrouw. — Von A. E. Brachvogel sind zwei Bände „Novellen" (bei Trewendt in Breslau) erschienen, die sehr lesenswerth sind. In demselben Verlage erschienen auch wieder zwei Bände der neuen Ausgabe von Mügge's kleinen Erzählungen, unter denen sich einige seiner vorzüglichsten Productionen in diesem Genre finden.

Bei Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig ist soeben ein Bändchen „Niederländische Novellen," den Originalen nacherzählt von Adolf Glaser, erschienen. Es enthält vier Novellen: „Familie Kegge" und „Familie Stastock" von Hildebrand (Pseudonym für W. Beets), „Ein Tag in der Residenz" und „Der Vetter vom Lande," von J. J. Cremer. Beets und Cremer sind die originellsten Vertreter der gegenwärtigen Novellistik in Holland und die hier mitgetheilten Stücke dürften als deren gelungenste und charakteristischste Arbeiten gelten. Der echt germanische Zug eingehender Treue in der Schilderung, die Lebenswahrheit der einzelnen Gestalten und der gemüthvolle Humor, sind Vorzüge, welche diese in Deutschland noch völlig unbekannten Novellen auf eine bedeutende Stufe stellen. Die Uebertragung ist ganz frei.

Von den neuesten Büchern, welche die regsame Verlagshandlung von Otto Spamer auf den diesjährigen Weihnachtstisch bringt, sind besonders die beiden Bände des reichillustrirten Werkchens „Hellas, das Land und Volk der alten Griechen," von Dr. Wilhelm Wägner zu nennen, welche zur dritten Serie der „Neuen Jugend- und Hausbibliothek" gehören. Auch die „Bibliothek der Länder- und Völkerkunde" hat einen schätzenswerthen Zuwachs erhalten und zwar durch zwei Bände, welche die „Schilderung des Amurgebietes," von Dr. R. Andree und „Kane, der Nordpolfahrer" enthalten. Ferner bringt die „Jugend- und Hausbibliothek" eine vortrefflich illustrirte „Mythologie," worin die Göttersagen und Cultusformen der Hellenen, Römer, Aegypter und Indier dargestellt sind; ein sinniges und belehrendes Geschenk für die reifere Jugend.

Im Verlage von J. Guttentag in Berlin ist soeben die vierte vermehrte Auflage (Volksausgabe) von Adolf Stahr's „Lessings Leben und Werke" erschienen, als erfreulicher Beweis für die Trefflichkeit des Buches einerseits sowie für das Interesse des Publicums an der Wirksamkeit eines seiner größten Geisteshelden.

Neues vom Büchertisch.

Kunst, deutsche, in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler und Dichter. Herausgegeben von A. Traeger. 9. Jahrgang. Leipzig 1867. Bach. $3^2/_3$ Thlr; in englischem Einband mit Goldschnitt 5 Thlr.

Nohl, L., Musiker-Briefe. Eine Sammlung Briefe von C. W. von Gluck, Ph. E. Bach, J. Haydn, Carl Maria von Weber und F. Mendelssohn-Bartholdy. gr 8. Leipzig 1867. Duncker & Humblot. 2 Thlr.

Uhland's Gedichte. Pracht-Ausgabe mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Camphausen, Cloß, Makart :c. 10. Lieferung. 4. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 24 Sgr.

Neuestes aus der Ferne.

Der Purus-Strom.

Der Amazonas, der bei seiner Mündung vierzig deutsche Meilen breit ist und dessen Strömung im Ocean noch in einer Entfernung von vierundvierzig Meilen zu erkennen ist, empfängt etwa sechzig Zuflüsse, von denen jeder so groß wie die Donau ist. Mehrere derselben können nicht bloß für Brasilien von höchster Bedeutung werden, sondern auch für die östlichen Theile von Peru und Ecuador, die, durch den Riegel der Anden von dem Stillen Meere getrennt, einer Verbindung mit dem Atlantischen Ocean bedürfen. In dieser Beziehung hat man besonders auf den Purus gerechnet, der sich zweihundertvierzig deutsche Meilen oberhalb der Mündung des Amazonas in den Riesenstrom ergießt. Brasilische Händler vom Amazonas hatten den Purus früher schon auf eine beträchtliche Strecke beschifft, ohne auf ein Hinderniß zu stoßen. Neuerdings hat auch die brasilische Regierung Erforschungsreisen angeordnet. Die erste wurde 1860 ausgeführt und ihr Leiter war Manoel Urbano, ein Mulatte von geringer Bildung, aber mit einem großen, natürlichen Verstand begabt. Er hatte sich durch Takt, Festigkeit und Muth einen großen Einfluß auf die Indianer verschafft und war mit den Sprachen mehrerer Stämme wohl vertraut. Der Hauptzweck seiner Reise war der, Gewißheit darüber zu gewinnen, ob es wirklich die Verbindung zwischen dem Purus und dem großen Madeirastrom gebe, von der behauptet werde, daß sie oberhalb der Wasserschnellen des letztern existire. Urbano überzeugte sich, daß diese Verbindung eine Fabel sei. 1862 wurde eine größere Expedition unternommen, zu der die brasilianische Regierung ein Dampfschiff stellte. Es wurde jedoch sehr wenig ausgerichtet und namentlich nicht eine astronomische Beobachtung gemacht. Der Dampfer befuhr den Purus hundertachtzig deutsche Meilen weit und fand nirgends eine geringere Tiefe als sieben und einen halben Faden. Die dritte und wichtigste Reise unternahm der Engländer Chandleß auf seine Kosten. In der Stadt Manaos am Rio Negro miethete er ein offenes Boot mit einer Bemannung von Indianern aus Bolivia und begann seine Auffahrt am 12. Juni 1864. Es gelang ihm, die Quellen des Stromes beinahe zu erreichen und im Februar 1865 war er wieder auf dem Amazonas. Mit astronomischen und Feldmesser-Instrumenten gut versehen, nahm er eine genaue Stromkarte auf, von der er der Londoner geographischen Gesellschaft eine Copie schickte. Die Länge des Flusses, von seiner Mündung bis zu dem Punkte, den Chandleß erreichte, beträgt vierhundertfünfzehn deutsche Meilen. Der Purus hat einen außerordentlich gewundenen Lauf, der nirgends durch Wasserschnellen beeinträchtigt wird. Er strömt durch eine reiche Ebene, die so dicht mit hochstämmigen Bäumen bestanden ist, daß Chandleß nirgends einen Ueberblick der Umgegend zu gewinnen im Stande war. Die Vermuthung, daß der Madre de Dios,

Digitized by Google

der auch der Südperuanische Strom genannt wird, mit dem obern Purus identisch sei, erwies sich als irrig. Die Quelle des Purus liegt zwei Grade weiter nördlich als der nächste Punkt, den der Madre de Dios berührt. Die kleinen Indianerstämme, die in der Nähe der Quelle leben, sind nicht einmal mit den halbcivilisirten Stämmen weiter unten jemals in Berührung gekommen und arbeiten noch mit steinernen Beilen. Sie haben Hunde, aber kein Geflügel. Tapire sind in diesen abgelegenen Einöden höchst zahlreich. Sie schienen bei dem Anblick der Reisenden mehr in Erstaunen als in Furcht zu gerathen und entfernten sich gewöhnlich nicht eher, als bis man grade auf sie zuging. Hier im Quellengebiet begann die Gesundheit zum erstenmal zu leiden und die Hälfte der Mannschaft erkrankte am Wechselfieber. In der Nähe der Quellen vereinigen sich zwei Ströme von ziemlich gleicher Größe. Sie sind die Quellflüsse des Purus. Chandleß ging an beiden aufwärts. Er fand sie mit Riffen und Wasserschnellen gefüllt. An dem höchsten Punkt, bis zu dem er den nördlichen Arm verfolgte, war der Fluß im Durchschnitt noch vierzig Ellen breit und die Quelle mochte noch vier deutsche Meilen entfernt sein. Dieser fernste von ihm erreichte Punkt liegt unter 10 Grad 36 Min. 44 Sec. südlicher Breite, 72 Grad 9 Min. westlicher Länge und hat eine Seehöhe von 1088 Fuß. Chandleß bereitet sich jetzt zu einer zweiten Reise vor, um zu ermitteln, ob der Aquiry, ein südlicher Zufluß des Purus, mit dem Madre de Dios in Verbindung steht. Nur wenn dies der Fall ist, kann der Purus für die bevölkerten Thäler von Peru nutzbar werden, obgleich sein höchst gewundener Lauf seinen Werth vermindert. Daß er bis zu seiner Entstehung durch die beiden erwähnten Flüsse durchaus schiffbar ist, hat Chandleß außer Frage gestellt.

Der Maunaloa.

Alle Inseln des Sandwich-Archipels verdanken ihren Ursprung dem Feuer. In unbekannten Zeiten aus den Tiefen des Meeres hervorgegangen, erleiden sie unter den Augen des Menschen noch fortwährend Veränderungen und insbesondere werden ihre Gipfel, die bereits bis zu 14,000 Fuß über dem Meere aufsteigen, von Zeit zu Zeit erhöht. Am meisten gilt dies von dem südlichen Theil der Insel Havaii, unter dem ein ungeheurer Feuerschlund liegt, aus dem durch Tausende von Oeffnungen heiße Dämpfe und Gase entweichen. Diesen Theil der Insel krönt der Maunaloa mit seinem riesigen Dom, und von diesem Berge läßt sich sagen, daß er nichts als ein ungeheurer Vulcan ist. Vom Gipfel bis zum Fuße und auf allen Seiten sieht man nichts als Höhlen, Risse, Kegel und andere Anzeichen vulcanischer Thätigkeit. Aus diesen Oeffnungen sind seit unvordenklichen Zeiten flüssige Massen hervorgequollen und verhärtet, nachdem sie sich in Feuerströmen an den Höhen hinabgestürzt, die Ebenen überschwemmt, die Vertiefungen ausgefüllt und dem Boden eine Oberfläche gegeben haben, die dem Auge sich so darstellt, wie die mitten in einem Sturm plötzlich gefrorenen Wellen eines Meeres. Auf dem Gipfel des Berges liegt der Krater Mokuaveoveo, in dem die größte Stadt unseres Planeten Platz hätte. Ein zweiter großer Krater, der Kilauea, der an der östlichen Seite des Maunaloa liegt, ist weiter nichts als eine der Seitenöffnungen des Mokuaveoveo, die man überall bis zu den Ufern des Meeres sieht.

Der Kilauea, eine fast runde Vertiefung, ist unter den thätigen Kratern der Erde wohl der größte. Seine Tiefe wechselt zwischen 600 und 1200 Fuß englisch, je nachdem er mehr oder weniger mit flüssiger Lava gefüllt ist. Sein Umfang, den man mit mathematischer Genauigkeit gemessen hat, übersteigt sieben und eine halbe englische Meile. Rechnet man alle die Umwege mit, die man beim Umschreiten seines Randes machen muß, so erhält man sogar zehn Meilen. Diese Vertiefung liegt mitten in einer Ebene. Ein Reiter kann mehrere Meilen weit am Krater hinreiten und seine Blicke in den theils schwarzen, theils glühenden Abgrund versenken; während er zugleich ein Aechzen, Pfeifen und dumpfes Donnern hört, verbunden mit dem Knattern und Krachen zerreißender Lavaschichten und dem furchtbaren Knall zerspringender Felsen und entweichender Gase. Er sieht zugleich Springbrunnen von Feuer, rauchende Kegel, Ströme von glühenden Stoffen, erleuchtete Höhlen, weißglühende Oefen, kochende Teiche, Seen von geschmolzenem Metall, und das Alles tausend Fuß tief.

Digitized by Google

Aus dem Mittelpunkte des Kraters und aus unzähligen Oeffnungen, Rissen und Spalten erheben sich stoßweise Dämpfe, Gase und Rauch und enthüllen die Existenz eines ungeheuren unterirdischen Feuerheerdes.

Der erste Ausbruch des Kilauea, der beobachtet wurde, war der von 1823. Der großartigste fand 1840 statt. In den seit 1823 verflossenen siebzehn Jahren hatte sich der Krater langsam gefüllt. In der Mitte bildeten sich kochende Seen, eine Unmasse kleinerer Kegel warfen Feuer und Schwefelgas mit einem Geräusch, das hundert Locomotiven, die ihren Dampf zugleich entweichen ließen, nicht zu übertreffen vermöchten. Aller Orten barst die Kruste, welche die glühende Masse bedeckte, und durch diese Risse sah man ein ebenso blendendes Feuer, wie das der Blitze am Nachthimmel ist. Auf die Länge wirkte der Druck der glühenden Masse gegen die Seitenwände so mächtig, daß die Laven sich zwölfhundert Fuß unter dem Kraterrande unterirdische Gänge öffneten. Längere Zeit bemerkte man ihr Abfließen bloß an dem Fallen der Lava im Kessel, an dem krachenden Zerreißen der obern Kruste, an dem ruckweisen Ausströmen von Gas und Dampf und an dem Hervorsprudeln glühender flüssiger Massen aus den Rissen. Als der Krater sich von Lava entleert hatte, senkte sich die Kruste und zerbrach wie eine Eisdecke, unter der das Wasser, auf dem sie schwamm, weggeflossen ist. Bis auf zehn englische Meilen vom Meer floß die Lava unterirdisch, dann trat sie als Feuerstrom zu Tage, verbreitete sich gleich einer Ueberschwemmung über das Land, verbrannte die Wälder, führte große Felsblöcke und Erdmassen mit sich fort und stürzte sich endlich als ein Feuersturz von der Breite einer englischen Meile dreißig Fuß hoch ins Meer hinab. Das Meer gerieth ins Kochen und blieb längs den Küsten in weiter Entfernung noch so heiß, daß es alle Fische tödtete. Die mit Krachen zerspringenden Felsen, die knatternde Lava, die zischenden Gase, die finstern Rauch- und Schwefeldampfsäulen, die unbestimmten Lichtreflexe, die mit tiefen Schatten wechselten, die Wuth der Elemente — dies Alles bildete ein schrecklich erhabenes Schauspiel. Drei Wochen lang floß dieser zerstörende Feuerstrom ins Meer und während dieser ganzen Zeit war zwischen dem Bezirk Puna und der Stadt Hilo keine Verbindung möglich. Die ganze östliche Hälfte der Insel Havaii war Nachts beleuchtet, und man konnte glauben, daß das Firmament in Flammen stände. Dieses Schauspiel, das viele Insulaner mit einer Art von Gleichgültigkeit betrachteten, wurde von andern für ein Vorzeichen des Untergangs der Welt gehalten. Man schätzt die ganze Länge des Feuerstroms von 1840 über und unter der Erde auf neununddreißig englische Meilen, und den Cubikinhalt der ausgeflossenen Lava auf fünfzehn Milliarden und vierhundert Millionen Fuß. Einige Dörfer mit ihren Feldern wurden zerstört, Menschen kamen nicht ums Leben.

Ein großer Ausfluß an Lava aus dem Kilauea hat seitdem nicht stattgefunden. In Thätigkeit ist der Krater noch immer und von Zeit zu Zeit zerreißen seine Wände an einzelnen Stellen und lassen Lava in die nächste Umgegend hinaustreten. Heiße Schwefeldämpfe erfüllen oft die Luft, brüllende Kegel entstehen und verschwinden plötzlich, Gewölbe unterirdischer Höhlen stürzen ein und lange Risse klaffen auf. Zuweilen tritt Monate und Jahre lang eine verhältnißmäßige Ruhe ein; der Hauptlavasee kocht langsamer, sein Umfang verringert sich, sein blutrother Spiegel überzieht sich fast ganz mit einem harten und schwärzlichen Mantel, unter dem sein Puls schwach schlägt, hier und da funkelt Feuer durch einen Spalt, aber seine großen Oefen sind erloschen, im Grunde des Kraters wachsen Farnkräuter und Alles scheint darauf zu deuten, daß die vulcanische Thätigkeit erloschen ist. Plötzlich erwacht der Krater aber wieder und bietet abermals die Erscheinungen, die wir beschrieben haben.

Mogador.

Rings von Flugsand umgeben, liegt Mogador auf einer Landzunge, die sich nur wenige Fuß über das Meer erhebt, so daß bei hohen Fluthen das Meer von allen Seiten die Stadt umgiebt. Von außen sieht sie schön aus und erhält durch ihre weißen Moscheen und ihre Wälle und Thürme einen Charakter von Größe. Landet man aber, so bemerkt man bald, daß die Straßen eben so eng und schmutzig als dunkel sind, obgleich sie sich von denen anderer maurischen Städte dadurch unterschei-

Digitized by Google

den, daß sie eben und grade sind. Die Häuser zeichnen sich durch nichts aus und bestehen mit wenigen Ausnahmen bloß aus hohen Mauern und flachen Dächern. Die Fenster sehen wie Schlupflöcher aus, die Thüren sind ebenfalls klein und werden stets geschlossen gehalten. Die Moscheen unterscheiden sich äußerlich von den übrigen Gebäuden bloß durch ihre hohen Minarets, die stets an einer der Ecken stehen und gewöhnlich mit vielfarbigen holländischen Ziegeln belegt sind. Der Markt entspricht in seinem Charakter der übrigen Stadt. Er ist ein viereckiger Platz mit Bazaren, d. h. mit hölzernen Buden von sechs bis acht Fuß im Geviert. Man sieht hier hauptsächlich fremde Waaren, denn die eigene Industrie von Mogador ist dürftig und begnügt sich mit der Herstellung von Artikeln des alltäglichen Bedarfs, die nicht einmal mit Sorgfalt bereitet werden. Das Korn z. B. wird so schlecht gemahlen, daß die Hülse sich nur unvollkommen vom Mehle trennt und das Brod schwarz und grob wird. Trotzdem ist Mogador einer der wichtigsten Handelsplätze des Reichs und sein Zollhaus liefert dem Schatz des Kaisers von Marokko die reichsten Einkünfte. Sein Hafen ist der große Ausgangspunkt ausgedehnter Gebiete, und seine Ausfuhren bestehen in Getreide, Häuten, Gummi, Wachs, Mandelöl, Datteln, etwas Elfenbein und Goldstaub. In der Nachbarschaft gewinnt man aber nichts von diesen Dingen, und sie kommen vielmehr aus den ferneren Gegenden, aus denen selbst die Lebensmittel von Kamelen in großen Karawanen hergetragen werden. Durch diesen, unsern Begriffen von Schnelligkeit und Bequemlichkeit freilich nicht entsprechenden Verkehr, wird Mogador so im Ueberfluß mit allem versorgt, daß die Preise aller Artikel, mit Ausnahme der Gartenfrüchte, außerordentlich billig sind. Auch an Wasser fehlt es nicht, da außer der großen Leitung, die vom Flusse Gosched über die Ebene läuft, unterirdische Röhren ein vorzügliches Trinkwasser verschiedenen Cisternen und Straßenbrunnen zuführen. Rings um die Stadt läuft eine Mauer mit Thürmen, von denen die meisten spanischen Ursprungs sind. Zwischenmauern laufen von dieser Ringmauer ins Innere der Stadt und trennen sie in drei Quartiere, die in der Nacht durch Verschließung der Thore von einander abgesperrt werden. Diese Quartiere bestehen aus der Citadelle, der eigentlichen Stadt und der Juderia. In der Citadelle, die südlich liegt, und der besterhaltene Theil der Befestigungen ist, wohnen die Behörden, die Consuln, die europäischen Kaufleute und die Besatzung. In der eigentlichen Stadt, die sich gegen Osten und Westen erstreckt, haben die Mauren ihre Wohnungen. Die Juderia ist das Judenviertel, dessen Gassen eine Art von Schlammlabyrinth bilden. Ueber die Zahl der Bevölkerung macht man die verschiedensten Angaben; Europäer, die lange in Mogador gelebt haben, schätzen sie auf vierzehn- bis sechzehntausend Menschen, von denen viertausend Juden sind. Die Festungswerke sind in so traurigem Zustande, daß eine Fregatte hinreichen würde, sie zu bezwingen.

Die Besteigung des japanesischen Vulcans Fusi-Jama.

Der schweizerische Generalconsul in Jokohama, Brennwald, hat in Begleitung von noch drei andern Schweizern den berühmten Vulcan Fusi-Jama, im Innern Japans, bestiegen. Die Reise, die am 16. August angetreten und am 24. desselben Monats bereits glücklich beendet war, ging dem Tokaido entlang über den Hakonipaß, von wo die Reisenden sich dann direct nach Murajama am Fuße des Fusi-Jama wandten. Auf dem Gipfel des Vulcans, welchen sie am 21. Morgens um 5 Uhr erreichten, brachten sie den Tag und die darauf folgende Nacht zu. Seinen östlichen Abhang hinuntersteigend, schlugen sie dann auf der Rückreise einen Weg ein, welcher bis dahin von Fremden noch nie betreten worden war. Der Gorogio von Jeddo, der anfänglich dringend von der Reise abgerathen, hatte zuletzt doch alle Vorbereitungen zum Schutz der Reisenden getroffen, und ihnen fünf Jakunins als Begleitung mitgegeben. In den meisten Städten, durch welche sie kamen, wurden sie gleich bei ihrem Eintritt in dieselben von den Behörden an den Thoren empfangen, welche Maßregel wohl weniger der Sicherheit, als der Ueberwachung der Reisenden galt.

Digitized by Google

Von jenseits des Oceans.

Lose Blätter

von

Udo Brachvogel.

Indianer Sommer. — Zwei Flüsse.

Indian summer!

Indianer Sommer — in dem einen Wort liegt alles, was das Klima Nordamerika's thut, um die zahlreichen Unbilden gut zu machen, welche es im Kreislauf des Jahres dem Menschengeschlecht zufügt. Unter einer Breite mit Neapel und den blühenden Gestaden des Tajo bringt der Winter hier Tage, deren eisige Feindseligkeit einem schottischen Januar Ehre machen würde — vernichtet der Sommer mit wochenlanger Hitze, die nach den Steppen Belidulgerids versetzt. Zwischen diesen Extremen, welch' ein Wechsel von Temperatur!

Der strenge und lange Winter löst sich nicht, wie in der europäischen Heimath, allmälig in einen dauernden Frühling, sondern wenige Tage genügen der Sonne, um das Regiment des Eisgottes zu stürzen und den Sitz des Entthronten in flammender Majestät einzunehmen. Der schöne Lenz mit seiner schrittweisen Entwicklung animalischer und vegetabilischer Lebenspracht, mit seinen lauen Lüften, die jeden Traum zum vollen bewußten Dasein emporküssen — hier fehlt er. Keiner Nachtigallenkehle entsteigt das schmelzende Brautlied des Frühlings, kein Lerchenjubel trägt dem Himmel die Kunde zu, daß die Brust der Erde sich mehr und mehr weitet, daß aus allen Keimen Knospen, aus allen Knospen Blumen werden. Und wie die Vögel ohne Stimmen und die jungbelaubten Gebüsche ohne Sänger sind, so fehlt auch den über Nacht grünenden und blühenden Fluren jenes tausendfache Aroma, welches in den Flittertagen des Mai auch dem unansehnlichsten Kraute entströmt. Es gibt hier eben kein Frühjahr — es wird gleich Sommer.

Und welch' ein Sommer! Die herrlichsten Früchte, Melonen, Pfirsiche und Tomato's zeitigt sein heißer Hauch in wenigen Tagen — aber auch hunderte von Menschenleben fordert er als Opfer des Sonnenstichs. Sein Hauptwind weht aus Süden und Südwesten, schwer und schwül wie der Hauch aus einem Krater. Handeln und Denken wird durch diese Hitze paralysirt; der Fächer, den auch die Männer handhaben, die zahllosen Eis- und Limonadenboutiquen, sie geben kaum momentane Erquickung. Das beste Mittel gegen diese Unerbittlichkeit der Sonne ist, an die Gestade des Meeres zu fliehen, wo möglich sich badend in die Arme des wohlthätiger Elements zu stürzen. Die daselbst ewig wehende Brise ist das Labsal der Lab-

Digitized by Google

sale. Wie die kühle Hand eines Jugendfreundes über unsere fieberheiße Stirn streicht, so liebkost der erfrischende Hauch der Wasser die Schläfe, gibt den erschöpften Sehnen neue Spannkraft, den gelähmten Nerven neues Leben. Die Nächte des Sommers bringen keine Entschädigung für die Feindseligkeiten seiner Tage; von ganz ungleicher, wechselnder Temperatur sind dieselben in ihrer Art ebenso unerträglich, wie diese. Bald lasten sie auf dem Ruhe Heischenden so schwül, daß der Schlaf, welchen sie spenden, mehr bleiern lähmend, wie erquickend auf den Gliedern liegt — bald sind sie so kühl — oft fällt das Thermometer in einer halben Stunde um zehn bis fünfzehn Grad — daß es der größten Vorsorge selbst für den Acclimatisirten bedarf, um sich nicht empfindlich zu erkälten.

Das Schönste, was der Indianersommer bieten kann, ist eine Fahrt auf dem Hudson. Die amerikanische Poesie hat sich vielfach des herrlichen Stromes bemächtigt und als verklärendstes Prädicat ihm den Namen „amerikanischer Rhein“ beigelegt. Amerikanischer Rhein? Nein, das bist du denn doch nicht, stolzer Hudson! Zwar schön bist du von den Klüften der Adirondak-Mountains, denen du entspringst, bis New-York, wo du, selbst ein kleines Meer, in's Meer strömst. Aber eines fehlt dir. Dir fehlen jene Monumente und Spuren, welche der Schritt der Jahrhunderte auf den Ufern des Rheines, von den Römerzeiten bis zur modernsten Zeitströmung unserer Tage zurückgelassen hat. An deinen Ufern, o Hudson, flüstert keine Sage um epheuumsponnene Ruinen, und keine Winzer singen in grünen Rebengeländen, den reichen Segen des Dionysos in Körbe sammelnd. Wo bleibt die Poesie, die Longfellow und Cullen Bryant um dich woben, gegen den Sang der Loreley, gegen die ganze Romantik, die ihre Harfe an den Ufern des Rheins stimmt? Romantik — wer sich ihrer auf's Vollständigste und Erfolgreichste entschlagen will, dem ist zu rathen, den Hudson auf einem jener gewaltigen, ihn befahrenden Steamern, möglichst weit hinauf oder hinunter zu bereisen. Diese Dampfschiffe haben zwei Verdecke. Es ist interessant und belehrend zu gleicher Zeit, auf dem unteren einen Platz zu wählen, welches für Raucher bestimmt ist. — Da sitzen die reisenden Gentlemen, fein und unfein, rechts und links, in selbstgenügsamer Bewunderung ihrer Füße vertieft, welche sie über die Schiffsbrüstung, über die Lehne eines benachbarten Stuhls oder eine Tischecke, emporstrecken. Die Kinnbacken der Nichtrauchenden gehen emsig malmend über einander hin und her, dem unentbehrlichen Genuß des Kautabacks fröhnend, und es ist kaum anzunehmen, daß irgend einem Fremden dieses liebenswürdigen Anblicks Ungewohnten, das Bild von Wiederkäuern dadurch nicht vor die Seele gerufen würde. Eine ganze Welt von Insolenz liegt in den meisten Gesichtern und der Blick, mit dem die landschaftliche Herrlichkeit gemessen wird, welche sich auf allen Seiten zeigt, wäre einer graugetünchten Wand gegenüber vollkommen am Orte. Fleißig wird rechts und links ausgespuckt, oft in weitem, elegantem Bogen, über Tische und Stühle hinweg, zwischen sitzenden Menschen hindurch. Es wird darin Bewunderungswürdiges geleistet, und die Geschicklichkeit, mit der auf fünf und mehr Fuß Distance stets ein und dieselbe Stelle getroffen wird, entbehrt durchaus nicht eines künstlerischen Anstrichs. Auf dem höhergelegenen, luxuriöser ausgestatteten Damenverdeck sieht man Seide, Sammt, Hermelin, Paradiesvögel, extravagante Schleppen und ganz extravagante Haartrachten. Vieles, was die Europäerin compromittirten und den peinlichsten Verlegenheiten aussetzen würde, erachtet die Amerikanerin für unerläßlich, um fashionable zu sein. Man sieht auf diesem Verdecke eine Menge schöngeschnittne Mädchengesichter, von denen sogar hin und wieder eines ungeschminkt ist. Die zahlreichen Herren, die auch hier anzutreffen sind, dürfen Taback nur — kauen; das Rauchen ist in Gesellschaft von Ladies verfehmt. Im Ganzen genommen beschäftigt auch hier ein Jeder sich nur mit sich selbst, als dem einzigen der Aufmerksamkeit würdigen Gegenstande. Die Herren kauen, strecken die Füße von sich, pfeifen dem Nachbar irgend eine Melodie direct in's Ohr, die Damen zupfen an ihren Toiletten, manipuliren mit ihren Fächern und eine oder die andere obliegt irgend einer möglichst laut geführten, ungenirten Conversation. Das nennt man in Amerika zum Vergnügen reisen. — Eines entbehren die Amerikanerinnen fast durchgehends: ein wohllautendes Organ.

Digitized by Google

An das Dominiren größerer Kreise von Jugend auf gewöhnt, sprechen sie laut und unmelodisch; sie lachen mit Heftigkeit und nehmen keinen Anstand, über größere Räume und fremde Personen hinweg zu rufen. Der schüchterne und doch innige Ton, der namentlich jungen Mädchen so wohl steht, ist der Lippe der Amerikanerin ebenso fremd, wie ihrer Wange das scheue Erröthen einer fremden Erscheinung oder einer größeren Menge gegenüber. Der eigenthümliche Ton, den der gesellschaftliche Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern hier annimmt, wird durch folgendes, allgemein giltiges Herkommen am schlagendsten charakterisirt. Junge Leute haben als Freunde eines Hauses das Recht, die jungen Damen desselben ohne irgend welche Begleitung auf Bälle, zum Theater oder zu sonstigen Partien zu führen. Das Institut der natürlichen oder moralischen Ballmütter existirt hier nur in deutschen Familien, und kaustisch bemerkte ein Franzose, der lange Zeit in Deutschland gelebt hatte, und nun ebenso lange in New-York ansäßig war: „Welch' ein Gegensatz! In Hamburg frequentirte ich das Haus eines protestantischen Geistlichen Jahre lang und bekam niemals die Töchter zu sehen — hier besuche ich eine Familie ebenso lange, ohne daß mir je die Eltern zu Gesichte kommen."

Indessen — wir schwimmen ja noch immer auf dem Hudson, dessen herrliche Berg-, Wald- und Felsufer im ganzen Schimmer des Indianer Sommers prangen, dessen Fluthen den Himmel klar und blau zurückspiegeln. Der Laubschmuck der Uferwaldung zeigt alle Farben: in Purpur und Goldgelb hüllen sich die Eichen-, Buchen- und Ahornkronen, riesige Trauerweiden lassen ihr elegisches Laub in graugrünen Wellen unter ihnen herniederfließen, zwischen ihnen schwarze Tannen, ernst und dunkel, wie ein Gedanke des Todes im üppigen Bacchanal des Lebens.

Ja, schön ist der Hudson — wenn er auch die Krone des deutschen Stromes nicht ganz verdient. Sein Bett ist unregelmäßig breit, oft treten seine Ufer weit geschweift zurück, so daß er sich seeartig erweitert. Wie schön sind diese Buchten! Dann wieder nähern sich die Gestade so sehr, daß sie Felsenthore bilden, durch welche der grollende Fluß sich durchzwängen muß. Als schmales Wildbächlein enttanzt er den Klüften der Adirondaks und kaum 120 engl. Meilen südwärts geflossen, ist er ein Strom, dessen Herz bereits mit dem Ocean pulsirt, oder prosaisch gesprochen, der schon Ebbe und Fluth gleich dem Meere hat, welchem er zueilt. Wie eigen der Hudson überhaupt diesem Meere zugehört, beweist auch der Umstand, daß er nicht nur das Steigen und Fallen jenes theilt, sondern auch Salzwasser gleich ihm hat, und bis Albany hinauf seine kleineren Fahrzeuge, Schooner und Kutter, mit spielender Leichtigkeit trägt. Albany, die Hauptstadt des Staates New-York, liegt in fruchtbarer, mehr ebner Gegend, erst südlich von dort treten die Gebirge wieder auf beiden Seiten an den Strom heran, der schon in ganzer Majestät dahinrollt, eine stolze Straße regsten, vielschiffigen Verkehrs. Er bespült die stattlichen Catskillberge, strömt bei Newburg vorbei, dessen Name mit dem George Washington's historisch zusammenklingt, und fließt bei dem reizenden Cornwall vorüber. Wer würde dies Cornwall, sein Mountainhouse und die Freunde, mit denen er dort so herrliche Stunden verlebte, nicht segnen!? Vorüber daran, immer weiter südwärts! Die romantischen Ufer bleiben dieselben, bunter Wechsel von Städten, Dörfern, Landgütern und Villen belebt sie. Jetzt schaut von des rechten Ufers stolzer Höhe Westpoint in die Fluthen hernieder.

Ueber Westpoint ist Einiges zu sagen. Die große Militäracademie der Vereinigten Staaten — Grant, Mc. Clellan und Sherman waren ihre Zöglinge — hat hier ihren Sitz. Die Stadt liegt tief, wie in einer Wiege von Felsen eingebettet, während auf dem Kamme jener Felsen, noch heute aus ihren Trümmern zu erkennen, in früheren Tagen eine starke Befestigung stand. Zur Zeit, als die heutigen Unionsstaaten sich von England losrissen, war diese Citadelle dadurch von der höchsten Wichtigkeit, daß sie den Strom genügend beherrschte, um alle Fahrzeuge, die ihn passirten, im Bereich ihrer Kanonen zu haben. Gleich beim Ausbruch des Krieges hatten die Amerikaner sich in Besitz dieses wichtigen Punktes gesetzt, an dessen Festigkeit auch die gewaltigsten Anstrengungen scheiterten, welche die Engländer machten, um die werthvolle Position in ihre

Hände zu bekommen. Durch übergroße Verluste an Menschenleben, mit welchen die bisherigen Versuche, die Citadelle zu nehmen, bezahlt worden waren, von weiteren Stürmen abgeschreckt und zu der Einsicht geführt, daß Gewalt hier nichts durchzusetzen vermöge, entschloß man sich englischerseits, auf dem Wege der List, ja, schlimmer, der Bestechung, das Heil zu versuchen. Zehntausend Pfund und eine Generallieutenantsstelle sollten der Preis sein, der als solcher ebenso stattlich war, wie die That schnöde erschien, welche durch ihn belohnt, oder richtiger gesagt, erkauft werden sollte. Oberst Arnold hieß der unselige Mann, der auf dem Fort commandirte und welcher in seiner Brust nicht Energie und Ehre genug fand, um den Brief, der das verlockende Anerbieten enthielt, seinem Uebersender vor die Füße zu werfen. Die verrätherischen Unterhandlungen begannen und nahmen rüstigen Fortgang, und ihr Endresultat wäre auch das für die englische Macht erwünschte gewesen, wenn nicht eine amerikanische Streifpatrouille den mit diesen Verhandlungen beauftragten Major André aufgefangen hätte. So ward der verderbliche Anschlag entlarvt; aber nicht der Schuldige fiel als Sühnopfer für die verletzte Ehre — der verrätherische Commandant Arnold entkam, noch rechtzeitig gewarnt. Statt seiner fiel der genannte Major André, dessen ritterliches Benehmen selbst seinen vom Parteihaß entflammten Richtern Achtung, ja Sympathie abnöthigte. Die Linde, unter welcher der, selbst von seinen Nachrichtern beweinte Mann erschossen ward, heißt noch heute André-Linde. — Noch ein Name ist in Westpoint verewigt, der Kosciusko's. Eine Säule mit reich verziertem Piedestal (mehr gut gemeint wie künstlerisch ausgeführt) ist diesem „sterbenden Fechter des untergehenden Polens“ auf hohem, steil zur Fluth abfallendem Felsen errichtet. So ward am fernen Hudson derjenige geehrt, der sich mehr als eine Wunde in den Wogen der Weichsel wusch, dessen Namen jedoch man dort, wo er blutete, nicht nennen darf, um nicht das Stirnerunzeln des großen Czaaren zu wecken.

Weiter hinab den Hudson — dessen Ufer in landschaftlicher Beziehung gleich herrlich bleiben, dessen Bett immer breiter und majestätischer wird, während sich Dorf an Dorf, Landbesitz an Landbesitz längs seiner Gestade hindrängt — wie das weitverbreitete Gefolge der Königin New-York — zeigt sich Sing-Sing, das große Zuchthaus des Staates New-York. Wem fällt nicht die Marxburg am rechten Rheinufer ein, das Staatsgefängniß des ehemaligen Herzogthums Nassau? Aus einer Menge Anzeichen kann man hier schon erkennen, daß man sich der Metropole nähert, die dunkle Dunstschicht über dem Horizont, das ist sie, die große Stadt, welche der Republicaner so wohlgefällig die „Empire City, die Kaiserstadt“ nennt. Das rechte Hudsonufer zeigt hier kurz vor dem Ocean seine groteskeste Bildung, die Pallisaden. Steile, nackte Felswände, mit grade fortlaufendem Kamme, die in der That einer meilenlangen Reihe gigantischer Pallisaden gleichen, und die erst kurz bevor der Hudson sich zur Bai von New-York erweitert, ein wenig zurücktreten.

Das wäre der Hudson, den schon die Indianer in ihren Liedern besungen, dem jedes poetische Talent der amerikanischen Neuzeit seinen dichterischen Tribut dargebracht! Eine seiner größten Merkwürdigkeiten aber ist hier noch nicht erwähnt: ein Nebenfluß, den er einst hatte und den ihm die Menschen nahmen, um ihn auszutrinken. Dies ist der Crotonfluß, der früher mit starkem Gefäll und von ansehnlicher Breite in den Hudson strömte, der jetzt kaum als schleichendes Flüßchen dem Mutterstrome seine dürftigen Wasser zuführt. Wir stehen hier vor einem Wunder, desgleichen Europa nicht besitzt und selbst dann kaum besitzen wird, wenn das großartige Project, Wien mit steyrischem Gebirgswasser zu versorgen, zur Ausführung gelangt sein wird. Die Croton-Wasserleitung, der frühere Nebenfluß des Hudson, gehört zu den größten Bauwerken der modernen Welt. Vor dreißig Jahren noch hatte New-York, vermöge seiner niedrigen, maritimen Lage der Brunnen ermangelnd, kein anderes Trinkwasser, als das in Cisternen gesammelte, oder hie und da einem isolirten, dürftigen Quell entspringende. Im Jahre 1835 hatte ein Brand, dessen Schaden auf mehr als 20 Millionen Dollar taxirt wurde, die Nothwendigkeit auf das dringendste nachgewiesen, die gewaltig wachsende Stadt mit Wasser zu versorgen, und schon einige Jahre darauf ward ein

Digitized by Google

Werk in Angriff genommen, dessen Großartigkeit und unverhältnißmäßig schnelle Vollendung einen der vielen Beweise dafür liefert, was das berühmte: „go ahead" (Geh' vorwärts) des Yankee vermag. Der genannte Crotonfluß, der zwanzig englische Meilen oberhalb New-York in den Hudson mündete, lenkte durch sein wohlschmeckendes, reichliches und gesundes Wasser die Aufmerksamkeit auf sich. In der kürzesten Frist war der ganze Fluß mit einer Unzahl Ufergerechtsamen angekauft, und mehrere Meilen oberhalb seiner Mündung in einem Teich von den gewaltigsten Dimensionen abgefangen. Dieser Teich faßt 500 Millionen Gallonen (à $4\frac{1}{2}$ Flasche) und ergießt seine Fluth in einen gemauerten, dreißig englische Meilen langen Canal, welcher dieselbe der Manhattaninsel zuführt. Hier findet er im Harlem River ein mächtiges Hinderniß, welches nur durch Ueberbrückung zu überwinden ist. Diese Ueberbrückung, allein schon eine Merkwürdigkeit ersten Ranges, trägt ihren Namen high bridge (hohe Brücke) mit größtem Recht. Fünfzehn Pfeiler, davon acht mit 80 Fuß, sieben mit 50 Fuß Spannweite, tragen die Wassermasse des Crotonflusses in fünf ungeheuren Wasserröhren 114 Fuß hoch über den Wasserspiegel des Harlemflusses hinweg. Welch' einen Anblick bietet diese Brücke!

Von hier ergießt sich die fünffache Fluth in das aus Felsquadern erbaute große Reservoir, dessen Wände gleich Festungswerken, die für eine Ewigkeit erbaut sind, haushoch emporragen, und welches 1826 Fuß lang, 836 Fuß breit, nicht weniger als fünfunddreißig Morgen des Centralparks einnimmt und 150 Millionen Gallonen Wasser faßt. Ein fünfunddreißig Morgen großer See mit aufgemauerten Ufern, deren Ränder sein unbewegter Crystallspiegel fast berührt, würde diese Wassermasse, wenn sie ihren Felsenbehälter sprengte, in unheilvollster Ueberschwemmung ihre ganze Umgebung vernichten. Aber noch wird das hier angesammelte Trinkwassermeer nicht direkt nach den verschiedenen Theilen der Stadt geleitet. Erst wird es noch durch zwei kleinere, ganz ähnlich gebaute Reservoirs zwischen der vierzigsten und zweiundvierzigsten Straße aufgenommen, die noch immer 20 Millionen Gallonen fassen, und allein, ohne jeden erneuten Zufluß, das Wasserbedürfniß New-Yorks Tage lang bestreiten würden. Erst von ihnen aus verzweigt sich ein ungeheures Röhrensystem, das so unentbehrliche Element jeder Straße, jedem Hause zuführend. Da die Reservoirs hoch liegen, so leitet der eigene Druck des in ihnen bewahrten Wassers dasselbe bis unter die Dächer der Häuser. Welche Wohlthat ist dies für eine Stadt mit hunderttausend Arbeitern, deren Klima im Sommer so drückende Hitze, so peinigenden Staub mit sich führt! Auch der gewöhnlichste Mann findet in seinem Hause sein Bad, um sich nach des Tages Gluth und Arbeit zu erquicken, und selbst diejenige Hausfrau, bei der Reinlichkeit zur Manie ward, kann die Fülle der klaren Fluth nicht erschöpfen, die ihr für jeden Raum ihres Hauses zu Gebote steht.

Hat dieser Aquäduct in der alten Welt seines Gleichen? Gewiß nicht, und es bleibt zweifelhaft, was an diesem Werke mehr zu bewundern ist, seine Großartigkeit oder die Schnelligkeit, mit der es vollendet ward! Drei Jahre genügten dem Zauberworte „go ahead" um das Ungeheure zu Stande zu bringen. Ueberhaupt offenbart sich bei solchen Gelegenheiten die Glanzseite des Yankeethums. „Go ahead," das ist der Wahrspruch, der in unsichtbaren Runen auf allen seinen großen Werken geschrieben steht, der in Wochen vollendet, wozu die alte Welt Jahre braucht. Der Gegensatz von Indolenz, von Theilnahmlosigkeit gegen alles außerhalb des eignen Ichs und des eignen Interesses Liegende zu thatkräftigster, wunderwirkender Energie, liegt nirgends so zu Tage. Ist die bewegende Idee erst einmal gefunden, die den Amerikaner packt, dann stemmt auch eine Welt von Schwierigkeiten sich vergebens gegen die Ausführung.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Nro. 29 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 125.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Februar 1867.

Pierrot.

Eine Novelle

von

Otto Roquette.

(Fortsetzung.)

Als Meta Abends mit dem Herrn Actuarius aus dem Theater kam, fand sie in ihrem Stübchen einen Brief von unbekannter Hand. Ein junger Bursche habe ihn abgegeben, sagte Frau Behrend. Meta öffnete — der Brief hatte die Unterschrift: Oscar Gilbert. Es war ein langer Brief, sehr gut stilisirt, es stand nichts darin, was die beängstigte Leserin nicht hätte lesen mögen, aber auch nichts, was sie besonders angezogen hätte. Der Schreiber entschuldigte seine Dreistigkeit, er fühle, daß seine Gegenwart ihr Mißtrauen errege, und sehe doch keinen Weg, sich vor dem Verdacht oder Vorurtheil, das sein Zudringen ihr möglicherweise erregt habe, zu reinigen. Er sehe sich vergeblich nach einer Beziehung um, die ihm gestatte, ihr so erscheinen zu dürfen, wie er seinem Charakter nach sei, aber er hoffe, die günstige Zeit werde kommen, wo er sich selbst ihr gegenüber freier fühlen dürfe. Neue Entschuldigungen, Höflichkeiten ohne besondere Bedeutung, der ersichtliche Wunsch nach ihrer näheren Bekanntschaft, alles in einem verschleiernden Halbdunkel des Ausdrucks, eher kühl und gemessen, als von dringenderen Wünschen eingegeben.

Für Meta war ein solcher Brief etwas Neues und Unerhörtes, er regte ihr junges Gemüth sehr auf. Aber der Ton und allgemeine Ausdruck wirkte auf sie verletzender, als vielleicht der stürmische Erguß eines warmen Herzens gethan hätte. Nichts

sprach aus diesem Brief zu Gunsten des Verfassers. Meta fühlte sich fast beleidigt und durchmaß in grollender Aufregung ihr kleines Zimmer. Endlich, fast nach einer Stunde, wollte sie des häßlichen Eindrucks gewaltsam Herr werden, und griff nach dem auf dem Tisch liegenden Band Shakspeare, das Buch auf's Gradewohl aufschlagend. Sie traf auf Romeo's erste Anrede an Julie im Ballsaal der Capulet. Es überrieselte sie. Und plötzlich war's, als unterdrücke sie ein lautes Lachen, das stolz und verachtend aus ihrer Brust wollte. Sie ergriff den Brief, zündete ihn an, und steckte ihn in den Ofen.

Gilbert sann Tag um Tag nach einer Möglichkeit, dem Mädchen zu begegnen. Endlich schien er einen Weg entdeckt zu haben. Er selbst wohnte in dem alten Geschäftshause seiner Familie, seine Mutter und eine Schwester draußen vor der Stadt zwischen Park und Gartenanlagen. Eines Tags von einem Besuch von seinen Damen zurückkehrend, erblickte er Meta, die in eins der benachbarten Gartenthore trat, und gleich darauf in dem stattlichen Hause verschwand. Er brachte mit Hilfe des Portiers heraus, daß sie hier wöchentlich ein paar englische Stunden gebe.

In der That hatte Meta hier seit Kurzem ein paar Schülerinnen gewonnen, Schülerinnen besonderer Art. Zwei alte Schwestern waren Besitzerinnen des schönen Hauses; beide unverheirathet, beide sehr unschön, schief gewachsen, äußerlich von der Natur stiefmütterlich behandelt, geistig um so begabter, von fast männlichem Charakter, dabei sehr wohlhabend. Die beiden alten Damen lebten wegen ihrer Kränklichkeit ziemlich eingezogen, hatten sich ihre Häuslichkeit aber dafür um so behaglicher eingerichtet. Ein gebildeter Kunstgeschmack zeigte sich in ihren Wohnräumen, alles wahrhaft Gute und Schöne, ohne modischen Firlefanz, war hier zu Hause. Henriette Stör, die ältere Schwester, war mehr mit der Kunst, Charlotte Stör mehr mit der Wissenschaft und Literatur auf gutem Fuß, doch vereinigten sich Jettchen und Lottchen, wie die Schwestern sich nannten, jede auch auf der Domäne der andern mit regem Antheil. Sie konnten nicht geistig müßig sein, und da ein Leiden dem guten Lottchen in diesem Winter noch weniger als sonst auszugehen erlaubte, beschloß man, mit Hilfe eines Lehrbeistandes, etwas englische Sprache zu treiben. Durch die Beziehung zu Meta's Schulvorsteherin, wurden sie auf das junge Mädchen hingewiesen, und so hatte Meta seit einigen Wochen ihren Cursus mit ihnen begonnen. Jettchen und Lottchen waren bald für ihre junge Lehrerin mehr interessirt, als für den Lehrgegenstand. Sie entdeckten in dem vereinsamten Kinde das Werden und Ringen einer bedeutendern Natur, und wie die Schwestern sich selbst im Kampfe mit mancher menschlichen Entsagung geistig empor gearbeitet hatten, kamen sie ihr mit Verständniß entgegen und waren entschlossen, sich ihrer lebhafter anzunehmen. Meta empfand sogleich den Eindruck des gediegeneren Geistes, der bei ihnen waltete, und fühlte sich von ihm und der entgegenkommenden Herzlichkeit der alten Damen wohnlich angesprochen. Ließ die leichtblütige Flora sich's angelegen sein, sie für den gesellschaftlichen und Lebensgenuß empfänglich und ausgiebig zu machen, so waren Jettchen und Lottchen bemüht, ihr das Gefühl zu geben, daß sie Kind des Hauses sei, in mütterlicher Sorge ihren weiblichen Sinn zu hegen, ohne darum die freieren Schwingen des Geistes fesseln zu wollen. Meta fühlte diesen Gegensatz mit dankbarer Freude, und entwickelte sich zur Ueberraschung ihrer Gönnerinnen in kurzer Zeit immer auffallender und schöner. Ihre Wangen wurden durch eine lebhaftere Farbe gehoben, ihr sonst umschleiertes Auge begann heller und lebensvoller zu blicken, und ihre schlanke Gestalt sich stolzer und zugleich elastischer zu heben. Meta lernte heiter zu sein, und bald entdeckten die beiden Damen, daß das noch vor vier Wochen so schüchtern zurückhaltende Mädchen lustig, ja übermüthig sein konnte. Die Leidenschaft für Shakspeare befremdete sie im ersten Augenblick, allein da sie Meta's Charakter bald näher kennen lernten, und selbst

Digitized by Google

große Verehrerinnen jenes Dichtergenius waren, so vereinigten sie sich bald mit ihr auch in diesem Punkte. Es waren für alle drei freundlich behagliche und immer ersehnte Abende, wenn in dem, mit jeder weiblichen Bequemlichkeit ausgestattetem Stübchen der Theekessel summte, und das Gespräch sich über Dichtung und bildende Kunst verbreitete, ohne dabei andre Gebiete, wie Welt und Leben, oder auch kleinere harmlosere Fraueninteressen, wie Kleidung und Putz, auszuschließen. Denn wie wenig Jettchen und Lottchen von diesen letzteren für sich in Anspruch nahmen, so erwachte der Antheil dafür ihrem jungen Schützling gegenüber um so lebhafter. Es war ihnen gradezu eine Genugthuung, endlich etwas Lebendiges zu schmücken und auszuputzen. Wie Meta bei jedem Besuch lehrreichere Aufschlüsse über das empfing, was sie geistig beschäftigte, so begann für die alten Damen die äußere Frauenwelt anziehender zu werden, sie schärften ihren Blick für geschmackvollen Anzug und Moden, und Lottchen ertappte die Schwester, wie sie die Modenzeitung mit nach Hause gebracht hatte, um zu untersuchen, ob es wohl der Mühe lohne, darauf zu abonniren. Sie lachten Beide sehr, daß sie in ihrem fünfzigsten Jahre auf Streiche kämen, auf die sie in der Jugend verzichtet hatten, allein sie abonnirten wirklich. Und Meta konnte nicht umhin, zu nehmen, was ihr mit Takt und jenem schwer zu lernenden Feingefühl des Gebens dargeboten wurde, und ließ sich getrost ausstatten und schmücken.

Nun aber hatten die Schwestern Stör einen etwa neunzehnjährigen Neffen, der seit Kurzem angefangen hatte, seine Studien an der Universität zu machen. „Paulchen," wie die alten Damen ihn nannten, war ein gescheiter, talentvoller Junge, etwas Sausewind, sie wußten das wohl, aber sonst ein braves Gemüth. Eigentlich hatten sie, als er in der Stadt eintraf, nicht übel Lust gehabt, sich seiner in ähnlicher Art wie Meta's, liebevoll mütterlich anzunehmen, allein der Versuch war gescheitert. Denn Paul Stör konnte sich in die Hätschelei nicht finden, wollte unbeaufsichtigt und selbständig sein, und kam seltener zu den alten Tanten, als sie es wünschten. Es war ihnen leid. Aber als Jettchen sich einmal etwas ungehalten darüber äußerte, sagte das kränkliche Lottchen, Paulchen gehöre der Welt und müsse sich durchschlagen und eigene Erfahrungen machen, um ein Mann zu werden, die Häuslichkeit zweier alter Jungfern sei keine Bildungsschule für ihn. Jettchen sah das ein, und war, wie immer, bald mit Lottchen einverstanden. Sie ließen ihn gehen, waren aber um so freundlicher, wenn er kam, und zuweilen sogar tolerant genug, sich seine dummen Streiche von ihm selbst erzählen zu lassen.

Der längern Vernachlässigung der Tanten war aber plötzlich ein Ziel gesetzt, seit Paul Stör dem jungen Mädchen zuerst in ihrem Hause begegnete. Er verliebte sich über Hals und Kopf in Meta und das Familiengefühl für die Tanten zeigte sich fortan in fast täglichen Besuchen. Seine Aufmerksamkeit, seine Ritterdienste für Meta belustigten die Schwestern höchlichst, sie hatten ihren unaufhörlichen Spaß an „den Kindern," und waren unermüdlich, für kleine Reize der Geselligkeit zu sorgen, die den jugendlichen Geschmack erhöhen konnten. „Wenn heut' die Kinder kommen," sagte Lottchen, „wollen wir eine Apfeltorte holen lassen." Jettchen brachte ein schönes, kunsthistorisches Werk mit vielen Abbildungen von einem Ausgange mit: „Es ist sehr lehrreich," sagte sie, „und Stoff für die Unterhaltung der Kinder." — „Jettchen, es ist die höchste Zeit," sagte Lottchen, „daß wir daran denken, was wir den Kindern zu Weihnachten schenken!" — „Aber wo bleiben denn heut' die Kinder?" sagte Jettchen unruhig, „es ist gleich Mittag, und sie sollten doch zeitig kommen, um den Sonntag über bei uns zu bleiben."

Gleich darauf kamen beide mit einander an, denn Paul hatte der jungen Dame aufgelauert, um schon auf dem Hinweg zu den Tanten ihrer Nähe theilhaftig zu sein. Und wie sie so nebeneinander gingen, konnte man bemerken, daß Meta um einen Finger

Digitized by Google

breit größer war als Paul. Es war dies ein großer Schmerz für ihn, vielleicht sein größester, obgleich seine beglückten Gesichtszüge in diesem Augenblick nichts davon verriethen. Er strömte ihn mehr bei stiller Nacht in lyrischen Gedichten als „Schmerz" im allgemeinen aus der Seele. Wirklich, ohne auffallend klein zu sein, war Paul Stör etwas kleiner als Meta, deren schöner Wuchs sich über durchschnittliches Frauenmaß erhob. Daß sie ein wenig auf ihn herabsah, machte ihn oft unglücklich, denn dies Herabsehen glaubte er auch geistig in ihr, und zwar als ihre einzige Untugend, tadeln zu müssen. Sie konnte lachen, mit ihm vergnügt sein, manchmal sogar in seine Ausgelassenheit einstimmen, allein wenn er ihr seine Huldigung inniger zeigte, setzte sie ihre lächelnd vornehme Miene auf, und wehrte ihn ab, ohne sich doch durchaus von ihm zu wenden. Dies empörte ihn, er wollte nicht wie ein ungefährlicher Knabe betrachtet sein, und er warf sich mit männlichem Trotz in die Brust. Dann verbiß Meta eine Weile das Lachen — er sah ihr forschend in's Gesicht, da lachte sie los, und — weiß der Himmel, er mußte mitlachen, und Lottchen lachte, und es lachte Jettchen, und er lachte seinen Zorn weg, und sie waren alle sehr heiter.

Oscar Gilbert's Familie stand mit den Schwestern Stör in gar keiner Beziehung, obgleich sie nur durch Gärten getrennte Nachbarn waren. Sie standen nicht einmal auf dem „Grüßfuße," denn die Gilbert'schen Damen galten für sehr stolz. Allein die Fräulein Stör hatten einen Theil ihres Vermögens in dem Handlungshause Gilbert und Söhne niedergelegt, und so hatte sich durch das geschäftliche Verhältniß mit Oscar, dem jetzigen Haupte der Handlung, eine bisher in den Formen der Höflichkeit gebliebene Bekanntschaft gebildet. Diese beschloß Gilbert zu einem Besuch bei den Damen zu benutzen, und sich bei ihnen durch irgend eine geschäftliche, wenn auch bedeutungslose Mittheilung einzuführen. — Es war an einem Sonntag gegen Mittag, als er sich melden ließ. Helles Lachen traf an sein erstauntes Ohr, da er im Vorzimmer wartete, aber sein Auge sollte erstarren, als er in den Wohnraum trat. Eine schlanke Mädchengestalt wand sich in Schlangenlinien fliehend und lachend durch das Zimmer, hinter ihr her jagte ein Student, der sie zu fangen suchte, ein Stuhl fiel um und wurde dem Erstaunten fast von die Füße geschleudert, das junge Volk, das von seiner Meldung nichts erfahren, war so im Treiben, daß es auch den Eintretenden nicht bemerkte. Jetzt sah Meta auf, erblickte Gilbert vor sich, prallte zurück, und fast hätte sich ein Schrei des Entsetzens aus ihrer Brust gedrängt. Von flammender Röthe übergossen stand sie da. Jettchen, die den Vorgang mit angesehen, machte schnell die Vorstellung, indem sie Meta als ihre „junge Freundin" bezeichnete, und, des jungen Mädchens Verlegenheit erblickend, fuhr sie zu ihr gewendet fort: „Meine liebe Meta, ich glaube, Lottchen wünscht Dich zu sprechen." Meta entschlüpfte mit dankbarem Herzen, und Paul Stör folgte ihr in Kurzem nach. Jettchen entschuldigte lächelnd den Uebermuth der Kinder und sah den Gast erwartungsvoll an. Er brachte seine Mittheilung vor, welche Jettchen freundlich anhörte, um die Vollmacht über das Geschäft durchaus in seinen Händen zu lassen, da sie in keinen besseren sein könne. Im Gespräch, das sich daran knüpfte, zeigte sich Gilbert als feiner und gebildeter Mann, sodaß Jettchen die beste Meinung von ihm faßte. Da ihn seine Hoffnung auf Meta's Wiedererscheinen trog, wußte er das Gespräch auf sie zu bringen, und hörte so überschwenglich viel Liebes und Gutes von dem Kinde, daß ihm das Herz weit wurde, und es ihm schwer ankam, sich zu empfehlen. Seine Bitte, den Besuch wiederholen zu dürfen, ward freundlich aufgenommen, aber nicht, wie er im Stillen gewünscht, gleich eine Einladung daran geknüpft.

Bei Tische sprach sich Jettchen aus, was doch der junge Gilbert für ein angenehmer Mann sei, und daß er Aussicht gemacht habe, wieder bei ihnen einzusprechen. Daß Meta ihn schon kannte, wußte sie nicht,

und das junge Mädchen konnte sich nicht entschließen, ihre Bekanntschaft mit ihm mitzutheilen. Es bedrückte sie, und die Aussicht, daß dies Haus, in welchem sie sich bereits wie in ihrer eigenen Familie fühlte, ihr nun auch kein sicheres Asyl vor dem Manne gebe, legte einen Dämpfer auf ihre Stimmung. Denn was Gilbert hierher geführt, glaubte sie zu durchschauen. Jettchen und Lottchen schrieben den plötzlichen Umschlag ihrer Stimmung allein dem Schamgefühl zu, daß sie vor den Augen des Fremden in einer so kindischen Situation gesehen worden sei, und trösteten und schalten auf Paul, der an allem Schuld sei. Meta mußte sich endlich Paul's gegen die Tanten annehmen, und damit war denn alles gut, und das Gleichgewicht schien für den Tag wieder hergestellt.

Dem jungen Studenten war Meta in der That sehr zugethan, etwa wie ein erwachsenes Mädchen die Huldigung und Ritterdienste eines jüngeren Vetters nicht ohne eine kleine Genugthuung hinnimmt, ohne ihm doch zu gestatten, aus dem Geleise des spaßhaften Halbernstes herauszutreten. Er war ihr ein Gespiele, ein guter Kamerad geworden, sie schätzte ihn als talentvollen und strebsamen Jungen. Sie lachte über seine tollen Einfälle und jugendlichen Verkehrtheiten, sie sah keine Gefahr in seinem Verkehr, und selbst die Tanten fanden nichts dagegen einzuwenden, sie fanden es sogar in der Ordnung, daß er ihr Abends den Arm reichte, um sie durch die oft noch belebten Straßen nach Hause zu führen.

Aber dieses abendliche Nachhausegehen fing an von den Tanten in anderer Weise besprochen zu werden. Sie wünschten, daß es überhaupt aufhöre, sie wünschten Meta ganz in ihr Haus aufzunehmen. Es war ihnen peinlich, das junge Mädchen so allein, wenn immer bei sorglichen Wirthen, wohnen zu lassen. Zu einer solchen Umsiedlung gehörten aber gewisse Einrichtungen, die sich bei Lottchen's winterlicher Kränklichkeit nicht sogleich vornehmen ließen und so wurde denn beschlossen, daß das Kind erst zu Ostern, dann aber bestimmt, unter den Schutz ihres Daches geborgen werden sollte.

Gilbert machte sehr bald Ernst mit seiner Drohung, wie Meta die Absicht eines neuen Besuches bei den Fräulein Stör im Stillen nannte. Er traf es darin günstig, daß er Meta wirklich bei den Damen fand, freilich aber auch den Studenten, der, die Absichten des Eindringlings eifersüchtig witternd, sich breit und schroff, wie eine Mauer zwischen ihn und das Palladium des Hauses setzte. Dem neuen Gast sollte den ganzen Abend über nicht wohl werden, wie wenig er auch sein Mißbehagen merken ließ. Paul legte es darauf an, ihm zu zeigen, welchen Stein er bei Meta im Brett habe, indem er durch vertrauliche Zuflüsterungen das Mädchen zum Lachen zu bringen suchte. Wie wenig sie heut' dazu gestimmt war, es gelang ihm ein paarmal dennoch, und Gilbert mußte vermuthen, daß er selbst der Gegenstand dieses spöttischen geheimnißvollen Verkehrs sei. Das verweisende Augenblinken der Tanten bewirkte nichts, im Gegentheil schien der unhöfliche Neffe des Hauses seine Geringschätzung des Gastes recht auffallend zeigen zu wollen. Beide junge Männer faßten einen erbitterten Haß gegen einander, allein Gilbert, wie bitter er ihn empfand, wußte ihn unter der besten gesellschaftlichen Form zu verbergen, und sollte in der Meinung aller drei Damen noch triumphiren. Er schien auf seines Rivalen Betragen gar nicht acht zu geben, war höflich gegen ihn, wo es der Augenblick bot, und wußte die Unterhaltung mit scheinbarer Unbefangenheit zur Zufriedenheit der Uebermacht in dem kleinen Kreise, zu führen. Meta fühlte ihr Unrecht gegen ihn, und wies, im Stillen grollend, Paul's Annäherung ab. Wenn Gilbert's Augen zuweilen die ihrigen streiften, glaubte sie einen Vorwurf darin zu erblicken, obgleich sonst seine Haltung ihr gegenüber gemessen, und sein Gespräch mehr an die Tanten gerichtet war. Diese konnten nicht umhin, einander den sehr befriedigenden Eindruck des feinen und recht gebildeten jungen Mannes auszusprechen, und waren der Ansicht, daß durch ihn

Digitized by Google

ein angenehmer Zuwachs in ihren sonst geringen Verkehr gekommen sei.

Sie luden Gilbert von diesem Abend an zuweilen ein, und er selbst machte auch öfter Gebrauch von ihrer Erlaubniß, bei ihnen vorsprechen zu dürfen. Es kam auch wohl vor, daß er sich verrechnete, und den Abend allein mit Jettchen und Lottchen zubringen mußte, wo er dann in stiller Verzweiflung einen nicht geringen Kampf mit seinem ungeduldigen Herzen durchzukämpfen hatte. Die alten Damen merkten zwar bald den eigentlichen Magnet heraus, der ihn in ihr Haus zog, um so mehr bedauerten sie den armen, jungen Menschen, der nun mit ihnen fürlieb nehmen mußte — aber daß er es that, und mit Liebenswürdigkeit that, stellte ihn in ihren Augen sehr hoch. Sie waren recht ungehalten auf Paul, der bei dem nun schon häufigeren Zusammensein mit Gilbert, seine Schroffheit, ja Unart gegen ihn nur steigerte, und von ihm nur als von dem „eingebildeten Ladenschwengel" sprach. Sie verwiesen es ihm ernstlich, sie stellten ihm Gilbert als Muster guten Benehmens auf, und verdarben es damit gänzlich. Denn man kann Jemand nicht verhaßter machen, als wenn man ihn als Muster zur Nacheiferung bezeichnet. Gern hätten sie gewußt, wie Meta eigentlich über Gilbert denke. Das Mädchen schwieg aber meist bei ihren Anspielungen, oder wenn eine Antwort auf halb prüfende Fragen und freundschaftliches Lob des Gastes nicht zu umgehen war, stimmte sie nur allgemein und gleichgiltig bei. — Waren die Schwestern unter sich, dann bewegte sich das Gespräch vielfach um Gilbert. Denn Lottchen und Jettchen stimmten überein, daß er eine entschiedene Neigung für Meta verrathe, eine Neigung, die nur willkommen geheißen werden konnte. Er war ein angenehmer, wohlgebildeter, dazu ein reicher, junger Mann, eine „Partie," die auch in den am meisten wählerischen Familien des Kaufmannstandes als erwünscht gelten konnte. Wenn man nur über Meta's Ansicht hätte klar werden können!

„Weißt Du, Jettchen," begann Lottchen eines Tags, da sie, leidender als sonst, noch wenig gesprochen, um so mehr gedacht hatte, „weißt Du, Gilbert ist doch kein Mann für Meta."

„Du meinst?" fragte Jettchen. „Warum denn nicht?"

„Es läßt sich im Ganzen wenig an ihm aussetzen," fuhr Lottchen fort. „Er ist strebsamer, und hat mehr Interessen, als man gewöhnlich bei jungen Leuten seines Standes findet, aber er ist in seinem Denken, Urtheilen, in seinem inneren Wesen nicht selbständig, nicht productiv. Er sagt nichts, was nicht schon irgendwie Gemeingut wäre, er prägt nicht selbst Gedanken, er gibt die kleine Münze des schon Gedachten nur mit Anstand aus."

„Aber liebes Lottchen," warf Jettchen ein, wie kannst Du von einem so jungen Mann Originalität des Denkens verlangen?"

„Ich verlange es auch nicht, liebes Jettchen, ich vermisse nur an ihm, was Meta durchaus hat. Meta ist allerdings immer noch eine unentwickelte Natur, aber sie ist jetzt schon bedeutender als Gilbert. Sie übersieht ihn. Ihre Eigenart, selbst wo ihr noch viel fehlt, steht bereits geistig höher, als das durchschnittsmäßige seiner Begabung, wie angenehm und bestechlich er sie immer verwerthet haben mag."

„Aber wenn Meta ihn nun liebte?"

„Vielleicht wäre dies das allerschlimmste. Sie würde doch nicht ganz glücklich werden, denn sie ist stolz, sogar ein wenig hochmüthig, sie ist geistig anspruchsvoll. Die Frau soll aber zum Manne hinaufsehn. Es mag ihr eine Weile zur Genugthuung gereichen, mehr gelernt zu haben, klarer zu denken, als der Mann, endlich wird es ihr peinlich werden, und um so peinlicher, jemehr sie ihn liebt. Sie wird andere, hervorragendere Männer kennen lernen, der geistige Rapport mit ihnen, wird ihr den Mann immer unbedeutender erscheinen lassen, die Allgemeinheiten, die er im Urtheil ausgibt, werden ihr lästig, langweilig werden, und so steht ihr eine Lage bevor, in die eine gewöhnliche Frau, welche ihren Mann für den Klügsten und Gebildetsten hält, niemals kommen kann."

Digitized by Google

„Aber liebes Lottchen, sollte denn eine wahre Liebe darüber nicht hinwegkommen?"

Lottchen ging auf diese Frage nicht ein. „Und dann — sein Charakter!" fuhr sie fort. „Wir kennen ihn nur wenig, er scheint eine gutmüthige, weiche, aber vielleicht auch schwache Natur zu sein. Die strengen Grundsätze, die er zuweilen durchblicken läßt, könnten angelernt sein, wie sein gutes Betragen. Ich kann mir vorstellen, daß er einen gewissen Kreis beherrscht, das heißt, zu beherrschen glaubt, weil ihn äußere Vortheile darin zum Ersten gemacht haben, daß er dennoch aber von ihm beherrscht wird, um je nachdem, zum Guten oder Schlimmen gelenkt zu werden. Ich halte ihn nicht für fest und energisch. Das Mädchen aber hat Energie, Festigkeit, Willenskraft —"

„Um so besser," rief Jettchen, „so ergänzen sie einander!"

Lottchen schüttelte den Kopf. „Jung und unerfahren in der Welt, dabei noch innerlich ringend mit sich selbst, wie sie ist, halte ich Meta für fähig, einen dummen Streich zu machen, wo sie sich überlegen weiß. Ich glaube, sie könnte mit vollem lachenden Bewußtsein sich in eine Thorheit stürzen, nur um zu zeigen, daß sie landläufige Grundsätze als Vorurtheile betrachte. Sie hat unter prüden und engherzigen Verhältnissen gelitten, jetzt treibt es sie, die Bande zu zerreißen, und wo ihr neue Bande entgegenkommen, wird sie sich gegen das Beengende auflehnen, das sie an Ueberwundenes mahnt."

„Aber Lottchen! Was hast Du für eine Meinung von dem Kinde! Ich stimme Dir in Vielem bei, was Du über ihren Charakter sagst, aber nie glaube ich, daß Meta sich zum Schlimmen verirren könnte!"

„Ich auch nicht, Jettchen! Gewiß nicht. Aber ihr Uebermuth könnte sie zum Trotz führen — freilich wird ihr sittliches Gefühl sie immer bewahren. Zudem hat sie sich mehr in Shakspeare vertieft, als ihrer Natur gut ist. Meta ist phantastisch, hat einen romantischen Zug, der sich gar zu gern geltend machen möchte. Die Bekanntschaft mit der Schauspielerin Flora ist mir auch gar nicht recht."

„Sie ist ja so gut wie abgebrochen. Meta hat ihre Jugendgespielin seit — ich glaube sechs Wochen nicht gesehen."

Lottchen schwieg eine Weile. Dann begann sie wieder: „Ich glaube nicht, daß Meta den jungen Gilbert liebt. Ich hoffe sogar, daß er ihr gleichgiltig ist. Reichthum hat wenig Verlockendes für sie. Seine Verhältnisse sind so plan und eben, haben so gar nichts Romantisches. Sie könnte ihn ohne Umstände haben, und darum grade mag sie ihn nicht."

„Das sind ja aber alles äußerliche Dinge," eiferte Jettchen. „Wenn beide einander lieben, so ist alles ausgeglichen. Sie wird sich ändern und er wird sich ändern. Es kommt hier nur auf Liebe an, das laß' ich mir nicht nehmen!"

Jettchen ließ sich bald noch anderes nicht nehmen. Sie, die sonst immer mit der Schwester übereinstimmte, wollte diesmal nach einem eigenen Plane handeln. Zwar gab sie im Stillen die Einwürfe Lottchens zum Theil zu, allein sie war selbst so ein bischen romantisch, und hatte sich in den Kopf gesetzt, Meta und Gilbert glücklich zu machen. Sie mußten es werden, wenn Jettchen die Partie begünstigte, das ließ sie sich nicht nehmen.

Und Meta selbst? Sie hatte aufgehört, von Gilbert ungünstig zu denken, und doch ärgerte sie sich über sein Wesen. Diese Gemessenheit, Formenglätte und Selbstbeherrschung wehte sie erkältend an, machte sie unwillig, oft bis zu leidenschaftlichem Groll. Durch ihr junges Gemüth ging ein räthselhafter Zug. Sie hatte ihn zu Anfang für einen Wüstling — sofern sie davon eine Vorstellung gehabt — für einen gefährlichen, rücksichtslosen, für einen Mann von herrschsüchtigem Charakter gehalten, sie hatte sich vor ihm gefürchtet, hatte ihm getrotzt. Und nun kam bei näherer Bekanntschaft die gute Wohlanständigkeit selbst heraus, der bloß angenehme Gesellschafter, dem gegenüber Furcht und Trotz gar nicht mehr anzubringen waren. Sie fühlte nicht gleichgiltig gegen ihn, sie

Digitized by Google

hätte aber vielleicht, selbst wenn er etwas Verabscheuungswürdiges begangen, zwischen Widerwillen und Neigung lieber kämpfen, als diese ohne allen Kampf verschenken mögen. Ihre Liebe wollte innere Gefahren, wollte einen großen Gegenstand, wollte nicht den breiten Weg des Gewöhnlichen; und doch nur diesen sah sie vor sich liegen, und doch fühlte sie, daß sie nicht ohne Neigung sei. Nicht klar und deutlich standen ihr diese Regungen vor der Seele, sondern als dunkles Gefühl und Begehren, das sie unbehaglich, oft unglücklich stimmte. Dazu kam, daß ihr in Gilbert's Wesen noch etwas unklar war, irgend ein geheimer Rückhalt, der sie fast verletzte. —

Eines Tags begegnete ihr Flora auf der Straße. Meta hatte die Künstlerin seit längerer Zeit vernachlässigt, und sah ihr etwas befangen entgegen. „Du machst Dich jetzt rar bei mir, wie eine gute Rolle in einer neuen Komödie! Aber jetzt keine Vorwürfe, liebes Mädel! Es ist mir lieb, daß ich Dich mal seh', denn ich muß nothwendig mit Dir sprechen. Hier auf der Straße geht's aber nicht, es ist zu lang, und es könnten Bekannte dazwischen kommen. Bei mir zu Hause — die Gitty ist auch übrig dabei — am besten wär's, ich käme heut' Nachmittag zu Dir, wenn Deine Schule aus ist. Ist Dir's recht so?"

Meta war einverstanden, und sollte Nachmittags nicht lange auf den Besuch warten. Sie hatte es mit Hilfe der Frau Behrend behaglich einladend im Zimmer gemacht. Auf dem sauber gedeckten Tische brannte die Lampe, die der kurze Wintertag früh nöthig machte, daneben die Kaffeemaschine und eine von Flora bevorzugte Sorte kleiner Kuchen.

„Ach, Du Goldmädel hast's warm im Stüble!" rief ihr die Erwartete entgegen. „Ich bin so erfroren, daß ich klappere wie ein Storch. Jetzt Kaffee und mein Lieblingsgebäck? Na, Du bist doch noch die Alte gegen mich, das seh' ich, und sollst mich auch im Herzen so finden. Daß Du jetzt seltener zu mir kommst, verarge ich Dir nicht, so leid es mir thut. Du bist bei den alten Fräuleins wie Kind im Hause, und das ist besser für Dich, als meine Theaterwirthschaft. Wer weiß auch, ob ich sie lange so forttreibe!"

„Wie?" fragte Meta überrascht und befremdet, in der Meinung, daß Flora's wichtige Mittheilung damit schon berührt sei. „Willst Du vom Theater zurücktreten?"

„Kommt Zeit, kommt Rath!" entgegnete Flora. „Aber jetzt noch nicht. Gott sei Dank, jetzt bin ich warm, und nun laß uns schwätzen." Sie schob die Kaffeetasse zurück, setzte sich zurecht, und Meta's Hand ergreifend, fuhr sie fort: „Meta, bist Du von meiner Lieb' und Aufrichtigkeit ganz überzeugt?"

„Ja, liebe Flora!"

„Dann brauch' ich nicht zu fürchten, zudringlich zu erscheinen, und darf reden. Also gleich mitten in die Sache! Du weißt, daß Oscar Gilbert Dich liebt?"

Meta stutzte. „Wie?" fragte sie, „von mir soll die Rede sein? Ich wähnte, Du wolltest mir Deine *eigenen* Angelegenheiten —"

„Von mir nachher — oder ein andermal," unterbrach Flora. „Kurz — ich weiß nicht, ob Du seine Neigung erwiederst — aber er liebt Dich, und will Dich heirathen."

„Soll ich das durch Dich erfahren? Hat er Dich dazu beauftragt?" fragte Meta gespannt und unangenehm berührt.

„Gott bewahre mich vor so einer Commission! Ich würde mich hüten! Zum Reden hat er selbst seinen Mund, und ich wollt' ihn heimschicken, wenn er mich zur Fürsprecherin verlangte! Nein, ich komme ganz allein von meinem eigenen Herzen. Aber daß er bestimmte Absichten hat, weiß ich durch Einen, der ihm sehr nahe steht. Herr Friedrich Sturm ist sein vertrauter Freund —"

Meta fuhr auf: „So öffentlich und indiscret also werden Pläne besprochen, denen ich ganz fremd bin! Das ist beleidigend!"

„Aber, Mädchen! was redest Du von öffentlich, wo nur im engsten Vertrauen gesprochen worden ist. Der Fritz — wollt'

Digitized by Google

ich sagen Herr Friedrich Sturm hat mir erzählt, wie die Dinge zusammenhängen, und wie schwer Gilbert die Sache gemacht wird. Du hast ja wohl genug von der Familie Gilbert erfahren —"

„Nicht das Geringste! Ich weiß weder von Herrn Gilbert's Familie, noch von seinen Plänen und Nöthen."

„Gar nichts? Ich dachte, Ihr wär't doch bereits einen Schritt weiter. Aber dann muß ich Dir um so reineren Wein einschenken. Die Gilbert's, und besonders die Frauensleute, sind von einem unbeschreiblichen Hochmuth besessen. Geld und Anstand, das sind ihre zwei Götzen. Wer viel Geld hat, ist für sie auch anständig, wer aber die Unanständigkeit hat, kein Geld zu haben, kann so brav sein, als Gott will, für diese Leute ist er auch nicht anständig. Aus ihrem Kreise kann Jeder unter der Hand so unanständig sein, als er Lust hat, wenn er nur nach außen den nichtsnutzigen Anstand rettet. Jetzt haben die Gilbert'schen Frauensleute dem Herrn Oscar eine Braut zugedacht, ungeheuer reich, leidlich hübsch, große Gesellschaftsdame. Sie benimmt sich im Hause bereits, als wäre es richtig, und die Damen suchen es herum zu bringen, um den jungen Menschen zu zwingen. Nun hat er offen erklärt, daß er gar nicht daran denke, sie zu heirathen, und das Unglück im Hause ist groß. Noch hat er nicht ausgesprochen, daß er Dich im Sinne habe, aber wenn er es thut, wird das Unglück noch größer sein. Sie können nicht hindern, daß er es thut, wenn er will, denn er ist selbständig und Haupt seines Hauses, aber sie können ihm das Leben schwer machen, und werden's thun, wenn er keine Frau nach ihrem Sinne bringt. Und wenn ich mir nun denke, Meta, wie Du armes gutes Kind da über die Achsel angesehen wirst, und wie sie Dich quälen werden — nein, es giebt mir einen Stich durch das Herz!"

„Bitte, bitte — gemach!" rief Meta stolz und mit flammenden Augen. „So weit sind wir noch nicht, und werden uns zu bewahren wissen!"

„Das wär' zu rathen!" meinte Flora. „Und wenn Ihr noch nicht so weit seid, und Du den Oscar nicht so von ganzer Seele liebst, daß Du alles für ihn ertragen könntest — siehst Du, Meta, dann **warne** ich Dich gradezu, auf eine solche Verbindung einzugehen. Das ist's hauptsächlich, was ich Dir sagen wollte. Du bist mir zu schade, Dich nur so herumstoßen zu lassen."

Meta richtete sich grade auf, um ihre Lippen spielte ein spöttisches Lächeln, es lag etwas kühn Herausforderndes in ihrem stummen Wesen.

„Und wer weiß auch, ob der Gilbert für Dich paßt!" redete Flora weiter. „Du nimmst das Leben ernst und tief, hast was Großartiges und Ideales in Deiner Anschauung — er ist am Ende nur ein Mann, wie sie alle sind. Du würdest ihm nicht einmal seine früheren Streiche vergeben."

„Hat er etwas zu verheimlichen?" Meta erglühte vor Scham über ihre eigene Frage, und wünschte sie nicht gethan zu haben.

„Ach, Thorheit!" meinte Flora. „Courmachereien, nicht der Rede werth! Es war nur so beiläufig gesagt. — Aber sag' mir doch" fuhr Flora mit rascher Wendung des Gespräches fort, „was war denn das für ein Student, mit dem ich Dich neulich im Theater geseh'n?"

Meta lachte laut auf. Es war, als tönte mehr als bloße Lustigkeit aus ihrem Lachen hervor. Sie erzählte von ihrem jungen Verehrer, und theilte mit, daß sie nach Ablauf des Winters ganz in das Haus ihrer alten Gönnerinnen übersiedeln werde.

„Ach du meine Güte!" rief Flora. „Na, ich gönn' es Dir zwar, aber ich seh' zu meinem Leidwesen voraus, daß wir von da ab gar nicht mehr zusammenkommen werden. Wenn nicht etwa —"

Sie unterbrach sich selbst und schwieg. Meta aber ergriff schnell ihre Hand und rief: „Flora, ich habe Dich lange vernachlässigt, aber es soll nicht wieder gescheh'n! Du bist meine älteste Freundin, und Du sollst noch erfahren, wie werth Du mir bist. Laß uns für's Nächste um so öfter

Digitized by Google

beisammen sein! So oft Du mich haben willst, will ich da sein!“

Flora war hocherfreut, Meta heiterer, als die Freundin sie je gesehen hatte, und als sie nach einer Stunde wieder aufbrach, ließ sich Meta ohne Widerstreben in eine Theaterloge von ihr mitnehmen. —

Seit dieser Unterredung ging eine Wandlung in Meta's Ansichten über Gilbert vor. Seltsam! Der Gedanke, daß Oscar mit Schwierigkeiten zu kämpfen habe, daß seinen Plänen vielleicht noch viel größere Hindernisse im Wege lägen, als Flora angedeutet, brachte ihn ihr innerlich näher. Sie war vor ihm, vor seiner Familie gewarnt worden — es hatte einen gewissen Reiz für sie, dieser Warnung und den ihr zu Grunde liegenden Gefahren zu trotzen. Ein von hochfahrenden bürgerlichen Vorurtheilen beherrschter Kreis stand als eine drohende Macht ihr gegenüber. Noch wußte diese Macht vermuthlich nichts von der Existenz des jungen Mädchens, das sich im Geiste bereits gegen sie rüstete — ja, in der That, Meta stand bereits in Gedanken streitbar und herausfordernd gegen sie auf. Seit sie gehört, daß das Glück ihr nicht wie ein Geschenk mühelos dargereicht werden sollte, daß sie es sich zu erobern habe, daß ihre Person beanstandet, und daß sie Stellung und Ansehn mit Klugheit oder Gewalt an sich zu bringen habe, seitdem kam eine Art von dämonischer Freude über sie, und gab ihrem Wesen etwas Selbstbewußtes, ihren Zügen etwas Strahlendes; ihre ganze Erscheinung wurde ausdrucksvoller und nur noch anziehender. Erfinderisch malte sie sich im Geist bereits Situationen aus, in welchen sie der kühlen Ablehnung oder der beschränkten Engherzigkeit mit stolzer Verachtung, oder mit noch ablehnenderer Vornehmheit zu begegnen, und worin sie mit ihrem energischen Willen und ihrer Selbständigkeit zu triumphiren hoffte. Zuweilen freilich erschrak sie vor sich selbst, sie sammelte ihre Besinnung, und suchte alle diese geharnischten Phantasiegebilde aus ihrer Seele zu vertreiben. Aber sie hatten doch schon zu große Macht über sie gewonnen, als daß sie nicht wiederkommen, und die Kämpfe der Zukunft im Gemüth durchprobiren sollten. Und fragte sie dann ihr Herz, dann glaubte sie, daß jetzt es zu allem getrost Ja sagen könne. — —

Es war gegen das Ende des Carneval, als sich in den Räumen der Frau Gilbert, Oscar's Mutter, eine Gesellschaft eingefunden hatte. Man war fast nur im Familienkreise, und doch saßen und standen wohl dreißig Personen, Damen und Herren, verheirathete und unverheirathete, durcheinander. Die mit allem modischen Zierrath überladenen Zimmer glänzten festlich erleuchtet, die Damen rauschten in schwerer Seide und kostbaren Stoffen, und doch war man nur in einer harmlosen Familienvereinigung beisammen. Da waren neben der Dame des Hauses, die mit einer gewissen nicht zu leugnenden Vornehmheit in Handschuhen auf dem Sopha saß, zwei Schwestern Oscar's, älter als er, beide an reiche Handelsherren verheirathet, und eine jüngere, Namens Cäcilie, eine hübsche junge Dame, die ohne den überladenen Putz noch hübscher gewesen wäre. Tanten, Cousinen, Onkels, Vettern, ein paar nahestehende Freunde, bewegten sich um den Theetisch, standen in Gruppen und lachten über die Witze eines alten Junggesellen von Onkels, der das Recht erworben hatte, immer witzig zu sein, er mochte sagen, was er wollte. Viel wurde über den gestrigen großen Maskenball im Schauspielhause gesprochen, welchem die Mehrzahl der Damen, aber nur in der Loge und als Zuschauer, beigewohnt hatten.

„Oscar!“ rief Frau Elvira, die älteste verheirathete Tochter des Hauses, über den Theetisch: „Du wurdest ja gestern von einem kleinen Pierrot stark auf's Korn genommen!“

Oscar wollte nichts davon wissen.

„Leugne nur nicht,“ fuhr Frau Elvira fort, „Deinen Domino kannte ich wohl. Wo Du gingst und standest, kam Dir Pierrot nachgehüpft und neckte Dich. Ein männlicher Pierrot war es gewiß nicht!“

„Es waren zwei Pierrot's im Saal,“

nahm eine andere Dame das Wort. „Ein größerer, der eine Colombine am Arm führte —“

„Ich weiß wohl,“ rief Frau Elvira dazwischen, „aber nur der kleinere hatte es auf Dich abgeseh'n. Ich sah auch wohl, wie Du, um ihn für einen Schlag mit der Pritsche zu strafen, aus Irrthum an den andern Pierrot geriethest. Dieser nahm die Flucht vor Dir, wie sehr Colombine ihn zu halten suchte. Und Du hinter ihm drein, und der kleinere hinter Dir her — es war eine höchst lächerliche Scene! Endlich wurdest Du die Täuschung gewahr und machtest Kehrt. Aber der lustige Vogel entsprang Dir doch wieder sehr gewandt. Man hätte behaupten mögen, daß er das Tanzen und Springen gewohnt sei!“

Oscar stimmte in das Lachen der Uebrigen ein, die Mutter aber verbot durch einen verweisenden Blick die Fortsetzung dieses unziemlichen Gesprächs.

Bald darauf saßen Oscar und sein Freund Friedrich Sturm allein in einem entfernteren Zimmer, wo sie zwischen Epheuwänden und andern Blattgewächsen Platz genommen hatten. „Weißt Du auch,“ sagte Friedrich, „wer gestern Dein Pierrot war? Niemand anders, als die kleine Adele vom Ballet.“

„Laß diese Thorheiten bei Seite!“ rief Oscar ungehalten. „Meine Vergangenheit kommt mir halb kindisch, halb frevelhaft vor, und ich bin nicht weit von Selbstverachtung, wenn ich an diese Albernheiten zurückdenke!“

„Sei doch nicht verkehrt!“ rief Friedrich. „Was sollte ich dann von mir denken? Du hast es niemals arg getrieben, warst im Ganzen ein solider Junge, bis Dich der kleine Springteufel zu fesseln wußte. Und damals bildetest Du Dir noch dazu ein, sie zu lieben, warst eifersüchtig, bis Dir die Augen aufgingen. Daß Du Dich als der Betrogene, und in allem Ernst unglücklich fühltest, machte mir eigentlich einen komischen Eindruck. Ich dachte, seit den zwei Jahren wär das alles vorbei.“

„Natürlich ist's vorbei!“ entgegnete Oscar, „aber nicht die Erinnerung und der stille Groll gegen mich selbst. Du weißt, was ich für Pläne habe.“

„Ich weiß. Aber wenn ich sie auch billige, denn ich bin in gleichem Falle, verschweige ich nicht, daß Du große Schwierigkeiten in Deiner Familie haben wirst.“

Oscar machte eine Handbewegung, welche andeutete, daß er darauf nicht viel gebe, oder damit fertig zu werden hoffe.

„Wann willst Du Anstalt machen?“ fragte Friedrich.

„Sobald ich mich ihrer Liebe sicher fühle. Noch bin ich bedenklich und zweifelhaft. Und wenn es nicht gelänge — Freund, ich bekenne Dir, der Gedanke, von ihr verworfen zu werden, ist fast tödtlich für mich! Sie ist stolz, ich weiß es, sie ist vielleicht mehr als stolz. Ich verhehle mir nicht, daß sie geistig über mir steht, und ich habe mich beschieden, ihr zu weichen, wenn sie ihre Uebermacht geltend macht.“

„Bescheide Dich nicht zu früh!“ unterbrach ihn der Freund. „Du bist nicht gewohnt, irgendwo die zweite Rolle zu spielen. Betrachte Deine Stellung in Deiner Familie, unter Deinen Freunden, Du stehst überall obenan, Dein Wort, Dein Wille giebt den Ausschlag, Du hast nicht gelernt, einem Widerspruch zu weichen.“

„Das war bisher mein Unglück! entgegnete Gilbert. Nicht meinen Fähigkeiten verdanke ich diese Stellung, sondern der Gunst der Umstände. Man hat mich verwöhnt, ich frage vergeblich nach dem Warum. Ich habe mich kennen gelernt, jenem Mädchen gegenüber ist mir ein Licht über mich selbst aufgegangen. Welch' ein guter Stern muß über mir gewaltet haben, daß ich, von frühauf vom Glück verhätschelt, nicht in Schwäche und Thorheit zu Grunde gegangen bin!“

„Was für ein Grillenfänger Du geworden bist!“ rief Friedrich. „Verkenne doch Deinen Werth nicht! Du bist eben eine sittlich gute Natur, die an hundert Irrthümern, in die wir andern dumm hineintappen, rein vorübergeht —“

„Schweig', ich bitte Dich!“ wehrte Gil-

Digitized by Google

bert ab. „So habt Ihr alle mir immer geschmeichelt, mich bethört und eitel gemacht, mich über mich selbst verblendet. Die Wahrheit kommt mir jetzt unausgesprochen von anderer Seite, ihre Erkenntniß ist um so bitterer. Ich liebe und fühle mich zugleich gedemüthigt. Und doch liebe ich und kann nicht aufhören zu hoffen. Wenn ich mit Meta zusammen bin, suche ich aus allen Winkeln meines Gedächtnisses die geringen Brocken dessen hervor, was ich gelernt, gesehen, erfahren, sperre mein bischen Geist so weit auf, als es gehen will, und habe alle Geistesgegenwart zusammen zu nehmen, daß ich meine Bestürzung nicht zeige, so arm, so bettelarm zu sein! Ich fühle es, wie höhnisch sie auf mich herab blickt, wie sie die Förmlichkeit, die unsere Gesellschaft mir angelernt hat, belächelt, wie ihr meine günstigen Lebensverhältnisse nichts gelten, und möchte ihr zum Ersatz wenigstens meine grenzenlose Liebe zeigen — aber —"

Oscar brach plötzlich ab. Auch sein Freund schwieg einige Augenblicke, er schien die letzten Ergüsse fast überhört zu haben. Plötzlich begann er: „Oscar, Du gehst zu weit in Deiner Beschuldigung, daß wir alle Dich verwöhnt, Dir nur geschmeichelt hätten. Allein — recht hast Du, daß Dein Wille bisher auf keinen schroffen Widerstand gestoßen. Die Stärke Deines Charakters wird jetzt in der That zum erstenmal eine ernste Probe zu bestehen haben. Du willst Meta heirathen — wirst Du es durchsetzen? Es wird viel Einwendens geben, die Weiber werden sich drein legen — da ist schwer durchzukommen. Deine Mutter, vor der ich, wie Du weißt, sonst die größte Verehrung habe, ist in ihren Vorurtheilen ein bischen starr —"

„Diese Vorurtheile werden schwinden," entgegnete Gilbert, „wenn sie sich von meiner Liebe überzeugt. Die Einwendungen der Uebrigen gelten mir nichts. Haben sie bisher meinen ernsten Willen noch nicht kennen gelernt, so sollen sie's jetzt. Dies sind alles Nebensachen, wenn ich erst weiß, ob Meta mir die Hand reichen will."

„Ich gratulire!" rief Friedrich, indem er sich erhob. „Warte nicht zu lange, Du quälst Dich unnütz. Aber komm, wir werden gesucht. Frau Elvira hat keine Ruh', wenn sie den Bruder nicht vor Augen sieht." — —

Gilbert traf von nun an öfter bei den liebreichen Schwestern Stör mit Meta zusammmen. Meta erschien ihm bald nicht mehr so ablehnend und kühl, und so wich die Gemessenheit und Glätte seines Wesens einer freieren, belebteren Form, die ihm vortheilhaft anstand. Das Mädchen nahm dies mit Ueberraschung wahr, und gab dem angenehmen Eindruck durch ungezwungene Freundlichkeit nach. Und als sie bemerkte, daß seine Züge dadurch vor Freude verklärt wurden, ergriff es sie selbst tiefer, und ein beglückendes Gefühl, welches alle jene vorausischtlichen Kriege des Stolzes vergessen machte, ging durch ihre Brust. Bald konnten die Schwestern Stör nicht mehr in Zweifel sein über das, was sich vorbereitete. Während Lottchen den Kopf schüttelte, und der Student Paul vor Empörung und Verzweiflung innerlich wüthete, frohlockte Jettchen, denn sie wußte sich die Beschützerin zweier Liebenden. Es war zum erstenmal, daß sie diesen Genuß hatte, sie kostete ihn mit Genugthuung, denn ihr Schutz mußte zum Glück führen, sie ließ es sich nicht nehmen. —

Es war am Morgen des ersten Osterfeiertages, als Oscar Gilbert seiner Mutter die Eröffnung seiner Verlobung mit Meta machen konnte. Die alte Dame, die einem solchen Fall längst mit Sehnsucht entgegengesehen, horchte beglückt auf, erschrak aber zugleich bis in's tiefste Herz, als sie hörte, auf wen die Wahl des Sohnes gefallen war. Er, der künftige Repräsentant des Hauses, der Familie, hatte seine Gattin nicht in den ersten Kreisen der merkantilen Gesellschaft gesucht, er wollte als Braut in den Kreis der Seinigen ein Mädchen führen, unbekannt, unbemittelt, die Tochter eines Küsters, bisherige Lehrerin an einer städtischen Erziehungsanstalt — es schien unglaublich. Frau Gilbert war wirklich im ersten Augenblick wie vom Donner gerührt, ein Gefühl der tiefsten Erniedrigung raubte

Digitized by Google

ihr fast die Sprache. Obgleich sonst eine selbständige Frau, dachte sie doch mit Furcht an den Sturm, der sich nun im Bereich ihres Hauses im weiteren Sinne erheben werde, denn dem Herkommen nach stand es fest, daß ein so wichtiger Schritt, wie eine Verlobung, nur im größeren Familienrath und unter weitläufigen Erörterungen geschlossen werden konnte. Wie sollte sie die Sache des Sohnes führen, der nach ihrer eigenen Ansicht sich mit seiner Wahl so unglaublich verirrt hatte? Andererseits aber — war nicht auch die Aussicht da, daß grade durch die Entscheidung des Familienrathes die Verirrung Oscar's rückgängig gemacht werden konnte? Frau Gilbert suchte dem Sohn begreiflich zu machen, daß seine Pläne von einer Tagsatzung der Familie, die sie demnächst anzusetzen denke, abhängig sein würden, allein diesmal täuschte sie sich in seiner Fügsamkeit. Er erklärte, daß es all' den Onkels und Tanten, Vettern, Schwägern und Schwestern frei stände, ihre Meinungen auszutauschen, daß er aber zugleich vom heutigen Tage allen Respect und jede Rücksicht für Meta, als für seine künftige Gattin, fordere. Diese männliche Erklärung überraschte die alte Dame zwar, doch hieß sie sie nicht unwillkommen. Wenn Oscar fest und entschlossen war, brauchte sie sich bei den Unbequemlichkeiten des großen Rathes nur auf die Thatsache zu stützen, und konnte sich dem Sturm entziehen. Sie liebte ihren einzigen Sohn sehr. Wie gern hätte sie sofort seine Partei genommen, und seine Braut als Tochter umarmt, allein die Macht der Vorurtheile zeigte sich doch noch der natürlichen Regung überlegen. Frau Gilbert wollte wenigstens erst zu ihren beiden verheiratheten Töchtern fahren, die Ansichten der Schwiegersöhne hören, vor allem sich mit Elviren besprechen, die den meisten Einfluß auf sie übte. Oscar bat sie, davon abzustehen. Er wünschte ihr Meta sogleich entgegenzuführen, und sie Abends dem großen Familienkreise, der sich wie gewöhnlich am ersten Feiertage bei der Mutter versammelte, als seine Braut vorzustellen. „Mit einer Ueberraschung ist dann alles abgemacht," fuhr er fort, „sie müssen sich in das Unabwendbare fügen, und mögen dann in ihrer Thorheit denken was sie wollen. Du aber, theure Mutter, wirst bald für meine Meta gewonnen sein, wenn Du sie nur erst gesehen hast. Und bist Du's erst, dann kannst Du Dir jede Erörterung verbitten, und wir drei im Bunde wollen die glücklichsten Menschen auf der Welt sein. Ich geh' und hole Dir meine Braut." Er küßte der Mutter die Hand und eilte aus dem Zimmer.

Die sonst stets gefaßte und nicht leicht rührbare Dame war von dem ganz Unerwarteten so beängstigt und ergriffen, daß sie, sobald sie sich allein sah, in Thränen ausbrach. Allein die Unterhaltung zwischen Mutter und Sohn hatte eine Zeugin gehabt in Cäcilien, der jüngsten Tochter des Hauses, die unbeachtet im Nebenzimmer geblieben war. Jetzt kam sie mit lachendem Gesicht herein gesprungen, fiel der Mutter um den Hals, und zeigte sich beflissen, das Ereigniß als ein durchaus glückliches und freudiges darzustellen. Sie sei, sagte sie, dem jungen Mädchen schon oft begegnet, wenn es in das Nachbarhaus ging oder heraustrat; sie habe sogar einen gewissen Zug zu Meta gefühlt, und hätte sie gar zu gern einmal angesprochen, wenn es nicht gegen den Anstand gewesen wäre; sie freute sich nun, eine Schwägerin und Freundin in ihr zu gewinnen. — Die Mutter empfand es wohlthuend, daß doch bereits eine Person des Hauses die Wahl Oscar's billigte. War Cäcilie gleich noch ein unerfahrenes Kind, dem weder Sitz noch Stimme im Familienrath eingeräumt wurde, so galt der rathlosen Frau der rein menschliche Antheil doch schon etwas, er mochte herkommen, woher er wollte.

Die Glocke wurde gezogen. Cäcilie sprang hinaus, und ehe Meta sich's versah, lag sie in den Armen ihrer neuen noch unbekannten Freundin, die sie freudevoll als Schwester begrüßte. Meta bebte doch ein wenig, ihr Herz schlug ängstlich, als sie an Oscar's Arm der stolzen alten Dame entgegen schritt. Allein Cäcilien's kindliche Freude half allen über den peinlichen

Digitized by Google

Augenblick hinweg. „Mama!“ rief sie, „das ist uns're Meta, Deine jüngste Tochter, meine kleine Schwester!“ — Und die alte Dame sah des Sohnes Verlobte befangen und mit fragendem Blick vor sich stehen — ihre kaum getrockneten Augen netzten sich noch einmal, sie breitete die Arme aus, und empfing Meta als ihre Tochter. Nun war der Bund geschlossen. Vier frohe und glückliche Menschen saßen beisammen, und glaubten sich gerüstet gegen jeden Einspruch.

Allein der Abend brachte, was zu erwarten stand. Die Familiengesellschaft versammelte sich. Die Frauen wieder starrend in überladenem Putz, aufgebauschter Seide, in Spitzen und Schmuck, worin eine Schwester, Schwägerin, Nichte, Tante, Cousine immer mit der andern zu wetteifern, sie an Modegerechtigkeit und Eleganz zu überbieten suchte; die Onkels, Schwäger, Vettern und Neffen mit derselben respectvollen Höflichkeit gegen die Dame des Hauses, und denselben etwas gelangweilten Sonntagabendgesichtern. Frau Elvira eilte mit bestürzter Frage auf Cäcilien zu, welche ganz gegen Gewohnheit ein einfaches schwarzes Seidenkleid angelegt hatte. Der Verstoß gegen die Kleiderordnung erschien ihr unerklärlich, ein Unglück verkündend, verstimmend. Und dabei war Cäcilie heute von fast ausgelassener Munterkeit, während die Mutter unruhig, zerstreut schien, bei jedem Aufgehen der Thür sich hastig wendete und erhob, und endlich gar nicht mehr auf dem gewohnten Ehrenplatz auf dem Sopha bleiben mochte. Frau Elvira wurde pikirt, ärgerlich, und nahm hart an der Thür Platz, höchst gespannt, was denn hier so Merkwürdiges eintreten werde.

Da wurden die Flügel weit geöffnet, und alle Augen wendeten sich erwartungsvoll. Oscar führte Meta herein, und stellte den Versammelten seine Braut vor. Eine dritte, hier noch nie gesehene Erscheinung, Jettchen Stör, folgte als Brautmutter.

Eine schauerliche Stille lastete auf der Gesellschaft, die bald die Eingetretenen, bald einander mit dem Ausdruck ungläubigen Staunens, oder niederschlagender Bestürzung betrachteten. Denn den Namen der Braut hatte man nie gehört, ihr Anzug war sehr einfach, in den Augen der Kennerinnen sogar beklagenswerth. Allein die Mutter ging ihr herzlich entgegen und küßte sie, und Cäcilie sprang jubelnd herbei, und der Bann des grausigen Schweigens löste sich in ein Rauschen, Flüstern und Murmeln, aus welchem sich einige unärtikulirte Laute hervorhoben, die aber noch nicht den Organismus des Wortes gewinnen konnten. Einige alte Onkels waren die ersten, die die Braut becomplimentirten, wenn auch förmlich und behutsam. Wärmer nahten sich jüngere Vettern, welche sahen, daß sie hübsch war, und sich erinnerten, daß Oscar als das Licht der Familie für alle seine Handlungen bisher nur Billigung erfahren hatte. Sehr zurückhaltend mit erzwungenem Lächeln und Gruß blieben die Damen, deren einige zu träumen glaubten, als die unscheinbar bescheidene Glücksgestalt Jettchen Stör den Ehrenplatz auf dem Sopha, neben Frau Gilbert, einnahm. Sie war in Wolle — und die Decke des Zimmers brach über den Gräueln des Hauses nicht zusammen? Und nun ging es an ein Flüstern und Fragen: Wer ist sie? Was hat sie? Wo kommt sie her — oh, und als nun eine niederschlagende Antwort nach der andern kam, schien die gewohnte Förmlichkeit und Haltung dem Familienkreise fast abhanden zu kommen. Man hörte im Nebenzimmer Elvirens Gatten laut auflachen, während Elvira selbst in Empörung und Verzweiflung durch alle Räume schritt, denn das Unglück stand wenigstens für den Augenblick fest, daß der Bruder sich durch eine auf der Straße aufgelesene Bettlerin hatte anködern lassen.

Glücklicherweise merkte Meta von diesen drohenden Wettern für's erste nicht viel. Sie saß neben der Mutter und ihrem Bräutigam, sowie einigen wohlwollenderen männlichen Familienmitgliedern, durch Cäcilie und Oscar besonders im engeren Kreise festgehalten, in heiterem Gespräch, und nur vom Horizonte blitzte es ab und

Digitized by Google

zu aus weiblichen Augen befremdlich und bedrohlich herüber. Oscar Gilbert schien heute von einem neuen Geiste beseelt. Er war nicht nur der liebende Bräutigam, er war der Herr des Hauses, der auch von den sichtlich Rückhaltigen die Huldigung für seine Verlobte gradezu herauszufordern wußte. Klug genug beschränkte er sich dabei nur auf die Männer, allein sein ungewöhnlich entschiedenes, kräftiges und männliches Auftreten fiel allen auf und gab Manchem zu denken. Auch Meta sah es, sah es mit Freude, und ein Blick stolzer Genugthuung lohnte ihm dafür. Sie wußte, daß er seine und ihre Rechte vertreten werde.

Da nahte Elvira sich hastig und flüsterte ihm mit vor Erregung zitternder Stimme in's Ohr: „Komm mit mir! Ich will, ich muß Dich sprechen!"

Er nahm ihre Hand, um sie zu Meta zu führen. „Sag' uns Beiden, was Du mir zu sagen hast!" entgegnete er. „Denn Meta und ich sind von heut' an Eins."

Elvira riß sich los, und sprach an diesem Abend mit dem Bruder nicht wieder.

Allein die aufgeregte Frau mochte den Schimpf, den Oscar durch seine Verlobung dem Hause anthat, nicht ohne den Versuch, ihn noch abzuwenden, hinnehmen. Sie liebte den Bruder, allein sie wollte ihn auch beherrschen, wie sie denn unausgesetzt bestrebt gewesen, durch Gewalt oder Intriguen ihren Einfluß über die Familie aufrecht zu erhalten. Ueberdies war Elvira sehr Gesellschaftsdame, spielte durch ihr persönliches Auftreten wie durch die finanzielle Uebermacht ihres Gatten eine Rolle, und hatte, ihres Erachtens, mehr als Andere für eine Verirrung ihres Hauses einzustehen. Ihre Ehre, ihre gesellschaftliche Stellung schien gefährdet. Wie sollte sie, die selbst so hochmüthig war, die Blicke, die Fragen, die Nachreden jener hochmüthigen Kreise ertragen, aus denen sie selbst dem Bruder eine Frau ausgesucht, die dieser ablehnte, um ein ganz unebenbürtiges Mädchen zu heirathen? — Es brachte sie zur Verzweiflung, daß der Bruder seine Verheirathung so sehr beschleunigte. Schon in vier Wochen sollte die Hochzeit sein. Elvira gab die Hoffnung nicht auf, sie noch zu hintertreiben, und scheute kein Mittel dazu. Ihre Bekanntschaft durch die Schauspielerin Flora hatten die Verlobten klug verschwiegen, und auch Friedrich Sturm ließ nichts verlauten, so daß den Nachforschungen Elvira's ein bedrohlicher Angriffspunkt verborgen blieb. Meta's sonstige Verhältnisse gaben jedoch nichts zu verschweigen. So scheute Elvira sich nicht, bei der Schuldirectrice Nachforschungen zu halten, die bisherigen Wirthe Meta's (denn diese wohnte jetzt bei den Schwestern Stör) aufzusuchen, sowie an ihren Vormund, den Pfarrer ihres fernen Heimathstädtchens zu schreiben, in der Hoffnung, daß sich doch irgend eine Handhabe für einen Einspruch finden würde. Herr und Frau Behrend hätten diese freilich geben können, allein die alten Leute waren klug genug, etwas zu wittern, und hüteten sich, über den Umgang ihrer früheren Pflegebefohlenen, die jetzt ein so großes Glück machen sollte, mehr zu erzählen, als nöthig war. So kamen denn von allen Seiten so unerwartet günstige Zeugnisse, daß Elvira wenige Tage vor der Hochzeit sich genöthigt sah, die Waffen zu strecken. Allein ganz wollte sie es doch nicht, einen kleinen Stachel behielt sie sich für den Polterabend dennoch vor. Hätte sie geahnt, wie tief und furchtbar er eindringen sollte! Ihr Instinkt traf den verwundbaren Punkt in dem Glücke der Verlobten. Hätte sie ihn jetzt schon gekannt, sie würde ihr ganzes Gewicht eingesetzt haben, das ihr so Unliebsame zu hintertreiben.

Oscar Gilbert wußte seine Braut von allem Gerede, das sich im Familienanhang und in der Gesellschaft über die erstaunliche Verbindung erhob, entfernt zu halten. War doch die Mutter auf Seiten der Verlobten, und, wenn immer noch mit einem Rest von schmerzlicher Resignation, bald mehr und mehr für die Schwiegertochter eingenommen. Ganz leicht hatte es die alte Dame freilich nicht, denn wenn sie gleich den allgemeinen Sturm durch ein entschiedenes

Digitized by Google

Verbitten von sich ablehnte, so machte ihr ihre Tochter Elvira doch manche schwere Stunde, und ließ sie zu keinem reinen Gefühl der Versöhnung mit Oscar's Wahl kommen. Ja, auch Frau Gilbert empfand es als etwas Betrübendes, daß der Sohn nur eine ganz kleine Hochzeit bei den Schwestern Stör auszurichten dachte — er beabsichtigte es bereits aus Opposition gegen den Anhang, dessen Betragen ihn verletzt hatte — und gar keinen Polterabend, während dergleichen nach der Ansicht der Familie nur durch unendliche Maskenzüge und Quadrillen standesgemäß gefeiert werden konnte. Allein dieses Vergnügens wünschte der Bräutigam den weiblichen Theil der Familie, dem dadurch mancher herzstärkende Klatsch und Kleinkram verloren ging, zu berauben. Frau Elvira lächelte nur noch, und zuckte bedauerlich die Achseln.

(Schluß folgt.)

Bilder aus der deutschen Sturm- und Drangperiode.

Von

Hermann Hettner.

Maler Müller.

Friedrich Müller, in der deutschen Literaturgeschichte gewöhnlich der Maler Müller genannt, ist unter den Dichtern der Sturm- und Drangperiode einer der bedeutendsten.

Müller war auf einen großen und echten Dichter angelegt; aber er kam nicht zur vollen Reife. Sein Unglück war, daß ihn der Zufall der äußeren Umstände zunächst zur Malerei geführt hatte. Seine Kräfte wurden getheilt und zersplittert, und der dauernde Aufenthalt in Rom entfremdete ihn frühzeitig allem lebendigen Literaturverkehr.

Ueber Müller's Jugend ist wenig bekannt. Er wurde 1750 zu Kreuznach geboren, ein Kind armer Eltern. Um das Jahr 1770 kam er als junger Maler nach Mannheim. Hier war es, wo im regen Verkehr mit Dalberg, Gemmingen und dem Buchhändler Schwan der Antrieb und der Muth dichterischen Schaffens in ihm erwachte; fast alle seine Dichtungen sind in dieser Mannheimer Zeit entstanden. Auch an Lessing, als dieser im Anfang des Jahres 1777 in Sachen des neuerrichteten Nationaltheaters einige Wochen in Mannheim verweilte, schloß sich Müller auf's innigste an. Müller erzählt in einem Briefe (Morgenblatt 1820, Nr. 48), Lessing habe mehrfach den Wunsch ausgesprochen, die letzte Epoche seines Lebens vereint mit ihm, am liebsten in Italien, beschließen zu können.

Die ersten Dichtungen, mit welchen Müller auftrat, waren Idyllen. Sie zerfallen in drei Gruppen, in biblische, mythologische, volksthümlich deutsche.

In den biblischen Idyllen sieht man noch die Schule Geßner's und Klopstock's; aber an farbiger Lebensfülle sind sie ihren Mustern weit überlegen. Besonders die Idylle „Adam's erstes Erwachen und erste selige Nächte," ergreift durch die Zartheit und Feierlichkeit ihres Naturgefühls; die Schilderungen der Thierwelt sind von seltener Schönheit.

Eigenthümlicher und in ihrer Art von höchster Vollendung sind die mythologischen Idyllen; unvergleichliche Prachtstücke keckſten Humors und komischer Charakterzeichnung. Sie bewegen sich ausschließlich im mythischen Kreise der griechischen Satyren, die schon der Komik der Alten den ergiebigsten Stoff boten; aber aus der alten Satyrmaske lugt zugleich überall das wohlbekannte Gesicht Falstaff's, und die künstlerische Ironie, von welcher später die Romantiker so viel sagten und sangen, feiert hier ihre glänzendsten Triumphe. Der Held der ersten Idylle, „Der Satyr Mopsus" ist der Polyphem Theokrit's; aber in der naiven Darlegung seiner wechselnden Seelenstimmungen individueller ausgeführt. Der tölpische Gesell hat trotz seiner ungezügelten Begehrlichkeit in seiner komischen Gutmüthigkeit fast etwas Rührendes; die schelmische Nymphe, die so arglistig seine Zwecke vereitelt, bildet den reizendsten Gegensatz. Ein nicht minder treffliches Charakterbild ist die zweite Idylle, welche den Titel „Der Faun" führt. Reinste menschliche Empfindung im burlesken Gemisch mit halb thierischer Roheit. Ein armer Schlucker von Satyr trauert um

Digitized by Google

sein verblichenes Weib. Weinend legt er sie auf den Holzstoß nieder, streckt schluchzend seine Hand auf ihr Gesicht, seufzt und bricht in die herzbrechendste Klage aus. Und doch regt sich auch in seiner Trauer seine alte Natur und er löst die Weinflasche und er trinkt, seufzt und trinkt wieder; und je mehr er trinkt, desto weicher wird zu fangen, der Kleinere, daß ihm die Mutter nicht mehr die Geis am Horn hält, daß er unten hinkrieche und am vollen Euter sauge, und der noch Kleinere, daß sie ihm nicht mehr Nüss' und Aepfel gibt. „So heulen die Knaben. Schon lodert der Holzstoß hell. Zurück führt nun der Faun seine Kinder. Ferne stehen sie, betrachten

Maler Müller.

sein Gemüth und desto redseliger versenkt er sich in das Lob der Verlorenen, die für seinen Unterhalt gesorgt, ihm Treue erwiesen in allen Stücken, ihm Buben zur Welt gebracht hat, groß und stark und voll heißer Eßlust, also, daß er nicht weiß, woher nehmen, ihren Gaumen zu füllen. Und nun kommen die Kinder und klagen mit ihm; der Aelteste, daß ihm die Mutter nicht mehr Schlingen flechten kann, Vögel die fressende Gluth und heulen weiter; langsam geht die Mitternacht vorüber und seitwärts über der Flamme steigt voll der Mond auf." Und die dritte Idylle „Bacchidon und Milon" ist vielleicht die ergötzlichste Humoreske, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat. An seiner epheuumwachsenen Grotte saß der Knabe Milon entzückt, ihm war ein treffliches Lied auf den Weingott Bacchus gelungen; das ge-

fiel ihm selbst so wohl, daß er es, weil Niemand zugegen war, der horchen wollte, dreimal seinen Ziegen vorsang. Eben kam der Satyr Bacchidon auf seine Höhle zu; fröhlich nöthigt ihn der Hirt herbei, doch der Satyr will nicht weilen; der junge Hirt muß sich entschließen, einen mit frischem Most weidlich gefüllten Schlauch zu öffnen. Und nun beginnt der drolligste Kampf zwischen der unersättlichen Trinklust des Satyrs, der in weinseliger Geschwätzigkeit immer neue Gründe zum Trinken vorbringt, und der unwiderstehlichen Singlust des lobbegierigen Hirten, der mit seinem Lied nicht zum Wort kommen kann. Nur durch angedrohte Stockschläge ist der Satyr zum Schweigen zu bewegen. Aber auch jetzt noch unterbricht er den Gesang unablässig durch Schwatzen und Trinken, bis endlich der Gesang beendet ist und der Schlauch leer ist und der Satyr mit einer parodischen Elegie auf den leeren Schlauch von dannen wankt und am Ufer seinen Rausch ausschläft.

Virtuose Vorleser sollten sich diese fast verschollenen Schätze genialster Komik nicht entgehen lassen.

Die dritte Gruppe der Idyllen, die volksthümlich deutsche, ist insofern für die geschichtliche Betrachtung die wichtigste, als in ihr am offensten die dichterischen Stimmungen und Richtungen der Sturm- und Drangperiode zum Ausdruck kommen. Die eine dieser Idyllen, „Die Schaafschur," hat sogar den ganz bestimmten Zweck, das Recht und die Nothwendigkeit der Rückkehr zu echter Volksthümlichkeit in der Dichtung gegen die Regeln und Herkömmlichkeiten der sogenannten Gelehrtendichtung in scharfen Gegensatz zu stellen. Die Dichtung soll hübsch natürlich sein und sie soll sagen, wie sich der Mensch um's Herz fühlt. Daher einerseits in diesen deutschen Idyllen bereits das volle Hineintreten in die unmittelbarste Gegenwart und Lebenswirklichkeit. Mit Recht hat man „Die Schaafschur" und „Das Nußkernen" als die Anfänge der neuern deutschen Dorfgeschichtenliteratur betrachtet. Und daher andererseits in „Ulrich von Coßheim" die Wiederbelebung der alten heimischen Sagenwelt. Diese Seite Müller's hat auf die Dichter der romantischen Schule, besonders auf Ludwig Tieck, mächtig eingewirkt.

Und die Lyrik Müller's verdient das Lob ähnlicher Trefflichkeit. Zuweilen allerdings stören auch hier noch einige Klänge, welche an das Getändel der jüngst vergangenen Anakreontik erinnern; aber bald bricht die warme Sprache des Herzens durch, mit dem süßen Naturlaute reiner Empfindung. Das Eigenste dieser Lyrik ist am Mark des deutschen Volksliedes groß geworden. Lieder und Balladen, wie „Der Thron der Liebe" und „Der Pfalzgraf Friedrich" in der Schaafschur, und „Das braune Fräulein," „Soldatenabschied," „Dithyrambe," „Der schöne Tag," „Jägerlied," welche um dieselbe Zeit, theils als kleine selbständige Sammlung, theils in Almanachen und Zeitschriften erschienen, sind in der Sturm- und Drangperiode so schlicht und herzlich und so frisch liedmäßig nur von Goethe und Bürger gesungen worden.

Am bekanntesten sind Müller's Dramen: Faust, Niobe, Golo und Genoveva. Durch die Thatsache, daß Müller im Faust mit Goethe, in der Genoveva mit Tieck zusammentraf, ist es gekommen, daß sich im Gedächtniß der Nachwelt der Name Müller's fast einzig an diese Dichtungen knüpft. Namentlich in der Genoveva bekundet sich seine reiche und echte Dichternatur. Nichtsdestoweniger treten, rein künstlerisch betrachtet, grade in diesen Dramen die Schwächen Müller's am offensten zu Tage. Die Mängel seiner vernachlässigten Jugendbildung rächen sich. Der dramatische Dichter bedarf nicht bloß einer reichen, schöpferischen Phantasie; er bedarf auch einer bedeutenden Gedankentiefe und eines durchgebildeten Kunstverstandes, ohne dessen Obhut die unerläßlichen Bedingungen dramatischer Composition, sichere Führung und Ausgestaltung der Motive, feste und klare Beherrschung der Massen, natürliche und in sich folgerichtige Verkettung und Steigerung der Handlung, schlechterdings unerfüllbar sind.

Faust und Niobe sind ganz und gar aus dem ringenden Titanenthum der Sturm- und Drangperiode hervorgegangen!

Es überkömmt uns etwas von jener tiefen Tragik des Menschengeistes, welche die Grundidee des Goethe'schen Faust ist, wenn Müller in der Zuschrift an Gemmingen, welche er seiner Faustdichtung vorausgeschickt hat, erzählt, daß Faust schon in seiner Kindheit einer seiner Lieblingshelden gewesen, weil Faust ein großer Mensch sei,

Digitized by Google

der alle seine Kraft fühle und der Muth genug habe, alles niederzuwerfen, was ihm hindernd in den Weg trete, ganz zu sein, was er fühle, daß er sein könnte. Und es erscheint wie eine Erfüllung dieser erregten Erwartung, wenn wir dann Faust in seinem Studirzimmer finden, in brütender Qual, daß die aufkeimenden Ideen, die er sich in süßen Stunden erschafft, doch unter Menschenohnmacht wieder dahinsterben müssen wie ein Traum im Erwachen. „Mit wie vielen Neigungen wir in die Welt treten! Und die meisten, zu was Ende? Sie liegen, von ferne erblickt, wie die Kinder der Hoffnung, kaum in's Leben gerückt; sind verklungene Instrumente, die weder begriffen noch gebraucht werden; Schwerter, die in ihrer Scheide verrosten. Warum so grenzenlos an Gefühl dies fünfsinnige Wesen und so eingeengt die Kraft des Vollbringens! Trägt oft der Abend auf goldenen Wolken meine Phantasie empor, was kann, was vermag ich nicht da! Wie bin ich der Meister in allen Künsten, wie spanne, fühle ich mich hoch droben, fühle in meinem Busen alle aufwachen die Götter, die diese Welt in ruhmvollem Loose wie Beute unter sich vertheilen. Der Maler, Dichter, Musiker, Denker, Alles, was Hyperion's Strahlen lebendiger küssen und was von Prometheus' Fackel sich Wärme stiehlt, möcht's auch sein und darf nicht; übermann' es ganz unter mich in der Seele und bin doch nur Kind, wenn ich körperliche Ausführung beginne, fühle den Gott in meinen Adern flammen, der unter des Menschen Muskeln zagt. Für was den Reiz ohne Stillung? O, sie müssen noch alle hervor, all' die Götter, die in mir verstummen, hervorgehen hundertzüngig, ihr Dasein in die Welt zu verkündigen! Ausblühen will ich voll in allen Ranken und Knospen, so voll, so voll! Es regt sich wie Meeressturm über meine Seele, verschlingt mich noch ganz und gar. Wie dann? Soll ich's wagen, darnach zu tasten? Ich muß, muß hinan! Du Abgott, in dem sich mein Inneres spiegelt! Wer ruft's! Geschicklichkeit, Geisteskraft, Ehre, Ruhm, Wissen, Vollbringen, Gewalt, Reichthum, Alles, den Gott dieser Welt zu spielen — den Gott!" Aber diese tief metaphysische Idee, die Goethe so großartig erfaßte und zu so classischer Lösung führte, verschwindet bei Müller in der Ausführung gänzlich. Müller's Faust ist nicht das hehre Spiegelbild ungestümen Unendlichkeitsstrebens, sondern nur der trübe Niederschlag des sophistischen Geniewesens der Sturm- und Drangperiode, welches die Fülle des Genies nicht selten nur in der Entfesselung der Leidenschaft suchte. Müller's Faust übergibt sich dem Teufel, um sich aus seinen Schulden zu retten; er fordert von Mephistopheles nur ausschweifendes Wohlleben. In den Geister-, Juden- und Studentenscenen fehlt es nicht an kraftvoller Lebendigkeit; aber das Ganze zerstiebt und verflattert. Es ist nur ein Fragment; noch vier weitere Theile sollten folgen. Es ist nicht zu beklagen, daß die Fortsetzung (vgl. Frankfurter Conversationsblatt 1850, Nr. 238 ff.) unterblieben ist. Einzelne reuige Anwandlungen, denen Faust verfällt, sind kein Ersatz für mangelnde Seelenhoheit.

Auch in der Niobe begegnete sich Müller mit Goethe. Die Stimmung, aus welcher Müller's Niobe entsprungen ist, ist die Stimmung des Goethe'schen Prometheus. Der herausfordernde Trotz, der flammende Rachedurst gegen die strafenden Götter, der Kampf zwischen Stolz und Mutterliebe, die endliche Ergebung und Niederlage, ist mit großer Kunst dramatischer Charakterzeichnung geschildert. Und es war ein durchaus richtiges Formgefühl, daß der Dichter diesen gewaltigen Stoff auf den Kothurn des rhythmischen Verses hob. Allein der Stoff selbst ist ein Mißgriff. Die Niobesage, für die antike Tragik so angemessen, ist für die moderne Tragik unverwendbar; uns sind die pfeilsendenden Götter nur todte Maschinerie. Daher der opernhafte Eindruck; freilich eine Oper im großen Stil Gluck's.

Das dritte Drama Müller's ist „Golo und Genoveva." Je lebendiger der Sinn für die Ueberreste der alten Volkspoesie erwacht war, mit um so innigerer Liebe hatte sich Müller schon von früh auf dieser schönen Sage seiner nächsten pfälzischen Heimath zugewendet. Es kann daher kein Zweifel sein, daß die erste Entstehung dieses Dramas schon in die Mannheimer Zeit fällt. Sowohl die Idylle „Ulrich von Coßheim" sowie die „Balladen" enthalten eine dramatisirte Scene, welche den Besuch Golo's bei Genoveva im Gefängniß darstellt. Doch ist die jetzige Fassung des

Dramas wohl erst in Rom vollendet worden. Am 27. October 1781 schreibt Wilhelm Heinse (Werke Bd. 9, S. 150) an F. Jacobi: „Müller hat ein großes Drama fertig, Genoveva, voll von Vortrefflichkeiten, welches er selbst für das einzig Gute hält, was er gemacht hat.“ Lange Zeit war es nur handschriftlich bekannt und suchte vergebens nach einem Verleger. Veröffentlicht wurde es erst 1811 in der von Tieck veranstalteten, leider sehr lückenhaften Ausgabe der Müller'schen Schriften.

Unzweifelhaft hat Goethe's „Götz von Berlichingen“ der Schöpfung der Genoveva den ersten Anstoß gegeben; aber ebenso unzweifelhaft ist neben Goethe's Götz diese Genoveva das bedeutendste dramatische Werk der Sturm- und Drangperiode. Die überraschendste Lebensfülle der verschiedensten und eigenartigsten Charaktere, die markigste Zeichnung der schreckenvollsten Abgründe menschlicher Leidenschaft und zugleich der holdesten Unschuld und Lieblichkeit; und über dem Ganzen der Duft und Zauber einer lyrischen Innerlichkeit, die nur das Vorrecht eines echten Dichtergemüths ist. Mit festem, dramatischem Blick ist Golo als die Hauptgestalt herausgehoben; zuerst eine Werthernatur, rückhaltslos und widerstandslos, nur seiner Liebe zu Genoveva lebend, schwärmerisch und grüblerisch, fest entschlossen, dem Beispiel Werther's zu folgen und sein Leben abzuschütteln, weil ihm die Last seiner hoffnungslosen Liebe zu schwer dünkt; dann aber durch die Zügellosigkeit seiner Leidenschaft zum Verbrechen getrieben und nun im Trotz der Verzweiflung gleich einem Macbeth auf der blutigen Bahn unaufhaltsam weiter und weiter schreitend. Und mit ihm im Bunde seine Mutter Mathilde, ein üppig wollüstiges Weib, aber voll dämonischer Kraft und Leidenschaftlichkeit. Auf der andern Seite Genoveva, lieblich, anmuthig, entzückend arglos im Bewußtsein ihrer Reinheit und unerschütterlichen Treue, ungebrochen und voll demüthiger Ergebung im entsetzlichsten Elend, und Siegfried, ein Bild schönster Ritterlichkeit, tapfer im Kampf und fromm und edel in der Gebeugtheit seines Schmerzes. Dazu die breite, vielgestaltige Welt des Ritterthums im Kriege und auf den Burgen, die Poesie der Minne und des lustigen Jagdlebens. Müller ist, wenn man so sagen darf, der Romantiker der Sturm- und Drangperiode; aber noch frei von allen krankhaften Verzerrungen und katholisirenden Neigungen. Müller's Genoveva würde zu den schönsten Perlen der deutschen Literatur gehören, wenn es dem Dichter gelungen wäre, die allgemeine Befangenheit jener Zeit, welche die straffe Einheit des dramatischen Baus nicht kannte, sondern nach Maßgabe der Shakspeare'schen Historien im Drama nur eine dialogisirte Biographie sah, zu überwinden.

Es ist bekannt, daß Müller die Anklage erhoben hat, Tieck habe für seine eigene Genoveva die ihm handschriftlich mitgetheilte Genoveva Müller's ungebührlich benutzt und bestohlen; und diese Anklage ist dann geschäftig wiederholt und weitergetragen worden. Tieck selbst hat in der Vorrede zum ersten Band seiner Schriften (Berlin, 1828) auf diese Anklage geantwortet. Es ist unleugbare Thatsache, daß Tieck die erste Anregung seiner Genoveva von Müller empfangen hat, und wir werden auch die Einwirkung Müller's auf einzelne Motive und Scenen Tieck's viel weiter ausdehnen müssen, als Tieck zugeben will. Gleichwohl ist Tieck's Genoveva durchaus selbständig; und Tieck konnte in der That sich gegen jene schleichenden Vorwürfe nicht besser rechtfertigen, als daß er selbst der erste war, welcher Müller's Genoveva in die Oeffentlichkeit brachte. Die Tonart Müller's ist durchaus Shakspearisch; so sehr, daß Tieck nicht ohne Grund sagen konnte, man glaube zuweilen, der Dichter habe verschiedene Tragödien Shakspeare's wie zu einer Quintessenz zusammendrücken wollen. Die Tonart Tieck's ist die Tonart der spanischen Dramatiker; Tieck stand damals grade in der leidigen Sucht, es in Mystik und Katholicismus seinen romantischen Freunden gleichzuthun.

Im August 1778 war Müller behufs seiner weiteren malerischen Ausbildung nach Rom gegangen. Aus Goethe's Briefwechsel mit Knebel (Bd. 1, S. 16) ersehen wir, daß ihm diese Reise zum großen Theil durch die thätige Verwendung Goethe's ermöglicht wurde. Es hat daher etwas Auffallendes, daß, als Goethe selbst nach Rom kam, keine nähere Berührung zwischen Beiden stattfand; es scheint, als seien Tischbein, Meyer und Reiffenstein hindernd dazwischen getreten.

Digitized by Google

Heinse hat ein anziehendes Bild von Müller's Persönlichkeit in seinen ersten römischen Jahren gegeben. In dem Briefe, in welchem er an Jacobi über die Genoveva berichtet, schreibt er: „Müller ist täglich und stündlich bei mir und geht fast mit Niemand Anderem als mit mir um, obgleich wir uns manchmal bis auf's Herumraufen zanken. Er ist ein wenig heftig vor der Stirn, und mein Blut hat Italien leider auch nicht abgekühlt. In Kleidung geht er sehr wohl einher und ich sehe in meinem langen, grünen Reiseüberrock neben seinem Mantel mit goldenem Kragen und rothscharlachenem Kleide und Pariser Schnallen aus, wie ein Diogenes neben einem wahrhaftigen Hofmaler. Ob wir uns aber gleich zuweilen unter uns zanken, so preist und rühmt er mich doch unverdienter Weise hinter dem Rücken bei männiglich als eine doppelte Grundsäule von Kunst und ursprünglicher Menschheit. Wo es außerdem über einen Anderen hergeht, ist er einer der besten Gesellschafter und er hat eine seltene Gabe, allerlei Narren zu dramatisiren und nachzumachen. Seine Gedichte gewinnen deshalb sehr viel, wenn er sie selbst vorliest." Und in einem andern Briefe erzählt Heinse (ebend. S. 143), daß man Müller während einer schweren Krankheit katholisch gemacht habe; ein Umstand, den er nicht verschulde und der ihm wegen seiner Mutter und seiner Freunde äußerst leid sei.

Müller wendete sich in den ersten Jahren seines römischen Leben vorwiegend der Malerei zu. In Mannheim hatte ihn sein Natürlichkeitsstreben naturgemäß zu den Niederländern geführt. Merck rühmt im deutschen Merkur (1781, Bd. 4, S. 169) eine Copie nach Wouwermann, welche, wie er sagt, auch die Gegenwart des Originals vertragen könne; und einige Radirungen dieser Zeit sind sehr geistvolle Darstellungen wandernder Musikanten und Bänkelsänger und ländlicher Hirtenscenen. Doch hatte sich auch schon damals in ihm der Sinn für den großen historischen Stil geregt; es ist ganz mit den Stoffen seiner Dichtungen übereinstimmend, wenn wir aus derselben Zeit Radirungen eines Bacchanals und der Niobe mit zwei ihrer Kinder besitzen. Was Wunder also, daß der Anblick der großen italienischen Meister ihn immer mehr und mehr für die eigentliche Historienmalerei gewann und daß seinem ungestümen Geist vor allem die titanische Erhabenheit Michel Angelo's zusagte? In einem Briefe an Goethe vom 16. October 1779 (Briefwechsel mit Knebel, Bd. 1, S. 17) meldet er, daß er ein Bild nach der Epistel Judä gemalt habe, das den Streit des Erzengels Michael mit dem Satan über den Leichnam Mosis darstelle; ein Vorwurf, den Rafael oder Michel Angelo hätten malen sollen. Und dieses Bildes geschieht auch in den Briefen Heinse's Erwähnung. Heinse schreibt (Bd. 9, S. 144) am 15. September 1781 an Jacobi, der Engel habe das flammende Schwert in der Linken und bedeute mit der Rechten dem Satanas zu weichen; Satanas stehe eben im Begriff, diesem Gebot zu folgen. Heinse lobt an dem Bilde die malerisch klar ausgesprochene Idee, viel Feuer, Fleiß und Studium. Er setzt hinzu, jetzt arbeite Müller an einem Gott Vater, der dem Moses das gelobte Land zeige; einem Stück, von eben der Größe.

Allein die künstlerische Laufbahn Müller's hatte keinen gedeihlichen Fortgang. Kein Meister ist für den Nachahmer gefährlicher als Michel Angelo. Was bei dem Meister dämonische Erhabenheit ist, wird bei dem Nachahmer leicht verzerrte Manier. Müller lebte sich mit seiner Phantasie dergestalt in die Welt des Teufels und der Hölle ein, daß er in der Kunstgeschichte den Spottnamen „Teufelsmüller" davongetragen hat. In seinen Bildern ist Müller durchaus unzulänglich; das ist das einstimmige Urtheil Aller, welche Bilder von ihm gesehen haben. In seinen Handzeichnungen und Radirungen, unter denen sich auch einzelne historische Landschaften befinden, ist Müller geistvoll und von angeborener Poesie des Auges.

In dieser Zwiespältigkeit zwischen Dichtung und Malerei rieb sich Müller auf. Er verbitterte und vergrämte sich. Seine Schöpferkraft stockte. Seit der Genoveva hat Müller dichterisch nichts Ergreifendes mehr geschaffen. Es rächte sich, daß er durch seinen dauernden Aufenthalt in Italien die deutsche Bildung nicht in sich fortlebte. Die „Erzählungen" welche 1803 in Mannheim erschienen, aber bereits 1793 geschrieben wurden, sind fade Rittergeschichten des gewöhnlichsten Schlags; die persische Novelle „Der hohe Ausspruch oder

Chares und Fatime," welche 1824 L. Robert's Rheinblüthen brachten, ist cynisch. Die Malerei wurde ihm durch den Mangel an Erfolg gleichfalls verleidet. Er malte zwar bis an sein spätes Alter, aber sehr langsam und unsicher; meist wild hingewühlte Entwürfe, zu deren Ausführung Stimmung und Kraft gebrach. Allmälig traten antiquarische Studien in den Vordergrund und er wurde, wie Reiffenstein und Hirt, ein gelehrter Fremdenführer; ein Geschlecht, das unter den Deutschen in Rom nie ausstirbt.

Müller hat sich auch vielfach als Kunstschriftsteller bethätigt. Viel Aufsehen machte der Angriff, welchen er in den Horen (1797, Stück 3 u. 4) gegen Carstens richtete. Gewiß ist, daß Müller die Größe und geschichtliche Bedeutung jenes epochemachenden Künstlers verkannte; aber nichtsdestoweniger war es ein schwerwiegendes Wort, das wohl zum Theil aus dem peinlichen Gefühl seiner eigenen technischen Unfertigkeit entsprang, wenn er grade bei dieser Gelegenheit die ernste Mahnung aussprach, der Künstler solle kräftig ringen, den materiellen Theil seiner Kunst unter sich zu bringen, er solle als Maler gut und schön malen lernen, er solle nicht bloß skiziren, sondern auch treu und naturwahr vollenden; wir wissen, wie sich durch Carstens die Unart, die Kunst des Malens als etwas Nebensächliches, ja Geistloses zu betrachten, auf die Münchner Schule verpflanzt hat. Unter Müller's römischen Kunstnachrichten in Friedrich Schlegel's Deutschem Museum ist besonders (1812, Heft 8, S. 184) die warme Anerkennung der historischen Landschaften Koch's bemerkenswerth. Der neu aufkommenden Richtung der Romantiker folgte er mit freundlicher Theilnahme, so wenig er auch das ascetische Nazarenerthum gutheißen mochte. König Ludwig I. von Baiern, schon als Kronprinz um die Begründung und Vermehrung seiner reichen Kunstsammlungen emsig bemüht, betraute ihn viel mit kunsthändlerischen Geschäften.

Friedrich Müller starb am 23. April 1825 zu Rom, als fünfundsiebenzigjähriger Greis. Kurz vorher hatte er seine Gemälde an den Cardinal Fesch verkauft. Er hat sich die Grabschrift geschrieben: „Wenig gekannt und wenig geschätzt, hab' ich beim Wirken Nach dem Wahren gestrebt, und mein höchster Genuß War die Erkenntniß des Schönen; — ich habe gelebt! Daß Fortuna nie mich geliebt, verzeih' ich ihr gern!"

Literarisches.

Lieder und Sprüche aus dem lyrischen Nachlasse von Friedrich Rückert. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.

Welch' ein Meister der Form er war, wie spielend er sie beherrschte, das beweist Friedrich Rückert auch in diesen nachgelassenen kleinen Gedichten, die größtentheils aus seinen letzten Lebensjahren stammen. Es liegen denselben meistens sinnige Betrachtungen und scherzhafte Wendungen zu Grunde. Manche Rückerinnerung an vergangene Zeiten entlockt der Leier des großen Sängers längstverklungene Töne, wie er selbst sagt:

All' dies erscheint mir jetzo wie gesungen
In fremden Zungen, denen nachzulallen
Mir manchmal noch im Scherze will gefallen.

Die wahrhaft virtuose Behandlung des Reimes läßt die meisten dieser kurzen Gedichte leicht im Gedächtniß haften, wie eine gefällige Melodie sich rasch einprägt, und so dürften namentlich viele der Sprüche bald populär werden. Neben der Jugendfrische vieler Lieder erscheinen die Anspielungen auf die Todesahnung des Dichters doppelt rührend, so der „Schwalbengruß," in dem sich der alte Meister tief gemüthvoller Poesie nicht verkennen läßt:

Die Schwalbe kam geflogen;
Kaum hatt' ich sie geseh'n,
So ist sie weggezogen
In rauher Lüfte Weh'n.

Sie grüßte mich verstohlen,
Wie soll ich es versteh'n?
Es klang, wie „Gott befohlen,"
Nicht, wie „Auf Wiederseh'n!"

Neues vom Büchertisch.

Lindner, A., Brutus und Collatinus. Trauerspiel. 8. Berlin, G. Reimer. 1/2 Thlr.

Pflug, F., Geglänzt und Erloschen. Historischer Roman. 3 Bde. 8. Leipzig, Günther. 2 Thlr.

Roquette, O., Dramatische Dichtungen. 8. Stuttgart 1867, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. 1 Thlr. 12 Sgr.

Stifter, A., Studien. 3 Bde. Ster.-Ausg. 7. Aufl. 8. Pest 1867, Heckenast's Verl.-Compt. 3 Thlr.

Storm, Th., Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten. 4. Aufl. 16. Berlin 1867, Duncker. 27 Sgr.

Digitized by Google

Malaga und Granada.

Von

Karl Schröder.

Um mit einigem Rechte auch heute noch von den Schönheiten Andalusiens sprechen zu können, muß man diese Landschaft in ihrer weitesten Ausdehnung fassen und auch das ehemalige Königreich Granada hinzurechnen. Denn erst einige von den Gegenden, welche von den Höhen des Andalusischen Berglandes umschlossen werden, können dem Namen Andalusien den vollen Klang geben, der harmonisch in unser Ohr und unsere Phantasie hineinklingt.

So lange wir, der erst vor kurzem eröffneten Bahn von Cordoba nach Malaga folgend, noch das eigentliche Andalusien durchschneiden, ist die Gegend reizlos, wie es eben der größte Theil des Guadalquivirthales ist. Aber schon bringt uns der Xenil, den wir überschreiten, die ersten Grüße der Vega von Granada, aus der er in's Tiefland herabgestiegen ist, und schon sehen wir die duftigen Höhen der Sierra de Antequera ragen, welche die Vega von Malaga gegen Norden begrenzt, eine der unzähligen kleineren, eigens benannten Sierren, aus denen sich das andalusische Hochland zusammensetzt. Bevor wir dieses betreten, durcheilen wir eine Gegend, welche gewiß die Industrie zu einer ergiebigen Quelle des Reichthums machen könnte: das ganze Terrain vom Xenil an bis zum Fuße des Gebirges hat einen außerordentlich starken Salzgehalt; einzelne Seen, denen wir begegnen und die als eine in Spanien überaus seltene Erscheinung unsere Aufmerksamkeit besonders erregen, zeigen schon durch ihre blendend weiße Farbe, daß sie von Salz starren. Die Trägheit des Andalusiers aber läßt sich durch die bald gemachte Erfahrung, daß der Boden dem Ackerbau wenig günstig ist, von allen weiteren Versuchen abschrecken, sich eine so ausgedehnte Landstrecke anderweitig nutzbar zu machen.

Mit dem ersten Schritt, den die Bahn in's Gebirge thut, beginnt für sie eine höchst romantische Strecke: von einem Tunnel wirft sich der Zug in den andern; über klaffende Felsspalten und tosende Gießbäche hinweg führen ihn kühne Brücken; an gähnenden Abgründen hin leitet ihn der in den Fels gesprengte Pfad. Nur wie im Fluge werfen wir einen Blick auf die senkrecht aufstrebenden, zerklüfteten rothen Felsen, auf die wildromantischen Schluchten und engen Thäler, in denen Heerden der herrlichen andalusischen Pferde und jener unbändigen Stiere hausen, die durch ihre Wildheit den Stiergefechten einen besonders blutigen Reiz verleihen und deshalb vorzugsweise in den Arenen Verwen-

bung finden. Auf dieser ganzen starren Gebirgswelt würde der Blick gern länger verweilen, und wenn jemals, so bedauern wir hier die Geschwindigkeit einer Eisenbahnfahrt.

Doch bald verändert sich die Scenerie. Der Zug hält nämlich plötzlich an und wir dert zu werden, befürchten müssen, und die Zweige von Oliven- und Feigenbäumen streifen uns im Vorbeifahren und ermahnen uns, unseren Hut festzuhalten und uns durch rechtzeitiges Niederducken vor Ohrfeigen zu schützen. Und rings um uns entrollt sich ein herrliches Pa-

Andalusische Trachten.

müssen, weil ein Tunnel noch nicht vollendet ist, eine Reihe von Omnibus, die mit Maulthieren bespannt ist, besteigen. Die Vegetation, die mehr und mehr einen tropischen Charakter annimmt, ist selbst in der beträchtlichen Höhe, in der wir uns befinden, noch außerordentlich thätig: zierliche Fächerpalmen überwuchern die ganzen Berge; dichte Hecken von Aloe, Cactus und Oleander verbergen einigermaßen die Abgründe, in die wir jeden Augenblick geschleu- norama, und unser Blick überfliegt mit Entzücken die weiten Felshöhen der Sierra, die in den wolkenlosen Himmel hineinragen. Ein frischerer Südwind verkündet uns, daß das Gestade des Meeres nicht fern ist und Malaga bald erreicht sein wird. Die nach etwa einstündiger Fahrt wiedergewonnene Eisenbahn bringt uns denn auch bald durch den Rest des Gebirges hindurch, und wir betreten die nicht sehr ausgedehnte halbkreisförmige Ebene, in der Malaga

Digitized by Google

liegt und die einer der fruchtbarsten und bestcultivirten Landstriche von Spanien ist.

Gleich die erste Station in der Ebene bietet uns ein reizendes Bild. Wie romantisch windet sich das kleine Alora die enge Felsschlucht hinauf, vor der auf jeder Seite in stolzer Höhe ein altes Schloß Wache hält! Und welch' eine paradiesische Fülle von Vegetation breitet sich im Thal aus! Rechts und links ein wahrer Garten, eine förmliche Wildniß von Orangenbäumen und Cypressen und Feigenbäumen und Granaten, zwischen und unter denen üppige Maispflanzungen sich hinziehen, und über denen zahlreiche mächtige Palmen ihr gekröntes Haupt wiegen. Und dazwischen wohnt das leichtlebige Volk in niedrigen Hütten, die locker aus Reisig geflochten sind, mit einer kleinen schattenden Veranda davor. Die Natur arbeitet für die Menschen: so sitzen oder liegen diese in träger Behaglichkeit beim Becher Wein und Guitarrenklang vor ihren Hütten, und die äußerste Thätigkeit, zu der sie sich erheben, ist der Tanz.

Malaga.

Das ist das Landvolk. Aber der Städter ist geschäftiger und betriebsamer: je näher wir Malaga kommen, desto mehr finden wir eifrig bebaute Felder und sorgsam gepflegte Gärten. Die für Spanien ungewöhnlich lebhafte Industrie der Malaguenos hat sogar das Zuckerrohr mit gutem Erfolge in diesen Gegenden anzubauen gewußt und so dem schwungvollen Handel Malaga's ein neues, werthvolles Object

Digitized by Google

zugeführt. So macht die Umgebung Malaga's einen angenehmen Eindruck und erweckt die günstigsten Vorurtheile für die Stadt selbst, welche diese freilich ihrerseits schnell zerstört.

Wie es der Spanier versteht, sich selbst mit Lumpen malerisch zu drapiren, so weiß auch das schmutzige und winkelige Malaga sich von außen höchst vortheilhaft zu präsentiren: sei es vom Meer aus, wenn die duftige Kette der Berge hinter der Stadt aufragt und, bis weit in's Meer vorspringend, in weitem Bogen das Panorama von Stadt und Vega umrahmt; oder herab vom Thurm der Kathedrale, die nur durch ihre Massen und riesigen Dimensionen einen Eindruck machen kann; oder endlich und vorzugsweise von der Höhe des Weges nach Granada, von wo aus man die ganze Vega und die in sie hineinreichenden Höhenzüge wie eine Reliefkarte von meisterhafter Arbeit zu Füßen hat und das weiße Malaga sich graciös um die kleine Meeresbucht herumschmiegen sieht. Letzterer Punkt bietet sogar bei Einbruch der Nacht einen herrlichen Blick, zu welcher Zeit die Diligencia nach Granada die steile Straße emporklimmt, und wenn die hundertfachen Windungen des Weges bald vor, bald hinter uns, bald rechts und bald links das im letzten Abendschein aufleuchtende Meer zeigen und wie ein Gewimmel von Glühwürmchen die Tausende von Lichtern und Laternen von Malaga hinauffunkeln.

Man kann an den meisten spanischen Städten ein auffallendes Mißverhältniß zwischen ihrer Größe und der Zahl ihrer Bewohner wahrnehmen. Schon Madrid ist trotz seiner mehr als doppelten Einwohnerzahl nicht größer als etwa München; Sevilla, was man auch von seiner mächtigen Ausdehnung gefabelt hat, ist verhältnißmäßig klein, und Malaga mit seinen fast hunderttausend Einwohnern dürfte von mancher deutschen Stadt, die deren noch nicht dreißigtausend hat, an Größe übertroffen werden. Der Grund davon liegt nur theilweise in der gedrängteren Bauart, vorzugsweise aber darin, daß die spanischen Städte von einem unbeschreiblichen Proletariat bevölkert werden, dessen Wohnungen freilich nur wenig Raum einnehmen. Ein Gang durch die elenden Winkelgassen, aus denen fast ganz Malaga besteht, kann diese Behauptung auf das Wirksamste illustriren; ein Blick in diese ärmlichen und schmutzigen Häuser mit ihrer zahllosen zerlumpten Bewohnerschaft genügt, um uns ein Elend und eine Verkommenheit zu zeigen, von der es in Deutschland schwer sein dürfte, sich aus eigener Anschauung eine Vorstellung zu bilden. Die Bettelhaftigkeit und die Bettelei ist zwar überall in Spanien groß und unverschämt: wurde mir doch z. B. in Toledo als ein ganz kürzlich geschehenes Factum erzählt, daß Bettler einige Engländer, die vernünftig genug waren, ihrer Unverschämtheit nicht nachzugeben, mit Steinwürfen, zu denen ein unendliches Material auf den Straßen von Toledo liegt, verfolgt und einen solchen Aufstand erregt hätten, daß selbst die indolente Obrigkeit sich zum Einschreiten genöthigt sah. Allein trotz derartiger Vorkommnisse auch an andern Orten möchte kaum irgendwo die Bettelei eine so widerliche Höhe erreichen, wie in Malaga. Vor den Thüren der Gasthäuser lagern sich die Bettler, den heraustretenden Fremden auflauernd; ganze Straßen weit verfolgt ihn das Gesindel, sucht ihn an den Kleidern festzuhalten, vertritt ihm den Weg, und prunkend mit widerlicher Krüppelhaftigkeit, drängen Männer und Weiber den Blicken die scheußlichsten, selbst die delicatesten Gebrechen auf, damit der Ekel die Gabe entreiße, die das viel gemißbrauchte und abgestumpfte Mitleid nicht mehr gewähren will.

Zu einer so allgemeinen Bettelhaftigkeit pflegt Schmutz und Unreinlichkeit sich wie Wirkung und Ursache zu verhalten. Diese Erfahrung verleugnet sich denn auch in Malaga nicht und trägt dazu bei, den Aufenthalt daselbst unangenehm und manchen Genuß fast unmöglich zu machen.

Freundlicher als dies eben gezeichnete Bild, aber auch weniger in's Auge springend, ist das von Malaga's Handel, wie ihn uns ein Gang durch die Lagerräume der bedeutendsten Handelshäuser, die fast alle deutsche Namen tragen, kennen lehrt. Man weiß, daß Bodenproducte und besonders Früchte der Gegenstand des Handels von Malaga sind, und wenn auch die Orangen der Messinafrucht an Güte nachstehen, wenn auch die Feigen weniger geschätzt sind als die von Smyrna, so hat doch das Oel seiner Vortrefflichkeit halber längst seinen Weg bis über den Ocean gefunden, und

Digitized by Google

die vorzüglichsten Traubenrosinen, mit denen ganz Europa seine Tafeln ziert, sind die von Malaga. Die Fabrication von Rosinen aller Quantitäten beschäftigt fast alle ländlichen Besitzungen — Haciendas — um Malaga, auf deren meisten der Fremde mit liebenswürdigster Zuvorkommenheit aufgenommen und herumgeführt wird. Dort sieht man die üppigsten Weinfelder und daneben, einem niedrigen Gewächshause ähnlich, gegen Süden langsam abgedacht, weißes Mauerwerk, mehrfältig abgetheilt, um bei einem wider Erwarten eintretenden Regen möglichst schnell und sicher bedeckt werden zu können. Dort werden auf einer Unterlage von Kies die Trauben sorgfältig ausgebreitet und der glühenden Sonne überlassen, welche in etwa vierzehn Tagen Rosinen aus ihnen macht, mit denen aber die kleineren Besitzer nicht selbständigen Handel treiben, sondern die an die großen Häuser in Malaga abgeliefert werden. So ist denn im Herbst, wo Hunderte von Schiffen hier ihre süße Ladung einnehmen, reges Leben in Malaga: auf den Wegen und Straßen, wo lange Eselzüge mit Säcken und Körben und Kisten voll Rosinen und Feigen einhertrotten, und wo vor den Werkstätten der Kistler Schaaren von Arbeitern mit der Anfertigung und dem Verschluß von hölzernen Kästchen beschäftigt sind; in den Lagerhäusern, wo am Eingange die Aufseher mit kundigem Blick die Waaren prüfen, ihre Qualität bestimmen und sie wägen, wo dann zahlreiche Mädchen, statt aller Kopftracht nach andalusischer Weise einzig über dem Ohr eine weiße Blume im schwarzen Haare tragend, die zu großen Haufen aufgeschütteten Früchte sortiren und die besseren in die kleinen Kisten packen, die feinsten sogar noch mit Papierlagen dazwischen, während die gewöhnlicheren Sorten durch Männer in Fässer gestampft werden; am Hafen endlich, wo die Tausende von Fässern und gewaltigen verkalkten steinernen Oelkrügen, die Hunderttausende von Kistchen verladen werden. Und so eifrig und präcis geht die Arbeit, daß oft schon Abends die Früchte an Bord sind, die erst am Morgen zur Stadt gebracht wurden.

Das ist ein Bild des besseren, angenehmeren, des commerciellen Malaga — mehr oder weniger vielleicht das Bild jeder Handelsstadt, aber hier besonders hervorzuheben, weil es des Glanzes seiner Farben bedarf, um Malaga in einigermaßen gutem Lichte erscheinen zu lassen.

Der schönere Weg von Malaga nach Granada führt in östlicher Richtung am Meere entlang bis nach Velez Malaga, einem lebhaften, fabrikthätigen Städtchen, dem Hauptort der spanischen Zuckerrohrcultur, und von da nordwärts durch die einsamen Schluchten der Sierra Tejada, über Alhama, einst die Schatzkammer der maurischen Könige. Aber dieser Weg ist zugleich der beschwerlichere. Von Velez Malaga an kann er nur zu Pferde oder zu Maulthier gemacht werden; man bedarf eines Führers, hat zwei Nächte hindurch zu reiten und muß einen Tag lang in Alhama Station machen. Dahingegen bringt uns die Diligencia auf dem gewöhnlicheren Wege über Loja in sechzehn Stunden an's Ziel.

Solange dieser Weg uns noch die Ausblicke auf die Vega gönnt, solange er sich noch zwischen Rebenhügeln mit ihren weißen Winzerhäuschen hinwindet, solange hat er seine Reize. Haben wir aber die Höhe der Sierra gewonnen, so befinden wir uns auf einer ziemlich sterilen, braunen Hochfläche, ähnlich denen der Sierra Guadarrama, aus der unzusammenhängend einzelne hohe Kuppen von rothem Marmorgestein emporragen. Dieser Charakter der Gegend bleibt lange Zeit derselbe. Wir passiren Loja, von dem die Sierra ihren Namen hat; wir erreichen Santa Fé, die Schöpfung Ferdinand's und Isabellen's, die einzige spanische Stadt, wie man sagt, die nicht durch muhamedanische Gebete und Cultus befleckt worden sei; wir wissen somit, daß wir uns bereits in der Vega von Granada befinden, und immer noch ist die Gegend nicht wesentlich verändert. Erst allmälig gewinnen die Berge mehr Zusammenhang und treten auf beiden Seiten weiter zurück; allmälig wird die Gegend bebauter, zeigt Felder, Baumgruppen, überhaupt, soweit uns die Pappeln auf den Seiten des Weges eine Aussicht gestatten, eine gute Vegetation — aber wo sind die Zauber der Vega von Granada? Wir erreichen eine neue Stadt; wir durchfahren eine Menge von engen Gassen, theilweise ungepflastert, und doch diese den sogenannt gepflasterten noch bedeutend vorzuziehen; wir sehen nur kleine unbedeutende, zum

Digitized by Google

Theil zerfallene Häuser; wir halten an und können keinen Zweifel mehr hegen, daß dieses fruchtbare, aber ganz gewöhnliche Land die berühmte Vega war, daß diese elende Stadt das gefeierte Granada ist, und wir bereiten uns auf eine neue, die schmerzlichste Täuschung vor.

Aber diesmal etwas voreiliger Weise. Denn mag auch die Vega an sich noch so wenig Schönheiten bieten, mag auch die Stadt selbst nur wenig Anziehungspunkte haben, so liegen doch auf den baumreichen Hügeln oberhalb der Stadt und Vega jene beiden unschätzbaren Kleinode, Alhambra und Generalife, eine ganze Welt für sich, und der Blick von den Festungsthürmen der Alhambra, von den Säulengängen oder dem Mirador des Generalife herunter auf die Stadt und über die Vega dahin ist es, der so viele und begeisterte Schilderungen hervorgerufen hat und hervorrufen wird, solange es Menschen mit empfänglichem Herzen vergönnt sein wird, an diesen Orten zu weilen.

Granada liegt ganz an einem Ende der rings von Bergen umsäumten Vega. Die Stadt lehnt sich an die felsigen Hügel an, auf denen die Alhambra thront und welche als die letzten Ausläufer der Sierra Nevada in die Ebene hineintreten. Schon das Terrain, welches die Stadt bedeckt, ist ziemlich hügelig: weniger in dem eigentlichen Granada, als besonders in den ausgedehnten Resten der ältesten Araberstadt, dem jenseits des Darro, ziemlich dicht unter den nördlichen schrofferen Abhängen der Alhambrahügel gelegenen Albaycin. Vielleicht nirgends in Spanien hat sich der Charakter des Orientalischen so vollständig erhalten, als in dieser, auf steilen Abhängen terrassenförmig gelegenen Stadt, die heute zerfallen und wüst ist und weniger Kunde gibt von dem Glanz und der Blüthe Granada's, als von dem Elend und der Dürftigkeit der Morisko's, denen auch nach Granada's Fall noch in ihr zu wohnen erlaubt war. Noch zeigen viele Wohnhäuser die arabische Bauart so unverändert, als wären sie erst gestern von Morisko's verlassen: durch einen Eintrittsgang gelangt man auf den Hof mit seinen Orangenbäumen und dem Springbrunnen in deren Mitte; an den Hof schließt sich das Wohngemach mit seiner Nische zum Schlafen, seinem doppelten Bogenfenster und den Blenden zum Aufstellen von Vasen oder Wasserkrügen am Eingang. Auch noch arabische Bäder haben sich in Albaycin erhalten, halb unterirdisch mit backofenartig gewölbter Decke, die an mehreren Stellen sternförmig durchbrochen ist, um das Licht einzulassen, ganz ähnlich dem Badezimmer auf der Alhambra. Aber zwischen diesen Häusern liegen verwilderte Gärten und wüste Feldstrecken, mit einer Wildniß von Cactus und Aloe und anderm riesigen Unkraut bedeckt, und elende schmutzige Straßen durchziehen die alte Stadt, oft so eng, daß nicht zwei Menschen nebeneinander gehen können, labyrinthisch gewunden und verschlungen, jäh aufsteigend oder abschüssig, häufig bloß von rohen Mauern eingefaßt und mitunter fast versperrt durch niedergesunkene Theile derselben.

Weniger trümmerhaft ist das eigentliche Granada, obgleich auch durchweg die den meisten spanischen Städten eigene Vernachlässigung und Verwahrlosung zeigend. Granada ist seinem Umfange nach leicht die größte Stadt Spaniens, obwohl es nicht mehr, eher weniger Einwohner hat als Malaga. Das kommt, weil Granada so manche wüste, trümmerhafte Stätte einschließt, allerdings auch manche weitläufige Plätze mit Baumanlagen und Promenaden, unter den letzteren namentlich eine köstliche, in Spanien unübertroffene Alameda entlang am Ufer des Xenil, mit dem gleich unterhalb Granada's sich der Darro vereinigt.

Von der Plaza Nueva führt die steile Calle de los Gomeles hinauf nach der Alhambra. Durch den Bogen der Puerta de las Granadas betreten wir die Gärten der Alhambra mit ihren hohen schattigen Alleen, und links uns haltend, an der Fuente de Carlos Quinto vorüberschreitend, stehen wir bald vor der massiven Puerta del Juicio, d. h. Thor des Urtheilsspruches, dem Eingange in die Festung von Granada, die Alhambra im weiteren Sinne, deren langgestreckte, thurmgekrönte Umfassungsmauern den Palast des Fürsten, die Wohnungen der obersten Beamten, eine Moschee, Quartiere für die Soldaten, Waffenmagazine, Gärten u. a. einschlossen.

Wer bei dem Besuch der Alhambra, den man um des fast andächtigen Entzückens willen, welches sich der Seele bemächtigt, wohl eine Pilgerfahrt nennen könnte, mit

Digitized by Google

der Moschee den Anfang macht, hat den Vortheil, daß er vom Unbedeutenden zum Interessanteren und Schönsten fortschreitet. Denn von der Moschee der Alhambra ist wenig zu sagen. Wenn die arabischen Schriftsteller Recht haben, die von ihr Wunderdinge berichten, so ist sehr zu bezweifeln, ob die heutige Mezquita mit jener etwas gemein hat. Unzweifelhaft zwar arabischen Ursprunges, mag diese durch die Werkmeister Karl's V., der sie zu einer christlichen Capelle einrichten ließ, manche Umgestaltungen erfahren haben. Ein plumper Altar und eine große Loge für den Monarchen sind in den kleinen Raum hineingedrängt worden. Weihwasserbecken hängen an den zierlichen Stukaturen der Wände, und an die Stelle des Wahlspruchs der Könige der Alhambra: „Es ist kein Sieger als Allah!“ ist Karl's V. unvermeidliches „Plus ultra“ getreten.

Weit interessanter ist der Myrtenhof, der den Eintretenden mit der Inschrift begrüßt: „Glück! Segen! Ewiges Heil! Gelobt sei Gott für die Wohlthat des Islam!“ An den Schmalseiten des Hofes laufen Arcaden, auf der Seite, wo wir den zerstörten Haupteingang vermuthen müssen, sogar zwei Stockwerke übereinander, ruhend auf den zierlichsten Marmorsäulen, die mit den von ihnen getragenen Bogen sich in dem klaren Wasser des Bassins spiegeln. Hier schon zeigt sich der Charakter der ganzen eigentlichen Alhambra: nichts Großes, Gewaltiges, durch seine Massen und Dimensionen Imponirendes, sondern lauter verhältnißmäßig kleine und niedrige Gebäude, deren Hallen freilich doch, da sie bei dem Fehlen eines zweiten Stockwerkes die ganze Höhe einnehmen können, eine beträchtliche Wölbung erreichen. Aber in dieser Kleinheit liegt eine unendliche Grazie; aus allen Details spricht ein staunenswerther Reichthum der Erfindung, eine unbeschränkte Phantasie, die aber geleitet wird durch den reinsten Geschmack, das zarteste Schönheitsgefühl. Das offenbart sich schon an dem musivischen Schmuck und den reizenden Arabesken der Wände, durch die sich gleich Epheuranken die Inschriften hindurchziehen, so wie an den wunderbaren durchbrochenen Bogen, die dem zartesten Gitterwerk vergleichbar sind — leicht herzustellen, weil sie aus hölzernen Gestellen bestehen, die mit Gips überkleidet sind.

Diese Anmuth und Eleganz zeigt sich noch mehr in der Vorhalle der Segnung und in dem Saal der Gesandten, welcher den massigen, am weitesten gegen den nördlichen Felsabhang vorspringenden Komaresthurm einnimmt, und durch dessen Fenster man köstliche Aussichten genießt. Hier wie in der Halle ist nicht eine Handbreit Raum, die nicht mit Ornamenten bedeckt wäre. Arabesken und Sterne, Rosetten und wucherndes Blätterwerk schlingen sich zu den reizendsten Mustern zusammen. Die vollendete Kunst, welche diese Räume schuf, scheint über alle Naturgesetze spielend zu triumphiren, und handhabt Holz und Stein wie leichtes Gewebe. Gleich einem zierlich geschürzten Vorhang senken sich die ausgezackten Bogen über die Halle herunter; wie ein von Genien gewebter Teppich hängt die ganze Fülle der Ornamentik an den Wänden, strahlend in glühenden Farben; über den zierlichen Fenstern, die noch außer den unteren Fenstern in ziemlicher Höhe um den Saal herumlaufen, und durch deren reichgezackte Bogen ein mildes Licht hereinzittert, wölbt sich die majestätische Kuppel aus Cedernholz wie ein Gebilde von Tropfstein, oder wie Bienenzellen, in Tausende von kleinen Gewölben und Zellen gebrochen, alle cristallinischen Formen nachahmend, sanft leuchtend in ihrer Bemalung, deren Farben mit so raffinirter Berechnung gemischt und verbunden sind, daß mit jedem Schritt sich uns ein neues harmonisches Farbenspiel enthüllt, den Vergleich mit einem „gigantischen Kaleidoskop“ herausfordernd.

Oestlich vom Komaresthurm, wie erwähnt, etwa zwölf Fuß unter dem Niveau des Löwenhofes, liegen die Bäder, vielleicht zu den ältesten Theilen der Alhambra, an welcher verschiedene Herrscher gebaut haben, gehörig und am meisten vom Verfall ergriffen, gegenwärtig aber der Gegenstand eifriger und sehr weitgehender Restaurationsarbeiten. Ein reizender kleiner Vorsaal führt zu einem großen und zwei kleineren Bädern und dem an sie sich anschließenden Ruhesaal. Diese Räume sind äußerst klein, aber traulich anheimelnd und höchst elegant, wohl nur dem Privatgebrauch des Fürsten dienend. Weißer Marmor und Fayencemosaik sind mit Verschwendung über diese Räume ausgeschüttet, Fußboden und Wände bildend, und weiße

Digitized by Google

Marmorsäulen stützen die Decke des Ruhesaales mit einer kleinen oberen Gallerie, vielleicht Musikern dienend. In den Badegemächern fällt mit magischer Wirkung das Licht durch sternförmige Oeffnungen der Decke. Die Restauration bedeckt jetzt die Wände der Zimmerchen und der traulichen großen Nischen mit den leuchtendsten Farben, und wird wenigstens einen glänzenden Eindruck sicher erzielen.

Nördlich davon, in einem der kleineren Thürme, über der Mauer kühn und luftig wie ein Adlernest schwebend, liegt das Putzzimmer der Königin, übrigens in seiner jetzigen Gestalt aus der Zeit Karl's V. stammend, der auch die Wände mit Darstellungen tunesischer Landschaften schmücken ließ. Was den besonderen Zauber dieses unendlich reizenden Pavillons ausmacht, das ist die entzückende Aussicht in die Felsschlucht, in deren Tiefe der Darro braust, auf das terrassenförmig aufsteigende trümmerhafte Albaycin, auf die mit der dichten Laubfülle seiner Gärten verschlungenen weißen Hallen und Arcaden des Generalife, und die dahinter in blauer Ferne aufleuchtenden Schneehäupter der Sierra Nevada.

Wenn wir nun die Räume betreten, die östlich vom Myrtenhof und in der Nähe der Bäder liegen, so gestehen wir, daß wir mit Zagen an eine Beschreibung derselben gehen. Der Löwenhof und die anstoßenden Gemächer spotten aller Schilderung: hier muß man sich aller Wirklichkeit entrückt und in das goldene Reich der schönsten Träume versetzt glauben, der Träume, mit denen uns die Zaubermärchen des Orients berücken, der Träume, wie sie Mohamed träumte, und deren Erinnerung ihm die Schilderung der Wunder seines Paradieses dictirte.

Der Patio de los Leones ist ein länglich viereckiger Hof, mit Marmor gepflastert, in dessen Mitte sich ein großes Marmorbecken erhebt, getragen von zwölf marmornen Löwen — das größte uns erhaltene arabische Sculpturwerk. Die Löwen sind zwar plump, unbeholfen, wie alle versuchten Darstellungen des Lebens bei den Arabern, aber „nicht ohne einen Anflug ägyptischer Größe." Dieser Hof ist umgeben von Arcaden, aus denen auf den beiden schmalen Seiten anmuthige offene Pavillons heraustreten. Mehr als hundert weiße Marmorsäulen von unvergleichlicher Schlankheit und von einer Varietät der Capitäle, die glänzend Zeugniß gibt von der unerschöpflichen Erfindungskraft der arabischen Künstler, tragen das leichte Dach der Arcaden und Pavillons, in reizender Regellosigkeit bald einzeln, bald gedoppelt stehend. Durch Fries und Karnieß mit ihren reichen Mustern von Sternen und Schildern und Guirlanden zittert das Licht hinein in die Arcaden, deren Decke in Stalaktitenformen herabhängt, und deren Wände mit der feinsten Stukatur wie mit gewirkten Teppichen überkleidet sind. Es ist die Architektur eines Nomadenvolkes, die man vor sich hat; es ist die Idee des abendlichen Rastens an der ersehnten Quelle, die sich in diesen Bauten verkörpert, in denen die Springbrunnen rauschen, die Zeltstangen zu schlanken Säulen werden, die Gemächer zeltartig gekuppelt sind, die phantastisch ausgezackten Bogen wie Quasten oder Fransen herniederhängen, und die bunten Muster der gewebten Teppiche sich zur reichen Stukatur der Wände versteinern.

Südlich vom Löwenhofe befanden sich ehemals die Grabstätten der granadinischen Könige, in der Nähe des noch heute unversehrt an den Löwenhof sich anschließenden Abencerragensaales, in welchem der Sage nach Abu Abdallah, der letzte König von Granada, von den Spaniern Boabdil und El Chico, d. h. der Kleine, genannt, sechsunddreißig Glieder des edeln Geschlechtes der Abencerragen verrätherisch tödten ließ. Noch zeigt der weiße Marmor des Fußbodens zahlreiche rothe Stellen, welche der Volksglaube für unverlöschliche Blutflecke hält, und noch manches Mal in stillen Mondnächten soll man die Thränen und das Blut der Ermordeten auf den Marmor niederträufeln hören.

Die östliche Seite des Hofes nimmt der Gerichtssaal ein, in den uns drei Portale, aus je drei Bogen bestehend, hineinführen; jedem Portal entspricht eine Kuppel der Decke. Architektur und Ornamentik auch des Gerichtssaales sind musterhaft harmonisch und verschwenderisch reich. Von besonderem Interesse ist der Saal noch dadurch, daß in jeder der drei Abtheilungen sich ein Gemälde befindet, auf Leder mit Holzunterlage gemalt, Bilder granadinischer Könige und Darstellungen von Jagd- und Liebesabenteuern, echte arabische Gemälde,

Digitized by Google

den Versicherungen aller derer zum Trotz, die auf eine mißverstandene oder wenigstens zu rigoristisch interpretirte Koranstelle die Behauptung gründen, daß die Nachahmung des Lebens in Sculptur und Malerei dem Islam verboten sei. Freilich stehen Zeichnung und Malerei auf durchaus niedriger Kunststufe: von Perspective namentlich findet sich kaum eine Spur.

Am Nordende des Hofes endlich treten wir durch einst vergoldete und bemalte Thüren aus Cedernholz, die an Reichthum und Feinheit des Schnitzwerks alles Bekannte in dieser Art übertreffen, in den Saal, der entweder von den Bettnischen zu beiden Seiten oder von den zwei großen in den Fußboden eingelegten Marmorplatten der Saal der Schwestern genannt wird und der die Perle der ganzen Alhambra, das vollendetste Muster arabischer Architektur ist. Bevor der Blick noch Zeit hat, sich in die unendliche Fülle von Kunst zu vertiefen, die über diesen Saal ausgegossen ist, schweift er durch die in reichster Zierde prangenden Bogen des Einganges und der Arcaden hinaus in den Hof und über den herrlichen Löwenbrunnen hinweg, die reizenden Säulen und phantastischen Bogen der Gegenseite umfassend, bis in das sanfte Halbdunkel des Abencerragensaales hinein. Und auf der andern Seite sehen wir von dem kleinen Mirador de la Lindaraja durch ein Fensterchen von unerreichter Zierlichkeit hinunter in den stillen kleinen Garten der Lindaraja, diese einsame süßträumerische Wildniß, in der üppige Myrtenhecken die alabasterne Fontaine umwuchern, Oleander und Rosen ihre Zweige und Blüthen verschlingen und dichtbelaubte Limonenbäume ihre würzigen Schatten spenden.

Und nun alle die bezaubernde Anmuth des Schwesternsaales selbst! Sanft gemildertes Licht fällt durch die acht Fenster der überschwänglich reichen Kuppel, dämmerhaft sich wiederspiegelnd im Marmor des Fußbodens und den aus musivischem Tafelwerk von Azulejos bestehenden Lambris. Unten ein Viereck, gestaltet sich in der Höhe die Halle mit Hülfe von Säulchen und Pendentifs in kunstvollster Weise zu einem Achteck, und eine Fülle der wundervollsten Details leitet über zu der Kuppel, die in allen anmuthigen cristallinischen und Staklaktitenformen fast möchte man sagen herabtropft. Und an den Wänden hinauf und hinunter ziehen sich in endloser Kette phantastische strahlende Ornamente, die üppigsten Erfindungen eines weit über das Maß des Orients hinaus entwickelten künstlerischen Talentes, Blumen und Ranken und Sterne und Gedichte in allen gefälligen Formen und in allen prächtigen Farben, bald zu einem größeren Bilde sich vereinigend, bald wieder in leichtem losem Spiel auseinanderflatternd; zu tausend und aber tausend Combinationen verbunden und doch nie sich erschöpfend, sondern immer wieder aus sich selbst sich erneuend in genialen Verschlingungen und Gruppirungen; nie stockend, sondern in ewigem Fluß der Linien um und durch einander wogend und wallend, und doch nicht im Spiel der Einzelheiten sich verlierend, vielmehr stets sich wiederfindend in dem Gedanken des Großen und Ganzen. Die ausgelassenste Einbildungskraft spielt hier, aber verständige Berechnung führt den Scepter, und alles fügt sich zu einem Totaleindruck von vollendeter Harmonie zusammen, der souveränen sicheren Hand des Künstlers huldigend. Von dieser blendenden Pracht und höchsten Eleganz und überirdischen Schönheit vermöchte selbst der Pinsel des Malers nur ein dürftiges Abbild zu geben — wie viel mehr muß das arme Wort verstummen! —

Von der Alhambra zum Generalife uns hinüberwendend, nehmen wir unsern Weg durch das Eisenthor (Puerta de Hierro) im Nordosten der Alhambra, klimmen die steilen Abhänge hinunter und überschreiten die vielgewundene Cuesta de los Molinos, die vom Darro und von Albaycin heraufsteigt. Ein köstlicher Weg, von dichtbelaubten Bäumen überdacht, führt uns jenseits der Schlucht an dem Berge hinauf, den man Silla del Moro, d. i. Stuhl des Mauren, nennt, und an dessen Abhange das Generalife*) liegt, das einzige noch erhaltene von den gepriesenen Lusthäusern der Naßriden, die einst auf diesem Berge standen.

Die Geschmacklosigkeit der Menschen hat sich an diesem hochgefeierten Sommerpalast der granadinischen Könige, der schon von den Verheerungen der Zeit arg zu leiden hatte, vielfach versündigt, und frühere Beschreiber würden in dem heutigen Generalife kaum den Gegenstand ihrer begeisterten

*) Arabisch Dschennat al arif, d. h. Garten des Baumeisters.

Digitized by Google

Schilderungen wiedererkennen. Trotzdem sind dem Generalife noch große Reize, entzückende Schönheiten geblieben. Sauber und zierlich ragen die weißen Mauern und man hinein in diese Gärten voll Duft und Laubgrün, wandelt in dichten Laubengängen dahin von Terrasse zu Terrasse durch ein verschlungenes Dickicht von Myrte

Die Alhambra.

Bogengänge und Hallen und Pavillons empor, terrassenförmig höher und höher aufsteigend bis zu dem schlanken Mirador, und in reizender Weise vermählt sich die luftige Architektur mit einer vollendeten Gartenkunst und einer üppigen Natur. Aus den offenen Hallen und Höfen tritt und Lorbeer und Granate und Cypresse, umfluthet von dem berauschenden Duft, den Jasmin und Oleander und Tausende von Rosenbüschen ausströmen, eingelullt in süße Träumereien durch plätschernde Springbrunnen und murmelnde Bäche, die in marmornen Rinnen dahinrieseln durch

Digitized by Google

diese zauberischen Gärten. Und wenn der Blick das dichte Laubwerk prächtiger Bäume durchbricht, durch dessen Lücken hie und da die schlanken weißen Thürmchen hindurchleuchten, so fliegt er hinüber zu den ulmenumrauschten Hügeln der Alhambra, deren sämmtliche Gebäude zu einem trefflichen Gesammtbilde vereinigt erscheinen, und darüber hinweg in die weite grünende und blühende Vega hinaus. Mag noch so viel von dem Gemäuer des Generalife dem Verfall erlegen sein — der Geist seiner Erbauer weht noch hier, der Geist des üppigsten Lebensgenusses, der seine Bauwerke zum Ausdruck der verklärtesten Sinnlichkeit erhob. Und auch die Sage, die ihre Zauberschleier dicht um die Gärten des Generalife gewoben hat, ist noch lebendig, und zwei uralte hohe Cypressen erzählen eine lange wehmüthige Geschichte von den edlen Zegri's und der schönen Zoraide, von deren traurigem Geschick sie Augenzeugen waren.

Bevor wir von Granada Abschied nehmen, steigen wir noch einmal die hohen Laubengänge der Alhambragärten hinan, um die Zeit, wo die Sonne sich gegen die westlichen Berge senkt. Wir durchschreiten das Thor des Urtheilsspruches, wenden uns links gegen die Alcazaba zu und besteigen die Platform des mächtigen Wachtthurmes (Torre de la Vela), der, alles überragend, eine freie Ausschau gewährt nach allen Seiten. Die sinkende Sonne strömt ihre letzten rothen Lichtfluthen über das weite Thal aus und macht die Schneekuppen der Sierra Nevada aufflammen; von den hundert Thürmen von Granada tönt das Abendgeläute herauf, der Darro zu unsern Füßen rauscht durch die Felsschlucht dahin, aus den Gärten der Alhambra und vom Generalife herüber klingt das Lied der Nachtigallen, das Nahen der weichen andalusischen Nacht zu grüßen, und der laue Ostwind, der hier die Gespielinnen wiederfindet, mit denen er an den Palmengestaden von Jemen und am Tigris gekost hat, wiegt sich im dichten Ulmengezweig, flüstert die Grüße aus der fernen Heimath in die Säle der Alhambra hinein und umfluthet uns mit den Düften der Rosengärten und Orangenhaine. Und der trunkene Blick senkt sich hernieder auf die dichtumlaubten Felsenhügel und das wunderbare versteinerte Märchen, welches wir Alhambra nennen, und schweift hinüber zum Generalife, welches im Abendgold glänzt wie ein Feenpalast. Und drüben, weit ausgedehnt, zieht sich das malerische Albaycin die Höhen hinauf mit seinen Rebenhügeln und Cactuswildnissen, mit seinen kleinen Häuschen und Terrassen und Bogengängen und gemauerten Wegen; und daneben am Fuße der Alhambrahügel das große weiße Granada; und rings herum, in weiter Ferne im zartesten Duft verschwimmend, dehnen sich die Olivenwälder und Cypressenhaine und Orangengärten der Vega, durchsä't mit Hunderten von Dörfchen und Landhäusern, wie ein mit weißen Blumen gestickter weicher grüner Teppich, und wenn drunten die Vega hartnäckig ihre Reize verbarg, so erschließt sie nun dem Blick von oben die ganze zauberische Fülle ihrer Schönheit, wie ein riesiger geöffneter und aufduftender Blumenkelch. Das ist ein Leuchten und Wehen und Duften und Klingen, alle Sinne auf einmal zu berauschen, und wer sie empfunden, diese Wonnen, wer es geschaut, dieses paradiesische Thal, den hält die Erinnerung auf ewig gefangen und berückt ihm die Seele mit mildem Heimweh, wie es einst den Arabern erging, da sie, verbannt von andalusischem Boden, um Granada klagten.

Am fernen Rande der Vega, gegen Süden zu, zeigt man euch einen Hügel, el ultimo sospiro del Moro genannt. Von dort war es, daß Boabdil, flüchtig nach dem Falle seiner Hauptstadt, zum letzten Male auf Granada blickte. An der Brücke des Xenil hatte er dem einziehenden Ferdinand die Schlüssel übergeben; dann ritt er still weiter gegen die Alpujarras zu, die südlichen wilden Abhänge der Sierra Nevada. Und als er nun scheidend zurückblickte auf die blühende und duftende Vega, als er in der Ferne die Stadt mit ihren Zinnen, Palästen, Moscheendächern und tausend Minareten verschwinden und zum letzten Male die Alhambra leuchten sah, da weinte er und klagte: „O! Wessen Leid gliche wohl dem meinen!“ Ob vielleicht schon in seiner Seele eine Ahnung aufdämmerte von dem scheußlichen Gemälde, welches die nächsten Zeiten in Spanien entrollten, von allen den Gräueln eines Religionskrieges und Racenkampfes zugleich, mit denen die folgenden Jahrzehnte sich befleckten, von den ächzenden Folterbänken und den qualmenden

Digitized by Google

Scheiterhaufen, mit denen entmenschte Mönche ihre frevelhaften Siege verherrlichten? Und als es endlich gelungen war, als auch die letzten gequälten und gemarterten und doch treuen Moriscos vertrieben wurden, und Spanien seinen fleißigsten und thätigsten Bewohnern den Wanderstab in die Hand zwang, da war es zwar ganz von orthodoxen Christen bewohnt, aber da begann es zu sinken, tiefer und tiefer, bis es das unselige, halb verödete und ganz verkommene Land wurde, welches das heutige Spanien ist.

Das Collodium.

Von

Karl Russ.

Zu jenen interessanten und meistens so überaus vielseitig nutzbaren Stoffen, welche in der neueren Zeit die riesigen Fortschritte der Naturwissenschaft dem praktischen Leben zahlreich geboten, gehört auch das Collodium oder Kollodion.

Schönbein's Erfindung, die Schießbaumwolle, welche so ungemeines Aufsehen erregt, bewährte sich bekanntlich für den thatsächlichen Gebrauch keineswegs, indem sie, obwohl an verhältnißmäßiger Kraftentwickelung, sowie in vielfachen andern Beziehungen das Schießpulver übertreffend, dennoch großer Mängel und Uebelstände wegen, als befriedigendes Ersatzmittel des letztern nicht gelten konnte. Dagegen sollte aber eine weitere wissenschaftliche und dann technische Verfolgung dieser Erfindung doch noch zu sehr bedeutsamen Ergebnissen führen.

Im Jahr 1848 wurde von Maynard in Boston das Collodium, eine Auflösung dieser Schießbaumwolle in weingeisthaltigem Aether, erfunden, und zunächst nur als Hilfsmittel für die Wundarzneikunde in den Gebrauch gezogen, um dann allmälig auch noch für zahlreiche andere Zwecke Verwendung zu finden. Bevor wir nun auf die Nutzbarkeit des Collodiums näher eingehen, sei es uns vergönnt, seine Zusammensetzung und Darstellung zu beleuchten. Wenn wir damit eine wissenschaftliche Abschweifung unternehmen müssen, so wolle man diese freundlichst verzeihen, in Anbetracht dessen, daß wir in derselben zugleich die Theorie der merkwürdigen Schießbaumwolle, nach Dr. Hager's Commentar zur preußischen gesetzlichen Arzneimittellehre — Pharmacopoea borussica — unsern Lesern vorführen werden.

Jene organischen Stoffe, die sogenannten Kohlenhydrate, welche man als Verbindungen des Kohlenstoffs mit Wasser anzusehen hat, und zu denen auch die Holzfaser (Cellulose) gehört, werden durch eine gleichzeitige Einwirkung von Schwefel- und Salpetersäure in ganz merkwürdiger Weise verändert. Die Salpetersäure vermag ein oder mehrere Aequivalente Wasser in der Zusammensetzung der Cellulose zu verdrängen und in gleicher Aequivalentzahl an deren Stelle zu treten. Dies ist namentlich auch bei der Baumwolle, welche im Wesentlichen ja als reine Cellulose zu betrachten ist (außerdem bei Sägespänen und dergleichen) der Fall. Wenn man ein Gemisch aus einem Theil Baumwolle und zehn Theilen Kalisalpeter mit zwölf bis fünfzehn Theilen verdünnter Schwefelsäure übergießt, oder Baumwolle in ein Gemisch der beiden concentrirten Säuren — Salpeter- und Schwefelsäure — taucht, so disponirt die Schwefelsäure, in Folge ihrer starken Verwandtschaft zum Wasser, die Salpetersäure, drei Aequivalente Wasser aus der Baumwollencellulose zu verdrängen und an deren Stelle zu treten. Hierdurch wird die Baumwollenfaser in ihrem Bau und äußeren Aussehen nicht im geringsten verändert; wohl aber hat sie durchaus andere, neue Eigenschaften angenommen. Nachdem diese Baumwolle in Wasser gewaschen und getrocknet worden, löst sie sich in dem weingeisthaltigen Aether zu jener klaren, schleimigen Flüssigkeit, welche eben das Collodium ist, auf, und explodirt in der Hitze oder durch Schlag und Stoß.

Hat man in der Mischung aus Kalisalpeter und Schwefelsäurehydrat die Baumwolle etwa fünf bis dreißig Minuten hindurch der Einwirkung ausgesetzt, so ist dieselbe in die eigentliche Collodiumbaumwolle, oder das Colloxylin — von κόλλα, Leim, und ξύλον, Holz oder Holzfaser, also Holzfaserleim — verwandelt. Ueberläßt man die Baumwolle dagegen längere Zeit der Einwirkung, so hat sie nach dem Auswaschen an Gewicht zugenommen und ist in dem

Digitized by Google

Aether nicht mehr auflöslich. Es ist dann die eigentliche Schießbaumwolle oder das Pyroxylin — von πυρός, Feuer, also Feuerholz. Bis jetzt machten die Chemiker zwischen dem Pyroxylin und Colloxylin gar keinen weitern Unterschied, als daß sie von der überhaupt Pyroxylin genannten Collodiumbaumwolle zwei Modificationen annahmen, eine im weingeisthaltigen Aether auflösliche und eine unauflösliche. Früher pflegte man das Pyroxylin auch mit Xyloidin — ξύλον, Holz, und εἶδος, Gestalt — zu bezeichnen, jetzt versteht man jedoch unter dem letztern Namen ein ähnliches Product aus dem Stärkemehl.

Die wissenschaftliche Unterscheidung dieser beiden, durch die Einwirkung des Säurengemisches modificirten Baumwollen ist folgende: Die Collodiumbaumwolle stellt uns ein Trisnitricat dar, eine Verbindung, in der also drei Aequivalente Wasser in der Faser durch drei Aequivalente Salpetersäure ersetzt sind. Durch die längere Einwirkung jenes Gemisches schreitet dann die Nitrication der Cellulose fort, es bildet sich die Schießbaumwolle als Pentanitricat, in der je fünf Aequivalente Wassers verdrängt und durch die Säure substituirt sind. Zwischen beiden liegt noch eine Verbindung, das Tetranitricat der Cellulose in der Mitte, welche weiter nicht in Betracht kommt. Als wesentlichste Unterscheidung der Collodium- und eigentlichen Schießbaumwolle ist, außer der Auflöslichkeit der erstern in Aether, noch zu bemerken, daß diese erstere bei einer Temperatur von 150 bis 160, letztere aber schon bei der von 110 bis 120 (und das Tetranitricat bei der von 140 bis 150) Grad C. von selbst verpuffen. Die in einem Gemisch von Kalisalpeter und rauchender Schwefelsäure dargestellte Schießbaumwolle explodirt aber bereits in der Temperatur von 80 Grad C., sowie durch jeden schwachen Stoß oder Schlag.

Bei der Bereitung der Collodiumbaumwolle kommt es vor allem auf eine recht saubere, von Samenkernen und andern beigemengten Pflanzentheilen, Staub u. s. w. gereinigte Baumwollenfaser an. Die sogenannte gekrämpelte Baumwolle ist dazu am besten verwendbar; andere, Watte, Scheerwolle ꝛc. werden durch Einweichen in eine schwache Auflösung von kohlensaurem Natron oder Soda in Wasser (drei bis vier Theile auf hundert Theile) und sorgfältiges Nachwaschen in reinem Wasser gesäubert, dann zerzupft und getrocknet. Nach der preußischen Pharmakopoe wird sie nun in das Gemisch aus Salpeter- und Schwefelsäure von ganz bestimmter Schwere und in genau vorgeschriebenem Mengenverhältniß gethan; andere Pharmakopoen verordnen die Anwendung des Kalisalpeters mit Schwefelsäure. Das erstere Verfahren soll jedoch, nach Hager, das bequemste und zugleich sicherste sein.

Nachdem die neugebildete Collodiumbaumwolle zuerst in Brunnen-, dann in destillirtem Wasser fleißig ausgewaschen worden, und zwar so lange, bis darauf gedrücktes blaues Reagenspapier nicht mehr roth gefärbt wird (sie also keine anhaftende Säure mehr enthält), wird sie in ganz gelinder Wärme sorgfältig ausgetrocknet und dann je ein Theil davon in einem Gemisch aus drei Theilen höchst rectificirten Weingeistes und achtzehn Theilen Aethers (von 0,725 bis 0,730 spec. Gewicht) aufgelöst. Das jetzt fertige Collodium muß eine durchaus klare, farblose, dicklich fließende, kaum syrupsdicke, schleimige Flüssigkeit bilden, welche, auf die trockene Haut gestrichen, nach dem schnellen Abtrocknen einen festhaftenden, glänzenden, firniß- oder glasartigen Ueberzug bildet. Es muß völlig neutral sein, darf also weder rothes noch blaues Lackmuspapier verändern. An der Luft verdunstet es sehr schnell und verbreitet einen starken Aethergeruch; deßhalb ist es auch so leicht entzündlich, daß es, namentlich in der warmen Stube, bereits beim Nähern einer Flamme sich zu entzünden vermag und große Vorsicht erfordert. Ebenso muß es, seiner Flüchtigkeit wegen, stets in möglichst dicht verschlossenen Glasflaschen aufbewahrt werden und, wenn es dennoch eintrocknet und dickflüssiger wird, ist es mit Aether in dem angegebenen Mischverhältniß zu verdünnen.

Hiernach gelangen wir nun zu den Verwendungen des Collodiums. In erster Linie kommt noch immer seine Bedeutung für die Wundarzneikunde in Betracht. Zur Schließung von mancherlei Wunden, zum Bedecken wunder Hautstellen, bei leichten Brandwunden, gichtischen und Hämorrhoidalanschwellungen, rosenartigen Entzündungen, aufgebrochenen Frostbeulen u. s. w., und überhaupt überall, wo der Luftzutritt

Digitized by Google

abgehalten werden soll, hat sich das nach der Verdunstung des Aethers aus dem Collodium bildende Häutchen von unschätzbarem Werth gezeigt. In neuester Zeit empfiehlt man einen Collodiumüberzug auf so eben und möglichst gut ausgeschälten Hühneraugen als von vorzüglichem Nutzen. Bei allen diesen Verwendungen wird es vermittelst eines weichen Pinsels aufgetragen.

Um die sonst sehr spröden Collodiumüberzüge für Wunden u. s. w. elastischer zu machen, ist man dahin gelangt, ihm etwa ein halbes Procent Ricinus- oder Mandelöl zuzusetzen oder ein Viertelprocent Parafin durch Schütteln darin aufzulösen.

Außerdem kennt der Arzneischatz noch ein Aetzcollodium (Collodium corrosivum), eine Auflösung von ätzendem Quecksilbersublimat in Collodium, um in gewissen Fällen nothwendige Aetzungen hervorzubringen. Auch hat man eine Verbindung des Collodiums mit Spanischfliegen und ähnlichen andern Stoffen versucht, und jedenfalls birgt das Collodium für die Arzneikunde in Zukunft noch zahlreiche anderweitige nutzbare Anwendungen. Eine Entfernung des Collodiumüberzuges ist nöthigenfalls durch Abwaschen mit Aether, vermittelst eines feinen Schwämmchens, zu bewirken.

Nächst diesem wichtigsten Gebrauch, findet das Collodium in der Photographie nicht minder unentbehrliche Verwendung. Das durchsichtige Häutchen, welches das Collodium beim Verdunsten zurückläßt und in dem, wie bereits erwähnt, sein großer Nutzen zum Bedecken schmerzhafter Wunden beruht, wurde von Archer, Fry und Bingham in England, fast zu gleicher Zeit, als Träger der lichtempfindlichen Salze in den Gebrauch gezogen. Namentlich Archer überzog die Planglläser mit dem Collodium, in welchem er Jodsalz aufgelöst hatte, tauchte dieselben in eine Silbersalzauflösung und erhielt so auf der Glasplatte ein zartes, mit Jodsilber getränktes Häutchen. Dies in gleicher Weise angewandt, wie Talbot's Papier und Niepce's Eiweiß, lieferte ein Negativbild, das an Zartheit und Feinheit die Papiernegative weit übertraf, vor den Eiweißnegativen aber den Vorzug einer bedeutend leichteren und sicheren Herstellungsweise hatte. Daß dasselbe, mit Hilfe von lichtempfindlichem Papier, die Herstellung einer beliebigen Anzahl von entsprechend feinen Positivbildern gestattete, ist selbstverständlich. Und somit wurde durch die Benutzung des Collodiums in der Photographie vorzugsweise die Daguerreotypie von der erstern erfolgreich aus dem Felde geschlagen.

Dies, bereits aus dem Jahr 1851 (also kaum drei Jahre nach der Erfindung des Collodiums) sich herdatirende „Collodiumverfahren“ verbreitete sich, verhältnißmäßig sehr schnell, allgemein, und wurde immer mehr vervollkommnet; gegenwärtig ist es das fast allenthalben ausschließlich angewandte. Während aber seine Bilder anfangs noch immer viel zu wünschen übrig ließen, und der Nachhilfe des Retoucheurs bedurften, wodurch sie natürlich vertheuert wurden, gelang es mit der Zeit doch, durch fortschreitende Verbesserung der optischen Apparate, sowie durch die reinere und bessere Darstellung der Chemikalien und Papiere, die Bilder in durchaus zweckmäßiger Weise herzustellen. Besonders dadurch wurde eine außerordentliche Feinheit derselben erlangt, daß man das von Niepce de St. Victor für Negative angewandte Eiweiß jetzt zum Präpariren des Papiers (Eiweißpapier) benutzte. Die durch das Collodiumverfahren geschaffenen vortrefflichen Portraits erlangten eine ganz enorme Ausbreitung durch die im Jahre 1858 begonnene Einführung der photographischen Visitenkarten.

Noch immer aber zeigte das gewöhnliche Verfahren mit feuchten Collodiumplatten einen großen Uebelstand in der kurzen Haltbarkeit derselben. Deßhalb suchte man die Herstellung von Trockenplatten zu ermöglichen, welche nun, in Vorrath angefertigt, auf Reisen mitgenommen werden können, und vielfache andere Vortheile bieten. Man hat seitdem das Collodium für die Zwecke der Photographie mit mancherlei verschiedenen Stoffen zu verbinden gewußt, und unterscheidet „Momentcollodium,“ „Jodkaliumcollodium,“ „Jodcollodium“ u. s. w. Auf deren Verschiedenheiten, Anfertigung, Gebrauch, Vortheile 2c. näher einzugehen, würde uns indessen hier zu weit führen. Außerdem hat man neuerdings ein Collodium ganz ohne Aether für die Zwecke der Photographie dargestellt, welches in gewissen Fällen Vortheile bieten soll.

Wenn auch die Technik dieses Stoffes sich noch nicht völlig in der vielseitigen

Digitized by Google

Weise bemächtigt hat, als sich nach seinen Eigenschaften zweifellos in naher oder ferner Zukunft erwarten läßt, so weiß sie doch immerhin mehrerlei Gebrauch von ihm zu machen. Längst bekannt ist seine Benutzung zur Anfertigung von kleinen Luftballons. Ferner hat Bernhard kürzlich einen Firniß aus Collodium, welches mit dem zweiunddreißigsten Theile seines Gewichts von Ricinusöl versetzt ist, empfohlen, welcher vor den meisten Weingeist- und Terpentinfirnissen bedeutende Vorzüge habe, indem er äußerst schnell trocknet, nicht durch Papier schlägt, und von öligen, wässerigen und weingeistigen Flüssigkeiten unverändert bleiben soll. Er dürfte namentlich zum Ueberziehen von Landkarten, Tabellen, Signaturen rc. vortrefflich sich eignen, denn abgesehen von dem geringen Nachtheile, daß sie einen kaum bemerkbaren gelblichen Stich annehmen, bleiben sie jahrelang unverändert glänzend und geschmeidig, und alle Unreinigkeiten lassen sich davon durch Abwaschen mit Wasser entfernen. Sollten sich beim Auftragen dieses Firnisses, das mehrmals geschehen muß, weiße Flecke bilden, so dürfen diese nur mit Aether leicht angefeuchtet werden, um sofort zu verschwinden. (S. Repert. f. Pharm. und Dr. Jacobsen's Chemisch-technisches Repertorium.)

Außerdem gibt es noch verschiedene andere complicirtere Vorschriften zu Collodiumfirnissen, Lacken u. s. w. Im Uebrigen kann das Collodium in allen den Fällen Verwendung finden, wo es sich um einen leichten, gegen Luftzutritt und Nässe schützenden Ueberzug handelt. Und in dieser Beziehung ist es namentlich den Hausfrauen nur noch zu wenig bekannt. Bei leichten Schnitt- rc. Wunden, die oft bei Handarbeit u. s. w. lästige Hindernisse sind, bei aufgesprungenen Händen, ferner zur Reparatur eines seidenen, ein klein wenig eingerissenen Sonnenschirmüberzuges u. s. w. kann das Collodium sehr ersprießliche Dienste leisten. Ein Fläschchen voll desselben, mit einem in dem luftdicht schließenden Stöpsel gleich befestigten Pinselchen, sollte daher in keinem Haushalt fehlen. In der Toilettenkunde kommt die Nutzbarkeit des Collodiums jener des Glycerins und anderer ähnlicher Stoffe zwar bei weitem nicht gleich; es kann vielmehr nur an Stelle des Heft- und englischen Pflasters Dienste leisten, vor denen es jedoch dadurch sich auszeichnet, daß es fester haftet, nicht so auffallend aussieht und nicht leicht, wie das erstere, unter seiner Fläche Verschlimmerungen der Wunde bewirkt.

Das Fläschchen mit Collodium muß am kühlen Orte aufbewahrt werden.

Für Geschäftsleute und dergleichen, welche vielleicht in den Fall kommen söllten, Collodiumbaumwolle aufbewahren zu müssen, sei bemerkt, daß sie in äußerst trockenen, luftdicht schließenden Gläsern, und nur an dunkeln Orten sich unverändert erhält, andernfalls zersetzt sie sich — was übrigens, bei längerer Aufbewahrung, gleich der Schießbaumwolle, dennoch stattfindet. Neuerdings hat man vorgeschlagen, die Collodiumwolle in den Aufbewahrungsgläsern mit Alkohol stets feucht zu erhalten, und will festgestellt haben, daß sie dann mehrere Jahre lang unverändert gut geblieben sei. Falls man Collodiumbaumwolle verpacken oder überhaupt damit hantiren muß, vermeide man vorsichtig, namentlich bei warmer Tagestemperatur, jedes Stoßen, Schlagen oder heftige Zusammenpressen. Bei der sehr bedeutenden Verarbeitung dieses Stoffes für die Zwecke der Photographie dürfte auch in weitern Kreisen eine solche Warnung nicht überflüssig sein.

Die Wasserpest.

Von

Jakob Nöggerath.

Dieser Trivialname bezeichnet keine Krankheit von Menschen oder Thieren, sondern eine im Wasser so üppig wuchernde Pflanze, daß sie im Stande ist, größere Wasserbecken, Seen und Teiche in kurzer Zeit zu erfüllen. Sie heißt Anacharis alsinastrum, auch Tropperaria pestiflora, und ist an Schiffen vor längeren Jahren von Canada nach England eingeschleppt worden. Man befürchtet sehr, daß sie der Schifffahrt in der Themse und andern Flüssen sehr nachtheilig werden kann. Jetzt verbreitet sie sich auch in den Süßwassern des europäischen Continents, und wo man sie im Innern der Länder in Seen und Teichen absichtlich hingebracht hat, ist ihre Vertilgung fast nicht mehr möglich.

Digitized by Google

Im October 1866 war der Schreiber dieses in Hamburg, und in dem dortigen Alsterbassin, welches bekanntlich mit acht kleinen Dampfschiffen nach allen Richtungen befahren wird, sah derselbe auf der Wasserfläche viele inselartig geformte grüne größere Flecke — es ist die Wasserpest. Man war damit schon lange beschäftigt, diese Pflanze, die sich unter dem Wasser bis über seine Oberfläche in großer Ueppigkeit verbreitete, zu vertilgen. Männer mit Sensen versehen, welche an langen Stangen befestigt waren, schnitten damit die Pflanzen am Boden des Wassers ab, und hoben sie in größere Fahrzeuge. Etwas vom Ufer entfernt wurden die abgeschnittenen Pflanzen in großen Haufen niedergelegt. Viele Arbeiter waren damit beschäftigt. Es ist aber sehr zu bezweifeln, daß man dadurch der ferneren Ausbreitung der Wasserpest Meister werden wird. Sie wird sich gewiß weiter verbreiten, in die Elbe kommen, und dann hat man mit dem eingebürgerten, über alle Gebühr sich vermehrenden Fremdling einen bedeutenden Kampf zu bestehen. Sie ist schon in vielen süßen Wassern in der Gegend von Hamburg sehr verbreitet. Die besonders schön grüne Pflanze läßt sich in ihrer Lebensweise in dem prachtvollen Aquarium des Hamburger botanischen Gartens besonders gut beobachten; hier wuchert sie in einer solchen Ueppigkeit, daß man wöchentlich Pflanzen daraus vertilgen muß. Der Naturforscher C. C. H. Müller hat die Meinung veröffentlicht, daß bei dem jetzigen Verfahren die Pflanze aus der Alster sich nicht würde ausrotten lassen, oder auch nur ihrem bedeutenden Wuchern Einhalt geschehen könne. Er räth daher an, daß die Leute, welche mit der Ausrottung der Pflanze in der Alster beauftragt sind, sich mit dieser Arbeit stets so nach dem Winde richten sollten, daß derselbe die kleinen Stücke der Pflanze nicht weiter treiben kann, und daß diese mit einem Netze ausgefischt würden. Bekanntlich treiben die meisten Pflanzen, denen man den Kopf nimmt, mit neuer Kraft aus den Wurzeln. Ferner müßte der Grund, an welchem man die Pflanzen abgeschnitten hat, sogleich ausgebaggert werden. Allerdings wäre dieses Verfahren zu dem Zwecke nützlich, aber ein gänzliches Ausrotten der Wasserpest würde dadurch doch nicht erzielt werden. Das wird jeder zugeben müssen, welcher die Pflanzen in ihrer ungeheuren Wucherung, in ihrer großen Massenproduction gesehen hat. Die Wasserpest ist also ein aus der neuen Welt uns zugewachsenes Uebel, welches nach Verhältnissen uns noch viel zu schaffen machen dürfte. Ihre fernere Ausbreitung wird nicht aufzuhalten sein.

Literarisches.

Römische Tage. Von Louis Ehlert. Berlin, J. Guttentag.

Man hört oft von römischen Nächten und ihrem poetischen Mondscheinzauber; wie reich an künstlerischem Zauber die Tage dort vorüberziehen, spricht das vorliegende Buch wieder einmal recht eindringlich aus. Genau ein halbes Jahr des Aufenthaltes in der ewigen Stadt umfassen die Aufzeichnungen, die durch Unmittelbarkeit, Frische und coulante Form den vortheilhaftesten Eindruck machen. Allerdings hätte vielleicht hier und da ein kleiner Strich nichts geschadet, denn die kurzen Abschweifungen auf das Gebiet persönlicher oder conventioneller Nichtigkeiten erscheinen theilweise forcirt und verfehlen dadurch den beabsichtigten humoristischen Eindruck. So z. B., wenn der Verfasser einen Besuch im Capitolinischen Museum, der viel anziehende und von wahrer Kunstliebe zeugende Bemerkungen enthält, damit einleitet, daß er von sich selbst erzählt, wie er vorher einen ihm antipathischen Menschen mit einer Pointe abgetrumpft hat. So etwas muß feiner eingekleidet sein, um liebenswürdig zu erscheinen. Uebrigens ist in den mit Wärme und Leben geschriebenen Urtheilen über Kunst, namentlich Musik, Volksleben und andere öffentliche Dinge so viel Gutes enthalten, daß das kleine Buch als Führer für Reisende nach Rom sehr zu empfehlen sein dürfte.

Neues vom Büchertisch.

Brehm, A. E., Illustrirtes Thierleben. Eine allgemeine Kunde des Thierreichs. 64. Heft. Lex. 8. Hildburghausen. Bibliograph. Institut. 1/4 Thlr.

Müller, A. u. K., Wohnungen, Leben u. Eigenthümlichkeiten in der Thierwelt. 2. Hft. gr. 8. Leipzig. Cramer. 1/4 Thlr.

Zimmermann's Malerische Reisen nach den Inseln des Indischen und Stillen Meeres. Bearbeitet v. E. Zastrow. 11.—14. Lieferung. gr. 8. Leipzig. Wartig. 1/6 Thlr.

Digitized by Google

Hänschen Siebenstern.

Dem Holländischen nacherzählt

von

Adolf Glaser.

Sechzehntes Capitel.

Auszüge aus einigen Briefen.

Fräulein Elisabeth von Dortuch an Fräulein Ernestine von Marsen.

Dornwick, den 30. Juni.

Liebe Erni!

Gewiß bist Du schon recht böse, daß ich mein Versprechen so schlecht gehalten und Dir noch nicht geschrieben habe; aber ich habe reichliche Entschuldigung, denn ich fand hier viele Beschäftigung, da demnächst auf Schloß Hartenstein eine Lotterie abgehalten werden soll, für welche meine Tante mich sofort in Beschlag genommen hat. Zuerst habe ich einen Kragen gestickt, von welchem die gute Tante und Malchen Pankras sich große Dinge versprechen. Ich gebe zwar nicht viel auf das Urtheil dieser beiden prächtigen Seelen; aber Jeanette Siebenstern, die nicht allein einen scharfen Blick hat, sondern in der That eines und das andere auszusetzen wußte, legt meiner Arbeit großen Werth bei. Nun wirst Du fragen, wer ist Jeanette Siebenstern? und die Antwort darauf lautet: Ja, liebe Erni, das ist schwer zu sagen und sie weiß es selbst nicht, denn das arme Mädchen ist ein Findelkind, dessen sich einige alte Herren, die damals noch junge Herren waren, als z. B. Graf Louis von Eilar und Pastor Boll, angenommen haben; sie sieht entzückend aus, ist fröhlich und natürlich, und hat uns vor einigen Tagen bei einer musikalischen Gesellschaft, welche die Praley'schen Damen gaben, eine herrliche Probe ihres musikalischen Talentes gegeben. Ich glaube, sie sucht als Gesellschafterin oder als Gouvernante ein Unterkommen; ich habe schon daran gedacht, sie zu mir zu nehmen, aber so lange ich bei meinem Onkel wohne, wird dies ohne seine Zustimmung nicht gehen. Hoffentlich wird er nichts dagegen haben, daß sie mich einmal besucht und dann kann man ja weiter sehen. Du wirst vielleicht sagen, wenn ich heirathe ist es mit der Gesellschafterin vorbei, denn weder die Männer noch die Frauen haben eine besondere Vorliebe für solche Vertraute. Sehr wahr, aber die Frage ist nur, ob ich sobald heirathen werde. Bei meiner Abreise sagtest Du, Hartenstein und Dornwick liegen nahe beieinander und es wird eine Verlobung mit Moritz von Eilar herausspringen; ich antwortete Dir, Moritz ist in der Garnison und kommt erst im Herbst auf Urlaub nach Hartenstein, ich gehe im Sommer nach Dornwick, um jeden Schein der Absicht zu vermeiden. Nun, ich hatte

Digitized by Google

mich verrechnet! Moritz ist nach Hartenstein gekommen, ob zufällig oder mit Absicht, weiß ich nicht; zuerst glaubte ich das letzte, aber ich bin für die Eitelkeit gestraft worden und habe ganz den Gedanken aufgegeben, daß eine Heirath zwischen ihm und mir jemals zu Stande kommen wird; Moritz ist sehr freundlich und artig gegen mich, aber er macht Jeanette Siebenstern viel mehr den Hof als mir. Meine Tante und die Gräfin Hartenstein würden eine Verbindung zwischen uns gerne gesehen haben und ich würde, wenn er um mich angehalten hätte, ohne Zögern ja gesagt haben: aber ich glaube, daß dabei mehr meine Eitelkeit als mein Herz mitgesprochen hätte.

Um von der Eitelkeit zu reden, so glaube ich, daß ich hier ganz davon geheilt werde, denn stelle Dir nur vor, daß ich mit all' meinem Gelde hier keinen Anbeter habe. Abgesehen von mehreren Herren, die nicht hierher zu rechnen sind, ist außer Moritz nur noch ein einziger verständiger junger Mann hier, ein gewisser Herr Drenkeler, und dieser hat die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot, ergriffen, um mir in's Gesicht zu sagen, daß er kein Mädchen mit Geld heirathen werde; und damit nicht genug, hat er als der intimste Freund von Moritz mir zuerst bemerklich gemacht, daß Moritz nicht an mich denkt. Vielleicht sollte ich diesen Herrn Drenkeler, um ihn für seine anmaßende Erklärung zu strafen, in mich verliebt machen, aber abgesehen davon, daß ich eine Feindin aller Coquetterie bin, müßte ich auch befürchten, daß das Wagstück für mich selbst gefährlich werden könnte. Es gibt Beispiele, daß Mädchen, die einen Mann in sich verliebt machen wollten, sich selbst verliebten und ich möchte nicht gern, daß das mir in Bezug auf Herrn Drenkeler passirte. Er ist jedenfalls kein gewöhnlicher Mensch und obwohl ernsthafter als die meisten jungen Leute, die ich kenne, hat er doch etwas geistig Anziehendes in seinem Wesen, was ihn hoch über jene stellt. Ich habe zwar keine so schlechte Meinung von mir, um zu glauben, daß Niemand mich um meiner selbst willen lieben könnte, aber trotzdem weiß ich, daß die meisten Männer das goldene Kalb verehren und so oft ein unverheiratheter Mann mich anredet, muß ich mich fragen, ob er nicht ebenfalls zu jenen Verehrern gehört. Was nun diesen Herrn Drenkeler betrifft, so möchte ich wohl wissen, ob er die Selbständigkeit so weit treiben würde, ein hübsches Mädchen deshalb unbeachtet zu lassen, weil sie ein jährliches Einkommen von zwanzigtausend Thalern hat? Adieu, liebe Erni! Schreibe mir nur recht bald, wie es Dir geht, und wie Dein Vater, dem ich mich ehrfurchtsvoll empfehle, sich befindet; ob Dein Bruder jetzt zu Hause ist u. s. w.?

Nachschrift: Im vorigen Jahrhundert soll ein Drenkeler mit einem Fräulein aus unserer Familie verheirathet gewesen sein, aber so viel ich weiß, war es kein glückliches Verhältniß. Du wirst es kindisch finden, aber ich gestehe Dir, daß ich eigentlich etwas bange bin vor diesem Drenkeler; sein Blick übt eine so eigenthümliche unheimliche Gewalt aus, daß ich ihn oft im Dunkeln zu sehen glaube; ist das nicht seltsam?

* * *

Fräulein Jeanette Siebenstern an Fräulein Louise Erlangen.

Hartenstein, 30. Juni.

Liebe Louise!

Ich habe Dir bereits in meinem letzten Briefe mitgetheilt, wie herzlich man mich hier empfangen hat und wie lieb und freundlich alle Menschen gegen mich sind. Zwar ist Fräulein Lenchen etwas streng und zankt darüber, daß ich, wie sie sagt, den Herren gegenüber nicht zurückhaltend genug bin, aber wenn ein reicher und vornehmer Mann, wie z. B. Graf Moritz, ein armes und unbedeutendes Mädchen wie mich, anredet, so gehört es sich doch, daß ich offen und freundlich antworte. So albern bin ich nicht, mir einzubilden, daß er sich in mich verlieben werde, denn heirathen würde er mich doch nicht können und ich bin überzeugt, daß er zu edel denkt, um schlechte Absichten zu haben; im Gegentheil versichert er mich, daß er einen Abscheu vor jungen Leuten habe, die in solchen Dingen leichtsinnig denken. So viel ich höre, ist er halb und halb verlobt mit Fräulein von Dortuch. Liebe Louise! die solltest Du kennen! Unermeßlich reich, von angesehener Familie und doch so liebenswürdig! Ueberhaupt sind alle die vornehmen Leute, mit denen ich hier in Be-

ziehung komme, vortreffliche Menschen. Die alte Gräfin Hartenstein ist lieb und freundlich und die Gemahlin des Grafen von Eilar ist ein Engel. Denke Dir, sie hat mir gestattet, jeden Morgen zu ihr zu kommen, um auf ihrem Piano zu üben und vorgestern, als sie mich bei den Praley'schen Damen singen hörte, hatte sie die Güte, zu sagen, daß ich eine sehr gute Carriere machen würde, wenn ich Lust hätte Concertsängerin zu werden. Mir wird freilich ein einfaches häusliches Leben mehr zusagen, als das unstäte und aufreibende Leben einer großen Sängerin. Ja, liebe Louise, ich bin in einer musikalischen Gesellschaft gewesen und habe dort einiges vortragen müssen. Du kannst Dir denken, wie verlegen ich war. Zuerst habe ich gespielt und dann mußte ich singen, erst allein und dann, denke Dir, mit Graf Moritz das Duett aus Wilhelm Tell. Ich bin nur froh, daß alles gut abgelaufen ist, wenigstens versicherte mich der Pastor beim nach Hause gehen, daß alle befriedigt gewesen wären. Außerdem bin ich auch zu einem Gastmahl bei der Frau von Dortuch gewesen und habe mich köstlich amüsirt, obgleich ich anfänglich sehr bange vor der vornehmen Dame war. Einige Tage darauf machten wir dort Besuch und da hat mir Fräulein Betty eine Zeichnung gezeigt, die sie für die Lotterie macht und darauf hat sie mich gefragt, ob ich zu ihr auf Besuch kommen wolle; ich erzählte es beim nach Hause gehen Fräulein Lenchen, aber die meinte, ich sollte mir darauf keine Hoffnung machen, denn das Fräulein würde bald heirathen und ich müßte lernen, selbständig zu sein. Der Pastor aber sagte: Ich glaube, liebes Hänschen, wenn Du es wolltest, würdest Du Menschen genug finden, die Dich das ganze Jahr gerne bei sich behielten, aber es ist besser, Du gewöhnst Dich bei Zeiten daran, auf eigenen Füßen zu stehen. Ich mußte ihm Recht geben, und möchte nicht gern von fremder Gnade abhängen; ich habe den Pastor auch bereits gefragt, ob ich nicht eine Anzeige in die Zeitung rücken solle, aber er meinte, dies würde wohl nicht nöthig sein, woraus ich schließe, daß er bereits irgend eine Aussicht für mich hat. Ich fürchte, liebe Louise, daß hier Jemand ist, der mir den Hof macht, ein Wittwer, schon etwas bei Jahren und mit Kindern. Die Kinder würden mich nicht abschrecken, im Gegentheil, ich würde alles thun, ihnen die Mutter zu ersetzen. Allein der Papa! Er scheint mir ein braver guter Mann zu sein, aber ich finde ihn so gewöhnlich, so trivial! Und doch würde er glauben, mir durch einen Heirathsantrag eine große Ehre anzuthun und die meisten Menschen würden darin seiner Meinung sein. Was würdest Du mir rathen, liebe Louise, im Falle er mir einen Antrag machte? Deine treue Jeanette.

P. S. Soeben kommt Betty, um mich zur Spazierfahrt abzuholen.

* * *

Fräulein Ernestine von Marsen an Fräulein Elisabeth von Dortuch.

A. den 2. Juli.

Liebe Betty!

Mit welchem Vergnügen ich auch Deinen Brief empfing und wie sehr ich mich darüber gefreut habe, so hat er mir doch ein etwas wehmüthiges Gefühl erweckt, einestheils, weil ich daraus ersehe, daß der Gedanke einer Verbindung zwischen Dir und dem jungen Grafen von Eilar wenig Aussicht auf Erfüllung hat und dann, weil Dein Postscriptum in Bezug auf den Herrn Drenkeler mir ganz unverständlich war und mich fast an Deiner gewohnten festen und sichern Haltung zweifeln ließ; grade aus dem fremdartigen Ton, in welchem Du über diesen Herrn schreibst, schließe ich, daß er Dir nicht gleichgiltig ist und daß Du bereits mehr an ihn denkst, als für Deine Ruhe günstig scheint. Was Du mir da von der seltsamen Gewalt seiner Augen mittheilst, macht mich wirklich besorgt, denn ich erkenne daraus Deinen Hang zur Erforschung geheimnißvoller Kräfte und Einwirkungen übernatürlicher Mächte. Du sprichst ja von dem Manne, als wäre er der bleiche Mann aus dem Vampyr. Trinke etwas Lindenblüthenthee, suche Deine Nerven zu beruhigen, Deine Einbildungskraft herabzustimmen und dann überlege Dir noch einmal alles, was Du mit ihm erlebt hast und denke so ruhig an ihn, wie an jeden andern Freier. Und nun, in Antwort auf Deine Anfrage, beginne ich mit dem Gegengruße meines Vaters, der gesund ist wie immer, und wie gewöhnlich sehr beschäftigt. Was meinen Bruder betrifft, so

freut sich derselbe auf die Ferien, welche demnächst beginnen müssen und welche er bei unserer Tante in Obersee zubringen will; ich gönne ihm diese Abwechslung von Herzen, um so mehr, da er im Herbste doppelt angestrengt arbeiten soll, um recht bald der englischen Sprache so mächtig zu sein, wie Papa es von ihm verlangt. Wahrscheinlich wird Papa einen Lehrer nehmen, bei dem auch ich noch etwas profitiren kann. Im übrigen ist es jetzt sehr stille hier, die meisten Bekannten und Deine sämmtlichen Anbeter sind auf Reisen und in Bädern.

Zum Schlusse bitte ich Dich nochmals, alle Zauberbücher dem Feuertod zu überliefern. Schreibe recht bald wieder an Deine treue Ernestine von Marsen.

P. S. Vergiß nicht, Deine Tante und Fräulein von Pankras von mir zu grüßen.

* * *

Fräulein Louise Erlangen an Fräulein Jeanette Siebenstern.

Liebe Jeanette!

Du fragst mich um Rath? Aber liebes Kind, hast Du nicht den besten Berather bei Dir, jenen guten Pastor, der Dich so lieb hat und der ein so prächtiger und verständiger Mensch ist, und außerdem Dein eigenes Herz? Wenn der Wittwer, von dem Du schreibst, redlich und brav ist und genug hat, um eine Frau anständig zu erhalten, so wird eine Heirath mit ihm gewiß wünschenswerther sein, als das Loos der Abhängigkeit, welches Dir sonst beschieden ist. Du erinnerst Dich doch, was unsere englische Lehrerin immer sagte, wenn wir sie frugen, was sie lieber sei, Gesellschafterin oder Gouvernante. Gesellschafterin? ja, aber die eines Gemahls; Gouvernante? ja, aber die der eigenen Kinder, und wenn Madame Silbermann solche Ausdrücke auch sehr unpassend fand, so lag doch viel Wahrheit darin, und Du weißt, wie gut ich dieselbe eingesehen habe. Freilich will ich meine Freiheit noch einige Zeit genießen, bevor ich mich in das Joch der Ehe begebe, um strengere Pflichten zu erfüllen. Ketten sind Ketten, sie mögen von Rosen oder von Gold sein, denn die Rosen haben Dornen und das Gold ist schwer. Was nun nochmals Dein Verlangen um Rath betrifft, so erinnere ich mich, daß ich einmal eine Bekannte frug, wie sie sich dazu hätte entschließen können, einen Mann zu heirathen, der das Gegenstück eines Adonis sei; sie antwortete sehr bezeichnend: Als er um mich anhielt, stand kein anderer neben ihm. Sollte Deine Unentschlossenheit in Bezug auf Herrn Schnell vielleicht darin begründet sein, daß ein anderes Bildniß neben ihm, ja vielleicht vor ihm steht? Du kommst in Deinem Briefe gar oft auf den jungen Grafen zurück.

P. S. Ich muß Dir noch mittheilen, daß wir demnächst eine Reise durch die Schweiz antreten und über Paris zurückkehren werden. Wir gehen alle zusammen mit, Mama, meine Brüder und Schwestern, ein ganzer Wagen voll.

* * *

Fräulein Elisabeth von Dortuch an Fräulein Ernestine von Marsen.

Dornwick, den 3. Juli.

Ich dachte nicht, daß ich sobald schon wieder schreiben würde, aber ich fühle das Bedürfniß, mein Herz auszuschütten, denn ich weiß nicht, wie mir zu Muthe ist und was mit mir geschieht. Schon seit einigen Tagen habe ich bemerkt, wenn ich durch das Dorf ging, daß die Leute mich verwundert anstarrten und mit Kopfschütteln und heimlichem Gemunkel mir nachsahen; gestern kommt der Doctor Mat, um meiner Tante, wie er häufig zu thun pflegt, einen Besuch zu machen. Bei früheren Gelegenheiten war ich unter irgend einem Vorwande hinausgegangen, diesmal aber ließ sich das nicht gut ausführen und ich blieb ruhig bei meiner Arbeit sitzen. Nachdem sich der Mann nach dem Befinden meiner Tante erkundigt hatte, wendete er sich zu mir und fragte in auffallend besorgtem Tone, wie es mit meiner Gesundheit stehe; ich antwortete natürlich, daß mir nichts fehle, worauf er, zuerst mich und dann meine Tante bedenklich ansehend, sich erkundigte, ob mein Schlaf, mein Appetit gut sei u. s. w. Ich wurde verdrießlich über des Mannes Zudringlichkeit und entgegnete ihm, daß ich mich vollkommen wohl fühlte und durchaus keine ärztliche Sorge nöthig hätte; er schwieg, seufzte, denke Dir, Ernestine, seufzte, und ging fort. Bald darauf suchte die Tante eine Unterredung mit mir und quälte mich mit Fragen, aus denen hervorging, daß sie

Digitized by Google

dieselbe Meinung wie ihr Arzt hegte und mich für krank hielt. Ich war eben im Begriffe ernstlich böse zu werden, als ihr Haushofmeister Ebert hereinkam und ihr einen Brief überreichte, wobei er ihr sagte, daß die Frau, welche den Brief gebracht habe, auf Antwort warte. Die Tante unterbrach ihren Sermon und öffnete den Brief. Kaum hatte sie denselben gelesen, als ich bemerkte, daß sie in verdrießliche Aufregung gerieth.

„Was ist das?" sagte sie zu Ebert, „ist die Person — die Frau, wirklich hier?"

„Ja, gnädige Frau," antwortete Ebert.

„Sage ihr, daß ich sie nicht sprechen kann," entgegnete meine Tante im strengen Tone.

„Gnädige Frau," versetzte der alte Mann mit einem Ausdruck, der mir eine gute Meinung von seinem Herzen beibrachte, „die Frau scheint sehr müde und schwach, es kostete sie Mühe, die Treppe heraufzukommen."

„Wozu kommt sie hierher?" war die Entgegnung.

Weder Ebert noch ich wußten auf diese Frage eine Antwort zu geben, was meine Tante allerdings auch gar nicht erwartete.

„So mag sie ausruhen," fuhr sie fort, „und Du kannst ihr etwas zu essen geben, aber ich wünsche nicht sie zu sprechen.

Da mir das gute und wohlthätige Herz meiner Tante bekannt war, so war mir die Art und Weise, wie sie diesmal gegen eine Bedürftige auftrat, räthselhaft und ich fühlte eine gewisse Sympathie mit der Person, die so unbarmherzig weggeschickt wurde. Der Brief, den meine Tante in der Hand hielt, sah nicht wie ein Bettelbrief aus, er war auf feines Papier geschrieben, sauber gefaltet und mit Siegellack zugemacht. Man konnte an dem Briefe sehen, daß der Schreiber eine gute Erziehung haben mußte. Ich faßte Muth und frug meine Tante, ob ich vielleicht mit der Frau reden solle.

„Nein, durchaus nicht," antwortete sie; „diese Frau verdient nicht, daß wir uns ihrer annehmen."

Dieser heftige Ausbruch erweckte auf's neue mein Erstaunen. Ich fühlte jedoch, daß es besser war, die Sache fallen zu lassen und glücklicherweise riß Ebert mich aus der Verlegenheit, indem er mit der Ankündigung hereintrat, daß mein Wagen bereit sei. Ich beabsichtigte nämlich nach Hartenstein zu fahren, um mit meiner neuen Freundin Jeanette eine kleine Spazierfahrt zu machen. Ich beeilte mich, Hut und Tuch zu holen, und als ich wieder herunterkam, konnte ich nicht unterlassen, einen Blick in die Stube zu werfen, wo die unbekannte Frau sich befand. Ich konnte durch die geöffnete Thür zwar nur flüchtig hineinsehen, aber dies genügte, um zu erkennen, daß sie bleich aussah und einfach, aber sorgfältig gekleidet war. Ich stieg in meinen Wagen und bemerkte beim Wegfahren, daß außerhalb des Parkes ein junger Mann auf dem Wege auf und ab schritt, der mich sehr höflich grüßte. Mir kam der Gedanke, ob derselbe wohl zu jener Frau gehöre und ich hätte mich, wenn es schicklich gewesen wäre, gern noch einmal nach ihm umgesehen. Rasch gelangten wir nach Hartenstein. Ich ließ den Bedienten, der dort einiges zu besorgen hatte, absteigen und fuhr nach dem Pfarrhause, wo Jeanette bereits auf mich wartete. Nachdem sowohl der Pastor wie seine Schwester sich besorgt darüber geäußert hatten, daß ich die Fahrt ohne Bedienten wagen wolle — auch ein grade Anwesender gewisser Herr Schnell, der sich viel um Jeanette bemüht, wie mir scheint, gab seinen Senf dazu — entschied Jeanette, daß sie sich nicht fürchte und stieg fröhlich zu mir in den kleinen Wagen. Eigentlich hätte ich nicht nöthig gehabt den Bedienten wegzuschicken und Tante hatte dies auch nicht gewollt; aber es ist zu langweilig, bei dem Krämer, dem Schlächter, dem Tapezierer u. s. w. herumzufahren und überall zu warten, bis der Bediente die Rosinen, die Coteletten und wer weiß was alles gekauft hat, und noch langweiliger ist es, wenn man zu zweien fährt und es sitzt ein alberner Bursche hinter einem, der jedes Wort hören kann. Dagegen finde ich nichts angenehmer, als mit Jemand, der Herz und Gemüth hat, in einer hübschen Gegend herumzufahren oder zu gehen und sich recht rückhaltlos auszusprechen, ohne die Furcht, mißverstanden oder ausgelacht zu werden. So Jemand hatte ich in Jeanette gefunden, das wußte ich, und ich wollte mir das Vergnügen nicht durch die Gegenwart eines ungebildeten Menschen stören lassen. Ich berechnete daher, daß wir eine hübsche Spazierfahrt machen

Digitized by Google

könnten, während der Bediente die Einkäufe besorgte. War dies etwas unrechtes? Wahrhaftig, wäre meine Tante nicht so altmodisch, so würde ich immer ohne Bedienten fahren. Doch sei dies wie es wolle, wenn ich ein Unrecht beging, so wurde ich hart dafür bestraft. Ich fuhr zum Dorfe hinaus und in das kleine Gehölz bei Hartenstein, wo der Weg gut war und nun das Pferd in gewöhnlichem Schritte weiter ging. Weder für Jeanette noch für mich war der Weg neu, aber wir bekannten einander, daß er uns dennoch ganz neue und überraschende Schönheiten bot und wir ergingen uns in entzückten Bemerkungen über die Schönheit der Bäume, die mit Blüthen übersäeten Wiesen und die frische wohlriechende Luft, die uns erquickte. Zwei junge Mädchen können jedoch nicht eine halbe Stunde zusammen sein und nur über die Natur plaudern und so konnte ich mich nicht bezwingen, einmal einen andern Stoff anzufassen und fing an, Jeanette ein wenig mit den Aufmerksamkeiten des Herrn Schnell zu necken, welcher, wie ich sagte, das Pfarrhaus nie so oft besucht habe, als seit ihrer Ankunft.

„Warum nicht gar?“ sagte sie lachend; „Herr Schnell könnte recht gut mein Vater sein!“

„Ja,“ antwortete ich, „er würde besser zu Fräulein Lenchen passen, aber es würde vielleicht keine ganz schlechte Partie sein.“

Ich sagte das mit so ernsthaftem Gesichte, daß ich es gleich darauf bereute, denn das ihrige verlor mit einem Male seinen fröhlichen Zug und sie frug mich ganz ängstlich:

„Glauben Sie wirklich, daß ich ihn nehmen muß, wenn er um mich anhalten sollte?“

„Ei! ei!“ entgegnete ich, „nehmen Sie es so ernsthaft? Mein liebes Kind, so ist es nicht gemeint.“

Sie fuhr fort: „Ich würde seinen Antrag lieber ablehnen, aber wahrscheinlich wird er gar nicht um mich anhalten, da ich kein Vermögen habe und viel zu jung bin, um eine rechte Mutter für seine Kinder zu sein.“

Ich war einigermaßen verlegen, denn ich hatte gedacht, daß der Herr Schnell tief unter ihr stehe, und nun ließ sie mich fühlen, daß sie nicht einmal eine wünschenswerthe Partie für ihn sein könne. Ich sagte ihr, der Mangel an Vermögen habe auch seine guten Seiten, da sie dadurch wenigstens gesichert sei, daß man nicht des Geldes, sondern ihrer selbst wegen um sie anhalte. Unser Gespräch nahm hierauf eine andere Wendung, indem Jeanette sondiren zu wollen schien, wie ich über den Grafen Moritz dächte. Ich entgegnete ihr, daß Moritz mich als Freundin gewiß gerne leiden möge, aber so wenig verliebt in mich sei, wie in jenen Kastanienbaum dort.

„Ich glaube, Sie thun ihm Unrecht,“ entgegnete sie mit Wärme; „Sie hätten gestern hören sollen, wie eifrig er ihre Partei nahm und Ihre guten Eigenschaften hervorhob.“

„Meine Partei nahm?“ entgegnete ich ein wenig verwundert und erschrocken, „wurde ich denn irgend eines Unrechts beschuldigt, und von wem?“

Das arme Mädchen gerieth nicht wenig in Verwirrung und erwiederte ausweichend: „Es war keine Beschuldigung, man sagte nichts von Ihnen, das nicht —“

„Liebe Jeanette,“ entgegnete ich, „ich will Sie nicht veranlassen, ein Privatgespräch auszuplaudern, aber da Sie sagen, daß Moritz mich in Schutz genommen habe, muß ich doch annehmen, daß man mir irgend etwas zur Last legte; ich will nicht wissen, wer dies gethan hat, aber es wäre mir doch angenehm, zu erfahren, was man für Mängel an mir entdeckt, damit ich mich bessern kann, wenn ich finde, daß man recht hat.“

„Man hat nichts an Ihnen auszusetzen,“ versetzte sie in noch größerer Verwirrung und fügte in bittendem Tone bei: „Fragen Sie nicht danach.“

„Ich habe zu viel gehört, um nicht alles wissen zu wollen“ sagte ich eifrig; „es muß irgend etwas vorliegen, was, weiß ich nicht, aber seit einigen Tagen bemerke ich, daß die Menschen mich ansehen, als wäre ich ein Meerwunder; selbst meine Tante ist anders als sonst gegen mich und Ihre eigene Haltung in diesem Augenblicke bestätigt meine Behauptung; es muß etwas recht schlimmes sein, was man mir zur Last legt, und ich habe ein Recht, zu verlangen, daß man mir kein Geheimniß daraus mache.“

Jeanette schien einen Entschluß gefaßt zu haben. „Es ist nichts schlechtes,“ sagte

Digitized by Google

sie, „es ist nur lächerlich; man hatte Fräulein Lenchen erzählt, daß Sie — es ist eigentlich zu albern, um es zu sagen — daß Sie —" hier stockte ihre Stimme wieder.

„Nun?" entgegnete ich, „daß ich, was denn? die Bank bestohlen habe? oder in einen chinesischen Haarzopf verliebt sei?"

„Etwas derart," antwortete sie, indem sie einen scherzhaften Ton annahm; „kurzum, man versicherte, daß sie närrische Dinge gethan hätten."

„Nun, und welche?"

„Dasselbe frug auch Moritz," versetzte sie, „und er sagte, o, er war so böse, es wäre Geschwätz von Faullenzern und Kaffeeschwestern und er würde die Veranlasser solcher albernen Lügen wohl finden und ihnen für immer die Lust dazu vertreiben, o, er war so böse, seine Augen funkelten wie Sterne, er hält wirklich viel von Ihnen, Betty!"

„Er hält viel vom Rechte," entgegnete ich, „und duldet nicht, daß man von jemand in dessen Abwesenheit schlecht spricht."

„Nein," erwiederte sie, „er that es in einem Tone, den man nicht annimmt, wenn es jemand gilt, der uns gleichgiltig ist."

„Ich könnte wirklich glauben," versetzte ich, „daß er Sie gebeten hätte, sein Advocat bei mir zu sein, aber vergessen Sie nicht, daß ein guter Advocat zwar die Geschäfte seines Clienten, aber nicht den Clienten selbst so eifrig in Schutz nimmt."

Sie wurde blutroth und ich frug sie darauf nochmals, welcher Art die Beschuldigung gewesen sei, die man gegen mich vorgebracht hatte.

„Ich kann wirklich nicht mehr darüber sagen, als ich gethan habe," antwortete Jeanette; „man sagte nur, daß sie Dinge gethan hätten, die kein verständiger Mensch jemals thun würde."

„Ich werde also genöthigt sein, Fräulein Lenchen selbst zu fragen," sagte ich.

„Ich bitte, thun Sie das nicht," versetzte sie; „es war unvorsichtig von mir, aus der Schule zu plaudern und Fräulein Lenchen hat bereits genug hören müssen vom jungen Grafen, vom Pastor und von Herrn Drenkeler."

„Also der war auch dabei?" frug ich; „und nahm er auch meine Partei, er, der mich kaum kennt?"

„Das sagte er auch," entgegnete sie, „aber er setzte bei, daß er unmöglich etwas anderes von Ihnen glauben könne, als daß Sie das gebildetste, liebenswürdigste und verständigste Fräulein seien, das ihm jemals vorgekommen."

„Nun, das läßt sich hören," entgegnete ich scherzend, „und somit hatte ich ja eine ganze Reihe von Vertheidigern. Nun, dann will ich Ihnen einen Vorschlag machen, gegen den Sie gewiß nichts einwenden können; ich werde sofort, wenn ich sie nachher am Pfarrhause abgesetzt habe, den Pastor um eine Unterredung bitten. Was meinen Sie dazu?"

„Das ist ein guter Gedanke," sagte sie, „und einen bessern Rath kann Ihnen niemand geben."

Wir waren inzwischen in einem weiten Halbkreis um das Dorf herumgefahren und kamen nun wieder auf die große Landstraße zurück. Ich beabsichtigte, den Bedienten am Gasthofe aussteigen zu lassen und dann auf der andern Seite noch ein wenig in's Freie zu fahren. Mit einem Male kam von der andern Seite des Weges der Postwagen angefahren und der Postillion stieß aus Leibeskräften in's Horn. Bei diesem Laut erschrak mein Ponny, sprang bei Seite, wodurch der eine Zügel am Gebiß abriß, und da ich grade sehr straff hielt, so war die natürliche Folge, daß der Ponny umkehrte und im vollen Lauf den Weg wieder zurückeilte, den wir gekommen waren. „Nur nicht bange," sagte ich zu Jeanette, die mir in den Arm fiel; „bleiben Sie ganz ruhig sitzen." Ich war indessen selbst nicht sehr ruhig, denn der leichte Wagen schwankte verdächtig hin und her und die Gefahr lag nahe, daß wir jeden Augenblick in den Graben geschleudert wurden. Aber siehe da, mit einem Male sprang Jemand, der von Dornwick herkam, quer über den Weg, ergriff den nachschleifenden Zügel, ließ sich eine Weile mitschleppen und brachte den Ponny vollständig zur Ruhe. Wir erhielten einen kleinen Stoß und beeilten uns unmittelbar darauf, aus dem Wagen zu steigen. Das erste, was ich that, war natürlich, nach unserm unerschrockenen Retter zu sehen, der sich aufgerafft hatte und arg bestaubt bei dem Pferde stand. Wen aber, denkst Du wohl, erkannte ich? — Denselben Menschen, den ich bei der Abfahrt von Dornwick an der Gartenpforte hatte warten sehen, und wenige Schritte von

Digitized by Google

ihm entfernt erblickte ich nun auch dieselbe Frau, die von meiner Tante abgewiesen worden war. Sie war todtbleich vor Schrecken. Meine Vermuthung, daß die beiden Unbekannten zueinander gehörten, hatte sich bestätigt und ich brauchte die beiden nur näher anzusehen, um nicht zu zweifeln, daß ich Mutter und Sohn vor mir hatte.

„Ich bin Ihnen sehr verpflichtet, für die rechtzeitige Hilfe," sagte ich, worauf er sich schweigend verbeugte.

„Hoffentlich haben Sie keinen Schaden genommen?" frug ich darauf.

„Alles ist glücklich abgelaufen," entgegnete er, „vorausgesetzt, daß der Schreck den Damen nichts schadet."

„Hoffentlich nicht," versetzte ich; „aber Ihre Frau Mutter ist gewiß heftig erschrocken," fügte ich bei, da die Frau nun nahe zu uns gekommen war.

„In der That," antwortete sie mit zitternder Stimme, indem sie ihren Sohn zärtlich und angstvoll anblickte; „wie konntest Du so unvorsichtig sein, Albert, hast Du Dich nicht beschädigt?"

„Nein, Mutter," entgegnete er, „ich bin nur etwas staubig geworden und dagegen gibt es Mittel."

In diesem Augenblicke hörte ich mehrere Stimmen und erkannte Herrn Drenkeler, der mit unserm Bedienten und einem halben Dutzend anderer Menschen auf uns zugelaufen kam.

„Es ist doch kein Unglück geschehen?" frug Drenkeler, indem er mich mit jenem Blicke ansah, von dem ich Dir schon schrieb, daß er mich überall verfolge.

„Ich danke Ihnen," sagte ich, „es würde uns schlimmer ergangen sein, wenn uns der Herr hier nicht rechtzeitig zu Hilfe gekommen wäre."

Nachdem ich dies gesagt hatte, gab ich dem Bedienten einen Wink, daß er dem Fremden den Zügel des Pferdes abnehmen solle. Dann aber gerieth ich in eine neue Verlegenheit. Der junge Mann hatte ein viel zu verständiges und gebildetes Aussehen, als daß ich es hätte wagen dürfen, ihm eine Belohnung anzubieten, auch seine Mutter, obgleich sie schwach und leidend aussah und in ihrer ganzen Kleidung eine gewisse Dürftigkeit zu erkennen gab, machte doch so sehr den Eindruck einer Dame, daß ich nicht wußte, wie ich mit ihr daran war. Ich rief mir jedoch in's Gedächtniß zurück, daß sie bei meiner Tante Hilfe gesucht hatte und zog mein Portemonaie hervor, aus welchem ich ein Goldstück nahm. Sie hatte meine Bewegung bemerkt und noch bevor ich dazu gekommen war, ihr das Geschenk zu überreichen, schüttelte sie leise den Kopf und flüsterte mir sanft zu:

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein!"

„Verzeihen Sie mir," stammelte ich, „ich hatte —" ich konnte den Satz nicht aussprechen, denn meine Blicke fielen auf den Sohn und ich schämte mich der Rolle, die ich spielte. Um meinen Fehler wieder gut zu machen, reichte ich ihm die Hand hin und sagte: „Nehmen Sie nochmals vielen Dank, mein Herr, und wenn ich Ihnen oder Ihrer Frau Mutter jemals irgend wie dienen kann, so erinnern Sie sich, daß ich von Dortuch heiße und in A. bei meinem Onkel, dem Herrn von Bassen, wohne."

Ich glaube, daß der Eindruck, den ich hervorbrachte, ein günstiger war, denn das Gesicht des jungen Mannes hellte sich auf und während er meine Hand an seine Lippen zog, sagte er:

„Ich hatte bereits das Vergnügen, das gnädige Fräulein zu sehen."

In demselben Augenblicke wurde jedoch meine Aufmerksamkeit von ihm abgezogen, denn während der Sohn mit mir sprach, war Jeanette zu der Mutter getreten und hatte ausgerufen:

„Ist es denn möglich, Frau Hermann! Irre ich mich nicht, Sie sind es!"

„Ich weiß wirklich nicht, gnädiges Fräulein," sagte die Angeredete.

„Wie, Sie kennen Hänschen nicht mehr?" sagte Jeanette, indem sie ihr die Hand drückte.

„Hänschen?" entgegnete überrascht die andere und sie sah uns beide an, als erwarte sie eine Aufklärung des seltsamen Zufalls. Leider blieb ihr jedoch dazu keine Zeit.

„Mutter," begann Albert Hermann — ich kannte seinen Namen nun — „dort wartet der Postwagen und wir müssen uns eilen, wenn wir die Abfahrt nicht versäumen wollen."

Damit bot er ihr den Arm und mit einem höflichen kurzen Gruße schlugen sie den Weg zur Post ein.

„Was soll nun geschehen, gnädiges Fräulein?" frug darauf Drenkeler.

Digitized by Google

„Ich glaube," entgegnete ich, „das klügste wird sein, wenn wir nach dem Dorfe zurückkehren und den Zügel ausbessern lassen. Wer war diese Frau Hermann, Jeanette?"

„Es ist dieselbe," antwortete sie, „von der ich kürzlich sprach, die in demselben Hause wohnte mit mir und Stickmuster zeichnete. Ich habe ihr manchen Ausgang besorgt, als ich klein war. Es thut mir leid, daß ich sie nicht fragen konnte, wie es ihr jetzt geht."

Ich erinnerte mich, daß Jeanette mit mir von ihr gesprochen hatte und ich bitte Dich, liebe Ernestine, gelegentlich Erkundigungen einzuziehen, ob Frau Hermann noch in der kleinen Blumenstraße wohnt, wie vor zehn Jahren. Wir gingen hierauf zu Fuße, den Wagen hinter uns, nach dem Dorfe zurück und es währte nicht lange, so hatten sich uns eine Menge Begleiter angeschlossen, die zu meinem großen Verdruß uns umringten und sich mit der größten Besorgniß über den Unfall und unser Befinden erkundigten.

„Lieber Himmel," sagte ich endlich zu den Umstehenden, „was machen die Herren für ein Aufheben von dem geringen Vorfall! Es ist Niemand verwundet oder verletzt. Der ganze Schaden besteht in einem zerrissenen Zügel, der bald wieder in Ordnung sein wird. Inzwischen werde ich Fräulein Siebenstern nach dem Pfarrhause begleiten." Ich machte mich mit Jeanette auf den Weg und Drenkeler nebst Herrn Schnell ließen es sich nicht nehmen, uns zu begleiten. Unterwegs begegnete uns Moritz, der sehr erfreut war, daß die Sache so gut abgelaufen und wie mir schien ganz besonders darüber, daß nicht Drenkeler, sondern ein Fremder uns Beistand geleistet hatte. Ueberhaupt schien es mir, daß er seinen Freund ungern in unserer Gesellschaft sah.

Wir kamen zum Pfarrhause und glücklicherweise waren wir die ersten, welche dem Pastor die Nachricht von dem Unfalle und dem glücklichen Verlauf desselben brachten. Es bot sich keine Gelegenheit, den Pastor allein zu sprechen, und da der Bediente mit dem Wagen bald kam, ich auch die Verpflichtung fühlte, meiner Tante sobald als möglich selbst Bericht zu erstatten, bevor ihr eine übertriebene Nachricht zu Ohren gekommen war, beeilte ich mich, nach Hause zu fahren. Meine Tante schloß die Lippen und legte ihr Gesicht in die ernsthaftesten Falten, als ich ihr erzählte, daß mein Retter der Sohn jener Frau gewesen sei, die sie habe sprechen wollen, und ich hatte nicht den Muth, sie um eine Aufklärung des Räthsels zu ersuchen. Solltest Du, liebe Ernestine, irgend etwas über die Beziehungen der Frau Hermann zu unserer Familie erfahren, so verschweige es nicht

Deiner Dich liebenden Betty.

Nachschrift. Soeben empfange ich Deinen Brief und obgleich der meinige wahrhaftig lang genug ist, so kann ich ihn doch nicht absenden, ohne ein Wort als Antwort beizufügen. Wahrhaftig, Ernestine, Du hast recht, es ist etwas mit mir vorgegangen; was es ist, ob ich in diesen Herrn Drenkeler verliebt bin, weiß ich selbst nicht. Du wirst mich auslachen, aber dieser Drenkeler ist ein außergewöhnlicher Mensch von anziehendem Wesen. Er besitzt ein Zauberflacon, durch welches ich an so manche phantastische Gedanken und Träumereien erinnert wurde, denen ich von jeher gerne nachhing.

Drenkeler's Augen haben etwas von jener Gewalt, die uns gegen unsern Willen bezwingt, und Du wirst mir zugestehen, daß in diesem Menschen manches vereinigt ist, was ihn mir interessant erscheinen lassen muß. Nun aber will ich schließen, denn mein Brief ist wahrhaftig so umfangreich geworden, daß ich ihn kaum mit der Post zu versenden wage; am besten wird es sein, ich packe ihn mit einem Ziegelstein zusammen und sende ihn Dir als Frachtstück.

Siebzehntes Capitel.

Der Unwille, den Betty empfand, als sie den Grund erfuhr, welcher die seltsamen Blicke und Begegnungen veranlaßte, würde sich noch beträchtlich gesteigert haben, hätte sie erfahren, auf welche Weise man den Unfall ausbeutete, der ihr auf der Spazierfahrt mit Jeanette begegnet war. Namentlich bildete die plötzliche Anwesenheit des ritterlichen jungen Mannes, der ihr Hilfe geleistet hatte, Stoff zu den seltsamsten Voraussetzungen. Daß sie ihm die Hand gereicht hatte, genügte nicht und das Gerücht verkündete, sie sei ihrem Retter

Digitized by Google

um den Hals geflogen. Anfangs hielten sich diese Gespräche in den untern Schichten der Hartensteinschen Gesellschaft, aber ebenso wie der Doctor Mat die erste Kunde von den unsinnigen Reden über Betty nach Dornwick gebracht hatte, brachte er auch jetzt seine vermehrten Nachrichten und Vermuthungen dort hin.

Am nächsten Tage stellten sich mehrere Besuche ein, die sich nach der Gesundheit des Fräuleins erkundigten, auch der Doctor Mat kam und verschrieb ihr ein Recept; er wollte dasselbe mitnehmen, um es in der Apotheke machen zu lassen, aber Betty nahm es ihm mit den Worten: „Darf ich einmal sehen, was Sie mir verschrieben haben?“ aus der Hand. Nachdem sie es flüchtig durchgesehen hatte, gab sie es ihm mit den Worten zurück: „Lassen Sie es immerhin machen, zu nehmen gedenke ich es nicht.“

„Wie? was?“ rief der Arzt ganz erstaunt; „warum denn nicht?“

„Weil ich,“ antwortete Betty, „durchaus nicht die Absicht habe, mich langsam an Gift zu gewöhnen.“

„Gift?“ entgegnete Mat; „ich gebe Ihnen doch kein Gift?“

„Nicht? und was soll das Morphin?“

„Konnten Sie das Recept entziffern?“ rief der Arzt in einem Tone, in welchem Verdruß und Verwunderung sich einigten; „Morphin ist ein unschuldiges Mittel, um Jemand zu beruhigen.“

„So unschuldig,“ versetzte Betty, „daß man mit etwas mehr, als Sie mir da verschrieben, einen Menschen in die Ewigkeit senden kann.“

Der Doctor schüttelte den Kopf und sagte sehr ernsthaft: „Ich gebe Ihnen nicht mehr als nöthig ist, um Ihnen einen ruhigen Schlaf zu verschaffen.“

„Und ich bin noch zu jung,“ sagte Betty, „um ein Mittel nöthig zu haben, das mich in Schlaf bringt. Die gute Mutter Natur und ein wenig Bewegung im Freien helfen mir besser dazu. Nach meiner Ueberzeugung habe ich für den Augenblick keinen Arzt nöthig und auch kein Verlangen nach einem solchen geäußert.“

Doctor Mat biß sich auf die Lippen und sagte dann: „Die gnädige Frau hat mich hierher geschickt, damit ich dem gnädigen Fräulein etwas verschreiben soll; wenn Ihnen damit nicht gedient ist, so wasche ich meine Hände in Unschuld. Aber Sie werden es selbst zu bereuen haben, wenn keine Besserung eintritt.“

Er blieb dann noch eine Weile stehen und als er bemerkte, daß Betty durchaus keine Notiz mehr von ihm nahm, empfahl er sich kurz und wurde von Betty sehr kühl entlassen.

Bald waren die Gerüchte in Bezug auf Betty so allgemein glaubwürdig befunden, daß nur die Gräfin von Hartenstein und ihr Sohn, Graf Eilar, Boll und Jeanette ihre Partei nahmen. Graf Eilar würde mit allem Eifer die Spur verfolgt haben, welche ihn zu der Quelle dieser lügenhaften Redereien führen konnten, wenn ihm der Kopf nicht durch seine Frau nach einer andern Richtung hin heiß gemacht worden wäre, natürlich mit der Vorausbemerkung, daß sie zwar einsehe, „wie sie in den meisten Dingen sehr kurzsichtig sei; es sei ihr aber doch nicht entgangen, weshalb Moritz so häufig nach dem Pfarrhause gehe.“ Dann hatte sie ihren Gemahl gefragt, ob er nicht bemerkt habe, wie die beiden jungen Leute bei der Abendgesellschaft der Damen Praley in Blicken und Geberden so ausdrucksvoll als Arnold und Mathilde sich ihre gegenseitige Neigung zu erkennen gegeben hätten, daß jeder einsichtige Beobachter die wahre Bedeutung derselben nicht verkennen konnte. Nach ihrem dummen Verstande, so schloß die Gräfin ihre Rede, wäre es das Beste, Jeanette so schnell als möglich zu entfernen, obgleich dies leichter zu sagen als auszuführen wäre, denn wohin solle man sie bringen und welchen Vorwand würde man für die Entfernung angeben.

Mit Moritz über den Gegenstand zu sprechen, erschien gefährlich, und vergeblich ging Graf Eilar mit dem Pastor zu Rathe, wie sie die Sache bewerkstelligen sollten, ehe dem jungen Mann sich Dinge in den Kopf setzten, an die er vielleicht noch gar nicht dachte. Sie ahnten freilich nicht, daß bereits ein Anderer dafür gesorgt hatte und daß Drenkeler seine Absicht, die Aufmerksamkeit des jungen Grafen von Betty abzulenken und auf Jeanette zu übertragen, bereits vollkommen erreicht hatte.

Der erste Keim der Liebe fiel in das Herz des jungen Grafen als er sich verpflichtet glaubte, das junge Mädchen gegen die unlauteren Absichten seines Freun-

Digitized by Google

des in Schutz nehmen zu müssen. Er war zwar verständig genug, um einzusehen, daß das Ziel seiner Liebe entweder eine gleiche Schlechtigkeit von ihm verlange, wie die, welche er bei Drenkeler verabscheute, oder ihn in den Augen der Welt zu einer Thorheit trieb, und obgleich eine Messalliance heut' zu Tage nicht mehr so beurtheilt wird, wie vor hundert Jahren, so war doch grade für ihn die Verantwortung eine um so größere, da sein Bruder ohne Nachkommen und er der Stammhalter seines Geschlechtes war. Er fühlte, daß ein Entschluß zu einer Heirath mit Jeanette seiner Mutter großen Kummer bereiten und er dadurch mit allen seinen Freunden und Verwandten in Conflict kommen werde. Wenn er sich allein befand, stand der Entschluß, seine Neigung zu opfern, bei ihm fest, so oft er freilich dann wieder mit dem Gegenstande seiner Neigung zusammentraf, gerieth er in Zweifel und schwankte in seinen Absichten.

So verging eine kurze Zeit bis der Tag herankam, an welchem die große Lotterie in Hartenstein stattfinden sollte.

Die Verloosung war in der Art angeordnet, wie man in England derartige Wohlthätigkeitsunternehmungen unter dem Namen fancy fair veranstaltet. Das herrlichste Wetter begünstigte das Unternehmen und die Gräfin Hartenstein hatte die Gelegenheit benutzt, um den Bewohnern der Gegend ein reizendes Fest zu geben. Die Orangerie war ausgeräumt und sämmtliche Gewächse im Freien aufgestellt. Das leere Glashaus, welches von außen mit Fahnen und Blumenguirlanden geschmückt war, hatte man zum Büffet eingerichtet, wo man allerlei Erfrischungen, wie Kaffee, Wein, Limonade nebst Gebäck und Butterbroten bekommen konnte. Die Bedienung geschah unter der Aufsicht einer der Damen des Vorstandes. Vor der Orangerie befanden sich in einem Halbkreise große Tische, auf welchen die Gegenstände, welche zum Verkauf und zur späteren Verloosung eingeliefert waren, sich befanden. Die einzelnen Sachen waren in Gruppen nach der Art der Gegenstände eingetheilt und hübsch aufgeschichtet und jeder Tisch wurde von einer Verkäuferin, die sämmtlich in Weiß gekleidet und mit einem blauseidenen Bande ausgezeichnet waren, überwacht. Es waren sechs solcher Verkäuferinnen und befanden sich darunter auch Fräulein von Dortuch und Jeanette Siebenstern.

Da Jedermann an diesem Tage der Eintritt gestattet war, so hatte die Gräfin alle ihre männliche Bedienung im Garten vertheilt, um jede Störung und Ungehörigkeit zu verhindern.

Es währte nicht lange, so fanden sich eine Menge Menschen ein, welche die schönen Sachen betrachteten, aber nur wenige entschlossen sich, etwas zu kaufen. Mitunter geschah es, daß hier und da einer der Herren eine Kleinigkeit auswählte, um mit den schönen Verkäuferinnen ein Gespräch anknüpfen zu können.

So näherte sich der Herr Verdrongen dem Verkaufsstande des Fräuleins von Dortuch, welche Korbwaaren feil hielt und legte seine Hand auf eins der kleinsten Körbchen, während er sehr artig frug, was der Preis desselben sei. Er hatte jedoch nicht bemerkt, daß das Körbchen von sehr feiner ostindischer Arbeit war und erschrak daher nicht wenig, als Betty fünf Gulden dafür forderte.

„Sie irren sich wohl?“ sagte er, aber Betty versetzte: „Ich kann mich unmöglich irren, da der Preis darauf notirt steht und es noch überaus billig ist. Soeben hat der Herr Graf Eilar eins gekauft, welches fünfundzwanzig Gulden kostete und nicht viel größer war, als dieses. Es kommt aus Ostindien und die Kaiserin von China hat kein schöneres auf ihrem Toilettentisch.“

Verdrongen konnte sich nicht recht entschließen. In demselben Augenblick trat Drenkeler herzu und sagte: „Ei, Herr Verdrongen, welch' reizendes Körbchen wollen Sie da kaufen?“

„Wollen Sie es haben?“ entgegnete Verdrongen, indem er es ihm zureichte.

„Es ist in guten Händen,“ versetzte Drenkeler lächelnd, „was mich betrifft, mein Vermögen zwingt mich, meine Wünsche zu beschränken und so möchte ich das gnädige Fräulein fragen, was ich für jenes Körbchen dort bezahlen muß, das sich so prächtig für meinen Schreibtisch eignet und mir zugleich ein Andenken an diesen Tag bleiben soll.“

„Zwei Gulden,“ antwortete Betty und während sie das Geld in Empfang nahm, faßte sie das Körbchen, welches Verdrongen in der Hand hielt und sagte: „Mit Ihrer Erlaubniß, diese Arbeiten sind so

Digitized by Google

sein, daß man sie nicht lange in der Hand halten darf, wenn man sie nicht kauft."

Verdrongen machte ein sehr saures Gesicht und da grade Herr Schnell vorüber ging, so schloß er sich diesem an und flüsterte ihm in's Ohr: „Fünf Gulden für solch' ein Ding; man sieht wohl, daß sie nicht recht —." Dabei deutete er auf seine Stirn.

„Man hätte sie gar nicht zu solchem Posten verwenden sollen," erwiederte Schnell.

In dieser Weise gingen die Gespräche weiter; auch in Bezug auf Jeanette fanden die klatschsüchtigen Bewohner der Umgegend Stoff und die gefällige Art und Weise, wie sie die Vorübergehenden zum Kaufe einlud, wurde ihr von vielen Seiten ungünstig ausgelegt.

Herr Schnell hatte eine sehr schöne Brieftasche bei ihr gekauft und wendete sich nun an den Stand, wo die Tochter des Doctor Mat Cartonagearbeiten feil hielt. Er frug daselbst nach einem Kästchen, welches er ganz genau beschrieb.

Die Verkäuferin sagte: „Sie meinen das, welches Fräulein Siebenstern gemacht hat; es thut mir leid, das hat der junge Herr Graf schon gekauft."

Drenkeler hörte dies und sah wie Schnell sich mit verdrießlichem Gesichte entfernte. Er schloß sich ihm an und sagte: „Hören Sie, Herr Schnell, wenn Sie wirklich Gewicht darauf legen, das Kästchen zu besitzen, so wird Graf Moritz es Ihnen gewiß gern abstehen, denn ich wüßte nicht, was ihm daran gelegen sein sollte."

Schnell sah ihm mit einiger Verwunderung in das Gesicht und sagte etwas mißtrauisch: „Sie sind sehr freundlich aber — —"

„Nicht doch, Herr Schnell," fiel ihm Drenkeler in die Rede, „ich kann mir denken, daß Sie das Kästchen gern haben möchten, weil es von Fräulein Siebenstern kommt, und warum sollte ich Ihnen nicht dazu behilflich sein; ich will mit dem Grafen darüber reden und so thun, als ob ich das Kästchen für mich verlangte."

„Ein sehr freundlicher Vorschlag," entgegnete Schnell, „ich hätte das Kästchen gern gehabt, weil ich das Fräulein daran arbeiten gesehen, aber ich lege nicht so viel Gewicht darauf."

„Und ich glaube nicht, daß Graf Eilar irgendwie dasselbe zurückhalten wird," versetzte Drenkeler rasch, „dort geht er grade, ich will ihm entgegeneilen."

Und bevor Schnell irgend etwas erwiedern konnte, eilte er auf den jungen Grafen zu, der grade von einem andern Pfade herkam.

„Suchst Du Jemand," frug er, „weil Du so eilig vorbei rennst?"

„Ich will die Listen und die Nummern holen," antwortete Moritz, „es währt nicht mehr lange, so wird der Verkauf geschlossen und dann muß alles das ausgeschrieben werden, was für die Verloosung übrig bleibt."

„Aber weshalb siehst Du so verdrießlich aus?" frug Drenkeler.

„Es ist schändlich, es ist infam!" rief Moritz, statt zu antworten.

„Was ist infam?" frug Drenkeler.

„Die elende Verleumdung! Es scheint, daß das Geschwätz überall verbreitet ist."

„Aber wovon sprichst Du denn?"

„Nun, von dem Gerede in Bezug auf Betty. Es ist nun nicht mehr Fräulein Lenchen allein, die davon spricht, überall hört man dasselbe."

„Ja," sagte Drenkeler, „ich habe auch schon im Casino davon reden hören."

„Und hast Du denn nicht dagegen gesprochen?"

„Was soll das helfen, wenn die Leute mit Behauptungen ankommen, deren Unrichtigkeit man nicht beweisen kann? Und könnte ich Dich nicht mit demselben Rechte fragen, weshalb Du den Leuten, über deren Gerede Du Dich soeben ärgertest, nicht widersprochen und sie zur Rechenschaft gezogen hast?"

„Ich hatte große Lust dazu," entgegnete Moritz, „aber grade hier, als Sohn des Hauses, würde es mir schlecht angestanden haben. Wenn ich aber wieder einmal Jemand etwas Derartiges äußern höre —"

„In der That," entgegnete Drenkeler rasch, „Niemand hat mehr Ursache, gegen diese gehässigen Reden aufzutreten, als Du, da Jedermann das verleumdete Mädchen als Deine zukünftige Frau betrachtet."

Moritz gerieth über diese Worte etwas in Verlegenheit. „Das Publicum ist sehr voreilig," sagte er.

„Du sagst das in einem Tone, als sollte es heißen, es irrt sich."

„Ich habe eine brüderliche Neigung für Betty, mehr nicht," versetzte Moritz.

Digitized by Google

„So ist am Ende doch etwas wahres an einem andern Gerede, welches Dich betrifft," sagte nun Drenkeler.

„Ein Gerede in Bezug auf mich?"

„Nun ja, man behauptet, daß Du nicht ganz gefühllos bei den Vorzügen von Fräulein Siebenstern geblieben seist; aber ich konnte nicht glauben, daß die Predigt, welche Du mir an einem gewissen Abend hielst, nur den Zweck gehabt haben sollte, mich von einem Wilde abzuhalten, dem Du selbst nachstelltest."

„Ich? Nicht einmal den Gedanken habe ich gehabt, die Unschuld dieses Mädchens zu bedrohen."

„Das glaube ich, aber die Gelegenheit macht den Dieb und die Natur macht alle Vorsätze zu Schanden."

„Was willst Du damit sagen?" frug Moritz, während er sich die Lippen fast blutig biß.

„Daß ich zuviel bemerkt habe, um nicht zu vermuthen, daß das junge Mädchen für irgend Jemand Interesse hat, und Du wirst mir doch nicht einreden wollen, daß dies der Einnehmer Schnell sein kann?"

„Schnell?" rief Moritz.

„Nun ja, Du wirst doch bemerkt haben, daß er ihr den Hof macht und sterblich in sie verliebt ist, und zum Beweise dafür entledige ich mich eines Auftrages, den ich von ihm erhalten habe; ich soll Dich nämlich ersuchen, ihm ein gewisses Kästchen zu überlassen, welches Du vorhin gekauft hast und das zu verstecken Du Dich vergeblich bemühst."

„Das Kästchen?" sagte Moritz in spitzem Tone; „was soll es damit? Ich habe es bei Fräulein Mat gekauft."

„Ganz richtig, und Herr Schnell legt Gewicht darauf, es zu besitzen, da er weiß, daß es von Jeanette verfertigt wurde. Du kannst nun keinen größeren Beweis Deiner Gleichgiltigkeit gegen das Mädchen geben, als wenn Du das Kästchen mir für ihn überläßt."

„Will Schnell ihr wirklich einen Heirathsantrag machen?" sagte Moritz hastig und ohne zu überlegen, was er that.

„Nun, mir scheint," erwiederte Drenkeler, „es wäre keine schlechte Partie für sie; der Mann ist Beamter und hat sein sicheres Brot; ich wüßte nicht, was man dagegen einwenden sollte."

„Die Frau dieses Schnell?" sagte Moritz und unwillkürlich verrieth sein Ton, wie ungereimt und unpassend er diese Zusammenstellung fand.

„Was ist, in des Himmels Namen, Dir an der Sache gelegen, oder besser gesagt, was kann sie Dich angehen, wenn Du das Mädchen nicht selbst heirathen willst?"

„Wahrhaftig," entgegnete Moritz seufzend, „ich glaube selbst, daß ich wünschen muß, sie mit diesem Einnehmer verheirathet zu sehen; es würde für alle Theile das Beste sein."

Hierauf wollte er seinen Weg fortsetzen, aber Drenkeler legte die Hand auf seinen Arm und sagte: „Welche Antwort soll ich dem guten Schnell bringen?"

„Daß er ein unbescheidener Flegel ist," antwortete Moritz heftig.

„Warte einen Augenblick," entgegnete Drenkeler, indem er Moritz, der soeben in das Schloß eintreten wollte, zurückhielt, „und bedenke zuerst, ob es nicht besser ist, das Kästchen herzugeben und auf diese Weise neuen Stoff zu falschen Voraussetzungen zu vermeiden."

Moritz blieb einige Augenblicke schweigend stehen und es war zu bemerken, daß ein heftiger Kampf in seinem Innern wogte. Plötzlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben, und sagte zu Drenkeler: „Hat der Einnehmer wirklich schon um Fräulein Siebenstern angehalten?"

„Ich glaube nicht," antwortete Drenkeler, „aber er wird wohl nicht lange mehr damit warten."

„Nun denn, so lange dies nicht der Fall ist, sehe ich nicht den geringsten Grund, ihm das Kästchen zu überlassen, um so weniger, da die Verfertigerin eine Beleidigung darin sehen müßte, wenn ich es thäte. Adieu!"

Nach diesen Worten entfernte sich Moritz rasch und Drenkeler rieb sich lächelnd die Hände.

Einige Zeit darauf fand sich ein Theil der Gesellschaft im untern Zimmer des Schlosses zusammen, um wegen der Verloosung Rath zu pflegen. Drenkeler war ebenfalls dabei.

„Die Damen werden sehr erfreut sein," sagte er, „daß die Reihe nun an uns kommt; hoffentlich ist vom Verkaufen noch etwas übrig geblieben, um verloost zu werden."

„Es ist noch mancherlei da," sagte eine

der Damen; „Kinderjäckchen, Schlafmützen und dergleichen."

„Auch sehr hübsche Geldbörsen sind noch vorhanden," meinte Betty.

„Die würden für mich sehr geeignet sein," bemerkte Drenkeler; „ebenso wie der Senf für jenes Kind, das ihn sich geben ließ zu dem Fleische, welches es zu bekommen hoffte."

„Sehr hübsches Briefpapier ist auch übergeblieben, um zarte Billetchen zu schreiben," sagte Fräulein Verdrongen.

„Das gönne ich denen, welche Bedürfniß daran haben," entgegnete Drenkeler mit einem Seitenblick auf Moritz, der grade bei Jeanette stand.

Dieser Blick entging den scharfsehenden Augen des Pastors nicht, und das war es grade, was Drenkeler wünschte.

Während sich die Menge theils nach Hause begab, theils im Garten zerstreut hatte, fanden sich die Herren, welche die Lotterie zu leiten hatten, in der Orangerie ein, unter ihnen namentlich auch der Ortsvorstand von Hartenstein, denn die Lotterie war von der Regierung erlaubt worden und eine der königlichen Prinzessinnen hatte sogar ein Sophakissen als Beitrag dazu gesendet.

Noch bevor die Sache in Gang kam, wußte Voll es einzurichten, daß er mit Drenkeler einen Weg durch den Garten machte. In der höflichsten und bescheidensten Weise bat der Pastor, Drenkeler möge ihm eine Auskunft darüber geben, ob der bedeutungsvolle Blick, den er vorhin, als von Liebesbriefen die Rede war, auf Moritz und Jeanette geworfen habe, ernsthaft oder nur im Scherz gemeint gewesen sei.

Drenkeler hatte diese Unterredung gewünscht und es fiel ihm nicht schwer, dem guten Pastor die Ansicht beizubringen, daß zwischen Moritz und Jeanette ein Liebesverhältniß im Entstehen sei, dem jedoch von Seiten des Herrn Schnell eine Gegenmine gelegt werde. Er ließ dabei durchschimmern, daß der Pastor sehr unvorsichtig gehandelt habe, die beiden jungen Leute zu gleicher Zeit hier zusammen sein zu lassen und Jeanette in den vornehmen Kreis gebracht zu haben. Voll erklärte dies durch die Beziehungen, welche Jeanette auch mit dem Grafen Eilar verbanden und die beiden Herren trennten sich, nachdem der Pastor seinen höflichsten Dank für Drenkeler's Mittheilungen ausgesprochen hatte.

Moritz war es nicht entgangen, daß die beiden Herren lange Zeit eindringlich mit einander gesprochen hatten und er vermuthete sofort, daß er der Gegenstand ihrer Unterredung gewesen sei. Herr Schnell ging unruhig umher, weil er gern gewußt hätte, wie Moritz sein Verlangen nach dem Kästchen aufgenommen habe und so waren die verschiedensten Leidenschaften und Empfindungen im Gange, während die Verloosung ihren Anfang nahm.

Es war sieben Uhr geworden, als Graf Eilar mit dem Ortsvorsteher und dem Einnehmer, sowie den Damen des Vorstandes an einem Tische Platz nahm, während sich die übrigen Herren und Damen näher und ferner gruppirten.

Moritz und Drenkeler hatten die Aufgabe übernommen, den Gewinnern, welche ihre Preise selbst mitnehmen wollten, diese zu überreichen. Der Vorsitzende klopfte nun mit einem Hammer auf den Tisch und die Verloosung begann. Ein kleines Mädchen zog die Nummern, diese wurden laut vorgelesen und dann in eine Liste eingezeichnet. Wie es bei solchen Gelegenheiten geht, kamen die seltsamsten Zufälligkeiten zu Tage.

Der Major, ein alter Junggeselle, gewann ein paar Kinderstrümpfchen. Frau von Dortuch ein Streichholzbüchschen und da sie fünfundzwanzig Loose genommen hatte und außer diesem einen Gewinnste kein einziger mehr auf ihre Nummern fiel, so hatte sie das Streichholzbüchschen, welches ungefähr zwei Groschen werth war, mit fünfundzwanzig Gulden bezahlt.

So oft ein Hauptgewinnst gezogen wurde, winkte Moritz, und ein Trompeter, welcher im Gebüsche stand, stieß dreimal in seine Trompete. Dies geschah auch, als ein kleines Mädchen, das Kind, welches die Loose selbst zog, das Sophakissen der Prinzessin gewonnen hatte.

Betty hatte auf eines ihrer Loose eine kleine Pappschachtel gewonnen. Fräulein von Pankras kannte das Kästchen und flüsterte Betty zu, das Ding ist keinen Groschen werth. Unterdessen hatte Moritz das Kästchen vergeblich gesucht, bis endlich Drenkeler es ihm überreichte, worauf der junge Graf es rasch in Betty's Hände ab-

Digitized by Google

lieferte. Diese flüsterte Fräulein von Pankras die Worte als Antwort zu: „Wie schwer das kleine Ding ist, das muß ich doch später zu Hause untersuchen," und damit ließ sie es in ihre Tasche gleiten.

Der Vorgang wurde sogleich vergessen durch einen neuen komischen Fall, indem Herr Verdrongen eine Nadelbüchse gewann.

Betty's Zeichnung kam auf Nummer hunderteinundsiebzig, aber zur Verwunderung der Anwesenden meldete sich Niemand, um den Gewinn in Empfang zu nehmen.

Die Verloosung ging bald darauf zu Ende und es kam nichts besonderes mehr dabei vor, außer daß Jeanette ein Federmesser gewann, wozu Fräulein von Pankras die Bemerkung machte, daß ein solcher Gewinn Unheil bedeute.

Obschon das Fest im Juli statt hatte und es helles Wetter war, begann doch die Dämmerung bereits hereinzubrechen, bevor man mit der Verloosung vollständig zu Ende war. Man beeilte sich nun nicht allein in der Orangerie die Wachskerzen, sondern auch die bunten Laternen, welche im Park vertheilt waren, anzuzünden. Das Orchester spielte einen Marsch, die Gesellschaft setzte sich gruppenweise in Bewegung und bald wandelten lebhaft plaudernde kleinere und größere Gesellschaften durch die schattigen und magisch erleuchteten Wege. Kaum waren einige Augenblicke vergangen, so drängte sich Herr Schnell an den Pastor heran nnd flüsterte ihm zu, er möge ihm eine Stunde bestimmen, in welcher er am andern Vormittage ihn im Pfarrhause ungestört sprechen könne. Es paßte dem Pastor nicht besonders und er bat Herrn Schnell um neun Uhr zu kommen, da später Amtsgeschäfte ihn abhalten würden.

Kaum war dies verabredet, so trat der Graf Eilar an den Pastor heran und sagte ihm, er habe ihn nothwendig wegen eines angekommenen Briefes zu sprechen und bat ihn, ihm am andern Vormittag eine Stunde der Zusammenkunft zu bestimmen. Voll entgegnete, daß er um ein Uhr sich auf Klein-Hartenstein einfinden wolle, aber der Graf antwortete, indem er sich vorsichtig nach der Seite umsah, wo seine Frau eben vorüberging: „Ich werde um ein Uhr im Pfarrhause sein, es betrifft eine wichtige Angelegenheit."

Während der Graf sich entfernte, dachte Voll: Wahrscheinlich beziehen sich beide Unterredungen auf ein und dieselbe Person. Nun, dann kann ich meine Unterredung mit Moritz vor der Hand noch unterlassen.

Es wäre übrigens in diesem Augenblicke auch schwierig gewesen, den jungen Grafen jetzt zu einer Unterredung zu veranlassen, da er als Sohn des Hauses genöthigt war, sich um die Damen zu bemühen und namentlich in diesem Augenblicke der Frau von Dortuch Gesellschaft zu leisten.

Inzwischen hatte die Dienerschaft die Orangerie völlig ausgeräumt und zu einem Tanzsaale umgewandelt; ein großer Theil der Gäste fand sich dort ein und bald darauf wurde der improvisirte Ball durch Moritz und Betty eröffnet. Drenkeler folgte mit Fräulein von Sportelberg. Herr von Steinfurt mit Fräulein von Pankras, Herr Zuring mit Jeanette und bald hatte sich eine ganz ansehnliche Reihe von Paaren zusammengefunden.

In den Zwischenpausen kühlte man sich durch einen kleinen Spaziergang im Garten ab; Jeanette gab sich mit vollem Behagen dem ihr neuen Vergnügen hin. Sie wurde fortwährend sehr eifrig zum Tanze aufgefordert und ganz spät kam auch Moritz, sie um einen Walzer zu ersuchen. In seiner offenen und herzlichen Weise sagte er: „Ich durfte mir kaum mit der Hoffnung schmeicheln, daß ich heute Abend das Glück haben würde, mit Ihnen zu tanzen, da ich als Sohn des Hauses eine Menge Verpflichtungen der Etiquette zu beobachten habe und nicht nach meinen eigenen Wünschen fragen durfte."

Jeanette erwiederte lächelnd: „Wenn Sie noch eine oder die andere Pflicht zu erfüllen haben, so versäumen Sie dieselbe nicht um meinetwillen."

„So viel ich weiß," entgegnete Moritz, „habe ich keine nöthige Rücksicht versäumt, und darf nun zum Lohne einmal da anfragen, wo mein eigener Wunsch mich hinführt."

Indem er die letzten Worte sagte, erröthete er und Jeanette fühlte, daß sie seinem Beispiele folgte. Sie war daher sehr erfreut, als die Musik in demselben Augenblicke begann und der Tanz seinen Anfang nahm, wodurch ihnen die Verlegenheit einer Fortsetzung ihres Gesprächs erspart wurde. Sie hoffte, daß Niemand ihre Verlegenheit bemerkt haben würde, aber

Digitized by Google

sie irrte sich darin, denn sowohl der Pastor wie seine Schwester hatten sie bemerkt, Gräfin Marie von Eilar war es nicht entgangen, daß Moritz und Jeanette erröthend mit einander flüsterten und Herr Schnell hatte es mit den Augen der Eifersucht ebenfalls gesehen.

Betty von Dortuch hatte sich mit derselben Unbefangenheit dem Vergnügen des Festes überlassen wie Jeanette, und wenn irgend etwas eine Wolke auf ihre schöne Stirn trieb, so war es der Umstand, daß Drenkeler sie gar nicht zum Tanze aufgefordert hatte. Daß dies nicht die Folge einer Vergeßlichkeit seinerseits war, davon mußten sie die Blicke überzeugen, denen sie begegnete, so oft sie zufällig nach ihm hinsah. Was also konnte es sein? Der Gedanke, daß er sich einer Unhöflichkeit ihr gegenüber zu Schulden kommen ließ, verstimmte sie.

Da, in demselben Augenblicke, als Moritz sich Jeanette näherte, um sie zum Tanze aufzufordern, trat auch Drenkeler zu Betty und bat sie um den Walzer, den sie ihm sehr kühl zusagte.

Beide Paare folgten dem allgemeinen Gebrauch und verfügten sich, nachdem sie einigemale herumgetanzt hatten, zu einer kleinen Erholung in den Park.

Moritz hatte mit Jeanette bereits eine ganze Weile über gleichgiltige Dinge gesprochen, und sie hatte ihm wenig darauf geantwortet, denn Beide wußten kaum, was sie sprachen, und es war ihnen, als gingen sie im Traum. Da plötzlich stellte Moritz eine ganz unerwartete Frage.

„Darf ich," sagte er, „Ihnen schon zu Ihrer Verlobung Glück wünschen?" Er hatte die Worte kaum hörbar hervorgebracht und sein Herz hatte dabei heftig geklopft.

Jeanette zitterte am ganzen Körper, als sie erwiederte: „Ich weiß nicht, Herr Graf, was Sie damit sagen wollen."

„Gott sei Dank!" versetzte Moritz mit einem tiefen Seufzer, als ob ihm ein Stein vom Herzen fiel.

Eine Weile währte es, bevor Moritz Ruhe genug fand, um das Gespräch auf's neue zu beginnen.

„Gefällt es Ihnen in Hartenstein?" sagte er.

„Wie sollte es mir hier nicht gefallen," antwortete sie; „wo Jedermann mir Freundschaft und Zuvorkommenheit zeigt?"

„Sie würden also gern hierbleiben?" frug Moritz weiter.

„Wozu diese Frage in Erwägung ziehen," versetzte sie, „da ich im Voraus weiß, daß es nicht geschehen kann?"

„Nicht?" erwiederte Moritz; „und warum nicht durch eine Verlobung, wenn sich hier ein Mann fände, der Sie liebte und den Sie Ihrer Gegenliebe würdig erachteten?"

„Lassen Sie uns derartige Voraussetzungen nicht fortsetzen," sagte sie, „lassen Sie uns lieber wieder nach dem Tanzsalon zurückgehen."

In diesem Augenblicke wurde das Gespräch durch zwei Herren, unterbrochen welche sich von der Gesellschaft zurückgezogen, eine Flasche Wein mit einander getrunken hatten und nun grade dem jungen Paar in den Weg traten. Es war ein alter Herr, der mit dem Major zusammenging und den jungen Grafen nun anredete, sodaß dieser vergeblich suchte, den lästigen Schwätzer los zu werden. Zuletzt mischte sich der Major in das Gespräch, indem er zu seinem Freunde sagte: „Donner und Wetter, merkt Ihr denn nicht, daß den jungen Leuten mit Eurem Geplauder nicht gedient ist? Ihr seid doch auch einmal jung gewesen zu Eurer Zeit."

„Ach so," sagte der alte Herr, dem nun auf einmal ein Licht aufzugeben schien; „das wußte ich nicht, Herr Graf; hätte ich gewußt, daß Sie und das Fräulein — in diesem Falle — —"

„Kein Wort weiter," fiel ihm Moritz in die Rede, „ich muß den Herrn Major freundlichst ersuchen, Voraussetzungen zu unterlassen, wie die, welche er hier eben aussprach."

„Warum nicht gar," entgegnete der alte Eisenfresser, „ist das mein Lohn, wenn ich Ihnen einen Dienst erzeigen will?"

„Ich danke Ihnen für die gute Absicht," versetzte Moritz, „aber wir sind hier nicht in der Kaserne."

„Lassen Sie uns doch zurückkehren," bat nun Jeanette.

„Was, Kaserne?" braus'te der Major auf, „da würden Sie jedenfalls mit einem Vorgesetzten nicht so reden."

„Ganz richtig," sagte Moritz, „und ich bitte Sie, mich nicht vergessen zu lassen, daß ich Ihnen hier als Wirth gegenüberstehe."

Digitized by Google

„Was gibt es denn?“ fragte auf einmal Herr Schnell, der dem jungen Paare von der Ferne gefolgt war und nun hinzutrat.

„Nichts, was Ihre Einmischung nöthig machen kann;“ versetzte Moritz in spitzigem Tone.

„Vielleicht aber die meinige,“ ertönte nun die Stimme Voll's, der ebenfalls das junge Paar nicht aus den Augen gelassen hatte, und indem er an Jeanette's Seite trat, setzte er hinzu: „Komm, mein Kind, meine Schwester meint, es sei Zeit, nach Hause zu gehen.“

„Schon jetzt?“ sagte Moritz mit trauriger Stimme, als er Jeanette's Arm unter dem seinen verschwinden fühlte. Aber in demselben Augenblicke wurde seine Aufmerksamkeit, sowie die der Umstehenden, deren sich eine ziemliche Anzahl angesammelt hatte, nach einer Gegend hingezogen, woher, aus einer Gruppe Menschen, ein heftiger Streit bis zu ihren Ohren drang. Moritz beeilte sich dahin zu gelangen, von wo der Lärm kam und wir würden ihm sofort dahinfolgen, wenn wir nicht zur Erklärung der Scene, die dort vorfiel, uns zuvor nach einigen Personen unserer Erzählung umsehen müßten.

Wir haben Betty von Dortuch an Drenkeler's Arm verlassen, aber das Gespräch, welches die Beiden führten, ist für uns nicht weniger wichtig, als das zwischen Moritz und Jeanette, obgleich ein großer Unterschied in der Stimmung der beiden Paare bestand. Drenkeler war ruhig und besonnen, denn er war nicht verliebt wie Moritz; es sei denn, daß man seine Neigung zu dem Vermögen, welches Betty besaß, dafür nehmen wollte. Letztere fühlte sich nicht in ein so träumerisches Glück gewiegt, wie Jeanette am Arme des jungen Grafen empfand; sie wußte selbst nicht was in ihr vorging und ihr sonst so klares Köpfchen schwankte zwischen Verstimmung und Interesse für den ihr räthselhaften Mann an ihrer Seite.

„Wissen Sie wohl, mein gnädiges Fräulein,“ sagte Drenkeler, „daß ich Lust hätte mit Jemand Streit anzufangen?“

Betty dachte, daß es ihr ebenso ginge; sie erwiederte: „In Streit gerathen ist schlimm und Streit suchen viel schlimmer. Und wer hat Ihren Unmuth erregt?“

„Ich will es Ihnen sagen. Der Besitzer des Looses Nummer hunderteinundsiebzig, der so dumm oder so gleichgiltig ist, den Preis nicht in Empfang zu nehmen, obgleich —“ hier nahm seine Stimme den Ausdruck der Zärtlichkeit an, „dieser Preis der einzige ist, der wirklich Werth hat.“

„Der Besitzer wird Geschmack genug haben,“ entgegnete Betty, „um seine Wand oder seine Mappe nicht mit einem mittelmäßigen Machwerk verzieren zu wollen.“

„Mittelmäßig?“ rief Drenkeler aus; „nun, ich wünschte, daß wir recht viele Künstler hätten, die so zeichneten!“

„Es war durchaus nicht meine Absicht ein Compliment zu erhaschen,“ entgegnete Betty kühl; „ich begreife, daß die Höflichkeit Ihnen diese Entgegnung eingab, mir aber gibt der gesunde Verstand ein, das Werk einer ungeübten Dilettantin nicht mit den Arbeiten von Künstlern von Fach in eine Reihe zu stellen.“

„Ich kann darüber nicht streiten,“ sagte Drenkeler, „aber ich bleibe dabei, daß der glückliche Besitzer des Looses den Gewinn schon deshalb hochschätzen sollte, weil er von Ihnen kommt und das Werk Ihrer Hände ist.“

Betty wollte das Thema des Gespräches nicht weiter verfolgen; sie sagte: „Wahrscheinlich befindet sich der Besitzer des Looses gar nicht hier. Unser Hausarzt in A. ist so freundlich gewesen, eine Anzahl Loose unterzubringen und wenn ich nicht irre, befindet sich hunderteinundsiebzig darunter. Sie sehen, daß also alle Ihre Voraussetzungen übereilt sind.“

Drenkeler schwieg eine Weile, dann sagte er halb vor sich hin: „Wüßte ich, wie ich in den Besitz des Looses gelangen könnte, so würde ich mir es verschaffen und dann das Bild als einen kostbaren Schatz mit mir nach Ostindien nehmen.“

„Nach Ostindien?“ wiederholte Betty ganz verwundert; „haben Sie die Absicht nach Ostindien zu gehen?“

„Das will ich,“ antwortete er; „ich will mein Glück machen, will Reichthum erwerben, und dazu habe ich hier keine Aussicht.“

„Ei, ei,“ versetzte Betty, „ich hielt Sie für einen Philosophen und verstehe Sie gar nicht mehr?“

Drenkeler schien alle Besonnenheit verloren zu haben.

„Ja,“ fuhr er, wie in Extase fort, „ich will Reichthum erwerben, so schnell als

Digitized by Google

möglich, und zwar einzig und allein, um zurückzukehren und mich um Ihre Hand zu bewerben, was ich in meiner jetzigen Stellung nicht kann."

„Herr Drenkeler," sagte Betty, „dieser Scherz geht etwas weit."

„Sie wollen sagen, mein gnädiges Fräulein," fuhr er fort, ohne sich beirren zu lassen, „es sei sehr albern von mir, zu hoffen, daß ich Sie noch frei finden würde, Sie, die so gefeiert und von Bewerbern umringt sind; aber Liebe kennt kein Hinderniß und läßt nicht von der Hoffnung, sei diese auch noch so unsicher. Mein Schicksal hat mich nun einmal hierher geführt und ich liebte sie vom ersten Augenblick, da ich sie sah; anfänglich unterdrückte ich das Gefühl, weil man mir gesagt hatte, daß Sie mit Moritz verlobt seien; später aber hatte ich Veranlassung, dies nicht zu glauben. Ich bin arm und stolz und darum bitte ich Sie nicht um Ihre Hand, aber ich wollte nicht gehen, ohne Ihnen meine Gefühle geschildert zu haben; ich will nur vernehmen, ob Sie mich hassen und ob ich jede Hoffnung begraben muß; im andern Falle werde ich gehen und mein Ziel zu erreichen suchen. Ich verlange kein Gelöbniß von Ihnen, ich will nicht Sie, ich will nur mich selber binden."

„Das ist sehr edelmüthig," war alles, was Betty erwiedern konnte; „zu edelmüthig, um angenommen zu werden."

„Soll ich daraus schließen, daß Sie mich hassen?" frug Drenkeler.

„Ich glaube nicht," antwortete Betty, „daß ich eine solche Heuchlerin bin, um mich freundlich mit Jemand in ein Gespräch einzulassen, den ich hasse."

„Und darf ich hoffen?" frug Drenkeler, indem er mit einmal aus tiefer Verstimmung in fröhlichste Aufgewecktheit verfiel.

„Mit Ihrer Erlaubniß!" entgegnete Betty, während sie sich Gewalt anthat, nicht merken zu lassen, daß Drenkeler's Verhalten ihr schmeichelte, „es ist ein großer Unterschied, ob man Jemand haßt, oder ihm Hand und Herz schenken, oder so etwas auch nur für möglich halten kann."

„Ich bin zu stolz," entgegnete Drenkeler, „um zu sagen, daß ich Ihrer unwürdig sei und ich glaube nicht, daß mein Herkommen, mein Betragen und mein Charakter Ihnen mißfallen; aber ich weiß, daß uns eine Kluft trennt, und diese Kluft will ich auszufüllen suchen."

„Einen Augenblick!" sagte Betty — „schlagen Sie sich nur die Reise nach Ostindien aus dem Sinn, denn befände sich nur diese Kluft zwischen Ihnen und mir, ich würde sie ohne Schwierigkeit überspringen. Wenn ich in Ihnen den Mann gefunden glaubte, der mich glücklich machen könnte, würde ich in der That nicht wünschen, meinen Entschluß auf Jahre zu vertagen, um eines vergrößerten Vermögens willen; in diesem Falle würde vielmehr Ihr Stolz verletzend sein und mich veranlassen, Ihren Antrag gradezu abzulehnen."

„Sie haben nie erfahren, gnädiges Fräulein," versetzte Drenkeler, „was es heißt, arm zu sein und dadurch bei jedem ernsthaften Schritt des Lebens in den Verdacht zu kommen, daß man aus gewinnsüchtiger Absicht handle; aber da Sie selbst die Geldfrage bei Seite schieben, darf ich denn nun die Frage an Sie richten, ob Sie sich vorstellen können, daß ich der Mann sein würde, von dem Sie eben sprachen?"

„Ich würde einige Zeit bedürfen, um Sie besser kennen zu lernen, oder nein, ich drücke mich unrichtig aus, und ich möchte nicht, daß Sie meine Worte so verständen, als enthielten sie eine Zustimmung. Ich meine, ich war vollständig unvorbereitet auf das, was Sie mir mitgetheilt haben und ich bin überrascht und erstaunt darüber; lassen Sie mir darum Zeit und ich werde Ihnen sagen, ob Sie alle weitere Mühe sparen sollen, oder Sie an meinen Vormund verweisen."

„Das ist mehr, als ich bitten und hoffen durfte," sagte Drenkeler; „ich fühle mich schon dankbar und glücklich. Wie vielmehr werde ich es sein, wenn Ihre Entscheidung günstig für mich ausfällt!"

„Lassen Sie uns kein Wort mehr über diese Angelegenheit sprechen," schloß Betty, „und geleiten Sie mich zur Orangerie zurück."

Als sie dies sagte, wendete sie sich um und es traf sich, daß sie grade Herrn und Frau Verdrongen gegenüberstand, die zufällig bis in ihre nächste Nähe gekommen waren. Sie begegnete den Blicken des Ehepaars und erkannte sofort darin jenen Ausdruck eines besorgten Mitleidens, dem sie in der letzten Zeit so oft begegnete und

der sie tief verletzte. Sie wendete sich sofort wieder um und ging mit Drenkeler den Pfad weiter, während sie das Wort: „Unerträglich!“ ausrief.

Drenkeler begriff sofort, was in ihr vorging und beeilte sich, zu sagen: „Stände mir doch bereits das Recht zu, allen Verleumdern den Mund zu stopfen.“

„Verleumder?“ wiederholte Betty entrüstet, „und was spricht man von mir?“

„Ist Ihnen nichts davon zu Ohren gekommen?“ entgegnete er. „Verzeihen Sie, dann hätte ich wohl besser gethan, den Gegenstand gar nicht zu berühren.“

„Wie?“ sagte Betty im Ton des bittersten Verdrusses, „Sie verlangen meine Hand und scheuen sich, mir die Wahrheit zu sagen?“

„Verzeihung,“ erwiederte Drenkeler, „aber das Gerede ist zu lächerlich. Sie, das liebste und verständigste Mädchen, das ich je kennen gelernt habe, werden beschuldigt, nicht recht bei Verstand zu sein.“

„Ich hatte es vermuthet,“ entgegnete Betty mit gedämpfter Stimme, „aber ich würde wirklich das geworden sein, was man von mir sagt, hätte man mich länger in dieser grausamen Ungewißheit gelassen.“

„Ja,“ versetzte er, „ich fühle schon lange Lust, diesen Dorfquacksalber zu züchtigen, der stets, wenn man ihn als Sachverständigen fragt, den Kopf schüttelt und ein bedenkliches Gesicht macht.“

„Doctor Mat?“ rief Betty voller Entrüstung aus, aber im selben Augenblick ertönte in ihrer Nähe eine Stimme:

„Rufen Sie nach mir, gnädiges Fräulein? Hier bin ich zu Ihrem Dienst!“ Und in demselben Augenblick stand Mat dicht vor dem wandelnden Paare und wiederholte seine Frage. Der Ton, in dem diese Frage gethan wurde, diente nicht dazu, Betty's Verdruß zu vermindern.

Betty blickte ihn zorngeröthet an.

„Ich höre Sie meinen Namen rufen und glaubte, daß ich grade zur rechten Zeit käme,“ sagte der Doctor.

„Keineswegs,“ entgegnete Betty, „oder doch;“ und indem sie sich dicht vor ihn hinstellte und ihn ansah, als wolle sie ihn mit ihren Blicken durchbohren, frug sie: „Wer hat Ihnen in den Kopf gesetzt, daß es in dem meinigen nicht richtig sei?“

Der Doctor zögerte, eine Antwort zu geben und wollte sich entfernen, als plötzlich Drenkeler den überraschten Arzt am Arme faßte und mit den Worten festhielt: „Sie haben gehört, was das Fräulein verlangt. Antwort, wer ist Ihr Gewährsmann?“

Mat fiel aus einem Erstaunen in das andere. Bleich vor Zorn stammelte er: „Aber haben Sie denn nicht selbst —?“

„Sie danach gefragt?“ fiel Drenkeler ein, „nachdem es mir durch Herrn Verdrongen erzählt war; ist es nicht so, Herr Verdrongen?“ frug er, sich plötzlich nach diesem wendend, der mit seiner Frau am Arme, in der Nähe stand.

„Ganz richtig;“ erwiederte Verdrongen, „ich habe natürlich nichts von dem Geklatsche geglaubt, aber als es mir von Herrn Zuring erzählt wurde, der es von Herrn Doctor Mat erfahren hatte, hielt ich es für meine Pflicht, den Herrn Drenkeler, der mit dem gnädigen Fräulein bekannt ist, von dem Gerede in Kenntniß zu setzen.“

„Und dennoch wiederhole ich, daß Sie es mir erzählt haben,“ sagte der Doctor wüthend zu Drenkeler.

„Nun, das ist doch zu unverschämt,“ rief dieser, „und wenn die Gegenwart des Fräuleins mich nicht zurückhielt —“

In diesem Augenblick fanden sich verschiedene Personen ein, die in der Nähe des Ortes, wo der Streit vorfiel, lustwandelten. Auch Moritz und der Major kamen herzu.

„Was gibt es?“ frug der junge Graf.

Drenkeler zögerte, den Gegenstand des Streites offen mitzutheilen, aber Betty verlangte es von ihm, und da er selbst fühlte, daß nur die äußerste Unverschämtheit ihn retten konnte, erzählte er den Grund des Streites. Während Verdrongen und Zuring nur darauf bedacht waren, sich selbst möglichst gut aus der Affaire zu ziehen, wiederholte der Doctor laut die Versicherung, daß er einzig und allein von Drenkeler zuerst auf die Sache aufmerksam gemacht worden sei.

Moritz sah ein, daß es seine Pflicht als Sohn des Hauses sei, die Sache nicht weiter kommen zu lassen. „Ich glaube,“ sagte er, „daß hier nicht der schicklichste Ort ist, um eine so zarte Angelegenheit zu erörtern, Niemand wird an der Ungereimtheit und Lächerlichkeit des ganzen Gerüchts zweifeln, und ich ersuche daher die Herrschaften recht freundlich, ihren Weg fortzusetzen und den

Digitized by Google

Durchgang hier nicht länger zu hindern."

Diese Worte wirkten günstig und die Anwesenden zerstreuten sich nach verschiedenen Seiten.

Betty ging sprachlos an Drenkeler's Seite weiter und als sie zu ihrer Tante gelangte, konnte sie nichts weiter hervorbringen als die Worte: „Ich bitte Dich, liebe Tante, laß uns diesen Ort sogleich verlassen, ich fühle mich sehr unwohl;" und darauf brach sie in Thränen aus.

Drenkeler erbot sich, dem Kutscher Nachricht zu sagen, und nachdem Frau von Tortuch zustimmend genickt hatte, eilte er nach der Bedientenstube.

Als die Dortuch'schen Damen bald darauf weggefahren waren, sagte die alte Gräfin: „Was ist denn mit den jungen Mädchen geschehen? Jeanette wird plötzlich von dem Pastor weggeführt, Betty bekommt einen Nervenanfall, Julie Mat wird von ihrem Vater während des Tanzes aus dem Saal geholt und Fräulein Verdrongen soll sogar in Ohnmacht gefallen sein. Es ist recht störend, wenn man das Seinige gethan hat, um die Gäste zu amüsiren und die Sache nimmt einen so lahmen Ausgang."

Zwei Tage darauf erklärte Betty ihrer Tante, daß sie ihren Aufenthalt in Dornwick beschließen und nach Hause zurückkehren wolle, da ihre Gesundheit in der That etwas angegriffen sei und sie nicht eher Ruhe finde, bis sie mit ihrem eigenen Hausarzte Rücksprache genommen habe.

Achtzehntes Capitel.

Auf der Fahrt nach dem Pfarrhause befürchtete Jeanette von Boll wegen ihrer Unterredung mit Moritz ausgefragt zu werden. Dies war jedoch nicht geschehen und am andern Morgen bot sich keine Gelegenheit dazu, da Herr Schnell bereits um neun Uhr kam und von dem Pastor in seinem Studirzimmer empfangen wurde. Jeanette befand sich in nicht geringer Aufregung, da sie den Inhalt des Gespräches wohl ahnen konnte und Fräulein Lenchen, welche die geheime Hoffnung nährte, daß die Unterredung sich auf sie bezöge, war nicht weniger neugierig auf das Resultat derselben. Inzwischen täuschten sich die beiden Damen, wenn sie darauf rechneten, daß Boll ihnen irgend etwas Wichtiges über den Besuch mittheilen werde; er blieb schweigsam und Fräulein Lenchen's Erstaunen vermehrte sich, als gegen ein Uhr Graf Eilar anlangte und ihren Bruder allein zu sprechen wünschte, wobei er Lenchen sagte, daß sie auf Hartenstein von der Gräfin erwartet werde, die ihr etwas Wichtiges zu sagen habe. Lenchen beeilte sich, die Gräfin aufzusuchen, und Eilar trat bei Boll ein.

Nach der ersten Begrüßung, begann der Graf das Gespräch mit dem verdrießlichen Ausruf: „Wir haben vor ungefähr zwanzig Jahren eine große Dummheit begangen!"

„Das sehe ich noch nicht ein," entgegnete Boll, „und es ist auch das erste Mal, daß ich es von Dir höre."

„Dann hast Du wahrscheinlich nicht bemerkt," versetzte Eilar, „daß Moritz —"

„Ja, das habe ich bemerkt" — fiel ihm Boll in die Rede — „und ich begreife, daß es Dich verstimmt, aber wir können uns keine Vorwürfe machen und auch dem Mädchen keinen Verweis geben, da sie ihn durchaus nicht angezogen hat. Die Sache mag sehr unangenehm sein, aber sie ist ganz natürlich."

„Aber was soll daraus werden? Solche Liebschaft kann doch zu keinem guten Ende führen!" meinte der Graf.

„Nun," erwiederte Boll, ohne näher darauf einzugehen, wie der Graf dies meinte, „ich weiß ein Mittel, um die Sache sofort zu Ende zu führen, aber es gehört dazu die freie Zustimmung des Mädchens, nämlich, daß sie die Frau des Einnehmers Schnell wird."

„Schnell?" frug der Graf in nicht sehr erfreutem Tone.

„Er ist heute Morgen hier gewesen," erwiederte Boll, „und hat förmlich um sie angehalten."

„Und weiß Jeanette darum?"

„Sie weiß noch nichts," antwortete Boll und ich habe Schnell vor der Hand gebeten, die Sache ruhen zu lassen, da ich darin ohne Zustimmung unserer Freunde nichts beschließen kann."

„Glaubst Du denn, Gerhard," frug nun der Graf, „daß Jeanette den Mann nehmen wird?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete der Pastor, „in jedem Falle aber bin ich der Ansicht, daß es nicht gut wäre, sie zu überreden, wenn sie nicht freiwillig zustimmt."

„Das ist auch meine Ansicht," setzte Ei-

Digitized by Google

lar hinzu, „und für den Fall, daß sie die Partie ausschlägt, habe ich ein anderes Mittel, um sie den Gefahren, welche ihre Ruhe hier bedrohen, zu entziehen. Ich habe gestern Nachmittag einen Brief von Zirik erhalten und grade darüber wollte ich Dich sprechen.“

„Einen Brief von Zirik?“ frug Boll, „nun, der kommt unerwartet.“

„Hier ist er,“ entgegnete Graf Eilar, worauf Boll den Brief nahm und ihn laut las:

„Hochgeborner Herr und Freund!“

„Tausend!“ unterbrach sich Boll, „das ist höflich!“

„Franz Zirik ist steif und pedantisch geworden,“ sagte Eilar, „und deshalb glaubt er, mit mir sei dies ebenso der Fall, aber lies nur weiter.“

Boll las:

„Eigentlich hätte ich schon seit längerer Zeit den Brief beantworten sollen, den mir Ew. Hochgeboren in Bezug auf unser gemeinsames Pflegekind schrieben; ich zögerte jedoch, weil ich zuvor einen Plan, den ich in Bezug auf das Mädchen hatte, vollkommen wollte reifen lassen; dies ist nun geschehen, und ich will beweisen, daß ich meinen Verpflichtungen gerne nachkommen werde. Da meine Töchter bereits soweit herangewachsen sind, daß sie im Französischen und Englischen unterrichtet werden können, so bin ich mit meiner Frau überein gekommen, Fräulein Siebenstern den Vorschlag zu machen, daß sie zu uns kommt und den Unterricht unserer Kinder leiten möge. Ew. Hochgeboren und unser Freund Boll kennen mich genug, um diesem Anerbieten volles Vertrauen zu schenken und wir hoffen, daß das junge Mädchen ihrerseits sich beeifern wird, ihre Stelle gut auszufüllen. Wird unser Vorschlag angenommen, so soll es uns angenehm sein, wenn sie so bald wie möglich zu uns kommt. Inzwischen habe ich die Ehre, mit vielen Grüßen an unsern gemeinschaftlichen Freund Boll, mich hochachtungsvoll zu nennen Ew. Hochgeboren ergebener Diener und Freund

Zirik.“

„Nun?“ frug Eilar, „was denkst Du über den Vorschlag?“

„Ich denke,“ antwortete Boll, „daß unser Freund die Gelegenheit gefunden zu haben glaubt, um eine billige Gouvernante für seine Kinder zu bekommen.“

„Meinst Du wirklich?“ entgegnete Eilar, indem er die Augenbrauen zusammenzog.

„Er spricht durchaus von keinem Gehalte und doch scheint es, daß er viel von dem Mädchen verlangt.“

„Er wird doch nicht erwarten,“ sagte Eilar, „daß das gute Kind Zeit und Mühe für Nichts ihm widmen soll?“

„Vielleicht denkt er,“ erwiederte Boll, „es sei genug, wenn er ihr Kost und Wohnung dafür gebe.“

„Nun, dann werde ich sorgen, daß sie keinen Schaden leidet,“ versetzte Eilar.

„Das würde sehr edelmüthig und zugleich sehr verkehrt gehandelt sein,“ entgegnete Boll, „denn Zirik ist reich genug, und ich sehe nicht ein, warum der Graf Eilar die Erziehung seiner Kinder bezahlen soll.“

„Nun, davon später,“ meinte nun Eilar, „jedenfalls sind zwei Vorschläge in Bezug auf Jeanette gethan und ich glaube, daß sie ihr beide mitgetheilt werden müssen.“

Boll erschrak zuerst und versuchte einige Einwendungen, auf welche der Graf jedoch beruhigend antwortete. Boll ging sodann und kam bald mit Jeanette zurück.

„Setze Dich, liebes Kind,“ sagte er zu ihr; „wir Beide haben Dir eine wichtige Mittheilung zu machen.“

„Sei nicht ängstlich, liebes Mädchen,“ setzte Graf Eilar hinzu, „Du weist, daß wir beide nur Dein Glück im Auge haben und daß wir nichts lebhafter wünschen, als Deine Zukunft nach Deiner eigenen Wahl zu bestimmen.“

„Ich weiß es,“ entgegnete Jeanette, „aber meine lieben Pflegeväter wissen auch, daß ich nichts zu thun wünsche, als was mit ihrem eigenen Rath und Willen übereinstimmt.“

„Höre,“ sagte nun Boll, „es sind Dir zwei Vorschläge gemacht, wovon der eine eine Heirath betrifft?“

„Eine Heirath?“ wiederholte Jeanette bleich werdend und ihr Taschentuch krampfhaft mit den Händen zusammenballend.

„Herr Schnell,“ fuhr Boll fort, „ist heute früh hier gewesen und wünscht Dich zur Frau zu nehmen.“

„Und verlangen meine Pflegeväter, daß ich ihn heirathe?“ frug Jeanette, während die innere Aufregung und Angst sich deutlich auf ihrem Gesichte ausprägte.

„Wir verlangen nichts,“ sagte Eilar,

Digitized by Google

„als daß Du Dir die Sache überlegen sollst. Wenn der Antrag Dir zusagt, sind wir bereit, für Deine Ausstattung zu sorgen, aber wir verlangen keine sofortige Antwort und Du magst Dir die Sache reiflich überlegen.“

„Und was betrifft der andere Vorschlag?“ versetzte Jeanette, indem sie nahe daran war, in Thränen auszubrechen, denn seit Moritz vor ihrem Geiste stand, war der Gedanke an den Einnehmer Schnell ihr ganz unerträglich.

„Das andere ist ein Engagement als Gouvernante bei Deinem Pflegevater Zirik,“ sagte Voll.

„O, viel lieber das letzte,“ rief Jeanette mit einer Lebendigkeit aus, über welche die Herren lächelten.

„Aber Du hast die Wahl noch nicht geprüft,“ sagte Eilar. „Wenn Du Herrn Schnell heirathest, bist Du eine selbständige Frau und brauchst Dich nicht nach fremden Launen und Grillen zu richten.“

Jeanette wurde wieder sehr bleich und sagte mit zitternder Stimme: „Wenn der Herr Graf glaubt, es sei besser, daß ich Herrn Schnell heirathe, ich für mein Theil würde es lieber nicht thun.“

„Ich wiederhole Dir,“ sagte Eilar, „daß Niemand daran denkt, Deiner Wahl Zwang anzuthun, Du kannst Dich ganz frei entschließen.“

„Wenn das der Fall ist,“ erwiederte Jeanette, „brauche ich mich nicht zu besinnen und ich nehme das Anerbieten meines Pflegevaters Zirik an.“

„Lies indessen den Brief,“ sagte Voll, indem er ihr denselben überreichte.

Jeanette durchlief rasch das Schreiben und schien mit allem einverstanden zu sein. Als sie jedoch an den Schluß kam, überwältigte sie fast der Gedanke, daß sie so bald von dem Orte scheiden sollte, wo sie so viel Liebe gefunden hatte. Thränen glänzten in ihren Augen, als sie den Brief zurückgab und die Frage stellte: „Wann soll ich abreisen? Morgen oder heute noch?“

„Nun, solche Eile hat es ja nicht,“ sagte Eilar gutherzig, als er den tiefen Schmerz des armen Mädchens bemerkte.

„Du hast es selbst gelesen, liebes Kind,“ meinte Voll, der es zweckmäßig fand, daß die Trennung, wie die Sache nun einmal lag, nicht verzögert werde; „es ist nicht grade nöthig, daß Du morgen reisest, da wir ohnehin unserm Freunde Zirik zuvor eine Anzeige zukommen lassen müssen; das beste wird sein, Du schreibst ihm selbst einige Zeilen und dann kannst Du übermorgen Deine Reise antreten.“

„Glaube mir, liebes Kind,“ sagte Eilar, indem er aufstand und ihre Hand ergriff, „der Abschied fällt mir ebenso schwer wie Dir, aber es mußte früher oder später doch einmal so kommen; Du mußt daher nicht mehr rückwärts, sondern frisch voraus sehen und da ich übermorgen selbst eine kleine Reise zu machen habe, so werde ich Dich nach M. bringen und Dich dort selbst an der Poststation dem Conducteur empfehlen.“ Bei sich selbst dachte der Graf, es sei zweckmäßig, wenn er durch seine Begleitung verhindere, daß sein Stiefbruder Moritz dem Mädchen das Geleit gebe. Er nahm nun herzlichen Abschied und ging. Auch der gute Pastor drückte einen Kuß auf Jeanettens Stirn und entfernte sich, damit sie den Brief an ihren Pflegevater Zirik schreiben und absenden könne.

Als sich Voll entfernt hatte und Jeanette sich allein befand, that sie, was jedes junge Mädchen in ihrer Stelle gethan haben würde: sie sank auf einen Stuhl und brach in Thränen aus. Schneller jedoch, als manches andere junge Mädchen gethan haben würde, bezwang sie ihren Schmerz, schalt sich kindisch und undankbar und begab sich sofort an die Ausführung ihres Vorhabens, indem sie an Zirik einen Brief schrieb, in welchem sie ihm mittheilte, daß sie übermorgen in der Residenz ankommen werde und die Hoffnung hege, seinen und seiner Gemahlin Wünschen vollkommen zu entsprechen; sie freue sich im Voraus, die lieben Kinder kennen zu lernen und wünsche nichts sehnlicher, als daß es ihr gelingen möge, sich dankbar für die vielen Wohlthaten zu erweisen, die er ihr bereits habe zu Theil werden lassen.

So lange Jeanette mit diesem Brief beschäftigt war, waren ihre Gedanken von der traurigen Betrachtung des Abschieds abgelenkt, nachher aber kehrten dieselben um so schmerzlicher zurück; sie fühlte, daß sie nun mit einem Male aus der Welt freundlicher und süßer Erlebnisse zur kalten Wirklichkeit ihrer Bestimmung zurückkehren müsse und nicht wenig trug zu ihrer betrübten Stimmung der Umstand bei, daß ihre beiden Pflegeväter so viele Eile hatten, sie in

ihre neue Stellung zu bringen. Sie war viel zu verständig, um nicht klar einzusehen, daß die Aufmerksamkeiten, welche Moritz ihr zu Theil werden ließ, die Ursache dieser Veränderung sein mußten. Bald aber nahmen ihre Gedanken wieder eine andere Richtung und sie beschuldigte sich selbst der Undankbarkeit gegen ihre Wohlthäter, sie vergegenwärtigte sich alles, was man ihr hier in den letzten Tagen an Liebe und Freundschaft erwiesen hatte und bald stiegen alle Gestalten der Hartensteiner Freunde vor ihrer Seele auf. Aber diese Betrachtungen konnten nicht dazu dienen, sie zu trösten und aufzurichten, wiederum begannen ihre Thränen zu fließen und sie seufzte vor sich hin: „Es ist vorbei für immer, ich darf und kann ihn nicht wieder sehen!"

In demselben Augenblicke wurde an die Thür geklopft und diese sofort geöffnet. Es war als sollten Jeanettens Worte unmittelbar widerlegt werden, denn vor ihr stand Moritz von Eilar.

Ein Augenblick des Kampfes entstand in Beiden und sie sahen einander sprach- und bewegungslos an; sie war erschrocken über die plötzliche Erscheinung des Mannes, welcher der Gegenstand ihrer Gedanken war, er nicht minder über den schmerzlichen Ausdruck, der sich auf ihrem Gesichte ausprägte. Außerdem stieg in Beiden zu gleicher Zeit der Gedanke auf, daß diese Zusammenkunft entscheidend werden konnte für ihr ganzes folgendes Leben; war es ein Wunder, daß im ersten Augenblick weder der Eine noch die Andere Fassung und Besonnenheit genug besaß, um ein Gespräch zu beginnen, oder das, was gesagt werden mußte, in die rechten Worte einzukleiden.

Endlich sah Moritz ein, daß es ihm zukam, das Schweigen zu brechen, aber er konnte nichts anderes herausbringen, als die angstvollen Worte: „Mein Gott, Jeanette, ist etwas vorgefallen?"

Es ist hundertmal gesagt und braucht deshalb nicht wiederholt zu werden, daß bei solchen Zusammenkünften die Frauen schneller ihre Geistesgegenwart wiederfinden und ihr Herz besser zu beherrschen wissen, als der Mann. Jeanette fühlte sich rasch gekräftigt und indem sie ihre Thränen trocknete versetzte sie: „Sie haben mich erschreckt, Herr Graf; ich war grade mit Schreiben beschäftigt, während der Pastor seinen Amtsgeschäften nachgeht. Sie kamen gewiß, um ihn zu besuchen, ich bedaure, daß er nicht zu Hause ist."

Der Ton, in welchem das Mädchen diese Worte sprach, war so kühl, so abweichend von dem, den Moritz sonst bei ihr gewohnt war, daß er gar nicht wußte, was er davon denken sollte.

Mit Stottern brachte er die Worte hervor: „Es thut mir leid, daß ich so unbescheiden bin, denn ich möchte nichts weniger als Sie erschrecken oder Ihnen irgend etwas zu Leide thun. Das Mädchen sagte mir, Sie seien hier und allein und ich hatte — ich wollte —"

„Sie wissen, Herr Graf," fiel sie ihm in's Wort, in der Hoffnung eine Erklärung zu verhindern, „Sie wissen, daß ich Ihren Besuch nicht annehmen kann, wenn Niemand anders im Hause ist, so sehr Sie sonst auch darin willkommen sind."

„Ich weiß, es ist unpassend und ich werde gehen," sagte Moritz, vergeblich nach Worten ringend, um seine Verlegenheit und das heftige Klopfen seines Herzens zu verbergen; „ich wiederhole, daß Sie Recht haben, aber ich dächte doch, wenn das Glück meines Lebens von einer Unterredung mit Ihnen abhinge, dann dürfte es wohl verzeihlich sein, wenn ich mich über die gewöhnlichen Formen hinwegsetzte."

Jeanette hatte sich beim Eintritte des jungen Grafen erhoben und stand, mit der Hand die Lehne des Stuhles festhaltend, an dem Tische, während Moritz ihr gegenüber an der andern Seite desselben stehen geblieben war; bei den letzten Worten des jungen Grafen hatte sie das Gefühl, als ob alles Blut sich zum Herzen zurückdrängte, aber sie war fest entschlossen, nicht zu wanken. Einen Augenblick heftete sie ihre Blicke zu Boden, dann aber zwang sie sich, ihn mit dem Ausdrucke der Fröhlichkeit anzusehen, und während ihr Herz blutete, sagte sie in scherzendem Tone: „Sie haben Recht, es wäre schade gewesen, wenn wir nicht Abschied von einander genommen hätten. Uebermorgen gehe ich von hier fort!"

„Fort?" wiederholte Moritz ganz erstaunt.

„Ja," antwortete sie, „ich gehe nach der Residenz, um die Kinder der Frau Zirik zu warten."

Sie hätte sagen können, daß sie die

Digitized by Google

Kinder erziehen solle, aber sie wollte ihm den Abstand recht fühlbar machen, der zwischen ihnen bestand, und darum sprach sie das Wort ganz ungezwungen und einfach aus. Ganz anders klang es, als Moritz darauf erwiederte: „Aber das ist ja nicht möglich, das kann ja nicht sein!"

„Es kann nicht nur," entgegnete Jeanette, „es wird auch geschehen; übermorgen hat Ihr Herr Bruder die Güte, mich von hier fortzubringen und da ich nicht weiß, ob ich Sie sehen werde, wenn ich auf Hartenstein von der Frau Gräfin Abschied nehme, so will ich jetzt die Gelegenheit benutzen, um Ihnen Lebewohl zu sagen."

Und mit diesen Worten reichte sie ihm die Hand über den Tisch hin. Moritz ergriff diese Hand, sie war kalt wie Marmor, sie bebte auch nicht, wie die seinige that."

„O," rief er aus, „diese Hand! Lassen Sie mich diese Hand für immer behalten und geben Sie den Gedanken an die Abreise auf."

Aber weit davon entfernt, seine Bitte zu erfüllen, zog Jeanette ihre Hand rasch zurück, und indem sie ihre ganze Kraft zusammenfaßte, sagte sie: „Sie thun nicht wohl, Herr Graf; solche Worte sollte ein armes Mädchen wie ich, aus ihrem Munde nicht hören."

„Was arm! Was frage ich danach!" brach Moritz, der das Eis gebrochen sah und keine Schranken mehr fühlte, nun aus: „Warum sollen Sie es nicht von mir hören, daß ich Sie lieb habe und keine andere Frau begehre, als Sie . . ."

„Ich wiederhole," sagte Jeanette, während sie traurig den Kopf schüttelte, „es ist nicht wohl gethan, daß Sie solche Worte an mich richten, seien dieselben auch noch so ehrenvoll, denn selbst in dem Falle, daß ich mehr als gewöhnliche Freundschaft für Sie fühlte, würde es eine Thorheit von Ihnen sein, eine Heirath schließen zu wollen, die Ihre Mutter und alle die Ihrigen mit Grund nicht wünschen würden, und von meiner Seite wäre es mehr als Thorheit, es würde eine Schlechtigkeit sein, wollte ich das Hinderniß für Ihr zukünftiges Glück bilden."

„Was reden Sie von Glück?" sagte Moritz; „ich kann mir kein Glück vorstellen, außer an Ihrer Seite. Ueber die Vorurtheile von Rang und Geburt sind schon Andere hinweggeschritten und oft für Mädchen, die weniger werth waren als Sie. Ueberdies hat meine Mutter Sie lieb und mein Bruder ebenfalls; sagen Sie nur ja und alle Hindernisse werden hinwegschmelzen, wie Schnee vor der Sonne."

Wie gern hätte Jeanette ja gesagt, aber sie unterdrückte die Stimme ihres Herzens und glaubte das Glück des Geliebten zu begründen, indem sie das ihrige ihm aufopferte.

„Wohlan, Herr Graf," sagte sie; „ich mag Sie nicht in dem Irrthum belassen, dem Sie anheim gefallen sind. Ihre Gesellschaft war mir angenehm, wir haben zusammen gescherzt und gelacht und wahrscheinlich bin ich in meiner Fröhlichkeit weiter gegangen als ich sollte, und Sie haben daraus Schlüsse gezogen, die mir gänzlich fremd sind; denn die Neigung, welche Sie mir bekennen und deren Erwiederung Sie bei mir voraussetzen, ist mir völlig unbekannt, und es ist nicht meine Armuth allein, was mich hindert, ihren Antrag anzunehmen, sondern das Gefühl, daß ich Ihnen das nicht bieten kann, was Sie von mir begehren."

„Wie?" entgegnete Moritz kaum hörbar, „Sie sollten wirklich meine Liebe nicht erwiedern können?"

Jeanette schwieg und Moritz, dessen Eifersucht bereits früher geweckt war, fuhr fort: „Sollte ich mich nicht getäuscht haben? Sollte Drenkeler — ?"

„Drenkeler?" wiederholte sie, indem sie ihn erschrocken ansah.

„Trauen Sie ihm nicht," fuhr Moritz fort, „er meint es nicht so gut mit Ihnen wie ich und ich warne Sie vor ihm."

„Sie sind völlig im Irrthum," versetzte Jeanette, „Herr Drenkeler hat nie ein Wort mit mir gesprochen, woraus ich schließen könnte, daß er auch nur im Entferntesten an mich denkt."

„Nicht?" rief Moritz, „nun das ist wenigstens ein Trost in meinem Leid. Aber sagen Sie mir, Jeanette, wenn Ihr Herz noch frei ist, sollte da nicht Hoffnung für mich sein, daß Sie noch einmal anders über meinen Antrag denken werden?"

„Niemals!" antwortete sie, „aber ich hege die sichere Hoffnung, daß Jemand, der einen so gesunden Verstand und ein so wackeres Herz hat wie Sie, bald von einer Neigung gesunden wird, die nur durch die Gelegenheit und den kurzen

Umgang entstanden ist, und daß Sie dann eine Wahl treffen werden, die Ihnen besser entspricht. Und nun," fuhr sie fort, da sie bemerkte, daß er immer an derselben Stelle stehen blieb, „nun dürfte es wohl an der Zeit sein, einer Unterhaltung ein Ende zu machen, die keinen Zweck hat und für beide Theile peinlich ist. Leben Sie wohl, Herr Graf und nehmen Sie meinen Dank für die vielen Beweise von Freundschaft, die Sie mir gegeben haben, zürnen Sie mir nicht und verzeihen Sie mir, ich werde mich immer freuen, wenn ich erfahre, daß es Ihnen wohl ergeht."

Moritz ergriff ihre Hand wieder, welche sie ihm bei den letzten Worten darreichte. Diese Hand war noch immer kalt wie Marmor und sie blieb es auch dann, als er einen heißen Kuß darauf drückte. Dann ließ er sie los, nahm seinen Hut und nach einem schmerzlichen „Lebewohl!" stürzte er aus dem Zimmer.

Jeanette blieb noch eine Weile an derselben Stelle stehen und lauschte auf den Tritt des Jünglings, der sich entfernte. Sie hörte Moritz über die Hausflur gehen, die Hausthür öffnen und endlich das Gartenpförtchen zuschlagen, darauf hörte sie nichts mehr und wußte nun, daß er fort war, fort mit der Ueberzeugung, ihr gleichgiltig zu sein, und dann wußte sie nicht mehr, ob sie recht oder unrecht gehandelt, ob ihre Lüge eine großmüthige oder unedle war, sie wußte nur, daß sie tief unglücklich war. Alle ihre Kraft war gewichen, das Blut stürmte durch ihre Adern, das bleiche Gesicht und die kühlen Hände glühten wie Feuer und wie eine Verzweifelte sank sie vor dem Stuhl, auf dem sie gesessen hatte, nieder, bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und alles auf der Erde vergessend, versank sie in heftiges Weinen und Schluchzen, woraus sie erst nach einer ganzen Weile erschreckt auffuhr, als Jemand in das Zimmer trat. Es war Boll, welcher bei seiner Zurückkunft nach Hause von dem Dienstmädchen erfahren hatte, daß der junge Graf hier gewesen sei. Mit der Frage: „Was ist geschehen?" trat er näher und während sein sonst so ruhiges Gesicht eine ungewöhnliche Aufregung zu erkennen gab, setzte er hinzu: „Ich höre, Moritz ist hier gewesen, er hat Dich doch nicht beleidigt?"

„Nein," antwortete sie, indem sie ihm um den Hals fiel und ihr Gesicht an seine Brust verbarg.

„Nicht? Dann ist es vielleicht noch schlimmer? O Thor, der ich bin, daß ich Dich in solchem Augenblicke allein gelassen habe!"

„Sei ruhig, Vater," entgegnete Jeanette, „es ist nur die Ueberraschung, die Erschütterung, aber alles ist schon vorüber, oder so gut wie vorüber."

„Was ist denn vorüber?"

„Moritz hat mir einen Heirathsantrag gemacht."

„O, der Unvorsichtige!"

„Und ich habe ihm gesagt, daß ich ihn nicht lieb hätte," antwortete Jeanette, indem sie ihren Pflegevater flüchtig ansah und den Kopf betrübt wieder sinken ließ. Dieser einzige Blick aber hatte genügt, ihm zu zeigen, welch' ein Opfer Jeanette gebracht hatte.

„Du bist ein muthiges und edles Kind," sagte er, indem er sie auf die Stirn küßte, „und Gott wird Dich dafür belohnen; aber gehe nun auf Dein Zimmer und versuche ein wenig zu ruhen. Wenn meine Schwester kommt, so sage ihr, Moritz sei hier gewesen, um ein Buch von mir zu verlangen und Du habest ihm erzählt, daß Du übermorgen von hier fortgehest."

Jeanette war mit allem einverstanden; sie übergab Boll den Brief, den sie an Zirik geschrieben hatte, und er setzte noch einige Zeilen darunter, wobei er zu sich selbst sagte: „Wenn er sie nicht gut behandelt, soll er es mit mir zu thun haben."

Bald nachdem der Brief geschrieben war, kam Fräulein Lenchen nach Hause, ganz entrüstet, daß man sie ohne jeden Grund entfernt hatte, denn was die Gräfin Eilar ihr mitgetheilt, war weder wichtig noch eilig gewesen; sie war nahe daran, ein Ungewitter heraufzuführen, welches sich jedenfalls am heftigsten über Jeanettens Haupt entladen haben würde, da sie vermuthete, daß der Besuch des Herrn Schnell nicht ihr, sondern dem jungen Mädchen gegolten habe. Als sie jedoch erfuhr, daß Jeanette bereits übermorgen als Gouvernante nach der Residenz abreisen solle und gegenwärtig mit heftigen Nervenkopfschmerzen auf ihr Zimmer gegangen sei, regte sich bei ihr einestheils das angeborne weibliche Mitgefühl, und anderentheils die Neugierde, und sie begab sich sofort zu der Kranken.

Digitized by Google

Wie erstaunte sie jedoch, als Jeanette ihr vollständig angekleidet entgegenkam und sie versicherte, daß ihr Unwohlsein vorüber sei.

Nun ging es an die Vorbereitungen der Abreise und am folgenden Tage wurden die Abschiedsvisiten gemacht.

Man sah von einem Besuche in Dornwick ab und es wurde beschlossen, daß Jeanette von Frau v. Dortuch und Betty brieflich Abschied nehmen würde; dagegen mußte auf Klein- und Groß-Hartenstein Abschied genommen werden, und es gereichte Jeanette zu nicht geringer Beruhigung, daß Moritz von Hause abwesend war, als sie sich von der Gräfin Mutter verabschiedete. Diese schalt zwar über die Unachtsamkeit ihres Sohnes und versprach, ihn noch einmal nach dem Pfarrhause zu senden, aber glücklicherweise kam dies nicht zur Ausführung. Auch Herr Schnell ließ sich nicht mehr sehen, dagegen kam Drenkeler und nahm Abschied und die Praley'schen Damen, sowie die beiden Gräfinnen, gaben ihr herzliches Bedauern über Jeanettens Abreise zu erkennen, was allerdings in Bezug auf Gräfin Marie von Eilar nicht grade wörtlich zu nehmen war.

Neunzehntes Capitel.

Es versteht sich von selbst, daß Jeanette in keiner fröhlichen Stimmung war, als an dem bestimmten Morgen der Wagen des Grafen Eilar vor dem Pfarrhause hielt, und es braucht nicht besonders gesagt zu werden, mit welchem aufrichtigen Schmerz das junge Mädchen von ihrem Pflegevater Voll und dessen Schwester Leuchen Abschied nahm. Der Graf begriff die Stimmung vollständig, in welcher das Mädchen sich befand, und störte dieselbe vorerst nicht, indem er hoffte, daß die Abwechslung der Reise und die frische Luft das ihrige beitragen würden, um das Gemüth des jungen Mädchens zu erheitern. Bald war dies denn auch der Fall und Jeanette begann das Gespräch damit, daß sie sich nach den Persönlichkeiten der Familie Zirik erkundigte, und namentlich ausführlichen Bericht über ihre zukünftige Gebieterin verlangte. Der Graf gerieth einige Male in Verlegenheit, einestheils, da er nicht viel Auskunft zu geben wußte, und anderntheils, weil das, was er wußte, nicht besonders günstig war. Er suchte Jeanette darauf vorzubereiten, daß ihre Stellung manche Mühseligkeiten mit sich führen werde, aber Jeanette blickte so anspruchslos muthig und voll Arbeitslust in die Zukunft, daß ihr keine Widerwärtigkeiten einleuchten wollten, und sie mit vollem Vertrauen dem Kommenden entgegensah. Bald kamen sie an eine Eisenbahnstation, wo der Graf seinen Wagen zurückschickte; sie fuhren darauf bis zu einer gewissen Station, von welcher aus Jeanette mit dem Postwagen weiter reisen sollte. Der Graf begab sich mit dem jungen Mädchen nach dem Gasthofe, wo sich die Passagierstube befand, und ließ sich dort ein besonderes Zimmer anweisen, wo er die Abfahrt Jeanettens erwarten wollte. Nachdem das junge Mädchen ein Frühstück mit ihm verzehrt und er für die richtige Beförderung ihres Gepäcks Sorge getragen hatte, kam der Conducteur und meldete, daß die Zeit zur Abfahrt gekommen sei. Der Graf geleitete seine Pflegetochter an den Wagen, hob sie hinein, trug ihr Grüße an Herrn und Frau Zirik auf, reichte ihr mit einem herzlichen Lebewohl die Hand, und empfahl sie der Sorge des Conducteurs, dem er dafür ein ansehnliches Trinkgeld in die Hand steckte. Flüchtig hatte er noch gesehen, daß Jeanette gegenüber einige Damen in dem Wagen saßen, und er pries dies in Gedanken als eine günstige Fügung, da sie auf diese Weise nicht von dem Rauchen der Männer belästigt werden konnte. Hätte er vor der Abfahrt des Postwagens nur einen Blick in die allgemeine Passagierstube geworfen, so würde ihm vielleicht eingefallen sein, daß es viel schlimmere Gesellschaft geben kann, als die eines dampfenden Rauchers, der die gemeinste Sorte Cigarren seiner Leidenschaft opfert.

Jeanette dachte freilich weder an Rauchen noch an ihre Mitreisenden. Bittere Thränen rollten langsam über ihre Wangen und es währte eine geraume Zeit, ehe sie sich erinnerte, daß sie nicht allein sei und daher ihrem Schmerze nicht ganz freien Lauf lassen könne; sie nahm daher ihr Taschentuch und trocknete ihre Thränen, aber auch dann schenkte sie ihrer Reisegesellschaft noch immer nicht die geringste Aufmerksamkeit, und ließ schweigend und in trübe Gedanken versunken ihren Blick über die vorübereilende Gegend schweifen.

Digitized by Google

Endlich aber wurde sie aus ihrer Zerstreutheit zurückgerufen und genöthigt, sich mit der Wirklichkeit wieder zu beschäftigen, dadurch, daß mit einer süßlichen Stimme die Frage an sie gerichtet wurde: „Kann ich dem Fräulein vielleicht dienen?“

Erschreckt wendete sie den Kopf nach der Seite, von woher die Stimme klang, und sie erblickte außer einer Hand, die ihr ein Flacon reichte, ein volles lachendes Frauengesicht mit ein paar großen Augen, die sie aufmerksam anstarrten.

„Ich danke bestens,“ antwortete sie mit einem unwillkürlichen Gefühl des Widerwillens.

„Es ist recht angenehm bei der Wärme,“ fuhr dieselbe Stimme fort, indem die Dame das Flacon noch immer darreichte.

Jeanette hätte am liebsten gar nicht geantwortet, aber sie besann sich rasch und machte sich Vorwürfe, daß sie die freundliche Dame vielleicht nicht mit genügender Höflichkeit behandelte.

„Es ist wahr,“ sagte sie deshalb, „Sie haben ganz recht, es ist sehr warm, aber ich bin selbst versehen und möchte Sie daher nicht berauben.“ Und damit holte sie aus ihrem Körbchen ihr eigenes Flacon hervor.

„Ich habe genug,“ entgegnete die Andere, „und Sie können immerhin etwas davon nehmen; ist mein Vorrath verbraucht, so werde ich mich bei Ihnen revanchiren;“ und mit einer gewissen Zudringlichkeit nöthigte sie Jeanette, das Flacon anzunehmen. Diese konnte, ohne unhöflich zu sein, sich nicht mehr weigern, sie ließ daher einige Tropfen auf ihr Taschentuch fallen und stellte das Flacon mit den Worten: „Ich danke Ihnen,“ der Besitzerin wieder zu. Bei dieser Gelegenheit betrachtete sie die Letztere etwas aufmerksamer. Diese war eine Frau von ungefähr fünfzig Jahren und von ehrfurchtgebietendem Umfang. Ihr Gesicht, welches aus einem seidenen Hut hervorsah, der mit außerordentlich vielen bunten Blumen besetzt war, hatte eine dunkelrothe Farbe und war ziemlich voll und breit, die Züge waren regelmäßig und verriethen frühere Schönheit, ja selbst noch jetzt, wenn die großen klugen Augen freundlich blickten und der Mund sich zu einem Lächeln öffnete, daß man die weißen Zähne sah, hatte das Gesicht etwas, was man anziehend nennen konnte; aber ein Beobachter, der mehr Erfahrung besaß als Jeanette, würde doch gefunden haben, daß dieser Ausdruck nur sehr vorübergehend war, und daß das Gesicht gewöhnlich eine gewisse Dreistigkeit zeigte, die bei der geringsten Veranlassung in heftige Leidenschaft und Rohheit ausarten konnte. Starke kohlschwarze Augenbrauen und eine etwas gekrümmte Nase kennzeichneten einen Charakter, der etwas raubvogelartiges haben mußte, und man würde leicht in Versuchung gekommen sein, anzunehmen, daß eine Grenadiermütze sich besser für dieses Haupt eigne, als das bunte Hütchen, das sie trug. Das volle Gesicht wurde noch vergrößert durch ein starkes Doppelkinn, und ruhte auf einem kurzen dicken Halse, um welchen ein Halsband von sieben goldenen Ketten prunkte. Ein schottisch carrirtes Tuch mit rother Grundfarbe wurde durch eine schwere Brosche auf der Brust zusammengehalten. Das blauseidene Kleid, welches sie trug, schien wenig geeignet, um der ungeheuren Fleischmasse ihres Körpers auf die Dauer Widerstand leisten zu können; eine Menge Armbänder an beiden Armen und eine große Anzahl Ringe an allen Fingern schienen zwar nicht durchweg vollkommen echt zu sein, aber sie gaben doch in Form und Gewicht interessante Gegenstände für den Beobachter ab.

Jeanette war allerdings weit davon entfernt, irgendwie an der Echtheit dieser Perlen und Juwelen zu zweifeln, obschon sie Geschmack genug besaß, um zu finden, daß der Aufputz ihrer Reisegenossin wohl etwas überladen sei. Sie betrachtete nun auch die übrige Reisegesellschaft. Neben der dicken Matrone saß ein junges Mädchen, welches, wie es schien, zu jener gehörte. Ueber die äußerliche Erscheinung desselben ließ sich jedoch sehr wenig sagen, da das Gesicht mit einem dichten Schleier bedeckt und sie überdies in tiefen Schlaf gesunken war. Außerdem befand sich noch ein Mann im Wagen, der einen dicken Rock und einen großen Hut trug und ein ziemlich dummes Gesicht machte. Ihm gegenüber befand sich ein Student, der in einem Buche zu lesen schien, aber dabei fortwährend abwechselnd nach den drei Damen sah und dabei sehr unzufriedene Blicke nach dem Manne schoß, der ihn von Jeanette trennte, und dessen Aeußeres ihn als einen Feldmesser oder dergleichen zu erken-

nen gab. Die übrigen Passagiere konnte Jeanette nicht gut bemerken, und sie begnügte sich damit, einen prüfenden Blick auf die ihr Zunächstsitzenden geworfen zu haben.

„Wissen Sie nicht, wie spät wir in der Residenz ankommen?“ fragte Jeanette.

„Gewiß, liebes Fräulein,“ war die Antwort, „präcis halb sieben, und ich möchte dem Conducteur nicht rathen, daß er sich verspätet!“ Hierauf kniff sie ihre Lippen zusammen und machte ein paar Augen, daß man glauben konnte, sie würde ihrer Drohung gehörig Nachdruck geben.

„Es geschieht doch oft genug,“ bemerkte der dicke Herr, „daß man zu spät ankommt und nichts dagegen thun kann.“

„Man wird gewiß mit dem Essen auf Sie warten?“ sagte die Matrone zu Jeanette mit einer sanften und einschmeichelnden Stimme, die man ihr gar nicht zugetraut hätte; „Sie wollen bei Herrn Zirik absteigen, wie ich gehört habe.“

„Ja, ich werde im Hause des Herrn Zirik erwartet,“ antwortete Jeanette, während sie bei dem Gedanken erröthete, daß man sie für mehr als eine Gouvernante halten könne.

„Zirik?“ fiel der dicke Herr ein, indem er eine Rauchwolke aus seiner Pfeife blies; „das ist ja ein bekannter Name, da wird sich's wohl aushalten lassen!“

Jeanette sah den Mann etwas verwundert an, weil er sich auf so plumpe Weise in das Gespräch mischte. Es war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit einem gutmüthigen, aber sehr gewöhnlichen Gesichtsausdruck. Jeanette begnügte sich, auf seine Bemerkung mit einem Lächeln zu antworten. Der dicke Herr schien jedoch die Unterhaltung fortsetzen zu wollen und sagte: „Ja, ja, es ist mir noch wie heute, wenn ich daran denke, wie Herr Zirik Student auf der Universität war; ich wohnte damals als junger Bursche ebenfalls in derselben Stadt und war froh, wenn ich zuweilen eine Kleinigkeit verdiente durch Besorgung von allerlei Aufträgen. Wie die Zeiten sich ändern! Aber,“ wendete er sich darauf zu der dicken Matrone, „wenn ich so frei sein darf zu fragen, wohnten Sie damals nicht auch in der Gegend?“

Die dicke Dame schien durch diese Frage nicht besonders angenehm berührt; sie antwortete daher mit schriller Stimme und scharfer Betonung: „Ich wohne in der Residenz, mein Herr, und Sie irren sich jedenfalls.“

„Das ist möglich,“ erwiederte er, „obschon ich darauf schwören möchte, daß Ihr Gesicht und Ihre Stimme einer Frau angehören, bei welcher damals eine junge Wittwe wohnte, deren Schwiegervater nichts mit ihr zu thun haben wollte, obgleich er als steinreicher Mann auf der Breitenstraße wohnte.“

„Was geht mich diese Geschichte an!“ entgegnete die Dame, „ich weiß von dem Allen, was Sie da sagen, gar nichts.“

„Nun, dann ist es eine merkwürdige Aehnlichkeit,“ versetzte der dicke Herr, „und doch sollte ich, wie gesagt, darauf geschworen haben; aber dann müßten Sie sich ja auch meiner noch erinnern, denn ich habe damals manchen Ausgang für die Frau, die ich meine, besorgt, und der junge Jost Klabbe würde ihr gewiß im Gedächtniß geblieben sein.“

Als die Dame nichts darauf erwiederte und keine Miene verzog, fuhr er fort:

„Sie wohnen also in der Residenz? Dann werden Sie den Namen Zirik auch schon oft gehört haben.“

„Wer sollte nicht von Herrn Zirik gehört haben?“ antwortete sie; „ein schönes Haus, eine charmante Frau und einige Millionen im Vermögen. O, ich möchte wohl an der Stelle des Fräuleins sein!“

Nun begann das Gefühl von Aufrichtigkeit in Jeanette so laut zu reden, daß sie die Abneigung, welche sie gegen ein Gespräch mit fremden Menschen empfand, überwand, und lächelnd sagte: „Ich weiß nicht, ob Sie mit mir tauschen möchten, wenn Sie wüßten, welche Stellung ich im Hause des Herrn Zirik bekleiden soll.“

„Was? Sie gehen nicht zum Besuch dahin?“ fragte die dicke Dame, während sie ihre Augen prüfend auf Jeanette richtete; „Sie sind doch nicht als Kammermädchen dort engagirt?“

„Das grade nicht,“ antwortete Jeanette, „aber als Gouvernante für die Kinder.“

„So, das ist etwas anderes,“ versetzte die Matrone und fuhr halb zu sich selbst fort: „Das möchte ich freilich nicht gern sein wenn ich jung wäre, denn das muß ich sagen, Unabhängigkeit geht doch über alles! Namentlich wenn man jung ist, muß

man frei sein, und die Jugend genießen, so lange man kann."

„Wahrhaftig," bemerkte der dicke Herr, „das ist wahr, und so ging es mir in meiner Jugend auch, wo ich lieber mit meinen Bekannten umherzog, als hinter dem Ladentische stand."

„Aber," wagte Jeanette einzuwenden, „es handelt sich nicht immer darum, was man am liebsten thut, und wenn man nicht in der Lage ist, sein eigner Herr sein zu können, muß man sich in ein wenig Abhängigkeit zu schicken wissen."

„Nun," meinte die dicke Dame, indem sie auf die liebenswürdigste Weise lächelte und den sanftesten Ton anschlug, „wenn man das Aussehen und die Manieren des Fräuleins hat, dann braucht man nicht lange abhängig zu sein."

„Ach was," antwortete Klabbe, „die Freier fragen jetzt auch mehr nach den Groschen, als nach sonst etwas."

„Ja," erwiederte die Dame, „es ist gewiß selten, daß ein reicher Mann ein armes Mädchen heirathet, aber doch habe ich deren genug gekannt, die Thorheiten begingen für ein paar Augen, die lange nicht so schön waren, als die des Fräuleins, und dann, ich denke was ich denke."

Hier sah der Student von seinem Buche auf und die Sprecherin mit einem Blicke an, in welchem deutlich zu erkennen war, daß er errieth, was sie dachte. Jeanette errieth es nicht, aber sie fand es sehr unangenehm, daß man ihr Schmeicheleien in das Gesicht sagte, und sie machte sich Vorwürfe, daß sie sich überhaupt auf ein Gespräch eingelassen hatte. Sie antwortete denn auch auf einige Fragen, die Klabbe an sie richtete, nur mit ja und nein, bis der Wagen an einer Station anhielt, wo so viel Zeit blieb, um eine Erfrischung zu nehmen.

Kaum standen die Pferde still, als die dicke Matrone sich mit großer Schnelligkeit von ihrem Sitze erhob, dem neben ihr sitzenden Mädchen auf die Schulter klopfte und sagte: „Komm, Heloise, wir wollen eine Tasse Kaffee trinken."

Die Angeredete fuhr aus ihrem wirklichen oder scheinbaren Schlaf auf und folgte ihrer Begleiterin aus dem Wagen und in die Passagierstube, ohne ein Wort zu reden.

Auch Jeanette stieg aus und schloß sich natürlicherweise den beiden Damen an. Als der Kaffee gebracht wurde, schlug das junge Mädchen den Schleier zurück, und Jeanette hatte nun Gelegenheit, ihre Züge zu sehen, die von auffallender, obgleich sehr ausdrucksloser Schönheit waren. Die Matrone nahm ihrerseits die Gelegenheit wahr, um Jeanette auf die Seite zu nehmen und sie in geheimnißvollem Tone zu fragen, ob sie Madame Zirik persönlich kenne. Nachdem Jeanette dies verneint hatte, fuhr jene fort: „Ich fürchte, es wird Ihnen dort nicht besonders gefallen, denn diese Madame Zirik ist als eine ungemüthliche Tante bekannt, wie ich höre. Wenn Sie einmal Zeit haben oder sich im Hause langweilen, und Sie wollen eine Tasse Kaffee bei mir trinken und die Bekanntschaft fortsetzen, so werden Sie mir immer sehr willkommen sein. Hier ist meine Adresse, stecken Sie die Karte nur ein. Wie ich sage, Sie werden mir immer sehr willkommen sein."

Jeanette nahm die Karte und steckte sie ganz mechanisch in ihre Tasche. Inzwischen kam der Conducteur, der für das Trinkgeld vom Grafen Eilar doch auch etwas thun wollte, und fragte Jeanette, ob sie irgend etwas wünsche. Während sie dankte, war sie einen Augenblick von den beiden andern Damen abgekommen, und der Student, welcher sein Glas Bier auf dem Tische stehen hatte, näherte sich ihr unmerklich und flüsterte ihr zu: „Sprechen Sie nicht mehr mit jenem Weibe."

Ueberrascht sah sich Jeanette um, aber ihre Ueberraschung vermehrte sich noch, als sie bemerkte, wie die Dame, die den Vorfall geahnt oder gerochen haben mußte, sich dem Studenten näherte und ihm leise etwas sagte, was diesem sehr unwillkommen sein mußte. Rasch drehte er sich um und verließ das Zimmer, während die Matrone ihm mit einem triumphirenden Blicke nachsah. „Denken Sie sich," sagte sie darauf, indem sie sich zu Jeanette wendete, „daß mir dieses junge Herrchen noch über hundert Thaler schuldig ist, und zwar schon mehr als über ein Jahr, deshalb war er im Wagen so still, während er sonst prächtig plaudern kann. Wenn er aber denkt, mich hinter meinem Rücken zu verleumden, so soll er erfahren, daß Madame Adlerberg sich nicht auf die Hühneraugen treten läßt."

„Er hat nichts Böses von Ihnen gesagt," flüsterte Jeanette, welche sich vor der

Digitized by Google

Heftigkeit der Matrone zu fürchten begann.

„Was soll er auch von mir sagen," entgegnete diese jetzt wieder mit ihrem sanften einschmeichelnden Tone, „kein Mensch hat von mir etwas zu fordern, und es kommen nur die anständigsten Leute in mein Haus, das darf ich, ohne mich zu rühmen, sagen."

Hier kündigte der Conducteur an, daß es Zeit zum Einsteigen sei, und da mehrere Passagiere abgegangen und andere zugekommen waren, so hatte die Gesellschaft weniger Gelegenheit und auch vielleicht weniger Lust, das Gespräch fortzusetzen.

Jeanette glaubte anfänglich, die schöne Begleiterin der Madame Adlerberg müsse taubstumm sein, bis sie endlich bemerkte, daß dieselbe der dicken Dame ein paar Worte zuflüsterte. Dann aber versank die geheimnißvolle Schönheit abermals in tiefen Schlaf. So verlief der Rest der Reise, ohne daß irgend etwas bemerkenswerthes geschah, und endlich verkündete das schmetternde Horn des Postillons, daß man am Ziele angelangt sei. (Fortsetzung folgt.)

Gervinus
über die
der Julirevolution vorausgehende Bewegung
in der europäischen
Dichtung und Wissenschaft.*)

Es war in der Epoche der Ermüdung und einer Reaction, welche auf diese Stimmung in Frankreich, Deutschland und Italien baute, eine träge Schwüle lag über dem politischen Leben unseres Welttheils, als Gervinus den Plan faßte, diesem ermattenden Jahrhundert den Spiegel seiner Geschichte vorzuhalten. Einer der Historiker, welche ihre Thätigkeit überhaupt in energischer Beziehung zu dem politischen Leben ihrer Nation sehen, hatte er in einer früheren Epoche der politischen Stagnation durch seine Literaturgeschichte, durch seine publicistische Thätigkeit mächtig gewirkt. Einen größern Plan, als den er nun faßte, konnte sich nicht leicht die Geschichtschreibung vorsetzen.

Es ist noch in der Erinnerung unserer Leser, welches Aufsehen die Einleitung seines Werkes damals machte, die wie ein Protest gegen die Maßregeln der Regierungen erschien, erhoben aus dem Gedanken eines unerbittlichen Gesetzes der Entwicklung zur Freiheit, zugleich wie eine Mahnung an die liberalen Parteien, Sammlung und Muth wiederzufinden. Verbote antworteten. Mit Ungeduld ward der Beginn des Werkes erwartet. Kein populäreres Unternehmen schien gedacht werden zu können. Wie aber nun in umfassender Gründlichkeit die Erzählung der Begebenheiten voranschritt, entsprach das Interesse des Publicums weder der Größe und Wichtigkeit des Unternehmens, noch der Bedeutung des Schriftstellers, welcher ihm den übrigen Theil seines Lebens widmet. Unser Publicum ist durch eine wachsende Beschränkung der Aufgaben verwöhnt. Es vergißt, daß ein umfassender Zusammenhang von Thatsachen der verwickeltsten Art, auf welchen unsere heutige politische Lage in den verschiedensten Theilen der Welt beruht, nicht in den Grenzen mitgetheilt werden kann und darf, die etwa das Leben eines bedeutenden Mannes oder die Geschichte einer einzelnen Staatsumwälzung einhalten können.

Diese Gewohnheiten unseres Publicums werden dem vorliegenden Werke gegenüber, wie wir hoffen, aufgegeben werden, wie sich dasselbe mehr den großen Ereignissen nähert, die wir selbst erlebt haben und unter deren unmittelbarer Nachwirkung wir heute stehen. Und zwar zählt unter diese schon der Gegenstand des zuletzt erschienenen achten Bandes. Derselbe behandelt die geistigen Bewegungen in Deutschland und Frankreich in dem dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, dann die Julirevolution und ihre Einwirkungen auf die verschiedenen Länder Europa's. Damit hat derselbe eine sehr glückliche Einheit und einen wahrhaft dramatischen Fortgang. Er untersucht die intellectuellen Zustände Deutschlands und Frankreichs und zeigt den scharfen Gegensatz zwischen diesen; unmittelbar hieraus ergibt sich eine Einsicht in die zündenden Ideen, welche der Julirevolution den Weg bahnten; und zugleich wird dann völlig deutlich, warum

*) Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Band VIII. 1866. Engelmann's Verlag.

ihre Nachwirkungen in den einzelnen Staaten Deutschlands so unbedeutend waren, beinahe auf Straßenkrawalle eingeschränkt.

Demgemäß fällt hier die Literatur unter einen politischen Gesichtspunkt. Dieser Gesichtspunkt bestimmt dann die Art der Behandlung. Wie Gervinus sich ausdrückt: „Wir stellen uns an der Scheidemarke des äußern und innern Lebens auf, um die Wechselwirkungen der beiderseitigen Vorgänge nur auf der Linie der Grenzberührungen zu beobachten."

Dieser Gesichtspunkt dünkt uns zunächst von großen Gefahren umgeben zu sein, über welche ein Wort gestattet sein möge. Es ist keine Frage, daß die politische Wirkung der Literatur nur eine Seite der Wirkung ausmacht, welche jeder Schriftsteller beabsichtigt. Die Literatur wirkt allerdings auf die Menschen und zwar zunächst auf die Eines Volkes; diese Menschen bilden den Staat. Aber ihr Leben verläuft auch noch in andern, vom Staat trennbaren Beziehungen. Es gibt einen Fortschritt der abstracten, wie der exacten Wissenschaften zum Beispiel, von der höchsten Bedeutung für das Leben der Menschheit, wenn auch nicht, wie Buckle darzuthun versucht hat, der einzige von dauernder, stetiger Bedeutung. Auch diese Wissenschaften verlaufen in den Köpfen, welche einem Staate angehören. Aber das Interesse, welches an sie fesselt, ist das der allgemeinen Cultur, das ebenso stark wäre, wenn gar kein Staat und gar keine Nationen existirten. Auch in diesem Falle, auch wenn gar kein Interesse nationaler und politischer Sittlichkeit da wäre, würden die großen Interessen der menschlichen Intelligenz und der freien Gemüthskräfte ihren erhabenen Gang gehen. Macaulay hat dies in einem bewundernswürdigen Bilde ausgesprochen. Er sagt, um die fortdauernde Wirksamkeit der englischen Literatur auf die Menschheit, auch nach Untergang dieses englischen Staatskörpers, der sie hervorbrachte, auszudrücken, etwa Folgendes: Wenn einst da, wo jetzt im Mittelpunkte der ungeheuren Weltstadt London Menschen, Wagen und Pferde sich über die gewaltige Brücke der Themse drängen, wo Paläste und Kathedralen sich mächtig erheben, ein einsamer Fischer von Stämmen jenseits des Oceans seine Netze werfen werde in den verlassenen Strom: zu dieser Zeit werden die Gestalten Shakspeare's und die Verse Milton's noch in der Seele und auf den Lippen der Menschen sein. Shakspeare's Gestalten sicherlich: auch der ledernste Politiker wird das nicht leugnen. Es gibt demgemäß einen Zusammenhang intellectueller Bewegungen, vermöge dessen sie über die nationale und politische Wirkung hinaus mächtig sind, und hier liegt ihre erste Macht, jene andere muß als secundär betrachtet werden.

Halten wir nun hieran fest, so bieten sich dem Historiker nur zwei Verfahrungsarten. Entweder er zieht diesen allgemeinen Zusammenhang selber, nach seinen letzten umfassenden Resultaten in seine Darstellung. Oder er will nur von dem politischen Theil der menschlichen Geschichte erzählen, den andern an Andere überlassend. Je nach der Wahl der einen oder zweiten Ausdehnung der geschichtlichen Aufgabe wird dieselbe eine ganz andere. Beide stehen dem Historiker offen, die zweite, falls er will, die erste, falls er kann. Aber er muß eine mit Bewußtsein wählen und an ihr festhalten. Anstatt dessen findet sich in keinem Geschichtswerk bis auf diesen Tag völlige Klarheit des Gesichtspunktes. Schlosser, der Lehrer von Gervinus, war der erste, welcher die Literatur in die geschichtliche Erzählung hineinzog. Obwohl zum Theil widerwillig, sind ihm die späteren Historiker gefolgt. Aber keiner mit der Klarheit über die Grenzen seiner Aufgabe, die man erwarten sollte.

Gervinus setzt den Gesichtspunkt fest, unter welchem er die geistigen Bewegungen in seine Darstellungen hineinzieht. Er steht an der „Scheidemarke des innern und äußern Lebens;" er will die „Wechselwirkungen der beiderseitigen Vorgänge" auffassen. Gehört nun etwa die ganze Darstellung der Humboldt'schen Sprachforschung, wie sie Gervinus gibt, hierhin? Wie Humboldt zu keinem vollen Classificationsschema der Sprachen gelangte, wie er die Verschiedenheit der malayischen Sprachenfamilien vom Sanskrit nachwies? Dergleichen Ausführungen sind viel zu umfangreich, um zur bloßen Illustration der abstracten Sätze über die Einwirkung unserer politischen Lage auf unsere Wissenschaft zu dienen. Und andererseits verlieren sie durch den eingeschränkten Gesichtspunkt an der Strenge und Fruchtbarkeit der Dar-

stellung, deren grade die Geschichte der intellectuellen Entwicklung, auch in ihrer populären Form, immer mehr fähig werden muß. Man wird dem lieben deutschen Publicum, welchem freilich die spannende Erzählung der Juliwoche der Pariser Revolution unterhaltender sein wird, als die Geschichte der historischen Forschungen in unserm Jahrhundert, immer mehr ernsthafte Anstrengung zumuthen können und müssen. Es hat sich leider gewöhnt, wenn es ein historisches Buch aufschlägt, sich in die Positur des Nachmittagsschlafs zu versetzen.

Es ist erlaubt, bei einem Buche von solcher Bedeutung principielle Bedenken dieser Art vorzulegen. Denn der reiche und fruchtbare Geist des Schriftstellers verleiht hier der Darstellung das höchste Interesse, sollte auch das Bedenken gegen den Gesichtspunkt derselben selber Billigung finden. Wir heben nunmehr einige Hauptpunkte hervor, welche in die Behandlungsweise des berühmten Historikers einen noch tieferen Einblick gewähren.

„Auf zwei Nationen des europäischen Festlandes — sagt Gervinus — drängte sich in diesen Jahren politischer Niedergeschlagenheit ein verdichtetes Geistesleben zusammen: auf Franzosen und Deutsche. Und unter beiden Völkern waren es vorzugsweise die Deutschen, unter denen jetzt die Wissenschaft in allen ihren Verzweigungen, aufschießend aus den Ueberschwemmungen der Romantik, die nach verdunstetem Gewässer einen fruchtbaren Bodensatz auf allen Landstrichen des Wissens zurückließen, zu der großartigsten Erweiterung und Vertiefung aller Art von Erkenntniß ausgebildet ward."

Die geistige Bewegung in Deutschland wird zuerst der Analyse unterworfen. Wir stellen die interessante Anschauung der gesammten Entwicklung, welche den Gesichtspunkt der Darstellung bestimmt, voran. „Seitdem das deutsche Volk, nach dem Ausgang der kräftigen Kaiserhäuser, seine große nationale Stellung im Mittelalter eingebüßt hatte, ja alles Leben aus dem Ganzen in die Theile zurückgetreten war, ist in den neuern Zeiten der Verlauf seiner Fortbildung zu der nationalen Gemeinsamkeit, die es dieser Zertheilung wieder entreißen soll, die Geschichte einer säcularen Verjüngung, in der sich, seit der physischen Erneuerung im vierzehnten bis fünfzehnten Jahrhundert, seit dem Aufkommen des untern Volkes, Ring an Ring ansetzt in einer langsamen, aber durchaus gesetzmäßigen Entwicklung; einer ganz inneren Entwicklung, durch die das Volk, seiner Zusammengehörigkeit mehr bewußt geworden, in Kirche, Schule, Kunst und Wissenschaft schrittweise vorbereitet werden sollte für den zusammenfassenden Abschluß der nationalen Bildung, den Gesammtstaat." Es ist nun innerhalb dieser Entwicklung das letzte Stadium einer rein literarischen Existenz unserer Nation, von welchem Gervinus ein Bild entwirft. Und dies Bild ist von besonderm Interesse durch die subjective Färbung, welche ihm die Stellung des Darstellenden selber gibt.

Er beginnt mit der Lage einer Wissenschaft, welche, vordem herrschend, nunmehr mit dem wissenschaftlichen Geiste der neuern Zeit gewaltig um ihre Existenz rang, der Lage der Theologie. Eine Charakteristik Schleiermacher's, dieses mächtigen Geistes, dessen Gedanken und dessen Name noch heute überall zum Streit aufregen, muß großes Interesse erregen. Diese ist in der Kritik wesentlich durch einige Aufsätze von Strauß und Zeller geleitet; Gervinus erblickt mit diesen den schwachen Punkt seiner theologischen Weltansicht in der Stellung, welche er der Person Christi gibt. „Dies war der Punkt, wo der dem eigentlichen Volk fernstehende Gelehrte, statt aus dem Volksbewußtsein, nur aus den persönlichen Seelenerfahrungen seiner Jugend schöpfte, aus denen ihm die Ueberzeugung anhaftete von dem Unvermögen des Menschen zum Guten, von seiner Bedürftigkeit, aus dem Sündenzustande in einen Gnadenzustand versetzt zu werden." Diese Lehre drückt nach seinem Urtheil der Theologie Schleiermacher's das Gepräge der Halbheit, der Vermittlung auf: er ward durch sie recht eigentlich der Vater der Vermittlungstheologie.

Dasselbe Gepräge trägt nach ihm die Philosophie Hegel's in ihren politischen und religiösen Anwendungen. Auf beiden Gebieten brachte es Hegel's Schule zum offnen Bruch.

In beiden Darstellungen vermißt man gründliches philosophisches Studium. Für die Darstellung der geistigen Bewegungen seit Des Cartes ist überhaupt dieser Man-

gel bei Gervinus überall zu fühlen. Kleine Versehen übersieht man gern, wie wenn Bretschneider, der Verfasser des epochemachenden ersten Angriffs gegen die Aechtheit des Johannesevangeliums, S. 23 mit Wegscheider verwechselt wird. Dieser Grundmangel aber alterirt die Gesammtauffassung selber. Niemand kann heute über die Philosophie des Staats von Hegel sprechen, ohne der merkwürdigen Stellung zu gedenken, welche der größte deutsche Forscher auf dem Gebiete des Staatsrechts, Gneist, zu Hegel einnimmt. Gneist ist, den Ideen Hegel's folgend, zu seinen großen Entdeckungen gelangt: dies allein hätte Gervinus eine andere Art von Respect lehren sollen, als er zeigt.

Dagegen ist nunmehr Gervinus ganz auf seinem Gebiet, indem er sich von den Denkern zu den Historikern wendet. Niebuhr steht an ihrer Spitze, der Vater der historischen Kritik und Betrachtungsweise in Deutschland. Niebuhr war von dem geschichtlichen Vorgang England's und Rom's in seinem politischen Ideal geleitet. Gervinus hebt mit Recht hervor, daß die Blüthe beider Staaten vor die Zeit fällt, „da in Amerika der freie Gedanke zum ersten Mal die Forderung rationeller und principieller Staatsverbesserung erhob, eine Forderung, die fortan unter den wirkenden Kräften der Zeit eine Macht geworden ist, mit der man rechnen muß." Dieser Thatsache gegenüber war Niebuhr ein Doctrinär auf eigene Hand, der es demgemäß auf keiner Seite recht machte. „Er empfand nicht, daß auf so schwingende Grundsätze und so ängstliche Schaukel- und Gleichgewichtskünste kein Staatszustand auch nur auf die kürzeste Zeit gestellt werden kann."

Auch das eigentliche Haupt dieser Schule, Savigny, war von derselben Ruhesucht der Zeit angekränkelt, wie sein Freund Niebuhr, mit dem er eine Weile in Berlin zusammenwirkte — „in der Wissenschaft so vornehm, in der Politik so reizbar wie jener." Aber die Rechtswissenschaft begann in ihm, welche schon in der nächsten Generation bereit war, seine Entdeckungen zu verfolgen, seine Vorurtheile fallen zu lassen. Eichhorn begründete das wissenschaftliche Studium des deutschen Rechts neben ihm.

Und wie so die historischen Wissenschaften in großartigem Aufgang eine strenge und wissenschaftliche Grundlage fanden, schlossen sich an ihre Methode und den Kreis ihrer Probleme ganz neue, tiefgreifende Wissenschaften. Wilhelm von Humboldt begründete die vergleichende Sprachwissenschaft, Jacob Grimm die deutsche Sprachwissenschaft. Es ist unter so vielem Schelten erquicklich, Gervinus über diesen seinen alten Freund reden zu hören. „Jacob Grimm ist unter den geistigen Häuptern der Nation das köstlichste Haupt, er stellt weit die eigenthümlichste Gestalt in der gelehrten Welt dieses Zeitalters dar. In diesem Reiche des neidischen Ringens und eifersüchtigen Kämpfens steht er, eine Erscheinung ohne ihres Gleichen, um eben jener seltenen Bescheidung und selbstverleugnenden Hingebung willen, um der so kindlichen und doch so hohen patriarchalischen Einfalt seines Geistes und Gemüthes willen, um seiner durch und durch vaterländischen Gesinnung willen fast gänzlich unangefochten."

Dieser historischen Schule und ihren drei großen Häuptern, Niebuhr, Savigny und Jacob Grimm, steht eine Reihe von Geschichtschreibern gegenüber, welche an die nächstliegenden Bedürfnisse der Nation anknüpften und wenig wählerisch in den Forderungen waren, welche sie frisch, im Geiste der neuen Zeit, erhoben. Wer hat nicht Rotteck gelesen? Oder Schlosser, den bedeutendsten Repräsentanten dieser Richtung? „Schlosser's Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts war eine der selbständigsten Handlungen politisch-geschichtlicher Diagnose und Berathung am Krankenbette der Zeit, von der die Geschichte der Historiographie zu erzählen weiß." Die Art, wie Gervinus hier neben solchem Urtheil über seinen Lehrer von Ranke redet, überschreitet denn doch das gewöhnliche Maß von Subjectivität in einer historischen Darstellung. Nachdem er eine Reihe guter geschichtlicher Bücher genannt, fährt er über diesen genialen Historiker folgendermaßen fort: „Die übrige Lücke füllte Ranke aus mit seinen gewandten und geistreichen Darstellungen der verschiedensten Theile der Geschichte der neuern Zeiten." Von seiner „emsigen Rührigkeit" im Studium originaler Quellen ist nachher noch einmal die Rede.

Es ist ein tiefgreifendes Apercu von Gervinus, wie er die Dichtung der deutschen Wissenschaft als zweite Gruppe gegenüber-

stellt. Nichts in der deutschen Wissenschaft bereitete die Gährung vor, welche in Europa hier und da bemerkbar ward und in der Julirevolution heraustrat. Sie war noch ganz in sich versenkt, mit sich allein beschäftigt. Sie wirkte auch noch kaum über die deutschen Grenzen hinaus. Dagegen lag in der deutschen Dichtung ein Ferment, das schon damals in ganz Europa Gährungen hervorrief. In Deutschland selber, verglichen mit dieser kraftvollen wissenschaftlichen Bewegung, ohnmächtig, ja hier von den großen Zeitfragen abgewandt, warf sich diese romantische Dichtung in den andern Ländern unter die Elemente der Opposition, war überall da gegenwärtig, wo die neue Zeit über den großen Fragen dunkel brütete, gründete eine Verbindung zwischen dem jungen Geschlecht in den verschiedenen Ländern Europa's.

Ueber das ganze Festland hin, von Südosten bis Nordwesten, schmachtete diese romantische Dichtung in einem Zustande innerlicher Bedrückung. Puschkin, der erste Dichter, der in Rußland eine offene Sprache, in seiner Ode an die Freiheit, wagte, büßte dieselbe im Exil. Mickiewicz ward nach der Auflösung der russischen Geheimbünde in's Innere von Rußland verwiesen. In dem nunmehr folgenden Schicksal dieser Beiden spiegeln sich die depravirenden Einflüsse des russischen Despotismus. Puschkin begann seinen Onegin, einen Roman im Geiste des Don Juan von Byron; er starb im Zweikampf mit einem Manne, den er im Verdacht verbotenen Umgangs mit seiner Frau hatte. Der Pole endigte mit einem Gedicht, das unter der Decke eines historischen Vorgangs zum schleichenden Verrath an Rußland aufforderte; diese Waffe schien ihm allein seinem unglücklichen Lande geblieben. In Italien lag Oesterreich in einem Kampfe mit den politischen Tendenzen der jungen dichterischen Schule, in welchem es Gefängniß, Drohung, Geld und eiteln Ruhm wechselsweise aufbot. Und auch hier verließ das größte Talent dieser Richtung, der melancholische Graf Giacomo Leopardi, diese unfruchtbare politische Dichtung. Mehr und mehr hatte ihn bereits sein eigenster Seelenschmerz über die Täuschungen des Lebens in eine Philosophie der Verzweiflung gestürzt: das eiserne Gesetz der Natur schien ihm Völker und Menschen zur Unvollkommenheit bestimmt zu haben, und so tritt neben die eintönige Klage über das Leben selber ein bitteres Lachen von Zeit zu Zeit auf seine Lippen über die, welche durch Gesetzgebungen und Kämpfe um politische Rechte, diesem Leben aufhelfen zu können wähnen.

In Frankreich allein war der große Romantismus, wie man ihn wohl unterschieden hat, in einem mächtigen Aufschwung begriffen, der nichts Geringeres als eine völlige Umwälzung in der schönen Literatur der Franzosen verkündigte. Es ist eine schöne Beobachtung von Gervinus, daß diese Thatsache nur dadurch erklärbar wird, daß die romantische Richtung in früheren Entfaltungen des französischen Geistes gewurzelt war. Alles was der spätere Romantismus in Frankreich lehrte und übte, war instinctiv bereits in den Forderungen eines Rousseau und Diderot, des „deutschesten Kopfes“ in Frankreich gelegen. Pierre Simon Ballanche und ihm Aehnliche zeigen dann mitten unter den Gräueln der Revolution eine tiefe Empfindsamkeit, welche in der Anschauung des Weltganzen mit gefühlvoller Resignation ruhte. Dann, „entstanden theils aus Rousseau's fortwühlenden Einflüssen, theils aus den weite Kreise umspannenden Anregungen des Werther, bildeten Obermann (von Etienne de Sénancourt) und der Maler von Salzburg (von Charles Nodier) mit Chateaubriand's René und Constant's Adolph eine einzige Gruppe sentimentaler Poesie, die geboren war aus dem Drange nach Natur und echter Empfindung und zu dem herrschenden Charakter der Literatur der napoleonischen Zeit, dem erneuerten Classicismus und der Pflege der genauen Wissenschaften in einem tieferen Gegensatz nicht hätte stehen können.“ Die Emigrantenliteratur verschärfte diese Einwirkungen der germanischen, romantischen Richtung. Im Jahre 1812 erschien die Schrift A. W. Schlegel's über die dramatische Literatur in französischer Sprache; dann 1813 aus dem mit Schlegel vertrauten Genfer Kreis das berühmte Buch der Frau von Stael und die Schrift von Benjamin Constant über den Geist der Eroberung und Usurpation. Die Dichter der Troubadours wurden nunmehr veröffentlicht, französische Uebersetzungen unserer deutschen Dichter

Digitized by Google

versucht: der Classicismus schien überströmt von germanischen Einflüssen, aus England wie aus Deutschland. In Wahrheit fluthete das Gefühlsleben in Frankreich viel höher und mächtiger nach so ungeheuern Welterschütterungen, die dort jedes menschliche Gemüth mitbetroffen hatten. Was für Rückerinnerungen an die furchtbaren Scenen der Revolution, an die alle französchen Familien decimirenden Kriege Napoleon's, welche die Welt umspannt hatten, an Weltherrschaft und tragischen Untergang. Ein junger Obrist äußerte in jenen Jahren: seit dem Feldzug in Rußland scheine ihm die Iphigenie in Aulis keine so schöne Tragödie mehr. „Von diesen Winterstürmen ausruhend, schien das Geschlecht allen weichen und sanften, schwer- und wehmüthigen Gefühlen geöffnet, nach einem frischen Sprungquell geistigen Trostes, nach einem neuen Frühling innern religiösen Lebens, nach einem neuen Tagesanbruch in der dichterischen Literatur erwartend zu schmachten." So stand es nach der Rückkehr der alten Monarchie.

So langsam und breit waren die productiven Geister der „großen" Romantik in Frankreich vorbereitet: Lamartine und Victor Hugo.

Lamartine ist die seltenste Gunst des Schicksals zu Theil geworden. 1792 geboren, schon vermöge seiner Familie zur napoleonischen Epoche in scharfen Gegensatz gestellt, durfte er tief aufathmen, als diese Zeit zu Ende ging, die Zeit „hochmüthiger Unfruchtbarkeit" — wie er klagte, — „in welcher die geometrischen Menschen allein das Wort hatten," in welcher die Zahl und der Säbel alles waren. Eine unvergleichlich reizbare Gefühligkeit, eine überströmende Fülle des Herzens waren der ihm eigene Genius, unterdrückt bis dahin, nun in ihm, in seinen berühmten „poetischen Betrachtungen" (1820) zum ersten Male zu Worte kommend. Es war eine Umwälzung. 45,000 Exemplare derselben wurden in vier Jahren abgesetzt; alle Dichter des Tages drängten sich heran, ihm zu huldigen; Jules Janin nannte ihn damals „den Gott, von dem alles neu beginne; er sei eine ganze Poesie, er sei die Poesie, der Zauberer der Bezauberung." Er war 28 Jahre alt, als so alle Pariser Salons nur von ihm redeten. Glücklich vermählt mit einer reichen Engländerin, Diplomat, der zumeist außer Frankreich lebte, war er aller persönlichen Eifersucht entrückt. Es schien ihm gegenüber keine Kritik zu geben. Man sprach es aus, „ganz Frankreich habe mit dem Dichter getrauert, gesungen, geweint, sich berauscht an seinen Poesien und selbst an seiner Person." So ward seine Gestalt zum Typus jener Aristokratie des Geistes, welche unberührt von den Leidenschaften und Bedürfnissen der Menge nur die höchsten Empfindungen, deren der Mensch fähig ist, rein auszusprechen, über die Erde zu gehen scheint.

Victor Hugo erscheint ihm äußerlich ähnlich; auch ihm ist ein stolzer Ehrgeiz angeboren oder vielleicht von seinem Vater, der General war, anerzogen, auch er ist aus früher Jugendliebe zu einem schönen häuslichen Glück gelangt, auf den Höhen des Lebens dieses großen, üppigen Landes voranschreitend. Aber innerlich stand sein arbeitender, mit allen Gewalten der Zeit ringender Geist in tiefem Gegensatz zu der schwärmerischen, von der realen Welt unberührten Seele Lamartine's. Er lebte gleich von Anfang im Gefühl eines prophetischen Berufs des Dichters; er stellte sich der Zeit als poetischer Strafrichter gegenüber. Der Dichter, so sprach er es aus, sollte „der Hirte der Geister sein, der den Völkern vorschreite, wie ein Licht ihnen den Weg zeige, sie zu allen großen Grundsätzen der Ehre und Sittlichkeit zurückführe." Er machte die Sprache, sprachgewaltiger noch als Lamartine, zum mächtigen Organ dieses seines Berufs; man sagte von ihm, er habe sie geschmiedet wie Eisen, gehärtet wie Stahl, ciselirt wie Silber oder Marmor. Es war eine Aristokratie anderer Art als die Lamartine's, und sie sollte andere Gefahren in sich bergen, als die weltunerfahrene, träumerische und doch grenzenlos ehrgeizige Geistesaristokratie seines Rivalen.

Diese romantische Poesie umdrängte den wieder aufgerichteten Thron der Bourbonen; wie verhielt diese königliche Familie sich zu dieser Macht, welche bereit war, ganz für sie einzustehen?

„Von wie winziger Weisheit die Welt regiert wird — so sagt Gervinus sehr schön — zeigt sich nirgends grade so grell, als in der Unkunde aller Regenten aller

Arten, die geistigen Kräfte einer Zeit und die Gewalt der Ideen zu würdigen, zu deren Verständniß eine politische Combinationsgabe gehört, die über die Kunst des Depeschenlesens hinausgeht." Den Bourbonen bangte es vor Allem, was Freiheit, vor Allem, was Geist hieß. Sie hatten das seltene Glück, an ihrer Seite einen Mann zu haben, der wärmste Hingebung an ihr Haus und die tiefste Empfindung von der Bedeutung dieser geistigen Mächte besaß und der noch immer als das Haupt dieser frommen und legitimistischen Literaturschule betrachtet ward: denn er hatte zuerst Religion und Cultus auf ihren Ruinen wiederherzustellen unternommen — Chateaubriand. Er war wie geschaffen zur Vermittlung zwischen den politischen und den geistigen Kräften, einer der ersten Staatsmänner Frankreich's und zugleich das Haupt der Dichter. Die Bourbonen verstanden ihn nicht, sie fürchteten seine Ueberlegenheit, sie ließen ihn fallen. Dies war das Zeichen zu einem verhängnißvollen Umschlag in der Richtung dieser Aristokratie des Geistes. Victor Hugo zog sich zurück ohne Pension, ohne eine Gunstbezeugung, ohne nur seine fällige Besoldung anzunehmen. Am 26. Juni 1824 stieg er in die Ringbahn hinab, „allein, beraubt und nackt, und ging als Sieger hervor." Er trat an die Spitze einer systematischen Opposition des Oberhauses. Er übernahm zugleich die Leitung der Débats, welche bis dahin royalistisch gewesen waren. Er erhob sich binnen Kurzem zum „anerkannten Beherrscher der Meinung." Der Abfall ward in dem geistigen Reich epidemisch, selbst unter den Ergebensten der jungen Schule. Von diesem Abfall Chateaubriand's datirt ein allgemeiner Umschlag in den Zuständen der französischen Literatur. Eine zweite Thatsache trat hinzu, der Tod Byron's, der alle Flecken seines Lebens wie mit einem Zuge auslöschte durch die Weise, in der er stattfand: sein Schatten ward nunmehr der Führer der neuen, umgewandelten Schule Frankreich's. Nach England also wenden wir uns nun.

Wenn die Literatur in Frankreich zuerst conservativ war, dann revolutionär ward, so kämpften in unserm Jahrhundert in England beide Richtungen miteinander, nebeneinander zur selbigen Zeit. Diese Spaltung in der englischen Literatur datirt von dem Toryregiment, welches hier schon während der französischen Kriege (1807) zur Herrschaft gekommen war und die Nation theilte. Der tiefe Bruch im englischen Leben, welcher nunmehr hervortrat, fand einen mächtigen Ausdruck in der Literatur, und so fielen von dieser Insel zuerst die geistigen Funken, welche in dem ganzen Welttheil, nachdem er unter das gleiche Schicksal der Reaction gefallen war, eine ganz neue Widersetzungslust entzünden sollten.

Thomas Moore, ein Ire (geb. 1780), war als ein leidenschaftlicher Gegner der „giftigen französischen Philosophie" und ihrer politischen Consequenzen aufgewachsen. Als aber jenes Toryregiment von 1807 eintrat, ging er in das liberale Lager für immer hinüber. Er blieb ein Mann der Mitte, ein ehrsamer, bürgerlicher Charakter, der sich selber „so glücklich nannte, als diese Welt irgend einem zu sein gestattet." Aber seine scharfzüngige Sprache traf die Regierung auf das schonungsloseste und mit jener Excentricität des poetischen Ausdrucks, durch welche Byron später so ungeheuer wirken sollte. Ein Beispiel, wenn er Castlereagh „halb Gans, halb Geier" nennt. Was seine geordnete Seele so stark empfand, ward von unruhigen und feurigen Naturen bis zur Zerrüttung des Daseins empfunden. Ein kalter Staatsphilosoph, wie Bentham, zerfiel mit dem ganzen Sitten- und Rechtszustand seines Landes. Viele Engländer trieb es auf den Continent, wie irrende Ritter der Freiheit, als wollten sie durch ihre Person protestiren gegen den unheilvollen Einfluß ihrer Regierung. Unter jenen unzufriedenen Selbstverbannten ragen zwei bizarre Gestalten hervor, Aristokraten von Geburt und doch radicale Verfechter der Menschenrechte, die, wie flüchtend aus der qualmenden Atmosphäre des geistigen Pharisäismus, der politischen und religiösen Halbfreiheit und des banausischen Gewerbsgeistes, der eine, ein Neunzigjähriger, auf fremder Erde, in Florenz, starb, der andere in früher Jugend, im neunundzwanzigsten Jahre, bei Livorno im Gewittersturm in einem Boote übersegelt wurde, Walther Savage Landor der erste (geb. 1775, gest. 1864), Percy Shelley der andere (geb. 1792, gest. 1822). Das starke Interesse, welches an Shelley haf-

Digitized by Google

tet, gilt mehr der Person und ihrer Weltansicht als seinem dichterischen Talent. Er war der Vorverkündiger der jüngsten, himmelstürmenden Schule der Romantik, welche sich an das Weltgeheimniß selber herandrängte, der menschlichen Schranken nicht achtend. Er gleicht einem einsamen Sturmvogel, der das Gewitter verkündigt, welches hereinbrechen soll. Schon auf der Hochschule suchte er sich seinen einsamen Weg, als ein erklärter Gottes- und Unsterblichkeitsleugner; kaum ein Jüngling, ward er wegen seiner Unchristlichkeit vom Vater verstoßen, von einer ersten Geliebten dann, endlich vom Vaterlande, bis er im stürmenden Meer einsam endete. Auf diesem unbetretenen Wege ist der Jüngling einem Größeren begegnet, welcher abschließen sollte, was er begann.

Wir reden von Lord Byron. Die Charakteristik desselben von Gervinus ist meisterhaft. Zuerst bei ihm erhält diese dämonische Gestalt, in allem, was nunmehr erzählt ist, das Piedestal, das ihr geziemt. Denn dieser war der Mann, welchen das Schicksal unter wunderbar zusammenwirkenden Umständen wählte und erzog, alles, was von oppositionellen Stoffen die Luft von Europa durchdrang, so zusammenzufassen, wie das Genie allein vermag. Wie in planvoller Absicht zog es grade diese Künstler- und Menschennatur durch singuläre Einwirkungen groß, um sich an ihm ein fruchtbares Werkzeug zu Zwecken und Wirkungen zu bilden, die weit über die Grenzen seines Bewußtseins und Ehrgeizes hinausreichen sollten.

Lord Byron stammte von väterlicher Seite aus einem von Verbrechen befleckten Geschlecht, von dem er selbst sein wüstes Wesen glaubte wie eine Erbsünde überkommen zu haben. Die krampfhaft heftige Gemüthsart, die er schon als unzurechnungsfähiges Kind verrieth, war ein anderes Erbstück von seiner leidenschaftlichen Mutter. Die Natur hatte ihn ausgestattet mit einem bildschönen Kopf, aber mit zwei Klumpfüßen: Apollo auf dem Gestell eines Satyrs. Die rohe Mutter schon erfüllte ihn mit dem Mißgefühl dieser häßlich-schönen Erschaffung, wenn sie ihn einmal im Ungestüm der Liebe um seiner schönen Augen willen herzte, dann wieder im Zorn als einen lahmen Balg von sich wegstieß. Auf den zehnjährigen Knaben ging die Pairswürde mit verschuldeten Gütern über. Seine Vergnügungen entbehrten jedes Zügels. Einer Jugendleidenschaft versagte sich die Erfüllung. In der Mißstimmung und heimathlosen Zerstreuung, die seine Studienjahre erfüllte, traf ihn der empfindlichste Schlag, als seine poetischen Jugendversuche von der Kritik sarkastisch verworfen wurden. Von seinen Reisejahren kehrte er gefaßter zurück. Childe Harold erschien (1812). Der Erfolg dieses Fragments war unbeschreiblich. Eines Tags erwachte er, ihm selber unerwartet, plötzlich als ein großer Mann, vor dessen Dichterbegabung augenblicklich alle lebenden Poeten die Segel strichen. Seine poetischen Erzählungen folgten; er war der Löwe des Tages; die Frauen drängten sich in Person, in Briefen und Bildnissen an ihn heran. Seine Person, halb verschleiert wie sie war in dem Bilde Harold's, reizte zum gespanntesten Interesse. Das subjective Interesse, welches im Grunde aller Dichtungen seit Goethe liegt, trat von hier ab dominirend in dieser Schule hervor. Das Leben dieser Dichter selber ward wie Poesie geliebt und in ihrer Dichtung suchte man ihr Leben, ihre Person.

Umgeben von so viel Bewunderung und heftigem Interesse, trieb dennoch seine dämonische Natur einer Krisis entgegen. Sein zerrüttetes Vermögen zwang ihn, sich mit einer reichen Erbin zu vermählen. So heirathete er 1815 Miß Milbank, eine hingebend anhängliche Natur, von dichterischer Begabung, aber stolz und ihre Rechte argwöhnisch behauptend. Sie glaubte Grund zur Eifersucht zu haben; sie hatte Ursache über ungewöhnliche Behandlung zu klagen; die absonderlichen Sitten ihres Gatten erfüllten sie mit steigender Unruhe. Sie kam, indem sie ihn beobachtete, zuerst auf den Gedanken, sein Geist sei zerstört. Als sie Gewißheit hatte, daß nicht in irgend einem Verhängniß, sondern in der Natur seines Charakters der Grund von allem lag, was sie ängstigte, schmerzte, ihr das Leben qualvoll machte, verließ sie ihn.

Mit einer furchtbaren Entschiedenheit kehrte sich die öffentliche Meinung gegen ihn. Er entzog sich ihr, ging nach der Schweiz, nach Italien. Die Dialectik seines Gemüths in dieser Zeit ist merkwürdig. Eine geänderte, gefaßtere Stimmung schien in ihm Macht gewonnen zu haben,

Digitized by Google

seitdem wirkliches Unglück seine Hand an ihn gelegt hatte, nach so viel erträumtem Leid. Im dritten und vierten Gesang ist in den Bekenntnissen des wunderbaren Pilgers nichts mehr von den früheren Agonien der Verzweiflung. Als aber die Schmähungen gegen ihn unsterblich, ohne Ende erschienen, trotz der Aenderung seines Lebenswandels, überließ er sich in Venedig, von Verachtung der öffentlichen Meinung ergriffen, einem poetischen Taumel der Lust, von dem die Sagen bald Europa erfüllten. Das geschah 1818, und in diesem Jahre entwarf und begann er Don Juan, das Epos der sinnlichen Liebe, das ihn von da ab sein Leben hindurch begleitete, wie Childe Harold die Jahre vordem. Im melancholischen Uebermuth dieser Zeit nannte er selber dies sein Gedicht, ein Epos im Geiste unseres Jahrhunderts, wie die Iliade eines im Geiste der homerischen Zeit gewesen sei. Neben dieses Gedicht tritt als zweiter Repräsentant dieser Epoche, in welcher seine Gedanken und seine Leidenschaften nicht mehr in der Zeit der Blüthe standen, wie im Harold, sondern zu reifer, herber Frucht gelangten, das Mysterium Kain. Er gedachte in diesem Werk neben die zu treten, die wie Dante und Salomo über das Nichts des Lebens geschrieben. Und dies geschieht, indem hier die Summe aller Qualen des Bewußtseins, Neugierde, Wissensdurst, Zweifelsucht, Stolz und zornige Eifersucht, diese in den Jahrtausenden neben dem Glück anwachsende Last, zurückgetragen werden auf dies Eine unglückselige Haupt dessen, der zuerst unter den Menschen Blut vergoß. „Kain und Don Juan — sagt Gervinus — sind die beiden Werke Byron's, die sein persönliches Dichten und Wesen am innerlichsten und vollsten aussprechen, die bei seinen Lebzeiten seinem Rufe in seinem Vaterlande am meisten geschadet, seinen außerordentlichen Einfluß aber auf Zeit und Welt am stärksten entschieden haben." In ihnen war jene „Religion der Zukunft" niedergelegt, welche zu den gefährlichsten Kräften unseres Jahrhunderts gehört.

Denn dieses Evangelium, von Rousseau und der französischen Bewegung des vorigen Jahrhunderts einmal ausgesprochen, wirkt bis heute unablässig in den Tiefen der europäischen Gesellschaft. In Deutschland haben Dichter und Denker es zu versöhnen unternommen mit den positiven Mächten der Welt, mit den moralischen Verpflichtungen, in welche der Mensch gestellt ist, mit dem Ideal der ruhigen Menschenwürde. Die dunklen Triebe in der Romantik, welche in diesem Proceß in Deutschland mit andern Mächten versöhnt wurden, sind hell, mächtig und überall vordringend in England und Frankreich geworden, wo dieses Evangelium in der Negative und in einer abstracten Opposition blieb. Byron ward das Vorbild, Don Juan und Kain die zündenden Schriften dieser Bewegung. Dieser Mann, welcher der großen Menschennatur Shakspeare's gegenüber doch nur als ein Sonderling erscheint, ward Ideal eines jungen Geschlechtes. Aber es muß zugestanden werden, er ward es, weil in ihm Regungen von großer Tiefe waren, die den früheren großen Schriftstellern vollkommen fremd waren. Das war vor allem eine gewaltige Mitempfindung mit den Leiden der ganzen Welt, ein edler, heroischer Trieb, die Feder zu vertauschen mit dem Schwert, wenn irgendwo für die Menschheit gekämpft werde. Dieser große Trieb des Engländers war leider, wo in den zwerghaften Verhältnissen Deutschlands seine Excentricitäten wiederholt wurden, nur selten rege.

Das sollte nunmehr hervortreten. Der Dichter, der bis dahin die Schmerzen der ganzen Welt in seinem Innern empfunden hatte, begann sich der Außenwelt zuzuwenden und da, wo er Mitempfindung gesucht hatte, selber Mitleid zu fühlen. Im tiefsten Widerwillen gegen alle Arten von Unterdrückung, der ihm so angeboren war, wie die Antipathie gegen Verstellung und Heuchelei, warf er sich zum Sprecher für diese ganze leidende europäische Welt auf. Und von dem Augenblick ab, wo er das that, bis zu seinem tragischen Ende, wuchsen ihm Empfindung, Willenskraft, Charakter.

Zunächst ward er politisch der Genosse seines Freundes Moore, dessen Gedichte eine Schule tieftreffender politischer Schmähung gewesen waren, im Stil jenes großen, einsamen griechischen Iambendichters, des Archilochus. Er sagte sich vom Prinzregenten los, dessen Hof für ihn schwärmte. Er bezeichnet ihn als „das bescepterte Ding," in dem ein Doppeltyrann stecke, ein Karl I. für sein Volk, ein Heinrich VIII. für sein Weib. Ja, er sprach die Hoffnung

Digitized by Google

aus, daß der künftige Geschichtschreiber von Thronen und Fürsten nur noch sprechen werde, wie wir von Mammuthsknochen.

Mächtigeres kam. Von Amerika's Beispiel angestoßen, durchzuckte der Aufstand gegen den Absolutismus und das Joch der Fremden in Einem Schlage Spanien, Italien und Griechenland. Diese Feuerzeichen von den Anden bis zum Athos, warfen ihm einen hochpoetischen Glanz auf die politische Welt. Sie weckten in ihm den Gedanken, nicht mit der Idee allein, auch mit seiner Person für die Sache der Vielen einzustehen.

Er lebte damals in Ravenna mit der Gräfin Guiccioli, einem ungewöhnlichen Weibe, die seine letzte und echteste Liebe war. Ihre Familie war unter den Carbonari, unter welche auch Byron sich aufnehmen ließ. Der junge Bruder der Geliebten, Graf Gamba, legte seine Mißgefühle über des Fremdlings Verhältniß mit seiner Schwester ab und ward sein anhänglichster Freund. Aber die Sache dieser Verschwörung war von vornherein verloren. Byron hielt bei ihr aus; er nahm die Waffen der betheiligten Romagnolen in sein Haus, obwohl klar war, daß jene ihn im Nothfall geopfert hätten. Als dann die Verfolgungen begannen, mußte er die Gamba's verbannen sehen, vor Allem in der Absicht, ihn damit zu treffen, dadurch zu entfernen. Das Wort allein war ihm geblieben, und von den großen Agonien der Zeit im Innersten ergriffen, fand er Worte, welche tausende von gepreßten Seelen von ihrem stummen Groll entbürdeten. Ungeahndet durfte der vornehme Fremdling wagen, in den furchtbarsten Ausbrüchen revolutionären Zornes die Machthaber zu brandmarken, Oesterreich vor Allem zu treffen, nach seiner Ueberzeugung das Nest aller reactionären Intriguen. Was für Worte fielen damals von ihm, wie dies: daß zwanzig Hanswürste in Laibach über das Schicksal von Millionen entscheiden sollten, oder das andere: daß die heilige Allianz das Problem verfolge, drei Narren zu einem Napoleon zu verschmelzen. Das waren seine verhaltenen Parlamentsreden.

Dann kam der letzte Act. Er eilte nach Griechenland, es in seinem Freiheitskampf zu unterstützen. Frei von aller Phantasterei, lieh er seinen Arm einer verzweifelten Sache. Für das Volk, das die „Könige feige verriethen," ergriff der radicale englische Lord die Waffen. Es verklärt sein ganzes Andenken, wie völlig selbstlos und selbstvergessen er grade in dem Augenblick seiner leidenschaftlichen Empfindung folgte, in welchem er das Augenfälligste im Angesichte der Welt that. Sein Tod schloß alles auf das Erhebenste ab.

Mit dem Ende seines Lebens fing sein Geist an umzugehen in den Jungen europäischer Literatur. Sein Tod schied, einer Wasserscheide zu vergleichen, die gegenwartflüchtige Romantik von der nunmehr einbrechenden neuen Aera, in welcher die Poesie eine unmittelbare, reformatorische Mission antrat. „Nach der Niederwerfung der Aufrührer, nach der Knebelung der Publicisten und ständischen Redner, nach der Selbstunterwerfung der Wissenschaft, trat der Sohn der Einbildungskraft, der vogelfreie Dichter, vor den Riß und wiegelte den allgemeinen Geist auf, der von der Gewalt nicht zu fassen war."

So ward in Europa um diese Zeit die Poesie zu einem mächtigen Antrieb der Action. Die ganzen Zeitverhältnisse wirkten wunderbar zusammen, den Tod Byron's zum Augenmerk der Menschen zu machen. Zunächst und zumeist in Frankreich. Wenige Wochen trennten denselben von dem Uebertritt Chateaubriand's in die Reihen der Opposition und das Griechencomitee stand mitten in den oppositionellen Demonstrationen dieser Opposition. In England erhob sich Canning für die Griechen. Auf griechischem Boden empfing Berchet, einer der ersten Unitarier Italien's, die Anregung zu seinen politischen Gedichten. In Deutschland erhoben sich die politischen Tendenzen in Heine's Reisebildern und in Börne's Schriften. „Herübertretend aus Byron's Leben und Werken zu den ihrigen — sagt Gervinus — wird man erschreckt und bestürzt über die Jämmerlichkeit des Tröbelmarktes der verkümmerten, kleinlebigen deutschen Zustände und der verschrumpften Literatur, die sie erzeugten." Er bemerkt weiter, eben so bitter als wahr, über die Schrift Heine's über Börne und des letztern über jene: „es sei leider das Treffendste und Wahrste, was Beide geschrieben, weil kein Gegenstand ihrem Urtheil angepaßter sein konnte." Dagegen in ganzer Größe der Anlage wirkte Byron's re-

Digitized by Google

volutionärer Geist auf die französische Schule, welche wir geschildert haben.

Und hier treten denn auch wissenschaftliche Elemente hinzu, welche, ganz im Gegensatz zu der wissenschaftlichen Bewegung in Deutschland, mächtig auf das Leben selber und die oppositionelle Politik einwirkten. So geschah, daß in Frankreich auch der Gang des geistigen Lebens mehr als in einem andern Lande zur Revolution drängte. Die Julirevolution war der Ausdruck einer europäischen Gährung, nach dieser Seite hin angesehen.

Als die verhängnißvollen Verordnungen des Ministeriums Polignac (Sonntag den 25. Juli 1830) erschienen, war die geistige, gesellschaftliche, politische Atmosphäre Frankreichs bereit, von einem Funken sich in Flammen setzen zu lassen. Die große Woche des Juli war Jahrzehnte hindurch vorbereitet.

Und als die Kunde von dieser neuen Pariser Revolution Europa durchflog, waren überall Elemente, die aufzuckten, zur Bewegung drängten, von jubelnder Sympathie mindestens erfüllt waren. Ein so gewaltiger Factor sind Wissenschaft und Dichtung auch im politischen Leben.

Literarisches.

Erdmann, Grundriß der Geschichte der Philosophie. 2. Bd. Philosophie der Neuzeit. Berlin 1866, Hertz.

Der vorliegende zweite Band einer Geschichte der Philosophie für die großen Kreise der Gebildeten ist dem ersten entschieden überlegen. Eine schöne Gliederung des Stoffes liegt zu Grunde. Nur die Anordnung der dritten Periode der neueren Philosophie, welche mit Kant anhebt, wird von der Wissenschaftslehre ab weniger einleuchtend. Wenn hier Schleiermacher unter die Ausläufer der Philosophie Fichte's gestellt wird, so ist das eben das alte willkürliche Arrangement der Hegel'schen Schule. Wenn hier ferner Hegel hinter Herbart gestellt wird, an den Schluß der Periode: so leitet auch hierbei mehr der Gedanke der Schule, in Hegel den vollen Abschluß dieser genannten Epoche zu sehen, als der innere Zusammenhang der Sache selber. Doch wird freilich selbst in der Gruppirung dieser letzten Epoche die Subjectivität des Geschichtschreibers sich in jedem Falle herzudrängen. Freude oder Mißbehagen des Kritikers können nur die Uebereinstimmung oder die Differenz seiner eigenen Subjectivität mit der des Geschichtschreibers ausdrücken.

Ganz vortrefflich ist die Darstellung dem Inhalte nach von Kant ab. Hier lag Erdmann seine ausführliche Geschichte der neueren Philosophie vor, die durch ihre vielseitige Gelehrsamkeit jederzeit eine bedeutende Rolle in der Wissenschaft einnehmen wird. Eine Vergleichung zwischen diesem Werk und der gegenwärtigen Darstellung würde uns zu weit in das gelehrte Urtheil führen, so interessant sie wäre. Dagegen verdienen wir uns gewiß den Dank unserer Leser, wenn wir sie auf Erdmann's Darstellung der allerneuesten Philosophie aufmerksam machen. Hier liegt eine ganz neue Leistung vor, zu der gar keine Vorarbeiten sich fanden, und zwar kommt dieselbe einem stark empfundenen Interesse des gegenwärtigen Publicums entgegen.

Lessing war der Ansicht, daß nur Zeitgeschichte wahre Geschichte sei. Als er diese Ansicht hinwarf, herrschte in Deutschland ein Vorurtheil, welchem gemäß die Würde der Geschichte unter zu nahen Berührungen mit den Handlungen, Bedürfnissen, Interessen der letzten Generationen leiden sollte. Je entfernter ein Stoff vom gegenwärtigen Interesse schien, als desto geeigneter für geschichtliche Behandlung galt er. Dieses Vorurtheil ist heute ganz geschwunden.

Wir sehen ein großes Unternehmen rüstig voranschreiten, welches nach einander die Geschichte der einzelnen Staaten in unserem Jahrhundert darstellt. Dasselbe tritt neben den ungeheuern Plan einer allgemeinen Geschichte unseres Jahrhunderts, an welchen Gervinus das letzte Drittel seines Lebens gesetzt hat. Noch mehr muß mit Erstaunen erfüllen, wie die Universitäten selber ihre Sprödigkeit gegen neueste Geschichte gänzlich aufgegeben haben. An einigen der hervorragendsten Universitäten bilden die Collegia über die Geschichte der französischen Revolution und über die Geschichte seit 1815 den Mittelpunkt des geschichtlichen Unterrichts: eine ähnliche Nähe der Zeiten würde einen Historiker von 1750 mit Grauen erfüllt haben. In diesem Sinne hat nun auch Erdmann die Geschichte der philosophischen Systeme der Gegenwart in seine Darstellung mit hineingezogen. Wir verstehen und nutzen die Entwicklung der philosophischen Gedanken erst völlig, indem wir erkennen, wo die bedeutendsten unserer philosophirenden Zeitgenossen stehen.

Dieser letzte Abschnitt seines Werkes beginnt mit Hegel's Tode, also mit 1831. Es war das ein folgenreiches Ereigniß auf dem intellectuellen Gebiet, welches dazu zusammentraf mit den 1830 ausbrechenden politischen Bewegungen. Zunächst ward das philosophische Interesse des Publicums auf das Leidenschaftlichste durch den Zersetzungsproceß beschäftigt, welcher sich in der

Digitized by Google

Schule Hegel's vollzog. Den Worten an Hegel's Grabe, daß die Satrapen sich in Alexander's Reich zu theilen hätten, folgte der Diadochenkrieg schneller, als der Redner gemeint hatte.

Demgemäß ist dieser Zersetzungsproceß der erste und sehr bedeutsame Gegenstand dieser Darstellung. Und zwar bildet das Jahr 1848 den Abschluß desselben. Eine neue Welle trug damals ganz andere Interessen empor, sodaß die weiteren Zustände der Hegel'schen Schule ganz unbeachtet vorübergingen. Was heute in derselben vorgeht, geschieht, obwohl es weitläufig in der Zeitschrift der philosophischen Gesellschaft von Berlin mitgetheilt, ja im Ausruferton vorgelegt wird, doch wie hinter einem Vorhang. Das Publicum hört und sieht den ausrufenden wilden Mann; aber wer weiß oder versteht etwas von dem, was drinnen in der Bude geschieht?

Ganz anders in diesen achtzehn Jahren. Das revolutionäre Auftreten von Gans, Strauß, Feuerbach beschäftigte das ganze gebildete Publicum Deutschlands. Erdmann hat als ein geistvolles und vielgenanntes Mitglied der Schule Alles mitdurchlebt, was damals geschah, ja er griff mit ein, obwohl auf einer Seite, welche, nach verschiedenen Aeußerungen des Buches, heute nicht mehr die seinige ist. Und so erhalten wir durch ihn ein höchst lebendiges Bild der tumultuarischen wissenschaftlichen Begebenheiten jener achtzehn Jahre von musterhafter Vollständigkeit in allem Wesentlicheren, mit trefflichen kritischen Bemerkungen durchflochten.

Es gilt dann die Bewegungen darzustellen, welche von 1848 bis heute auf dem Gebiete der Philosophie stattgefunden haben. Diese Aufgabe ist ungleich schwieriger, ungleich weniger dankbar. Nichts von jener dramatischen Lebendigkeit wohnt ihnen bei, wie sie jenen Kämpfen der Rechten, der Linken und des Centrums innerhalb der Hegel'schen Schule eigen ist; kein beifallgebendes und mißfallenäußerndes großes Publicum begleitet hier die Vorgänge; die nunmehr auftretenden Männer greifen nicht in das religiöse und politische Leben der Nation mit energischen Griffen ein, wie die Gans, Strauß, Feuerbach thaten.

„Rückweisungen auf frühere Systeme" eröffnen hier den Reigen. Dann folgt eine Darstellung der „Neuerungsversuche," welche mit Nichtachtung der bisherigen Entwicklung des menschlichen Denkens sich den Tagesströmungen anvertrauten. Diese Nichtachtung beruht hier, wie allen Zweigen der Cultur gegenüber, die schon in der classischen Epoche Griechenlands geniale Köpfe beschäftigten, auf Nichtkenntniß. Es ist eben nicht leicht, Aristoteles und Kant wirklich zu verstehen. Und wo ein Denker über sie weggeht, kann man sicher darauf schwören, daß ihm die Schärfe des Geistes abgeht, sie gründlich zu begreifen. Unter diesen Philosophen der Tagesströmung hat Rohmer seiner Zeit Aufsehen gemacht und er ist noch heute von Interesse, weil der berühmte Theoretiker des Staatsrechts, Bluntschli in Heidelberg, zu seinen Anhängern gehört. Im Vordergrund aber steht hier die Schaar der Materialisten, ein betriebsames Geschlecht, das die großen Resultate der Naturforschung mit einem unechten Zusatz von Philosophie vertreibt. Dieser Kaffee ist nur ein zweiter Abguß, durch Cichorien verstärkt. Aber es gibt ja Kreise, die nicht in der Lage sind, guten Kaffee erster Hand getrunken zu haben.

Ueber diese Ansätze von vorübergehender Bedeutung hinweg, dieses sprunghafte Philosophiren für das gegenwärtige Geschlecht, erhebt sich die „Fortbildung frühere Systeme," als die Richtung, deren Leistungen auf eine Zukunft zu rechnen haben. Dieser ist daher der umfassendste und am sorgfältigsten gearbeitete Abschnitt gewidmet. Mit Recht werden hier Trendelenburg und Lotze als die beiden Männer hervorgehoben, in deren Geiste sich ein wirklicher Fortschritt des philosophischen Denkens auf dem Grunde einer wirklichen Herrschaft über die bisherigen Leistungen und über die gegenwärtige Lage der Wissenschaften vollzogen hat. Der Schwerpunkt Tendelenburg's liegt eben in dem bewußten Gedanken, „daß die Philosophie nicht eher zu Bestand gelangen werde, als bis sie auf dieselbe Weise wächst, wie die anderen Wissenschaften wachsen, indem sie nicht in jedem neuen Kopfe neu ansetzt und wieder absetzt, sondern geschichtlich die Probleme aufnimmt und weiterführt." Der Schwerpunkt Lotze's liegt in der früh ergriffenen Aufgabe einer Auseinandersetzung zwischen diesem großen und idealen Zusammenhange des philosophischen Gedankens und den Resultaten der Naturforschung, in welcher er selber als Physiologe und Pathologe eine Stellung von geschichtlicher Bedeutung einnimmt.

Auf die Leistungen dieser beiden Männer hoffen wir gelegentlich zurückkommen zu dürfen. Das Buch Erdmann's gibt uns Muth, einmal von den gegenwärtigen Denkern unbefangen zu sprechen, wie man es gegenüber den Naturforschern ja längst gewohnt ist.

Neues vom Büchertisch.

Hahn-Hahn, J., Eudoxia, die Kaiserin. Ein Zeitgemälde aus dem 5. Jahrhundert. 2 Bände. 8. Mainz. Kirchheim. $1^3/_4$ Thlr.

Pecht, F., Lessing-Galerie. Charaktere aus Lessing's Werken. 30 Blätter in Stahlstich. Mit erläuterndem Texte. 3. Lieferung. 4. Leipzig, Brockhaus. $1^1/_3$ Thlr.

Digitized by Google

Das atlantische Kabel,

seine Legung und seine Sprechweise.

Von

H. Schellen.

I.

Telegraphenleitungen — Galvanometer — Kabelconstruction — Verschiedene submarine Kabel — Meeressondirung — Atlantisches Telegraphenplateau.

Das große Werk der telegraphischen Verbindung der beiden Welttheile Europa und Amerika ist nach Ueberwindung endloser Schwierigkeiten glücklich vollendet, und die Reihe der großartigen Schöpfungen, die im Laufe der Zeiten aus dem Geiste und der Hand des Menschen hervorgegangen sind, dadurch um ein neues Glied erweitert worden. Es hat der Vereinigung der höchsten Blüthe der physikalischen Wissenschaft mit den Leistungen der Technik und der Mechanik, der Marine und der Hydrographie, es hat zugleich der höchsten Energie und der Ausdauer des menschlichen Geistes bedurft, um dieses Werk zu Stande zu bringen, und darum tritt es mit Recht in die Reihe der Wunderwerke, welche darauf Anspruch machen, der Macht des menschlichen Geistes den höchsten Triumph zu bereiten.

Der Ruhm unseres Jahrhunderts, hellleuchtend durch lange Reihen der glänzendsten Errungenschaften auf allen Gebieten des menschlichen Wissens und Schaffens, hat nun einen Ausgangspunkt mehr; Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, Photographie, Telegraphie sind seine Angelpunkte. Die Anwendung des Dampfes auf Schifffahrt und Landverkehr hatte die Ueberwindung von Meer, von Berg und Thal durch eiserne Brücken, riesige Tunnels und kühne Viaducte zur Folge; die Anwendung der Elektricität auf die Vermittelung des geistigen Verkehrs schuf die Telegraphen und brachte in unaufhaltsamem Fortschritt endlich das gigantische Werk zu Stande, welches für den Austausch der Gedanken von Nationen nunmehr eine Brücke über den Ocean geschlagen hat.

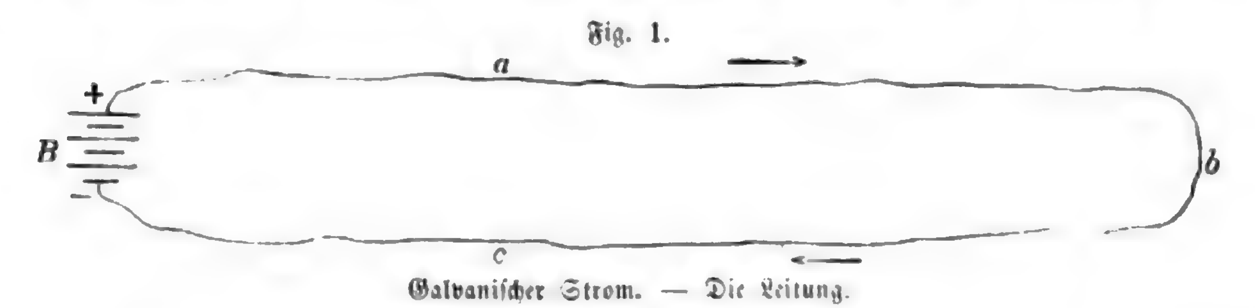
Um ein allseitiges Verständniß dessen, was auf die Construction des atlantischen Kabels Bezug hat, gewinnen zu können, und um zu verstehen, mit welchen massenhaften Schwierigkeiten man zu kämpfen hatte von den ersten Anfängen seiner Fabrication bis zu dem Augenblicke, wo es sich auf den Grund des Meeres niederlegte, und wie selbst darüber hinaus es der erneuten Anstrengungen bedurfte, um, was bei den oberirdischen Telegraphenleitungen so leicht ist, das versenkte Kabel zum Sprechen zu bringen, müssen wir weiter zurückgreifen, und vorab einige Bemerkungen allgemeiner Art über Leitungsfähigkeit der Materialien, Isolation, Widerstände des galvanischen Stroms und Fortpflanzung desselben voranschicken.

Digitized by Google

Wir dürfen als bekannt voraussetzen, daß zum Betrieb eines jeden elektrischen Telegraphen ein galvanischer Strom erforderlich ist, daß derselbe gewöhnlich in einer galvanischen Batterie erzeugt wird, und zu seiner Fortleitung entweder eines Metalldrahtes oder der feuchten Erde oder des Wassers bedarf.

Wenn wir, wie in Fig. 1, in einer elektrischen Batterie B, welche bekanntlich eine Zusammensetzung von gewissen Metallen und Flüssigkeiten ist, die beiden Pole + und —, an denen sich die entgegengesetzten Elektricitäten ansammeln, durch einen Metalldraht, in der Regel einen Eisen- oder Kupferdraht, verbinden, so entsteht in dem ganzen Drahte abc eine eigenthümliche Erregung, in Folge deren er eine Reihe der merkwürdigsten Erscheinungen zeigt, die er vordem nicht besaß und von denen einige zum Hervorbringen hörbarer oder sichtbarer Signale geeignet sind. Eben diese, in jedem Punkt des Drahtes sich äußernde Erregung nennt man den galvanischen Strom, wobei man sich die Sache so vorstellt, als pflanze sich die elektrische Thätigkeit aus der Batterie in der Richtung vom + Pole durch abc nach dem — Pole fort, wie es durch die beigesetzten Pfeile angedeutet ist. Es ist aber nicht unbedingt erforderlich, daß der Verbindungsdraht abc der beiden Batteriepole aus Metall bestehe; es gibt eine Menge von Körpern, welche, wenn auch weniger gut als das Metall, doch auch im Stande sind, die Elektricität fortzupflanzen, und namentlich sind es gewisse Flüssigkeiten, Salzauflösungen, Säuren, das Meerwasser und der feuchte Erdkörper, welche unter Umständen den elektrischen Strom fortzuleiten geeignet sind; dagegen gibt es auch Stoffe, die dieses durchaus nicht vermögen, z. B. Glas, Elfenbein, trockene Luft, Kautschuk, Guttapercha u. s. w. Körper der letzteren Art nennt man Nichtleiter oder Isolatoren, weil man mit ihrer Hülfe die elektrisch gemachten Körper gegen den Verlust der Elektricität schützen, und sie von dem allgemeinen Reservoir der Elektricität, der Erde, isoliren kann. Das Wort Nichtleiter ist jedoch nur in dem Sinne aufzufassen, daß Körper dieser Art die Elektricität im Verhältniß zu den vorhin genannten guten Leitern sehr schlecht oder fast gar nicht fortpflanzen; absolute Nichtleiter gibt es nicht.

Fig. 1.



Galvanischer Strom. — Die Leitung.

Damit nun der elektrische Strom aus einer Batterie in die Ferne fortgepflanzt werden könne, ist wesentlich erforderlich, daß die beiden Pole durch eine continuirliche, an keiner Stelle durch einen Nichtleiter, also auch nicht durch die Luft unterbrochene Leitung (abc) mit einander verbunden werden. Für die Leichtigkeit der elektrischen Strömung und die Geschwindigkeit der Fortpflanzung derselben in die Ferne ist es übrigens keineswegs gleichgiltig, aus welchem Material die Leitung abc bestehe. In jedem Leiter wird nämlich der sich bewegenden Elektricität ein mehr oder weniger großes Hinderniß entgegengesetzt, wobei man sich vorstellt, daß die materiellen Theilchen der Körper dem Durchgang der Elektricität einen gewissen Widerstand, den sogenannten Leitungswiderstand, entgegensetzen. Die Metalle bieten dem Durchgange des Stromes einen viel geringeren Widerstand, als die Flüssigkeiten, und auch unter den Metallen ist die Größe der Leitfähigkeit oder auch des Widerstandes sehr verschieden. Gewöhnlich setzt man den Widerstand des Kupfers gleich 1, dann ist der Widerstand des Silbers nur etwa $^3/_4$, des Eisens dagegen 5 bis 6 und des Quecksilbers sogar 38; das Kupfer leitet daher den Strom fünf bis sechsmal besser, als unter gleichen Umständen das Eisen.

Auf den Widerstand, den ein Leiter dem Durchgange des elektrischen Stromes entgegensetzt, hat aber nicht bloß die Natur des Körpers, sondern auch seine Länge und die Größe seines Querschnittes

den größten Einfluß, und ist es leicht zu begreifen, daß dieser Widerstand im graden Verhältnisse zu der Länge, dagegen im umgekehrten Verhältnisse zu dem Querschnitt steht.

Eine Telegraphenleitung von achtzig Meilen Länge setzt dem Strom einen viermal so großen Widerstand entgegen, als eine ebensolche von zwanzig Meilen; ein Metalldraht von 2, 3, 4 . . . mal so großem Querschnitt leistet dagegen 2, 3, 4 . . . mal weniger Widerstand, als ein solcher Draht vom Querschnitt 1. Man kann daher auch aus Körpern, die ihrer Natur nach schlechte Leiter sind, wie Wasser, Guttapercha u. s. w. Conductoren für die Elektricität herstellen, wenn man ihnen in dem-

ergießt sich die + Elektricität durch den Metalldraht abcd bei E' in die Erde, wogegen die entgegengesetzte — Elektricität bei E zur Erde gelangt, sei es, daß die beiden Elektricitäten sich nun wirklich weiter durch die zwischen E und E' liegende feuchte Erdschicht von sehr großem Querschnitt und daher ohne erheblichen Widerstand bewegen, oder daß sie einfach an den beiden Erdplatten in das große Reservoir der Erde abfließen und verschwinden. Thatsächlich fließt bei einer solchen Einrichtung, die gegenwärtig bei allen Telegraphenleitungen stattfindet, ein galvanischer Strom in derselben Weise und sogar unter weit geringerem Widerstande durch den Metalldraht abcd, als es, wie in Fig. 1, der

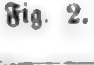
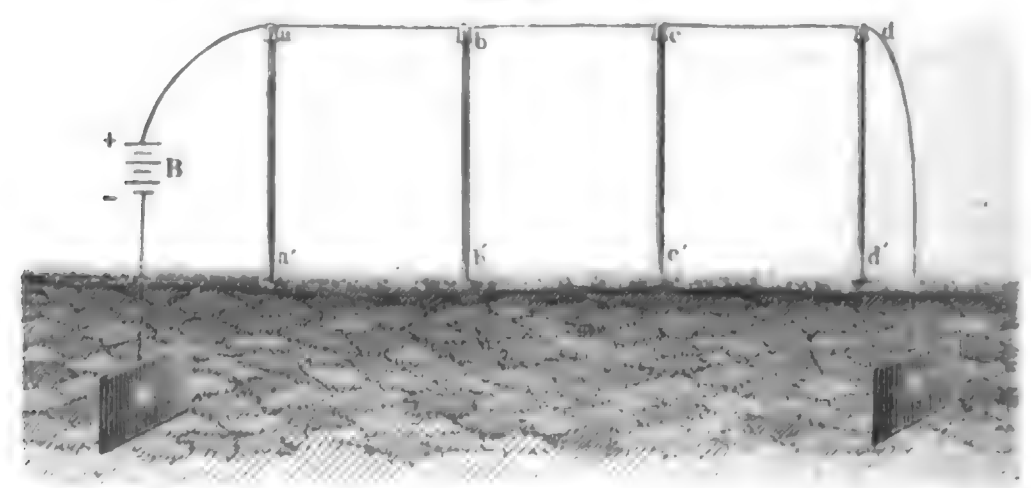


Fig. 2.



Die Erdleitung. — Nebenschließungen.

selben Verhältnisse größere Querschnitte gibt, als sie schlecht leiten. Wenn beispielsweise eine Schicht Wasser dem Durchgange der Elektricität einen sieben Millionenmal so großen Widerstand darbietet, als eine gleich lange und dicke Schicht Kupfer, so kann man aus Wasser einen Leiter herstellen, der dem elektrischen Strom nicht mehr Widerstand leistet, als das Kupfer; man braucht dazu der Wasserschicht bei gleichbleibender Länge nur einen sieben Millionenmal so großen Querschnitt zu geben, als der des Kupfers ist.

Es beruht bekanntlich hierauf die Entdeckung Steinheil's, die Erde als Leitung für den galvanischen Strom anzuwenden, indem man, wie Figur 2 zeigt, die eine Hälfte des metallischen Leitungsdrahtes durch eine zwischen zwei Metallplatten E, E' befindliche feuchte Erdschicht ersetzt. In einem solchen Falle

Fall ist, wenn die Hin- und die Rückleitung, a und c, oder der ganze Stromkreis aus Metalldraht besteht.

Um den Widerstand, den ein galvanischer Strom in den verschiedenen Theilen seines Kreislaufes findet, ausdrücken und messen zu können, bedarf es der Annahme eines bestimmten Widerstandes, den man als die Einheit aller Widerstände bezeichnet. In wissenschaftlichen Untersuchungen liegt wenigstens gegenwärtig noch die Siemens'sche Widerstandseinheit zu Grunde, oder derjenige Widerstand, welcher dem Strome durch ein Quecksilberprisma von einem Meter Länge und einem Quadratmillimeter Querschnitt bei 0 Grad C. entgegengesetzt wird. In der Telegraphie bedient man sich dagegen häufig noch desjenigen Widerstandes als Einheit, den eine Meile des auf den Staatslinien gebräuchlichen Eisendrahtes dem Strom entgegensetzt. Da

Digitized by Google

nun die Eisensorten nicht in allen Staaten dieselben sind, auch die Dicke der Telegraphendrähte in den einzelnen Staaten verschieden ist und die Temperatur auf den Widerstand solcher Drähte großen Einfluß ausübt, so sind die Widerstandsmaße in den verschiedenen Ländern nicht gleich.

Die Stärke oder die Kraft eines galvanischen Stromes hängt nicht bloß von der Zusammensetzung oder der Größe der elektrischen Batterie, sondern ebenso sehr von den Widerständen ab, welche der Strom theils in der Batterie selbst, hauptsächlich aber außerhalb derselben in dem Leitungsdrahte abc (Fig. 1) oder in abcdE'E (Fig. 2) zu überwinden hat; je größer diese Widerstände sind, desto geringer ist bei einer und derselben Batterie die Kraft des Stromes und sein Vermögen, nach außen zu wirken; auch die stärkste Batterie liefert nur einen sehr schwachen Strom, wenn die Widerstände in der Leitung sehr groß sind. Da nun lange Leitungen große Widerstände darbieten, so sieht man sofort, daß selbst mächtige Batterien in derartigen, sehr langen Leitungen verhältnißmäßig nur schwache Ströme erzeugen können; bilden dann noch, wie es bei den elektro-magnetischen Telegraphenapparaten immer der Fall ist, sehr dünne Drähte einen Theil dieser Leitung, so wird dadurch der Strom nur noch mehr geschwächt, weßhalb es auch direct nicht möglich ist, selbst unter Anwendung von sehr starken Batterien auf sehr große Entfernungen hin telegraphische Apparate in Bewegung zu setzen.

Die Erfahrung lehrt, daß der galvanische Strom, wenn er auf seinem Wege auch noch so verschiedenartige Leiter zu durchlaufen hat und daher auch noch so verschiedene Widerstände antrifft, dennoch in allen Theilen der Leitung dieselbe Stärke besitzt, vorausgesetzt, daß die Leitung überall vollständig isolirt und unverzweigt ist, d. h., daß ihre einzelnen Theile nirgendwo weder untereinander, noch mit andern leitenden Körpern in Berührung stehen. In einer solchen gut isolirten Leitung abc, Fig. 1, ist daher die Stromstärke in der Entfernung von der Batterie, im Punkte b, ebenso stark, als in den Punkten a und c und in der unmittelbarsten Nähe der Batterie. Ganz anders aber stellt sich die Sache, wenn dieses nicht der Fall ist, wenn z. B. einige Punkte der Leitung, wie a, b, c, d (Fig. 2) durch Metalldrähte oder durch andere mehr oder weniger gut leitende Stoffe aa', bb', cc', dd' mit der Erde, die wir als einen Theil der Gesammtleitung betrachten wollen, in leitender Verbindung stehen. In einem solchen Falle folgt der galvanische Strom demjenigen Wege am meisten, oder es fließt die Elektricität der Batterie B auf demjenigen Wege am reichlichsten ab, auf welchem sie am wenigsten Widerstand findet. Ein großer Theil, ja nach Umständen der größte Theil des Stromes geht daher durch den Nebenweg aa' und vollendet seinen Kreislauf auf dem Wege + aa'E —. Von dem Reste des Stromes geht ebenso wieder ein Theil durch bb' und vollendet seinen Kreislauf auf dem Wege + abb'E — u. s. w. Es folgt hieraus, daß unter solchen Umständen die Stromstärke am entfernten Orte d um so geringer sein wird, je mehr Nebenwege zwischen den einzelnen Theilen der Gesammtleitung vorhanden sind, und daß überhaupt die Stromstärke stufenweise von der Batterie aus nach dem entfernten Orte d hin um so mehr abnimmt, je mehr solche Nebenwege, Nebenschließungen genannt, vorhanden sind. Wenn die Nebenschließungen dem Durchgange des Stromes sehr große Widerstände darbieten, wenn sie z. B. aus sehr schlechten Leitern, z. B. Guttapercha, trockenem Holze u. s. w. bestehen, so ist auch auf ihren Wegen die Stromstärke nur sehr gering, und daher tragen sie zur Ableitung des Hauptstromes und zu seiner Schwächung nur wenig bei; setzen sie aber dem Strom nur einen geringen Widerstand entgegen, so fließt auch ein entsprechend großer Theil des Hauptstromes durch dieselben ab, die Leitung ad erleidet einen bedeutenden Stromverlust, und am Ende d derselben ist unter Umständen gar kein Strom mehr bemerkbar.

Es folgt aus diesen Betrachtungen, daß, wie auch sonst die Leitung beschaffen sein mag, bei der Anlage derselben unter allen Umständen dafür gesorgt werden muß, daß ihre einzelnen Theile sowohl untereinander, als auch von der Erde möglichst vollständig isolirt sind. Das Isoliren einer Telegraphenlinie ist offenbar um so schwieriger, je mehr einzelne Drahtleitungen sie enthält; aber auch bei einem einzigen Drahtzuge ist eine vollständige Isolation von der Erde nicht zu erreichen, weil es

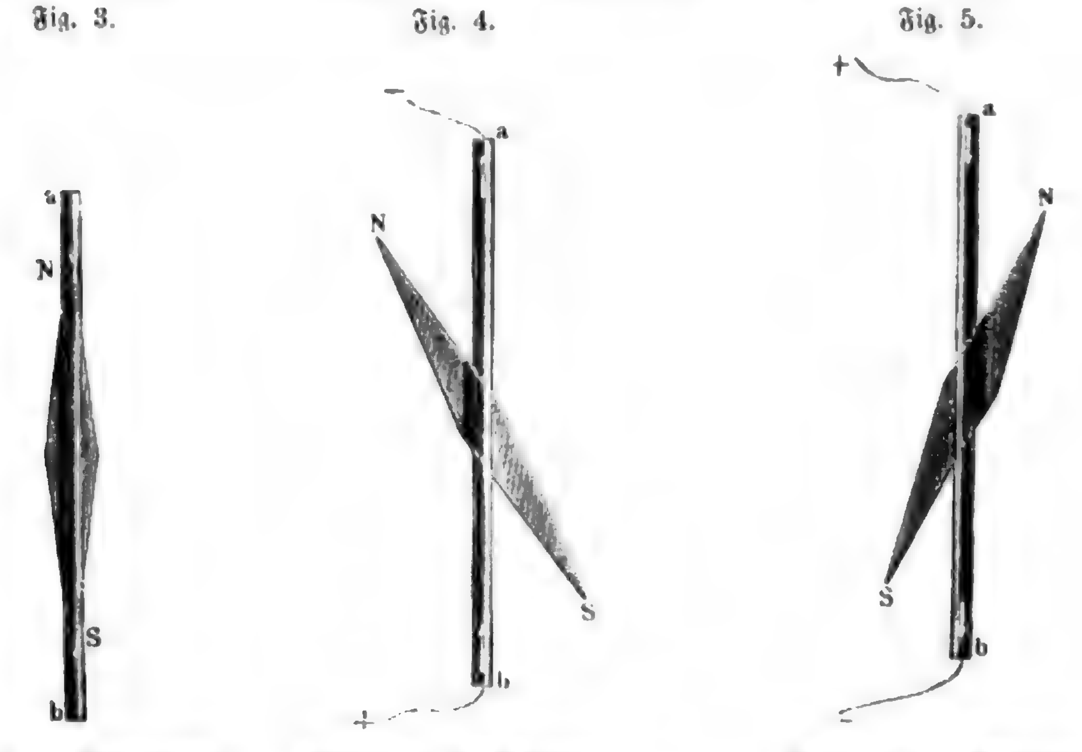
Digitized by Google

überhaupt keinen absoluten Nichtleiter gibt.

Je nachdem man den metallischen Leitungsdraht auf porzellanenen oder gläsernen Isolirhüten a, b, c und hölzernen Tragstangen aa', bb', cc' isolirt durch die Luft ausspannt, oder denselben mit einem isolirenden Ueberzug versehen unter der Erde, oder auch in Wasser wegleitet, unterscheidet man oberirdische, unterirdische und submarine Leitungen.

Von einer jeden guten Leitung aber wird außer Festigkeit und Dauerhaftigkeit wesentlich zweierlei verlangt: erstens, daß sie den galvanischen Strom überhaupt gut oberirdischen, dem Diebstahl und der Zerstörung leicht zugänglichen Leitungen dem Eisendrahte den Vorzug vor dem Kupferdrahte gibt, wobei denn letzterer zur Verminderung des Widerstandes einen nahe sechsmal so großen Querschnitt erhält, als dieses bei der Kupferleitung der Fall sein würde.

Bei unterirdischen und submarinen Leitungen fallen diese Rücksichten weg und der Kupferdraht hat aus mehrfachen Gründen den Vorzug vor dem Eisendrahte. Bei der Wahl des Kupfers hat man besonders auf Reinheit desselben zu sehen, da fremde Beimengungen seinen Widerstand bedeutend



Ruhelage der Magnetnadel. Ablenkung der Magnetnadel. Ablenkung der Magnetnadel.

fortleite und demselben möglichst wenig Widerstand entgegensetze, daß also in der Drahtleitung bei einer vollständigen Continuität keine Stellen vorhanden seien, welche den Durchgang des Stromes irgendwie erschweren; zweitens, daß die Leitung möglichst gut isolirt sei und keine Stellen enthalte, an denen der Strom einen Abweg finden könne. Die erste Eigenschaft einer Linie nennt man ihre Stromfähigkeit oder Conduction, die andere ihre Isolation.

Obgleich das Kupfer dem Strome einen fast sechsmal kleineren Widerstand leistet, und daher denselben nahe sechsmal besser leitet, als das Eisen, so gebietet doch die Rücksicht auf den Werth des Materials und die Festigkeit der Anlage, daß man bei erhöhen können. In dem Malta-Alexandria-Kabel kamen z. B. an verschiedenen Stellen Kupfersorten vor, deren Leitungsfähigkeit zwischen 90 und 74 wechselte, wenn die des reinen Kupfers durch 100 ausgedrückt wird, und Professor Thomson fand gleich beim Beginn der Fabrication des atlantischen Kabels von 1856, daß es Kupfersorten gab, welche man für chemisch rein hielt und die dennoch in ihrer Leitungsfähigkeit bedeutend hinter der des wirklich reinen Kupfers zurückblieben, eine Erfahrung, welche man bei der Anfertigung des atlantischen Kabels von 1858 benutzte und dadurch die Leitungsfähigkeit des Metalldrahtes im Kabel um vierzig Procent gegen die früheren Kupferadern erhöhte.

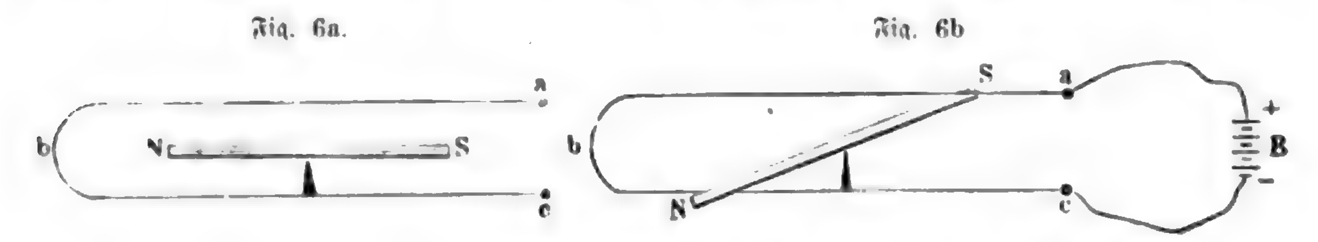
Es ist hier der Ort, die Art und Weise

Digitized by Google

zu besprechen, wie man den Widerstand eines Metalldrahtes bestimmt und mit welchen Mitteln man im Stande ist, die Stärke eines galvanischen Stromes zu beurtheilen und jede Schwankung in der Zu- oder Abnahme derselben deutlich zu erkennen. Wir richten die Aufmerksamkeit unserer Leser auf diese Erörterungen um so mehr, als grade dieser Gegenstand sowohl bei der Fabrication, als auch bei der Legung der Kabel und nicht minder auch bei dem Depeschenwechsel durch dieselben eine Hauptrolle spielt.

Zu den merkwürdigsten Eigenschaften, die ein mit den beiden Polen einer galvanischen Batterie in Verbindung stehender, also von einem galvanischen Strome durchflossener Leitungsdraht besitzt, gehört seine Einwirkung auf eine Magnetnadel, welche bekanntlich im Ruhezustande ungefähr die Richtung von Süden nach Norden annimmt. Leitet man nämlich parallel über oder unter einer ruhig stehenden Magnetnadel einen galvanischen Strom hinweg, so wird die Nadel aus ihrer Südnordrichtung sofort abgelenkt und bildet mit der Richtung des Stromes einen um so größeren Winkel, je stärker der Strom ist.

In Fig. 3 bezeichnet SN die von Süden nach Norden hinschwebende Magnetnadel, ab einen Metalldraht, der parallel über der Nadel steht; verbindet man dann die Enden des Drahtes a und b mit Drähten, welche zu den Polen + und — einer Batterie hinführen, Fig. 4, und zwar so, daß der + Strom bei b eintritt und in der Richtung der beigesetzten Pfeile den Draht ba durchläuft, so wird die unter dem Drahte befindliche Nadel aus ihrer Ruhelage abgelenkt, und zwar in dem vorliegenden Falle so, daß der Nordpol N sich zur Linken wendet. Verbindet man dagegen die Enden a und b des Drahtes, wie in Fig. 5, in umgekehrter Weise mit den Polen der Batterie, so daß der Strom durch ab in umgekehrter Richtung fließt, so wird die Magnetnadel ebenfalls abgelenkt, aber in entgegengesetzter Richtung, der Nordpol N nach der Rechten. Leitet man den Strom nicht über, sondern unter der Nadel weg, so sind die Ablenkungen der Nadel den vorigen entgegengesetzt. Biegt man daher einen Draht abc, Fig. 6, so herum, daß er eine Magnetnadel NS zwischen sich nehmen kann, und verbindet dann die Enden a und c mit den Polen einer Batterie B, so wird der + Strom im Drahte ab über, im Drahte bc unter der Nadel weggehen, was bei gleicher Richtung der Ströme entgegengesetzte Ablenkungen der Nadel, also ein Stehenbleiben derselben zur Folge haben würde; da jedoch die beiden Ströme in ab und bc in Bezug auf die Nadel nicht gleiche, sondern entgegengesetzte Richtungen haben, so wirken beide Drahtzweige in gleichem Sinne ablenkend auf die Nadel, und diese wird aus ihrer Ruhelage weit stärker abgelenkt, als es der Fall ist, wenn der obere oder der untere Drahtzweig allein vom Strome durchflossen wird.



Verstärkte Ablenkung der Magnetnadel.

Es bedarf kaum noch der Bemerkung, daß die ablenkende Kraft eines von einem Strome durchflossenen Leiters mit der Anzahl der Windungen, die er um die Magnetnadel macht, zunimmt. In Fig. 6 umgibt der Leitungsdraht abc die Nadel NS nur einmal; nichts hindert aber den Draht länger zu nehmen und ihn öfter, 10, 100, 1000 . . . mal in ununterbrochener Folge um die Nadel zu winden; wenn man dann durch eine solche Drahtrolle einen galvanischen Strom leitet, so wirkt jedes einzelne Gewinde ablenkend auf die Nadel, und die Ablenkung der letzteren, d. h. der Winkel, den sie mit der anfänglichen Ruhelage bildet, ist um so größer, je größer die Anzahl der die Nadel umgebenden Drahtgewinde ist.

Wir erkennen in einer Vorrichtung der beschriebenen Art sofort ein Instrument, welches nicht bloß geeignet ist, das Vor-

Digitized by Google

handensein eines Stromes in einer Drahtleitung zu offenbaren, sondern das auch Aufschluß gibt über die Stärke des Stromes. Man nennt dieselben gewöhnlich „Galvanometer" und gibt ihnen je nach dem Zweck, für welchen sie bestimmt sind, eine größere oder geringere Anzahl von Drahtwindungen; die empfindlicheren, für die Messung sehr schwacher Ströme bestimmten Galvanometer erhalten 30,000 und mehr Umwindungen des Drahtes. Zur bequemeren Handhabung und Beobachtung gibt man ihnen häufig die Form, wobei die Magnetnadel um eine horizontale Achse in einer verticalen Ebene sich drehen kann; Instrumente dieser Art heißen **Verticalgalvanometer**. In den

Fig. 7.

Das Verticalgalvanometer.

Fig. 7 und 8 sind die einfachsten Formen, in denen die Galvanometer angewandt werden, dargestellt. Der Draht b ist auf einem hölzernen Rähmchen aufgewunden, und endigt beiderseits in zwei Klemmen a und c, mittelst denen er leicht in jede andere Drahtleitung eingeschaltet werden kann. Im Innern der Drahtrolle ist die Magnetnadel NS, die in Fig. 7 nicht sichtbar ist, leicht drehbar angebracht, und auf ihrer Achse ist ein Zeiger z z befestigt, welcher sich mit der Nadel zugleich dreht und die Größe der Ablenkung an einem eingetheilten Gradbogen d e zu erkennen gibt. Damit beim Verticalgalvanometer (Fig. 7) die Nadel im Ruhezustande vertical stehe, wird ihr unteres Ende etwas beschwert, wodurch freilich das Instrument an Empfindlichkeit einbüßt.

Will man nun wissen, ob in einer Drahtleitung ein Strom vorhanden ist, so braucht man nur an irgend einer Stelle das Galvanometer mit den Klemmen a und c in die Leitung einzuschalten; wenn dann die Magnetnadel, die anfänglich auf Null zeigt, abgelenkt wird, so geht ein Strom durch die Leitung, und aus der Größe der Ablenkung kann man, wenn das Instrument vorher nach gewissen physikalischen Principien richtig eingetheilt worden ist, auch auf die Stärke des Stromes einen sichern Schluß ziehen. Läßt man ein Galvanometer dauernd in einer von einem Strome durchflossenen Leitung eingeschaltet stehen, so wird die abgelenkte Nadel so lange auf denselben Punkt der Scala hinweisen, als sich in der Stärke des Stromes nichts ändert. Jede Zunahme des Stromes aber gibt sich sofort durch eine stärkere Ablenkung, jede Abnahme des Stromes durch eine geringere Ablenkung

Fig. 8.

Das Horizontalgalvanometer.

der Nadel zu erkennen. Wir werden später sehen, wie das Galvanometer, indem es dauernd in der von einem Strome durchflossenen Kabelleitung eingeschlossen blieb, während der ganzen Dauer der Versenkung des Kabels den Elektrikern über den Zustand des letztern sichern Aufschluß gab.

Es ist nun auch leicht einzusehen, wie das Galvanometer dazu dienen kann, über die Leitungsfähigkeit (die Conduction) oder, was auf dasselbe hinausläuft, über den Widerstand eines Metalldrahtes oder eines sonstigen Leiters ein Urtheil zu fällen. Man schaltet zu diesem Zwecke ein Galvanometer in die Drahtleitung ein und sendet einen Strom hindurch; aus der Größe der Nadelablenkung kann man dann einen Schluß ziehen auf die Größe der Stromstärke, und, da diese von den Widerständen abhängt, welche der Strom zu überwinden hat, auch auf den Widerstand, welche die Drahtleitung dem Strome entgegensetzt. Auf diese Weise lassen sich die verschiede-

Digitized by Google

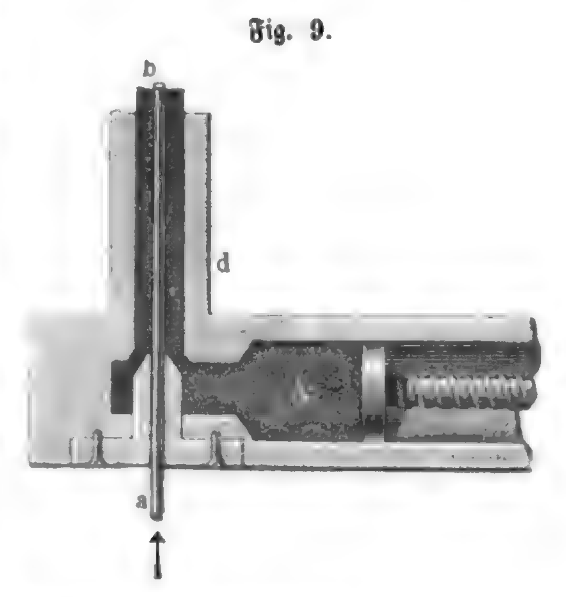
nen Kupfersorten leicht prüfen; diejenigen, welche einen größern Widerstand geben, als chemisch reines Kupfer, oder doch von dem normalen Kupferwiderstande zu weit abweichen, werden verworfen.

Anstatt den kupfernen Leitungsdraht, bei den Kabeln gewöhnlich Ader genannt, aus einem Faden zu nehmen, zieht man es vor, ihn aus mehreren feinen Kupferdrähten zusammenzusetzen, indem man diese seilartig zusammenwindet; gewöhnlich nimmt man dazu sieben Drähte und windet davon sechs spiralförmig um den siebenten herum. Der Vortheil dieser Anordnung vor einem einfachen Drahte liegt darin, daß es nicht wahrscheinlich ist, daß in Folge einer mangelhaften Fabrication der einzelnen Kupferdrähte jeder Faden an demselben Punkte eine schadhafte Stelle habe. Fände sich bei der einfadigen Ader eine solche schwache Stelle, so würde, falls es aus irgend einem Grunde zum Bruche käme, die Ader ihre Continuität und ihre Stromfähigkeit ganz verlieren; nicht so bei der mehrfadigen Ader, hier würden vielmehr die Bruchstellen an verschiedenen Punkten der Ader zu liegen kommen, und der metallische Zusammenhang aller Fäden untereinander würde nicht aufgehoben werden. Auf das Zusammenlöthen der einzelnen Kupferfäden, bevor sie zu einer Litze verseilt werden, muß die allergrößte Sorgfalt verwendet werden, damit nicht schon an diesen Stellen wegen Mangels einer vollständigen metallischen Continuität der Widerstand des Metalls sich vergrößere.

Die Frage über die Verzögerung des galvanischen Stromes in einem Leitungsdrahte gehört bei den langen submarinen Kabeln zu den wichtigsten Untersuchungen, weil sie die Möglichkeit des telegraphischen Verkehrs berührt; diese Frage erstreckt sich daher auch auf die Dicke des Kupferdrahtes, weil ja seine Leitungsfähigkeit der Größe seines Querschnittes proportional ist. Je dicker aber der Draht ist, desto mehr Schwierigkeiten bietet er in mechanischer Hinsicht; die mittlere Stärke des Durchmessers pflegt man für sehr lange Kabelleitungen zu zwei Millimetern (circa neun Zehntel rheinischen Linien) anzunehmen.

Wenn der Leitungsdraht in die Erde gelegt oder durch das Wasser geführt werden soll, so muß er in allen seinen Theilen isolirt, d. h. mit einem nicht leitenden Stoffe überzogen werden, damit nicht der elektrische Strom, der durch ihn hindurchgehen soll, von der umgebenden Erde oder dem Wasser abgeleitet und so verhindert werde, das Ende der Leitung zu erreichen. Für die submarinen Kabel verwendet man gegenwärtig nur Guttapercha, den verdickten Saft der Isonandra Gutta, eines auf Java, Borneo, Sumatra und sonst in Ostindien vorkommenden 60 bis 70 Fuß hohen und 6 Fuß dicken Baumes, dessen Blätter und Blüthen auf S. 536 abgebildet sind. Die im Handel vorkommende Guttapercha enthält viele Unreinigkeiten, von denen sie durch besondere Maschinen gereinigt werden muß; ist dieses geschehen, so besitzt sie ein sehr bedeutendes Isolationsvermögen und ist für die Zwecke der Isolirung elektrischer Leitungsdrähte um so schätzbarer, als sie bei siebzig Grad C. weich und knetbar wird, und in diesem Zustande sich in jede beliebige Form bringen läßt, welche sie nach erfolgter Erkaltung beibehält. Das specifische Gewicht der Guttapercha ist 0,98; ihre absolute Festigkeit beträgt circa 3700 Pfund auf den Quadratzoll und sie kann, ohne die Elasticitätsgrenze zu überschreiten, sich um 0,04 ihrer Länge ausdehnen. Ihre Leitungsfähigkeit ist, wie gesagt, sehr gering, aber diese nimmt mit der Temperatur zu; sie ist z. B. bei 22 Grad C. schon doppelt so groß, ihr Widerstand also nur halb so groß, als bei 0 Grad C.

Fig. 9.



Umpressen des Kupferdrahtes mit Guttapercha.

Das Umpressen des kupfernen Leitungsdrahtes mit Guttapercha geschieht in einem großen Cylinder A, Fig. 9, der mit

Dampf bis zu dem Grade erhitzt wird, daß die in besondern Dampfkesseln bereits vorgewärmte und erweichte Guttapercha, mit welcher man den Cylinder angefüllt hat, halbflüssig wird. In diesem Zustande übt man durch Einschrauben eines dicht

Guttaperchazweig.

anschließenden Kolbens einen sehr starken Druck auf dieselbe aus und zwingt sie, durch einen nach oben mündenden Canal d, durch dessen Mitte sich der Leitungsdraht ab aufwärts bewegt, auszutreten und sich dabei ringsherum an den Kupferdraht anzulegen. Sobald der so umpreßte Draht den Cylinder verlassen hat, erkaltet der Guttaperchaüberzug und erstarrt, worauf der umpreßte Draht im höchsten Stockwerk der Fabrik auf eine Trommel aufgewunden wird. — Nach einer andern Fabricationsweise wird die erweichte Guttapercha an dem Vordertheil eines Cylinders eingeführt und durch eine im Innern des letztern sich beständig umdrehende Schraube ohne Ende (Schnecke) zu einem am entgegengesetzten Ende befindlichen Trichter herausgepreßt, wobei die Kupferader ebenfalls in gleichmäßiger Bewegung sich durch die Achse des Cylinders bewegt und so beim Austreten aus dem Trichter die Guttapercha aufnimmt. Diese Methode hat vor der oben beschriebenen den Vorzug, daß die

Digitized by Google

Fabrication ununterbrochen vor sich gehen kann, wogegen bei dem ersteren Verfahren die Arbeit jedesmal unterbrochen werden muß, wenn der Kolben an das Ende des Cylinders angekommen ist.

Eine möglichst vollkommene Isolation des Leitungsdrahtes durch die Guttaperchahülle wird nur dann erzielt, wenn erstens die Kupferader auf der ganzen Länge genau centrisch liegt, die Guttaperchaschicht also überall den Leitungsdraht in gleichmäßiger Dicke umschließt, und wenn zweitens auch nicht die kleinsten Zwischenräume oder Luftbläschen in der isolirenden Hülle oder zwischen dieser und der Kupferader vorkommen. Man tränkt daher den Draht in der Regel zuerst mit einer besondern, aus Guttapercha, Holztheer und Harz bestehenden, dickflüssigen Mischung, der sogenannten Chatterton Compound, bevor man ihn mit der Guttapercha umpreßt, und überzieht ihn außerdem zwei, drei oder mehremale nacheinander mit dünnen Ueberzügen von Guttapercha. Da keine Lage eine geringere Dicke als 1,2 Millimeter haben darf, so beträgt die Gesammtdicke der Guttaperchahülle ungefähr vier Millimeter, was mit dem Kupferdraht zusammen eine Dicke von zehn Millimeter oder einem Centimeter (4,588 Linien preußisch) ausmacht; in der That sind das die Dimensionen, welche bei dem atlantischen Kabel angewandt worden sind. Man hat jedoch auch schon Probekabel fabricirt, bei denen die Kupferader nicht weniger als fünfundzwanzig Ueberzüge von Guttapercha besaß; in der Regel beschränkt man sich aber auf drei bis fünf Lagen, in einer Gesammtdicke von höchstens fünf Millimeter.

Die Umpressung der Kupferader mit der isolirenden Hülle geschieht in Strecken von 3000 bis 6000 Fuß; um diese Enden mit einander zu vereinigen, werden die Kupferadern auf fünf bis sechs Zoll von der Guttapercha befreit, mit der äußersten Vorsicht zusammengelöthet und die Verbandstelle in mehreren Lagen mit Guttaperchastreifen umwickelt. Durch Erhitzen dieses Ueberzuges mittelst einer Spirituslampe wird er erweicht und legt sich unter dem Druck des Fingers gleichmäßig und fest rings um den Draht an.

Die Guttapercha erhält sich im Süß- wie im Meerwasser auf viele Jahre lang ganz unverändert; man hat Reste von Kabeln aus dem Meere aufgewunden, die nach zehn- bis zwölfjährigem Liegen im Wasser den Guttaperchaüberzug noch in demselben frischen Zustande zeigten, als wenn sie eben erst versenkt worden wären; die Isolation war unverändert geblieben und es zeigte sich an ihm keine Spur der Zerstörung, wogegen der äußere, die Guttapercha umgebende Ueberzug von Hanf durch den Bohrwurm und andere auf dem Meeresboden lebende Thiere stark angefressen war.

Dagegen erleidet ein mit Guttapercha umpreßter Draht sehr schnell eine Veränderung, wenn er vor seiner Versenkung der Luft und der Wärme ausgesetzt wird. Da nämlich die Guttapercha schon bei dreißig Grad C. anfängt sich zu erweichen, so tritt namentlich im Sommer die Gefahr ein, daß der Kupferdraht durch das Aufrollen und Liegen in eine excentrische Lage geräth. Aus diesem Grunde muß der umpreßte Draht gleich nach seiner Fabrication unter Wasser gebracht, oder doch bis zu seiner Versenkung an kühlen Orten aufbewahrt werden. Aus demselben Grunde dürfen die fertigen Drähte nicht zu kurzen und dicken Rollen mit stark gekrümmten Windungen zusammengelegt werden, vielmehr sind dazu große und weite Behälter erforderlich, deren mittlerer Theil leer bleibt.

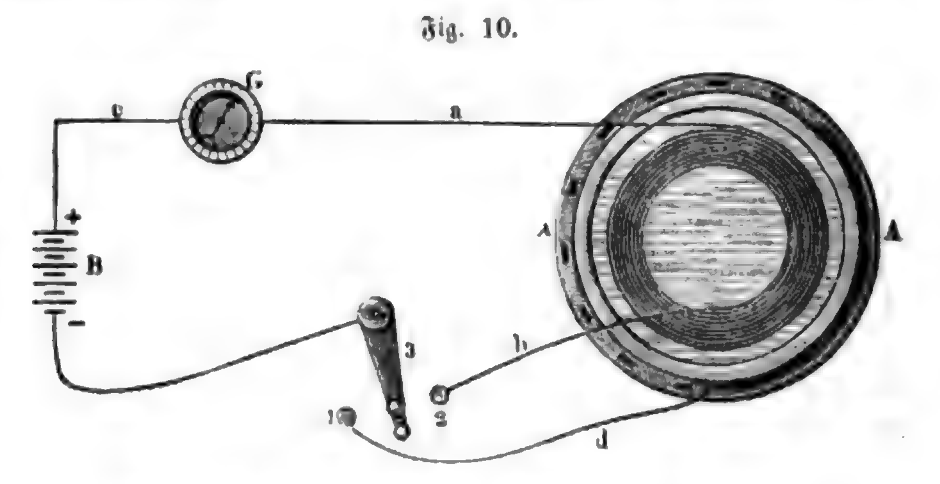
Da die Guttaperchadrähte der Seekabel in Meerestiefen zu liegen kommen, wo sie den enormen Druck von 400 bis 500 Atmosphären auszuhalten haben, so liegt die Befürchtung nahe, daß ein solcher Druck der Isolation schaden könne. Allein die Erfahrung, wie der directe Versuch, haben längst entschieden, daß auch unter dem stärksten Druck nur die alleräußerste Schicht des Guttaperchaüberzuges etwas Wasser aufnimmt und im Uebrigen die isolirenden Eigenschaften desselben nicht im Mindesten leiden; ja es hat im Gegentheil der starke Druck des Wassers das Gute, daß die Guttaperchamasse selbst ein wenig zusammengedrückt wird und dadurch etwaige feine Risse, die der Beobachtung entgangen sind, sich schließen. In der That zeigen nicht bloß Versuche mit hydraulischen Pressen, sondern auch die in der Tiefe des Meeres versenkten Kabel, daß unter dem sehr starken Drucke des Wassers die Isolation der Guttapercha erhöht wird.

Ein jeder mit Guttapercha umpreßte

Digitized by Google

Draht muß vor seiner weiteren Verwendung auf Stromfähigkeit oder Conduction und auf Isolation sorgfältig geprüft werden. Die erste Prüfung hat zum Zweck die Ermittelung, ob der metallische Zusammenhang des Kupferdrahtes nicht durch die Umpressung gelitten hat und ob derselbe überhaupt denjenigen Grad von Leitungsfähigkeit besitzt, den man von ihm nach Maßgabe seines Querschnitts und seiner Länge erwarten darf. Man hat zu diesem Zwecke auf die vorhin angegebene Weise mit Hilfe eines Galvanometers nur seinen Widerstand zu bestimmen und denselben mit dem bekannten Widerstand zu vergleichen, den ein chemisch reiner Kupferdraht von derselben Länge und dem gleichen Querschnitte dem Strome entgegensetzt. Wird nun die Kurbel zuerst auf 2 gestellt, so geht der Strom aus der Batterie B durch das Galvanometer und den Leitungsdraht; aus dem Ausschlagswinkel der Magnetnadel läßt sich dann der Widerstand der Kupferader leicht bestimmen, sowie sich auch daran sofort erkennen läßt, ob der Draht in allen seinen Theilen die erforderliche Leitungsfähigkeit besitzt. Stellt man dann die Kurbel 3 auf 1, so ist das Drahtende 2 isolirt und der Strom kann nicht mehr durch die Drahtader gehen, da über 2 hinaus für ihn jede Weiterleitung fehlt. Findet sich nun in der Guttaperchahülle irgendwo eine schadhafte Stelle, so geht der vom + Pol der Batterie ausgehende Strom durch das Galvanometer in die Kupferader und an der schadhaften Stelle vom Kupfer in's

Fig. 10.



Prüfung des Guttaperchadrahtes auf Conduction und Isolation.

Die Prüfung auf Isolation ist darauf gerichtet, zu untersuchen, ob an irgend einer Stelle ein Fehler in dem Guttaperchaüberzuge vorhanden ist. Der zu prüfende Draht wird in ein gußeisernes Gefäß A (Fig. 10) gelegt und dasselbe mit schwach gesäuertem Wasser angefüllt. Nachdem das Gefäß hermetisch verschlossen ist, wird der Inhalt einem Druck von etwa zehn Atmosphären (140 Pfund auf den Quadratzoll) ausgesetzt, um das Wasser in alle Poren und etwaige Blasen der Guttapercha einzupressen. Das eine Ende der Kupferader a wird mit einem empfindlichen Galvanometer G verbunden, das andere Ende b aber an einer Metallklemme 2 befestigt. Die beiden Pole einer Batterie B sind einerseits mit dem Galvanometer bei c, andererseits an einer Kurbel 3 befestigt; außerdem steht der metallische Theil des Gefäßes A durch einen Draht d mit einer Metallklemme 1 in Verbindung. Wird Wasser, sodann durch die eiserne Gefäßwand und den Draht d zur Klemme 1 und durch die auf 1 stehende Kurbel 3 zum — Pol der Batterie zurück. Die Magnetnadel im Galvanometer schlägt daher aus und gibt zu erkennen, daß ein oder mehrere Fehler in der Guttapercha vorhanden sind. Es muß nun der Fehler aufgesucht werden, was dadurch geschieht, daß man den Draht langsam aus dem Wasser herauszieht und zusieht, wo die Ablenkung der Nadel aufhört. Uebrigens kennt die physikalische Technik mehrere Mittel, durch Anwendung von besonderen Instrumenten die Fehlerstelle annähernd zu berechnen.

Die Guttapercha erhält sich nur auf die Dauer, wenn sie gegen die Luft geschützt ist; man kam daher schon aus diesem Grunde sehr bald dahin, daß man die mit Guttapercha überzogenen Drähte nach ihrer Prüfung auf Conduction und Isolation sofort mit getheertem Hanf überspann.

Digitized by Google

Je nach dem Zwecke, für welchen ein Kabel bestimmt ist, vereinigt man darin 3, 4, 5, 6 bis 7 Drähte, welche alle einzeln mit Guttapercha überzogen sind. Die Zwischenräume, welche beim Zusammenlegen so vieler Drähte verbleiben, werden zuerst durch getheerte Hanfstreifen ausgefüllt und so ein geschlossenes rundes Bündel von Guttaperchadrähten und Hanf hergestellt.

Das weitere Ueberspinnen dieses Bündels mit Hanffäden geschieht dann auf die Weise, wie es die Fig. 11 zeigt. Zwischen zwei hölzernen Scheiben, A und B, die durch eine gemeinschaftliche hohle Achse C verbunden sind, befindet sich eine Anzahl

Fig. 11.

Das Umspinnen der Drähte mit Hanf.

von Spulen, auf welche die Hanfschnüre aufgewickelt sind. Das genannte Bündel wird durch die hohle Achse der Umwickelungsmaschine eingeführt und durch eine besondere Maschine langsam und gleichförmig fortgezogen. Gleichzeitig wird auch das Scheibenrad AB mit den Spulen in Umdrehung versetzt und demselben eine Geschwindigkeit gegeben, welche zu der fortschreitenden Bewegung des Drahtbündels in einem angemessenen Verhältnisse steht. Von jeder Spule geht ein Faden durch eine Oeffnung in der Achse der Scheiben zu dem innern Drahtbündel und wird durch den Umlauf der Spulen um den gradlinig fortschreitenden Kern regelmäßig herumgewickelt. In vielen Fällen, namentlich wenn aus besonderen Gründen die Hanflage etwas dicker genommen werden muß, gibt man dem Kabel zwei Hanflagen, welche in entgegengesetzten Richtungen um den innern Kern gewickelt werden.

Die mit Guttapercha isolirten und mit Hanf überzogenen Leitungsdrähte können nicht so ohne Weiteres in die Erde oder in das Wasser gelegt werden; zum Schutze gegen Beschädigungen, denen sie sowohl bei der Versenkung, als auch auf dem Meeresboden ausgesetzt sein würden, versieht man sie zunächst noch mit einem mehr oder minder starken Ueberzug von Eisendrähten oder von Kupferbändern. Die Maschine, mit welcher diese Operation ausgeführt wird, ist der vorigen ähnlich, nur in allen Theilen stärker. Der Eisendraht muß aus dem besten Holzkohleneisen hergestellt werden und eine Tragfähigkeit von 80,000 Pfund pro Quadratzoll besitzen. Statt der einfachen Eisendrähte wählt man nicht selten eiserne Litzen, welche aus mehreren einzelnen dünnen Drähten seilartig zusammengesetzt sind. Die Umhüllung des ersten atlantischen Kabels bestand aus achtzehn Litzen, von denen jede aus sieben Eisendrähten von $^3/_4$ Millimetern Durchmesser gebildet war; bei den beiden folgenden atlantischen Kabeln hat man jedoch wieder den einfachen Drähten den Vorzug gegeben, weil sie die Guttapercha dichter und allseitiger bedecken, außerdem aber die Kosten des Kabels durch die Litzenumspinnung um circa fünfundzwanzig Procent wachsen.

Die Dicke der Eisendrähte und ihre Anzahl ist je nach dem Zwecke, für den die Kabel bestimmt sind, sehr verschieden. Da mit der Dicke der Drähte die Festigkeit, aber zugleich auch das Gewicht des Kabels zunimmt, und letzteres für Tiefseekabel allein die Bedingungen für die Festigkeit abgibt, so erlangt man durch Vergrößerung der Drahtdicken keinen Vortheil; im Allgemeinen läßt sich nur sagen, daß bei den Tiefseekabeln die Drahtdicke von der Tiefe des Meeres abhängt und so berechnet werden muß, daß die Eisenhülle im Stande ist, nicht bloß die ganze Last des Kabels von dem Boden des Meeres bis zur Oberfläche zu tragen, ohne dabei eine erhebliche Ausdehnung zu erleiden, sondern auch etwaige Zerrungen und Stöße zu ertragen, denen das Kabel bei der Legung während einer unruhigen See immer ausgesetzt ist.

Wenn ein solches aus so verschieden-

Digitized by Google

artigen Stoffen, wie Kupfer, Guttapercha, Hanf, Eisen zusammengesetztes Kabel einem Zuge in der Richtung seiner Länge ausgesetzt wird, so dehnen sich alle diese Stoffe gleichzeitig bis zu dem Punkte aus, wo einer derselben seine Elasticitätsgrenze überschreitet und zerreißt und so nach und nach die übrigen folgen. Da nun die Guttapercha unter den übrigen Stoffen die größte Elasticität besitzt, so ist nicht zu befürchten, daß sie unter dem Zuge des während des Versenkens im Meere frei hangenden Kabels zerreiße. Das Kupfer kann sich um circa 0,0013 seiner Länge ausdehnen, ohne die Grenze der Elasticität zu erreichen; ist jedoch diese Grenze einmal überschritten, so zieht es sich nicht mehr auf die frühere Länge zusammen, sondern behält die Verlängerung auch dann bei, wenn der Zug aufgehört hat zu wirken. Da sich nun die umgebende Guttapercha bei aufhörendem Zuge wieder vollkommen zusammenzieht, das eingeschlossene Kupfer aber nicht, so muß dieses sich durchbiegen und die Guttaperchahülle durchbrechen. Die Hanfschnüre können sich um $^1/_{10}$ bis $^1/_6$ ihrer Länge ausdehnen, und sie sind daher ebensowenig, wie die bloße Guttapercha im Stande, die Kupferader bei einem bedeutenden Zuge gegen einen Bruch zu schützen. Nur die Eisenhülle, welche sich weniger ausdehnt als das Kupfer, ist im Stande, einer gefährlichen Dehnung des in der Guttapercha liegenden Leitungsdrahtes wirksam entgegen zu treten.

Ein Körper verliert bekanntlich unter Wasser so viel an Gewicht, als das von ihm verdrängte Wasser wiegt. Ein jedes Kabel verliert daher im Wasser um so mehr an seinem eigenen Gewicht, je größer sein Volumen ist. Um schon hier ein Beispiel anzuführen, erwähnen wir, daß von dem diesjährigen atlantischen Kabel die Seemeile (ungefähr $^1/_4$ preußische Meile) 31 Centner in der Luft, im Wasser aber nur $14^3/_4$ Centner wiegt, das Kabel also im Wasser $16^1/_4$ Centner, also mehr als die Hälfte, an Gewicht verliert; das viel dünnere Kabel von 1858 wog dagegen pro Meile 20 Centner in der Luft, $13^2/_5$ Centner im Wasser, und verlor also $6^3/_5$ Centner oder nur ungefähr ein Drittel des Gewichtes im Wasser. Man hat daher in der letzteren Zeit stets darauf Bedacht genommen, dem Kabel bei einem möglichst kleinen Gewicht ein möglichst großes Volumen zu geben, und dieses erreicht man dadurch, daß man die Eisendrähte der äußeren Hülle vor ihrer Umwickelung um die Guttapercha mit einer verhältnißmäßig dicken Lage Hanf umspinnt.

Bei dem vorjährigen und dem diesjährigen atlantischen Kabel war jeder Eisendraht (0,095 Zoll dick) mit fünf Schnüren Manillahanf umsponnen, wodurch das Volumen der äußeren Hülle mehr als sechsmal so groß wurde, als es ohne diese Hanfumspinnung gewesen wäre.

Fig. 12.

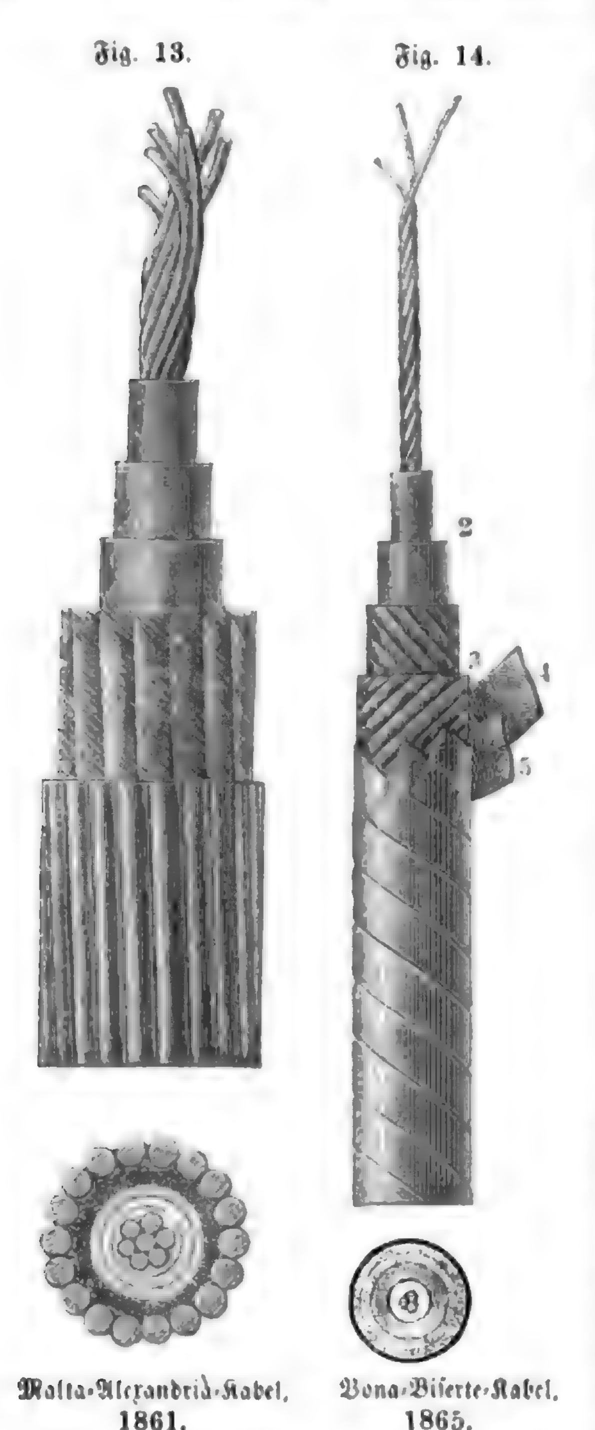
Flußkabel mit drei Leitungsdrähten.

In den Figuren 12, 13 und 14 sind verschiedene Kabel abgebildet. Figur 12 ist ein mit starker Eisenhülle versehenes Flußkabel, welches drei Kupferadern in

Digitized by Google

sich schließt; Figur 13 zeigt das im Jahre 1861 gelegte Malta-Alexandria-Kabel, welches keine Tiefe über 650 Fuß zu passiren hatte und deßhalb mit einer starken Eisenhülle versehen wurde. Der Leitungsdraht besteht aus sieben kupfernen Drähten in einer Gesammtdicke von vier Millimeter; der untere Querschnitt läßt die einzelnen Theile des Kupfers, der drei Lagen Guttapercha, der Hanf- und der Eisenhülle leicht erkennen.

Fig. 13. Fig. 14.

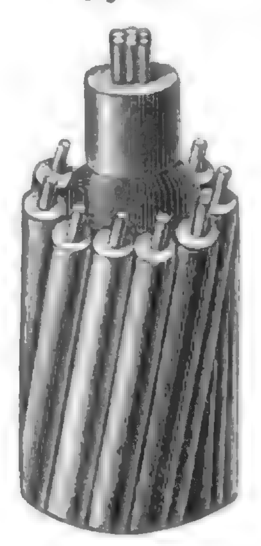


Malta-Alexandria-Kabel. 1861. Bona-Biserte-Kabel. 1865.

In Figur 14 ist das von Siemens in London verfertigte sogenannte Algier'sche, im Jahre 1865 zwischen Bona und Biserte gelegte Kabel abgebildet. Wie der Querschnitt zeigt, besteht der leitende Kupferdraht aus drei einfachen Drähten; vor der Umpressung mit Guttapercha ist derselbe zuerst mit einer dünnen Schicht der oben genannten isolirenden Chatterton Compound, und darauf mit zwei Lagen Guttapercha und getheertem Hanf überzogen. Die äußere Hülle ist aus zwei zur Hälfte sich überdeckenden und fest auf einander gepreßten Kupferstreifen gebildet, welche die Hanflage ebenfalls in spiralförmiger Windung vollständig und allseitig umgeben.

Figur 15 zeigt das im September 1860 zwischen Marseille und Algier gelegte Kabel. Auch hier besteht die innere Kupferader aus sieben einzelnen Kupferdrähten, aber nur in einer Gesammtstärke von zwei Millimeter; es wechseln sodann vier Lagen Guttapercha mit eben so viel Lagen Chatterton Compound, wodurch eine isolirende Hülle von $3^1/_2$ Millimeter Dicke, und mit dem eingeschlossenen Kupferdraht ein Seil von neun Millimeter Dicke entsteht. Dasselbe ist dann mit einem Polster aus getheertem Hanf von zwei bis drei Millimeter Dicke und zehn Stahldräthen, die selbst wieder mit getheertem Hanf übersponnen sind, seilartig überzogen. Auf die atlantischen Kabel kommen wir später zurück.

Fig. 15.



Marseille-Algier-Kabel. 1860.

In großen Tiefen ist das Kabel im Allgemeinen vor Zerstörung geschützt, in geringeren Tiefen aber, sowie insbesondere in der Nähe von Küsten, ist dasselbe sowohl den Angriffen der Thiere, als auch ganz besonders dem Wellenschlage und den Schiffsankern ausgesetzt. Es ist daher selbstverständlich, daß man die sogenannten Küstenkabel mit einer viel stärkeren Eisenhülle versieht, als dieses bei den Tief-

Digitized by Google

seekabeln der Fall ist. Im Uebrigen, namentlich auch was die Zusammensetzung der Kupferader und der Guttaperchalagen angeht, haben die Küstenkabel dieselben Dimensionen, wie die Tiefseekabel. Figur 16 zeigt ein solches Küstenkabel, welches sechs Leitungsdrähte enthält und mit einfachen dicken Drähten umsponnen ist; eine genaue Abbildung des atlantischen Küstenkabels in natürlicher Größe werden wir später geben.

In welchem Maße die Schiffsanker einem in nicht sehr tiefen Wasser liegenden Kabel gefährlich werden können, zeigen nicht bloß mehrere Seekabel, z. B. zwischen England und Irland, zwischen Dover und Calais, zwischen England und Holland

Fig. 16.

Küstenkabel mit sechs Leitungsdrähten.

u. A., welche letztere eine Zeit lang gut arbeiteten, aber im Jahre 1859 wegen der öfteren Beschädigungen, die sie erlitten, verlassen und durch ein sehr starkes, vier Conductoren enthaltendes Kabel ersetzt werden mußten, sondern ganz besonders die verschiedenen, selbst sehr stark construirten Flußkabel. Um nur eins anzuführen, erwähnen wir, daß das zwischen Köln und Deutz auf dem Rheinbett liegende Flußkabel in der ersten Zeit durch die Anker der zahlreich dort vor Anker gehenden Schiffe öfter zerrissen oder beschädigt wurde. Nachdem jedoch der damalige Telegraphendirector Nottebohm zum Schutz des Kabels einige Fuß oberhalb desselben eine ungemein starke Ankerkette quer durch den Rhein hatte legen lassen, hörten die Beschädigungen des Kabels auf; in der Ankerkette aber fanden sich einige Zeit nachher beim Aufnehmen derselben nicht weniger als vierzehn meist schwere Schiffsanker, die sich alle nach und nach in die Kette eingehakt hatten und die von den Schiffern hatten gekappt werden müssen, weil es nicht möglich gewesen wäre, dieselben wieder aufzuwinden.

* * *

Der erste Gedanke einer submarinen Telegraphenleitung scheint von dem um das Telegraphenwesen überhaupt hochverdienten Professor Wheatstone in London ausgegangen zu sein; bereits im Jahre 1840 legte derselbe nämlich dem Eisenbahn-Comité der Kammer der Gemeinen ein Project vor, um Dover mit Calais durch ein unterseeisches Kabel zu verbinden. Allein man kannte damals die isolirende Eigenschaft der Guttapercha noch nicht, und der Vorschlag Wheatstone's kam nicht zur Ausführung. Im Jahre 1846 machte W. Siemens in Berlin die ersten Versuche, den Leitungsdraht vermittelst einer Umhüllung von Guttapercha zu isoliren, und von da ab war von der unterirdischen Leitung zur Unterseeleitung nur ein Schritt.

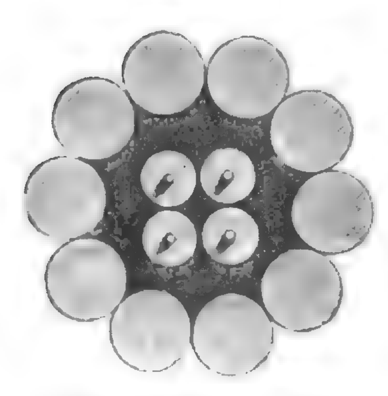
Dennoch vergingen drei Jahre, bis zuerst durch Walker, den Dirigenten des Telegraphen der Südwest-Eisenbahngesellschaft, auf einer über zwei Meilen langen Seeleitung telegraphische Depeschen ausgewechselt wurden. Die günstigen Resultate, welche diese Leitung gab, ermuthigten J. Brett, einen Mann von großem technischen Geschick und Unternehmungsgeist, Dover mit Calais durch ein submarines Kabel zu verbinden. Er erhielt von der französischen Regierung ein Patent auf zehn Jahre für die Herstellung submariner Leitungen zwischen Frankreich und England, gründete eine Actiengesellschaft und schritt zur Fabrication des Leitungsdrahtes. Letzterer bestand bloß aus einem circa $2^1/_2$ Millimeter dicken Kupferdrahte, der mit einer sechs Millimeter dicken Hülle von Guttapercha überzogen war. Am 28. August 1850 wurde der sechs deutsche Meilen lange Draht zwischen Dover und Cap Gris-nez auf der französischen Küste glücklich in's Meer versenkt; allein schon nach wenigen Tagen, nachdem man mehrere Depeschen zwischen England und Frankreich ausgewechselt hatte, zerriß derselbe.

Der Bruch dieses Kabels hatte gezeigt, wie nothwendig es sei, den isolirten Lei-

Digitized by Google

tungsdraht gegen den Wellenschlag und gegen das Durchreiben an felsigen Küsten durch einen starken Eisenüberzug zu schützen. Die Gesellschaft ließ ein viel stärkeres verfertigen, dessen Kern aus vier mit Guttapercha überzogenen Drähten bestand, und welches mit zehn galvanisirten (d. h. verzinkten) Eisendrähten von sieben Millimeter ($3^1/_3$ Linien) Dicke überzogen war.

Fig. 17.



Dover-Calais-Kabel, 1851.

Die Legung dieses in natürlicher Größe in Figur 17 abgebildeten Kabels begann am 25. September 1851, und gelang in drei Tagen vollständig. Obgleich dieses Kabel zu verschiedenen Malen von Schiffsankern gefaßt wurde, ist es doch nicht zerrissen worden, und hat bis zum Jahre 1859, wo es einer allseitigen Reparatur bedurfte, den telegraphischen Dienst zwischen Frankreich und England im vollkommensten Maße vermittelt. Bei der Reparatur ergab sich, daß die Guttapercha sich im besten Zustande befand, aber die eiserne Umhüllung zeigte sich an mehreren Stellen, besonders aber an denjenigen, wo es dem Wellenschlage stark ausgesetzt war, bedeutend angefressen.

Von dieser Zeit an haben sich die submarinen Kabel fortwährend vermehrt; aber viele sind verunglückt, die einen während der Legung, die andern nach kürzerem oder längerem Dienste. Von fünfzig unterseeischen Kabeln in einer Gesammtlänge von 2500 deutschen Meilen, die zwischen den Jahren 1851 und 1860 gelegt worden sind, waren im Jahr 1860 nur noch zwanzig dienstfähig; die meisten dieser letzteren hatten nur eine geringe Länge von zusammen 500 bis höchstens 600 deutschen Meilen. Seit 1860 hat man auch von diesen mehrere aufgeben müssen; aber ungleich größer ist doch die Zahl der neu gelegten Kabel, von denen wenigstens der größere Theil einer besseren Zukunft entgegensehen zu dürfen scheint.

Es bedurfte sicher einer großen Reihe von Erfahrungen, von glücklichen und erfolglosen Anstrengungen, und des unausgesetzten Zusammenwirkens der Techniker und der Physiker, um den kühnen Gedanken zu fassen, das atlantische Meer telegraphisch zu überschreiten und Europa mit Amerika durch ein Kabel zu verbinden. Die ersten Anregungen zu dieser Idee gingen aus von den Gebrüdern Field in New-York, doch war es besonders Cyrus W. Field, welcher sich dieses Gedankens sofort mit einer bewundernswerthen Festigkeit und Entschiedenheit bemächtigte und aller entgegenstehenden Schwierigkeiten ungeachtet nicht ruhte, bis das große Unternehmen gesichert war. Er wandte sich zuerst (Februar 1854) an den Lieutenant Maury, um von ihm zu erfahren, ob die Tiefenverhältnisse des atlantischen Meeres zwischen der irischen und der newfoundländischen Küste, und die mit der Befahrung des Oceans unter so ungewöhnlichen Umständen verbundenen Einzelheiten das Project überhaupt ausführbar erscheinen ließen; sodann an den Professor Morse, um Auskunft zu erhalten über die Möglichkeit einer telegraphischen Correspondenz durch einen isolirten submarinen Draht von so bedeutender Länge. Glücklicherweise kannte keiner von Beiden die enormen Schwierigkeiten, welche sowohl mit der Versenkung eines elektrischen Kabels in so bedeutende

Digitized by Google

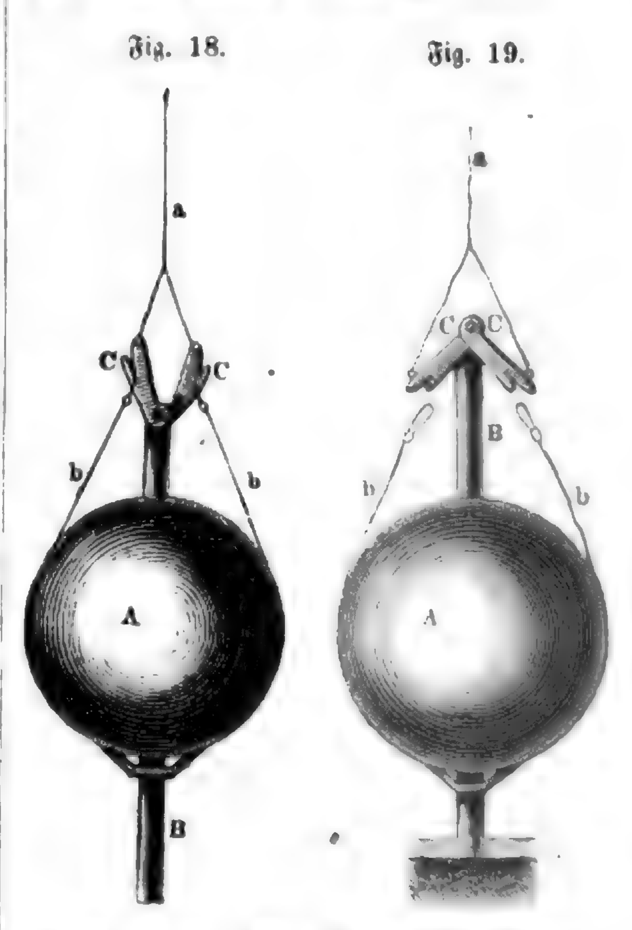
Tiefen, wie sie der Ocean darbietet, als auch mit der Fortpflanzung des galvanischen Stromes durch einen mit Guttapercha bekleideten Draht von so beträchtlicher Länge ohne alle Unterbrechungsstellen verbunden sind. Als die Antwort auf beide Anfragen günstig lautete, ging Field sogleich dazu über, eine Gesellschaft zu bilden, um zunächst eine telegraphische Verbindung zwischen New-York und dem östlichsten Cap Newfoundland's, St. Johns, herzustellen, die theilweise bereits fertig war, aber in den Händen einer anderen Gesellschaft sich befand. Im December 1854 kam Field nach England, um ein Unterseekabel von 75 englischen Meilen Länge zur Verbindung von Cap Breton mit Newfoundland zu bestellen; dasselbe enthielt drei Leitungsdrähte, wog pro Meile 120—130 Centner und kostete 75,000 Dollars; es wurde auch im August nach New-York versandt, aber der erste Versuch des Legens mißglückte, und das Kabel zerriß bei der Operation während eines sehr heftigen Sturmes. Field kam abermals nach England, um ein neues Kabel zu bestellen; dasselbe wurde im folgenden Sommer, Juli 1856, glücklich gelegt, und dadurch das Festland Amerika's mit Newfoundland verbunden.

C. W. Field.

Es handelte sich nunmehr zunächst darum, durch eine Reihe von Tiefseemessungen zu ermitteln, welche Linie zwischen Irland und Newfoundland sich zur Legung eines submarinen Kabels am besten eignete,

und die Tiefen dieser Linie überhaupt zu ermitteln, weil davon die Construction des Kabels abhängig gemacht werden mußte. Da das Kabel, wenn man von der Eisenhülle absieht, fast dasselbe specifische Gewicht wie das Wasser hat, und daher ohne Eisen im Wasser so zu sagen schweben und keinen Zug nach unten ausüben würde, so kommt fast nur die Eisenhülle in Betracht. Das gute Eisen hat eine Tragfähigkeit von sechzig Kilogramm auf einen Quadratmillimeter Querschnitt (8000 Pfund pro Quadratzoll), und es wiegt ein Meter dieses Eisendrahtes im Wasser sechs Gramm. Hätte nun der Ocean an einer mit dem Kabel zu passirenden Stelle eine Tiefe von 12,000 Meter, wie man damals nach den vorangegangenen Sondirungen des Capitäns Berryman befürchten konnte, so würde ein vertical vom Schiffe bis zum Meeresboden herabhängender Eisendraht bei einer solchen Tiefe zweiundsiebzig Kilogramm wiegen und müßte, selbst wenn er keinen Stoß auszuhalten hätte, unfehlbar reißen. Nach jenen Sondirungen sprach man aber von Stellen des atlantischen Oceans, die 10-, 13- und 17,000 Meter tief wären. Field setzte es durch, daß die Vereinigten Staaten mit dem Dampfer „Artic" speciell zwischen Irland und Newfoundland neue Sondirungen anstellen ließen, und wurde dabei von der englischen Admiralität, die bereits früher mit dem „Cyklops" unter dem Capitän Dayman sorgfältige Sondirungen hatte ausführen lassen, eifrigst unterstützt.

Die neuen im Juni und Juli 1857 mit besonderer Vorsicht ausgeführten Sondirungen ergaben glücklicherweise günstigere Resultate, als man hatte hoffen dürfen, und sie zeigten, daß auf der Strecke zwischen Irland und Newfoundland keine hohen Steigungen und Senkungen vorkommen, der Meeresboden vielmehr nur sanfte und allmählich in einander übergehende Senkungen und Hebungen bildet, welche einer Kabellegung keine Gefahr drohen. Indessen durfte man diesen Lothungen nicht allzusehr vertrauen; da eine jede derselben bei Tiefen von 12—15,000 Fuß, wie sie auf der genannten Linie auf einer Strecke von 100—150 deutschen Meilen vorkommen, bei günstigem Wetter eine Zeit von fünf bis sechs Stunden in Anspruch nimmt, so können sie nur in Abständen von ein bis acht Meilen vorgenommen werden. Es ist dabei die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß zwischen den einzelnen sondirten Stellen doch noch bedeutende Unebenheiten des Bodens vorkommen, und es ist aus diesem Grunde besonders erforderlich, daß die Instrumente, mit denen die Sondirungen vorgenommen werden, Proben des Meeresbodens aus der Tiefe heraufbringen, um aus ihnen mit einiger Sicherheit auf die Beschaffenheit des Bodens, und daraus weiter auf seine Neigung einen Schluß ziehen zu können.



Die Brooke'sche Sonde für die tiefen Gewässer.

Es ist nicht ohne Interesse, die Vorrichtungen, welche zu diesem Zwecke gebraucht werden, kennen zu lernen. Zu den besten Hilfsmitteln dieser Art gehörte damals die Brooke'sche Tiefensonde*), die in Figur 18 und 19 abgebildet ist. Dieselbe besteht aus einer in der Richtung ihres Durchmessers durchbohrten Kanonenkugel, oder auch aus einem kegelförmigen Gewicht A und einer eisernen Stange B, welche durch diese Durchbohrung frei hin-

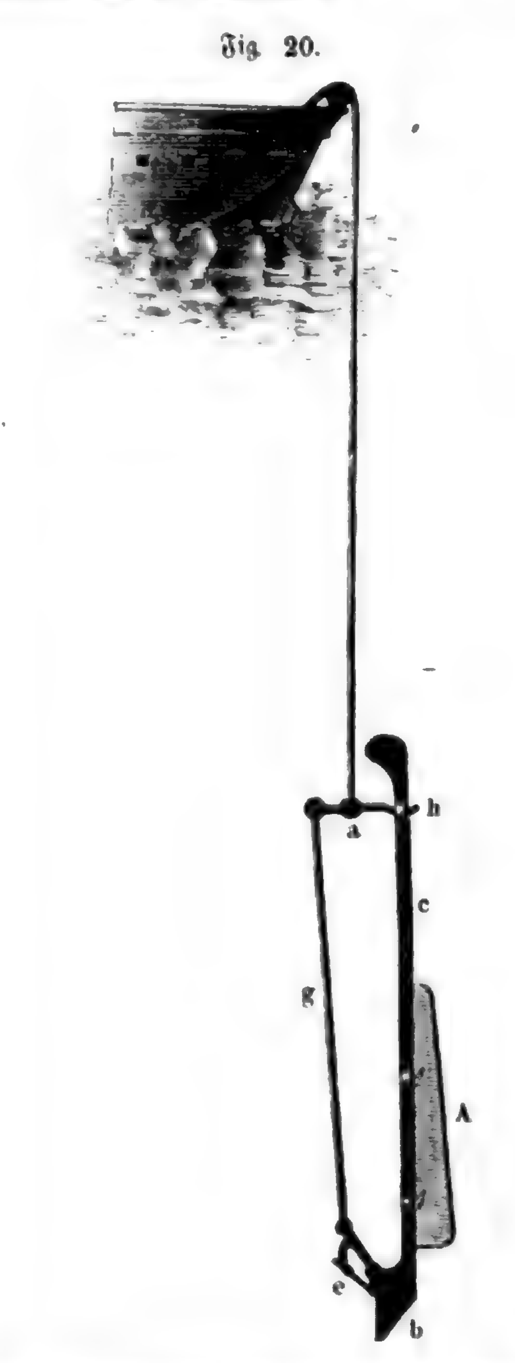
*) Eingehendere Mittheilungen über die Sondirungen des Meeresbodens und die Tiefemessungen findet man von demselben Verfasser in diesen Monatsheften Band VIII, Seite 91, woher diese Figur entnommen ist.

Digitized by Google

durchgeht. An dem obern Ende der Stange befinden sich zwei scharnierartig sich bewegende Haken C, C, welche an den Schnüren b, b die Kugel A so lange tragen, als der an die Lothleine a aufgehängte Apparat frei schwebt, wobei sie in Folge des Gewichtszuges der Kugel und der Stange die nach oben geneigte Lage (Figur 18) annimmt, und die Schlingen der Schnüre b, b in den Haken C, C sitzen bleiben. Sobald die Stange B den Meeresboden erreicht hat und dabei unten unterstützt wird, kommt das Gewicht der Kugel zur Wirkung; indem dieselbe abwärts fällt, zieht sie an den Schnüren b, b die Haken C, C in die nach unten geneigte Lage (Figur 19). Die Oeffnung dieser Haken ist nun abwärts gerichtet, die Schlingen der Schnüre b, b verlassen die Haken, und die Kugel gleitet an der Stange B vollends auf den Meeresboden hinab.

Auf der Sondeleine a sind die Längen gewöhnlich in je 100 Faden (à 5,82 prß. Fuß) deutlich markirt, und können beim Hinablassen, wie beim Aufziehen leicht abgezählt werden. Der Stab B ist hohl und innen mit Unschlitt oder Seife bestrichen, damit die Bodenbestandtheile, die beim Aufstoßen der Sonde auf den Meeresboden in seine Höhlung eindringen, darin haften bleiben. Bei andern Operationen hat man den untersten Theil der Stange zu gleichem Zweck mit Federkielen besetzt, und bei den im Jahre 1857 von Dayman vorgenommenen Tiefemessungen zwischen Irland und Newfoundland befand sich ebenfalls am untern Ende der Stange B eine federnde Klappe, welche beim Sinken der Sonde die Höhlung des Stabes offen ließ, beim Aufstoßen auf den Boden aber, nachdem die heruntersinkende Kugel darüber weggeglitten war, von dieser in das Innere des Stabes hineingeschoben wurde; die in die Höhlung des letzteren eingedrungenen Bestandtheile des Meeresbodens wurden auf diese Weise nach außen abgesperrt. Eine zweite bleierne, ebenfalls durchbohrte Kugel, die während des Herablassens der Sonde auf der großen Kugel ruhte und mit dieser auf dem Stab herabsank, blieb wegen ihrer kleineren Durchbohrung auf der Feder sitzen, verhinderte den Rückgang derselben während des Aufziehens der Sonde, und hielt so das Innere des Stabes verschlossen. Die größere Kugel bleibt auf dem Meeresboden liegen; die übrigen Theile der Sonde kann man bei einiger Vorsicht und unter langsamem Aufwinden ohne Mühe wieder an die Oberfläche bringen. Auf diese Weise ist es gelungen, eine Reihe von Proben des Meeresbodens aus Tiefen von 11—12,000 Fuß heraufzubringen und zu analysiren.

Fig. 20.



Das Fitzgerald'sche Tiefenloth beim Hinablassen.

In der neuesten Zeit hat der englische Lieutenant Fitzgerald bei seinen Sondirungen ein neues Seetiefenloth angewandt, das in den Figuren 20 und 21 abgebildet ist. Das Senkgewicht A aus Eisen wiegt etwa 80—90 Pfund und wird beim Fallen der Sonde von zwei kleinen Haken f, f (Figur 21), die auf der Eisenstange c sitzen, gehalten. An seinem untern Ende trägt dieser Stab ein Kästchen b, welches

Digitized by Google

durch eine Klappe e verschlossen werden kann; wie diese Klappe durch eine Schnur g mit einem Hebel a verbunden ist, wie dieser Hebel sich an einem Stifte h der Stange c einhaken kann und dann die Klappe e das Kästchen b nicht verschließt, zeigt ohne Weiteres die Figur 20. So-

Fig. 21.

Das Fitzgerald'sche Tiefenloth beim Aufziehen.

bald der bei a an die Sondeleine aufgehängte Apparat auf den Meeresboden aufstößt, löst sich der Hebel a von dem Stifte h los, die Stange c schlägt um und kommt in die Lage der Figur 21; das Eisengewicht A gleitet von den Haken f, f ab, und das offene Kästchen b schaufelt etwas vom Meeresboden in sich auf. Zieht man dann die Leine wieder in die Höhe, so wendet sich der Stab c vollends, so daß das Unterste zu oberst kommt, das gefüllte Kästchen gegen seine Klappe angedrückt und dadurch der Inhalt des letztern nach außen abgesperrt wird.

Die wichtigsten Resultate dieser zwischen Irland und Newfoundland von Dayman vorgenommenen Sondirungen lassen sich nach unserer oben angeführten Abhandlung folgendermaßen zusammenfassen.

Von der irischen Küste bis 11 Grad 15 Minuten westlicher Länge von Greenwich ist der Meeresboden sandig, und die Tiefe nimmt allmälig bis 90 Faden zu. Unter 12 Grad westlicher Länge wurde felsiger Boden und eine Tiefe von 200 Faden, von da bis 13 Grad 15 Minuten westlicher Länge eine durchschnittliche Tiefe von 400 Faden mit schlammigem Boden gefunden.

Eine *sandige Ebene* mit einer mittleren Tiefe von 200 Faden liegt zwischen 13 Grad 30 Minuten und 14 Grad 30 Minuten westlicher Länge; unter 14 Grad 48 Minuten westlicher Länge ergab sich eine Tiefe von 550 Faden bei felsigem, und unter 15 Grad 6 Minuten westlicher Länge von 1750 Faden bei schlammigem Boden. An dieser Stelle ist auf der ganzen Strecke die größte Neigung des Meeresbodens, denn auf eine Entfernung von $2^1/_4$ deutschen Meilen beträgt die Differenz der Tiefen 1200 Faden oder 7000 Fuß; man nennt diese Stelle den *irischen Abhang*.

Zwischen dem irischen Abhang (circa 50 Grad westlicher Länge) und dem 45. Grad westlicher Länge liegt der tiefste Theil des Meeres zwischen Irland und Newfoundland, und der Boden besteht fast ganz aus einer weichen, mehligen Substanz von solcher Klebrigkeit, daß sie an der Sondirungsleine während deren Passage vom Grunde bis an die Oberfläche haften blieb. Die Tiefen wechseln auf dieser Strecke zwischen 1450 und 2400 Faden; aber diese Unterschiede verschwinden fast gänzlich, wenn man die Ausdehnung des Raumes, über welchen sie vertheilt sind, mit in Betracht zieht; man muß in der That diese Neigung eine sanfte nennen, da in manchen unserer Städte die Straßen ein eben so großes Gefälle aufweisen. Diese ganze Strecke, in einer Ausdehnung von 1400 englischen Meilen, mit einer durchschnittlichen Tiefe von 1900 Faden, und nirgendwo tiefer als

2400 Faden (14,000 preußische Fuß), durchaus frei von submarinen Strömungen, erscheint daher als eine weit ausgedehnte Ebene, die nicht bloß wegen ihrer fast ebenen Oberfläche, sondern auch ganz besonders deßhalb zur Aufnahme eines Europa mit Amerika verbindenden Telegraphenkabels geeignet ist, weil sie sich von Osten nach Westen genau zwischen den einander nächst gelegenen Punkten der alten und der neuen Welt erstreckt. Diese Strecke wurde daher von Maury sehr passend mit dem Namen des Telegraphenplateaus bezeichnet, womit angedeutet wird, daß sich hier im Vergleich zu den enormen Tiefen, die weiter im atlantischen Ocean gefunden werden, und die sich mit Gewißheit bis auf 25,000 Fuß, nach unzuverlässigeren Angaben aber von Berryman auf 39,000, von Denham auf 46,000, und von Parker sogar auf mehr als 50,000 Fuß belaufen, eine verhältnißmäßig flache Einsenkung, eine Art Hochebene vorfindet.

Nur an den beiden Stellen, wo dieses sich der Küste nähert, treten ziemlich rasche Veränderungen in den Tiefen ein, jedoch durchaus nicht solche, welche durch ihre Formation einem Kabel irgendwie Gefahr drohen könnten. Wie an der irischen Küste auf einer Strecke von ungefähr dreißig nautischen Meilen der Boden auf 7200 Fuß abfällt, so steigt er wieder in der Nähe von Newfoundland zwischen 45 Grad 23 Minuten und 45 Grad 45 Minuten westlicher Länge, also auf einer Strecke von etwas mehr als $2^1/_3$ deutschen Meilen von 2225 Faden auf 1450 Faden, was eine Tiefendifferenz von 775 Faden oder 4650 Fuß ausmacht.

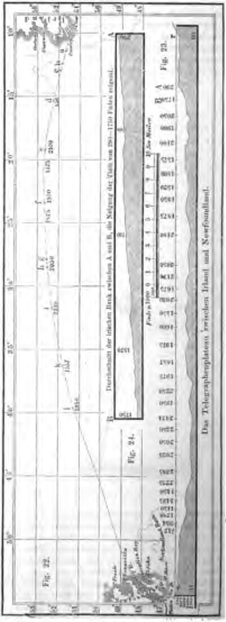


Fig. 22. Fig. 23. Fig. 24.

Das Telegraphenplateau zwischen Irland und Newfoundland.

Die Figuren 22, 23 und 24 geben ein deutliches Bild von der Erstreckung des Telegraphenplateaus und der Formation des Meeresbodens zwischen Valencia, dem westlichsten Punkte Irlands, und der Trinity oder der Heart's Content Bai auf Newfoundland. In der Figur 22 sieht man an den beiden Grenzen die irländische und die newfoundländische Küste; die gebogene Linie zwischen diesen beiden Punkten bezeichnet die Lage des atlantischen Kabels von 1865, worauf wir später zurückkommen; sie ist zwischen denselben Punkten zugleich die Hauptrichtung des Telegraphenplateaus, welches im verticalen Durchschnitt in Figur 23 dargestellt ist. In letzterer Figur, in welcher m n den Meeresboden, r s den Meeresspiegel bezeichnet, sind für einzelne Stellen, deren Lage sich aus den eingezeichneten Länge- und Breitekreisen der darüber stehenden Figur sofort ergibt, die Tiefen in Faden (à $5^1/_{10}$ Fuß preußisch) eingetragen. Wenn es auf den ersten Blick scheinen sollte, als befinde sich auf dem irischen Gefälle zwischen den Punkten A und B ein jäher und gefährlicher Abhang, so verschwindet dieses Bedenken sofort, wenn man damit die Figur 24 vergleicht, in welcher für dieselbe Stelle die Bodenformation in größerem Längemaßstabe abgebildet ist.

Ganz im Gegensatz zu den Worten unseres Dichters

„Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen."

haben es sich die Seefahrer und die Naturforscher recht angelegen sein lassen, zu erfahren, wie es dort unten in dem nassen, tiefen und kalten Bette des Oceans aussieht; und sie haben in dem furchtbaren Höllenrachen nichts von Salamandern und Molchen und Drachen wahrgenommen, mit welcher die Phantasie des Dichters in unvergleichlich schöner Weise die Tiefen des Meeres bevölkert. Während in geringeren Tiefen ein reiches Thier- und Pflanzenleben herrscht, nimmt das Leben mit der Tiefe immer mehr ab, und in den größten Tiefen scheint dasselbe völlig erloschen zu sein. Bory de St. Vincent sammelte bei Isle de France aus einer Tiefe von 600 Fuß noch eine Alge, was wohl die größte Tiefe ist, aus der man höhere Algen an's Licht gebracht hat. Die Thiere steigen sicher weit tiefer hinab, und nachweislich finden sich dieselben noch in Tiefen von 2000 bis 3000 Fuß; jedoch ist es nicht wahrscheinlich, daß in den Tiefen von 10,000 Fuß und mehr noch Thiere leben sollten; sie würden daselbst des wesentlichsten Lebensprincips, des Lichtes, gänzlich entbehren, denn das Licht der Sonne vermag die dicke Wasserschicht nicht mehr zu durchdringen, und außerdem hätten sie den enormen Druck einer Wassersäule von 10,000 Fuß Höhe auszuhalten, was einer Pressung von mehr als 300 Atmosphären, oder 42 Centnern auf einen Quadratzoll gleichkommt.

Die mit den Sonden aus den größeren Tiefen von 14,000 bis 16,000 Fuß heraufgebrachten Proben des Meeresbodens weisen durchaus kein organisches Leben nach. Sie bestehen nach den sorgfältigsten mikroskopischen Untersuchungen Bailey's ausschließlich, und nach Huxley zum größten Theil (90 Procent) aus vollständig ausgebildeten und ganz erhaltenen Kalk- oder Kieselschalen (Foraminiferen und Diatomaceen); an Sand oder sonstigen mineralischen Theilen ist darin nach Bailey keine Spur zu finden, nach Huxley bestehen etwa 10 Procent der Proben theils aus einer mineralischen Substanz, wahrscheinlich Quarz, theils aus Resten von thierischen und vegetabilischen Organismen, die mit kieseligen Skeletten und Schalen versehen sind.

Es läßt sich hieraus schließen, daß die Gewässer auf dem Boden des Telegraphenplateaus sich in vollständiger Ruhe befinden, weil es sich sonst nicht erklären ließe, daß die überaus zarten und leicht zerbrechlichen Kalkschalen sich so vollständig erhalten hätten. Zwar fließt nach Maury unter dem warmen Golfstrom, der aus dem Antillenmeer südlich von Newfoundland mitten durch den atlantischen Ocean schräg gegen Europa hinfließt, ein kalter Strom von den Polargegenden nach Süden und Südwesten, um die von Amerika im Golfstrom abfließende Wassermenge wieder zu ersetzen; aber daß diese Strömung sich bis auf den Meeresboden erstrecke, ist um so weniger anzunehmen, als sich unter den Bestandtheilen desselben weder Sand noch sonstige erdige Stoffe vorfinden, was doch der Fall sein müßte, wenn submarine

Digitized by Google

Strömungen der Gewässer aus geringeren Tiefen oder der Küste mit denen des Telegraphenplateaus sich vermengten.

Dort unten in der Tiefe des Oceans, auf dem Plateau zwischen Irland und Newfoundland, herrscht also Nacht, Grabesruhe und Todtenstille; einmal in den weichen Schlamm der hinabgesunkenen Ueberreste gestorbener Thiere eingebettet liegt ein Kabel, für immer den Wogen und den Strömungen des Meeres entrückt, und vor den Angriffen der Thiere und der Schiffsanker geschützt, äußerlich ruhig und leblos, aber in seinem Innern pulsiren die Wellen, welche mit der Geschwindigkeit des Blitzes die Gedanken der Nationen vermitteln, und die Nachrichten hinübertragen von Continent zu Continent.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtrag zur Geschichte des Manzanillo.

Wenn man in den Werken der neueren Reisenden diesem Giftbaum nicht begegnet, so hat es seinen Grund darin, daß die Naturforscher die so vielfach besuchten und beschriebenen Antillen übergehen, und sich den noch weniger bekannten und unbekannten Gebieten des ungeheuren Continents von Amerika zugewendet haben. Nur flüchtig erwähnt Scherzer im zweiten Theile der Novarareise Seite 595 des Umstandes, daß die kleine Insel am Isthmus von Panama, auf der die Station Aspinwall angelegt worden ist, noch jetzt Isla de Manzanillo genannt wird, nach dem früher daselbst häufig vorgekommenen Giftbaum Hippomene mancenillo.

Dagegen bemerkt derselbe, daß er diesem gefürchteten Baum schon während seiner frühern Reisen in Centralamerika, namentlich im Golfe von Nicoya im Staat Costarica ziemlich häufig begegnet sei, also an der Küste des stillen Oceans, und verweist auf Seite 466 seiner in Gemeinschaft mit Moritz Wagner herausgegebenen Reisestudien und Skizzen über Centralamerika.

Begierig, hier einer neueren thatsächlichen Mittheilung zu begegnen, haben wir die angeführte Stelle nachgeschlagen, und geben sie wörtlich wieder:

„Während der heißesten Stunden des Tages (12 bis 3 Uhr) landeten wir auf einer kleinen Insel im Golf. Ich hatte mich kaum unter den kühlenden Schatten eines Baumes gelagert, der an Gestalt wie an der Form seiner Blätter dem europäischen Birnbaum sehr ähnlich sah, und seine niederen aber üppig breiten Zweige bis fast hinab in's Meer streckte, als mir plötzlich einer der Kahnführer ängstlich zuschrie, mich rasch von diesem Baume, den er Mansanillo nannte, zu entfernen, indem nicht nur dessen Frucht und der milchige Saft seiner Blätter giftig seien, sondern selbst das Schlafen unter dessen Zweigen sich häufig als tödtlich erweise.

Schon die ältesten Historiographen Neuspaniens erwähnen die feindlichen Eigenschaften dieses Baumes, und Herrera, indem er gleichfalls den Manzanillo beschreibt, geht sogar so weit, zu behaupten: quin duerme a su sombra se levant a hinchado! (Wer unter seinem Schatten einschläft, steht geschwollen auf.)"

So begegnen wir auch in der vorstehenden Nachricht über den Manzanillo mehr nur einer Wiederholung seines ererbten üblen Rufs, als einer Bestätigung seiner angeblichen Gefährlichkeit.

Literarisches.

Italien. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Zweiter Theil: Mittelitalien und Rom. Mit 3 Karten und 8 Plänen. Dritter Theil: Unteritalien, Sicilien und die Liparischen Inseln. Mit 4 Karten und 6 Plänen. Coblenz, K. Baedeker. 1866.

Wenn auch im Allgemeinen die jetzige Jahreszeit nicht dazu geeignet ist, die Reiselust zu erwecken und uns aus der Behaglichkeit der Winterquartiere zu locken, so wird doch grade Mancher gern dem wechselvollen, unangenehmen und ungesunden Wetter, womit leider seit einer Reihe von Jahren unser deutscher Winter begleitet ist, entfliehen wollen, um das warme, liebliche Clima des Südens aufzusuchen.

Mit vollem Recht ist das Ziel der Wandernden meistens Italien und kein anderes Land am Littoral des Mittelmeeres wird in jeder Beziehung

Digitized by Google

sowohl den rasch durcheilenden Reisenden, als auch Diejenigen auf's Vollkommendste befriedigen, welche an irgend einem Punkte einen längeren Aufenthalt nehmen und in Ruhe die herrliche Natur und eine schöne belebende Luft genießen wollen.

Zur Ausrüstung für die Reise ist ein nothwendiges Stück: ein gutes Reisehandbuch, das uns in den Stand setzt, die lästigen und kostspieligen Dienste der Cicerone zu entbehren und dazu glauben wir den schon seit so geraumer Zeit sich als vortrefflich bewährten Baedeker besonders empfehlen zu dürfen. Ohne Vergleiche anstellen zu wollen über den größeren oder geringeren Werth der vielen existirenden rothen Einbände, müssen wir aus wiederholt gemachten eigenen Erfahrungen betonen, daß die 1866er Ausgabe des Baedeker, worin alle bis dahin entstandenen Neuerungen gewissenhaft aufgenommen worden sind, sich bei allen Angaben einer großen Genauigkeit rühmen darf. Da Italien nicht nur das Ziel der Reisenden ist, die Vergnügen oder Genesung suchen, sondern auch der Kunstgelehrten und Geschichtsforscher, so darf als ganz besonders rühmenswerthe Eigenschaft des Baedeker'schen Handbuches hervorgehoben werden, daß dasselbe nach dieser Richtung hin ebenfalls große Vollständigkeit zeigt. Sowohl die kunsthistorischen wie archäologischen Notizen und Andeutungen sind mit viel Sachkenntniß gegeben und wenngleich es sich von selbst versteht, daß der wissenschaftliche Reisende seine vorbereitenden Studien in ausführlicher und gründlicher Weise vorher macht, so hat doch das Baedeker'sche Handbuch die nicht zu unterschätzende Aufgabe, überall erinnernd und oft auch durch Pläne u. s. w. ergänzend einzutreten. Der zweite Theil enthält als Einleitung neben ausführlichen Mittheilungen über alle erdenklichen Angelegenheiten, welche für den Reisenden wichtig sind, auch eine ausführliche Abhandlung „Zur Kunstgeschichte Italiens." Es würde uns zu weit führen, das, was uns sonst als speciell rühmenswerth aufgefallen ist, näher zu bezeichnen und wollen wir nur beispielsweise bemerken, daß auch unbedeutende Punkte und von Touristen wenig betretene Pfade — wenn auch kurz — doch durchaus exact darin besprochen werden.

Eine sehr wichtige Frage für den Reisenden ist: „In welches Gasthaus gehen?" besonders da in Italien diese Wahl mit großer Vorsicht zu machen ist; jedoch möge man stets getrost dem empfehlenden Sterne im Baedeker folgen; man wird dann immer so gut, wie es wenigstens in den verschiedenen Gegenden dieses Landes überhaupt möglich ist, aufgehoben sein.

Auch die Ausstattung an Karten und Plänen verdient eine lobende Anerkennung; nur wäre zu wünschen, daß deren Zahl noch beträchtlich vermehrt würde, um auch in Städten von geringerer Bedeutung die Schritte des Reisenden von jeder anderen Führung zu emancipiren.

Die Geologie der Gegenwart. Dargestellt und erläutert von Bernhard von Cotta. Leipzig, J. J. Weber.

Der berühmte Verfasser gibt in dieser Schrift, die als Festschrift zur hundertjährigen Jubelfeier der Freiberger Bergakademie verfaßt wurde, eine Uebersicht des heutigen Standpunktes der geologischen Wissenschaft. Nachdem er zuerst die einzelnen Zweige der Geologie beleuchtet, schildert er das Verhältniß derselben zu den anderen Wissenschaften und führt den Grundgedanken des Werkes: den innigen Zusammenhang aller Naturwissenschaften unter sich und mit dem Menschenleben zu zeigen, in wahrhaft anziehender Weise durch. Besonders dürften die Capitel „Geologie und Geschichte," worin namentlich die Abtheilung über älteste Menschenreste, sodann „Geologie und Philosophie" und „Geologie und Poesie" auch größere Kreise interessiren, wie denn überhaupt der Charakter edler Popularität das ganze Werk durchweht. Die Ausstattung ist vorzüglich.

Ein recht interessantes Buch, welches ein in letzter Zeit viel besprochenes Thema, aber von einem eigenthümlichen Standpunkte beleuchtet, führt den Titel „Aus Spanien," von Gustav Körner, Gesandter der Vereinigten Staaten zu Madrid in den Jahren 1862, 1863 und 1864. (Frankfurt am Main, J. D. Sauerländer.) Eine Reihe von interessanten Aufsätzen, die allerdings nicht über die Bedeutung lebendig geschriebener Feuilletons hinausgehen, schildert in der Form von Briefen das künstlerische und gesellschaftliche Spanien der neuen Zeit. Am anziehendsten sind die wenigen Capitel, welche das spanische Hofleben betreffen, und der Auszug aus einem Briefe über den Aufenthalt der Kaiserin Eugenie in Madrid am 20. October 1863 gibt die zwar etwas emphatische, aber in der Kürze recht anschauliche Beschreibung einer Soiree beim französischen Gesandten in Madrid, wobei die Persönlichkeit der anmuthigen Kaiserin sehr zum Nachtheil der „guten" Königin von Spanien in das hellste Licht gestellt wird. Viele oft genannte Erscheinungen, welche mit den neuesten Vorgängen in Spanien in Verbindung stehen, finden sich in dem Buche mit Geschick gezeichnet und die Lectüre desselben bietet in gefälliger Form manchen werthvollen Aufschluß.

Digitized by Google

Neuestes aus der Ferne.

Die Transvaalische Republik.

Im Jahre 1835 zogen holländische Bauern, mit der englischen Regierung unzufrieden, aus der Capcolonie aus und fanden in dem Gebiet der heutigen Transvaalschen Republik eine neue Heimath. 1842 folgten ihnen Landsleute aus der Colonie Natal und 1848 kam aus dem Orange-Freistaat ein letzter Zufluß. Ein Vertrag vom 16. Januar 1852 verschaffte dem neuen Staat unter gewissen Bedingungen die Anerkennung Englands. Inzwischen hatten die muthigen Bauern die mächtigen Kaffernstämme zurückgeworfen, die unter ihren Häuptlingen Mosilikatse und Dingan ein Besitzrecht am Boden behaupteten. Die jetzige Republik hat etwa den vierfachen Umfang von Natal, von dem sie durch die hohe Gebirgskette der Drakenberge getrennt wird. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar und wird durch verschiedene Flüsse und Bäche bewässert, die das Land in allen Richtungen durchschneiden. Ueberall findet man die ausgedehntesten Weiden, endlose Prairien, mit Blumen gestickt, mit Gebüsch und Mimosengruppen besetzt, und von Vögeln mit prächtigem Gefieder und den verschiedenen Wildgattungen belebt, die den südafrikanischen Gebieten eigenthümlich sind. Längs den Straßen ziehen große Heerden von Rindern, Schafen und Ziegen, die von Kaffern geführt werden, die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich. Von Strecke zu Strecke begegnet man Gruppen von Bauernhäusern, die mit Stroh gedeckt sind, und Hütten von Kaffern, umgeben von üppigen Weizenfeldern, von denen Hecken von Granatbäumen, Feigen und Cactus das Vieh abhalten.

Das Klima der Republik ist dem südeuropäischen ähnlich. In Folge der hohen Lage des Landes — 5000 Fuß über dem Meere — ist die Hitze weit geringer, als in mehreren Oertlichkeiten von Natal. Der Sommer ist die Regenzeit, der Winter ist trocken, aber in den Nächten kalt. Die große Anzahl alter Leute und die Zunahme der Bevölkerung beweisen, daß das Klima außerordentlich gesund ist. Seit dem Jahre 1852, in dem viele Leute an Ruhr oder Fieber starben, ist keine Epidemie wieder aufgetreten. Seit jenem Krankheitsjahre hat man keine Volkszählung wieder vorgenommen, so daß die heutige Bevölkerungszahl nicht mit Sicherheit angegeben werden kann. Die den Gesetzen des Staats unterworfenen Kaffern werden auf 250,000 Seelen geschätzt. Ein großer Nachtheil der Viehzucht ist, daß die Tsetsefliege, deren Stich die Rinder und Pferde erliegen, in vielen Gegenden vorkommt. Die Elephantenjagden, für die Zoutpansberg oder Schoemansdal der Mittelpunkt ist, können daher nur zu Fuß betrieben werden. Der Elfenbeinhandel hat bis jetzt die einzigen Ausfuhren geliefert. Gegenwärtig unterhandelt die Republik mit zwei Kaffernhäuptlingen über die Abtretung eines Landstreifens, der bis zu einem Seehafen an der Mündung des Flusses Umhlatooz reicht. Die einfachen Bauern, die in der Regierung sitzen,

Digitized by Google

haben die Nothwendigkeit einer eigenen Seeverbindung erkannt, die auch dem benachbarten Orange-Freistaat Nutzen bringen wird.

Ori's Reisen in Afrika.

Doctor Ori, ein geborner Toscaner, und in Italien wegen seiner wissenschaftlichen Leistungen, die größtentheils dem Gebiet der Naturgeschichte angehören, allgemein geachtet, ist kürzlich über Kairo von einer sehr abenteuerlichen Reise in's Innere Afrika's zurückgekehrt. Mit den Verhältnissen der Provinz Sudan war er seit längerer Zeit vertraut, da der Vicekönig von Aegypten ihn mit der Oberleitung aller dortigen medicinischen Angelegenheiten beauftragt hatte. Diese Bekanntschaft mit dem Charakter der Negerstämme und mit ihren verschiedenen Dialekten, die er gelernt hatte, half ihm bei seinen Reisen, zu denen der König Victor Emanuel die Geldmittel gab. Von seiner Frau begleitet, die eine italienische Dame mit vielem Muth ist und Entbehrungen leicht erträgt, verwendete Ori auf seine Forschungsreisen beinahe sieben Jahre, hauptsächlich verweilte er in den wenig bekannten Gebieten von Darzaleh und Darfur, welches letztere an das ägyptische Paschalik angrenzt, und in den Gegenden jenseits des Weißen Nils. Er hat über zweitausend Wegstunden zurückgelegt und Gegenden besucht, in die vor ihm kein Europäer gelangt ist. Er hat wahre naturwissenschaftliche Schätze gesammelt und eine Anzahl seltener Thiere und Pflanzen mitgebracht. Dr. Ori bereitet jetzt sein Tagebuch zum Druck vor, und man darf sich von dieser Veröffentlichung eine große Bereicherung unserer Kenntniß von Centralafrika versprechen. Ist sein Werk beendet, so will er seine Forschungen erneuern, und verspricht sich von dieser zweiten Reise die glänzendsten Resultate. Sehr kommt ihm zu statten, daß er die Einwohner jener fernen Länder in einer merkwürdigen Weise für sich gewonnen hat.

Die Insel Zanzibar.

Die Entdeckungsreisen, deren Ausgangspunkt Zanzibar gewesen ist, haben der Insel einen großen Ruf verschafft, und doch sind wir mit ihren Verhältnissen noch nicht genau bekannt. Einige neue Notizen gibt Jablonski, Kanzler des französischen Consulats in Zanzibar. Die Insel ist eine Schöpfung der Korallenthiere. Es müssen unterirdische Hebungen stattgefunden haben, denn jene Thiere arbeiten bekanntlich nur unter dem Wasser, und viele Korallenfelsen Zanzibars ragen hundert Meter über das Meer empor. In ihrer Bildung ahmen die Korallen die Formen der Champignons nach: auf schmaler Basis erweitern sie sich gegen oben gewölbeartig. Benachbarte Felsen berühren und vereinigen sich, und unter ihnen entsteht ein Labyrinth von Höhlen. Die Insel besitzt daher eine große Menge von Grotten, die nicht breit sind, aber unter einander in Verbindung stehen, und sich zuweilen weithin erstrecken. Es muß auch Grotten ohne Oeffnung nach außen geben, denn an manchen Stellen klingt der Boden unter den Schritten des Menschen hohl. Durch alle sickert Wasser durch, und man sieht daher überall die Stalaktiten, Stalagmiten und die Krystalle von kohlensaurem Kalk, die unsere Höhlen im Kalkgestein darbieten. In solchen Höhlen verschwinden die beiden Flüßchen des Thales, welches die Mitte der Insel durchschneidet. Wo die Korallenunterlage eine Decke von Thon hat, ist die Fruchtbarkeit außerordentlich. Versuche der auf Zanzibar lebenden Europäer haben bewiesen, daß viele werthvolle fremde Pflanzen und Bäume vortrefflich gedeihen, z. B. das Zuckerrohr und der Kaffeebaum, der Muskatnußbaum und der Zimmetbaum. Auch die Baumwollenstaude treibt kräftige Triebe, nur darf man sie nicht an schattige Stellen pflanzen, wo die Feuchtigkeit die feine Wolle zerstört, welche die Körner umhüllt. Die arabische Apathie ist zu groß, als daß die eingebürgerten Pflanzen bisher einen Beitrag zum Handel hätten liefern können.

Der Sultan von Zanzibar nennt sich den Herrn eines Reichs, das die afrikanische Küste vom Cap Delgado bis zur Linie umfaßt. Diesseits des Aequators wird die Autorität des Sultans von den arabischen Städten der Somaliküste mehr oder weniger anerkannt; durch Truppen hält er bloß Marka besetzt. Durch seinen Handel wird Zanzibar zur Hauptstadt der ganzen Küste Ostafrika's. In den letzten drei Jahren haben durchschnittlich 55 Schiffe von etwa 19,000 Tonnen Gehalt in Zanzibar verkehrt, und die Einfuhren haben einen Werth von sechs, die Ausfuh-

Digitized by Google

ren von neun Millionen Franken gehabt. England, Frankreich, die Vereinigten Staaten und die Hansestädte unterhalten in Zanzibar Consulate. Katholische Missionäre aus Frankreich und anglicanische Missionäre aus England haben Mädchen- und Knabenschulen errichtet. Außer einundvierzig Moscheen gibt es eine Pagode der Brahminen. Die Stadt, in der vierzig- bis fünfzigtausend Menschen leben, hat nicht eine Merkwürdigkeit. Von ihrer Physiognomie läßt sich schwer eine Beschreibung geben. Häuser von Stein, die selten mehr als ein Erdgeschoß haben, Hütten, Kirchhöfe, Ruinen liegen unordentlich durch einander, und werden von einem Labyrinth kleiner Gassen durchschnitten. Den Mittelpunkt nimmt eine große Lagune ein, die bei Ebbe vollständig trocken ist, die Kronen von Cocospalmen erheben sich über den Stein- und Strohhaufen.

Die klimatischen Verhältnisse hat Jablonski durch einen fast zehnjährigen Aufenthalt genau kennen gelernt. Die Wärme ist mäßiger, als die geographische Lage voraussetzen läßt. Dicht neben einem Continent liegend, wird Zanzibar am Tage durch den Landwind, und am Abend durch den Seewind erfrischt. In den heißesten Zeiten, wenn der Monsun umsetzt (Ende November und Ende Februar), weht der Nordost sehr regelmäßig von acht Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends. Im September und October hat man dasselbe Wetter wie in Frankreich während des Sommers, und die Nächte sind frischer. Stürme, bei denen sich die Eingebornen mit ihren zerbrechlichen Fahrzeugen nicht auf's Meer hinauswagen, treten besonders im Juni und Juli auf, wirkliche Orcane sind selten. Während seines ganzen Aufenthalts in Zanzibar hat Jablonski nur viermal einen Typhon erlebt. Ueber die Temperatur macht er nach genauen Beobachtungen Dr. Serrard's folgende Angaben:

Höchste Wärme	. 31	Grad	R.
Niedrigste „	. 22½	„	„
Mittlere „	. 24½	„	„

Ungesund ist Zanzibar nicht, obgleich die Unreinlichkeit der Eingebornen groß ist und einige Gewerbe getrieben werden, die zu den dem Menschen schädlichen gehören. Die häufigen Todesfälle unter den neu angekommenen Europäern sind hauptsächlich ihrer eigenen Unvorsichtigkeit oder Unmäßigkeit zuzuschreiben. Bleibt man nur einige Minuten ohne Schutz in der Sonne, so ist der Tod fast gewiß. Die geringste Erkältung ruft ein schreckliches Fieber hervor, ein Glas Wasser, ohne vorherige Abkühlung des Körpers getrunken, erzeugt eine gefährliche Ruhr, selbst zu angestrengtes Arbeiten führt zum Tode. Sich eine Beschäftigung zu schaffen, die den Mangel an Gesellschaft vergessen läßt, ist eine unbedingte Nothwendigkeit, denn das Heimweh ist diejenige Krankheit, welche Europäer am meisten zu fürchten haben.

Das Reich Sarawak.

Auf der Nordküste von Borneo besteht seit etwa fünfundzwanzig Jahren ein Staat, mit dem sich die europäische Presse lange eifrig beschäftigt hat, um ihn schließlich, wie es fast scheint, ganz zu vergessen. Der Gründer dieses Staats, den die Engländer oft Borneo Proper, oder richtiger Sarawak nennen, ist Sir James Brooke. Unterstützung hat er bei seinem großen Werke weiter nicht gehabt, als daß ihm bei seinen Kämpfen gegen die Seeräuber englische Kriegsschiffe im allgemeinen Interesse des Handels zu Hilfe gekommen sind. Auf der andern Seite hat er von England aus viele Angriffe zu erfahren gehabt, und selbst im Parlament sind dreimal Anklagen gegen ihn vorgekommen, aber immer mit stark überwiegender Mehrheit, das letzte Mal mit 230 gegen 19 Stimmen, zurückgewiesen worden. Man hat ihn einen bloßen Abenteurer genannt, und ihm namentlich vorgeworfen, daß er von den Eingebornen große Summen erpresse, und sich gleichzeitig von der englischen Regierung als Consul in Borneo und Gouverneur von Labuan hoch besolden lasse. Das Ministerium hatte eine Commission beauftragt, an Ort und Stelle Untersuchungen anzustellen, aber ein Bericht über diese Untersuchung, wenn sie überhaupt jemals angestellt wurde, ist niemals veröffentlicht worden. Brooke's wiederholte Anträge, die Souveränität über die Insel Labuan und das Reich Sarawak anzunehmen, sind in London stets zurückgewiesen worden. Neuerdings hat er seine englischen Stellen als Consul und Gouverneur niedergelegt, und ist nun als Radschah von Sarawak völlig

Digitized by Google

unabhängig. Sein Reich hat sich in jüngster Zeit durch Abtretungen von Gebieten einheimischer Fürsten beträchtlich erweitert, und erstreckt sich jetzt über dreihundert englische Meilen der Küstenlinie. Die Bevölkerung ist auf 250,000 Köpfe gewachsen. Die alten Schlupfwinkel der Sarebus- und Sakarranseeräuber liegen innerhalb der Grenzen, und jene Seeräuber haben deßhalb zu friedlichen Handelsbeschäftigungen übergehen müssen. Im ganzen Umkreise des Reichs herrschen Ruhe und Ordnung, unter den früher so gewaltthätigen Menschen ist in drei Jahren bloß ein Todschlag vorgekommen. In der Hauptstadt Kuching, die 1842 ein armseliges Dorf war, wohnen jetzt fünfzehntausend Menschen, die eine erhebliche Rhederei haben und die indischen Meere mit Schiffen von zweihundert Tonnen befahren. Jetzt hat sich Sir James Brooke, der im April dreiundsechzig Jahre alt wird, von den Geschäften so ziemlich zurückgezogen, und in seinem Namen regiert sein Neffe, Hauptmann Brooke, den er zu seinem Erben und Nachfolger bestimmt hat. Er handelt ganz nach den Grundsätzen, denen Sarawak sein in diesen Gebieten unerhörtes Wohlbefinden zu verdanken hat. Er gestattet den Einwohnern bloß friedliche Arbeiten, aber in allem andern läßt er sie nach ihrem Glauben und ihren Gesetzen, ihren Sitten und Gewohnheiten leben.

Mage und Quintin in Segu.

Vom October 1863 bis zum Juni 1866 haben die beiden Franzosen, deren Namen vor dieser Notiz stehen, in den Ländern zwischen dem Senegal und dem Niger gelebt. Die dortigen Verhältnisse haben sich seit den Reisen Mungo Park's nicht geändert. Wie der kühne und unglückliche Schotte haben auch die beiden Franzosen ihre Reisepläne nur zum Theil ausführen können. Sie haben einen politischen und Handelsvertrag geschlossen und astronomische Bestimmungen, wie geschichtliche und naturwissenschaftliche Notizen gemacht — das ist der Nutzen ihrer Reise. Ueber den Charakter des thierischen und Pflanzenlebens bemerken sie, daß er am Niger und Senegal übereinstimme. Da das Nigergebiet fruchtbarer ist als das des Senegals, so entwickelt sich die Flora üppiger, dagegen ist die Fauna ärmer, indem die Anwohner des Nigers große Fleischesser sind und alles verzehren, Schlangen und andere Kriechthiere nicht ausgenommen. Die Geißel des Landes ist der unaufhörliche Krieg, den die Stämme unter einander führen. Die Mauren vom Senegal haben ihnen den Islam gebracht, und nun mischt sich auch religiöser Fanatismus in ihre Feindschaften. Um sich zu schützen, haben die schwächeren Stämme Festungen gebaut, denen man auch in Europa während des Mittelalters diesen Namen nicht verweigert haben würde. Kundiam z. B. hat Mauern von acht Fuß Dicke und von fünfundzwanzig Fuß Höhe. Für Schwarze ist ein solcher Ort uneinnehmbar. Die beiden Hauptstämme sind die Selinkas und die Bambaras. In der Nähe des Nigers reden sie eine und dieselbe Sprache, werden aber durch die Verschiedenheit des Glaubens getrennt und verheirathen sich deßhalb nicht unter einander. Die Selinkas sind in Senegambien am längsten ansässig, wahrscheinlich seit dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Ihre weite Verbreitung vom Haussa bis Saint Louis und von Groß-Bassam bis zu den Städten der Sahara beweist allein schon, daß sie einst das herrschende Geschlecht gewesen sind. Sie besitzen noch alle Märkte am obern Niger und füllen Timbuktu, Dschenneh, Sansandig, Segu, Jamina, Keureku, Kaukan, Tengrela und die Landschaft Bureh. Durch ihre Intelligenz und ihren Fleiß von den übrigen Schwarzen vortheilhaft abstechend und im Handel wie in den Gewerben geschickt, bilden sie das einzige Civilisationselement, das in diesen Gegenden vorhanden ist. Die Bambaras, die jetzigen Herrscher des Landes, sind vom Süden gekommen. Von dem Handelsvertrage, den die beiden Franzosen mit diesem Volk geschlossen haben, hegen sie die Hoffnung, daß er, „wenn" erst Ruhe eingetreten ist, dem französischen Handel ein unermeßliches Feld öffnen wird, ohne daß weitere Opfer an Menschen und Geld nöthig sind.

Digitized by Google

Von jenseits des Oceans.

Lose Blätter

von

Ado Brachvogel.

Die New-Yorker Presse.

Ein Blick in die Nationalliteratur eines Volkes ist ein Blick in das Tiefste seiner Seele, denn in ihr tritt nicht nur die künstlerische Individualität der einzelnen schöpferischen Genien, mit denen die Vorsehung eine Nation begnadete, zu Tage, sondern noch viel greifbarer ihr Geschmack und ihre Neigungen, seien sie auch noch so geheim und tiefliegend. Erst dieser Geschmack, erst diese Neigungen sind es, die aus der ungeheuren Fülle des Gebotenen das ihnen Behagende bezeichnen, cultiviren und so erst zum nationalen Werk erheben.

Amerika hat einstweilen noch keine eigentliche Nationalliteratur. Schon der Umstand, daß es in einer europäischen Sprache schreibt, ist darin hinderlich, und so sind auch die trefflichen Schöpfungen Cullen Bryant's und Longfellow's in gebundener Rede, wie die Romane Cooper's und Washington Irving's und die geistvollen Reisebilder Bayard Tailor's in so fern immer nur erst der Beginn dazu, als diese großen Talente zwar Scenerien und Stoffe dem amerikanischen Boden entlehnen — in Bezug auf die Form jedoch, dieselbe als bereits fertige von einem älteren Culturvolke empfingen und dadurch mehr in seinen Banden blieben, wie dies der Fall gewesen wäre, wenn sie auch die Form aus sich hätten schaffen müssen. Der originalste aller Schriftsteller, der auf amerikanischem Boden lebend, aus amerikanischem Leben seinen Inhalt schöpfte, und die ebenso erhabenen wie seltsamen Landschaftsbilder dieses Continents in seinen Werken daguerrotypirte, ist Charles Sealsfield. Unser Sealsfield! Mit diesem „unser" ist zur Genüge angedeutet, daß wir den großen Landschaftsmaler in Worten, und den treuen Schilderer fremdartiger Sitten und Zustände, den größten Meister der Farbe, nicht gesonnen sind, der neuen Welt für ihr Schriftstellerpantheon abzutreten. Das größte Aufsehen, welches die literarische Welt Amerika's bisher erlebte, begleitete das Erscheinen von „Onkel Tom's Hütte" — aber es wird Niemand behaupten wollen, diese Schöpfung verdanke ihren Erfolg ihrem künstlerischen Werth. Lediglich die Kühnheit, mit welcher Harriet Beecher Stowe die brennende Frage des Tages in das Gewand einer Sensationsnovelle kleidete, verschaffte ihr einen so beispiellosen Succeß. Onkel Tom's Hütte war ein mehrbändiger Zeitungsartikel in Form eines Romans aus einer Abolitionistenfeder. — Ein Zeitungsartikel. Damit ist das Wort ge-

Digitized by Google

sprochen, welches uns auf dasjenige Feld führt, auf welchem in Amerika die Feder eine Gewalt ausübt, wie nirgends in der Welt — auf das Feld der periodischen Presse, der Journalistik.

Die Journalistik ist bis jetzt der wahre literarische Ausdruck des amerikanischen Nationallebens; nirgends in der Welt ist sie ein solches Bedürfniß, nirgends eine solche Macht. Auflagen, die in Europa als glänzende gelten — hier erwecken sie durch ihre Anzahl kaum ein mitleidiges Lächeln, denn viel kann der Amerikaner entbehren — seine Zeitung nicht. Wenn er im Laufe des Tages auf der hastigen Jagd nach Erwerb kaum eine Minute findet, sein Mittagbrot einzunehmen, so viel Zeit weiß er doch dem allgewaltigen Gott der geschäftlichen Thätigkeit zu stehlen, um seine „Tribüne," seinen „Herald" oder seine „Staatszeitung" zu studiren. Die Journalistik macht die öffentliche Meinung nach jeder Seite hin, sie spendet Berühmtheit und Glanz, sie dictirt moralische Todesurtheile. Sie ist Amerika's Nationalliteratur, und wenn ein Blick in sie auch nicht gleich ein Blick in das Tiefste der Seele dieser jüngsten und merkwürdigsten aller Culturnationen ist, so doch wenigstens einer in ihr Gewissen. In ihr Gewissen? Ist es nicht ein kühnes, ja unter Umständen sträfliches Wort, welches da eben der Feder entquoll? Diese amerikanische Presse, die ihre Macht häufig so rücksichtslos, so unedel gebraucht, die weit über die Grenzen des Anstandes hinaus den entfesselten Parteileidenschaften dient, die — wer will die Fälle zählen? — nur den niedrigsten Motiven persönlicher Gehäßigkeit oder der Rücksicht auf Gewinn Rechnung trägt — diese Presse wäre das Gewissen der hiesigen Welt? Man muß „Ja" sagen, aber zu gleicher Zeit auf zweierlei Rücksicht nehmen, um dies Ja zu modificiren: Erstens gibt es einige absolute Ausnahmen, und daß wir diese grade unter den tonangebenden Journalen finden, ist gewiß eine erfreuliche Einschränkung des oben Gesagten; zweitens wird auf amerikanischem Boden ein jedes publicistische Unternehmen nicht nur in erster Reihe, nein ausschließlich als Geschäft betrachtet, und zwar als Geschäft im Ganzen für die Eigenthümer oder deren Partei, im Kleinen für die einzelnen Redacteure, Feuilletonisten und Berichterstatter. Daß die ethischen Mächte bei solchen Anschauungen nur nebenher oder gar nicht ihre Rechnung finden, das leuchtet ein: das einzige, was sich neben der geschäftlichen Bilanz noch geltend macht, sind Parteirücksichten, aber auch nach dieser Seite hin sieht man Dinge, die in der alten Welt nicht nur unerhört, nein, gradezu unmöglich wären. Erst vor einigen Monaten ging Raymond, der Chefredacteur und Eigenthümer der New-York Times (eines Blattes mit 30- bis 40,000 Exemplaren Tagesauflage und einer Wochenausgabe von 15- bis 20,000) aus dem radical republicanischen Lager in das demokratische über, um wenige Wochen darauf wieder zu der verlassenen Fahne zurückzukehren. Dem europäischen Leser klingt dies unglaublich, hier aber steht es ebensowenig ohne Präcendenzfälle da, wie es nicht ohne Nachahmung bleiben wird. Mr. Raymond bezahlte das Experiment außer mit den beaux restes seines politischen Gewissens noch mit 10- bis 15,000 Abonnenten. Wie kann bei solchen Führern der Presse von sittlichen oder ästhetischen Principien die Rede sein?

Das Unwesen ist in der englischen Presse größer wie in der deutschen, aus dem einfachen Grunde, weil jene eine unverhältnißmäßig größere Anzahl Organe in's Feld stellt. Die Gesammtzahl der in New-York erscheinenden Journale beträgt etwa zweihundertundsechzig, ohne die in Brooklyn und Jersey City aufgelegten, darunter achtzehn deutsche, vier französische, drei spanische, zwei italienische, zwei holländische und eine scandinavische. Man wird sich vorstellen können, daß unter so vielen Publicationen eine Menge sein muß, welche sich speciellen Fächern widmen; und so finden wir denn nicht nur Zeitungen für alle religiösen Secten — deren der amerikanische Cultus ebenso viel besitzt, wie die amerikanische Kochkunst Recepte zur Herstellung von Pies — und für alle möglichen Gewerbe, sondern sogar eine eigne Billardzeitung, ein Tabackorgan, ein Petroleumjournal, mehrere Banknotenreporter, welche alle cursirenden Noten und deren Fälschungen registriren ꝛc. Dem Handel und seinen Interessen wird durch mehrere Organe Rechnung getragen, unter denen die „Deutsche New-Yorker Handelszeitung" von M. Meyer redigirt, als ausgezeichnetes Fach-

Digitized by Google

blatt und auch sonst höchst ehrenwerthes Organ einen ebenso großen Leserkreis in Deutschland besitzt, wie in der City von New-York. Natürlich überwiegt die Anzahl politischer, belletristischer und illustrirter Publicationen, und ihr Vertrieb hat hier Dimensionen angenommen, die man jenseits des Oceans nicht kennt. Eine ganze Armee Männer und Knaben lebt vom Zeitungshandel; entweder haben sie bestimmte Abonnenten, denen sie ihr tägliches journalistisches Brot in's Haus bringen, oder sie hausiren damit direct. Der „News boy“ (Zeitungsjunge) ist ein unerläßliches Element New-Yorker Straßentreibens — ich wenigstens könnte mir den Broadway kaum ohne dieses schreiende, Zeitungen schwingende, hin- und herhuschende Volk denken.

Aber großartig organisirt, wie diese Armeen von Mercuren, welche die noch nassen Blätter in Hunderttausenden von Exemplaren nach allen Himmelsgegenden verbreiten, sind auch die Preßbureau (Offices) und Zeitungsdruckereien. Ein Blick auf Park Row, die „Zeile“ der Journalistik gibt einen Begriff davon. Von dem neuen Palast des „New-York Herald,“ der in ebenso kostbarem Material wie in schlechtem Geschmack aufgeführt wird, bis zu dem stattlichen, vierstöckigen Gebäude der „New-Yorker Staatszeitung,“ welche stolze Reihe von Zeitungsoffices! Wie keuchen da die Dampfpressen um dem kaum gedachten Worte Hunderter von Journalisten ein ephemeres Dasein für Tausende und aber Tausende von Lesern zu geben! Wie eilen da aus allen Stadtgegenden die Berichterstatter herbei, und wieder zurück, wie trägt der belebte Telegraphendraht seine Neuigkeiten aus Mexico, Californien und den Canadas, ja jetzt vom fernen, durch keinen Ocean mehr getrennten Europa herbei! Alle die Zeitungsofficen von Park Row und Umgebung aufzuzählen, wäre zu weitschweifig, und an einem Orte, wo nur ein Gesammtbild gegeben werden soll, nicht passend. Zwei Namen jedoch der englischen Presse seien hier genannt, die, den Ruhm amerikanischer Publicistik bildend, zugleich die vornehmsten jener Ausnahmen sind, von denen oben gesprochen wurde, und welche noch um ein oder zwei deutsche Namen weiter unten zu vervollständigen sein werden. Es sind dies die „Evening Post,“ deren Chef W. Cullen Bryant, der wohllautreichste Poet Nordamerika's, ist, und die unter ihren früheren Redacteuren auch den bisherigen Gesandten der Union am Pariser Hofe, Mr. Bigelow, zählte, und die „Tribune.“ In ästhetischer Beziehung und Noblesse der Haltung steht die Evening Post oben an, in politischer die Tribune, an deren Spitze wir Horace Greeley erblicken, einen Mann, ebenso wacker für seine persönlichen Bekannten, wie als Publicist ehrlich, überzeugungstreu und federmächtig. Greeley ist ein Mann der Ideale, sein Schutzzollsystem ist ein Utopien, bei dessen Anpreisung er die Menge vor den Füßen liegender Schäden über einem erhabenen Ziele übersieht, aber an der Spitze einer großen, gegenwärtig herrschenden Partei stehend, wird er durch die Einflüsse dieser doch nie derartig dem realen Boden entzogen, daß er nicht stets auf der praktischen Höhe der Tagesfragen bliebe. Zudem genießt Greeley neben der vollsten Bewunderung seiner Partei auch die Achtung des Gegners — eine Sache, die hier zu den erstaunlichsten Wundern gehört und den Beweis dafür liefert, wie wenig man der sittlichen Persönlichkeit dieses Mannes beikommen kann. Die Tribüne ist das Hauptorgan der radical republicanischen Partei und um einen Begriff von der Verbreitung hiesiger Blätter zu geben, seien hier die Daten des genannten Journals eingeschaltet. Seine tägliche Ausgabe erfolgt in 45,000 Exemplaren, die wöchentliche in 140,000, die halbwöchentliche in 27,000. Zur Erklärung der Ausdrücke wöchentliche und halbwöchentliche Ausgabe diene: daß alle hiesigen Zeitungen neben dem Tagesblatt, noch allwöchentlich einen Auszug aus jenen geben, der sich namentlich seiner Uebersichtlichkeit und leichteren Versendbarkeit halber zur Verbreitung über das Innere des Landes eignet. Nichtsdestoweniger ist die Tribune vom New-York Herald an Abonnentenzahl weit überholt. Diesem weltbekannten Blatte kann der Ruhm der größten Verbreitung ebenso wenig abgesprochen werden, wie derjenige in allen sonstigen Beziehungen ein Prototyp amerikanischen Zeitungsunwesens zu sein. In politischer Beziehung, nach welcher hin z. B. Horace Greeley und Cullen Bryant, ja selbst nach ihrer Richtung die Lei-

Digitized by Google

tung der deutschen Staatszeitung, fest in dem Strome der Zeit standen, die hier ebenso hochgehend, wie gewaltsam fluthet — gibt es kein vollendeteres Wetterfahnen-Ideal als der Herald. In ästhetisch feuilletonistischer Hinsicht gibt es mit Ausnahme einiger deutschen Winkelblätter keine Zeitung, wo niedrige persönliche Einflüsse derartige Geltung haben, wie beim Herald. Black mail! Seinen publicistischen Einfluß für baar Geld verkaufen, sein Lob oder sein Schweigen sich mit Baarem aufwiegen lassen — das ist das System, welches dieses „Weltblatt“ zu seiner jetzigen Bedeutung gebracht hat. In New-York weiß dies Jeder, am besten die Journalisten, die es ihm nachmachen.

Gelegentlich der englischen Presse in New-York sei noch Harper's Institut für Bibliographie und Illustration erwähnt. Ein gußeiserner Palast von vier Stock Höhe mit zwanzig Fenstern Front präsentirt sich unsern erstaunten Augen, darin arbeiten Dampfmaschinen und künstlerische Menschenhände um die Wette und überfluthen Amerika mit Tausend und aber Tausend Exemplaren von illustrirten Monatsheften, Wochenblättern, Damenmagazinen, Almanachs rc. Es ist wie ein Märchen, wenn man hier sieht, mit welcher Schnelligkeit die enormsten Auflagen, reichlich mit guten und schlechten Holzschnitten versehen, in die Welt gefördert werden, und wie zu geringen Preisen diese Producte abgesetzt werden.

Ein ähnliches Institut ist das von Frank Leslie, wo neben einer Menge englischer Publicationen (darunter „Chimney Corner“ mit einer Auflage von 125,000 Exemplaren) auch eine deutsche illustrirte Zeitung erscheint, welche in etwa 35,000 Abdrücken über die Unionsstaaten verbreitet wird. Was die englischen Zeitungen desselben Etablissements bringen, das bringt dieses, in anständiger Form redigirte Journal deutsch. Ohne jede politische Färbung ist es lediglich der Unterhaltung gewidmet, bringt Belehrungen aus den Gebieten der Naturgeschichte, Geographie, Biographie, die alle reichlich mit Illustrationen versehen sind und gestattet pour la bonne bouche auch hin und wieder einen Abstecher auf das Feld der Aesthetik und Kunstkritik. Mehr für die mittleren Volksschichten bestimmt, deren erstes Bedürfniß Zerstreuung durch Lectüre ist, kann man das genannte Blatt nicht neben die Weber'sche oder Hallberger'sche illustrirten Zeitungen setzen — sein Zweck ist eben ein anderer, und diesem entspricht es in lobenswerther Weise.

Von selbst führte uns Frank Leslie's illustrirte deutsche Zeitung von der englischen zur deutschen Presse. Deutsche Presse! Ein schönes Wort — und doch, welche Anomalien bietet sie gegen die wirkliche deutsche Presse jenseits des Oceans! Wie wenig wird der erst jüngst hieher Versetzte an ihrer Hand sich auf den mütterlichen Boden zurückfinden, dem sie beide gemeinsam entsprossen!

Es werden nicht viel zu zwanzig deutschen Zeitungen in New-York fehlen. Aus drei Gebieten schöpfen sie ihren Stoff, aus der Politik, der Belletristik, der Annoncenliteratur, original sind sie aber nur auf dem ersten Felde, wo sie namentlich durch eine Roheit der Form imponiren, deren die deutsche Sprache von Hause aus kaum fähig ist, und dem dritten. In der Politik scheint alles erlaubt, von der hämischesten Ironie bis zur exorbitantesten Schimpferei. Wahrhaft Erstaunliches wird in Leitartikeln geleistet, deren geifernder Ton in des klar denkenden Lesers Augen, der verfochtenen Sache eigentlich mehr schadet, als nützt. Gemessener, überzeugungstreuer Sprache begegnet man nirgends, ihre stille aber unabweisbare Macht scheint hier nicht auszureichen; statt ihrer vernimmt man eine Leidenschaftlichkeit, eine Zügellosigkeit in Bild und Ausdruck, die sich selbst mehr verletzt, wie den Gegner. Interessant hiebei ist die Erscheinung, daß, je unbedeutender ein Blatt in Betreff auf Einfluß und Circulation ist, es sich um so schrankenloser und roher in der Form seiner politischen Raisonnements zeigt. Daß es auch hievon Ausnahmen gibt, wird weiter unten die gebührende Berücksichtigung finden — das Allgemeine rechtfertigt nur das vorstehend Ausgesprochene.

Findet auf diese Weise die Politik einen originalen Cultus — ich will damit durchaus nicht sagen, daß sie um dieser Originalität und ihrer Hauptträger willen besonders zu beneiden ist — so wäre es in Betreff der Belletristik ein absolutes Räthsel, woher sie ihre Bedürfnisse bestreitet, wenn nicht die gute alte Heimath jenseits des Meeres dies junge Land des Realis-

Digitized by Google

mus mit seinen Geistes und Herzensblüthen schmückte, oder prosaisch gesprochen; wenn der Nachdruck nicht wäre. Der Nachdruck ist in Amerika kein Unrecht, ja — insofern etwas durch das Gesetz nicht direct Verbotenes Recht ist — ein Recht. Und wiewohl ich der letzte sein möchte, der etwas schon darum billigt, weil der Codex eines Landes es nicht gradezu mißbilligt, kann ich doch nicht verschweigen, daß sich hier andere Gesichtspunkte für die Beurtheilung der rücksichtslosen Handhabung des Nachdrucks finden, wie in Europa. In richtiger und geschäftsmännisch-kluger Würdigung des Bedürfnisses der deutschen Bevölkerung laufen neben allen politischen Tagesblättern dazugehörige schönwissenschaftliche Sonntagsblätter her, die eine reiche Menge Lesestoff aus allen Gebieten und allen — möglichen deutschen Journalen dem Publicum serviren, während zwei eigene Unternehmungen, die Wochenschrift und das Monatsheft Rudolf Lerow's, sich fast ausschließlich mit Belletristik beschäftigen. Daneben gibt es eine Anzahl meist wöchentlich erscheinender Journale, die vor Allem die Novellistik des Mutterlandes verbreiten, und billig, wie sie sind, dem Lesebedürfniß durch mehr oder minder gute Zusammenstellung des Gebotenen, Vorschub leisten.

Daß für den Bedarf aller dieser Publicationen die wenigen hiesigen Talente an und für sich nicht hinreichen, leuchtet auch abgesehen davon ein, daß die vorhandenen sich ihnen gar nicht einmal alle widmen können oder wollen, denn entweder werden sie im Dienst der Tagespresse — der sogenannte „Stadtklatsch" und die Verbrecher- oder Unglücksfall-Chronik erfordern hier eigne Geister — und der Politik so in Anspruch genommen, daß ihnen für freie Schöpfungen ebensowenig Zeit wie Lust bleibt, oder sie wenden sich in künstlerischem Ehrgeiz nach Deutschland und seiner Publicistik zurück.

Wie es in der englischen Presse namentlich zwei journalistische Unternehmungen sind, die, hoch über ihres Gleichen stehend, eine sociale und sittliche Macht zu gleicher Zeit repräsentiren — so sind es auch in der deutschen Publicistik zwei Namen, welche diejenigen journalistischen Bestrebungen bezeichnen, die hier nach deutschen Mustern und in deutschem Geiste bisher gemacht wurden. Beide erfreuen sich einer verdienten Blüthe, beide genießen Achtung und Einfluß; es ist auf politischem Gebiete O. Ottendorfer's „New-Yorker Staatszeitung," das bei weitem verbreitetste und einflußreichste deutsche Blatt der Union; auf dem Gebiete der schönen Literatur „Das belletristische Journal" und die „Deutsch-amerikanischen Monatshefte" von Rudolf Lerow. Das erstere ist eine Wochenschrift, letzteres, wie es sein Name besagt, eine monatliche Publication, der auch aus der alten Heimath schon so manches Wort freundlicher Anerkennung herübergerufen wurde.

Was die New-Yorker Staatszeitung, d. h. ihr politisches Tagesblatt, so sehr vor ihren Colleginnen auszeichnet, ist ihr anständiger, maßvoller Ton. Ihre Gegner wollen dies „Mattherzigkeit" nennen, der unparteiisch und würdig Denkende nennt es „Achtung vor dem Publicum und sich selbst." Ihr Standpunkt ist ein gemäßigt demokratischer, dessen Vertretung sie dadurch einen besondern Werth verleiht, daß ihr die Waffen der Schmähung und des Schimpfworts fremd bleiben.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Nro. 30 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 126.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

März 1867.

Pierrot.

Eine Novelle

von

Otto Roquette.

(Schluß.)

Es war am Tage vor der Hochzeit, als Meta mit halb trauriger, halb lustiger Miene ihrem Verlobten ein Manuscript reichte, das am Morgen für sie angekommen war. Paul Stör, der, als ihre Verlobung eine Thatsache geworden, sofort eine andere Universität bezogen hatte — der Semesterwechsel war dem verzweifelten Schritt einer Umsiedelung nach Heidelberg grade günstig — sendete ihr die saubere Abschrift seiner Gedichte. Lottchen Stör, die bereits darin geblättert hatte, sagte, es sei dem guten Jungen wirklich gelungen, durch seine Verse Mitleid zu erregen, denn die Reimereien wären beklagenswerth. Milder dachte Jettchen, die im Stillen bereits beschlossen hatte, ihm nach der Hochzeit einen langen Trostbrief zu schreiben.

„Nimm!“ sagte Meta zu ihrem Verlobten. „Es sind die Seufzer Deines Rivalen, den Du überwunden hast; es ist fast das Einzige, was ich Dir zu unserer Hochzeit zu schenken habe.“

„Also ein Herz mußte doch brechen, wenn Du mein werden solltest?“ sagte Gilbert lächelnd, indem er einen Blick in das blutroth eingebundene Büchlein warf.

„Das da wird heilen!“ meinte Meta. „Der erste dumme Streich — und lange läßt er nicht auf sich warten — findet es wieder ganz und unbeeinträchtigt, und wir dürfen uns unserm Glück ebenso ungetrübt hingeben!“

Abends erschien die Mutter Gilbert mit Cäcilien, die verheiratheten Schwestern Os-

Digitized by Google

car's mit ihren Gatten und andere näherstehende Mitglieder des großen Familienverbandes. Denn die Bestimmung, daß kein Polterabend stattfinden sollte, schloß eine Gesellschaft nicht aus. Lottchen repräsentirte heute die Würde des Hauses und empfing die Gäste als Wirthin, während Jettchen mehr als die Repräsentantin der Freude und des Glückes umherkreiselte und die Bewirthung leitete. Die Mehrzahl der Gesellschaft schien die entschiedene Absicht mitzubringen, sich zu langweilen, trotzdem daß Gilbert mit Hilfe Cäciliens und des immer witzigen alten Onkels das Mögliche that, eine heitere Stimmung aufrecht zu erhalten. Heut' sah Frau Elvira häufig unruhig nach der Thür und lächelte dabei listig.

Endlich that sich die Thür auf, und zu allgemeiner Ueberraschung kam ein winziger kleiner Pierrot hereingesprungen und eilte auf die Verlobten zu. Elvira hatte ihrem siebenjährigen Töchterchen diese Rolle eingeübt, und bohrte ihre Augen mit boshafter Freude in die Gesichter der Braut und des Bräutigams. Pierrot declamirte mit dem Discant eines Kanarienvogels tadellos seine Verse her, in welchen er zu verstehen gab, daß er aus der Vergangenheit viel erzählen könnte, wenn er wollte, daß es aber nicht gut sei, Dinge aufzudecken — und so weiter. Meta saß mit vor Ueberraschung flammendem Gesicht da, während Oscar ernst und mit eingekniffenen Lippen das kleine Ungeheuer anstarrte. Er ergriff es, bevor es noch seinen Sermon geendet, schloß ihm den Mund mit einem Kuß und dankte dem verblüfften Kinde für den mitgebrachten Blumenstrauß, den er in Meta's Hand legte. „Nimm das als meine Vergangenheit," sagte er leise, „mit der man mich hier strafen will. Laß sie in Deinen Händen verwelken, für uns blüht etwas Besseres!" — Er erhob sich und ging auf Elvira zu. „Du glaubst doch nicht," sagte er, „daß ich Deinen Scherz leicht nehme? Du hast nicht mich, Du hast meine Braut verletzen wollen. Schreibe Dir's selbst zu, wenn ich von heut' an die Brücke zwischen Dir und mir abgebrochen erachte!" Elvira lachte auf, als habe er ihr das Lustigste von der Welt gesagt, sie triumphirte und war den Abend über sehr heiter. Die Erscheinung des kleinen Pierrot brachte etwas mehr Fluß in die Gesellschaft. Er flog wie ein Ball von einem Schoß zum andern, wurde gehätschelt und gefüttert, bis er, von Genuß und Müdigkeit erschöpft, im Sopha einschlief. Was er für das Brautpaar bedeuten sollte, daran dachten wohl die Wenigsten, er war eben eine Maske und hätte ebenso gut ein Gärtnermädchen oder ein Amor sein können. Bei Einigen tauchte wohl die leise Erinnerung auf, daß im vergangenen Carneval von Oscar und einem Pierrot einmal die Rede gewesen, doch schien das ohne Bedeutung und war bald verwischt.

Anders jedoch war der Eindruck der Maske auf die Verlobten. Beide waren zerstreut und schienen in sich verstummen zu wollen, beiden bangte vor der Enthüllung eines Geheimnisses, das Eines vor dem Andern scheu bewahrte. Sie sahen einander oft an, als wollten sie sich fragen ob Jedes das Geheimniß des Andern wisse, oder auch nur ahne? Es wollte sich zuweilen ein Geständniß auf beider Lippen drängen, aber es blieb ungesprochen. Und wie kam Elvira zu dem Geheimniß? Kannte sie es, so war es in bösen Händen. Um die reine Stimmung der Verlobten war es geschehen. Selbst in das Glück des Vermählungstages drängte sich ein beunruhigender Schatten. Ein Wort des Vertrauens hätte ihn für immer verscheuchen können, und doch war's als wollte sich dies Wort bei aller Liebe und trotz allem Vertrauen nicht finden lassen.

Trotzdem konnte Meta vier Wochen darauf eine sehr glückliche Frau genannt werden, und sie fühlte sich wirklich als solche. Von ihrem Gatten mit Liebe, Verehrung, ja fast Anbetung, gleichsam auf Händen getragen, von allem Glanz des Reichthums umgeben, in keinem ihrer Wünsche beschränkt, waltete sie wie eine Fürstin in ihrem Heimwesen, und wurde sie in der Gesellschaft als eine neue, anziehende Erscheinung empfangen. Freilich nicht in

Digitized by Google

derjenigen Gesellschaft, in welcher das Haus Gilbert dominirte. Denn Oscar folgte nur seinem eigenen Geschmack, wenn er dem seiner Gattin nachgab, und sich mit anregenderen Kreisen umgab. Meta war lernbegierig, sie wollte mehr als den leichten Schaum von der Oberfläche der Bildung schöpfen und ihre Gatte ließ ihr freie Hand. Kunst und Wissenschaft, Politik und jede ernstere Richtung des geistigen Lebens waren bald in hervorragenden Repräsentanten in ihren Gesellschaftszimmern vertreten, da jeder sich durch den Geist und das ausdrucksvolle Wesen der jungen Frau angezogen fühlte. Nicht lange währte es, so gehörte es unter Gebildeten zum guten Ton, und galt zugleich als eine besondere Gunst, im Gilbert'schen Hause aus- und einzugehen. Und Königin Meta lebte in einer Art Taumel der Genugthuung und des Hochgefühls, sie hatte die Möglichkeit eines solchen Glückes niemals geahnt. — Verschwunden oder vergessen war der beängstigende Schatten, der sich einst in ihren Hochzeitstag gedrängt. Dachte Meta wirklich einmal daran, so geschah es mit einem Lächeln, denn das Vergangene war ja vorüber, und die Gegenwart konnte kaum noch etwas damit zu thun haben. Selbst der kleine Pierrot an ihrem Polterabend hatte, als etwas Zufälliges, wohl nichts zu bedeuten. Und sie sah ihren Gatten so glücklich und heiter, immer bemüht, ihr Leben zu schmücken, sie freute sich seiner Güte, seiner Liebe, seiner ruhig festen Haltung gegenüber den weiteren Kreisen seiner Familie.

Denn zwischen dieser und dem Hause Oscar Gilbert's hatte sich eine tiefe Kluft geöffnet. Die Mutter, da sie ihren Sohn glücklich sah, sowie Cäcilie, blieben zwar der jungen Gattin eng verbunden, und wurden auch in den Gesellschaften derselben häufig gesehen, niemals aber Oscar's verheirathete Schwestern. Zwischen Elvira und Meta war es sogar bereits an einem Sonntag Abend bei der Mutter zu einem persönlichen Auftritt gekommen. Meta hatte der leidenschaftlich heftigen und nicht tactvollen Frau nur vornehm lächelnde Herablassung entgegengesetzt und so in den Augen der Umstehenden den Sieg über sie gewonnen, dies verzieh Frau Elvira niemals, und ihr bisheriger Widerwille wurde zum erbitterten Haß. Ihr unablässiger Spürsinn, unverlegen um Mittel und Wege, fand denn auch endlich die Waffen, die das Glück des Bruders und seiner Gattin erschüttern sollten.

Es war an einem Vormittag gegen Weihnachten, als die junge Frau allein zu Hause saß und an einem schönen Kissen stickte, das sie für ihren Gatten bestimmt hatte. Da rauschte es durch das Nebenzimmer, und mit hastigen Schritten eilte ihre Schwägerin Cäcilie herein. Das junge Mädchen zeigte ein blasses, verstörtes Gesicht, sodaß Meta aufsprang und sie erschreckt nach der Ursache fragte. Cäcilie aber brach in Thränen aus und warf sich ihr an die Brust mit den Worten: „Meta, geliebte Meta, es ist nicht möglich! Nicht wahr, es ist nur eine häßliche Verläumdung?"

Gehen wir um eine halbe Stunde zurück, um den Grund von Cäciliens Bewegung kennen zu lernen. Daheim bei der Mutter saß Frau Elvira mit von Genugthuung funkelnden Augen.

„Reizende Geschichten habe ich von unserer sauberen Schwägerin erfahren!" rief sie. „Warum öffnete man nur nicht früher die Augen? Warum ließ man es zu, daß solch' ein Geschöpf die Ehre und den Ruf unserer Familie befleckte! Aber ich hab' es vorher gesagt. Man wollte mich nicht hören! Das Unglück ist geschehen, und mein kluger Bruder mag sehen, wie er durchkommt. Wissen muß er aber jedenfalls und wär es durch mich selbst, daß er betrogen worden ist!"

„Aber um Gotteswillen!" rief die Mutter erschreckt, „was ist denn geschehen? Diese Andeutungen sind unverständlich!"

„Die Schwägerin ist im vergangenen Winter mit einem Studenten auf der Redoute gewesen, und zwar sie in der Maske des Pierrot, der Student als Colombine verkleidet!"

„Thorheit! Wer wird das glauben?" rief die Mutter unwillig.

„Ich weiß es aus guter Quelle!“ fuhr Elvira nur eifriger fort. „Sie ist mit dem Studenten oft genug zusammen gesehen worden, im Theater, Abends auf der Straße, am häufigsten sollen sie sich bei einer Schauspielerin getroffen haben, deren Ruf der abscheulichste ist. Da sie es auf Oscar abgesehen hatte, benutzte sie den Studenten, um scheinbar beschützt, es sicherer auf meinen armen Bruder anlegen zu können. Erinnere Dich, daß auf dem letzten Maskenball Oscar von einem Pierrot fortwährend verfolgt wurde. Sie war es, und der eifersüchtige junge Mensch in Colombinens Gestalt suchte sie vergeblich von ihrem frechen Betragen zurückzuhalten. Und dieses Kleinod haben wir in unser Haus aufgenommen! Was mag sie nicht sonst noch zu verbergen haben! Aber es soll unserer ganzen Familie bekannt werden! Ich selbst werde es ausbreiten, es ist meine heilige Pflicht, dieses Geschöpf zu entlarven!“

„Das wirst Du nicht!“ rief die Mutter. „Es kann alles Verleumdung sein und ich will in meinem Hause kein ärgerliches Geschwätz!“

„Verleumdung! O ja, auch Dich hat sie berückt, gute Mutter, Deine eigenen Töchter müssen in zweiter Reihe stehen gegen die liebe Schwiegertochter! Es geht nicht anders, Oscar muß sich von ihr scheiden lassen, ihr schlechter Ruf gibt ihm genügenden Grund dazu.“

Die Mutter hatte einen schweren Stand. Nicht leicht war gegen Elvira's Redefertigkeit aufzukommen, und lange währte die anklägerische Verhandlung. Endlich sagte sie: „Nun wohl, es ist möglich, daß Meta mit dem Studenten auf dem Balle gewesen. Du sagst mir selbst, daß er der Neffe der Schwestern Stör ist. Kann es nicht mit ihrer Erlaubniß geschehen, können sie nicht selbst in einer Loge gegenwärtig gewesen sein? Und dann — Du hast Dich gewiß verhört. Nicht Meta wird in der Maske des Pierrot gesteckt haben, sondern ihr männlicher Begleiter, während sie selbst die Maske der Colombine trug.“

„Es ist, wie ich sage!“ eiferte Elvira. „Sie war der Pierrot. Der Student soll um ein gut Theil kleiner sein, als sie, und so hatte sie die Unverschämtheit, ihn in weiblichen Kleidern am Arm zu führen.“

„Uebrigens,“ warf die Mutter ein, „ist mir erinnerlich, und ihr spracht selbst darüber, daß zwei Pierrots an jenem Abend gesehen wurden. Ein kleinerer soll es gewesen sein, durch den Oscar verfolgt wurde.“

Dessen wollte sich Frau Elvira aber jetzt durchaus nicht mehr erinnern, und es muß dahingestellt bleiben, ob sie mit bösem Willen oder unwissentlich alles durcheinander warf, um daraus eine Anklage zu gestalten. Die Mutter wurde endlich verdrießlich über Elvira, die sich gar nicht beruhigen wollte und sich von neuem über Zurücksetzung beklagte, und während sie Elviren unwillig die Grundlosigkeit solcher Beschuldigungen darlegte, ward die Thür geöffnet und mit heiterstem Gesicht trat Oscar in's Zimmer.

Elvira begrüßte ihn mit unschönem Frohlocken, die Mutter sah ihm beängstigt entgegen. Es war nicht möglich, ihm das Vorgefallene zu verhehlen. Ein Stich drang in Oscar's Herz, ein tiefes, inneres Erschrecken ging durch sein Gemüth, zugleich mit dem Gefühl einer alten Schuld, die ihn, seiner Meinung nach, selbst an die Gestalt eines Pierrot fesselte. Dieses letzte war es vielleicht hauptsächlich, was ihn mahnte, äußerlich ruhig und gefaßt zu bleiben, dem häßlichen Gerücht gegenüber gleichgiltig zu erscheinen. Es gelang ihm wirklich und zu großer Beruhigung der Mutter, aber zum Staunen Elvirens, zuckte er nur die Achseln und ließ der Schwester einen höflichen Tadel zukommen, daß sie so lächerliche Erfindungen glaube und die Mutter damit belästige. Mit dieser Ruhe aber goß er nur Oel in das Feuer der Leidenschaftlichkeit Elvirens. Es wäre zu lang, ihre zornigen Anklagen, den ganzen Strom ihrer Rede wiederzugeben. Ihre Heftigkeit machte ihn endlich ungeduldig und als sie das ganze Gewicht, das sie früher wohl eingesetzt hatte, um seine Entschließungen zu lenken, noch einmal

Digitized by Google

forderte, indem sie ihm die Nothwendigkeit einer Trennung von seiner Frau aufzudringen suchte, sprang er auf und verbat sich mit Ernst jedes fernere Wort über die Angelegenheit. Elvira sah, daß sie heut' nicht weiter gelangen werde. Sie empfahl sich und ging — freilich nicht nach Hause, sondern zu derjenigen Tante oder Cousine, die sie für die geeignetste hielt, ein Gerücht mit Windeseile zum Gemeingut möglichst Vieler zu machen.

Unter vier Augen mit der Mutter gab Oscar zu, daß er eine kleine Ausschreitung Meta's in ihrer Mädchenzeit nicht für unmöglich halte, doch wußte er sie zu beschönigen und zu entschuldigen und verwarf die Uebertreibungen, zu welchen eine That jugendlichen Uebermuths bereits gesteigert worden war. Er versicherte, daß ihm das Bild seiner Meta dadurch auch nicht im geringsten getrübt werde, und anscheinend beruhigt, sogar heiter, trennten sich Mutter und Sohn.

Aber ein Stachel war dennoch in Gilbert's Herzen sitzen geblieben. Er empfand ihn um so schärfer, als sich die Scheu dazu gesellte, mit seiner Gattin darüber zu sprechen. Denn ein eigenes Geheimniß hatte er dagegen einzusetzen, das bei der Erörterung über die Pierrotmaske zu Tage zu kommen drohte, ein Geheimniß, daß ihn als bei weitem schuldiger hinstellte. Vor der Welt zwar hätte es immer entdeckt werden mögen, aber wie würde, dachte er, Meta das Bekenntniß aufnehmen? Sein Glück schien ihm auf dem Spiele zu stehen und mehr durch seine eigene, als durch Meta's Schuld. Oder war Meta doch vielleicht schuldiger? Hatte sie mehr zu verbergen, als jetzt noch enthüllt worden war? Auch der Verdacht dieser Möglichkeit fing an ihn zu beunruhigen. Meta's Umgang mit Flora hatte ihm niemals gefallen, denn das Betragen der Schauspielerin war ihm einst freier und leichtfertiger erschienen, als sich begründen ließ. Von diesem Vorurtheil war er zwar abgekommen, aber doch tauchten jetzt alte Zweifel wieder auf, und quälerischer, da sie sich mit auf ein von ihm so heiß geliebtes Wesen bezogen. Ein tiefes Weh erfaßte ihn, wenn er daran dachte, daß durch ein Aussprechen mehr zu Tage kommen könne, als er hören mochte, und nach manchem Ueberlegen gelangte er zu dem aber auch nicht beruhigenden Entschluß, die heutigen Entdeckungen seiner Gattin gegenüber mit Schweigen zu übergehen. Daß dies nicht mehr in ganzem Umfang ausführbar sei, sollte er gleich erfahren.

Meta kam ihm nicht wie sonst herzlich entgegen. Er fand sie starr vor sich hinblickend im Sopha sitzen. Es fiel ihm auf, daß sie sich schnell erhob und ein weißes Tuch über ihren Arbeitstisch warf. Meta bemerkte den hastigen Blick, mit dem er wider Willen ihre rasche Bewegung begleitete und riß das Tuch zurück.

„Nein!“ rief sie, „es soll nichts mehr verborgen werden! Da liegt meine Weihnachtsarbeit für Dich. Aber ich habe Dir mehr zu entdecken, als was Dir bloß Freude machen sollte.“

„Laß, laß, liebe Meta!“ rief er, „ich will nichts wissen!“

„Du kommst von Deiner Mutter, Oscar?“

Er konnte es nicht leugnen. „Dann mußt Du auch mich hören!“ fuhr sie fort. „Setz' Dich zu mir, ich will Dir eine Schuld bekennen, wenn es denn doch eine ist oder sein soll. Ja, Oscar, ich war auf jenem Balle in der Maske des Pierrot. Flora war's, die mich als Colombine begleitete.“

„Flora? Nicht der junge Stör?“

„Das hat böser Wille hinzugedichtet, um mich schuldiger erscheinen zu lassen, und in der That würde ich mich in solchem Falle schuldiger fühlen. Flora war es, mit der ich den übermüthigen Schritt wagte, aber gestehen will ich, daß in meinem Kopfe der Plan dazu entstand, der bei der Freundin schnellen Anklang fand. Ich liebte Dich damals schon, Oscar, wenn auch noch nicht so wie jetzt, aber ich verstand Dein Wesen nicht und trug mich mit falschen Vermuthungen —“

„Welche waren das?“ fragte Oscar unruhig.

Digitized by Google

„Ich glaubte Dich schwächer, als Du bist, glaubte Dich von den Vorurtheilen Deiner Familie beherrscht, ich wollte diesen Vorurtheilen trotzen, mein Uebermuth scheute selbst vor einer Gefahr nicht zurück. Du solltest von mir geneckt werden und mich endlich erkennen — es konnte eine Probe werden, ob Du mich liebtest, ob Deine Liebe stark genug sei, selbst den Anschein der Leichtfertigkeit zu übersehen und an mich zu glauben. Und wie ich dazu kam, eine männliche Kleidung anzulegen? Durch Shakspeare's Heldinnen wurde ich dazu verleitet. Eine Portia, Nerissa, Jessica, eine Julia, die ihrem treulosen Proteus folgt, dann Viola und die herrliche Imogen, endlich Celias Begleiterin Rosalinde, welche alle in Pagen verkleidet, ihr Heil und Glück auf's Spiel setzen, sie waren meine Vorbilder, vielleicht meine Verführerinnen. Sie bestanden Gefahren und harte Proben in dieser, ihrer inneren Natur meist ganz entgegengesetzten Verkleidung und blieben doch sittlich reine Gestalten, deren weibliche Ehre nach der Entdeckung doch Niemand anzuzweifeln wagte. Auch mich gelüstete es, den Liebsten einmal so phantastisch herauszufordern, und die Lust an dem Abenteuer ließ mich übersehen, daß ich meine Maske schlecht gewählt hatte. Denn ich wußte nicht, daß Pierrot ein Spottvogel sei, dem jeder etwas am Zeuge zu flicken bestrebt ist, und es sollte mir an jenem Abend übel ergehen. Kaum in den von Masken erfüllten Saal eingetreten, fühlte ich mich von Verlegenheit und Scham ergriffen, die sich bald zu einer Angst steigerten, daß ich Flora himmelhoch bat, den Ball mit mir zu verlassen. Aber Flora, gewandt und zuversichtlicher, und jetzt in dem Maße von Unternehmungslust ergriffen, als meine Geistesgegenwart schwand, redete mir zu und hielt mich fest. Allein hätte ich nicht einen Schritt zu gehen gewagt. Wir erkannten Dich in Deinem Domino, doch um meinen Plan, Dich zu necken, war es längst geschehen, ich suchte im Gegentheil mich vor Dir zu verbergen, denn ich fühlte mich als eine schwere Verbrecherin. Ich sah, wie Du von einem andern Pierrot geneckt und verfolgt wurdest, und zitterte vor der Möglichkeit einer Verwechslung. Und richtig! Da kamst Du auf mich los — ich suchte zu entfliehen, Flora hielt mich lachend am Arme. Ich riß sie mit mir fort, dem Ausgang des Saales zu, und wie ich nach ihrer Wohnung gekommen, wußte ich in meiner Todesangst selbst nicht. Ich saß die Nacht über in Thränen der Verzweiflung, und verschmähte Flora's und Gitty's Ermunterungsreden. Ich bereute schwer. Lange Zeit wagte ich nicht, Dir in's Auge zu sehen, denn ich fürchtete die Entdeckung. Sieh', da hast Du das ganze Bekenntniß meiner Schuld, von der ich Dir nichts verschwiegen habe. Ich weiß, ich hätte es Dir früher eröffnen sollen, und dieses Verhehlen fühle ich als ein schwereres Vergehen; als die Schuld selbst."

Oscar hatte ihre Hand ergriffen und drückte schweigend einen Kuß darauf. Auch auf seine Lippen drängte sich ein Geständniß. Er kämpfte. Der rechte Augenblick dazu war gekommen — und doch, er preßte es zurück. Er fühlte sich niedrig vor ihr, die nur aus Liebe zu ihm eine Thorheit begangen und behielt, was ihn bedrückte, zurück, um den Augenblick endlicher unfreiwilliger Entdeckung nur bitterer zu machen.

Meta sah ihn stumm und innerlich ringend sitzen und legte beängstigt ihre Hand auf seine Schulter. „Oscar!" sagte sie, „kannst Du mir nicht vergeben, was ich lange bereut habe? Ja, ich sah es voraus, das Geheimniß wird jetzt verunstaltet und übertrieben unter die Leute kommen, Deine Familie wird darin einen Grund neuer Mißstimmung gegen mich finden. Wirst Du Dich ihren Ansichten zuwenden oder kannst Du Dir das Vertrauen zu mir rein und ungetrübt erhalten?"

Oscar drückte seine Gattin stürmisch an die Brust und versicherte, daß nichts im Stande sei, ihm seine Liebe und den Glauben an sie zu trüben. Er wollte um alles über diesen Augenblick rasch hinweg und seine in der That große Liebe zu Meta ließ ihn vielleicht mehr versichern, als er verantworten konnte.

Digitized by Google

Es versteht sich, daß das Gerücht von Meta's thörichtem Jugendstreich in der Familie Gilbert wie ein lange ersehnter Fund begrüßt und gehörig ausgebeutet wurde. Oscar suchte den eindringlichen Verhandlungen darüber auszuweichen, dennoch gab es heftige Scenen und der Verkehr mit der Familie wurde fast ganz abgebrochen. Selbst die Mutter wurde befangener und hielt auch Cäcilien von den Besuchen bei der Schwiegertochter zurück.

Anders wurde das Gerücht, das mit so viel Absicht ausgebreitet ward, um nicht auch in weiteren Kreisen zu verlauten, in derjenigen Gesellschaft aufgenommen, wo Meta eine bevorzugte Rolle spielte. Höchstens schüttelte man lächelnd den Kopf; Alles in Allem schien die junge Frau dadurch nur noch interessanter zu werden. Denn meist kommt es bei der Beurtheilung von thörichten Streichen nicht auf die Thatsache selbst an, sondern auf die Persönlichkeit dessen, der sie begangen hat. Hast Du nicht bereits den Ruf einer ungewöhnlichen oder auch nur besonders liebenswürdigen Erscheinung, so kann Dir ein kleines Versehen zum Verbrechen angerechnet werden, während ein Anderer, den man für eine geniale Natur erklärt, und die Leute durch glänzende Eigenschaften, wären es selbst Fehler, zu überraschen weiß, viel wagen darf, und im schlimmsten Fall einem mit Belustigung und geheimer Freude gemischten Tadel verfällt. Alles Ungewöhnliche hat überdies für Jeden, der nicht am Gewöhnlichen haftet, einen Reiz, und erweckt eher Interesse als Ablehnung. So kam es, daß Oscar's Gattin für eine um so pikantere Persönlichkeit erklärt wurde und in den Augen der Gesellschaft eher gewann als verlor.

Eine solche Stellung seiner Frau mußte Oscar indessen bald mißlich finden. Abgesehen von dem Conflict mit seiner Familie, den er schwerer empfand als er zeigte, trat ihm in seinem eigenen Hause allerlei entgegen, woran er im Stillen Anstoß nahm. Der Winter machte die Gesellschaftsräume seines Hauses lebendiger als sonst, denn die junge Frau liebte es über Viele zu herrschen und wollte ihr Leben genießen. Man hielt Concerte, spielte Comödie, man hatte heut' gelehrte, wissenschaftliche, künstlerische und morgen buntbewegte jugendliche Unterhaltung, es war kein Abend ohne einen angeregten Kreis im Hause. Die Freiheit der Bewegung dieser Geselligkeit wurde von Manchem ausgebeutet. Man brachte mit, wer sich amüsiren wollte, wer neugierig war, diesen Kreis kennen zu lernen, und das Fremdeste drängte sich zusammen. Gilbert mochte seine Frau in den Freuden ihres jugendlichen Herzens nicht hindern, aber es bedünkte ihn zuweilen, als sei der gesellige Ton in seinem Hause denn doch etwas zu frei und ungezwungen. Was man vor Meta verborgen hielt, oder was sie nicht bemerkte, trat dem Gatten überraschend entgegen. Es kam ihm zuweilen vor, als ob man ihn selbst nicht gehörig respectire, als sehe man ihn über die Achsel an, als wollte man den Herrn des Hauses eine untergeordnete Rolle spielen lassen. Gilbert, der sein Leben lang unter seinen Umgebungen die erste gespielt, gleichviel wie er dazu gekommen, nahm dies mit Schreck wahr und empfand es bitter. Er nahm sich zusammen, um sein Recht geltend zu machen, that es aber nicht bei der rechten Gelegenheit, und hatte die Demüthigung, Erstaunen und Lächeln auf den Gesichtern zu sehen. Es überkam ihn etwas von dem vernichtenden Gefühl, bloß der Mann einer bedeutenden Frau zu sein.

Tief verstimmt wandte er sich von dem Treiben in seinem Hause ab, und begann seine Abende in einem kaufmännischen Club zuzubringen. Dies traf grade in eine Zeit, da vierzehn Tage lang Proben zu einem Liebhabertheater eingeübt wurden, und seine Gegenwart kaum vermißt ward. Meta fand es ganz natürlich, daß er diesen langweiligen Einübungen auswich und sich anderswo Unterhaltung suchte.

Bei dieser Comödie wirkte eine künstlerische Berühmtheit mit, nämlich Frau Flora Sturm. Die junge Künstlerin hatte wirklich der öffentlichen Bühne Lebewohl gesagt und sich kürzlich mit Friedrich Sturm ver-

Digitized by Google

mählt. Nur durch vieles Bitten war es Meta gelungen, Flora für ihr Haustheater zu gewinnen. Denn bei Flora trat seit ihrer Vermählung der grade Gegensatz zu Meta ein. Die einstige Künstlerin hatte buntes Leben kennen gelernt, soviel sie bedurfte, sie wünschte ihr Glück jetzt in bescheideneren Grenzen zu genießen. Auch Friedrich Sturm war sehr wohlhabend, seine Familie nicht groß und dabei gar nicht abgeneigt, eine so gefeierte Künstlerin, wenn sie dem Theater entsagte, zu den Ihrigen zu zählen. So sah sich Flora freundlich aufgenommen und fühlte, bei nicht großen geistigen und gemüthlichen Ansprüchen, das Glück, einer Familie anzugehören, sich eines Hausstandes als gute Wirthin anzunehmen. Sie war wirklich ganz erpicht darauf zu wirthschaften, und, zur großen Genugthuung ihres Gatten, nur die sorglich geschäftige Hausfrau zu spielen. — Was aber war aus Tante Gitty geworden? Als Meta, vor Flora's Verheirathung diese Frage einmal durchblicken ließ, rief Gitty: „Das will ich Dir sagen, Du liebes prächtiges Goldweibel, Du! Ich bleibe beim Theater, ich kann ohne die Kunst nicht mehr leben. Daß ich mich in Flora's junge Ehe nicht mit hineinheirathen lasse, das hab' ich ihr gleich erklärt. Das fehlte noch, daß so ein alter Hausdrache bei ihnen immer die Posaune bliese. Und für's Gnadenbrot im Hinterstübchen bin ich auch nicht eingerichtet. Ich war gleich entschlossen, eine Anstellung beim Theater zu suchen, und hätte sie gewiß bekommen, nicht auf der Bühne — Gott soll mich bewahren, daß ich meine langen Gliedmaßen in alten Tagen noch auf Kothurne setzen sollte! — Aber hinter den Coulissen, in der Garderobe, irgendwo, ich wäre zufrieden gewesen. Das wollten aber die englisch guten Kinder nicht leiden und haben mich so gestellt, daß ich bis an meinen Tod nicht zu sorgen brauche. Da ich aber ohne das Theater nicht mehr sein kann, hab' ich mich als Vicemutter eines blutjungen Dinges von Sängerin aufgespielt, die von ihren Eltern hierher geschickt worden ist, und die für unsere Oper ausgebildet wird. Es ist ein liebes Mädel, und ich will sie hüten wie der Engel mit dem feurigen Schwerte."

Als die Proben zu Meta's Hauscomödie vorüber waren, fiel auch für Oscar der offenbare Grund weg, den Club zu besuchen. Meta wunderte sich, als er sich eines Abends von ihr verabschiedete, da er doch wußte, daß musikalisches Kränzchen im Hause sein sollte, und stutzte, da der Gatte ihr kurz mittheilte, daß er sich verpflichtet habe, häufiger im Club zu erscheinen. Die junge Frau war an Kühlheit des Wesens bei ihrem Gatten nicht gewöhnt, und sein Wesen kam ihr mehr als kühl vor. Aber sie war zerstreut, und nach kurzer Ueberlegung erschien es ihr gar nicht unbillig, daß er, der ihr jede Freiheit der Unterhaltung gestatte, sich auch eine Unterhaltung nach eigenen Wünschen suche. — Allein sein Ausgehen machte sich häufiger und bald wurde es Stil, daß er Abends das Haus verließ, unbekümmert, was darin vorgehe. — Meta beobachtete ihn aufmerksamer. Er schien ihr verändert, der Glanz des Glückes aus seinen Zügen verschwunden, er konnte kalt, absprechend, mürrisch sein. „Seine Familie hat ihn dennoch gegen mich einzunehmen gewußt!" dachte sie. Er fing an ihre Urtheile, Ansichten, Behauptungen über Menschen und Gegenstände zu bestreiten und that es um so heftiger, jemehr er ihre Gründe den seinen überlegen fühlte. „Mein guter Mann spricht wirklich recht gedankenloses und thörichtes Zeug!" dachte sie. Er erlaubte sich Ausfälle gegen öffentliche Charaktere, die sie hochstellte und wagte ihre gepriesenen Verdienste zu bezweifeln. „Er redet über Dinge, die er nicht versteht, und wirft sich zum Richter auf, wo seine geistige Fassungskraft im mindesten nicht ausreicht!" dachte sie. Er fand dies und jenes bei Shakspeare sehr abgeschmackt — es geschah mehr aus Opposition gegen sie — und fand regelmäßig häßlich, was sie für schön erklärte. „Er ist wirklich ein sehr beschränkter und unbedeutender Mensch!" dachte sie. Ja, das alles dachte sie, und brach das Gespräch lächelnd ab. Aber grade dies

vornehm herablassende Lächeln fing an ihn zu empören. Er wurde heftig, um seine Lage noch zu verschlimmern. Denn Meta entgegnete nicht in gleicher Weise, sondern ruhig und fein, und er wollte erbitternden Spott in ihren Wendungen, in dem Ton ihrer Worte erkennen. Er fühlte, daß ihm ein schreckliches Loos bevorstehe. Er liebte Meta, wie schroff er jetzt auch oft gegen sie auftrat, sie aber hatte sich von ihm unabhängig gemacht, sie liebte ihn vielleicht nicht mehr. „Und hat sie mich denn jemals geliebt?" grübelte er. „Hat sie meine Hand nicht nur angenommen, um in Fülle und ganz ihren geistigen Bedürfnissen leben zu können? Sieht es nicht aus, als ließe sie mich aus Gnade und Barmherzigkeit als ihren Mann gelten? Haben die Meinigen nicht dennoch Recht, wenn sie sich meiner Wahl widersetzten? Und was kann nicht alles in ihrer Vergangenheit liegen — Tod und Hölle!" Er sprang auf, sein ganzes Gemüth bäumte sich auf bei diesem Verdacht, und quälerisch ließ er die Reihe der jungen Männer, die häufig sein Haus besuchten, an sich vorübergehen und fand in jedem Lächeln, das Meta ihren Huldigungen spendete, eine Begründung seines Argwohns. Aber nein — nein! Diese Schreckensgedanken verwarf er doch wieder, denn er war von Natur wie zu keiner großen Leidenschaft, so auch nicht zur Eifersucht angelegt, wenngleich düstere Gespenster zuweilen vor seiner Seele aufstiegen.

Er schloß sich, da sein Haus ihm unbehaglich geworden, seiner Familie wieder näher an. Man hieß ihn willkommen, da er ohne die Frau kam. Hier wußte man natürlich über Meta und sein Haus mehr als er selbst, und mehr als überhaupt gewußt werden konnte. Daß er tief unglücklich geworden, stand hier fest, und sein Wesen, seine Mienen bestätigten es nur. So nahm man ihn als einen Leidenden auf, zeigte ihm viel Liebe und Sorge, viel schweigendes Mitleid, und suchte ihn erkennen zu lassen, welches Paradies er für ein trügerisches Glück dahingegeben, und welche Pflege dem fügsam Zurückkehrenden in Aussicht stände. Oscar empfand dies sehr angenehm, und setzte den rastlosen aber behutsamen Einwirkungen keine großen Schwierigkeiten entgegen. Man hatte es darauf abgesehen, ihn für eine Scheidung von Meta zu stimmen.

Daß man von dieser Seite so weit ging, ahnte Meta nicht, wenngleich sie wußte, daß ihr Gatte den Einflüsterungen der Familie sein Ohr wieder geöffnet hatte. Eine solche Schwäche erschien ihr höchst strafbar und sie beschloß mit allem Trotz und Hohn gegen das Betragen ihres Gatten aufzutreten. „Es ist möglich," dachte sie, „daß ihm das Gesellschaftsleben im Hause zu viel wird — gut, warum spricht er nicht den Wunsch aus, es einzuschränken? Träte er selbst als Herr des Hauses auf mit entschiedenem Willen, ich wollte es gelten lassen. Dies Davongehen aber ist ungehörig. Er soll sich als Mann zeigen, er kann es, und besser als er glaubt, und ich will ihn dazu zwingen. Mag seine Familie ihn immerhin jetzt wieder umgarnen, ich will sie erkennen lassen, wie wenig ich ihrer achte. Hat Oscar so viel Character, als ich, trotz allem Kleinkram, der ihn beeinträchtigt, dennoch in ihm glaube, so wird, so muß ihm jetzt deutlich werden, was seine Pflicht ist." Und so war Meta wirklich dahin und weiter als dahin gelangt, wohin ihre aufgeregte Mädchenphantasie einst schweifte, zur absichtlichen Auflehnung gegen Verhältnisse, die für sie jetzt nicht mehr überwindlich waren. Sie bedachte nicht, daß sie unterliegen mußte, wenn sie zugleich den Schutz dessen verscherzte, der allein sie schützen konnte. Daß sie den Gatten wirklich liebte, kam ihr in ihrer jetzt zum Groll aufgestachelten Stimmung kaum zum Bewußtsein, und es bedurfte gewaltsamer Conflicte, um sie zu sich selbst zurück zu bringen. Diese ließen nicht lange auf sich warten.

Seitdem Gilbert seinem eigenen Hause äußerlich entfremdet war, gelang es auch, sein Herz der Gattin mehr und mehr zu entfremden. Er unternahm jetzt selbst eine längere Geschäftsreise, die er unter andern Verhältnissen wohl seinem gewöhnlichen

Digitized by Google

Handlungsreisenden überlassen haben würde. Der Abschied von der Gattin war kühl und förmlich.

Meta leitete inzwischen nach wie vor als Königin die Geselligkeit ihres Hauses. Sie hatte freilich Manches übersehen, was ihrem Gatten nicht entgangen war. Die unlauteren Elemente, welche durch die unbeschränkte Gastlichkeit eingedrungen waren, begannen überhand zu nehmen. Die junge Frau glaubte besonders der Genialität ihrer künstlerischen Gäste manches vergeben zu können, was sonst in guter Gesellschaft auffallend war. Doch mußte ihr selbst und zwar sehr plötzlich auffallen, daß manche ihr Nahestehende, die sich bereits seltener gemacht hatten, jetzt wie geflissentlich ausblieben, und bald nur der zu Extravaganzen geneigte Theil ihres Cirkels sich in ihren Räumen laut machte. — Da ereignete sich der Fall, daß ein junger Musiker, der schon länger mit seinem Kritiker zerfallen war, plötzlich vom Piano aufsprang, und dem Widersacher, der während des Spiels zu sprechen gewagt hatte, eine schallende Ohrfeige versetzte. Es geschah inmitten des lauschenden Kreises, und die Verlegenheit war nicht gering. Die junge Hausfrau hatte Noth, dieser Situation Rechnung zu tragen, und da sie sich zum ersten Mal dem Augenblick nicht gewachsen fühlte, vermißte sie sehr die Gegenwart des Hausherrn. Sie sollte ihn noch öfter vermissen. Denn dieser eclatante Fall rief Parteiungen hervor, die man sich nicht scheute in Meta's Gesellschaftszimmern auszufechten. Es kam zu ärgerlichen Scenen. Ja, es schien als sollten diese Räume den neutralen Boden abgeben, auf dem alles Ungehörige sich zusammenzog. Meta fing an, sich ihrer eigenen Gäste zu schämen und da sie dieselben verwöhnt hatte, erlebte sie die Demüthigung, sich selbst nicht mehr gehörig respectirt zu sehen. Ihre Verlegenlegenheit wuchs, sie fühlte sich allein, sie wußte nicht, wen sie zu ihrem Schutz herbeirufen sollte. — Sie nahm Zuflucht zu ihren mütterlichen Freundinnen, den Schwestern Stör. Allein viel Trost brachte sie nicht heim. Lottchen war zurückhaltender und ernster als jemals, Jettchen schien durch Lottchen auch bestimmt worden zu sein, sie nicht durchaus in Schutz zu nehmen. Denn daß die Ehe, trotz Jettchens Zuthun, doch keine glückliche geworden, lag dieser, besonders vor der Schwester, welche Recht behalten, doch schwer auf dem Gewissen. Jettchens Rath war, das Gesellschaftsleben im Hause kurzweg abzubrechen. Aber das war doch nicht so leicht, wie sehr Meta es immer wünschte. Sie konnte sich nicht vor allen Bekannten verleugnen lassen.

Meta eilte jetzt zu Flora Sturm, die sie leider seit einiger Zeit sehr vernachlässigt hatte. Flora empfing die Freundin zwar herzlich, konnte ihr aber nicht verhehlen, daß ihr Haus nicht im besten Gerücht stehe und daß sie, als Hausfrau, selbst die Hauptschuld trage. Sie legte ihr an's Herz, daß sie ihrem Manne mehr hätte willfahren, daß sie ihm seine unausgesprochenen Wünsche hätte von den Augen ablesen müssen. Sie selbst, Flora, habe doch recht gut gesehen, wie wenig Oscar an diesem ausgedehnten Treiben Geschmack finde, ja wie schief und falsch seine Stellung darin geworden. Auch das habe Meta verschuldet. Eine kluge Frau dürfe ihren Mann nicht dem aussetzen, und wenn sie sich immer geistig bedeutender fühle, so dürfe sie das nicht auf seine Kosten sein wollen. Denn dadurch kränke sie sich selbst. Vor den Leuten müsse auch die klügste Frau darauf sehen, daß man den Mann für ihr geistig ebenbürtig halte, Meta aber habe grade das Gegentheil gethan, und sie könne es Oscar gar nicht verdenken, wenn er jetzt zu seiner Frau sage: „So, jetzt probire mal, wie Du ohne mich aus dem Sauerteig, den Du Dir eingerührt hast, herauskommst."

Flora sprach sehr ernst, und Meta, durch ihre peinliche und schutzlose Lage schon genug in sich wach gerufen, empfand ihr Unrecht bitter. Aber sie sollte noch eine Schmach empfinden, die sie rathlos, ja völlig verzweifelt machte. Ein in Mode stehender junger Maler hatte sich ihr Porträt erbeten für eine Gestalt seines großen historischen Bildes. Man wußte und hatte

Digitized by Google

viel darüber gesprochen, daß sie ihm in mittelalterlichem Königsschmuck als Modell gesessen. Nun aber wurde nicht das historische Bild von ihm ausgestellt, sondern eine Venus, die in üblicher Götterfreiheit in einem Garten spazieren ging, und dieser Figur hatte der umsichtige Künstler Meta's Porträt gegeben. Der Eindruck war erstaunlich. Ward auch vielfach die grenzenlose Indiscretion des Malers hart getadelt, so wurde doch der Umstand, daß Meta ihm wirklich zum Modell gedient, noch stärker ausgebeutet. Die junge Frau war empört über diese Frechheit, dabei in der bedrängtesten Lage und ersehnte mit Thränen die Heimkehr des Gatten. Alle die erwähnten peinlichen Ereignisse hatten sich in die Zeit seiner Abwesenheit zusammengedrängt, und auch nicht eine Zeile von ihm war in diesen sechs Wochen an sie gelangt. Er mußte sich innerlich völlig von ihr abgewendet haben, sie empfand es mit Schrecken und mit Schmerz, denn jetzt, wo sie ihn zu verlieren fürchtete, jetzt sagte ihr Herz ihr, wie werth er ihr sei. Und sie bedurfte sein, sie war schutzlos. Aber wenn er nun zurückkehrte und alles erfuhr, was inzwischen gegen sie eingestürmt war, durfte sie erwarten, daß er mit alter Liebe und verzeihend auch zu ihrem Herzen zurückkehrte?

Gilbert traf in den Tagen wieder ein, als die durch das abscheuliche Gemälde genährten Gerüchte eben im besten Umlauf waren. Friedrich Sturm, der um den Tag seiner Heimkehr wußte, nahm ihn auf dem Bahnhof sogleich in Beschlag, um ihn vor liebloseren Einflüsterungen zu bewahren, und führte ihn nicht nach seiner Wohnung, sondern nach einem Wohnzimmer von Gilbert's Geschäftslocal. Oscar hatte nichts Eiligeres zu thun, als, trotz Friedrich's Einwendungen, dem Maler die Alternative eines Pistolenduells oder eines Reverses zu stellen. Der Maler fand es gerathen, das letzte zu wählen, und so mußte er in Gegenwart Friedrich's und einiger anderer Freunde Gilbert's eine Schrift ausstellen, worin er durch das Eingeständniß seiner eigenen Nichtswürdigkeit die Ehre Meta's wieder herstellte. Auch mußte er sich verpflichten, jenes Gemälde den Blicken der Oeffentlichkeit zu entziehen, bis er den Kopf der Gestalt völlig verändert hätte. Gilbert's rasches Vorgehen gefiel allgemein, und in seinem Kreise wurde die Aeußerung gethan, er kehre heim wie Odysseus, um sein Haus zu säubern. Wirklich war es fortan fast allen Besuchen verschlossen, aber nicht auf seine, sondern auf Meta's Anordnung.

Auch der jungen Frau war ihres Gatten kräftiges Auftreten zu ihren Gunsten zu Ohren gekommen, und ein Gefühl beglückter Beruhigung zog in ihr Gemüth ein. Aber in der Hoffnung auf ein zugleich herzliches Entgegenkommen täuschte sie sich sehr. Denn Oscar war so kalt und förmlich gegen sie, that von Geschäften so überhäuft, daß er es zu einem Aussprechen gar nicht kommen ließ. Er ging, als sie die Rede auf die Verdrießlichkeiten der letzten Zeit bringen wollte, kurz darüber hinweg, er kam nicht mehr zu Tische, er richtete sich zu Nacht in seinem Geschäftshause ein. Die Trennung schien völlig ausgesprochen. Das aber hatte Meta nicht erwartet. Beängstigt und in Sorgen, suchte sie in seine Geschäftswohnung zu ihm zu dringen, und machte den Weg ein paar Mal vergeblich, da er ausgegangen war. Wenn sie sonst, während er seine Abende im Club zubrachte, ihre Räume voll Gesellschaft hatte, saß sie jetzt allein, tief allein, oft in bittern Thränen. Er wußte jetzt, daß sie allein war, er vermied sie geflissentlich, seine Liebe mußte geschwunden sein! Und in diesen Tagen der Einsamkeit fühlte Meta zuerst, wie sehr sie ihren Gatten liebte. In Schmerzen, Sorgen, im Gefühl ihres Elends, ja ihrer Schuld, mußte sich ihre Liebe läutern, und sie erwuchs jetzt erst groß und rein in ihr auf. Alle kleinen Schwächen, alles was sie sonst wohl an dem Gatten getadelt hatte, schien ihr unbedeutend, nichtig, seine Güte und seine guten Eigenschaften überwogen all' die kleinen menschlichen Schatten. Sie seufzte und rang nach irgend einer That, durch die sie dem Gatten ihre Reue, ihre Liebe bewei-

Digitized by Google

sen, wodurch sie eine Versöhnung mit ihm anbahnen könne.

In diesen kummervollen Tagen kam sie zu einem Entschluß, den sie noch vor einem halben Jahre für die äußerste Demüthigung, für eine Unmöglichkeit gehalten hätte. Jetzt wollte sie sich demüthigen, denn es lag Rettung in dem Entschluß. Sie wollte der Familie Oscar's entgegen kommen, wär's auch als Hilfeflehende. So machte sie sich auf, um zu ihrer Schwiegermutter zu gehen. — Der Diener meldete sie. Sie mußte lange auf seine Wiederkehr warten. Jetzt wurde eine Thür geöffnet. Sie hörte Cäciliens bittende Stimme, sie hörte den strengen Ton Elvirens, sie hörte auch die Stimme der Mutter. Noch einmal drang Cäciliens weicher Ton durch, dann wurde drinnen rasch die Thür geschlossen. Nach einer Weile erschien der Diener wieder, mit der Nachricht, es wäre Niemand zu Hause.

Da stand Meta, mit vollem Herzen zurückgestoßen, bebend, in tiefer Zerknirschung. Die Knie wankten ihr, sie mußte sich am Geländer der Treppe halten, und brach in schmerzliche Thränen aus.

Der Heimweg führte sie an Flora's Hause vorüber. Tante Gitty begegnete ihr, und nöthigte sie mit hinauf. Flora bemerkte der Freundin rothgeweinte Augen, konnte aber zu keiner Frage kommen, denn Gitty begann: „Ach, Kinder! was ist es doch manchmal für ein Grundelend beim Theater! Bin ich da in der Generalprobe der großen Oper, worin das Ballet auch seine Sprünge zu machen hat, und frage nur so zufällig nach dem hübschen Mädchen, der Adele Matthieu, die ich so lange nicht auf den Brettern gesehn. „Ach," heißt es, „mit der steht es schlimm! Sie ist seit lange krank und liegt von Gott und aller Welt verlassen da, sie wird wohl an der Schwindsucht sterben." Na, kurz, denkt euch, dieses Mädchen, das Hunderte von Verehrern hinter sich hergeschleppt und in lauter Glanz und Herrlichkeit lebte, ist jetzt dem Hunger und Elend preisgegeben, und hat kaum einen Ort, wo sie ruhig sterben kann! Ja doch, sie war immer ein flatterhaftes Ding, und so lange sie im Glück war, hätte ich nicht viel mit ihr zu schaffen haben mögen, aber jetzt ist der Jammer doch zu groß. Ich hab' ihr schon etwas geschickt, und ihr müßt es auch, ihr seid ja reiche Frauen. Man sollte für sie sammeln — wenn der Gilbert wüßte, wie es mit ihr steht, er hätte gewiß längst —"

Meta bemerkte, wie Flora einen bedeutsamen Blick zu Gitty hinüber schickte, und Gitty's plötzliches Abbrechen bewies ihr, daß hier etwas verschwiegen werden sollte. Meta wurde aufmerksam. Der Name ihres Mannes war genannt worden, und grade dabei sollte etwas Geheimnißvolles sein?

„Was habt ihr?" fragte sie. „Warum wäre mein Mann vor andern bereitwillig gewesen, der Unglücklichen zu helfen?"

Flora wollte nicht auf die Frage eingehen, einen Scherz daraus machen, auf andere Dinge kommen, allein Gitty's Verlegenheit zeigte nur zu deutlich, daß etwas Ernstes verschwiegen werden sollte. Meta drang darauf, in das Geheimniß eingeweiht zu werden, Flora widerstand, sie mochte nicht die Angeberin sein, es war ihr peinlich, das schon gelockerte Verhältniß der Gatten durch eine Mittheilung vielleicht völlig zu zerreißen. Allein die junge Frau drang heftiger. „Ihr thut mir eine Wohlthat an," rief sie, „wenn ihr mich alles wissen laßt! Oscar soll nie erfahren, daß ich darum gewußt. Ich aber sehne mich danach, ihm durch irgend etwas meine Liebe zu zeigen, und wär' es, daß ich selbst eine Schuld von ihm zu sühnen suchte!"

„Nun gut!" entgegnete Flora, „Du sollst es wissen, damit Du nicht glaubst, es handle sich um schlimmere Dinge, als alte verjährte Verhältnisse, die man besser vergäße, als wieder hervorsuchte. Du erinnerst Dich unseres Redoutenabends — jener zweite Pierrot war niemand anders, als Adele Matthieu. Gilbert hatte früher einmal eine Leidenschaft für das Mädchen gehabt, das war damals schon vorbei. Es kam ihm, glaub' ich, einst hart an, daß sie für ihn nichts besseres sein wollte, als sie war, und er sich von ihr zurückziehen mußte.

Digitized by Google

Ihr selbst soll es nachher leid gethan haben, und es heißt, sie habe noch lange gesucht, ihn wieder zu gewinnen. Das ist alles, und dazu eine uralte Geschichte, aus der Du nicht etwa jetzt noch eine Anklage machen sollst!"

Das that Meta wirklich nicht, denn durch ihr Gemüth dämmerte es wie ein Hoffnungsschimmer der Erlösung. Sie versprach gern, daß sie die Entdeckung für sich behalten wolle, ließ sich von Gitty die Wohnung Adelens nennen und empfahl sich.

Gilbert hatte inzwischen ein nicht minder trostloses Dasein geführt, als seine Frau. Als er sie nach seiner Rückkehr beängstigt, reuevoll, rathlos vor sich sah, fühlte er sein Herz mächtiger für sie schlagen, und er wäre ihr gar zu gern als der liebevoll verzeihende Gatte entgegen gekommen. Allein er bezwang sich, er wollte erst klarer sehen über die Vorgänge, die ihm durch seine Familie, besonders durch Elviren, bereits brieflich in höchster Uebertreibung gemeldet worden waren. Die Familie, jetzt auch die Mutter, drangen auf völlige Trennung. Der Gedanke war ihm furchtbar, dennoch gab er anscheinend zu, daß es wohl dahin kommen müsse. Er beschloß, sich selbst eine Prüfungszeit aufzuerlegen, die für Meta mit entscheiden sollte, zu versuchen, ob es ihm möglich sei, ganz ohne sie zu leben. So zog er sich von ihr zurück, um zu der Erkenntniß zu kommen, daß er die Unglückliche mehr als jemals liebe. Er blieb auch nicht ohne Kundschaft über seine Gattin, denn sowohl Jettchen Stör, wie Friedrich Sturm, die sich beide gleichmäßig für eine Versöhnung interessirten, verfehlten nicht, ihm zu hinterbringen, wie tief und schmerzlich Meta von dem Zerwürfniß mit dem Gatten ergriffen sei. Gilbert frohlockte, als ihm Freund Sturm eines Abends im Club eine derartige Mittheilung machte, und war bereits im Begriff, in glücklichster Stimmung heimzukehren und Meta zu überraschen, als ein anderer Bekannter plötzlich an den Tisch trat. „Wißt ihr auch," rief dieser, „daß das arme Ding, die Adele Matthieu, auf den Tod liegt? Sie soll die letzte Zeit im tiefsten Elend gewesen sein. Schade um das hübsche Persönchen!" Gilbert bemerkte, daß einige Blicke der lebhaft Bedauernden sich auf ihn richteten. Er erhob sich und ging in ein anderes Zimmer. Eine alte Schuld stand wieder vor seiner Seele, und jetzt ernster als sonst. Die heitere Stimmung war vorüber, andere Entschlüsse drängten sich in ihm zusammen. Rasch eilte er hinweg, aber nicht nach Hause, sondern nach dem Theater, um dort die Wohnung des unglücklichen Wesens ausfindig zu machen. Es gelang. Er schritt durch entlegene Straßen, stolperte drei finstere Treppen eines schmutzigen Hinterhauses hinauf, und pochte die Bewohner heraus. Die Schusterfrau, bei der die Tänzerin zuletzt ein dürftiges Obdach gefunden, kam mit der Lampe. Auf seine Frage nach des Mädchens Ergehen meldete sie, daß Adele heut früh gestorben sei. Sie nöthigte ihn herein und erging sich redselig über die Krankheit und die gänzliche Armuth und Verlassenheit der Verstorbenen. Indeß habe das Mädchen doch noch den Trost erlebt, daß es auch gute Menschen gebe, und in den letzten Wochen habe sie Ueberfluß und jede Bequemlichkeit gehabt. Oscar drängte der Alten eine Summe auf für die Begräbnißkosten. Dafür sei zwar auch schon gesorgt, meinte sie, mußte das Geld aber für ihre Mühe behalten.

Gilbert ging, die Alte leuchtete ihm die steile Treppe hinab. Da sah er unter zusammengestellten Geräthschaften etwas blitzen und hob es auf. Es war ein kostbares Armband. „Ach, Gott sei Dank!" rief die Alte. „Die gute Dame war ganz untröstlich, es verloren zu haben, und ich habe lange vergeblich danach gesucht." — Gilbert hatte nur einen Blick auf das Armband geworfen, und es als das seiner Frau erkannt. Es war ein Hochzeitsgeschenk von ihm, die Buchstaben seines Namens und Tag und Jahreszahl standen inwendig eingegraben.

Alles Blut strömte ihm zum Herzen. „Was wollte die Dame hier?" fragte er hastig.

Digitized by Google

„Ei," rief die Alte, „sie ist ja eben der gute Engel, der das Mädchen in der letzten Zeit versorgt und gepflegt hat!"

„Und haben Sie ihren Namen erfahren?"

„Ja wohl. Sie wollte ihn der Kranken erst durchaus nicht sagen, dann that sie es doch. Sie heißt Madame Pierrot. Aber geben Sie nur jetzt das Armband her, mein Mann soll es ihr heut noch hinbringen — Herr du mein! jetzt weiß ich ja gar nicht einmal die Wohnung der Dame."

„Liebe Frau," entgegnete Gilbert, „die Wohnung der Dame kenne ich, und werde selbst den Boten machen. Und damit Sie einige Sicherheit gegen mich behalten, nehmen Sie hier die Adresse meines Geschäftslocals."

In großer Bewegung trat Gilbert den Rückweg durch die Straßen an. Zwei Epochen seines Lebens waren in geheimnißvolle Verbindung getreten, und die vergangene erschien erst von diesem Augenblick an überwunden. Noch sah er den geheimnißvollen Zusammenhang nicht deutlich, aber er erkannte, daß seine Gattin im Stillen in Beziehungen für ihn eingetreten, die sie für alte Verpflichtungen ansah, er erkannte daraus ihr Bedürfniß, ihre eigene Schuld gut zu machen, ihr Bedürfniß nach Versöhnung. Ihr Bild stand ihm jetzt so rein und liebenswerth vor der Seele, ihre kleinen Irrungen schienen ihm ausgelöscht, und nicht mehr er selbst hatte zu verzeihen, er fühlte, daß er auch ihrer Verzeihung bedurfte. In so bewegter Stimmung betrat er seine Wohnung. Dem Diener, der ihm in freudiger Ueberraschung öffnete, gab er einen Wink zu schweigen. Leise ging er durch die Zimmer. Die Fußteppiche dämpften seinen Tritt. Er sah Meta bei der Lampe allein, in Gedanken versenkt, sitzen. Er stand in der Thür und betrachtete sie einige Augenblicke mit klopfendem Herzen. Sie war so schön, aber ihre Wangen blaß, und ihre Augen verriethen still geweinte Thränen. — Da rief er in liebevollem Tone ihren Namen. Meta stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus und sprang auf. „Ich bringe Dir Dein Armband wieder, das Du bei einer Sterbenden verloren!" sagte er. „Meta, geliebtes Weib, laß uns von heut an ein neues Leben beginnen!" Und mit innerstem Seelenjubel stürzte die junge Frau in die ausgebreiteten Arme ihres Gatten, und es war ihnen, als hätte das Geschick nach manchen Irrungen sie heut' erst zu wahrem Glück zusammengeführt. —

Lottchen Stör hatte bis zu einem gewissen Punkte Recht behalten. Meta's Charakter verschmähte den ebenen, leichten Weg zum Glücke, sie wollte es nicht geschenkt haben, sie bedurfte der Kämpfe, um die Härten und Ecken ihres Charakters abzuschleifen. Aber auch Jettchen hatte Recht behalten, daß eine wahre Liebe alle Unebenheiten ausgleiche. Und wenn sie in späteren Jahren in Gilbert's Häuslichkeit behaglich saß, Meta's Kinder auf ihrem Schooß oder im Kreise um sich her, zufrieden mit der Aussöhnung der Familie Oscar's, welche der jungen Frau selbst anzubahnen gelungen war, beglückt durch die fortan ungetrübte Uebereinstimmung der Gatten, dann fühlte auch Jettchen ein beglücktes Gefühl der Genugthuung. Denn sie selbst hatte das Glück dieser Ehe erschaffen helfen, und darum mußte es dauernd sein. Das ließ sie sich nicht nehmen.

Der falsche Waldemar.

Von

O. von Heinemann.

In den räthselhaften Vorkommnissen in der Geschichte, über welche selbst eine Jahrhunderte lange Forschung nicht vermocht hat völlig in's Klare zu kommen, und welche daher geeignet sind, stets von Neuem die Lust zu eingehender Prüfung anzuregen, gehört das Wiedererscheinen des sogenannten falschen Waldemar. Es gibt unter den Personen, die zu irgend einer Zeit eine hervorragende Rolle gespielt haben, wenige, über welche das Urtheil der Menschen so vielfach gewechselt hat, wie über diesen angeblichen Letztling eines hochberühmten Fürstengeschlechtes, und es wäre

gewiß nicht ohne Interesse, den Kampf in seinen Einzelheiten zu verfolgen, welchen, lange nachdem das Geräusch der Waffen verstummt war und sich das Grab über dem geheimnißvollen Manne geschlossen hatte, die geschäftigen Federn der Gelehrten für und gegen die Echtheit desselben bis in unsere Zeit hinein fortgeführt haben. Wir begnügen uns indeß damit, hier nur die beiden bedeutendsten Vertreter der sich schroff gegenüberstehenden Meinungen in Bezug auf den merkwürdigen Mann zu erwähnen: Th. W. Gercken, den gelehrten Kenner märkischer Geschichte, welcher in seinen 1771 erschienenen vermischten Abhandlungen aus dem Lehn- und Teutschen Rechte, der Historie u. s. w. auch „den komischen Auftritt des falschen Waldemar" eingehend behandelt, und K. F. Klöden, der in seiner vierbändigen „diplomatischen Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg" (Berlin 1844. 1845) ebenso eifrig die Echtheit desselben vertheidigt, wie sie von jenem auf das entschiedenste bestritten wird. Unsere Darstellung, welche im Wesentlichen auf den eingehenden und gründlichen Forschungen des zuletzt genannten Buches beruht, das namentlich eine reiche Fülle früher unbekannten Urkundenmaterials darbietet, will neben einer gedrängten Erzählung der wichtigsten Thatsachen auch die Hauptgesichtspunkte hervorheben, nach welchen die Frage, um die es sich hier handelt, zu beurtheilen sein wird, obschon auch wir auf eine definitive Lösung derselben verzichten.

Seitdem der große Vorfahr des anhaltischen Fürstenhauses, Albrecht der Bär, von Kaiser Lothar die Belehnung mit der Nordmark empfangen hatte, war das Eroberungs- und Bekehrungswerk in den weiten von den Wenden bewohnten Landstrichen zwischen Elbe und Oder mit erneutem Eifer und günstigstem Erfolge wieder aufgenommen worden. Nach zweihundertjährigem Abfall vom Reiche und vom Christenthume wurde ein großer Theil der wendischen Stämme der deutschen Herrschaft wieder unterworfen, die zerstörten, einst von Otto dem Großen gegründeten Bisthümer wieder hergestellt und nun der Weltreligion eine dauernde Stätte unter den westlichen Slaven bereitet. Durch einen Erbvertrag mit dem letzten wendischen Häuptlinge der Heveller, der auf diese Weise den Bestand seiner christlichen Stiftungen — denn er hatte die Taufe gewünscht und empfangen — zu sichern hoffte, erwarb Albrecht das Land an der Havel und Spree mit der alten, inmitten der Havelseen gelegenen Waldburg Brennabor, glückliche Waffenthaten sicherten und erweiterten diesen Besitz, und indem durch ihn und seine Nachkommen in den eroberten Landschaften, welche ein furchtbarer, seit Jahrhunderten geführter Racenkrieg entvölkert hatte, freie Colonisten germanischen Stammes, namentlich wasserbaukundige Niederländer und Westphalen, angesiedelt und deutsche Städte gegründet wurden, ebnete sich der Boden, auf welchem später der stolze Bau des preußischen Staates emporgewachsen ist. So hat Albrecht seinen Nachfolgern in diesem Lande eine Politik vorgezeichnet, die von dem glänzendsten Erfolge gekrönt worden ist: er muß als der Begründer der brandenburgischen Geschichte bezeichnet werden.

Anderthalb Jahrhunderte blieb die Mark Brandenburg unter der Herrschaft seiner Nachkommen, die von seinem ältesten Sohne abstammend in stattlicher Reihe einander folgten, während die anhaltischen Stammlande und andere Gebiete an die übrigen Söhne Albrecht's vererbfället wurden. Ein Heldengeschlecht, gleich groß in den Waffen wie in den Künsten des Friedens, haben diese Markgrafen aus askanischem Hause bis zu ihrem Erlöschen in der Mark gewaltet. Seitdem die Aechtung Heinrich's des Löwen das große norddeutsche Nationalherzogthum, zu dessen Schutze die Mark ursprünglich errichtet worden war, zersprengt hatte, war Brandenburg unbestritten das bedeutendste Reichslehen im ganzen Norden von Deutschland. Von selbst fiel seinen Fürsten der geschichtliche Beruf zu, hier an den fernen Marken des Reiches, den Dänen und Slaven gegenüber, deutsches Volksthum zu schirmen und deutsche Cultur weiter zu verbreiten, und selten hat ein Herrscherhaus seine Aufgabe klarer erkannt, kräftiger verfolgt, glücklicher gelöst. Zwar der Boden des Landes war wenig ergibig: nur der eiserne Fleiß des deutschen Landmannes vermochte diesen dürren Sandstrichen die dürftige Nahrung abzugewinnen; aber bei diesem friedlichen Kampfe mit der kargen Natur erstarkte die Bevölkerung in jener Schule

der Mühe und Arbeit, welche goldene Früchte zu tragen pflegt. Schon damals galt für die Beherrscher dieses Landes das stolze Wort, daß es ihnen nicht vergönnt sei, sich des Erworbenen in Ruhe und Behaglichkeit zu erfreuen. Rastlos strebten sie, ihr Gebiet zu erweitern. Noch von den staufischen Kaisern wurden sie mit der Oberlehnsherrlichkeit über Pommern und Mecklenburg beliehen. Unter den Markgrafen Johann I. und Otto III., welche zweiunddreißig Jahre lang das väterliche Erbe in brüderlicher Eintracht regierten, bis sie sich endlich zu einer Theilung entschlossen, reichte das brandenburger Gebiet im Nordosten schon über die Oder und Ucker hinaus. Durch seine Vermählung erwarb Otto die oberlausitzischen Städte Bautzen, Görlitz, Lauban und Löbau; Stargard, Prenzlau und die Uckermark bis zur Welse brachten die Brüder durch Kauf an sich. Die Landschaften Barnim und Teltow erwarben sie von dem Herzog Barnim von Pommern. Wo diese zusammenstießen, da erwuchsen unter ihrem mächtigen Schutze aus armseligen Wendendörfern die Schwesterstädte Berlin und Cölln, die bald so fröhlich emporblühten, daß sie der alten Hauptstadt Brandenburg den Rang streitig zu machen vermochten. Andere Städte, Köpenik, Möncheberg, Lebus, Küstrin, treten bereits mit einer gewissen Bedeutung hervor; Straußberg, Neu-Angermünde, Stolp, Liebenwalde u. a. wurden damals in's Leben gerufen. Auf ehemals pommerschem Gebiete bauten die Markgrafen Friedland, Lychen, Neu-Brandenburg und auf der von Schlesien erkauften Mark an der Oder im Jahre 1253 die Stadt Frankfurt, welche sie mit einer großen Feldmark, sieben Freijahren und allen Rechten von Berlin ausstatteten. Schon nach Verlauf weniger Jahre stand die neubegründete Stadt da als ein bedeutender Handelsort, als der Mittelpunkt des Verkehrzuges nach Polen, mit hohem, herrlichem Dome geschmückt. Endlich hatten die Brüder auch die Neumark jenseits der Oder den Polen entrissen. Hier bauten sie Landsberg an der Warthe, Arnswalde, Deutsch-Krone.

So drang unter den brandenburger Markgrafen askanischen Stammes deutsches Leben, deutscher Gewerbfleiß und deutsches Bürgerthum unaufhaltsam nach Osten vor. Dem deutschen Reiche wurden hier weite Strecken Landes und der römischen Kirche viele tausend bis dahin unbekehrter Heidenherzen gewonnen. Glänzender aber als je vorher erhob sich das Ansehen und höher stieg der Wohlstand des Landes unter dem Markgrafen Waldemar, in welchem noch einmal die ganze Heldenkraft und politische Einsicht des Geschlechtes, dem er angehörte, wie in einem Brennpunkte zusammengefaßt erscheint. Aehnlich seinem großen Ahnherrn, der zuerst diese Länder dem deutschen Einflusse unterworfen hatte, war Waldemar eine hervorragende Erscheinung unter den Fürsten und Großen seiner Zeit: eine kriegerische Natur, nicht ohne einen Anflug romantischer Schwärmerei, und doch fest und beharrlich in dem, was er erstrebte, voll trotzigen Muthes und zugleich mit kühler Besonnenheit den thatsächlichen Verhältnissen Rechnung tragend. Ihm war es vergönnt, fast alle Besitzungen seines Hauses, nachdem dieses bis auf ihn und einen unmündigen Sprossen erloschen war, von der Oder und Weichsel bis an den Harz und von der Ostsee bis zum Erzgebirge unter seiner Herrschaft zu vereinigen. Während er im Innern den unruhigen Adel bändigte und so Friede und Wohlstand im Lande verbreitete, hob er durch ruhmreiche und glückliche Kriege das Ansehen desselben nach außen. Den Polen entriß er die Landschaft Pomerellen, schon setzte er sich in den Besitz der wichtigen Stadt Danzig, die er dann freilich wegen ihrer entfernten Lage dem deutschen Orden kaufweise überließ. Den Markgrafen Friedrich den Gebissenen von Thüringen, der den Angriffen dreier deutscher Könige siegreich widerstanden, nahm Waldemar gefangen und setzte ihn erst wieder in Freiheit, nachdem er ihm die Stadt Leipzig verpfändet und die Lausitz, das Osterland und die Mark Landsberg abgetreten hatte. Es war für die Mark eine glänzende und glückliche Zeit zugleich, diese Regierung des letzten anhaltischen Fürsten, der mit der Pflege des Bürgerthums die feinste Rittersitte und den Prunk eines Königs zu vereinen wußte. Noch besitzen wir von Meister Heinrich von Meißen, bekannter unter dem Namen Frauenlob, der selbst dabei war, eine Schilderung des Fürstentages, welchen Waldemar im Hochsommer des Jahres 1311 mit dem

Digitized by Google

König Erich Menved von Dänemark und vielen Fürsten Deutschlands und Slaviens im Rosengarten vor Rostock hielt und auf welchem er von der Hand des Dänenkönigs zum Ritter geschlagen wurde. Nach einem verheerenden, zum Schutze der Bürger von Stralsund unternommenen Kriege, in welchem ihm unter dänischer Fahne fast alle Fürsten und Herren von der Ostsee bis hoch in den Harz hinein entgegentraten und den Waldemar zwar nicht immer glücklich, aber mit rühmlichster Ausdauer und ungebeugten Muthes zu Ende führte, raffte ihn im Spätsommer des Jahres 1319 ein jäher Tod aus seiner Heldenlaufbahn hinweg: es heißt, daß er in der von seinen Ahnen gegründeten Cistercienserabtei Chorin mit großer Pracht bestattet worden sei.

Der Tod Waldemar's stürzte die Mark Brandenburg und die mit ihr verbundenen Länder in eine grenzenlose Verwirrung: eine lange und schwere Periode des Unglücks und des Verfalls sollte nun auf die kurze Zeit des Glanzes und Wohlstandes folgen. Waldemar hatte keine Nachkommen hinterlassen: sein Neffe, ein unmündiges Kind und der letzte Sproß des erlauchten Hauses, folgte ihm bereits im nächsten Jahre in die Gruft. Nun fiel das herrenlos gewordene Land, das Bollwerk Deutschlands, in dessen Aufrichtung und Ausbau eine Heldendynastie in rastloser Arbeit sich abgemühet hatte, einer Menge begieriger Ansprüche zur Beute. Gleich wilden Bestien, die den Raub wittern, fielen die benachbarten Fürsten und Herren von allen Seiten darüber her. Jeder nahm, was ihm am nächsten war und was er zu behaupten hoffen konnte: im Norden die Herzöge von Pommern und die Herren von Mecklenburg, im Süden und Osten die Herzöge von Schlesien, der Markgraf von Meißen, der Polenkönig Lotto von Krakau und König Johann von Böhmen. Die Ober- und Niederlausitz, die Altmark und die Priegnitz, Theile von Pomerellen und der Neumark, sowie die schlesischen Erwerbungen gingen auf diese Weise verloren. Von Westen erschienen, ohne Zweifel von Allen am ehesten zu der offenen Erbschaft berechtigt, die Verwandten des Hauses, die Fürsten von Anhalt und der Herzog Rudolph von Sachsen, entschlossen, ihre Rechte auf den ganzen Ländercomplex ihrer ausgestorbenen Vettern geltend zu machen. Herzog Otto der Milde von Braunschweig, der sich mit Waldemar's Wittwe Agnes vermählte, erhob Ansprüche auf die Altmark, Landsberg und die Pfalz zu Sachsen als Witthum seiner Gemahlin, während der Erzbischof von Magdeburg die Mark als ein heimgefallenes Lehen seines Hochstiftes betrachtet wissen wollte. An ein Eingreifen der Reichsgewalt war bei diesen Wirrnissen nicht zu denken. Denn noch standen die beiden Gegenkönige Ludwig der Baier und Friedrich von Oesterreich mit gezücktem Schwerte einander gegenüber. Ein grauen- und entsetzensvoller Krieg durchtobte alle Provinzen des Reiches, eine Verwirrung ohne Gleichen schien alle Bande bürgerlicher und geselliger Ordnung lösen zu wollen. In dem wüsten Durcheinander und der allseitigen Eifersucht wuchs jeder unbedeutende Localzwist, jeder kleine Egoismus der Fürsten und Herren zu üppiger Höhe empor. Während über dem Reiche die Wogen des Bürgerkrieges zusammenschlugen und ganz Deutschland sich in zwei feindliche Heerlager spaltete, erhoben in den einzelnen Provinzen alle Elemente der Anarchie das Haupt. Dazu kamen die gewöhnlichen Begleiter solcher Zeiten: schlechte Ernten, Hungersnoth und verheerende Seuchen. „Der Satan hat gesäet," klagt ein Zeitgenosse, „und Leiden ohne Zahl sind als Frucht aufgegangen."

Bei dieser Lage der Dinge im Reiche war an einen friedenstiftenden Schiedsspruch der obersten Reichsgewalt in der brandenburger Erbschaftssache nicht zu denken, denn eben diese Macht, deren Beruf es war, über Allen zu walten und den Frieden Aller zu schätzen, war in sich gespalten und regte selbst zu mörderischer Zwietracht auf. So blieb es den märkischen Städten überlassen, auf eigene Hand den Frieden in der Mark aufrecht zu erhalten. Dennoch kam es zu keiner märkischen Eidgenossenschaft im Großen, nur zu vereinzelten localen Bündnissen. Während die uckermärkischen Städte sich an Mecklenburg anschlossen, Frankfurt, Lebus und die Städte der Neumark den Herzog von Pommern als ihren Landesherrn anerkannten, nahmen die Städte der Mittelmark, unter der Führung von Brandenburg, Berlin und Cölln, in ihr Bündniß die Anerkennung des askanischen Herzogs von Sachsen auf:

Digitized by Google

nur Stendal und die übrigen Städte der Altmark verbanden sich zu Schutz und Trutz gegen Jedermann, der ihnen zu nahe treten würde.

Inzwischen war in dem Kriege der beiden Gegenkönige eine folgenschwere Entscheidung gefallen. Bei Ampfing war das glänzende Ritterheer des Habsburgers dem gewaltigen Anprall der bairischen Bürger erlegen, Friedrich selbst in die Gewalt seines Gegners gefallen. Im ersten freudigen Gefühle des Sieges ermannte sich Ludwig der Baier zu einer Entscheidung über die Mark Brandenburg. Er wagte es, die Zumuthungen seines unverschämten Bundesgenossen, des luxemburger Böhmenkönigs, zurückzuweisen und die Mark mit der darauf haftenden Kurwürde seinem eigenen, damals achtjährigen Sohne Ludwig zu verleihen. Um diesem die neue Besitzung zu sichern, warb er für ihn um die Hand einer dänischen Königstochter und erlangte so die Unterstützung eines mächtigen Freundes im Norden. Die Ansprüche der übrigen Bewerber suchte er, so gut es ging, abzufinden. Den wegen ihrer Stammesgenossenschaft mit dem verstorbenen Waldemar in dieser Hinsicht besonders zu berücksichtigenden Fürsten von Anhalt überließ er die Mark Landsberg mit der sächsischen Pfalzgrafschaft; andere Stücke mußten dazu dienen, die übrigen Prätendenten, Böhmen, Sachsen, Braunschweig, Meißen, Magdeburg, zu befriedigen. Gegen Ende des Jahres 1324 hielt der neue Markgraf Ludwig in Begleitung seines Pflegers, des staatsklugen Grafen Berthold von Henneberg, seinen festlichen Einzug in die Mark. Frohe Hoffnungen und die Erwartung besserer Zeiten kamen ihm in dem Jubel der Bevölkerung überall entgegen, besonders gern aber nahmen die Städte den jungen Fürsten auf, der ihnen mit der Bestätigung der alten neue Freiheitsbriefe brachte und die Aussicht auf eine friedlichere Gestaltung der Dinge im Lande eröffnete.

So hatte die Mark wieder einen Herrn. Je trostloser die Zustände der letzten Jahre gewesen waren, desto hoffnungsvoller erhoben sich im Hinblick auf eine glücklichere Zukunft die Herzen der Menschen. Allein die goldenen Zeiten des großen Waldemar blieben vergangen und sollten für die Mark nicht wiederkehren. Um dem Lande eine dauernde Ruhe zu geben, den Wohlstand desselben wieder aufzurichten, sein Ansehen im Reiche und bei den außerdeutschen Nachbarn neu zu begründen, hätte es eines über das gewöhnliche Maß menschlicher Kräfte begabten Fürsten bedurft, und das war Ludwig nicht. Anfangs unter der Vormundschaft des erwähnten Grafen von Henneberg, dann in selbständiger Regierung mühte sich der junge Markgraf vergebens ab, die Wunden zu heilen, welche eine vieljährige Anarchie dem Lande geschlagen hatte. Ein schöner, stattlicher Mann, voll Jugendmuthes, aber auch voll Leichtsinns, den Frauen mehr als billig ergeben, verschwenderisch, stets geldbedürftig, ritterlich und glänzend, aber ohne Stetigkeit und Ausdauer, war Ludwig nicht der Fürst, der das Land aus seinem damaligen Elende hätte erretten können. Unter den ungünstigsten Verhältnissen trat er die Regierung an. Wir haben gesehen, wie, um die Ansprüche der anhaltischen und anderer Fürsten abzufinden, wichtige Theile des märkischen Ländergebietes hatten geopfert werden müssen. Die Hilfsquellen des so beschnittenen Landes waren nur dürftig und wurden es durch fortgesetzte Veräußerungen noch mehr. Bald sah sich der Markgraf in die bitterste Geldverlegenheit versetzt. Man rechnet, daß er nach heutigem Gelde nicht weniger als anderthalb Millionen Thaler an die benachbarten Fürsten und Herren für Entschädigungen, aufgebrachte Kriegskosten und dergleichen hat zahlen müssen. Es blieb nichts anderes übrig, als anfangs eine Domäne nach der anderen zu verpfänden, bald von dem Lande Steuer auf Steuer zu fordern. Das Volk murrte und verweigerte bald gradezu die begehrten Summen. Unzufriedenheit und Mißmuth griffen wuchernd im Lande um sich. Auch daß Ludwig sich ausschließlich mit bairischen Beamten umgab, entfremdete ihm die Gemüther seiner märkischen Unterthanen. Ohne Kenntniß der Sitten, Gebräuche und Rechte des Landes, ohne Theilnahme für die Bewohner, hart und rauh, übermüthig und hochfahrend, trugen diese Leute nicht wenig dazu bei, das neue Regiment verhaßt zu machen. Ludwig selbst, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin mit der Gräfin Margaretha Maultasch von Tirol verheirathet, war oft lange Zeit aus der Mark abwesend: mehr als

Digitized by Google

billig und klug, hielten ihn die Interessen seines Hauses in Süddeutschland fest. Seine losen Sitten, sein ungebundenes Leben verwickelten ihn außerdem in manche Ungelegenheiten und waren nicht dazu geeignet, ihm die Liebe eines ernsten, in diesen Dingen streng denkenden Volkes, wie die Märker waren, zu gewinnen. Das Schlimmste von allem aber war, daß in Folge der Belehnung Ludwig's mit der Mark die letztere nun unausbleiblich in den Wirbel des Kampfes hineingezogen werden mußte, welcher noch immer zwischen dem Könige Ludwig und dem habsburgischen Hause fortdauerte. Als dieser unselige Hader endlich ausgeglichen war, trat an die Stelle der Habsburger der Böhmenkönig Johann und verewigte durch seine von der römischen Curie auf's eifrigste unterstützte Opposition gegen den Kaiser Ludwig den jammervollen Zwist im Reiche. Auch Markgraf Ludwig fand an dem Papste Innocenz II., dem Todfeinde seines Vaters, den grimmigsten und gefährlichsten Gegner, auch gegen ihn war jener gräßliche Bannfluch geschleudert, in welchem es von seinem kaiserlichen Vater heißt: „Verflucht sei er bei seinem Ein- und Ausgange! Der Herr schlage ihn mit Wahnwitz, Blindheit und Tollheit, der Himmel verzehre ihn durch seine Blitze! Der Zorn des allmächtigen Gottes und der heiligen Apostel Petrus und Paulus entzünde sich gegen ihn in dieser und jener Welt! Der Erdkreis kämpfe gegen ihn, der Abgrund thue sich auf und verschlinge ihn lebendig! Sein Name müsse mit dem nächsten Gliede vergehen und erlöschen unter den Menschen! Alle Elemente seien ihm entgegen: sein Haus müsse wüst gelassen und seine Kinder aus ihren Wohnungen vertrieben werden, ja vor seinen Augen in die Hand derjenigen fallen, welche sie tödten!“ Und mit diesen gotteslästerlichen Reden begnügte sich der Papst nicht. Allen Bewohnern der Mark gebot er bei Strafe des Kirchenbannes, den Markgrafen Ludwig nicht als ihren Herrn zu betrachten und ihm in keinem Dinge zu gehorsamen; die Könige von Frankreich, Böhmen und Polen, die Herzöge von Pommern, Schlessien und Mecklenburg rief er zu den Waffen gegen den Usurpator in der Mark. Furchtbare Einfälle, namentlich der Polen, in die märkischen Lande waren die Folge. Von Tage zu Tage wurde die Verwirrung unerträglicher, da Niemand wußte, ob er dem Kaiser oder dem Papste gehorchen sollte; das Land schien dem unermeßlichen Elend erliegen zu müssen, zumal der Papst über dasselbe auch noch das Interdict verhängte. Nun verstummte das sonst nie endende Geläut der Glocken, die Thüren der Kirchen schlossen sich und öffneten sich nur an wenigen hohen Festtagen der gläubigen Menge, keine Messe ward mehr gehalten, kein kirchliches Begräbniß begangen. Wie ein drückender Alp lag der Bann der Kirche auf dem von Parteien zerfleischten Lande. Ist es zu verwundern, daß bei solchen Zuständen die Gemüther der Menschen bis zum Wahnsinn aufgeregt und für die Botschaft der wunderbarsten Dinge empfänglich wurden?

Markgraf Ludwig war grade wieder einmal in Süddeutschland abwesend, da verbreitete sich in der Mark ein seltsames Gerücht, das anfangs leise geflüstert, dann aber wachsend und mit immer größerer Bestimmtheit hervortretend, die leichtgläubigen und sehnsüchtigen Herzen des Volkes mit unwiderstehlicher Gewalt ergriff und längst begrabene Hoffnungen stürmisch aufregte. Es ging ein Gemurmel durch das Land, der vor achtundzwanzig Jahren verschiedene Markgraf Waldemar sei damals nicht, wie man geglaubt, eines seligen Todes verblichen, sondern befinde sich noch unter den Lebenden. Lange Jahre sei er von Land und Leuten entfernt gewesen, jetzt aber sei er zurückgekehrt und durchwandere in der Stille die Mark als Pilger. Er fliehe die Menschen, deren Gedächtniß noch in die Zeit seiner Regierung hinaufreiche, aber er jammere darüber, das seinen askanischen Vettern zustehende Land in den Händen der Baiern zu sehen. Hie und da von alten Leuten erkannt, habe er ihnen Stillschweigen auferlegtund sei schnell von dannen geeilt. Von den verschiedensten Orten kamen Nachrichten, daß man ihn gesehen, auch wohl gesprochen habe: man wollte ihn an einigen Ringen erkannt haben, die zufällig und gegen seinen Willen an ihm bemerkt worden waren.*) Zu welchem anderen Zwecke konnte er im Lande

*) Klöden III. 185 ff. nach zwei Berichten des 16. Jahrhunderts (Brotuff. Genealogia und Chronika des durchlauchtigen Hauses Anhalt 89, und Kantzow, Pomerania I. 355—360.)

Digitized by Google

erschienen sein, als um sein Erbe aus den Händen der unrechtmäßigen Besitzer zurückzufordern? Welchen Eindruck daher dieses Gerede auf das durch tausend Widerwärtigkeiten niedergedrückte Gemüth der Leute machen mußte, liegt zu Tage. Je trostloser die augenblickliche Lage der Dinge war, je umwölkter die Aussichten in die Zukunft sich darstellten, desto glänzender erschienen die Tage der Vergangenheit: die glorreiche Zeit des großen Waldemar, von der Sehnsucht eines niedergetretenen und mißhandelten Volkes verklärt, stieg wie ein leuchtendes Traumbild aus dem Nebel der dahingeschwundenen Jahre empor. Der Reiz des Wunderbaren, der Zauber des Seltsamen und Außergewöhnlichen, alles vereinigte sich, die Gemüther für das Unerhörte empfänglich zu machen und dem aus dem Grabe Zurückgekehrten gläubige Herzen in Menge entgegenzuführen. Aehnliche Fälle waren außerdem unleugbar vorgekommen. So war Heinrich der Pilger, Herr von Mecklenburg, auf einer Wallfahrt nach dem heiligen Lande in die Hände der Saracenen gefallen. Sechsundzwanzig Jahre schwanden dahin, ohne daß man über ihn und sein Geschick die geringste Nachricht erhielt: er war und blieb verschollen. Da kehrte er im Jahre 1298 zur allgemeinen Ueberraschung in die Heimath zurück, wo bereits mehrere Betrüger, die sich für ihn ausgegeben, ihr Verbrechen mit dem Tode gebüßt hatten. Heinrich hat dann noch lange Jahre sein angestammtes Land regiert: Niemand hat je an seiner Echtheit gezweifelt. Noch aber gab es viele Leute, welche diese Geschichte erlebt hatten; es war natürlich, daß sie sich jetzt ihrer erinnerten. Was in dem benachbarten Mecklenburg geschehen war, konnte sich das nicht auch in der Mark ereignen? In unserer nüchternen Zeit freilich würde Jeder einem solchen wunderbaren Ereignisse mit Zweifel und Unglauben entgegentreten, nicht so in jenem wundersüchtigen Jahrhundert, wo vielmehr grade das Außergewöhnliche und Seltsame das menschliche Gemüth unwiderstehlich ergriff und fesselte.

Inzwischen nahmen die Gerüchte über diese wunderbare Wiederkehr eine festere Gestalt an: sie wurden zu einer unbestreitbaren Thatsache. Der vom Tode auferstandene Markgraf — so hieß es — habe sich dem Erzbischofe Otto von Magdeburg zu erkennen gegeben: dieser, ein geborener Landgraf von Hessen, habe ihn geprüft und als echt erkannt. Die Art, wie dieses geschehen, wurde folgendermaßen erzählt. Am Hofe des Erzbischofs sei eines Tages ein alter Mann in Pilgermantel und Muschelhut erschienen und habe den Kirchenfürsten zu sprechen verlangt. Mehreremale abgewiesen, habe er nicht nachgelassen, eine Unterredung mit dem Erzbischofe zu fordern und endlich gebeten, dieser möge ihm wenigstens einen Becher Weins von seiner Tafel schicken. Nachdem sein Wunsch erfüllt, habe er nach einem Trunke einen goldenen Siegelring aus seinem Munde in den Becher fallen lassen. Als der Erzbischof den Ring in dem Becher erblickte, erkannte er an Wappen und Umschrift des Markgrafen Waldemar Siegelring. Sogleich gab er Befehl, den Pilger vorzulassen. Dieser entdeckte sich ihm und gestand, „daß er der alte, todtgeglaubte Waldemar sei.“ Er habe in seiner Jugend seines Vetters Hermann Tochter zum Weibe genommen, und obschon ihm zu dieser Heirath der Dispens der Kirche nicht gefehlt, so seien doch später, als seine Ehe kinderlos geblieben, Zweifel und Gewissensbedenken über die Gottgefälligkeit seiner Verbindung in ihm erwacht. So von quälenden Gedanken ruhelos umhergetrieben, habe er Boten an den Papst Johann XXI. gesendet und für seine Sünde um Absolution gebeten. Diese sei ihm unter der Bedingung gewährt worden, daß er, ohne Jemand davon zu sagen, achtundzwanzig Jahre lang sein Land meide und als Pilger reuig und büßend die Welt durchziehe. Wenn er das vollbracht, solle seine Schuld gebüßt sein: Gott würde ihm dann, wenn er es erlebe, bei seiner Rückkehr auch wieder zu seinem Lande verhelfen. Da habe er denn um seiner Seele Seligkeit willen den Pilgerstab ergriffen; unter den Menschen aber sei die falsche Nachricht von seinem Tode verbreitet, an seiner Statt ein Anderer in die Gruft gesenkt worden. Achtundzwanzig Jahre habe er nun gebüßt, fern von der Heimath, unter fremden Menschen, und Gottes Gnade habe ihn diese schwere Zeit glücklich überstehen lassen. Der Erzbischof war über alles, was er hörte, auf's höchste verwundert, und da er den früheren Markgrafen Waldemar per-

Digitized by Google

sönlich nicht gekannt, so begann er nach mancherlei Dingen aus früheren Zeiten zu fragen, überzeugte sich aber bald, daß er den echten, wahrhaftigen Waldemar vor sich habe. Sofort befahl er, ihm fürstliche Kleider anzulegen und seinem Range gemäß zu behandeln. Das aber wehrte der Fremdling mit aller Entschiedenheit ab: nicht um zu regieren oder fürstlich zu leben, sei er in die Welt zurückgekehrt: er sei der Armuth gewohnt und frage nichts nach Glanz und Ehre; nur daß seine lieben Vettern, der Herzog Rudolph von Sachsen und die Fürsten Albrecht und Waldemar von Anhalt, die er als seine Erben angesehen habe, von Land und Leuten gekommen und diese unter die Herrschaft eines Fremden gerathen seien, schmerze ihn tief: sie wären seine nächsten Lehnserben und er möchte es ihnen wohl gönnen, daß sie die Mark Brandenburg einnähmen und von seinetwegen behielten. Auch habe er auf seiner Wanderung durch das Land viel Klagen und Jammern über den Markgrafen Ludwig gehört und das Elend des Volkes habe sein Herz mit Trauer und Mitleid erfüllt.

Es ist nicht mehr zu entscheiden, wie viel von dieser ganzen Erzählung über Waldemar's erstes Auftreten historische Thatsache ist und wie viel davon der geschäftigen Sage angehört. Es hat sich nur diese eine Darstellung über den Vorgang erhalten und Niemand wird verkennen, daß sie sagenhafte Elemente in sich aufgenommen hat, wie denn die Geschichte von dem in den Becher geworfenen Ring ein Zug ist, der in vielen ähnlichen Ueberlieferungen wiederkehrt. Aber wir haben von einem glaubwürdigen Zeitgenossen, der versichert, dieses aus dem Munde des Erzbischofs Otto selbst gehört zu haben, die bestimmte Aussage, daß der Erzbischof bei seinem Worte betheuert habe, daß das eben derselbige Markgraf Waldemar sei, den man für begraben gehalten.*) Es ist daher nur natürlich, daß der Erzbischof, ohne sich an die Einreden des Fremdlings zu kehren, sogleich an den Herzog von Sachsen und die Fürsten von Anhalt Schreiben erließ, in welchen er ihnen den wunderbaren Vorfall meldete. Man kann leicht ermessen, mit welcher Spannung, aber auch mit welcher Freude diese die überraschende Nachricht aufnahmen; denn sie war ganz dazu geeignet, ihre alten, nur mit Widerstreben aufgegebenen Hoffnungen auf den Besitz der Mark neu zu beleben und, wenn sich die Sache bestätigte, war die Wendung, die sie den märkischen Angelegenheiten geben mußte, eine den askanischen Ansprüchen durchaus günstige. Es kann daher auch nicht auffallen, daß von der bairischen Partei das Ganze sofort als eine verabredete und von den genannten Fürsten in Scene gesetzte Betrügerei dargestellt und ausgegeben wurde. Und diese Argumentation ist von denjenigen, welche an der Unechtheit des wiedererschienenen Waldemar festhalten, immer von Neuem vorgebracht: sie ist das Grundthema, das sie nur in verschiedener Weise variiren. Weil den askanischen Fürsten, dem Erzbischofe von Magdeburg, den Herzögen von Pommern, endlich dem römischen Könige Karl aus dem Wiedererscheinen des Todtgeglaubten ein politischer Vortheil erwuchs, weil sie dadurch in den Stand gesetzt wurden, mit ihren Ansprüchen auf die einzelnen Gebiete der Mark von neuem hervorzutreten, stiften sie eine schändliche, in dieser Art unerhörte Intrigue an und machen sich zu Mitschuldigen eines nichtswürdigen Betrügers. Freilich die älteren, den Ereignissen am nächsten stehenden Berichte wissen davon nichts, und daß eine Anzahl der ersten Fürsten des Reichs, das Haupt der Nation an der Spitze, aus bloßer Gewinnsucht sich zu einem so unwürdigen Gaukelspiel sollte hergegeben haben, daß sie alle ihr fürstliches Wort so schmählich gemißbraucht haben sollten, läßt sich doch auch nicht wohl, wie von dieser Seite geschieht, als etwas ganz Selbstverständliches annehmen. Die Askanier wenigstens, der Herzog Rudolph und die Fürsten von Anhalt, erfreuten sich, soviel wir wissen, des besten Rufes im Reiche und nichts berechtigt uns dazu, ihnen ohne Weiteres ein solches Verbrechen aufzubürden. Auch traten sie anfangs der seltsamen Kunde nicht ohne Mißtrauen entgegen. Wohl eilten sie nach Empfang der erzbischöflichen Briefe sogleich nach dem Schlosse Wolmirstädt, wo der Erzbischof dem angeblichen Waldemar vorläufig seine Wohnung angewiesen hatte; aber mit Verwunderung und Zweifel nä-

*) Chronik Magdeburg's bei Meibom, Script. Rer. Germ. II. p. 341 ff.

herten sie sich dem Manne, der sich für ihren Oheim und ehemaligen Vormund ausgab. Erst als der Fremdling ihnen so Manches aus alter Zeit erzählte und von Dingen sprach, die außer ihnen und dem verschollenen Waldemar Niemand wissen konnte, fingen ihre Zweifel an zu schwinden, und obschon es ihnen schwer wurde, an seine Echtheit zu glauben, erklärten sie sich doch endlich für überzeugt. Von nun an behandelten sie ihn voller Ehrerbietung als ihren Oheim und schlossen mit dem Erzbischof ein Bündniß, Land und Leute daran zu setzen, um ihm wieder zur Mark zu verhelfen.

Die Kunde von diesen Vorgängen durchflog binnen Kurzem das Land und versetzte Hoch und Niedrig in eine unsägliche Aufregung. Alles, was dem bairischen Ludwig abgünstig gewesen war oder sich noch der früheren glücklichen Zeiten erinnerte, wandte sich dem auf so wunderbare Weise zurückgekehrten Waldemar zu. Das ganze Land theilte sich in Zweifler und Gläubige. Eine zahllose Menge namentlich älterer Personen, die den großen Markgrafen noch gekannt hatten, strömte nach Magdeburg, um mit eigenen Augen zu sehen und zu urtheilen. Der Eindruck mußte der Natur der Sache nach ein verschiedener sein. Wohl sah der fremde Mann dem verstorbenen Waldemar sehr ähnlich, aber mancher fremdartige Zug wollte doch zu dem früheren Bilde nicht passen. Und wie wäre dies auch anders möglich gewesen? Sollte die lange Reihe von Jahren, die er unter Mühen und Entbehrungen jeglicher Art im fremden Lande und unter dem ungewohnten Brande einer südlichen Sonne verlebt haben wollte, an ihm vorübergegangen sein, ohne Spuren ihrer aufreibenden Kraft zu hinterlassen? Auch daß der Markgraf von vergangenen Dingen zwar vieles zu berichten wußte, anderes dagegen aus seinem Gedächtnisse entschwunden war, konnte im Grunde nicht gegen ihn zeugen. Seine frühere Gemahlin, die am ehesten eine Stimme über seine Echtheit oder Unechtheit hätte abgeben können, war längst gestorben. Daß aber seine Worte oft seltsam und unzusammenhängend, sein Benehmen höchst auffällig erschien, stimmt merkwürdiger Weise mit dem Berichte der ältesten Quelle, jener schon oben erwähnten Magdeburger Chronik, wonach ein zeitweiliger Wahnsinn der Grund von dem Verschwinden des Markgrafen Waldemar gewesen sein soll. So kehrten die Meisten zurück, gläubig oder ungläubig, wie sie gekommen waren, aber ein Jeder trat auf die eine oder andere Seite und heftiger als je zuvor entbrannte der Parteihader in der Mark.

Von nun an läßt sich die Geschichte des wiedererschienenen Waldemar Schritt vor Schritt durch Urkunden belegen, die Klöden in seinem Buche mitgetheilt hat, und wir bewegen uns daher im Folgenden vergleichsweise auf einem sicheren, weniger schlüpfrigen Boden. Die askanischen Fürsten hatten unterdeß in aller Eile ein Heer gesammelt, um den Prätendenten mit Gewalt der Waffen wieder in den Besitz seines Landes zu setzen: der Erzbischof von Magdeburg schloß sich ihnen an. Zugleich erließen sie Schreiben an die Stände und Städte der Mark, in denen sie den Sachverhalt auseinandersetzten, die Echtheit des Markgrafen betheuerten und zu seiner Anerkennung aufforderten. Von Wolmirstädt drang man in die Altmark ein: ohne erheblichen Widerstand fiel das Land in die Hände der verbündeten Fürsten. Binnen weniger Tage unterwarfen sich die Städte Tangermünde, Stendal, Salzwedel, Gardelegen und andere altmärkische Orte. Nur hie und da wagte die Burg eines Edelmanns einen vereinzelten, fruchtlosen Widerstand. Freigebige Privilegien zogen bald das wichtige Brandenburg, den Vorort der mittelmärkischen Städte, auf die Seite Waldemar's und seiner Bundesgenossen. Noch schneller und müheloser ward die Priegnitz gewonnen. Es war kein Krieg, der hier geführt wurde, sondern ein friedlicher Triumphzug, in welchem man das Land durchzog. Bald fanden sich auch andere Fürsten zu einem Bündnisse bereit, zuerst der Herzog Johann von Mecklenburg. Darauf ward zu Cremmen ein großer Fürstentag gehalten. Die beiden Herzöge von Mecklenburg, der Herzog Barnim von Pommern, die Grafen von Holstein, Graf Klaus von Schwerin und andere Herren, endlich die Gesandten des Königs Magnus von Schweden überzeugten sich hier auf das Wort der askanischen Fürsten von der Echtheit des Prätendenten und sagten ihm zur Wiedererlangung der noch nicht eroberten Theile der Mark ihre bewaffnete Hilfe zu.

Digitized by Google

Dann ging der Zug weiter in das Uckerland. Ueberall fand man wenig oder gar keinen Widerstand. Berlin und Cölln öffneten nach einigem Sträuben und nachdem ihnen ihre Freiheiten bestätigt und vermehrt worden waren, ihre Thore. So war im Laufe weniger Wochen das Unglaubliche geschehen: fast ohne Krieg war der größte Theil der Mark, die Altmark, Priegnitz, Uckermark mit fast der ganzen Mittelmark von einem Manne erobert worden, dessen Recht, Titel und Anspruch, ja dessen Person nach heutigen Begriffen mehr als zweifelhaft erschien. Nur das Land Lebus und die Neumark blieben noch in der Gewalt der Baiern.

Jetzt endlich scheint Markgraf Ludwig, der noch immer in seinen süddeutschen Ländern verweilte, von dem, was in der Mark vorging, Kunde erhalten zu haben.

Sogleich erklärte er den angeblichen Waldemar für einen Betrüger und Usurpator, schrieb an die ihm befreundeten Fürsten, die Könige von Dänemark und Polen, den Herzog Erich von Lauenburg, sowie an die Hansestädte um bundesgemäße Hilfe und eilte, während sein Vetter, der Pfalzgraf Ruprecht, in Baiern und in der Pfalz ein Heer zu seinem Beistande sammelte, mit dem, was er im Augenblick zusammenraffen konnte, gen Norden, um in der Mark zunächst das zu retten, was noch zu retten war. Allein auch die Freunde Waldemar's waren nicht müßig gewesen. Einen gefährlichen Kampf vorhersehend, wandten sie sich an denjenigen Mann um Hilfe, der allein in dieser Sache entscheiden zu können schien und dessen Interesse hier ganz mit dem ihrigen zusammenfiel. Markgraf Karl von Mähren, seit dem Tode seines Vaters Johann in der Schlacht von Crecy auch König von Böhmen, war noch in dem vorletzten Jahre von Kaiser Ludwig's Regierung diesem von der päpstlichen Curie und ihrem Anhange in Deutschland als Gegenkönig entgegengestellt worden. So lange Ludwig lebte, hatte der Pfaffenkönig, wie man Karl nannte, wenig Anhänger im Reiche gefunden: jetzt aber, nach Kaiser Ludwig's plötzlich erfolgtem Tode, (11. October 1347), hielt er sich nicht nur selbst für den rechtmäßig erwählten König der Deutschen, sondern galt auch dafür in der Meinung vieler Leute, obschon die Giltigkeit seiner früheren Wahl zum Mindesten sehr zweifelhaft war. Niemand aber bestritt diese Giltigkeit eifriger, Niemand war mehr bemüht, eine Neuwahl zu Stande zu bringen, als die Wittelsbacher, an ihrer Spitze das derzeitige Haupt des Hauses, Markgraf Ludwig von Brandenburg. Eben zu diesem Zweck war Ludwig bislang in Süddeutschland thätig gewesen. Als jetzt Waldemar und seine Anhänger den König Karl um seine Intervention in ihrem Streit mit dem Markgrafen Ludwig baten, ergriff jener mit Begierde die Gelegenheit, seinen Gegner zu demüthigen und ihm eine wichtige Provinz zu entreißen. Ein mächtiges, für jene Zeiten ungewöhnlich zahlreiches Heer brach unter des Königs persönlicher Führung nach Norddeutschland auf und verhieß den Freunden Waldemar's erwünschte Hilfe. Zugleich erlitt das von dem Pfalzgrafen Ruprecht für Ludwig zusammengebrachte Heer auf seinem Zuge nach der Mark durch den Herzog von Sachsen eine vernichtende Niederlage, wobei der Pfalzgraf selbst in die Hände seines Gegners fiel. Auch erließ der Papst eine abermalige Bannbulle gegen den Markgrafen und erklärte sich öffentlich für Waldemar's Partei. So von allen Seiten bedroht, vom Glück verlassen und von Verräthern oder lauen Freunden umgeben, beschloß Ludwig, nachdem er zuvor die Trümmer des geschlagenen Heeres an sich gezogen hatte, sich in seine treue Stadt Frankfurt zu werfen, und sich hier bis zum Aeußersten zu vertheidigen.

König Karl führte seine gewaltige Kriegsmacht westlich an Frankfurt vorüber und vereinigte sich in der Gegend von Müncheberg mit dem Heere der askanischen Fürsten. Mehrere Stunden Weges, von der ehemaligen Johannitercomthurei Lietzen bis gegen Tempelberg hin, erstreckten sich die Lagerzelte des vereinigten Heeres: im Centrum, bei dem Orte Heinrichsdorf, wehte die Reichsfahne, denn hier lagerte der König selbst mit seinen Böhmen und Mähren, sowie mit einem Theile des Reichsheeres. Es war eine glänzende Versammlung, die hier im Angesicht der Stadt Frankfurt sich zu ernsten Thaten rüstete, die Blüthe des deutschen Fürstenthums und Adels, eine Menge Herzöge, Fürsten, Grafen und ungezählte Edle aus allen Theilen des weiten Reiches. Vor diesem stattlichen Fürstengerichte beschloß Karl,

Digitized by Google

noch einmal den angeblichen Waldemar prüfen zu lassen. Zwar hatten die Herzöge von Sachsen, Mecklenburg und Pommern, die Fürsten von Anhalt und der Magdeburger Erzbischof eidlich versichert, jener sei der echte, für todt ausgegebene Waldemar, allein wie Karl in seinem Leben stets mit peinlicher Aengstlichkeit die äußeren Formen des Rechtes zu wahren liebte, so wollte er vor allem in einer so hochwichtigen Sache, wie diese, nichts thun, was den Anstand und das Herkommen verletzen konnte. Auch war es klar, daß erst nach einer solchen von der obersten Reichsgewalt angeordneten Untersuchung eine etwaige Belehnung Waldemar's mit der Mark erfolgen konnte. Demgemäß ernannte der König zur Recognition des Prätendenten eine Commission von acht Männern, „deren etliche," wie es in der darüber ausgestellten Urkunde heißt, „den Markgrafen Waldemar wohl gekannt haben, ehe er von seinem Lande schied, damit sie in Erfahrung bringen sollten, ob er's wäre."*) Die Personen, welche diesen Auftrag erhielten, waren die beiden Herzöge von Sachsen, Rudolph der Aeltere und Jüngere, Herzog Johann von Mecklenburg, Fürst Albrecht von Anhalt, Graf Albrecht von Mühlingen und Barby, Ritter Werner von Anfurt, Ritter Albrecht von Warberg und der Propst Friedrich zu Berlin. Man könnte gegen das Urtheil dieser Männer einwenden, daß diejenigen von ihnen, welche, wie die Herzöge von Sachsen und der Fürst von Anhalt, Waldemar früher gekannt hatten und auf deren Zeugniß es also zumeist ankam, von vorn herein in der Sache Partei waren. Allein aus diesem Dilemma war überhaupt nicht herauszukommen, da es außer diesen Fürsten Niemand gab, der über die vorliegende Frage ein Urtheil abzugeben vermocht hätte, insofern sie allein dem ehemaligen Markgrafen näher gestanden hatten. Auch ist bereits bemerkt, daß sie durchaus als ehrenwerthe Männer bekannt waren, denen man ebensowenig einen absichtlichen Betrug zutrauen darf, wie den ehrsamen Bürgern der märkischen Städte, welche den Wiedererschienenen mit Freuden aufgenommen hatten.

Die Erklärung der Commission, welche in der Sache eine Menge anderer Personen vernahm, lautete dahin, „sie hätten gewißlich erfahren, daß er's sei. Sie berichteten darüber dem Könige und unterwiesen ihn gänzlich darin," d. h. sie legten ihm die Beweise für die Echtheit des Mannes vor. Am 2. October 1348 erfolgte nun unter freiem Himmel, im Angesicht des ganzen Heeres und einer zahllosen Menge Volkes, die von nah und fern herbeigeströmt war, ja, wie spätere Schriftsteller behaupten, vor den Augen des Markgrafen Ludwig, der dem seltsamen Schauspiel von den Mauern der Stadt Frankfurt herab zugeschaut haben soll, die feierliche Belehnung Waldemar's mit der Mark, den dazu gehörigen Ländern und der damit verbundenen Kur des Reiches. Der König Karl versprach und gelobte dem Markgrafen mit seinem königlichen Wort, „ihn bei den verliehenen Ländern und Würden zu vertreten, zu schirmen und zu behalten gegen Jedermann, Niemanden ausgenommen, der ihn etwa daran hindern wollte, wie ein römischer Kaiser seine und des Reiches Fürsten zu Rechte schirmen und vertreten soll." Dann ertheilte er dem jüngeren Herzoge Rudolph von Sachsen und den Fürsten von Anhalt die Eventual-Belehnung mit der Mark für den Fall eines unbeerbten Abganges des eben beliehenen Waldemar. Er selbst freilich war nicht so uneigennützig, daß er sich nicht durch Abtretung der Lausitz von Seiten des neuen Markgrafen für seine Mühe und Hilfe hätte entschädigen lassen. Dafür erwies er diesem alle mögliche äußere Ehre, ließ ihn bei Tafel an seiner Seite sitzen und vertilgte so in dem gemeinen Manne die letzte Spur eines Argwohns gegen die Echtheit desselben.

Nach einigen in Lustbarkeiten und Ritterspielen verbrachten Tagen wandte sich das Heer des Königs und der verbündeten Fürsten gegen Frankfurt, wo sich Ludwig noch immer behauptete. Die Augen von ganz Deutschland richteten sich nach diesem Orte, denn an dem Besitze desselben schien, wie die Dinge jetzt lagen, das Schicksal der Mark zu hängen. Fiel Frankfurt, so war es mit der Herrschaft der Baiern in diesen Gegenden vorbei, der angebliche Waldemar und nach seinem Tode die askanischen Fürsten die kaum mehr anzufechtenden Besitzer des Landes: behauptete sich dagegen Ludwig in der Stadt, die neben

*) Urk. bei Klöden III, 478, Nr. XIX. Das Original im herzogl. Gesammtarchiv zu Dessau.

Digitized by Google

den unbedeutenderen Mittenwalde und Brietzen (fortan Treuenbrietzen genannt) fast der einzige Platz war, der ihm noch anhing, so konnte er immerhin noch auf eine Wendung zu seinen Gunsten hoffen, so wenig wahrscheinlich diese auch erschien. Alles kam deshalb darauf an, ob Frankfurt auf die Länge dem zahllosen Heere der Belagerer widerstehen würde. Hier drängte sich in der That die ganze Entscheidung zusammen. In richtiger Erkenntniß dieser Sachlage hatte sich Ludwig selbst in der Stadt einschließen lassen: er hoffte dadurch die Treue der Bürger zu befestigen, ihren Muth zu erhöhen. Dennoch schien die Stadt einer längeren Belagerung nicht gewachsen, und wenn der Markgraf selbst, wie es kaum anders geschehen konnte, bei der Uebergabe oder Erstürmung derselben in die Gewalt seiner Feinde fiel, so war die von ihm vertheidigte Sache ohne Rettung verloren. Da, in dieser äußersten Noth, fand er einen Bundesgenossen, vor dessen Schreckgestalt König Karl in bebender Eile die Flucht ergriff, das noch eben so siegesgewisse Heer in alle Winde sich zerstreute.

Es war der schwarze Tod, dessen Pesthauch damals über Deutschland dahinflog, und der dem Unternehmen des Kaisers und der mit ihm verbündeten Fürsten ein so schmähliches Ende bereitete. Seit länger als einem Jahr schon wüthete diese grauenhafte Seuche in Europa und verbreitete überall, wohin sie kam, maßloses Entsetzen und unerhörte Verwüstung. Wie ein Würgengel durchschritt sie die Welt. Aus dem Orient wälzte sie sich zuerst dem Süden Europa's zu, drang von da seit dem Jahr 1348 stoßweise gegen Norden vor und erreichte endlich auch Deutschland. Die Verheerungen, welche sie anrichtete, waren beispiellos gräßlich. Wen sie ergriff, der starb schon nach wenigen Tagen: zwei Drittheile der Menschen soll sie hinweggerafft haben. Darum nannte man sie auch „das große Sterben.“ Eine besonders reiche Ernte hielt sie in den Städten, wo das Volk dicht zusammengedrängt in ungesunden Wohnungen hauste. In Paris erlagen ihr 50,000, in Avignon 60,000, in Marseille in einem einzigen Monat 16,000 Menschen. In Venedig, Lübeck, Basel und Erfurt trat sie in gleich schonungsloser Weise auf. In Deutschland allein starben nahe an 125,000 Barfüßermönche. Wer fliehen konnte, floh, um ihr meistens doch nicht zu entrinnen. In Avignon saß der Papst, von seinen Cardinälen verlassen, einsam in einem Zimmer, in welchem beständig Kräuterwerk verbrannt wurde. Handel und Wandel lag völlig darnieder: hatte man doch alle Hände nöthig, um die Todten zu bestatten. Selbst auf das Meer erstreckte sich die Herrschaft dieser furchtbaren Krankheit, und manches Schiff trieb damals mit einer Bemannung umher, die nur aus Leichen bestand. Der Mangel an Menschen gebot den Kriegen der Engländer mit den Franzosen Halt, aber in Deutschland hatten der Streit um das Reich und die vielen Einzelfehden ihren ungestörten Fortgang.

Diese entsetzliche Seuche erschien jetzt auch in der Mark. Von Westen nach Osten vorschreitend, kam sie gegen den Herbst 1348 nach Magdeburg und zeigte hier dieselben furchtbaren Symptome wie anderwärts. Alle Mittel, ihre Verbreitung zu hemmen, erwiesen sich als wirkungslos. Mit Zittern und Bangen sahen die schon so hart geprüften Bewohner der Mark die schauerliche Schreckgestalt von Westen heranschreiten, langsam aber unaufhaltsam näher kommen. Um die Mitte des Octobers überschritt sie die Elbe, und der Hauch des großen Todes wehte die Lebendigen an. Als sie die Oder erreichte, hatte eben der Kampf um Frankfurt begonnen. Da die Krankheit grade zu Anfang mit besonderer Heftigkeit aufzutreten pflegte, so läßt sich vermuthen, daß sie bei der schon vorgerückten Jahreszeit im Lager des Königs sogleich zahlreiche Opfer forderte. Ein jäher Schreck fiel auf die Fürsten, Führer und Soldaten: entsetzt und betäubt stob das gewaltige Heer auseinander.

Markgraf Ludwig athmete auf. Die drohende Wolke, welche ihn noch eben zerschmettern zu müssen schien, war vorübergezogen, und obschon ihm wohl selbst vor seinem unheimlichen Alliirten grauen mochte, so hatte ihn die Seuche doch nicht nur jetzt aus einer verzweifelten Lage gerettet, sondern ihr Eingreifen grade in diesem Momente mußte in der Auffassung des ganzen Streites für ihn die günstigste Wendung hervorbringen. Die Aufhebung der Belagerung, die Zersprengung des stolzen und übermächtigen Heeres, die Intervention des

Digitized by Google

großen Todes, endlich der Rückgang, den von nun an Waldemar's Angelegenheiten nahmen, alles dieses konnte in einer so dunkeln und zweifelhaften Sache den Zeitgenossen nicht wohl anders als ein Gottesurtheil erscheinen. Durch die plötzliche, unvermuthete Hilfe, welche sich, wenn auch in schrecklichster Gestalt, dem Markgrafen Ludwig nahte, als er rettungslos verloren zu sein schien, hatte — so schloß man — Derjenige selbst in dieser Angelegenheit gesprochen, der die Herzen und Nieren prüft und dessen heiligem Blicke nichts verborgen bleibt. Die Folgen dieses Umschlags zeigten sich fast augenblicklich. König Karl verschwand ganz vom Kriegsschauplatz. Er begnügte sich damit, Alle, welche den Fürsten Waldemar, seinen lieben Schwager, nicht anerkennen würden, mit des Reiches Acht zu bedrohen und den Ständen der Mark die Lehnsnachfolge der anhaltischen Fürsten nochmals an's Herz zu legen: im Uebrigen überließ er es Waldemar und seinen Freunden, sich diese Anerkennung selbst zu erkämpfen. Allein der Krieg nahm bald für Ludwig eine immer günstigere Wendung. Nachdem er die Bürger von Frankfurt durch neu verliehene Freiheiten für die ihm erwiesene Anhänglichkeit belohnt hatte, wandte sich Ludwig gegen Möncheberg und Fürstenwalde. Beide Städte, eben noch der Partei Waldemar's zugethan, öffneten ihm ohne Widerstand die Thore und nahmen ihn willig auf. Bald jedoch drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß, wenn er im Kampfe um die Mark nicht unterliegen wollte, er auch in Süddeutschland den Handschuh, welchen Karl ihm hingeworfen, aufnehmen müsse. Nur wenn er den Luxemburger durch Aufstellung eines Gegenkönigs im Reiche in ernstliche Verlegenheit brachte, konnte er hoffen, daß Karl um den Preis des Friedens und seiner Anerkennung als deutscher König, den von ihm belehnten Waldemar fallen lassen würde. Während daher Ludwig's Gegner zu Wittenberg eine große Versammlung hielten, wo die askanischen Fürsten ihr Bündniß mit Magdeburg erneuerten, ging Ludwig selbst nach Dresden in der Absicht, seinen Schwager, den Markgrafen Friedrich den Ernsthaften von Meißen, zu bewegen, als Bewerber um die deutsche Krone aufzutreten. Als dieser ablehnte, gelang es ihm endlich, in dem Grafen Günther von Schwarzburg den Mann zu finden, dessen er bedurfte. Aber auch er nahm die ihm fast aufgenöthigte Krone nur mit Widerstreben an, und in der That bedurfte es keines großen Scharfblicks, um die Absichten Ludwig's bei dieser Wahl zu durchschauen und zu bemerken, daß es ihm hauptsächlich darum zu thun war, seinem Gegner und dessen Anhang eine unerwünschte Diversion zu machen. Gegenüber diesen Bestrebungen der bairischen Partei berief Karl die Fürsten seines Anhanges im Februar 1349 nach Cöln. Auch Waldemar war hier zugegen und erließ von hier aus einen Protest dagegen, daß Günther die brandenburger Kurstimme für seine Wahl in Anspruch nehme, denn nur er, Waldemar, sei der rechtmäßige Markgraf in Brandenbürg, und er erkenne den Luxemburger Karl als allein berechtigten König in Deutschland an. Bemerkenswerth ist, daß bei dieser Gelegenheit Waldemar auch von den bedeutendsten Fürsten Süddeutschlands, namentlich von den Erzbischöfen von Mainz, Cöln und Trier, als ebenbürtiger Kur- und Reichsfürst behandelt wurde, was um so schwerer in's Gewicht fällt, als der Erzbischof Balduin von Trier den ehemaligen Waldemar sehr gut gekannt und mit diesem früher zwei Königswahlen vollzogen hatte.

Inzwischen ging der Krieg in der Mark seinen Gang und gestaltete sich mehr und mehr zu einem mit äußerster Erbitterung geführten Bürgerkriege. Die Sache des in Süddeutschland vielfach in Anspruch genommenen Ludwig verfocht jetzt hier dessen Stiefbruder, Ludwig der Römer, aber noch immer hielt die überwiegende Mehrheit der Städte zu Waldemar, ja die Städte der Altmark, Priegnitz, Ucker- und Mittelmark schlossen damals mit den anhaltischen Fürsten ein Bündniß, und versprachen diesen unter der Bedingung, daß ihnen ihre Freiheiten bestätigt würden, Treue und Hulde auf ewige Zeiten, erkannten somit das Recht jener Fürsten auf die Nachfolge im Lande ausdrücklich und in aller Form an. Bei dieser Gelegenheit und noch bei einigen andern erscheint Waldemar in einem eigenthümlichen Verhältniß zu seinen Vettern von Sachsen und Anhalt: diese führten über ihn eine Art von Vormundschaft. Bei dem Mangel an hinlänglichen Nachrichten sind wir völlig außer Stande, den

Grund dieses seltsamen Mißverhältnisses anzugeben, doch darf hier noch einmal an jenes Gerede erinnert werden, der alte Markgraf sei wahnsinnig, und manche Andeutungen auch in den Urkunden scheinen die Vermuthung zu bestätigen, daß er zeitweilig wenigstens geistesabwesend und seines Verstandes nicht mächtig gewesen sei. Ein damals abgeschlossener Vergleich der askanischen Fürsten setzte für den Fall von Waldemar's Tode fest, daß die beiden Fürsten von Anhalt in den Besitz der Mark gelangen, ihr Stammland Anhalt aber und die Grafschaft Ascharien auf den Herzog von Sachsen übergehen sollte.

Während man aber von dieser Seite bereits für eine noch ziemlich fern liegende Zukunft über das Schicksal des viel begehrten Landes Bestimmungen traf, erscholl von den Ufern des Main, wo in dem Kampfe um die alte Kaiserstadt Frankfurt die beiden Gegenkönige Günther und Karl ihre Kräfte maßen, eine Nachricht, welche die ganze Lage der Dinge in der Mark verändern und die Partei Waldemar's mit schweren Sorgen um den Ausgang des Streites erfüllen mußte. Markgraf Ludwig hatte sich am 26. Mai in dem Lager vor Eltville mit seinem verhaßten Gegner, dem König Karl, vertragen. Der Preis, um den sich hier die noch eben in wilder Erbitterung gegen einander erhobenen Hände zu Versöhnung und Bündniß zusammenschlossen, war ein doppelter Verrath: des Markgrafen Ludwig an dem wackern Grafen von Schwarzburg, der ganz allein auf Ludwig's Andringen sich zur Annahme der ihm dargebotenen Krone hatte bewegen lassen, und des Böhmenkönigs Karl an seinen bisherigen treuesten Bundesgenossen, den askanischen Fürsten, und an jenem Waldemar, den er noch vor Kurzem im Angesicht des Himmels und vor einer zahlreichen Fürstenversammlung für den allein rechtmäßigen Erben von Brandenburg erklärt hatte. Für das von Ludwig gegebene Versprechen, den von ihm aufgestellten Gegenkönig Günther fallen zu lassen, sicherte ihm Karl die Mark Brandenburg zu in ihrem ganzen Umfange, mit der darauf ruhenden Kur und dem damit verbundenen Erzkämmereramte. So ging mit einem doppelten Intriguenspiele der große Zwist jener Tage zu Ende. An unheilbarem Siechthum erkrankt, von seinen Freunden betrogen und von Jedermann verlassen, entsagte Günther seinen Ansprüchen auf das Reich. Wenige Tage darauf, am 12. Juni 1349, starb er unter Verwünschungen seiner eigenen Partei zu Frankfurt, wohin er sich hatte bringen lassen. König Karl, sein früherer Gegner, wohnte dem Leichenbegängnisse des verrathenen Mannes mit scheinheiliger Theilnahme bei: auf seinem Grabsteine zu Frankfurt liest man noch heute die bezeichnenden Verse:

> Falschheit, Untreue und Schande ziemt;
> Drum stete Treue Schaden nimmt.
> Untreue nahm Gewinnes Hort.
> Untreue und Falschheit mit giftigem Wort.

Nicht so schnell sollten sich die Geschicke des andern Opfers des großen Versöhnungstages zu Eltville erfüllen. Es steht zu vermuthen, daß König Karl nur nach langem inneren Kampf sich dazu entschlossen hatte, seinem alten Gegner die Anerkennung seines Besitztitels auf die Mark zu versprechen. Wie er der hier übernommenen Verpflichtung nachkommen wollte, ohne die früher an Waldemar ertheilten Zusagen zu brechen und dessen Belehnung zu widerrufen, war nicht abzusehen. Und wie konnte er sich zu einem solchen Widerrufe entschließen, da dieser sein eben erst neu gekräftigtes königliches Ansehen abermals auf das Tiefste erschüttern mußte? Waldemar's Belehnung war geschehen, nachdem ein unter seinen Auspicien gewähltes Fürstengericht die Echtheit desselben einstimmig bezeugt hatte, in feierlicher Reichsversammlung, in völlig legaler Form, unter dem Zurufe des Volks und mit der Beistimmung der versammelten Fürsten. Was war seitdem geschehen, das ihm auch nur den Hauch eines Vorwandes geboten hätte, diese seine eigenen kaiserlichen Handlungen jetzt für null und nichtig zu erklären? Waren etwa neue Aufschlüsse bekannt geworden, welche jetzt mehr als damals an der Echtheit Waldemar's zweifeln ließen? Oder sollte er offen eingestehen, daß er damals, nur um den Markgrafen Ludwig zu demüthigen, ein Gaukelspiel vor Gott und Menschen aufgeführt habe? Ganz seiner schlauen und hinterhaltigen Natur gemäß beschloß Karl in dieser üblen Lage, in welche ihn der Vertrag von Eltville versetzt hatte, zu zögern, die Entscheidung hinzuhalten und von der Zeit das beste für die Verwirklichung seiner geheimen Pläne zu

Digitized by Google

erhoffen. Vergebens warteten Markgraf Ludwig und sein Bruder auf einen Schritt von Karl's Seite, um sein Wort auszulösen und die ihnen gemachten Zusagen zu erfüllen. Sie erließen daher ihrerseits an die Städte der Mark, welche noch immer fast ohne Ausnahme auf Waldemar's Seite standen, Schreiben, worin sie ihnen ihre Aussöhnung mit dem Kaiser kund thaten, ihnen für alles Geschehene Amnestie verhießen und sie aufforderten, zum Gehorsam gegen sie, als ihre rechtmäßigen Fürsten, zurückzukehren. Die Städte, welche unter diesen Umständen nicht wußten, was sie thun sollten, wandten sich an Karl mit der Anfrage, wen sie denn eigentlich als ihren Herrn anzusehen hätten, Ludwig oder Waldemar. Aber wie erstaunte die bairische Partei, als Karl, nunmehr in die peinliche Nothwendigkeit versetzt, sich offen auszusprechen, erklärte, daß er Waldemar und Niemanden sonst als Markgrafen von Brandenburg anerkenne. „Und wer Euch anders sagt" — so lauten die Worte des merkwürdigen Antwortschreibens — „daß wir Jemand anders denn vorgenannten Waldemar für einen Markgrafen halten und haben, der thut uns nicht recht, denn das ist mit nichten so." In ähnlicher Weise sprach sich Karl in einem Schreiben an die Stände des Reichs dahin aus, daß er nach Waldemar's Tode Keinen für einen Kurfürsten in Brandenburg halten wolle, als die Herzöge von Sachsen und die Fürsten von Anhalt.

Man würde irren, wenn man diese Erklärungen Karl's zu Gunsten des Prätendenten und der askanischen Fürsten für etwas anderes nehmen wollte, als für einen Verlegenheitsversuch, die definitive Entscheidung in der von Tag zu Tag sich mehr verwirrenden Sache hinauszuschieben. Seit seiner Versöhnung mit der bairischen Partei war das Preisgeben seiner ehemaligen Verbündeten bei ihm eine fest beschlossene Sache: es handelte sich nur darum, den passendsten Zeitpunkt und die am wenigsten compromittirenden Wege zu finden. Auch mag ein wenig Uebelwollen gegen die noch immer von ihm gehaßten Wittelsbacher mit untergelaufen sein. Soviel wenigstens war diesen nach den letzten Erklärungen des Königs klar geworden, daß sie bei ihren Bestrebungen, die Mark zurückzugewinnen, auf Karl's thätige Mitwirkung nicht rechnen durften: es war genug, wenn er sie gewähren ließ. Sie begannen daher mit verdoppeltem Eifer ihre Rüstungen, und wiederum erhob der Parteikampf in der Mark sein Haupt. Als wichtigster Bundesgenosse der Baiern erschien jetzt der König von Dänemark. Er landete bei Wismar und drang mit einem zahlreichen Heere, welchem sich auch der von Waldemar abgefallene Herzog von Pommern anschloß, in die Mark ein. Vereint mit den Herzögen von Mecklenburg traten ihm die askanischen Fürsten, zum entscheidenden Kampf gerüstet, entgegen. Es gelang ihnen, den Dänenkönig in der uckermärkischen Stadt Strasburg völlig einzuschließen. Als Ludwig der Römer zur Hilfe herbeieilte, ward er bei Oderberg durch den Herzog Albrecht von Mecklenburg angegriffen, sein Heer beim ersten Anlauf auseinandergesprengt. Was von diesem in dem Treffen nicht getödtet oder gefangen wurde, sah sich in schrecklicher Verwirrung auf Oderberg zurückgeworfen. Hier fanden noch Viele, die sich auf der Brücke zusammendrängten oder die in dem Flusse liegenden Schiffe zu erreichen suchten, ihren Tod in den Wellen der Oder. Nur mit drei getreuen Begleitern entkam Ludwig selbst dem furchtbaren Gemetzel. Fast vierhundert Ritter und Edelknechte fielen den Siegern in die Hände, die gemeinen Knechte gar nicht zu rechnen.

Wie schwer indeß diese vernichtende Niederlage die Wittelsbachische Partei traf, es lag in ihr doch der Trost, daß der König von Dänemark durch sie aus seiner gefährlichen Lage befreit wurde. Er hatte die Abwesenheit der Mecklenburger benutzt, um seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. In aller Eile verließ er Strasburg und zog in Gewaltmärschen gegen Berlin, um diese wichtige Stadt durch Ueberfall zu nehmen. Allein die Bürger waren nicht allein treue Anhänger der Askanier, sondern auch wachsam und auf ihrer Hut. Der König sah sich daher zu einer regelmäßigen Belagerung genöthigt, stellte Maschinen und Mauerbrecher auf und rüstete sich zum Sturme, als der Herzog von Mecklenburg zum Entsatze der bedrängten Stadt erschien. Kampfbereit standen beide Heere einander gegenüber: es schien, als müßte jetzt die Sache zum endlichen Austrag kommen. Da, als schon der Schlacht-

Digitized by Google

ruf hüben und drüben erscholl, die Waffen sich kreuzten und die Entscheidung auf der Schärfe des Dolches schwebte, legten sich die Gesandten einiger benachbarter Mächte dazwischen und vermochten die hadernden Parteien, von der Entscheidung durch das Schwert an die Gesetze und an von beiden Seiten gewählte Schiedsrichter zu appelliren. Man einigte sich über einen Waffenstillstand bis zu Pfingsten des nächsten Jahres (1350): bis dahin sollte ein Rechtsspruch in der Angelegenheit erfolgt sein. Zum Schiedsrichter aber wählten beide Parteien den König Magnus von Schweden. Zu einer vorläufigen Besprechung der Gegner unter einander bot Graf Günther der Aeltere von Schwarzburg sein Schloß Spremberg in der Lausitz an, während auf der andern Seite der Dänenkönig und mehrere Fürsten der bairischen Partei sich nach Prag an Karl mit der Bitte wandten, ihnen einen Tag und Ort zu bestimmen, wo sie in seiner Gegenwart und im Beisein ihrer Gegner ihrer Verpflichtung erledigt werden könnten.

Es trat damit an König Karl die unabweisbare Forderung heran, sich für oder wider zu entscheiden: ein Ausweichen war nicht wohl mehr möglich. In dieser peinlichen Lage würde es selbst einem so ränkevollen Geist, wie der seinige war, nicht leicht geworden sein, einen Ausweg zu finden, wäre ihm nicht jene Spremberger Zusammenkunft zu Hilfe gekommen. Sie sollte und mußte ihm einen Weg aus dem Labyrinth zeigen, in welches eine treulose Politik ihn gestürzt hatte, mochte dieser auch noch so dornig und demüthigend für ihn sein. Am 1. Februar des Jahres 1350 fanden sich an dem bestimmten Orte von der einen Seite der König von Dänemark, der Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg, Markgraf Ludwig und sein Bruder, der Römer, ein; von der andern Seite die anhaltischen Fürsten, der Herzog Albrecht von Mecklenburg, der Graf von Barby und die Bevollmächtigten des Erzbischofs von Magdeburg. Auffallen muß es, daß der Mann, um dessen Schicksal es sich hier vor allem handelte, daß der angebliche Waldemar nicht persönlich erschienen war. Man darf nicht annehmen, daß seine Vertheidiger und Freunde ihn aus Besorgniß, seine Anwesenheit möchte bei seinen Gegnern Anstoß erregen, von den Verhandlungen fern hielten; noch weniger, wie insinuirt worden ist, daß er gefürchtet habe, seine angemaßte fürstliche Würde nicht behaupten zu können. Vielmehr lassen manche Umstände vermuthen, daß man ihn wegen seiner Gemüthskrankheit nicht mit nach Spremberg genommen hat, wie denn schon seit geraumer Zeit seine Person in auffallender Weise in den Hintergrund tritt und überall und stets die anhaltischen Fürsten für ihn sprechen und handeln. Ihrem entschiedenen Auftreten war es zu verdanken, daß man bei den Spremberger Verhandlungen die Frage nach der Echtheit oder Unechtheit Waldemar's ganz bei Seite ließ und sich stillschweigend in dem Gedanken einigte, daß die eine Partei eben so wohl berechtigt sei wie die andere. Dann handelte es sich freilich darum, einen Schiedsrichter zu wählen, der beiden Parteien ein gleiches Vertrauen einflößte. Niemand war durch seine Stellung mehr dazu berufen, als der römische König, und wir dürfen voraussetzen, daß er von askanischer Seite in Vorschlag gebracht wurde. Dagegen hat ihn wahrscheinlich die bairische Partei verworfen, weil er ihr nach dem, was geschehen, nicht vorurtheilslos und unbefangen genug erscheinen mochte. Man kam daher wieder auf den König von Schweden zurück und vereinigte sich endlich dahin, diesem das Schiedsrichteramt zu übertragen. Beide Parteien versprachen, sich unweigerlich seiner Entscheidung zu fügen.

So schien endlich eine friedliche Ausgleichung dieser verworrenen Händel bevorzustehen, allein eben die Verhandlungen, welche diese anbahnen sollten, mußten nun dem König Karl zu einem elenden Lügenspiel dienen, um aus der Verlegenheit herauszukommen, in welche er durch sein zweideutiges Benehmen gerathen war. Die Sache erhielt dadurch noch einmal eine überraschende Wendung. Auf dem Fürstentage zu Bautzen, wohin sich auch die in Spremberg gewesenen Fürsten begeben hatten, um den geschlossenen Vergleich bestätigen zu lassen, erklärte Karl zu Aller Erstaunen die Spremberger Uebereinkunft für null und nichtig; denn Niemandem als ihm, dem deutschen Könige, stehe es zu, in einer so wichtigen Reichsangelegenheit zu entscheiden. Daß man statt seiner den Schwedenkönig um einen Wahrspruch angegangen war, darüber empfand Karl entweder wirk-

Digitized by Google

lich Verdruß, oder er heuchelte ihn wenigstens in geschickter Weise. Ueberraschend war dabei nur, daß sich dieser Zorn nicht gegen diejenigen richtete, von denen der Vorschlag der schwedischen Vermittlung ausgegangen war, sondern gegen die daran ganz unschuldigen askanischen Fürsten. Diese und den gar nicht dabei betheiligten Waldemar beschuldigte Karl ohne allen Grund, daß sie auf den Schiedsspruch des Königs von Schweden provocirt hätten. Mit Bestürzung erkannten die Askanier, die mit den frohesten Hoffnungen nach Bautzen gekommen waren, daß der König, ungeachtet seiner früheren feierlichen Zusagen, entschlossen war, ihrer Sache den Rücken zu kehren. Schon fielen Worte über die Unechtheit Waldemar's, und als darauf die Wittelsbacher den König fragten, weshalb er denn zum Nachtheil des Markgrafen Ludwig, der übrigen Fürsten und der Wahrheit den unechten Waldemar mit der Mark beliehen habe, da doch der Mann, den dieser Finsterling (tenebrio) vorstellen wolle, schon längst gestorben sei, gab er ihnen zur Antwort, er seinerseits habe sich weder Leichtsinn noch Uebelwollen vorzuwerfen, allein der Erzbischof von Magdeburg und die anhaltischen Fürsten hätten bei ihren Eiden geschworen, daß es der wirkliche Waldemar wäre, der echte angeborne Herr der Mark, derselbe, der einst zu Rostock von der Hand des Dänenkönigs den Ritterschlag empfangen: nur auf den Eid dieser Herren habe er den Begharden mit der Fürstenfahne beliehen, jetzt da er anderer Meinung geworden, solle dessen Echtheit und Anspruch noch einmal geprüft werden.

Es wiederholte sich nun, nur in umgekehrter Weise, die Scene im Lager vor Frankfurt. Der König ernannte eine Anzahl Männer, um über die Echtheit des Prätendenten ein Gutachten abzugeben. Wir brauchen nicht dabei zu verweilen: es war eine abgeredete Posse, die Parodie auf die früher angestellte Untersuchung. Nicht einmal eine Befragung des Mannes, über dessen Ehre und Recht man zu Gericht saß, hielt man für nöthig. In der That wäre sie auch ganz nutzlos gewesen, da sämmtliche Schiedsrichter bis auf einen weder den früheren Waldemar gekannt, noch auch den, welcher sich jetzt dafür ausgab, jemals mit Augen gesehen hatten. Dennoch und obgleich die Commission fast nur aus Anhängern der bairischen Partei bestand, wagten ihre Mitglieder nicht, die Frage klar und bestimmt zu beantworten: sie begnügten sich damit, zu erklären: „daß, wenn es auf eine eidliche Versicherung ankomme, sie eher sprechen und schwören wollten, daß es der Markgraf Waldemar, Markgrafen Konrads zu Brandenburg seliger Sohn, nicht wäre, als daß er es wäre." Dieser gewundene, nichtssagende Ausspruch genügte jetzt, das frühere Verfahren umzustoßen, die feierlichen Eide und Versicherungen des römischen Königs zu vernichten. Es leuchtet ein, Karl wollte, wie er vor Jahren den angeblichen Waldemar aus Privatvortheil anerkannt und belehnt hatte, ihn jetzt aus demselben Grunde fallen lassen, und es war nur eine nothwendige Consequenz dieser Gesinnung, daß die anhaltischen Fürsten, seine treuen Freunde und Bundesgenossen, mit in die Katastrophe verwickelt wurden. Man setzte ihnen und ihrem Schützling eine Frist bis zu dem bevorstehenden Osterfest: da sollten sie in Nürnberg erscheinen und vor den versammelten Fürsten des Reichs erfahren, ob man den sich so nennenden Waldemar noch als den echten Anerben der Mark betrachte; kämen sie nicht oder bliebe gar der angebliche Waldemar aus, so sollte Markgraf Ludwig sein Recht verfolgen und von Niemandem darin gehindert werden.

Es darf den anhaltischen Fürsten nicht als ein Geständniß ihrer Schuld ausgelegt werden, daß weder sie noch Waldemar dieser Vorladung Folge leisteten. Was hätte es ihnen auch geholfen? Hatte doch Karl in unanständiger Eile bereits zwei Tage nach jenem sogenannten Schiedsspruch Ludwig und seine Brüder mit der Mark belehnt, also noch vor der letzten Entscheidung über das Streitobject verfügt. Der Preis dieser Gefälligkeit gegen die Wittelsbachische Partei war die Auslieferung der noch immer in Ludwig's Händen befindlichen Reichskleinodien an Karl. Daß außerdem das ganze beobachtete Verfahren allem Herkommen in solchen Fällen entgegenlief und auch nicht den leisesten Schein des Rechtes für sich hatte, ist an sich klar. Ein deutscher Fürst konnte gesetzlich nur von einem Gericht deutscher Reichsfürsten verurtheilt werden, und als solcher war Waldemar von Karl selbst feierlich anerkannt worden.

Digitized by Google

Nichtsdestoweniger machte Karl die Sache in Nürnberg vor einem Hofgericht anhängig, und außer ihm selbst und dem Pfalzgrafen Ruprecht, dem Bevollmächtigten der bairischen Brüder, wissen wir von keinem der dort anwesenden Fürsten. Nicht einmal der Markgraf Ludwig, dem es doch obgelegen hätte, den Beweis für die Unechtheit des Mannes zu führen, hatte sich eingefunden. Dieser Beweis ist in Wahrheit hier in Nürnberg ebensowenig geführt worden, wie irgendwo anders. Ja er konnte nach den Vorgängen bei Frankfurt gar nicht geführt werden, insofern es gegen einen damals schon allgemein anerkannten Rechtsgrundsatz verstieß, die Echtheit oder Unechtheit Waldemar's noch einmal zum Gegenstand einer richterlichen Untersuchung zu machen. Pitaval, der berühmte Herausgeber der causes célèbres, sagt bei Gelegenheit eines ähnlichen, in neuerer Zeit vorgekommenen Falles: „Es ist ein unverletzlicher Rechtsgrundsatz, daß ein und dieselbe Frage über den Stand eines Menschen nicht öfter als ein einziges Mal entschieden werden kann, und daß eine solche Entscheidung für immer gelten muß, denn die bürgerliche Existenz eines Menschen ist ein viel zu kostbares Gut, als daß man sie öfter als einmal dem Ungefähr eines richterlichen Spruches preisgeben sollte.“ Die Abwesenheit der anhaltischen Fürsten ist daher nur als ein Protest gegen dieses ganze Verfahren anzusehen, dem sie sich nicht unterwerfen wollten und konnten. Das hinderte freilich den römischen König nicht, nunmehr zu erklären, daß der Mann, welcher sich für den verstorbenen Markgrafen Waldemar ausgebe und sich eines Theils der märkischen Länder bemächtigt habe, ein Betrüger sei und die Mark mit den darauf haftenden Ehren und Würden Niemandem sonst gebühre, als dem Markgrafen Ludwig und seinen Brüdern.

Damit war die Sache im Principe entschieden: was jetzt noch folgte, war nur die natürliche Consequenz dieser willkürlichen Entscheidung. Ich übergehe daher die Anstrengungen, welche die anhaltischen Fürsten machten, um trotz des königlichen Gebotes ihrem Oheim und sich die Mark zu erhalten. Fünf Jahre lang rangen sie in fruchtlosem, aber mann- und ehrenhaftem Kampfe mit der bairischen Uebermacht um das Erbe ihrer Ahnen. Bei der Treue, mit welcher die märkischen Städte ihnen anhingen, würden sie vielleicht doch nicht unterlegen sein, wenn Waldemar nicht körperlich und geistig gebrochen gewesen wäre. Endlich sahen sie sich zu einem Vergleiche mit Ludwig dem Römer genöthigt, welcher diesen gegen eine unbedeutende Abfindung an Geld im Besitze der Mark ließ. So ging ihnen das Land verloren, welches ihr großer Vorfahr einst mit dem Schwerte gewonnen, und welches seine Nachfolger erst zu einem deutschen Lande umgeschaffen hatten. Allein die Vergeltung, welche den Treubruch straft und den Verrath züchtigt, blieb auch hier nicht aus: wenn irgendwo, so erkennen wir hier ihre unerbittlich waltende Hand. Dem bairischen Hause ward nach wenig Decennien die Mark von demselben treulosen Fürsten wieder entrissen, der ihm jetzt seine früheren Eide und sein königliches Wort zum Opfer brachte. Karl erreichte das Ziel, welches ihm vielleicht in diesen Wirren von vornherein vorgeschwebt hatte. Was er indeß mit so großen Anstrengungen und so niedrigen Mitteln gewonnen, haben seine Söhne auf die leichtsinnigste Weise wieder verloren. Um ein Spottgeld ward die Mark von dem Kaiser Sigismund an den Burggrafen Friedrich von Zollern anfangs verpfändet, dann verkauft. Erst unter der Herrschaft dieses hochbegabten Geschlechts, welches in den einst von den Askaniern zuerst betretenen Bahnen rüstig weiterschritt, erhob sich das Land, um dann in späterer Zeit einen hervorragenden Platz unter den europäischen Staaten einzunehmen und zu behaupten.

Welches Ende aber nahm der Mann, der auf so räthselhafte Weise aus dem Dunkel längst vergangener Jahre wieder auftauchte, der so viele widerstreitende Leidenschaften aufregte und Tausende von Menschen mit dem entsetzlichen Schwerte bürgerlicher Zwietracht bewaffnete? Leider sind über die letzten Jahre seines Lebens nur äußerst dürftige Nachrichten bis auf uns gekommen. Nach jenem Vertrage, in welchem die anhaltischen Fürsten auf die Mark verzichteten, trat auch er von seinen Ansprüchen zurück. Am 10. März 1355 entband er in einem würdig gehaltenen Schreiben die Bürger von Brandenburg, welche bis zuletzt treu zu ihm gehalten hatten, der ihm geleisteten Eide. Es war seine letzte Regentenhandlung in der Mark,

Digitized by Google

die letzte Handlung überhaupt, die wir von ihm kennen. In stiller Zurückgezogenheit lebte er seitdem am Hofe der anhaltischen Fürsten zu Dessau, wo er als naher Verwandter des fürstlichen Hauses mit aller Rücksicht bis an sein Ende behandelt wurde. Jahr und Tag seines Todes sind nicht sicher festgestellt, doch liegt er nach zuverlässigen Berichten in einer Capelle der Marien- oder Schloßkirche zu Dessau begraben. Ein späterer Bau hat hier längst jede Spur seines Grabes vertilgt, aber noch weiß die Tradition wenigstens die Stelle zu bezeichnen, wo sich die Gruft über ihm und damit über einem Geheimniß schloß, welches noch heute seiner Lösung entgegenharrt. Denn wie die Meinungen der Leute während seines Lebens und Auftretens weit auseinandergingen, er von den einen als schlauer Betrüger und das elende Werkzeug eines fremden Ehrgeizes gebrandmarkt, von den andern dagegen als der wahre und echte Erbe eines ruhmreichen Fürstenhauses angesehen und verehrt wurde, so sind auch nach seinem Tode bis auf den heutigen Tag die Ansichten über ihn einem beständigen Schwanken unterworfen gewesen. Erst eine viel spätere Zeit hat die Sage in Umlauf gebracht, daß er ein Müller Namens Jacob Rehbock aus dem anhaltischen Orte Hundeluft gewesen sei, welcher früher bei dem Markgrafen Waldemar in Diensten gestanden habe. Diesen und andern ähnlichen Annahmen gegenüber hat sich sein neuester und gründlichster Lebensbeschreiber mit aller Entschiedenheit und siegenden Gründen für seine Echtheit ausgesprochen. Man kann diesen Auseinandersetzungen nicht ohne ein Gefühl der Beklommenheit folgen. Denn war es wirklich der echte Waldemar, ein wie trauriges Geschick war ihm dann beschieden, da er nicht nur zweimal allem äußern Glanz des Lebens, dem ihm angestammten Lande und seiner Fürstenwürde entsagen mußte, um in Armuth, Noth und Buße die Welt zu durchpilgern, oder am Hofe seiner Vettern das bittere Brot fremder Barmherzigkeit zu essen, sondern auch vor den Menschen die Ehre seines Namens angetastet und sich selbst unter die Zahl der verworfenen Bösewichter verwiesen sah. Es ist erklärlich, wie diese Schicksalsschläge, im Verein mit der schwärmerisch-religiösen Richtung seines Charakters, den Unglücklichen stufenweise bis in die traurige Nacht des Wahnsinns führten, aber es ist nicht mehr möglich, die Entwicklung dieses psychischen Processes im Einzelnen aufzuweisen. Wäre es möglich, so müßte sich eines der ergreifendsten und erschütterndsten Seelengemälde vor unsern Augen entrollen.

Bilder
aus der
deutschen Sturm- und Drangperiode.

Von

Hermann Hettner.

Klinger.

So wenig Klinger in seinen dichterischen Schöpfungen mit Goethe und Schiller vergleichbar ist, so unabweislich drängt sich doch dem Betrachter Klinger's der stete Vergleich mit Goethe und Schiller auf. Klinger ist aus denselben Anregungen und Bildungszuständen hervorgegangen; aber Naturell und äußere Stellung wiesen ihn auf durchaus andere Ziele. Dieselben Themata, aber verschiedene Lösungen. Ueberall überraschende Aehnlichkeit, und doch überall bedeutsamster Gegensatz.

In einem bestimmten Sinn muß man die Denkweise Klinger's gradezu die Ergänzung der Denkweise Goethe's und Schiller's nennen. Jener tiefe Bruch zwischen den Forderungen des Ideals und der Enge und Härte der Wirklichkeit, welcher die gesammte Sturm- und Drangperiode so leidenschaftlich bewegte, ist der treibende Grundgedanke Klinger's, wie er der treibende Grundgedanke Goethe's und Schiller's ist. Aber in Klinger nahm dieser Gedanke eine Wendung, welcher Goethe und Schiller fern blieben. Goethe und Schiller kehrten, der eine von Jugend auf, und durch die zwingende Nöthigung seiner ganzen Naturanlage, der andere erst in späteren Jahren unter dem Einfluß einer Bildung, welche den Menschen nur durch ästhetische Erziehung zur Freiheit führen zu können meinte, in stiller Entsagung der unbefriedigenden Außenwelt den Rücken, und suchten ihre Befriedigung einzig in der vollen und harmonischen Ausbildung des Einzellebens, in den heiteren Regionen der

Digitized by Google

Kunst, wo die schönen Formen wohnen; Klinger, mehr zum handelnden Leben als zum Dichter geboren, und durch bunte Schicksale in die unmittelbare Anschauung mächtiger Staatsverhältnisse gestellt, wendet sich immer mehr und mehr den großen Fragen des öffentlichen Lebens, der Betrachtung des Staats und der Gesellschaft zu, legt schonungslos die fressenden Schäden der Wirklichkeit bloß und hält fest an dem Drängen und Sehnen, auch das staatliche und gesellschaftliche Leben dem Ideal gemäß umzubilden. Seine Jugenddichtungen sind zerfahren und ziellos; von seinen späteren Dichtungen gilt, wie von den Dichtungen Swift's, was Goethe von den Dichtungen Byron's sagte, daß sie verhaltene Parlamentsreden seien. Die Lösung, welche Goethe und Schiller den von der Sturm- und Drangperiode gestellten Aufgaben gaben, ist eine ausschließlich künstlerische; die Lösung, welche Klinger suchte und bis zu seinem letzten Athemzuge warm im Herzen trug, ist eine vorwiegend politische. Eine Kühnheit und Freiheit der Gesinnung, welche, im schroffen Widerspruch mit der Politik der Gegenwart und mit seiner eigenen persönlichen Stellung, die ergreifende Tragik seines Lebens wurde.

Es ist sehr zu beklagen, daß eine eingehende Lebensbeschreibung Klinger's mangelt. Wir sind lediglich darauf angewiesen, aus einzelnen, oft sehr unzuverlässigen Nachrichten der Zeitgenossen, und aus der genauen Beachtung der Zeitfolge seiner Schriften uns den inneren Entwicklungsgang Klinger's zu enträthseln. Es ist ein buntes, und fast möchte man sagen abenteuerliches Leben. Es gehörte eine tief ernste und im schönsten Sinn mannhafte Natur dazu, unter diesen Umständen zu werden, was Klinger geworden ist.

Friedrich Maximilian Klinger wurde am 18. Februar 1752 zu Frankfurt am Main geboren. Wahrscheinlich in Goethe's Vaterhause, in einem im Hofe gelegenen Nebenhäuschen. Goethe schickte 1822 eine Abbildung seines elterlichen Hauses an Klinger in Petersburg; dies hätte kaum Sinn gehabt, wenn dieses Haus nicht zugleich das Geburtshaus Klinger's gewesen wäre. Ueberdies fügte Goethe den Spruch bei:

An diesem Brunnen hast Du auch gespielt,
Dem engen Raum die Weite vorgefühlt;
Den Wanderstab aus frommer Mutter Hand
Nahmst Du getrost in's fernste Lebensland,
Und magst nun gern verlosch'nes Bild erneu'n,
Am hohen Ziel des ersten Schritt's Dich freu'n.
Eine Schwelle hieß in's Leben
Uns verschied'ne Wege geh'n;
War es doch zu edlem Streben,
D'rum auf frohes Wiederseh'n!

Andere Angaben schwanken zwischen einem Hause auf dem Rittergäßchen, welche deshalb jetzt Klingergasse heißt, und zwischen dem Hause zum Palmbaum auf der Allerheiligengasse. Die Eltern waren sehr arm; der Vater war Constabler und Holzhacker, die Mutter Wäscherin. Die Noth wurde um so größer, da der Vater frühzeitig starb. Doch gelang es dem Knaben, indem er durch sein aufgewecktes Wesen die Aufmerksamkeit eines Gymnasiallehrers erregte, in das Gymnasium zu treten. Neunzehn Jahr alt, bezog er die Universität Gießen, um die Rechte zu studieren. Sein Trieb in's Große und Ganze führte ihn aber mehr zu schöngeistiger Beschäftigung. Nach Frankfurt zurückgekehrt, lebte er in dem jungen Dichterkreise, der sich inzwischen dort um Goethe gebildet hatte.

Die Drangsale seiner Jugend sind für seine ganze Lebensanschauung entscheidend geworden. Noch auf dem Gymnasium hatte Klinger, um seine Mutter zu unterstützen, die niedrigen Handdienste eines Ofenheizers verrichten müssen, und doch war er bereits damals von so stolzem Unabhängigkeitssinn, daß, wie Theodor Creizenach (Frankfurter Museum 1856. Januar. S. 3) erzählt, als ihm bei seinem Abgang auf die Universität ein reicher Pathe ein Abschiedsgeschenk von zwei Dukaten machte, er dieselben sofort dem Diener als Trinkgeld zurückgab. Und dies in einer Zeit, in welcher die erste gewaltige Einwirkung Rousseau's die ganze gebildete Welt durchzitterte! Ein solcher Jüngling, der die Stimmungen, aus welcher die Denkweise Rousseau's hervorging, so tief innerlich in sich selbst erlebt und durchlitten hatte, mußte von Rousseau bis in's tiefste Herz getroffen werden. Goethe hebt in der Schilderung, welche er im vierzehnten Buch von Wahrheit und Dichtung von Klinger's Jünglingsleben gegeben hat, als den bestimmenden Zug Klinger's hervor, daß Rousseau's Emil sein Haupt- und Grundbuch gewesen. Und mit diesem Bericht Goethe's ist es durchaus übereinstimmend, wenn Klinger selbst noch in einem seiner

Digitized by Google

spätesten Werke, in der Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit, die Jugend mit wärmster Beredtsamkeit vor allem auf Rousseau verweist. „Der Jüngling, der keinen Führer hat," heißt es hier, „wähle diesen; er wird ihn sicher durch die Labyrinthe des Lebens leiten, ihn mit Stärke ausrüsten, den Kampf mit dem Schicksal und den Menschen zu bestehen. Diese Bücher sind unter der Eingebung der lautersten Tugend, der reinsten Wahrheit geschrieben; sie enthalten eine neue Offenbarung der Natur, die ihrem Liebling ihre heiligsten Geheimnisse zu einer Zeit entschleierte, da die Menschen sie bis auf die Ahnung verloren zu haben schienen."

Rousseau ist für Klinger sein ganzes Leben hindurch die Norm und der Leitstern seines Denkens und Empfindens geblieben. Dies ist das einheitliche Band seiner Jugenddichtungen und seiner späteren Werke, so groß sonst die Kluft ist, durch welche sie in Ton und Inhalt von einander getrennt sind.

Klinger trat zuerst mit Dramen auf. Schon auf der Schule hatte Klinger ein Trauerspiel „Otto" geschrieben. Darauf in rascher Folge: „Das leidende Weib," welches Tieck irrthümlich (vgl. Frankfurter Gelehrte Anzeigen 1775, S. 531, und Reichardt's Theaterkalender 1779, S. 178) in die Ausgabe der Lenz'schen Schriften aufgenommen hat, „die Zwillinge," „die neue Arria," „Simsone Grisaldi," „Sturm und Drang," und eine ganze Reihe anderer Stücke, zum Theil ohne seinen Namen. Im Jahre 1776 schrieb Klinger nicht weniger als fünf Dramen.

Nur mit Mühe können wir uns jetzt in eine Zeit hinein empfinden, in welcher ein geistvoller Mensch, wie Klinger unstreitig ist, in solchen Wahnwitz verfallen, und sogar, obgleich bereits Minna von Barnhelm und Emilia Galotti und Götz und Clavigo vorhanden waren, mit demselben Aufsehen erregen konnte. Man höre die albernen Tiraden Wild's, des Hauptcharakters in Sturm und Drang: „Es ist mir wieder so taub vor'm Sinn, so gar dumpf. Ich will mich über eine Trommel spannen lassen, um eine neue Ausdehnung zu kriegen. Mir ist so weh wieder. O könnte ich in dem Raume einer Pistole existiren, bis mich eine Hand in die Luft knallte! O Unbestimmtheit, wie weit, wie schief führst du den Menschen!" Und ein anderes Mal sagt Wild: „Bin Alles gewesen! War Handlanger, um was zu sein, lebte auf den Alpen, weidete die Ziegen, lag Tag und Nacht unter dem unendlichen Gewölbe des Himmels, von den Winden gekühlt und von innerem Feuer gebrannt. Nirgends Ruh, nirgends Rast! — Seht, so strotze ich voll Kraft und Gesundheit und kann mich nicht aufreiben. Ich will die Campagne hier mitmachen, da kann sich meine Seele ausrecken, und thun sie mir den Dienst und schießen mich nieder, gut dann! Ihr nehmt meine Baarschaft und zieht!" Ebenso fad und unerquicklich ist die Fabel und Handlung dieser Stücke; die Motive schwirren wirr durcheinander; die Charaktere erwachsen und steigern sich nicht in innerer Nothwendigkeit, sondern sind meist carrikirte Reminiscenzen aus Shakspeare, Goethe und Lessing. Die Zwillinge sind ein gräßliches Schauergemälde; ein Wüthrich, Guelfo, ersticht seinen Zwillingsbruder, nur weil er neidisch auf dessen Recht der Erstgeburt ist. Selbst Bürger, dem wahrlich nicht allzugroße Scheu vor roher Kraft vorzuwerfen ist, schreibt 1780 (Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe und Merck. Herausgegeben von Karl Wagner 1847, S. 165): „Wie könnt Ihr, liebe Leute, Euch von der übertriebenen Sprache hintergehen lassen, das Stück schön zu finden. Ich weiß wohl, es geschieht mehreren gescheuten Leuten; aber beherzigt das Ding einmal recht! Es ist kein einziger natürlicher Charakter darin. Der Guelfo ist eine Bestie, die ich mit Wohlgefallen für einen tollen Hund todtschießen sehen könnte. Von Lisboa bis zum kalten Oby, wie Ramler singt, ist außer dem Tollhause kein solcher Charakter. Es gibt freilich wohl noch boshaftere Buben, allein, wenn sie anfangen, so toll und rasend zu werden, wie Guelfo, so sorgt gewiß die Polizei, sie an Ketten zu legen!" Und ebenso ist das Drama „Sturm und Drang" ein wunderliches Gemisch von bürgerlichem Rührstück und wildester Leidenschaftlichkeit in shakspearisirendem Ton. Lord Berkley ist voll unersättlicher Rachlust gegen Lord Bushy, von dem er sich um Hab und Gut und Weib und Kind gebracht wähnt. Gleicherweise hassen sich die Söhne ohne Grund, in wildem Naturtrieb. Nun fügt es sich aber, daß der Sohn Bushy's (Wild) in Amerika die Tochter Berkley's findet, ohne zu wissen, wer sie ist; er liebt sie und fin-

Digitized by Google

der Gegenliebe. Bunte Verwicklungen; Kriegsabenteuer, Zweikämpfe. Darauf allgemeine Versöhnung. Selbst Berkley und Bushy versöhnen sich; sie überzeugen sich, daß ihr Haß auf falschem Verdacht ruhte. Zum Schluß Heirath. Ein wüstes Durcheinander von Geist und Unsinn!

Es schien, als habe Nicolai nicht Unrecht, wenn er 1776 an Merck (Briefe, dritte Sammlung, 1847, S. 140) schrieb, Klinger sei ein sehr mittelmäßiger Bursch, der nur Goethe's Manier aufschnappe und selbst nicht viel in sich habe. Auch Lessing (Lachm., Bd. 12, S. 481) meinte, Klinger unter Lenz stellen zu müssen.

Was war es also, das trotz alledem diesen Dramen eine hervorragende geschichtliche Bedeutung gab; so sehr, daß der Titel des Klinger'schen Drama's Sturm und Drang die geschichtliche Bezeichnung der gesammten gährenden Zeitstimmung geworden ist? Es waren Darstellungen der Leidenschaft; wenn auch mehr ihres lärmenden Ungestüms, als ihrer inneren Tiefe. Und zwar sucht der Dichter kraft seiner Rousseau'schen Grundstimmung mit Vorliebe solche Charaktere auf, die durch schuldvolle That mit der Gesellschaft gebrochen haben, in ihrem Innersten aber edle Naturen sind. In seinen Frauengestalten klingen mehrfach die Farbentöne der Gräfin Orsina an; in seinen „falschen Spielern" hat man gradezu das Vorbild der Schiller'schen Räuber erkennen wollen. Klinger selbst nennt in der im Januar 1785 geschriebenen Vorrede, welche er einer Auswahl seiner Dramen vorausschickte, diese Jugenddramen Explosionen jugendlichen Geistes und Unmuthes; und eben darum zündeten diese Explosionen so tief in der gleichgestimmten, unmuthsvollen, von Rousseau begeisterten Jugend. Als am 2. Juni 1777 in Frankfurt a. M. Sturm und Drang von der Seyler'schen Schauspielergesellschaft aufgeführt wurde, sagten die von H. Wagner herausgegebenen „Briefe, die Seyler'sche Schauspielergesellschaft betreffend" (Frankf. 1777, S. 131): „Wer fühlt oder auch nur ahnt, was Sturm und Drang sein mag, für den ist dies Drama geschrieben; wessen Nerven aber zu abgespannt, zu erschlafft sind, vielleicht von jeher keinen rechten Ton gehabt haben, wer die drei Worte anstaunt, als wären sie chinesisch oder malabarisch, der hat hier nichts zu erwarten." Philipp Moritz sagt im Anton Reiser (Bd. 3, S. 179): „Guelfo glaubte sich von der Wiege an unterdrückt, und nun fielen Reiser alle die Demüthigungen und Kränkungen ein, denen er von seiner Kindheit an beständig ausgesetzt gewesen; Guelfo schlug in der Verzweiflung über sich eine „bittere Lache" auf, Reiser erinnerte sich dabei aller der fürchterlichen Augenblicke, in denen er sein eigenes Wesen mit Verachtung und Abscheu betrachtete und oft mit schrecklicher Wonne in ein lautschallendes Hohngelächter über sich ausbrach; der Charakter des Guelfo erschien ihm so wahr, daß er sich ganz in dessen Rolle hineindachte und mit allen seinen Gedanken und Empfindungen in ihr lebte." Und noch im Jahre 1803 schrieb Schiller an seinen Schwager Wolzogen nach Petersburg: „Sage dem General Klinger, wie sehr ich ihn schätze. Er gehört zu Denen, die vor fünfundzwanzig Jahren zuerst und mit Kraft auf meinen Geist eingewirkt haben; diese Eindrücke der Jugend sind unauslöschlich."

Aus dieser ersten Zeit Klinger's haben sich auch noch einige Lieder erhalten, welche er 1776 an seinen Freund und Landsmann Kayser nach Zürich zur Composition schickte; sie sind abgedruckt in Hoffmann von Fallersleben's Findlingen, 1860, Band 1, S. 135. Es ist mehr Zartheit und Innigkeit der Empfindung, und mehr echte Liedmäßigkeit in ihnen, als man von dem Verfasser jener wilden dramatischen Phantasien erwartet.

Unreif und abenteuerlich wie sein Dichten, war in diesen Jahren auch Klinger's Leben. Es ist nicht zu verkennen, daß die Schilderung, welche Goethe in Wahrheit und Dichtung von Klinger's Persönlichkeit gibt, durch die Eindrücke der späteren Entwicklung Klinger's bedingt und verschoben ist. Wenn ihn Wieland in einem Briefe an Merck (Erste Sammlung, S. 109) einen Löwenblutsäufer nennt, so ist dies zwar ein Ausdruck, der aus Klinger's Drama Simsone Grisaldi auf den Dichter selbst übertragen wurde, aber er beweist doch, wie Klinger überall den ungezügelten Natur- und Kraftmenschen spielte. Merck (Zweite Sammlung, S. 49) sagt um diese Zeit von Klinger, er betrage sich ganz und gar wie ein Mensch aus einer andern Welt; der Teufel aber solle die ganze Poesie holen, die die Menschen von anderen abziehe und sie inwendig mit der Betteltapezerei ihrer eigenen Würde und Hoheit ausmöblire.

Bedrängt in seiner äußern Lage und ohne feste Ziele im Innern, führte Klinger viele Jahre ein unstetes Wanderleben. Es war damals noch kein ausgebildetes Zeitungswesen vorhanden, bei welchem jetzt meist junge Leute dieser Art ihr erstes Unterkommen finden.

Goethe's rasches Emporkommen in Weimar war den jungen Genie's jener Zeit eine unwiderstehliche Lockung, ihr Glück ebenfalls am Hofe Karl August's zu suchen. Auch Klinger traf am 24. Juni 1776 in Weimar ein. Der erste Empfang Klinger's war warm und herzlich. „Am Montag kam ich hier an," schreibt Klinger an einen Jugendfreund, „lag an Goethe's Hals und er umfaßte mich mit inniger, mit alter Liebe: „Närrischer Junge!" und kriegte Küsse von ihm: „Toller Junge!" und immer mehr Liebe, denn er wußte kein Wort von meinem Kommen, so kannst Du denken, wie ich ihn überraschte. O was von Goethe zu sagen ist; ich wollte eher Sonne und Meer verschlingen! Gestern brachte ich den ganzen Tag mit Wielanden zu; er ist der größte Mensch, den ich nach Goethe gesehen habe, den Du nie imaginiren kannst als von Angesicht zu Angesicht. Hier sind die Götter! Hier ist der Sitz des Großen! Lenz wohnt unter mir und ist in ewiger Dämmerung. Der Herzog ist vortrefflich und ich werde ihn bald sehen. Es geht Alles den großen simplen Gang; sie werden mich hier ruhig machen; wo ich hinseh', ist Heilbalsam für meinen Geist und für mein Herz." Aber bald erhob sich zwischen Goethe und Klinger Verstimmung. Schon am 24. Juli schrieb Goethe an Merck (Erste Sammlung, S. 94): „Klinger kann nicht mit mir wandeln, er drückt mich; ich hab's ihm gesagt, darüber er außer sich war und's nicht verstand und ich's nicht erklären konnte und mochte." Und ebenso am 16. September (ebend. S. 98): „Klinger ist unter uns ein Splitter im Fleisch, seine harte Heterogeneität schwärt mit uns und er wird sich herausschwären;" Worte, die Goethe in einem Brief an Lavater (S. 21) von demselben Tage fast wörtlich wiederholt. Unter solchen Umständen war kein Bleiben für Klinger. Offenbar war es die Grundverschiedenheit ihrer Naturen, welche Goethe und Klinger von einander trennte. Dazu scheinen aber allerlei böswillige Zwischenträgereien gekommen zu sein, welche Christoph Kaufmann, der berüchtigte Missionär des Lavater'schen Christenthums, zwischen ihnen ausstreute. Wenigstens schreibt Klinger fast vierzig Jahre später in einem Briefe aus dem Jahre 1814 an Goethe (vgl. Düntzer in Raumer's historisch. Taschenbuch, 1859, S. 166): „Das letzte Mal, da ich Sie sah, war in Weimar während des ersten Sommers Ihres dortigen Aufenthalts. Ich schrieb damals im Drang nach Thätigkeit ein neues Schauspiel, dem der von Lavater zur Bekehrung der Welt abgesandte Gesandte oder Apostel mit Gewalt den Titel Sturm und Drang aufdrang, an dem später mancher Halbkopf sich ergötzte. Indessen versuchte dieser neue Simson, da er weder den Bart mit dem Messer schor noch Gegorenes trank, auch an mir vergeblich sein Apostelamt. Er rächte sich dafür. Hätte ich mich bei meiner Abreise mehr als durch Blicke des Herzens gegen Sie erklärt, ich wäre Ihnen gewiß werther als je geworden." Uebrigens traten seit 1789 (Briefe an Merck, Zweite Sammlung, S. 277) zwischen den alten Freunden wieder die alten freundschaftlichen Gesinnungen und Beziehungen hervor, und Beide sprachen in ihren Schriften fortan von einander nur mit der aufrichtigsten Liebe und Verehrung.

Als die Pläne auf Weimar gescheitert waren, ging Klinger nach Leipzig; rathlos über seine Zukunft. Eine Zeitlang dachte er daran, Artillerie zu lernen, um, wie Nicolai am 12. October 1776 (Dritte Sammlung, S. 143) schreibt, nach Amerika zu gehen und dort mit Thatkraft die Freiheit zu verfechten. Dann aber änderte er seinen Entschluß und trat bei der Seyler'schen Schauspielergesellschaft mit einem Gehalt von fünfhundert Thalern als Theaterdichter ein. Fast zwei Jahre verblieb Klinger bei dieser Truppe, welche in dieser Zeit besonders in Frankfurt, Mannheim und Mainz spielte. Doch scheint ihm seine Stellung wenig behagt zu haben; wir erfahren (Dritte Sammlung, S. 167), daß er 1780 sein Engagement bei Seyler eine Sottise nannte.

Bei dem Ausbruch des bairischen Erbfolgekriegs wurde Klinger Officier in einem österreichischen Freicorps. Der Krieg dauerte nur ein Jahr; darauf finden wir Klinger bei Schlosser in Emmendingen. „Klin-

Digitized by Google

ger ist nun bei mir," schreibt Schlosser am 14. October 1779 an Merck (Zweite Sammlung, S. 171); „ich wollte seinetwegen, daß es wieder Krieg gäbe. Die Zeit wird ihm oft verwünscht lang und ihm wär's gut, wenn strenge Subordination ihn amüsiren hülfe." Darauf lebte Klinger 1780 eine Zeitlang bei Sarasin in Basel.

Was konnte bei so unstetem Treiben für die innere Ausbildung Klinger's gewonnen werden? Des lieben Brotes willen schrieb Klinger einige Romane im Geschmack Crebillon's, welche er später mit Recht von seinen Werken ausschloß. Nichtsdestoweniger hatten die zunehmenden Jahre und Lebenserfahrungen in Klinger doch eine Wandlung vorbereitet. In Basel entstand, im Verein mit Sarasin, Pfeffel und Lavater, die Schrift „Plimplamplasko der hohe Geist, heut Genie; eine Handschrift aus der Zeit Knipperdollings und Dr. Martin Luthers." Es war eine Satire auf das verschrobene Geniewesen der jüngsten Gegenwart, das sich überhebe und aus dem Menschen ein ander und größer Ding machen wolle, als er sei; die Titelvignette zeigt zwei ausschlagende Esel. Doch ist diese Satire mit allen Roheiten und Unarten, die sie bekämpft, noch selbst behaftet.

Kurz darauf aber erfolgte in Klinger's Leben die Wendung, welche nicht blos für seine äußere Stellung, sondern auch für seine ganze Bildung und Denkweise entscheidend wurde.

Pfeffel hatte versucht, ihm durch Franklin's Vermittlung eine Stelle im nordamerikanischen Heere zu verschaffen. Es war mißlungen. Da verwendete sich Schlosser bei seinem Gönner Prinz Friedrich von Würtemberg für Klinger, und dieser gab ihm Reisegeld und Empfehlungen an den Hof von St. Petersburg, zu welchem er in den nächsten verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Die Abreise geschah im September 1780; vergl. F. L. Schröder's Leben von F. L. W. Meyer, 1823, Th. 1, S. 352. Klinger wurde Vorleser bei dem Großfürsten Paul, dessen Gemahlin eine Prinzeß von Würtemberg war. Zugleich wurde er Lieutenant beim Flottenbataillon.

Hatte sich schon in den letzten Jahren in Klinger's Wesen der Beginn einer Epoche maßvollerer Reife und Selbstbesinnung angekündigt, so trugen seine neuen großen Verhältnisse wesentlich bei, diese beginnende Reife zu fördern und zu vollenden. Es wurde Klinger das Glück zu Theil, 1781 und 1782 im Gefolge des Großfürsten einen großen Theil Europa's bereisen zu können. Heinse, welcher in Rom mit Klinger zusammentraf und oft darüber spottet, daß Klinger in seinem „abgeschmackten, schaalen und langweiligen Hofleben" ganz weichlich geworden, bezeugt (Werke, Bd. 9, S. 154, 159, 161) in seinen Briefen an Jacobi, mit welcher hingebenden Begeisterung Klinger sich in die große Geschichts- und Kunstwelt Italien's versenkte; er sei ganz Entzücken und Bewunderung. Klinger gedenkt in seinen späteren Schriften oft und gern der tiefen und nachhaltigen Kraft dieser gewaltigen Eindrücke. Und nicht weniger waren die großen Staats- und Machtverhältnisse Rußlands selbst dazu angethan, seinen Blick zu erweitern und ihn aus den Träumereien überschwenglicher Jugend in das feste werkthätige Leben und dessen unverrückbare Bedingungen und Grenzen zu führen. Aber der unvergängliche Ruhm Klinger's ist, daß er mitten im glänzendsten Hoftreiben, rings umgeben von der nichtswürdigsten Eigensucht, zwar die unreife Phantasterei, nicht aber den unverbrüchlichen Idealismus des Herzens aufgab. Auf dem schlüpfrigen Boden, auf welchem oft sogar Tüchtige straucheln und fallen, steigerte sich sein angeborener gesunder Sinn, sein entschiedener Charakter, sein ernstes Wesen und jener Zug stolzer Unabhängigkeit, welchen Goethe (Bd. 22, S. 192) schon am Jüngling rühmte, zu einem Heroismus sittlicher Kraft, wie er in jener Zeit politischer Erschlaffung bei keinem anderen deutschen Mann in gleicher Unerschütterlichkeit zu finden war.

Es ist ein ergreifendes Selbstbekenntniß, wenn Klinger in der 1785 zu Petersburg geschriebenen Vorrede seines „Theaters" sagt: „Ich kann heut über meine früheren Werke so gut lachen als einer; aber so viel ist wahr, daß jeder junge Mann die Welt mehr oder weniger als Dichter und Träumer ansieht. Man sieht alles höher, edler, vollkommener; freilich verwirrter, wilder und übertriebener. Die Welt und ihre Bewohner kleiden sich in die Farbe unserer Phantasie und unseres guten Glaubens, und eben darum ist dies der glücklichste Zeitpunkt unseres Lebens, nach welchem wir

Digitized by Google

zu Zeiten bei aller sauer erworbenen Klugheit mit Verlangen zurückblicken. Vielleicht wäre diese poetische Existenz die glücklichste auf Erden, wenn sie dauern könnte. Besser ist's, man kocht dies Alles im Stillen aus, denn alle diese Träumereien sind Contrebande in der Gesellschaft, wie ihre Urheber selbst. Erfahrung, Uebung, Umgang, Kampf und Anstoßen heilen uns von diesen überspannten Idealen und Gesinnungen, von denen wir in der wirklichen Welt so wenig wahrnehmen, und führen uns auf den Punkt, wo wir im bürgerlichen Leben stehen sollen. Insofern nämlich, daß wir sie nicht mehr um uns herum suchen und fordern. Doch zu ihrem eigenen Besten gibt es so glücklich organisirte Geister, die trotz aller Erfahrung eine gewisse idealische Erhebung beibehalten, die ihre Besitzer durch das ganze Leben hindurch gegen den Druck des Schicksals stählt und sie in Umständen über das Gewöhnliche erhebt; dies ist freilich eine Art von Poesie, die weder Aristoteles noch Batteux definirt haben." Und ganz in demselben Sinn ist es gemeint, wenn Klinger in seinem Roman „Der Weltmann und der Dichter" den Dichter zum Weltmann sagen läßt: „Ich könnte Ihnen viel erzählen, wie alle meine Geistesproducte der früheren Zeit einen gewissen Mangel an sich tragen, wie es ihnen an dem festen Charakter der späteren fehlt und fehlen mußte. Ich könnte Ihnen weitläufig darthun, wie sich erst die wirkliche Welt bloß durch den dichterischen Schleier meinem Geiste darstellte, wie die Dichterwelt bald darauf durch die wirkliche erschüttert ward und dann doch den Sieg behielt, weil der erwachte selbständige moralische Sinn Licht durch die Finsterniß verbreitete, die des Dichters Geist ganz zu verdunkeln drohte."

Die Laufbahn Klinger's in Rußland war eine sehr glänzende. Rasch stieg er zu hohen Ehrenstellen. Nach seiner Rückkehr aus Italien hatte er eine Zeitlang im Heere gedient; 1785 wurde er an das adlige Cadettencorps berufen. Im ersten Jahre der Regierung Paul's wurde er Generalmajor und Director des Cadettencorps, unter Alexander wurde er Curator der Universität Dorpat mit dem Range eines Generallieutenants. Er heirathete eine durch Schönheit und Bildung ausgezeichnete vornehme Russin mit reichem und weitem Grundbesitz, eine natürliche Tochter der Kaiserin Katharina. Er stand auf einer Höhe, wie sie wohl Niemand dem fahrenden Schüler der Sturm- und Drangperiode vorausgesagt hätte. Aber wie Klinger diese Glücksgüter errungen und in welchem Sinn er sie aufnahm, bezeugen die hochherzigen Worte, mit welchen er als Greis in seinem schönsten Buch, in den „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur," uns einen Einblick in sein innerstes Sein eröffnet. § 560 lautet: „Ist es möglich, mit einem wahren, freien, ganz natürlichen, oft auch kühnen Charakter, ohne irgend jemandem absichtlich die Cour gemacht zu haben, ohne alle Intrigue, mit Furcht vor ihr und mit Streben gegen sie, selbst im Kampfe mit schlechten Menschen, durch die Welt zu kommen, darin emporzukommen, sich aufrecht zu erhalten — und das wohl auch am Hofe? Die Frage scheint von einem Träumenden aufgeworfen zu sein; und in der That, der, welcher die Miene des Wachenden dabei annehmen will, muß sie durch sein praktisches Leben schon aufgelöst haben. Was muß indessen ein Mann thun, um den oben angedeuteten Zweck zu erreichen? Freilich manches ganz Ungewöhnliche. Erstlich und vorzüglich muß er an das, was die Menschen Glückmachen nennen, gar nicht denken, streng und kräftig, auf gradem offenem Wege, ohne Furcht und Rücksicht auf sich, seine Pflicht erfüllen, also so rein von Sinn und Geist sein, daß keine seiner Handlungen mit dem schmutzigen Flecken des Eigennutzes bezeichnet sei. Ist von Recht und Gerechtigkeit die Rede, so muß ihm der Große und Bedeutende eben das sein, was ihm der Kleine und Unbedeutende ist. Er muß zweitens zu seiner Erhaltung und reinen Verhaltung frei von der Sucht zu glänzen, frei von der schaalen Eitelkeit und der unruhigen Ruhm- und Herrschsucht sein, durch deren rastloses Antreiben die Menschen auf dem Theater der Welt die meisten ihrer Thorheiten begehen und Diejenigen, auf und durch welche sie wirken wollen, empfindlicher und tiefer beleidigen, als durch die kräftigste, reinste, ja kühnste Tugend selbst. Drittens muß ein Mann von solchem Gefühle nur auf dem Theater der Welt erscheinen, wann und wo es seine Pflicht erfordert, übrigens als ein Eremit, in seiner Familie, mit wenigen

Freunden, unter seinen Büchern, im Reiche der Geister leben. So nur vermeidet er das Zusammenstoßen mit den Menschen über Kleinigkeiten, um die sich das Wesen und Thun derselben im Ganzen dreht, und nur so mag er Verzeihung für seine Sonderbarkeit finden, da er wirklich keinen Platz einnimmt, die Gesellschaft durch seinen Werth nicht drückt und Nichts von ihr fordert, als nach gethaner Pflicht ruhig leben zu dürfen. Reizt er dann den Neid, flößt er dann noch Haß ein, so gründen sich beide auf das, was der Ankläger selbst nicht gern ausspricht, worüber er wenigstens nicht wagt, dem von ihm Angeklagten mit Vorwürfen vor die Stirn zu treten. Wer es nun dahin gebracht hat, dem gelingt gar Vieles in der Welt, dem gelingt sogar, woran er nicht denkt, was er nicht als Zweck beabsichtigt, das endlich zu erhalten, was die Menschen im groben Sinn Glück nennen. Ich könnte das Capitel verlängern, aber ich setze nur das hinzu: er muß sich vor allem Reformationsgeist und seinen Zeichen hüten, muß nie mit Leuten, die nur Meinungen haben, über Meinungen streiten, von sich selbst und über sich selbst nur im Stillen reden und denken, das heißt in seinem tiefsten Innern, in seinem Cabinet." Und in demselben Sinn sagt § 589: „Ich habe, was und wie ich bin, aus mir selbst gemacht, meinen Charakter und mein Inneres nach Kräften und Anlagen entwickelt, und da ich dieses so ernstlich als ehrlich that, so kam das, was man Glück und Aufkommen in der Welt nennt, von selbst. Mich selbst habe ich schärfer und schonungsloser beobachtet und behandelt als Andere. Durch Geburt und Erziehung lernte ich die niederen und mittleren Stände, ihre Noth, ihre Verhältnisse, ihr Glück, durch meine Lage die höheren und höchsten Stände, ihre Täuschungen, ihre Schuld und Unschuld kennen. Ich habe nie eine Rolle gespielt, nie die Neigung dazu in mir empfunden, und immer den erworbenen und festgehaltenen Charakter ohne Furcht dargestellt, so daß ich die Möglichkeit gar nicht mehr fürchte, anders sein oder anders handeln zu können. Vor der Versuchung Anderer ist man nur dann ganz sicher, wenn man sich selbst zu versuchen nicht mehr wagen darf. Ich habe in einem sehr großen Reiche von der Zeit gelebt, da ich dem männlichen Alter entgegentrat; viele Geschäfte sind mir aufgetragen worden, die mich mit allen Ständen in Verkehr setzten; aber nach ihrer täglichen Beendigung verbrachte ich die mir gewonnene Zeit in der tiefsten Einsamkeit, in der möglichsten Beschränktheit." Es war Klinger nicht zu verargen, wenn er auf diese hohe sittliche Kraft, in den verwickeltsten Lagen durchaus untadelhaft durch die Welt gegangen zu sein, und sich in der herben Schule des Weltmanns ein unvertrocknetes Herz erhalten zu haben, in seinem Alter mit stolzer Genugthuung zurückblickte. „Dieses nenne ich," sagt er (ebend. § 102), „den Kern im Menschen aufbewahren, und darauf arbeite ich, überzeugt, daß der innere Mensch nie altert, wenn Verstand und Herz sich nicht trennen."

Je schreiender ihm die Gräuel des russischen Despotismus täglich entgegentraten, um so männlicher und selbstgewisser wurde sein Freiheitssinn, um so weiter ausschauend sein Denken über die Ursachen menschlicher Knechtschaft und über die Mittel, denselben abzuhelfen. Rousseau blieb auch dem reifen Mann, was er dem Jüngling gewesen; aber an Rousseau's Seite trat fortan Tacitus. Es war ein mannhafter Kampf, welchen Klinger siegreich bestand, freilich nicht, ohne auch seinerseits Wunden davonzutragen. Es war leider nur allzu natürlich, daß dieser grelle Widerspruch zwischen den Forderungen der unveräußerlichen Menschenwürde und der Niedertracht der ihn rings umgebenden Wirklichkeit allmälig seine edle Seele verdüsterte. Finsterer Stoicismus und bittere Menschenverachtung schlichen sich in sein Wesen; Züge, welche in allen späteren Schriften Klinger's grell hervortreten und uns um so tiefer in's Herz schneiden, je eindringlicher und ergreifender sie die Sprache schwerer und tief empfundener Lebenserfahrung sprechen.

Zu derselben Zeit, da selbst Schiller, der in seinen Jugenddichtungen so Revolutionäre, sich immer mehr und mehr der politischen Dichtung entzog und in hehrster Strebensgemeinschaft mit Goethe einzig nach idealster Formenreinheit suchte, griff die Dichtung Klinger's in die großen öffentlichen Fragen und legte mit rücksichtsloser Schärfe die Schäden bloß, unter welchen Staat und Gesellschaft, Sitte und Denkart verkümmern, und die Menschheit ihrer angeborenen Größe und Herrlichkeit entfremden.

Digitized by Google

Auch wenn Klinger ein größerer Dichter gewesen wäre, als er in der That war, konnte in so schönheitsloser Wirklichkeit eine solche Poesie nur eine Poesie des Mißmuths, oder, wie die übliche Kunstsprache zu sagen pflegt, nur eine Poesie des Weltschmerzes und der Zerrissenheit sein. Insofern ist Klinger, obgleich in seinem eigensten Wesen durchaus deutsch und seine Schriften ausschließlich nur an die Deutschen richtend, doch ein sehr bedeutsamer Vorläufer der neueren russischen Dichtung, die selbst in ihren reichsten Dichtergenien nur eine pathologische Dichtung, d. h. nur eine Krankheitsgeschichte der herrschenden Staats- und Gesellschaftszustände ist.

Schon in den Trauerspielen Klinger's, welche aus den ersten Jahren seines russischen Lebens stammen, ist dieser unbeugsam tapfere Freiheitssinn scharf ausgesprochen. Künstlerisch sind diese Trauerspiele schwach, obgleich an die Stelle der jugendlichen Verzerrung jetzt überall Maß und männliche Läuterung getreten ist; aber als sittliche That, als Urkunden der Gesinnung des Dichters, sind sie unschätzbar und auf's tiefste verehrungswürdig. Ein Marquis Posa in russischer Generalsuniform! Der „Günstling" (1785) ist durchglüht von dem brennendsten Haß gegen den Trug und die Gewaltthätigkeit selbstsüchtiger Höflinge; die Fürsten, wenn auch an sich vielleicht edle Naturen, unterliegen der List und Schmeichelei derselben, und werden in ihren Händen willenlose Werkzeuge der Bosheit. „Damokles" (1790) ist die Tragödie eines edlen republikanischen Helden, der sich von seinem verderbten Volk verlassen sieht, nachdem er auf seinen Ruf die Tyrannei angegriffen. Und in der „Medea auf dem Kaukasus" (1791) liegt nicht bloß jener prometheische Trotz, welcher unerschrocken bleibt, auch wenn ringsum der Erdkreis zusammenbricht, sondern auch mit nicht minderer Ausdrücklichkeit der Gedanke, daß das Pfaffenthum ein ebenso schlimmer Feind menschlicher Bildung und Freiheit sei als der Despotismus.

Doch am tiefsten und ausführlichsten hat Klinger sein Denken und Empfinden in seinen lehrhaften Romanen niedergelegt. Klinger selbst nannte sie, weil er sie als Ausdruck seiner tiefsten Weltanschauung betrachtet wissen wollte, philosophische Romane. Die Abfassung des umfangreichen Cyklus fällt in die Jahre 1791 bis 1805.

In der „Nachricht an das Publicum," welche er dem ersten dieser Romane vorausschickt, betont der Verfasser mit Nachdruck, daß der Plan aller dieser Romane zu gleicher Zeit in ihm entstanden, und daß, so selbständig und abgeschlossen jeder Roman in sich sei, doch ein fester einheitlicher Grundgedanke durch alle hindurchgehe. Es ist das alte, aus der Sturm- und Drangperiode herübergenommene Thema von der Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit; aber auf das große Leben der Geschichte angewendet.

Wir unterscheiden drei Gruppen, deren jede diesem Gedanken eine neue Wendung und einen sichtbaren Fortschritt gibt.

Die erste Gruppe besteht aus Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt, aus der Geschichte Raphael's de Aquillas und aus der Geschichte Giafars des Barmeciden. Erschütternde und gedankentiefe Gemälde menschlichen Ringens und Kämpfens gegen Schicksal und Weltlauf; aber herb und versöhnungslos. Von dieser Gruppe vor Allem gilt, was Jean Paul in der Vorschule der Aesthetik von einem undichterischen Plage- und Poltergeist spricht, welcher Ideal und Wirklichkeit, statt auszusöhnen, nur noch mehr zusammenhetze. Schreckhaft klingt uns überall der unheimliche Refrain entgegen, daß das Gute und Edle unterliege und nur das Böse siege und triumphire. Gegen die Schlechtigkeit der Welt bleibe dem Menschen nichts als schmählicher Untergang, höchstens in diesem Untergange das Bewußtsein der Unschuld und eines guten Gewissens.

Klinger's Faust ist nicht eine Tragödie des über seine Schranken hinausstrebenden Menschengeistes in der großartigen Auffassung Goethe's, sondern nur ein Glaubensbekenntniß über Bildung und Geschichte der Menschheit im Sinn Rousseau's. Lange hatte sich Faust mit den Seifenblasen der Metaphysik, den Irrwischen der Moral und dem Schatten der Theologie herumgeschlagen, ohne eine feste haltbare Gestalt für sein Denken und Empfinden herauszukämpfen. Das Leben der Wissenschaft hatte den heftigsten Durst nach Wahrheit in seiner Seele entbrannt; seine Ernte aber war nur Zweifel, nur Unwille über die Kurzsichtigkeit der Menschen, nur Grollen und Murren gegen Den, der ihn so geschaffen, daß er das Licht zwar zu

Digitized by Google

ahnen, die dicke Finsterniß aber nicht zu durchbrechen vermochte. Er hatte die Buchdruckerkunst erfunden; sein Jahrhundert aber ließ ihn im Stich, er schmachtete mit Weib und Kind im höchsten Elend. Er begann zu glauben, daß bei der Austheilung des Glücks der Menschen den Vorsitz nicht die Gerechtigkeit habe; und sein gesollst" — so lauten seine Worte an ihn — „die dunkle Decke wegreißen, die mir die Geisterwelt verbirgt, ich will wissen, warum der Gerechte leidet und der Lasterhafte glücklich ist, warum wir einen rasch vorübergehenden Genuß durch Jahre voll Schmerzen und Leiden erkaufen müssen; Du sollst mir den Grund der Dinge, die

F. M. Klinger.

kränkter Geist strebte den verschlungenen Knäuel endlich einmal aufzuwickeln. Er wollte den Grund des moralischen Uebels, das Verhältniß des Menschen zu dem Ewigen erforschen; er wollte wissen, ob Gott es sei, der das Menschengeschlecht leite, und — wenn? — woher die qualvollen Widersprüche entständen. In dieser Pein macht Faust von seiner Kunst der Magie Gebrauch und citirt den Teufel. „Du geheimen Springfedern der Erscheinungen der physischen und moralischen Welt eröffnen, faßlich sollst Du mir Den machen, der dies Alles geordnet hat." Der Vertrag wird geschlossen. Der Teufel verpflichtet sich, Faust auf die Bühne der Welt zu führen und ihm zu zeigen, in wie weit der Mensch sich rühmen dürfe, der Augapfel Gottes zu sein. Nun beginnt die gemeinsame Wanderung. Faust wird Augenzeuge

Digitized by Google

der schrecklichsten Gräuel der Geschichte seiner Zeit. In Deutschland die Barbarei und Grausamkeit der kleinen Fürsten, welche ihre Unterthanen schnöde verkaufen, in Frankreich die Nichtswürdigkeit und der Despotismus Ludwig's XI., in England Richard III., in Italien das Wüthen und Schwelgen Cäsar Borgia's und Alexander's VI. Faust ekelt vor den Menschen, vor ihrer Bestimmung, vor der Welt und dem Leben. Und es ist ganz im Sinn Rousseau's, wenn dem rathlos Verzweifelnden dann der Teufel zuruft: „Thor, Du sagst, Du hättest den Menschen kennen gelernt? Wo, wie und wann? Hast Du auch einmal seine Natur durchforscht und erwogen, hast Du abgesondert, was er zu seinem Wesen Fremdes hinzugesetzt, daran verpfuscht und verstimmt hat? Hast Du die Bedürfnisse und Laster, die aus seiner Natur entspringen, mit denen verglichen, die er der Kunst und seinem verdorbenen Willen allein verdankt? Du hast die Maske der Gesellschaft für seine natürliche Bildung genommen und nur den Menschen kennen gelernt, den seine Lage, sein Stand, sein Reichthum, seine Macht und seine Wissenschaften dem Verderben geweiht haben, der seine Natur am Götzen des Wahns zerschlagen hat. Die Herrscher der Welt, die Tyrannen mit ihren Henkersknechten, wollüstige Weiber, Pfaffen, die die Religion als Werkzeuge der Unterdrückung nutzen, hast Du gesehen; nicht aber Den, der unter dem schweren Joch seufzt. Stolz bist Du an der Hütte des Armen und Bescheidenen vorübergegangen, der die Namen Eurer erkünstelten Laster nicht kennt, im Schweiße seines Angesichts sein Brot erwirbt und in der letzten Stunde des Lebens sich freut, sein mühsames Tagewerk geendet zu haben. Hättest Du da angeklopft, so würdest Du freilich ein schales Ideal von herrischer überfeinerter Tugend, die eine Tochter Eurer Laster und Eures Stolzes ist, nicht gefunden haben, aber den Menschen in stiller Bescheidenheit, großmüthiger Entsagung, der unbemerkt mehr Kraft der Seele und mehr Tugend ausübt, als Eure im blutigen Felde und im trugvollen Cabinet berühmten Helden. Ohne diese Helden, ohne Eure Pfaffen und Philosophen würden sich bald die Thore der Hölle schließen."

Und die „Geschichte Raphael's de Aquilas" und die „Geschichte Giafars des Barmeciden" werden vom Verfasser ausdrücklich als Seitenstücke des Faust bezeichnet. Die Geschichte Raphael's spielt zur Zeit der Religionskriege der Spanier gegen die Mauren; ein junger edler Spanier ergreift offen Partei für die Verfolgten und fällt als Opfer der Inquisition. Die Geschichte Giafars ist die Geschichte eines freisinnigen, kühn aufstrebenden Geistes, der alle Verfolgungen und Martern des ergrimmtesten und rachsüchtigsten orientalischen Despotismus zu erdulden hat. Beide Geschichten sind eine so wüste Häufung der furchtbarsten Schaudergemälde, wie sie kein neuerer französischer Romantiker greller hätte ersinnen können; die ganze Welt erscheint, um einen Ausdruck Klinger's selbst zu entlehnen, nur als ein ungeheures, von Blut triefendes, von Brüllen und Gestöhn erschallendes Schlachthaus, wo ein unersättlicher Dämon herumwüthet und herumwürgt, und nur der Dampf der Vernichtung in seine Nase steigt. Und die Nutzanwendung liegt auch hier wieder, ähnlich wie im Faust, in den Worten: „Uns drücken zwei von uns selbst geschaffene und feist genährte Dämonen nieder. Eine verzagte furchtsame selbstige Politik unserer Herrscher, die in dem Menschen nichts erblicken als ein Werkzeug, das gebildet ist, für ihre Lüste, Herrschsucht, Habsucht und Verschwendung zu arbeiten, und die ihm jede Gegenwirkung nach nur von ihnen entworfenen Gesetzen zum Verbrechen zu machen wissen; und eine Religion, die allen Kräften des Geistes und des Verstandes offenen Krieg ankündigt, deren zerschmetternde Keule unaufhörlich vom Blut der Erschlagenen träufelt und die die freche Hand des Priesters unter Lobgesang gegen die Feste des Himmels schwingt." Andererseits aber suchen diese Schaudergemälde doch nach einer Lösung und Versöhnung. Während Faust an den Uebeln und Gebrechen der Gesellschaft, von denen er entweder bloß Zuschauer ist oder die er selbst bewirken hilft, scheitert, zeigen sich, nach dem Ausdruck des Verfassers, Raphael und Giafar als privilegirte Geister, über welche diese Dämonen nichts vermögen, ja welche, unbesudelt von der sie rings umgebenden Schlechtigkeit, durch ihr Beispiel die Größe und Würde der Menschheit bethätigen. Ist der Mensch reinen Herzens

Digitized by Google

und starker Vernunft, so bleibt er ungebrochen auch in Elend und Tod.

Es folgt die zweite Gruppe; drei Romane, welche gleich der Geschichte Giafars nach dem Vorbild Wielands und der Franzosen in die Form orientalischer Märchen gekleidet sind. Nicht so gräßlich und peinigend wie die vorangegangenen Romane, aber breit und allzu absichtlich lehrhaft. Dasselbe Thema, aber mit dem Versuch einer andern Lösung.

Zunächst auch hier wieder die Naturwidrigkeit und Verderbtheit der herrschenden Weltlage. Die beiden ersten Romane, „Sahir“ und die „Reisen vor der Sündfluth,“ sind politische Satiren, namentlich der deutschen Kirchen- und Staatszustände. Der dritte Roman aber, „Der Faust der Morgenländer oder Wanderungen Ben Hafis',“ der Abschluß und die Spitze dieser zweiten Gruppe, führt die Frage nach dem Verhältniß von Ideal und Wirklichkeit auf einen durchaus anderen Standpunkt, als der Standpunkt der Romane der ersten Gruppe war. Die Gleichheit des Themas ist durch den Titel angedeutet, welcher mit scharfer Betonung an des Verfassers Behandlung der Faustsage erinnert; gleichwohl steht der morgenländische Faust zu dem abendländischen Faust in schneidendem Gegensatz. Sollen wir unausbleiblich, wie es jenem ersten Faust begegnete, an der Schlechtigkeit der Welt rettungslos zerschellen oder höchstens den leibigen Trost schmerzvoller Entsagung finden? Die Antwort des zweiten Faust ist kühner und thatkräftiger. Die Macht des aus dem tiefsten Herzen kommenden Idealen ist trotz aller Schranken und Widersprüche unvertilgbar. Das Herz soll unter dem kalten Verstand nicht verkümmern. Das Herz erschaffe die That, der Verstand überlege und rathe, Güte und Weisheit seien miteinander im Bunde, dann geht der Sterbliche festen und sicheren Trittes einher, das Uebrige ist des Schicksals.

In der dritten Gruppe treten wir unmittelbar in die Wirren und Kämpfe der nächsten Gegenwart und Wirklichkeit. Es sind drei verschiedene, untereinander eng zusammenhängende Schriften; zwei Romane, „Geschichte eines Deutschen der neusten Zeit“ und „Der Weltmann und der Dichter,“ und eine Sammlung von Aphorismen, welche den Titel „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur“ führt. Klinger's reichste und bleibendste Werke. Unbestechliche Seelenhoheit und ruhige Klarheit erfahrener Weltbildung.

Der erste Roman, „Geschichte eines Deutschen der neusten Zeit,“ ist die Geschichte eines jungen schwärmerischen Staatsmanns, der sich in seiner Jugend ein begeistertes Freiheits- und Tugendideal aus Rousseau gebildet hat und nun auch in seinem reiferen Alter, an die Spitze eines kleinen deutschen Staats gestellt, sein Gewissen nicht unter den Götzen des herrschenden Systems beugen will. Der Lohn seiner hochherzigen Bestrebungen ist das leidvollste Märtyrerthum. Als er bei Ausbruch der französischen Revolution den Adel aufforderte, die Vorrechte aufzugeben, „welche sich für diese Zeit und die darin lebenden Menschen nicht mehr schicken,“ wurde er als ein Feind des Adels und der alten und guten Ordnung verdächtigt, verfolgt und verdrängt. Und als er nun selbst nach Frankreich ging, um dort die anbrechende Morgenröthe der neuen Freiheit mit eigenen Augen zu schauen, da erging es ihm, wie es Georg Forster erging; er wurde der Augenzeuge der mörderischen Gräuel der Schreckenstage. Sein Herz verdüsterte sich und vergebens kämpfte er, in dieser ihn wild umbrausenden Anarchie seine wankende sittliche Kraft in alter Klarheit und Unerschütterlichkeit aufrecht zu halten. Sein Lebensmuth brach vollends, als, wie es ebenfalls das Schicksal Forster's war, die Treulosigkeit einer heißgeliebten Frau auch sein häusliches Glück vernichtete. Er verliert den Glauben an die Macht der Tugend, er wird Menschenhasser; Menschenhasser besonders darum, weil er sich selbst haßt, daß er aufhören konnte der zu sein, der er war. Gleichwohl ist dieser Roman, trotz seiner schrillen Herbigkeit, ein Evangelium der Liebe und der Versöhnung. Es ist sehr zu bedauern, daß der Dichter nicht die Kraft besessen hat, das allmälige Wiedererwachen der bessern Natur seines Helden mit derselben Frische und Eindringlichkeit zu schildern, wie deren allmälige Verdüsterung; die Entsühnung wird nur durch einen Deus ex machina, nicht durch die innere Folgerichtigkeit des Entwicklungsganges herbeigeführt. Aber der Grund-

Digitized by Google

gedanke des Romans ist: Es ist im Lauf der Welt schwer, sich den Glauben an die Herrschaft der Tugend nicht erschüttern zu lassen, und doch ist dieser Glaube der einzige Hort, der vor Verzweiflung schützt, und dem Menschen Antrieb und Kraft zum handelnden Leben gibt.

Und der zweite Roman, „Der Weltmann und der Dichter," betrachtet das Wesen und die Bedingungen dieses handelnden Lebens selbst. Es ist ein mit feinster attischer Anmuth geführtes Gespräch zwischen zwei Jugendfreunden. Der eine ist ein glänzender Staatsmann, der in den klugen Berechnungen seines ganz auf die Wirklichkeit gerichteten Treibens die Sprache des Herzens nicht kennt oder, insoweit noch ein Stück Jugendidealität in ihm nachklingt, dieselbe als haltlose Phantasterei verwirft; der andere ist ein Dichter, der sich ganz von der Welt abgesondert hat und in stiller Einsamkeit nur den Träumen und Eingebungen seines edlen und begeisterten Herzens lebt. Es ist hergebracht, grade diesen Roman immer als Beweis anzuführen, wie durchaus unausgetilgt die Kluft zwischen Herz und Welt, Poesie und Prosa, idealistischer und realistischer Weltanschauung, oder wie man sonst diese Gegensätze nennen will, in Klinger immer geblieben sei. Und allerdings ist auch hier wieder, wie überall bei Klinger, die Dissonanz schärfer hervorgehoben, als deren harmonische Lösung; unwillkürlich denkt man an die tiefsinnige Gedankenreihe, welche sich durch Goethe's Werther und Tasso und durch die Lehr- und Wanderjahre hindurchzieht und sie miteinander einheitlich verbindet. Nichtsdestoweniger scheiden Weltmann und Dichter als Freunde und verstehen sich besser, als sie laut erklären. Ihre Schlußbetrachtung läuft darauf hinaus, daß es um den Dichter schlecht bestellt ist, wenn das Herz nur ein eingebildetes vollkommenes Gute will, das der Verstand nirgends finden kann, und daß der Weltmann nur stümpert und sich an Schatten hält, wenn er nicht fest in sich selbst ruht und im Kleinsten wie im Höchsten immer nur aus der vollen und ganzen Menschennatur urtheilt und handelt.

Klinger's letzte Schrift, die Spitze der philosophischen Romane und der Abschluß seines gesammten schriftstellerischen Denkens und Wirkens, waren seine „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur, Leipzig 1802 bis 1805." Obgleich scheinbar wirr und abspringend durcheinandergeworfen, sind sie, wie der Verfasser selbst sehr bestimmt hervorhebt, doch von durchaus einheitlichem Geist und Sinn.

Peinvoller und dennoch siegreicher hat selten jemand den schweren Kampf zwischen Dichter und Weltmann bestanden als Klinger. Nie hat er im Trubel und Lärm der rauschenden Weltbegebenheiten den Blick und die ideale Begeisterung für die letzten und höchsten Ziele der Menschheit, nie im Glanze des Hofes seine warme Volks- und Freiheitsliebe, nie unter den Fährlichkeiten einer vielfach ausgesetzten hohen amtlichen und gesellschaftlichen Stellung seinen tiefen sittlichen Ernst, seine unbeugsame Charakterstärke entweiht und verleugnet.

Wie kann der Deutsche solche Schätze seiner Literatur übersehen und vergessen? Nur die „Maximen und Reflexionen" Goethe's lassen sich mit dieser Schrift Klinger's vergleichen. Klinger ist nicht so tief und in sich harmonisch wie Goethe; aber sein Merken und Sinnen geht nicht bloß auf die innere Welt der Bildung, Sitte, Wissenschaft und Kunst, sondern auch auf die großen Fragen und Anliegen des öffentlichen Lebens, auf den Gang der Politik und der Geschichte.

Es ist unmöglich, in die reichen Einzelheiten dieser geist- und charaktervollen Gedanken und Empfindungen näher einzugehen. Ein Mann im vollsten Sinn des Worts; lebens- und weltkundig, von der umfassendsten selbständigen Bildung, hell und fest, unerschütterlich wahr und ehrlich gegen sich und andere. Unbeirrbarer Freiheitssinn ist sein innerstes Wesen. Dies bezeugen alle seine tief empfundenen Betrachtungen über Sittlichkeit und Lebensweisheit, sein begeistertes Lob Luther's und Kant's, und sein brennender Haß gegen die in Deutschland eben aufkommende Romantik; dies bezeugt vor allem seine erhebende sittliche Entrüstung über die gleißende Nichtigkeit des Fürsten- und Hoflebens, über die geistzermalmenden Wirkungen des Despotismus. Besonders denkwürdig ist das diesen Aphorismen beigegebene Bruchstück einer allegorischen Dichtung „Das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit;" es ist das Glaubensbekenntniß über die großen Ereignisse der französischen Re-

Digitized by Google

volution. Der Dichter schaudert zurück vor den Freveln und Schrecken, mit denen sich das blutige Werk vollzieht; aber er vergleicht es mit dem schrecklichen Zauberwerk der Medea, welche die starren Glieder des abgelebten Alten in den kochenden Kessel warf, damit sie wieder jung und jugendschön würden. Es hat etwas Rührendes, daß diese Dichtung mit der Hinweisung auf Bonaparte und den jungen Kaiser Alexander schließt, als die Wiederhersteller des erschütterten Tempels des Genius der Menschheit. Die Geschichte weiß, wie bitter diese süßen Hoffnungen enttäuscht wurden; und der Dichter selbst hat schwer unter dieser Enttäuschung gelitten. Aber der Grundgedanke, der durch die ganze Dichtung hindurchgeht, ist erhaben und unangreifbar. Wo ist der rettende Ausweg aus der menschenunwürdigen Finsterniß und Verderbniß? Die Menschheit kann die Erlösung nur sich selbst bringen; durch fortschreitende Aufklärung und freieres Staatsthum.

Maximilian Klinger war kein großer Dichter, aber ein ernster Denker, eine tief ringende Natur. Eines seiner Aphorismen lautet: „Was ich mit allen diesen Betrachtungen und Gedanken in deutscher Sprache zu dieser Zeit will? Kraft erwecken! Gelänge mir dieses, so wirkte ich ein größeres Wunder als Moses, da er Wasser aus dem Felsen schlug; doch die Juden waren durstig." Dieses Wort gilt von Klinger's gesammtem Denken und Wirken. Was er selbst sich in harten Bildungskämpfen errungen, das sollte das Eigenthum des ganzen deutschen Volks werden, Heroismus der sittlichen Kraft.

Seit 1805 hat Klinger nichts Schriftstellerisches mehr veröffentlicht. Doch veranstaltete er 1812 noch eine Auswahl seiner Werke.

Das Alter Klinger's war trüb und freudlos. Zwar gehörte er zu den höchstgestellten Männern Rußlands, selbst Kaiser Nicolaus ehrte ihn noch durch Gunst und Auszeichnungen; seine strenge Pflichttreue und Selbstlosigkeit hatte ihm in der That trotz der Eifersucht so vieler Höflinge das Vorrecht, ganz er selbst sein zu dürfen, erworben. Aber es zehrte an ihm das schwer empfundene Mißbehagen, in einem Lande und unter einem Volke leben zu müssen, das er nicht liebte, es bedrückte ihn der Schmerz um einen heißgeliebten Sohn, den er in der Schlacht von Borodino verloren, der Schmerz um seine Gattin, die sich über den Verlust dieses Sohnes blind geweint hatte. Bulgarin in seinen Memoiren (übersetzt von E. v. Rheinthal und H. Clemenz, Jena 1856) und Fanny Tarnow in ihren „Reisebriefen aus Petersburg" (1819) und in ihrem Roman „Zwei Jahre in Petersburg" (1833), geben von Klinger's Persönlichkeit ausführliche Schilderungen. „Seine Haltung," sagt Fanny Tarnow, „war, ohne steif zu sein, militärisch stolz und grade, und vorzüglich lag in der Art, wie er den Kopf trug, etwas sehr charakteristisches. Man sah es ihm an, daß er im Leben immer und überall aufrecht gestanden und sich nie demüthig gebeugt habe. In der Tiefe des ruhig sinnenden Blickes sprach sich eine Entschlossenheit und Kraft aus, die dem Aergsten, was der Mann im Leben zu erdulden gehabt hatte, Trotz geboten zu haben schien. In seinem Gesicht war kein Zug von Milde, kein Schimmer von Freundlichkeit, aber auch durchaus nichts Herbes und Abstoßendes, nur Gepräge von Großheit und einer im Lauf der Jahre eisern gewordenen Kraft." Ein Eindruck, der auch von E. M. Arndt (Wanderungen S. 82) wesentlich bestätigt wird.

Am 25. Februar 1831 starb Klinger als verabschiedeter Generallieutenant in Petersburg, kurz vor dem Antritt seines achtzigsten Lebensjahres. Auf seinem Grabstein liest man die Worte: „Ingenio magnus, pietate major, vir priscus." „Groß an Geist, noch größer an Charakter und Gesinnung, ein Mann von alter Art."

Literarisches.

Carl Friedrich Philipp von Martius' Akademische Denkreden. Leipzig, Friedrich Fleischer. 1866.

In dem Sitzungssaale der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München befindet sich eine Porträtsammlung der verstorbenen Mitglieder, welche seit der mehr als hundertjährigen Gründung dieser ersten gelehrten Anstalt des Königreiches in derselben gewirkt haben. Es ist eine ernste Gesellschaft, der wir hier begegnen; ihre Betrachtung mahnt uns an die Vergäng-

Digitized by Google

lichkeit alles irdischen Seins, denn nur der Tod eröffnet die Aufnahme in diesen Kreis; andererseits gibt sie uns aber auch Zeugniß von der Wirkung hervorragender Geister, deren Leistungen das Erdenleben überdauert und fortbestehen in der dankbaren Erinnerung der Nachkommen. Jedes einzelne Bild trägt wohl als Unterschrift den Namen, Geburts- und Sterbetag des Originals, doch, sind uns auch die glänzenden Namen und die Errungenschaften ihrer Träger auf dem Gebiete der Wissenschaft im Allgemeinen wohl bekannt -- wir sehen uns beim Eintritt in diese ehrwürdige Galerie nach einem sachkundigen, ebenbürtigen Führer um, an dessen Hand wir, diese Räume durchwandernd, eine eingehende Kenntniß von den Thaten — ja, wir dürfen wohl sagen, von den Thaten und Leiden -- jener Männer gewinnen möchten, deren Züge auf uns herabschauen. Ein solcher Führer in dieser hoch berühmten Versammlung ist uns das vorliegende Werk, welches einerseits natürlich die berührten Grenzen weit überschreitet, indem es nicht nur die Nekrologe der in München persönlich thätigen Mitglieder, sondern auch auswärtiger, dem gelehrten Verbande angehörender Männer umfaßt, andererseits aber sich vorzugsweise auf die Vertreter der naturwissenschaftlichen Doctrinen beschränkt. Der Verfasser in seiner Stellung als Classensecretär hat nach den Statuten der Akademie bekanntlich die Aufgabe, in den öffentlichen Sitzungen die während des Jahres verstorbenen Mitglieder durch Gedächtnißreden zu ehren. Mit welcher Meisterschaft der Verfasser diese seine Aufgabe seit Jahren erfaßt und ausgeführt hat, ist allgemein anerkannte Thatsache, und es ist daher ein sehr dankenswerthes Unternehmen und in der That eine glückliche Idee gewesen, durch den Druck und die Sammlung dieser akademischen Reden den hierdurch Gefeierten ein bleibendes Denkmal zu setzen. Es sind uns hier im mannigfaltigsten Wechsel einige 40 Lebensbilder geboten — echte Lebensbilder, die uns einen klaren Einblick eröffnen in das wissenschaftliche Streben dieser Männer, sowie in ihre äußeren Lebensverhältnisse, welche ja mit der Entwicklung der geistigen Fähigkeit eines Gelehrten meistens so nahe zusammenhängen. Um das allgemeinste Interesse auf das vorliegende Werk zu lenken, wird es genügen, wenn wir nur einige wenige Namen besonders hervorheben: Graf Bray, Humboldt, Link, Mitscherlich, Biot, Gmelin, Oken, R. Brown, H. Rose, Graf Sternberg, deCandolle, Namen, an die sich die glänzendsten Erinnerungen knüpfen, „ein ew'ger Strahlenkranz im Wechselsturm der Tage.“ Natürlich müßte es das Bestreben des Verfassers sein, die gefeierten Collegen von ihrer besten, hervorragendsten Seite aufzufassen und darzustellen; wenn auch ein solches Bestreben in der ganzen Arbeit herausgefühlt wird, so ist doch auch sachverständiger Kritik hinlänglich Raum gegeben. Stellt uns hier der Verfasser einen A. v. Humboldt dar mit geflügelten Worten, so daß wir dem kühnen Reisenden zu folgen glauben auf seinen unermüdlichen Wanderungen in ferne Lande, so versteht es der Verfasser, uns dort mit nicht minder geübter Feder in den still beschaulichen Lebenskreis eines C. Schweigger einzuführen und uns das Verständniß der Eigenthümlichkeiten so verschiedener Geister zu erschließen. Erfüllt uns hier die in wenigen Zügen entworfene Schilderung des geistigen Wirkens eines Oken, „jenes Feuerkopfes voll innerlicher Wellenschläge und Strömungen“ mit Bewunderung für ein ruheloses geistiges Streben, so erfreuen wir uns dort einer Pflicht dankbarer Huldigung für die stillen Leistungen des milden Schubert, oder eines Kielmeyer, dieses nüchternen und doch visionären Kopfes, des Lehrers von Cuvier. Aber nicht allein den wissenschaftlichen Leistungen der Gefeierten, sondern auch ihrer politischen und philosophischen Anschauung, welche für die Bedeutung eines Gelehrten nicht selten maßgebend erscheint, ist in diesen Darstellungen ausführlich Rechnung getragen. Martius' schriftstellerische Arbeiten haben, wie bekannt, von jeher eine hervorragende Stelle in der Mustersammlung deutscher Literatur eingenommen und so steht denn auch dem inhaltlichen Reichthume des vorliegenden Werkes eine hohe Vollendung der Form hebend und fördernd zur Seite. Diese Sammlung akademischer Gedächtnißreden bildet durch Lebendigkeit der Darstellung für die Leser aller Stände eine interessante, durch Gründlichkeit der Behandlung für den Fachgenossen eine instructive Lecture und so wird sie denn — wir sind dessen gewiß — auch in den weitesten Kreisen wohlverdiente Anerkennung finden.

Neues vom Büchertisch.

Arneth, A. von, Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz sammt Briefen Joseph's an seinen Bruder Leopold 1. Band. 1761 bis 1772. gr. 8. Wien, Carl Gerold's Sohn. $2^{2}/_{3}$ Thlr.

Auerbach, B., Deutsche Abende. Neue Folge. 8. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandl. 1 Thlr.

Grimm, J. u. W., Deutsches Wörterbuch. Fortgesetzt von R. Hildebrand und K. Weigand. 5. Bd. 5. Lieferung. Bearbeitet von R. Hildebrand. hoch 4. Leipzig, Hirzel. $^{2}/_{3}$ Thlr.

Lingg, H., Die Völkerwanderung. Epische Dichtung 2. Buch. 8. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. $1^{1}/_{3}$ Thlr.

Polko, E., Neue Novellen. 8. Folge. Herzensgeheimnisse. 8. Leipzig, Schlicke. $1^{1}/_{2}$ Thlr.

Digitized by Google

Altes und Neuestes

über den

Vogel Dronte und über einige andere ausgestorbene Thiere.

Von

Jakob Nöggerath.

Daß Arten von Thieren und Pflanzen, welche einstmal auf der Erde gelebt haben, gänzlich aussterben können, ist eine feststehende und allbekannte Thatsache. Das lehren die Fossilien, Petrefacten oder Versteinerungen in hundert, ja in tausendfachen Beispielen. In ihnen sind die Formen von Thieren und Pflanzen erhalten, welche wir lebend auf unserm Planeten nicht mehr kennen; es sind diese Arten gänzlich ausgestorben, entweder durch gewaltsame Naturereignisse, oder weil die Beschaffenheit der klimatischen oder anderer Verhältnisse der Erde nicht mehr für ihren lebendigen Bestand geeignet waren. Daß aber die Thier- und Pflanzenarten, wie jüngst Darwin zu beweisen gesucht hat, im Laufe langer Zeiten sich nach und nach so geändert, ihrem ganzen Wesen nach so umgewandelt haben sollen, daß dadurch nicht allein neue Arten entstanden seien, sondern sogar in dieser Weise die ganze lebende Natur nur auf wenige Urtypen zurückzuführen wäre, ist eine geistreiche Hypothese, aber auch nur eine solche, welche endgiltig nicht bewiesen ist. Die von Darwin und seinen Anhängern dafür beigebrachten Gründe führen nur bis zu einem gewissen Punkte hin, welcher nicht bis zur eigentlichen Schlußfolgerung reicht, und selbst scheint diese ihrer ganzen Natur nach niemals erreichbar zu sein. Die Species der Organismen, wenn gehörig erkannt und festgestellt, ist eine naturhistorische, selbständige Einheit, trotz aller Varietäten, Racen und Bastarde.

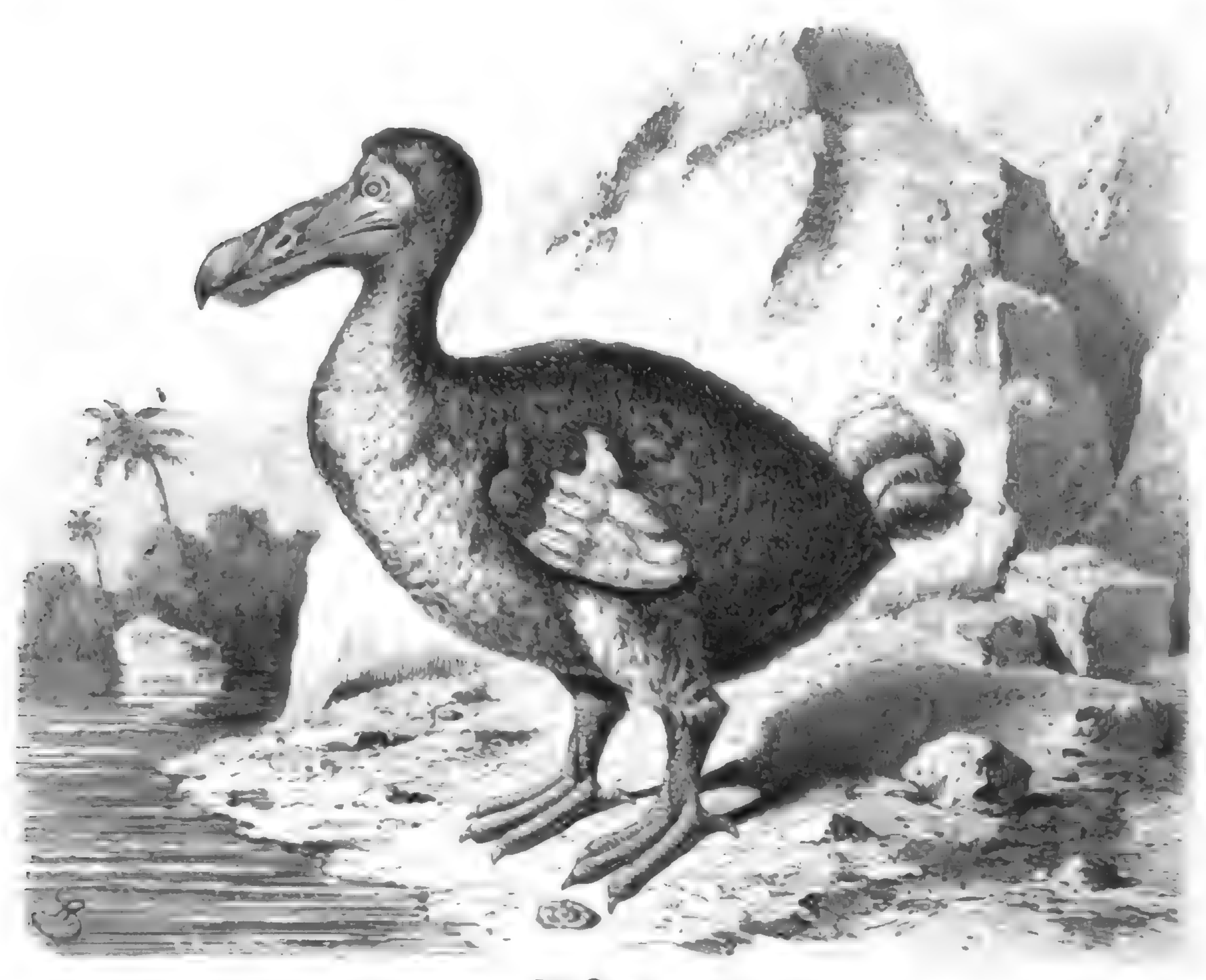
An die oben hervorgehobene Thatsache schließt sich indeß eine zweite an, nämlich diejenige, daß auch noch in der jüngern historischen Zeit Arten von Organismen ausgestorben, im Leben gänzlich von der Erde verschwunden sind.

Eines der merkwürdigsten Beispiele aus dieser Kategorie, nämlich eines seit etwa zwei und einem Viertel Jahrhundert ausgestorbenen großen Vogels, ist die Dronte oder der Dudu (Didus ineptus Lin.), mit welchem sich die Naturforscher lange und vielfach beschäftigt haben. Ganze Bücher und zahlreiche Abhandlungen sind darüber geschrieben, und fast jedes Lehrbuch der Zoologie und der Geologie gibt von ihm Kunde. Es soll hier nur einiges Allgemeine darüber in Erinnerung gebracht werden.

Die Dronte lebte früher auf der Insel

Digitized by Google

Mauritius — später Isle de France genannt — und auf Bourbon (la Reunion) in den Maskarenen. Es war ein sehr fremdartig gestalteter plumper Vogel, größeralsder Schwan, mit einem seltsam gebauten dicken Schnabel und nur mit kleinen Stummeln von Flügeln. Fliegen konnte er daher nicht, sondern er bewegte seinen schweren Körper nur mühsam auf kurzen, säulenartigen Füßen fort. Seine ganze Erscheinung hatte ein melancholisches Ansehen.



Die Dronte.

Sehr viele Abbildungen von der Dronte sind vorhanden, wenige aber dürften gut sein. Die meisten sind Copien von Copien und oft auch selbst von schlechten Originalien, und so haben sich darin die Fehler nach und nach vermehrt. Der verdienstvolle russische Naturforscher, Academiker Dr. Brandt hat aber nicht allein genaue Untersuchungen über die Dronte angestellt und veröffentlicht, welche hier mit benutzt werden sollen, sondern auch ein möglichst richtiges Bild dieses Vogels in einem in Deutschland wohl wenig bekannt gewordenen Sammelwerke (Verhandlungen der russisch-kaiserlichen mineralogischen Gesellschaft zu St. Petersburg, Jahrgang 1847) gegeben, wovon die getreue Copie folgt.

Bei diesem Bilde wurde ein älteres Gemälde von Roëland Savery zu Grunde gelegt, auf welchem die Dronte nach der Natur gemalt ist. Verbesserungen sind aber von Brandt dabei angebracht worden nach andern, ebenfalls vorhandenen Quellenbildern und nach den erhaltenen Skeletten des Kopfes und der Füße.

Von dem skelettirten Kopfe folgen hier ebenfalls drei Abbildungen, welche ihn nach drei verschiedenen Ansichten darstellen.

Es ist durchaus zu bezweifeln, daß Vasco de Gama die Dronte auf Mauritius schon gesehen hatte, wie Einige meinten und noch jüngst Quenstedt; Hamel hatte schon früher die irrige Angabe gründlich widerlegt. Nachweislich wurde die Dronte zuerst von einer holländischen, nach Ostindien bestimmten Flottenabtheilung, welche einen Theil der zweiten indischen Expedition bildete, auf der von ihr zuerst Mauritius genannten Insel am 17. September 1598 wahrgenommen und kurz beschrieben. Vom Jahre 1598 bis 1638 besuchten viele holländi-

Digitized by Google

sche Indienfahrer die Insel Mauritius und benutzten sie als Ankerplatz; sie besetzten sie sogar mit einem Fort und einer kleinen Ansiedelung. Zu dieser Zeit befand sich die Dronte noch lebend auf dem Eilande. Mehrere dieser Reisenden erwähnen die Dronte als eine Schiffsverproviantirung. Die Vögel wurden theils frisch, theils eingesalzen verspeist; das Fleisch, mit Ausnahme der Brust und des Magens, war aber hart, weßhalb die Vögel im Holländischen Walgvögel (Ekelvögel) genannt wurden. Im Jahre 1604 waren die früher sehr häufigen Vögel schon seltener auf Mauritius geworden, während bei den ersten Besuchen der Holländer drei Matrosen der dieses selbst untersucht hat. Eine andere lebende Dronte war nachweislich im Jahre 1638 in London, auch scheint der Vogel noch in demselben Jahre von François Cauche auf Mauritius beobachtet worden zu sein. Es ist indeß jedenfalls zweifelhaft, daß der Vogel in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts noch auf dieser Insel lebend vorhanden war.

Erst im Jahre 1778 wurde von Morel, Secretär des Hospitals von Isle de France, die durch die frühern Seefahrer bewirkte Vertilgung der Dronte als Thatsache ausgesprochen. Bory de St. Vincent gab sich im Anfang unseres Jahrhunderts große Mühe, auf Isle de France und Bourbon

Seitenansicht des Dronteschädels.

zuweilen an einem Nachmittage hundertfünfzig Vögel erbeutet hatten. Indeß berichtete Verkens, welcher im Jahre 1611 über anderthalb Monat auf Mauritius war, daß man damals noch täglich viele Dronten verspeiste. Im Jahre 1626 beobachtete auch Herbert das Thier auf Mauritius und gab eine verfehlte Abbildung davon. Man hat sogar die Insel Mauritius, wegen des Aufenthalts der Dronte auf derselben „Schwaneninsel" genannt.

Im Jahre 1627 oder 1628, vielleicht auch etwas früher, war sehr wahrscheinlich eine lebendige Dronte in Holland, nämlich diejenige, welche in dem letztgenannten Jahre dem Maler Roëland Savery zum Vorbilde bei einem Thierstück gedient hat, welches sich in der Gallerie von Belvedere zu Wien befindet, wo es der Schreinoch Spuren von der Dronte zu entdecken, konnte aber selbst von den ältesten Jägern keine Auskunft darüber erhalten. Ebenso erging es zahlreichen späteren Nachforschungen. Kurz, die Dronte existirt nicht mehr lebendig, ihre Species ist völlig ausgestorben.

Nun galt es wenigstens, die Knochen derselben noch aufzufinden, denn außer den alten Bildern konnte man nur einige, für die nähere Bestimmung und Charakteristik des Vogels nicht ausreichende Theile desselben, nämlich ein skelettirter Kopf und Füße, welche von einem früher der Sammlung von Tradescant zu South-Lambeth bei London angehörigen ausgestopften Exemplar herstammten, und jetzt in Oxford aufbewahrt werden. Nach genauen Gypsabgüssen dieses Kopfes sind die vorliegenden Bilder angefertigt. Ein zweiter

Digitized by Google

Kopf befindet sich in Kopenhagen, ein Fuß im britischen Museum zu London und ein Schnabel soll in Prag sein. Lange blieben alle Nachforschungen nach Knochen der Dronte auf den beiden Inseln ohne allen Erfolg. Ein Bewohner von Isle de France, Georg Clark, welcher sich sehr ernstlich mit dem Aufsuchen der Drontekuochen beschäftigt hatte, hoffte, daß der Bau der Eisenbahn auf dieser Insel die gewünschten Reliquien zu Tage bringen würde, aber auch diese Aussicht verschwand, trotz aller sorgfältigen Nachforschung. Im September 1865 erfuhr indeß Georg Clark, daß ein Einwohner der Insel aus einem Morast, Mare des Songes genannt, dessen Inhalt zur Benutzung als Dünger ausgewinnen lasse, und daß man darin Knochen von Hirschen und besonders von Schildkröten gefunden habe.

Clark glaubte, daß sich darunter auch Knochen von der Dronte finden könnten. Er ließ daher durch einige Arbeiter den Sumpf vollständig untersuchen. Bald fanden sich die gesuchten Knochen, und endlich deren so viele, daß sie mehrere Sammlungen gehörig ausstatten konnten. Der Sumpf war ein eigentliches Beinhaus des ausgestorbenen Vogels. Die Oertlichkeit war aber auch besonders zum Aufenthalt der Dronte geeignet. Es war ein enges Thal, von kleinen, flachen Hügeln umgeben. Der Boden war mit angeschwemmten Gesteinsstücken bedeckt, welche die wellige Oberfläche gebildet hatten. An Quellen fehlte es auch nicht, welche sich bei der größten Trockenheit fließend erhalten. Wasserpflanzen bildeten eine Art von mattenartigem Teppich über den vertieften Stellen. Unter demselben lagen die Knochen der Dronte, über dem aber eine torfartige Masse, welche nur Knochen von Schildkröten, Hirschen, Flamingo's und einigen andern Vögeln enthielt, aber keine der Dronte.

Clark sandte eine bedeutende Menge von Drontekuochen nach London, und hier wurden sie zum Theil versteigert; andere kamen in das britische Museum. Eine weitere Partie solcher Knochen brachte später Charles Coquerel von St. Denis auf Bourbon. So sind diese Knochen zur Untersuchung der Naturforscher gelangt.

Es würde ohne Zweck sein, alle frühern Ansichten der Anatomen und Ornithologen über die Dronte anzuführen, welche derselben sehr verschiedene Stellungen in der Classification der Vögel angewiesen hatten; einige haben sie sogar bei den Straußen eingeordnet. Aber auch jetzt noch ist die Dronte in jener Hinsicht ein problematischer Vogel. Die neueren Ansichten der Naturforscher weichen immer noch sehr von einander ab. Gervais und Coquerel fußen vorzüglich auf den Bau der Brust und des Beckens der Dronte, und stellen sie als eine eigene Vogelfamilie auf, welche zwar den Geiern, aber andererseits auch gewissen hühnerartigen und stelzfüßigen Vögeln ähnlich sei. Alphonse Milne-Edwards erkennt, daß die genannten wesentlichen Theile des Skeletts die Dronte von den Columbiden zu entfernen scheinen, aber in anderer Beziehung, besonders rücksichtlich der Füße, haben sie mit den Tauben eine große Verwandtschaft. Also ein modificirter Geier, oder eine modificirte Taube: allerdings eine große Differenz! Der ausgezeichnete englische Anatom Owen schließt sich indeß doch mehr der letztern Anschauung an, obgleich er ihr doch nicht ganz huldigt. Nach ihm wäre die Dronte zwar neben die Columbiden zu stellen, sie bilde aber eine ganz besondere Vogelfamilie von gleicher Auszeichnung und Bedeutung, wie jene. Die Owen'sche Deutung dürfte das meiste für sich haben.

Bei dem abenteuerlich gestalteten Geschöpf, welches sich den lebenden Vögelformen so wenig anschließen will, könnte man wohl meinen, es wäre ein übrig gebliebener lebendiger Rest aus der Vorwelt, daher zum Aussterben reif gewesen. Gelegentlich der ausgestorbenen Thiere der Vor- und Jetztwelt im Allgemeinen erinnert man sich unwillkürlich der Hypothese des italienischen Naturforschers Brocchi. Er meinte nämlich, sowie dem Individuum einer jeden Thierspecies ein ungefähr bestimmtes höchstes Lebensalter zustehe, so könnte auch einer jeden Thierspecies eine ungefähr bestimmte höchste Lebensdauer zukommen, nach welcher die Species aussterbe. Diese Anschauung hat allerdings einige Anhänger gefunden, sie läßt sich indessen ebensowenig beweisen, als die Darwin'sche Hypothese von der successiven Umwandlung der Arten. Der englische Naturforscher Lyell hat sich gegen Brocchi mit Recht erklärt, vorzüglich aus dem Grunde, weil es

auch viele äußere Verhältnisse gibt, wodurch Thierspecies aussterben können.

Das Aussterben der Dronte ist grade auch durch sehr begünstigende äußere Verhältnisse bedingt gewesen. Darüber sagt Dr. Brandt sehr richtig: „Die Ursachen, welche in einem kurzen Zeitraume von etwa fünfzig oder sechzig Jahren, die seit dem Bekanntwerden der Dronte in Europa verflossen, ihre gänzliche Vertilgung herbeiführen konnten, liegen klar vor Augen. Als dummer, des Flug- und Schwimmvermögens beraubter, schwerfälliger, eigenthümlich gestalteter, großer, daher die Aufmerksamkeit reizender, auf ein oder höchstens zwei kleine Inseln beschränkter Strandvogel, konnte sie sich den Nachstellungen der Menschen nicht lange entziehen. Die ansehnliche Größe des Dudu mußte die nach frischem oder zum Einsalzen sich eignendem Proviant lüsternen, überaus zahlreichen Indienfahrer, wenn auch sein Fleisch hart war, besonders zu seiner Verfolgung auffordern. Dieselbe Nation, die sein Bekanntwerden in Europa vermittelte, scheint daher hauptsächlich zu seiner Vertilgung beigetragen, oder sie selbst möglicherweise bewerkstelligt zu haben, wenn anders das letztere nicht von den ersten Colonisten der Insel Mauritius geschah."

Erst ganz neuerlich ist in der Academie der Wissenschaften zu Paris (Sitzung vom 3. November 1866) eine Notiz von Guyon zur Sprache gekommen, welche Nachrichten von noch anderen ausgestorbenen Thieren auf den Inseln der Antillen bringt. Auf den meisten Inseln dieser Gruppe lebte nach den Aufzeichnungen der Missionäre noch im Jahre 1635 eine Hundeart, welche Anli genannt wurde. Sie war von mittlerer Größe und hatte einen Fuchskopf. Auf keiner Insel der Antillen ist sie jetzt aufzufinden, sie ist ausgestorben. Nach den Nachrichten der Missionäre gab es ferner früher auf Martinique und Guadeloupe,

Obere und untere Ansicht des Dronteschädels.

auch auf Dominicus und andern Eilanden der Antillen mehrere Arten von Papageien, darunter ein Ara, welche dort nicht mehr vorhanden sind. Ob sie noch anderwärts, außerhalb der Inselgruppe, existiren, verdient noch näher untersucht zu werden. Ein Batrachier, nämlich ein Frosch von bedeutender Größe, acht Zoll lang, und von sehr starkem Knochenbau lebte ehemals auf Martinique, die ersten Colonisten nannten ihn Quaitibi-tibi, und suchten ihn zum Verspeisen auf. Er führte den systematischen Namen Cystignatus ocellatus. Wagler. Besonders ausgezeichnet ist er durch seinen gefleckten Körper. Auf Martinique ist er nicht mehr vorhanden, findet sich aber auf Dominicus und St. Lucia, auch noch auf anderen Inseln der Antillen und in einigen Gegenden des benachbarten Continents, nördlich und südlich des Aequators. Die lanzenförmige Viper (Botrops lanceolatus) verzehrt als Leckerbissen jenen Frosch, aber darin liegt allein kein Grund seines Verschwindens auf Martinique, denn jene Viper ist auf St. Lucia viel häufiger, als auf Martinique und doch ist daneben der Frosch in sehr großer Menge auf jener Insel vorhanden; übrigens hat man diesen Frosch niemals auf Guadeloupe gefunden. Endlich kommen noch drei Arten oder Abarten von Schweinen in Betracht, welche seit der französischen Besitzergreifung auf Guadeloupe verschwunden sind. Man nannte sie cochons marrons oder sauvages. (Marron nennt man einen entlaufenen oder wilden Neger.) Eine Art oder Abart derselben, nämlich die älteste, war sehr verbreitet. Die Spanier hatten sie schon in der ersten Zeit ihrer Eroberung eingeführt. Die zweite Art war unser gewöhnliches zahmes Schwein, welches später die Franzosen eingeführt hatten; es war aber aus den Niederlassungen entlaufen und lebte verwildert. Die dritte Art war unter der Bezeichnung des Schweins von Siam oder von Tonquin, auch vom Cap der guten Hoffnung bekannt. Die französische Besitzergreifung von Martinique fand im Jahre 1635 statt. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts waren alle drei Marron-Schweine schon verschwunden; Niemand hatte davon noch Kenntniß aus der unmittelbaren Anschauung. Sie waren daher ungefähr seit einem Jahrhundert ausgestorben. Das spanische Schwein war schon im Jahre 1665 auf Martinique selten, was aus einer Verfügung des Souverainrathes dieser Insel vom 13. April desselben Jahres hervorzugehen scheint, durch welche die Jagd auf Marronschweine unter Androhung schwerer Strafen verboten war.

Obgleich die Geschichte der Dronte wesentlich nur hier in der Absicht lag, an deren umrißliche Darstellung wir der Analogie wegen die neuesten Nachrichten über andere auf Inseln durch Zuthun der Menschen, durch die Jagd und andere Ausrottungsmittel in historischer Zeit ausgestorbenen größeren Thiere angeschlossen haben, so mag es doch noch gestattet sein, auch an Thiere zu erinnern, deren Aussterben zwar nicht in die jüngere geschichtliche Zeit fällt, aber doch erst nach dem Dasein des Menschengeschlechts auf der Erde stattgefunden hat. In erster Linie sind nämlich dabei das Mammuth (Elephas primigenius und antiquus), das ausgestorbene Rhinoceros (Rhinoceros tichorhinus) und eine gewisse Anzahl anderer pflanzen- und fleischfressender, in ihrer Art ebenfalls nicht mehr existirender, großer Thiere, darunter der Höhlenbär (Ursus spelaeus), die Höhlenhyäne (Hyaena spelaea) u. s. w. zu erwähnen. Carl Vogt hat im Octoberheft 1866 dieser Zeitschrift in seiner ansprechenden Abhandlung: „Die Rennthierzeit Mitteleuropas," nach den Funden aus den Höhlen der Dordogne in Frankreich, neue, ungemein überraschende Beweise für die Gleichzeitigkeit dieser Thiere mit dem Menschen mitgetheilt — nämlich unter anderm die Funde roh eingravirter Umrißbilder von ausgestorbenen Thieren, auch von Menschen, auf Elfenbein und Geweihstücken, welche zusammen mit Knochen ausgestorbener Thiere und roh bearbeiteten Steinwaffen und Geräthen vorgekommen sind. Cotta meint in seiner „Geologie der Gegenwart," daß sich gegen die Echtheit solcher Funde Zweifel aufdrängten, da die Menschen der ältern Steinperiode nicht einmal ihre Thongefäße verziert, also schwerlich sich mit der Zeichnung von Thieren beschäftigt hätten. Die Sache ist allerdings auffallend, sie könnte vielleicht noch näherer Bestätigung bedürfen, da es nicht an Beispielen von Mystificationen fehlt, wodurch Antiquare und Naturforscher hinter das wahre Licht geführt worden sind. Indeß sprechen schon wissenschaftliche Au-

Digitized by Google

toritäten für die Richtigkeit jener Angaben, und könnten nicht in jenen uralten Perioden einzelne begabte Menschen existirt haben, welche eine solche sehr elementare Kunstfertigkeit besessen hätten? Absolut schlagend ist wenigstens der Cotta'sche Einwurf nicht. Es liegen indeß auch andere Beweise in Menge vor, daß der Mensch gleichzeitig mit jenen Thieren schon die Erde bewohnt hat, wovon wir nur ganz im allgemeinen anführen: die Funde von Menschenknochen mit Knochen von jenen ausgestorbenen Thieren und Producten der ersten Anfänge des menschlichen Kunstfleißes in einer und derselben Gebirgsschicht, in welcher spätere Umwälzungen nicht stattgefunden haben, zwischen Abbeville und Amiens und an anderen Orten, und ebenso in Höhlen in vielen Ländern, wovon Cotta in seinem erwähnten Buche eine ziemlich vollständige, die Vogt'sche Mittheilung ergänzende Uebersicht gegeben hat. Noch fortwährend vermehren sich die Beispiele dieser Art und in allen Zeitschriften über Geologie werden neue beschrieben. Wie denn auch selbst der genannte Geologe anerkennt, ungeachtet seiner Zweifel an der Echtheit jener alten gravirten Bilder ausgestorbener Thiere und zugleich von Menschen, so führt unabweisbar die Wucht jener zahlreichen, gutgeprüften Thatsachen zu der vollkommensten Ueberzeugung, „daß unsere Erde früher in einer Zeit von Menschen bewohnt wurde, in welcher die Fauna der Säugethiere zum Theil aus jetzt ausgestorbenen Species bestand, in welcher namentlich in Europa noch Elephas primigenius und antiquus, Rhinoceros tichorhinus, Ursus spelaeus, Hyaena spelaea etc. heimisch waren, und in welchen Rennthiere im südlichen Frankreich, Nilpferde in England lebten." Nach den sehr zahlreichen Untersuchungen, welche in jüngster Zeit in wissenschaftlicher Rücksicht in den Höhlen der belgischen Provinzen Namur und Lüttich veranstaltet worden sind, scheint es, daß man sogar in denselben drei verschiedenzeitige Ablagerungen unterscheiden muß. Die älteste und unterste wird durch die Knochen des Mammuths, die mittlere durch die des Höhlenbären, und die jüngste, oberste, durch die des Rennthiers charakterisirt, in allen hat man aber Menschenknochen gefunden.

Für die noch weiter führende Belehrung und Erforschung auf diesem interessanten Gebiete ist es wichtig, daß für die große Ausstellung in Paris im Jahre 1867 eine besondere Abtheilung vorbereitet wird, welche eine vollständige Sammlung der Beweisstücke für das hohe Alter des Menschengeschlechts enthalten soll. Bei dem besonderen Eifer, mit welchem jetzt die bezüglichen Untersuchungen betrieben werden, steht zu erwarten, daß bei der Ausstellung reiches Material offen liegen wird.

Auch das bekannte Vorkommen der ausgestorbenen Mammuthe und Rhinocerosse als eingefrorene ganze Leichen mit Fleisch und Bein, Haut und Haaren, im Eise des nördlichen Sibiriens, spricht für eine verhältnißmäßig jugendliche Epoche, in welcher diese großen Dickhäuter gelebt haben müssen. Ferner gehören unzweifelhaft die ausgestorbenen Riesenvögel von Neuseeland, deren noch sehr frische Knochen, sogar in ganzen Skeletten, Dr. Hochstetter von der Novarareise mitgebracht hat, in dieselbe Kategorie; auch sie müssen mit dem Menschen gleichzeitig gelebt haben. Die Knochen dieser großen Laufvögel, denen Owen verschiedene Namen gegeben hat, und wovon sein Dinornis giganteus noch um ein Bedeutendes größer als der Strauß war, sollen nach erhaltenen Sagen lange vor der Ankunft der Maoris noch in großer Anzahl die Insel bewohnt haben. Sie kommen im Flußschlamm, Lehm, vulcanischem Tuff und in Höhlen vor. Vom Dinornis hat man sogar Eier gefunden, welche zehn Zoll lang und sieben Zoll breit sind. Daran schließen sich die anderen Rieseneier von Madagascar, welche doppelt so lang und dick sind, als die Eier vom Strauß. Aepiornis ist der Vogel genannt worden, von welchem sie herrühren. Sie sind so gut erhalten, daß man sich ihrer zuweilen als Gefäße bedient.

Ueber Thalbildung.

Von

Friedrich Mohr.

Ueber die Entstehung der Thäler auf der Erde sind wesentlich zwei verschiedene Ansichten im Umlauf, nämlich, daß sie auf Ausspülung oder auf eine Spaltung durch Hebung von unten zurückzuführen seien.

Digitized by Google

Die erste Art der Thäler wurde Auswaschthäler, die zweite Spaltungsthäler benannt. Diese zweite Art von Thälern ist von einigen Geologen für gewisse Thäler in vulcanischen und sogenannten plutonischen Gebirgsarten angenommen worden. Seitdem aber durch exacte chemische Thatsachen die Ansicht über die Feuerflüssigkeit der sogenannten eruptiven Gesteine erschüttert ist, und auch von Niemand bis jetzt der Versuch gemacht wurde, die ältere Theorie gegen die Einwendungen der Chemie aufrecht zu halten, muß auch die Existenz der Spaltungsthäler bezweifelt werden. Bei den sogenannten Erhebungskratern ließ man die starre Erde durch innern Druck aufsteigen aber nicht bersten; bei den Spaltungsthälern gab man das Aufbersten zu, ohne einen Grund für den Unterschied in den beiden Fällen beizubringen. Da aber die Erhebungskrater außer von ihrem Erfinder, L. von Buch, von sonst Niemand anerkannt wurden, so liegt in diesem Widerspruch kein Grund gegen die Spaltungsthäler, vielmehr würden diese eine viel größere Wahrscheinlichkeit für sich haben, als die Erhebungskrater ohne äußere Berstung. Wenn aber die Hebungen der Gebirge niemals durch Wasserdampfbildung stattfand, und die vulcanischen Erscheinungen zu geringe Ausdehnung haben, um mit den langen Thälern der Erde in Verbindung gebracht werden zu können, so müssen die Spaltungsthäler zu den hypothetischen Erscheinungen gezählt werden. Es ist bis jetzt von keinem einzigen Thale der Erde mit Bestimmtheit bewiesen, daß es durch eine Erhebung von unten und dadurch veranlaßte Berstung entstanden sei. Einerseits müßten die hebenden Gasarten, Wasserdämpfe, durch den entstandenen Spalt entweichen und dann die Hebung wieder einstürzen, andererseits müßte jede neue Hebung ein benachbartes paralleles Thal wieder zuquetschen. Nun gibt es aber eine große Anzahl solcher in nicht großer Entfernung auftretender Thäler, die sich wechselseitig verquetscht haben müßten, wie das Rheinthal, das Engadin und Veltlin, das Reuß- und Haslithal, das Rhone- und Arvethal, die fast parallel nach Süden abfließenden Ströme der Alpen, welche in die italienischen Seen und später in den Po ausmünden. Besonders schwierig sind die gegabelten Thäler durch Spaltung zu erklären, deren Tausende in der Schweiz vorkommen. Wenn ich demnach die Existenz der Spaltungsthäler durch unterirdische Hebung ganz und gar leugne, so bin ich für die Schweiz mit Studer und andern Erdkundigen in Uebereinstimmung, und glaube auch nichts neues aufgestellt zu haben, sondern will hier nur die Belege dieser Ansicht besprechen.

Wenn man das Rheinthal vom Bodensee bis nach Reichenau betrachtet, so ist dasselbe entweder durch Kalkstein oder durch kalkhaltigen Bündner Schiefer eingeschnitten. Das Gebirge hat auf beiden Seiten dieselbe geognostische Beschaffenheit oder doch keine größere Abweichung, als die Breite des Rheinthales auch im Zusammenhange gestatten würde. Der Kalkstein ist dem Auswaschen und Zertrümmern durch Abfrieren sehr stark unterworfen. Die Geschichte des Dorfes Felsberg bietet den Beweis. Die in Felsberg liegenden Blöcke des Calandas sind reiner dichter Kalkstein, aber nicht Alpenkalk, denn es gibt keine Alpenkalke, sondern nur Meereskalke. Die nach oben freistehende große Nadel des Gesteins, welche den nächsten Sturz droht, besteht aus demselben Kalke.

In dem Dorfe Felsberg liegt ein mehr als haushoher Block aus unbekannter Zeit, in welchen man jetzt eine große Aushöhlung einsprengt, um das neue Schulhaus, geschützt gegen spätere Trümmerstürze, hinein zu bauen. Dieser Felsblock ist mit Dammerde, Wiesen und Hecken bedeckt, und würde sich kaum als gestürzter Felsblock zu erkennen geben, wenn man nicht oben an dem Gebirge noch die Lücke sehen könnte, die er durch sein Herabstürzen gemacht hat. In gleicher Art kann man im Rheinthal eine große Anzahl aus der Ebene hervorragender Felsblöcke bemerken, die durch ihre Bedeckung mit Dammerde die lange Zeit ihres Absturzes beweisen, und fast bei jedem Hügel kann man im Kamme des Gebirges die entsprechende Lücke beobachten. Ganz besonders ist dies bei Reichenau der Fall. Hier liegt eine ungeheure Felsmasse bis mitten in das Rheinthal hinein, und im Gebirge ist eine Lücke vorhanden, die wie ein großes Theater aussieht, und wo die oberste Kante, etwa die Gallerie, schon merkbar niedriger erscheint, als das nebenstehende Gebirge, weil sie so weit zurücktritt. Manche von diesen Fels-

Digitized by Google

blöcken mögen im Laufe der Zeit vom Rheine beseitigt worden sein, allein die vorhandenen mit der in historischer Zeit und zwar in der jüngsten Vergangenheit herabgestürzten, liefern den Beweis, daß das Rheinthal durch Verwittern, Losbrechen von Felsmassen, Herabstürzen der Felsen und Zertrümmern derselben durch den Rhein sich noch täglich erweitert, und also auch wohl auf diese Weise entstanden ist.

Die Rollstücke, welche zum Eindämmen des Rheins dort benutzt werden, und deren Inhalt bis zu mehreren Cubikfußen geht, bestehen theils aus Kalkstein, dann aber auch aus allen Uebergängen des grünen, strahlsteinhaltigen Kalks bis zu vollständigem Strahlsteinschiefer und Gneiß.

Der Rheinsand bei Felsberg und Chur, in ungeheurer Menge an den Ufern abgelegt, besteht zum großen Theil aus kohlensaurem Kalk und ist der zermahlene Kalkstein des Calandagebirges.

Dieses Vorkommen gibt uns zugleich eine Erklärung von der Bildung des Bündner Schiefers. Es unterscheidet sich derselbe von dem rheinischen, dem harzer und andern Thonschiefern durch einen ansehnlichen Gehalt an kohlensaurem Kalk, der in jenem fehlt. Gangspalten sind mit Kalkspath ausgefüllt, und häufig sind Quarzkrystalle und Kalkspathe in derselben Gangspalte mit wechselndem Alter aufgewachsen, d. h. nach der Lage der Krystalle ist der Quarz jünger wie der Kalkspath und an andern Stellen älter.

Der Rhein ist von aufgeschlemmtem Kalke und von Silicatdetritus trübe und wirft diese Bestandtheile gemengt in den Bodensee, wo sie sich gemeinschaftlich ablagern, nach Umständen aber auch einzeln in größerer Menge absetzen können. Aus der Zerstörung des Bündner Schiefers durch Verwitterung und Zermahlung entsteht ein Absatz im Bodensee, welcher durch Verdichtung wieder einen Bündner Schiefer geben kann. Es ist bekannt, daß der Schlammabsatz im Bodensee 30 bis 35 Procent kohlensauren Kalk enthält. Wir müssen deshalb annehmen, daß der heutige Bündner Schiefer aus einer gleichen Ablagerung gemengter Detritussande entstanden sei, als wir sie jetzt sich im Bodensee ansammeln sehen. Das mit kohlensaurem Kalk gesättigte Rheinwasser des Bodensees erhält nachher Zuflüsse von kalkarmem Wasser im Neckar, im Main, in der Mosel, in der Nahe, der Sieg, Lippe ꝛc. und ist nicht mehr gesättigt mit diesem Stoffe, weil die Flußgebiete der genannten Flüsse weit mehr im Sandstein, Thonschiefer und Silicatgesteinen, als in reinem Kalkstein liegen. Kleine Mengen feingemahlenen Kalkes aus den Nebenflüssen können deshalb im Rheinwasser gelöst werden, und so enthält der Rheinschlamm bei Coblenz, Cöln, Emmerich keine Spur von kohlensaurem Kalk. Es ist deshalb klar, daß die Schlammablagerungen aus dem Rhein den Stoff zu einem kalkfreien Thonschiefer hergeben, wie der rheinische Thonschiefer ist. Da aber die Maas eine große Strecke hindurch den blauen Namürer Kohlenkalk durchschneidet, so ist es möglich, daß bei einem Hochwasser der Maas das Material zu einem kalkhaltigen Thonschiefer geliefert werde, da die Maas gemeinschaftlich mit dem Leck und der Waal sich an Rotterdam vorbei in die Nordsee ergießt. Es entstehen also aus den heutigen Abspülungen der verschiedenen Rheinarme, welche durch Kalkstein, Bündner Schiefer und echte Silicatgesteine gehen, alle Bedingungen zu den mannigfaltigsten Zusammensetzungen der Thonschiefer, und zwar können diese Absätze ebenso wohl in großen Landseen (Bodensee, Kaspisee ꝛc.) stattfinden, als im Meere, nur wird der letzte Fall der bei weitem überwiegende sein.

Hierbei muß aber ein Umstand ganz besonders hervorgehoben werden, daß nämlich der auf diese Weise in den Thonschiefer gelangende kohlensaure Kalk nicht durch den Lebenslauf von Pflanzen und Thieren erklärt werden kann und darf, wie das bei allen natürlichen Kalksteinen ohne Ausnahme der Fall ist. Vielmehr ist dieser kohlensaure Kalk nur zerriebener echter Meereskalk, der in einer früheren Zeit, ganz entsprechend dem Kalkbildungsproceß, welchen ich zuerst aufgestellt habe, gebildet wurde, diesmal aber nur durch Zermahlung verkleinert fortgespült wurde. Der Kalkgehalt des Bündner Schiefers war mir anfänglich verwirrend, so lange ich ihn einer echten Meeresbildung zuschrieb, weil ein Kalkthier in seiner Schale nicht die große Menge Silicate aufnehmen kann, und auch damit verschüttet nicht fortdauernd leben kann. Die Sache wurde mir klar, als ich den Kalksand im Rheine bei Reichenau,

Digitized by Google

Felsberg und Chur fand, der nicht neugebildeter, sondern nur zerriebener alter Kalk ist.

Die eigenthümliche Beschaffenheit des Bündner Schiefers erklärt mehrere höchst merkwürdige Erscheinungen. Bekanntlich wird die Pfäfferssschlucht und Quelle von unzähligen Reisenden besucht. Ragaz liegt im Rheinthal, und von dort steigt man ununterbrochen mehrere Stunden bis nach Bad Pfäffers. Es ist dies ein einzelnes, sehr großes klosterartiges Gebäude, welches zu beiden Seiten mit sehr hochansteigenden Gebirgen umgeben ist. In dieses Gebäude ist die warme Quelle von Pfäffers geleitet, wo sie zu Bädern benutzt wird. Ein anderer Theil des Wassers ist durch eine hölzerne Röhre von Fichtenstämmen bis nach Ragaz geleitet. Diese Röhre liegt ganz frei am Rande des Fahrweges von Ragaz nach Pfäffers und soll nur zwei Grad R. an der Temperatur des Wassers verlieren lassen. Da die Quellen von Pfäffers nur im Sommer benutzt werden, weil sie im Winter nicht fließen und auch Niemand in dieser Jahreszeit die öde, einsame Gegend bewohnen möchte, so ist dieser geringe Wärmeverlust erklärlich. Aus dem Badhause austretend, wird man von einem Führer nach den heißen Quellen über einen hölzernen Steg geführt, wo in der Nähe die Tamina brausend neben und unter dem Besuchenden hinrollt. Die Schlucht ist so tief eingeschnitten, daß die engen Oeffnungen oben kaum Licht genug hineingelangen lassen, um ohne künstliches Licht wandeln zu können. Die Lichtöffnungen sind nicht überall senkrecht über der Schlucht, sondern diese ist häufig so schief eingeschnitten, daß der Fußwandelnde oben über bedeckt ist. An einer Stelle ist der Zusammenhang des Felsens nicht unterbrochen und eine natürliche Brücke ist dort geblieben. Diese beweist, daß der Anfang der Pfäfferssschlucht kein oberirdisches Gerinne war, sondern ein Spalt in dem kalkhaltigen Schiefer, wo das Wasser eindrang und dann allmälig die Schlucht aushöhlte.

Wenn reines Wasser längere Zeit ruhig über den Bündner Schiefer fließt, so löst sich der kohlensaure Kalk auf und die ihres Zusammenhanges beraubten Silicate lassen sich mit dem flachen Finger als ein schwarzer Schlamm abwischen. Viele Stellen dieser Art fand ich in dem Taminathal und in dem Rheinthal der Via mala. Stärkeres Wassergerinne würde diesen Schlamm auch allein wegnehmen, besonders aber rasch schmelzender oder rutschender Schnee. Es ist demnach klar, daß die tiefe Taminaschlucht im Thal von Pfäffers und die Schlucht der Via mala von Thusis bis nach Zillis, sowie eine große Menge ähnlicher Einschnitte durch die lösende Macht des Wassers auf den kohlensauren Kalk des Bündner Schiefers, ihren Anfang und ihre Fortsetzung genommen haben, und daß noch heute die Vertiefung dieser Gerinne in gleicher Weise stattfindet. Es erklärt sich auch damit das Weiterwerden der Pfäfferssschlucht nach unten, in welcher sich domartige Gewölbe finden, die von überhängenden Felsen bedeckt werden und nur mit einer engen Spalte nach oben in den Tag austreten. Mit der Länge der Zeit haben sich natürlich auch die Abhänge der Gebirge, welche das Wassergebiet der Tamina bilden, erweitert und der Wasserreichthum des Waldbaches ist im Laufe der Zeit immer gewachsen. Es müssen also nach unten immer größere Mengen Wasser zur Wirkung kommen und demnach noch größere Abreibungseffecte eintreten. An vielen Stellen sieht man unterwaschene Theile, wo das Wasser ganz dicht unter einem Felsüberhang rollt; an anderen sind diese Stellen schon so weit unterspült, daß sie nur aus der Wirkung des Wassers herausgekommen sind, und jene hohen Gewölbe bilden.

Die Quelle von Pfäffers steigt ruhig aus einem tiefen Schachte hervor, der überbaut und mit einer Thüre abgeschlossen ist. Das Wasser enthält bekanntlich, wie die meisten Schweizer Thermen, sehr wenig Mineralstoffe und namentlich kein kohlensaures Natron. Es enthält kleine Mengen von kohlensaurem Kalk, kohlensaurer Bittererde und Spuren von Chlor. Da es keine freie Kohlensäure enthält, so muß die Menge der gelösten Erden sehr gering sein und mindestens durch die Lösungskraft des reinen, warmen Wassers auf diese Körper begrenzt werden. Aus der Abwesenheit von kohlensaurem Natron geht mit Bestimmtheit hervor, daß das lösende Wasser nicht reichlich mit sogenannten plutonischen Gesteinen, Graniten ꝛc. in Berührung gekommen ist, vielmehr verräth die Natur der wenigen gelösten Stoffe, daß die

Quelle von Pfäffers nur durch den Bündner Schiefer, in welchem sie entspringt, hindurch gegangen ist. Die Ursache ihrer Wärme können wir deshalb auch nicht ganz in innerer Erdwärme suchen, sondern wir müssen sie aus der mechanischen Theorie der Wärme erklären. Bekanntlich hören die Pfäffersquellen auf im Winter zu fließen und beginnen wieder im Sommer. Es ist dies ein klarer Beweis, daß das Wasser meteorisches ist, weil im Winter in jenen Höhen alles Wasser gefriert. Bad Pfäffers ist noch von den benachbarten Gebirgen um viele tausend Fuß überragt und man bezeichnet einige höher gelegene Seen als die Vorräthe des Wassers; welches durch Einsickern und Wiederzutagetreten jene Quellen bilden soll. Das ist möglich, sogar wahrscheinlich. Die Wärme der Quellen kann wohl zum Theil der inneren Erdwärme zugeschrieben werden, die aber selbst nicht ein abgeschlossenes Capital ausmacht, sondern die aus der Arbeit der Sonne und dann der Erde als eine sich ewig erneuernde und nach außen immer wieder verloren gehende zu betrachten ist.

Für die heißen Quellen läßt sich auch ein großer Theil der Wärme durch die Arbeit der Quelle selbst erklären. Wenn Wasser mit hohem Drucke zum Ausfließen kommt, durch capillare Widerstände aber die wirkliche Menge des Ausflusses hinter der theoretischen, die sich aus der Druckhöhe und der Größe des Ausflußquerschnittes ergeben würde, zurückbleibt, so muß die ganze Menge der verloren gegangenen Druckkraft in Wärme eingesetzt werden. Wenn Wasser in hohen Säulen bloß drückt, aber nicht zum Ausfluß kommt, so kann keine Wärme entstehen, denn durch den bloßen Druck wird keine Arbeit geleistet. Kommt aber die ganze Säule zum Sinken, und ist der Ausfluß durch die Größe der berührenden Wände und die Adhäsion unter die theoretische Größe vermindert, so muß das ausfließende Wasser erwärmt auftreten. Die Wärme muß um so höher steigen, je weniger die wirklich ausfließende Menge im Vergleich zu der theoretischen beträgt. Bleibt hier die Druckhöhe und der Widerstand gleich, so ist eine ununterbrochen dauernde Quelle von Wärmeentwicklung gegeben, und da die Erhebung des Wassers auf die Höhen der Alpen durch Sonnenwärme geschieht, so ist die Wärme der warmen Quellen ebenfalls Sonnenwärme.

Die frühere Ansicht über die Natur der Quellenwärme, aus einem großen Vorrathe innerer Erdwärme, der im Verhältniß zu der abgeleiteten als unendlich angenommen wird, erklärt die Erscheinung nicht genügend. Erstlich sind die sedimentösen Gesteine des Bündner Schiefers gar nicht der Sitz jener Erdwärme, und die Abwesenheit des kohlensauren Natrons beweist, daß das meteorische Wasser nicht bis in die Granite vorgedrungen ist. Das infiltrirende, im Sommer aber geschmolzene Gletscherwasser kann nur eine Temperatur von sehr nahe über dem Gefrierpunkt haben. Bei der großen Capacität des Wassers zur Wärme, der größten von allen irdischen Stoffen, müßte das eiskalte Wasser eine allmälige Abkühlung der Kanäle bewirken, wenn man die sehr schwache Leitungsfähigkeit der Gesteine, insbesondere des Thonschiefers, zur Wärme in Betracht zieht. Es ist nun ganz undenkbar, daß im Laufe der Jahrhunderte nicht durch die großen Mengen eindringenden Eiswassers eine allmälige Abkühlung sollte eintreten, wenn nicht eine örtliche Ursache der Wärmeentwicklung in der Quelle selbst gefunden wird.

Zu einem ähnlichen Schlusse führt uns die Betrachtung des Leukerbades. Das Wasser ist eine vollständige Gypslösung, worin der sicherste Beweis liegt, daß auch dieses Wasser niemals mit Alcalisilicaten (Granit, Gneiß) in Berührung gekommen ist. Aus Gyps und kohlensaurem Natron entsteht immer Glaubersalz und kohlensaurer Kalk, und wohl alles Glaubersalz, welches in kalinischen Wässern (Karlsbad, Ems, Neuenahr) vorkommt, muß auf diesem Wege entstanden sein. Zu Neuenahr war man bei den Bohrarbeiten veranlaßt, das Bohrloch mit gebranntem Gypse vollzugießen, um durch den festen Gyps ein neues Loch mit stehenbleibenden Wänden durchzustoßen. Als dies geschehen war, und das alkalische Wasser den Gypspropf durchdrang, zeigte die Quelle einen ungemein großen Gehalt an Glaubersalz, der sich aber nach längerer Zeit wieder verlor, als die ganze Gypsmasse durch das kohlensaure Natron in kohlensauren Kalk verwandelt war. In dem Wasser von Leuk findet sich aber kein Glaubersalz und kein kohlen-

saurer Kalk, und es folgt daraus, daß das Wasser nicht zur Auslaugung feldspathiger Gesteine gedient hatte. Die Menge des Wassers zu Bad Leuk ist ganz ungeheuer, sodaß man zu den sehr reichlichen Bädern, worin man einige Stöße schwimmen kann, nur etwa ein Zehntel der ganzen Wassermenge bedarf, neun Zehntel des Wassers fließen ungenutzt ab, und sind hinreichend, Mühlräder zu treiben. Von Dorf Leuk im Rhonethal steigt man mehre Stunden nach Bad Leuk, aber auch dieses Bad liegt noch von hohen Gebirgen umgeben. Die fast senkrechte Gemmiwand mit dem wunderbaren Felsenweg erhebt sich in der Nähe von Bad Leuk. Es liegt in einem Felsenkessel, 2438 Fuß über der Rhone bei Dorf Leuk, der sich nur nach Süden öffnet, wo die Dala sich ein Thal eingeschnitten hat. Nordöstlich schließt der Dalagletscher das Thal. Es sind also hier die Bedingungen des Wasserdrucks, und zwar von reinem Gletscherwasser reichlich gegeben. Die ungeheure Menge Wasser, welche durch die Erde dringt, müßte nothwendig eine Erkaltung zur Folge haben, wenn die Wärme nur durch Leitung aus einem Vorrathe käme, der sich nach plutonistischer Ansicht nicht erneuern oder vermehren kann. Noch eine andere Erscheinung spricht für diese Ansicht der sich immer erneuernden Wärme. Alle Bäder, welche viele Quellen haben, zeigen bei gleicher Zusammensetzung sehr ungleiche Temperaturen; so bei Leuk, wo die Lorenzquelle (auf dem Markte) die heißeste ist, bei Karlsbad (Sprudel), bei Ems (Kesselbrunnen, Fürstenquelle). Wäre die Wärme bloß von der Umgebung mitgetheilt, so müßten die heißen Quellen aus viel größeren Tiefen kommen, beispielsweise für einen Unterschied von 40 bis 50 Grad C. aus 4000 bis 5000 Fuß größerer Tiefe. Dabei wäre es ganz unmöglich, daß sie dieselbe Zusammensetzung hätten, wenn der Unterschied des Weges ein so bedeutender wäre. Es erklärt sich dieser Unterschied in der Temperatur am leichtesten durch den ungleichen Widerstand, welchen die einzelnen Quellen bei ihrem letzten Durchdringen durch capillare Spalten erfahren. Die Emser- und Karlsbaderquellen sind aber offenbar mit feldspathigen Gesteinen in Wechselwirkung gewesen, wie ihr Gehalt an kohlensaurem Natron beweist. Die Neuenahrer Quellen haben aller Wahrscheinlichkeit nach eine tiefliegende Schichte von Trachyt durchdrungen, wie die Verbreitung dieses Gesteins in der ganzen Umgebung (Laachersee, Berkum, Siebengebirge) schließen läßt. Die vielen, bis in die Hunderte gehenden, Quellen des vulcanischen Eifelgebiets haben keine einzige heiße, nur zwei warme Quellen, (Bertrich und Neuenahr) und alle andere sind sogenannte kalte Säuerlinge mit Gehalt an kohlensaurem Natron, Kalk, Bittererde, Eisenoxydul.

Durch die gleichzeitige Anwesenheit der Auswaschungsthäler und der warmen Quellen, in Pfäffers, Leuk, Bormio u. a. sind wir auf die Ursachen der Wärme in den Schweizerquellen abgelenkt worden. Kehren wir nun zu der oberirdischen Thalbildung zurück. Das Einschneiden von Gerinnen muß beginnen, sobald ein Continent durch langsame innere Hebung über das Meer getreten ist. Für die Schweiz liegen die bestimmtesten Thatsachen vor, daß dieses ganze Land einst unter Meer war. Der Eiger besteht ganz aus Kalk, das Matterhorn aus Thonschiefer. Seitlich an der Jungfrau und vielfach sonst steigen Kalkwände bis zu 10,000 Fuß Meereshöhe empor. Da diese Kalke echte Meereskalke sind und der Thonschiefer des Matterhorns auch nur in einem Flußdelta gebildet sein kann, so unterliegt es keinem Zweifel, daß diese Vorkommnisse nur einzelne der Verwitterung und Abtragung entgangene Meeresgebilde sind. Mit der langsamen Erhebung des Landes wurden die Thäler immer tiefer eingeschnitten, und betrachtet man jetzt die Thäler der Reuß, der Aar, der Rhone, der Tosa und hundert andere, so muß man sich einen Begriff machen von der ungeheuren Zeit, welche nothwendig war, um diese Thäler einzuschneiden. Mit der Erhöhung der Thäler nahm die Wärme ab und die Gletscherbildung begann. Das Gefrieren des Wassers in großen Höhen bildet ein wichtiges Hilfsmittel zur Erweiterung der Thäler. In die Spalten der Gebirge eindringendes Wasser gefriert und drückt die Felsstücke nach der Thalseite ab; endlich verlieren sie das Gleichgewicht und stürzen in das Thal. Hier kommen sie in die Wirkung des gewaltigen Alpenwassers, werden gerollt, zertrümmert und endlich als Sand in den nächsten See oder Fluß geführt. Ungeheure Felsblöcke dieser Art

Digitized by Google

liegen überall im Haslithal, im Reußthal und oft läßt sich an den senkrechten Felswänden die Stelle bezeichnen, aus welcher ein Block herabgestürzt ist.

Als die Gletscher noch weiter hinabreichten, wurden diese Blöcke von den Gletschern selbst herabgetragen oder vorwärts geschoben. Die große Menge noch sichtbarer Gletscherschliffe, die heute entfernt von Gletschern liegen, spricht für die größere Ausdehnung und mächtigere Wirkung der frühern Gletscher. Die noch sichtbaren Gletscherschliffe sind nur unbedeutend im Vergleich zu den bereits verschwundenen. Wenn man über Pontresina in das Berninathal aufsteigt, so erscheinen an den hochgelegenen Lago nero und bianco einzelne Rundhöcker und Gletscherschliffe. Die ganzen Wände der Berninagruppe, wo der Roseg-, der Morteratsch-, der Cambrenagletscher austreten, sind frei von Gletscherschliffen, die offenbar nur durch Verwitterung abgesprengt sind und sich im Thale an liegenden Blöcken noch erkennen lassen. Es beweisen aber die wenigen noch vorhandenen Rundhöcker und einige geneigte Hohlschliffe, daß das ganze Berninathal, wenigstens bis an die Berninawirthshäuser, früher ein ungeheurer Gletscher gewesen ist, und es fehlen jetzt die Gebirge und Hochplateaus, welche zu jener Zeit den Schnee zu diesem Gletscher geliefert haben konnten. An dieser Stelle ist jetzt eine Wasserscheide zwischen dem Schwarzen und Adriatischen Meere, indem der Flatzbach an Pontresina vorbei bei Samaden in den Inn und die Donau gelangt, dagegen der Poschiavino durch den See von Poschiavo (Puschlav) in die Adda und durch den Comersee in den Po sich ergießt.

Wären in dem Berninathal nicht noch jene kleinen Spuren von Gletscherschliffen, so wäre gar keine Andeutung vorhanden, daß hier jemals ein Gletscher gewesen wäre. Dies macht uns aufmerksam, daß in andern Thälern jene Spuren gänzlich verschwunden sein können, da es sich nur darum handelt, daß eine obere Schicht des Gesteins von nur wenigen Fuß Dicke durch Verwitterung abgelöst oder unkenntlich geworden sei. Die Thäler, welche aus dem leicht verwitterbaren Bündner Schiefer bestehen, müssen jede Spur ihrer früheren Oberfläche im Laufe der Zeit eingebüßt haben, und sind deshalb nach der Lage im Verdacht, daß sie einst mit Gletschern angefüllt waren.

Wenn nun die jetzt vorhandenen Thäler mit der größten Wahrscheinlichkeit als die Wirkung von Wassergerinnen in Verbindung mit Gletscherbildung angesehen werden dürfen, so ist damit noch nicht die Bildung der vielen Seen' erklärt, die sich in den Hochgebirgen und ihren Umgebungen finden. Ein von neuem sich bildendes Wassergerinne kann unter keinen Umständen einen See bilden, weil dieselbe Wirkung, welche das Gerinne einschneidet, auch den Ausfluß des Sees vertiefen kann. Es liegt nun ganz nahe, daß, wenn ein Festland durch seculare Hebung des Meeresbodens entstehen kann, dies nicht nur einmal an einem Orte geschehen kann, sondern daß dies im Laufe der Zeit mehrmal für jeden Ort stattfinden muß, weil die wirkenden Ursachen immer vorhanden bleiben. Demnach wird auch ein in das Meer allmälig hinabsinkendes Festland seine Gerinne mit hinüber nehmen, und bei einer zweiten Hebung mit einer bereits eingeschnittenen Oberfläche, die nur theilweise mit loseren Meeresablagerungen verschüttet sind, wieder hinaufbringen. Es wird sich demnach bei der zweiten Hebung am leichtesten ein System von Flüssen und Bächen bilden, wie sie vor der früheren continentalen Zeit bereits vorhanden waren. Hierbei können aber leicht Ungleichheiten stattfinden und das ursprüngliche Horizontalverhältniß kann gestört werden. Die einfachste Erklärung der Schweizer Seen scheint mir demnach die zu sein, daß man sie für frühere Flußthäler ansieht, die aber bei einer späteren Hebung in dem untern Flußgebiet höher gestiegen, als im obern Theile, so daß ein Theil Wasser abgeschnitten wurde. Dafür spricht die so ausgesprochene Längenrichtung der Alpenseen. Der Comersee ist ein langes Flußthal, in welches ein zweiter Fluß einmündete. Nach der Lage der beiden Arme des Comersees, jenes von Lecco, wo die Adda ausfließt, und jener Sackgasse, an deren Ende die Stadt Como liegt, scheint der Lauf beider Flüsse nach Norden gegangen zu sein, und der Fluß wäre dann in ein Meer ausgeflossen, welches durch spätere Hebungen verschwunden ist.

Mit großer Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, daß der Comersee weit in das

Veltlin hineingegangen ist, wie aus den großen mit Rohren bewachsenen und leicht überschwemmten Ebenen zu erkennen ist. Der Lago de Riva war früher ein Theil des Comersee's und durch die Einschüttungen der Adda ist die Verbindung jetzt so eingeengt, daß der Rivasee höher steht als der Comersee. Man hat den Plan, beide wieder in schiffbare Verbindung zu bringen.

Der Langensee ist ebenfalls nur ein weites und sehr langgedehntes Flußthal, ebenso der Luganersee, der Vierwaldstädtersee, der Genfersee. Da alle Seen als Kläreisternen wirken, so kann der Ausfluß des Sees in keinem Falle durch Sand oder Gerölle verschüttet oder erhöht werden, wohl aber kann durch das reißende Wasser der Ausfluß vertieft werden. Damit muß denn ein Theil des Sees trocken zu liegen kommen, und solche, nur wenig über den See hervorragende, mit Binsen und Rohren bewachsene Stellen zeigen alle Schweizer Seen an dem Einflusse der Flüsse in dieselben. Der Züricher See hing mit dem Wallenstädtersee zusammen und beide waren höher, wie jetzt, weil sich die Limmat bei Zürich tiefer eingeschnitten hat. Der Genfersee reichte sicherlich bis Martigny, von wo aus eine breite, fruchtbare Ebene sich bis Villeneuve, dem jetzigen Ende des Sees erstreckt. Solche horizontale Ebenen konnten nur durch Wasser und unter Wasser gebildet werden. Ebenso kann man von dem obern Rhonethal bei Leuk, Turtmann, Brieg, sicher behaupten, daß sich der Genfersee nicht bis dahin erstreckt habe. Der Neuenburger-, Bieler- und Murtenersee hingen einst zusammen, und sind auch jetzt noch in der Wasserhöhe wenig unterschieden. Durch Austiefen des Ausflusses der Ziehl ist die Scheidewand entstanden, welche jetzt die Seen trennt.

So wie die Seen durch die Einschüttungen der reißenden Alpenwasser mit der Zeit verschüttet werden dürfen, und so wie sie sich durch Einschneiden des Ausflusses vertiefen, kleiner werden, und endlich abfließen können, ebenso mögen schon solche Seen verschwunden sein, deren Gegenwart man kaum mehr ahnet. Auf dem Wege von Zürich nach Chur hat die Eisenbahn solche Schutthaufen durchschnitten, die einst in einem See sich gesammelt haben mögen. Wenn diese Schutthaufen eine bedeutende Höhe erreichen, so ist die größte Wahrscheinlichkeit, daß sie von einem See abstammen. Der Briegersee ist wohl einer der tiefsten Schweizer Seen. Die Lütschine stürzt oberhalb Interlaken aus dem Lauterbrunnerthal hinein, und hat schon einen ansehnlichen Theil des Briegersees verschüttet, wo das Wasser der Lütschine mit Wellenschlag seicht über grobes Gerölle hinrollt. Die ganze Scheidung zwischen dem Brieger- und Thunersee, worauf Interlaken liegt, muß wohl den Einfüllungen der Lütschine zugeschrieben werden. Wenn nun der Briegersee eine Tiefe von 1200 Fuß besitzt und der vordringende Schutthaufen der Lütschine immer in diesen Abgrund hinabstürzt und sich nicht eher über die Fläche des Sees erheben kann, als bis der See ausgefüllt ist, so haben wir hier einen Fall, wo ein 1200 Fuß hoher Schutthaufen aus Gerölle, Blöcken, Granitsand unsichtbar unter der Oberfläche des Wassers angesammelt wird. Ist endlich der See ausgefüllt, so kann dieser Schutthaufen durch Infiltration von Kalk, Silicaten in jene der Schweiz eigenthümliche Formation verwandelt werden, die den Namen der Molasse oder Nagelflue erhalten hat. Und da sich nun solche aus grobem Gerölle und verkitteten Blöcken bestehende Felsarten vorfinden, so ist anzunehmen, daß sich dieselben Vorgänge im Laufe der Zeit schon häufig wiederholt haben, die wir noch heute vor sich gehen sehen.

Es finden sich nun auch Stellen, die mit großer Wahrscheinlichkeit als Orte früherer Seen angesehen werden können. Zwischen Zürich und dem obern Ende des Sees hat die Eisenbahn solche über hundert Fuß hohe mit Geröll ausgefüllte Erdschichten durchschnitten, die als der Einfluß eines Alpenbaches in einen See angesprochen werden dürfen. Auf festem Boden können sich solche hohe Anhäufungen von Schutt und Geröll gar nicht bilden, sondern überall lagern die rollenden Blöcke auf dem festen, vorhandenen Gesteine des Untergrundes, wogegen in den ruhigen Tiefen der Seen solche Ansammlung möglich, ja unvermeidlich ist.

So bringt uns die unbefangene Beobachtung der Natur von jenen abenteuerlichen Katastrophen ab, mit denen die frühere Geologie uns beschenkt hatte. Nichts von jenen gewaltsamen Hebungen mehr, welche die Alpen wie Raketen in die Luft

Digitized by Google

trieben, nichts von jenem Pyriphlegeton des Erdinnern, wofür nicht eine Spur von Beweis vorliegt. In der ewigen Umgestaltung der Erde mit denselben Kräften, die noch heute wirken und die vor Aeonen gewirkt haben, liegt die ewige Dauer der Ordnung. Die heutige Erde belehrt uns über die verschwundene.

Producte der Eukalypten.

Nicht bloß Nordamerika, auch Australien ist die Heimath von Riesenbäumen. Der letztere Welttheil ist das Hauptquartier der Myrthaceen, unter denen Bäume von 300 bis 400 Fuß Höhe vorkommen. Von Eukalypten zählt Hooker 130 Arten auf; 50 kommen im südwestlichen, 60 im südöstlichen und 20 im tropischen Australien vor. Der australische Busch, der in seiner wilden Größe einzig ist, besteht hauptsächlich aus Eukalypten, durchflochten von den Ranken der Buschrebe. Die Ansiedler nennen alle diese Bäume Gummibäume, und sprechen von grauen, rothen, gefleckten Gummibäumen. Irgend einen Anhalt geben diese Bezeichnungen nicht, denn der blaue Gummibaum von Neusüdwales färbt sich in Tasmania anders, der graue Gummibaum von Victoria ist in Neusüdwales der rothe.

Von der Pflanzengattung, zu der die Eukalypten gehören, kommen in unsern Klimaten keine Mitglieder vor. Die gemeine Myrthe, die im südlichen Europa wächst, ist die nördlichste Repräsentantin der Gattung. Die letztere charakterisirt sich durch einander gegenüberstehende immer grüne Blätter, die von zahlreichen Oeldrüsen durchsetzt werden. Bei manchen Arten sind die Blätter außerordentlich dick und der in die holzigen Faserbündel eingefügten, mit Oel gefüllten Pflanzenzellen sind unzählige. Aus der Menge dieser Drüsen in Blättern von solcher Dicke läßt sich ein Schluß auf die Menge Oel ziehen, die aus ihnen gewonnen werden kann. Wir erinnern uns, gelesen zu haben, daß Eukalyptusblätter Jahre lang in der Gasfabrik einer der kleinen Städte der Colonie Victoria benutzt worden sind. Natürlich wechselt die Oelmenge der Blätter nach den verschiedenen Arten. Das meiste Oel liefert die tasmanische Pfeffermünze, nämlich von hundert Pfund frischen Blättern drei Pinten ätherisches Oel. Die specifische Schwere dieses Oels bei 60 Grad Fahrenheit beträgt 8,881. Es ist dünn und hat eine blaßgelbe Farbe und einen scharfen Geruch. Es brennt mit einer hellen Flamme, erzeugt aber viel Rauch, so daß es als Lampenöl nicht wohl verwendet werden kann. Dieses Oel ist löslich in Chloroform, Terpentin, Benzin, Naphta und Alkohol. Zu Bauzwecken eignet sich das Holz dieses Baumes, der in Tasmanien sehr häufig ist, weniger, als das Holz anderer Eukalypten.

Der Mallistrauch (E. oleosa) liefert nächst der tasmanischen Pfeffermünze das meiste Oel. Der Baum ist klein — er wird nicht über zwölf Fuß hoch — und ist durch alle australischen Forsten reichlich vertheilt. Wegen seiner Kleinheit, die ihn als eine Ausnahme unter den Eukalypten erscheinen läßt, ist er als Bauholz werthlos, um so schätzbarer ist er aber als Oelpflanze, da er dicht mit Blättern, die sich ohne Schwierigkeit sammeln lassen, besetzt ist. Der Geruch des Oels gleicht dem des Rosmarinöls. Es ist dünn, hat eine hellbraune Farbe, brennt gut und mit einem hellen weißen Licht in der Lampe, gibt wenig oder gar keinen Rauch und hat keinen Geruch. Sein specifisches Gewicht ist 0,911.

Der blaue Gummibaum Tasmanien's (E. globulus) ist eine der größten und zugleich werthvollsten der australischen Eukalypten. Er ist ein ungeheurer Baum, erreicht eine Höhe von 350 Fuß und hat einen Umfang bis zu 100 Fuß. Die Stämme dieser Riesen des australischen Waldes lassen häufig erst in einer Höhe von 200 Fuß Aeste abzweigen. Das Holz ist außerordentlich schwer und so hart, daß man es mit gewöhnlichen Zimmermannswerkzeugen nicht bearbeiten und keinen Nagel einschlagen kann. Hinsichtlich der geographischen Vertheilung dieser Art sagt Gunn, daß sie im südöstlichen Australien sehr häufig ist, und selbst auf der Flindersinsel gefunden wird, aber in Tasmanien bloß ganz im Süden vorkommt. Der Baum ist nicht bloß wegen seiner bedeutenden Größe, sondern auch wegen seiner großen Blätter und Blumen eine stattliche Erscheinung. Reibt man die

Digitized by Google

Blätter, so entsteht ein sehr starker Geruch, der natürlich in dem Zerquetschen der Oeldrüsen und in dem Freiwerden der flüchtigen Elemente des Oels seinen Grund hat. In den jungen Blättern sind die Oeldrüsen sowohl groß als zahlreich, und ihr Oel eignet sich zur Beleuchtung am besten.

Die tasmanische Faserrinde (E. gigantea) hat durch das ganze südöstliche Australien eine weite Verbreitung, und bildet auf den Hochebenen der Gebirge im Süden den Hauptbestandtheil der Wälder. Gleich der eben erwähnten Art wird auch diese sehr groß, und ihr Holz, das je nach der Beschaffenheit der Temperatur zusammenschrumpfen und sich ausdehnen soll, ist fast eben so hart. Die Rinde, die sich in Schichten abschält, ist von sehr faseriger Beschaffenheit, woher sich der Name des Baumes schreibt. Die Eingeborenen benutzen sie zur Bedachung ihrer Hütten, zum Bau von Kähnen und verschiedenen andern Zwecken.

Die Rinde der Eukalypten ist vielleicht die verschiedenartigste, die bei irgend einer Baumgattung vorkommt. Einige Arten haben eine zwei Zoll dicke und sehr feste Rinde, bei andern ist sie so locker, daß sie von selbst in großen Stücken abfällt. Bei den dickrindigen Arten, die in der Colonie Eisenrinden heißen, ist das Holz unendlich hart, und dasselbe gilt auch von der äußern Rinde, die sehr rauh und uneben ist. Die Rinde hat gleich dem Holze eine röthlichbraune Farbe und ein dunkles Harz mit einem ganz hellen Bruch ist in unregelmäßigen dicken Stücken durch sie vertheilt. Bei einigen Arten findet man auch zwischen den Jahresringen des Holzes einen ähnlichen Stoff, woraus hervorgeht, daß der ganze Baumstamm mit Harz stark geschwängert sein muß. Von manchen Bäumen lassen sich bedeutende Mengen dieses Harzes gewinnen, das in der Colonie australisches Kino genannt wird. Bei einigen Arten besteht die Rinde aus zahlreichen dünnen Lagen eines papierähnlichen Stoffs, die ziemlich in jeder beliebigen Größe abgeschält werden können und Blättern gefärbten Seidenpapiers auf ein Haar gleichen.

Zu diesen Producten der Eukalypten kommt noch ein Manna, welches eine Art (E. viminalis) liefert. Es hat einen angenehmen süßlichen Geschmack und man findet es gewöhnlich in der Form unregelmäßiger kleiner rundlicher Körper von einer halbdurchsichtigen weißen Farbe. In den ersten Sommermonaten ist es sehr häufig und wird in dieser Jahreszeit von den Blättern und jungen Zweigen abgesondert, die einen Insektenstich oder eine andere Verletzung erhalten haben. Die kleinen Mannakörper haben gewöhnlich an einem Ende eine Oeffnung, eine Andeutung der Stelle, wo sie an dem kleinen Zweige festgesessen haben, an dem das Manna zuerst durchsichtig, halbflüssig und von der Consistenz dünnen Honigs sich gebildet hat, um später fest zu werden und abzufallen. Es besteht hauptsächlich aus einer Art von Traubenzucker und aus etwa fünf Procent eines Mannit genannten Stoffes.

Aus unsern Mittheilungen geht hervor, daß die Eukalypten einen bedeutenden wirthschaftlichen Werth haben. Um als gewöhnliches Bauholz verwendet werden zu können, ist das Holz zu hart, obgleich man es in Australien, von der Noth dazu gezwungen, sehr viel benutzt. Für Bauten unter der Erde oder an nassen Stellen, namentlich für Pfahlroste, ist es zu empfehlen. Auch der Schiffsbau ist auf die Eukalypten aufmerksam gemacht worden. Die große Menge Oel, welche verschiedene Arten enthalten, läßt sich vortrefflich verwerthen. Läßt es sich nicht so massenhaft gewinnen, daß es zu Beleuchtungszwecken nach Europa verschifft werden kann, so ist es wenigstens für Parfümerien zu empfehlen, da es einen höchst angenehmen Geruch hat. Eine kleine Sammlung von Eukalyptenölen war zur Londoner Weltausstellung von 1862 eingeschickt worden und befindet sich gegenwärtig im Museum von Kew. Man empfahl diese Oele damals zur Auflösung der Harze bei der Firnißbereitung. Als Preis, zu dem sie geliefert werden könnten, wurden sechs Shilling für die Gallone angegeben. In einem Bericht über Versuche mit diesen Oelen behufs der Parfümirung von Seifen, die Herr Rimmel angestellt hat, heißt es: „Drei Unzen Oel reichten hin, um acht Pfund Seife einen sehr starken Wohlgeruch zu geben, und die Kosten für das Pfund betrugen etwa einen Farthing.“

Digitized by Google

Hänschen Siebenstern.

Dem Holländischen nacherzählt

von

Adolf Glaser.

Zwanzigstes Capitel.

Nachdem Jeanette von Madame Adlerberg zum Abschiede einen Händedruck empfangen hatte, der so wohlgemeint und kräftig war, daß sie beinahe laut darüber aufgeschrien hätte, blickte sie umher, um unter den Menschen, die am Posthause standen, irgend Jemand zu entdecken, der abgesandt wäre, um sie zurecht zu weisen. Von allen Seiten klangen Fragen an ihr Ohr, und viele dienstbeflissene Hände schienen bereit, ihr Gepäck in Empfang zu nehmen. Da vernahm sie endlich zu ihrer Freude eine Stimme, welche laut fragte: „Ist hier ein Frauenzimmer, die zu Herrn Zirik will?"

„Hier!" antwortete sie und drängte sich durch die Masse der Menschen, bis zu dem Bedienten, der leichthin mit der Hand an den Hut griff und in nachlässigem Tone fragte: „Haben Sie schon Jemand für Ihr Gepäck?"

„Nein, noch nicht," antwortete Jeanette, die es seltsam fand, daß der Diener nicht für Jemand gesorgt hätte. Sofort fanden sich ein Dutzend Menschen und der Bediente wählte Jemand aus, um das Gepäck fortzuschaffen. Dann wendete er sich zu Jeanette und sagte: „Kommen Sie nur mit!"

Jeanette hoffte, daß der Herr höflicher sein werde, als der Diener, und während sie so weiterschritt, den unverschämten Livreebedienten immer an ihrer Seite, dachte sie, was Moritz dazu sagen würde, wenn er sie so sähe.

Philipp, so hieß der Bediente, machte wiederholte Versuche, mit ihr eine Unterhaltung anzuknüpfen, aber es wollte nicht recht glücken, denn Jeanette beantwortete seine Fragen sehr kurz und schien ihrerseits nicht neugierig zu sein, von ihm Auskunft über die Merkwürdigkeiten der Residenz zu erhalten. Als der unverschämte Bursche sie zuletzt fragte, ob sie Hunger habe und ihr dann die Versicherung gab, die Essenszeit sei zwar vorüber, aber er wolle gern ein gutes Wort bei der Köchin einlegen und ihr dadurch noch etwas besorgen, fand sie diesen Vorschlag, der mit Protectormiene gethan wurde, denn doch etwas zu stark und sie erwiederte: „Ich werde abwarten, was Frau Zirik in dieser Beziehung bestimmen wird."

Von diesem Augenblicke bekümmerte sich Philipp gar nicht mehr um Jeanette und es währte nicht lange, so waren sie vor der Thür ihres neuen Aufenthalts angelangt.

„So!" sagte Philipp, „hier sind wir,"

Digitized by Google

und dabei klingelte er. Es währte jedoch ziemlich lange, bis die Thür geöffnet wurde, wie dies in Häusern, wo viele Dienstboten sind und eins sich stets auf das andere verläßt, häufig vorkommt.

Die Person, welche öffnete, war sehr häßlich. Philipp sagte: „Hier, Gretchen, ist die neue Mamsell."

„So," antwortete die Köchin, „ja, dann müssen wir Karoline rufen, denn die weiß, wo die Mamsell schlafen soll."

Während der Gepäckträger die Bagage im Hausflur niedersetzte, rief Philipp laut: „Karoline," und Gretchen vereinigte ihre Stimme mit der seinigen.

„Der Herr und die Madame sind außer dem Hause," sagte die Köchin, „aber Frau Zirik hat Karoline ihre Befehle gegeben; wo mag sie nur sein, ich glaube sie ist taub geworden;" und abermals begann sie den Namen „Karoline" zu rufen.

Jeanette hatte inzwischen dem Gepäckträger einen Gulden gegeben, in der Erwartung, daß er ihr etwas herausgeben werde. Dieser hatte jedoch gar keine kleine Münze und meinte auch, der Weg sei sehr weit und das Gepäck schwer gewesen, sodaß Jeanette sich entschließen mußte, ihm den Gulden zu lassen.

Endlich hörte man einen Tritt die Treppe herabkommen und eine schnippische Stimme frug: „Nun, was soll's." Es war die gewünschte Karoline, ein hochmüthiges Kammermädchen, die ein abgelegtes Kleid ihrer Gebieterin und ein kleines Häubchen mit rosenfarbenen Bändern trug.

„Hier ist die neue Mamsell," sagte Philipp. Aber ehe er diese Worte vollständig gesagt hatte, dröhnte ein Schlag, der das ganze Haus erschütterte und alle vier erschreckte. Es war die Hausthür, welche in Folge des Zuges von selbst heftig zuschlug. Philipp beschuldigte die Köchin und diese beschuldigte Philipp, die Ursache dieses Vorfalls zu sein, und da sich auch das Kammermädchen hineinmischte, so entstand ein höchst wiederwärtiger Wortwechsel, dem Jeanette ganz gegen ihren Willen beiwohnen mußte.

Zuletzt beendete Philipp den Streit, indem er den beiden Frauenzimmern den Rath gab, die Sache einandermal auszufechten, und der neuen Mamsell jetzt ihre Wohnung anzuweisen.

Die marmorne Treppe war mit einem prächtigen Teppich belegt und die Einrichtung des ganzen Hauses zeigte von Pracht und großem Reichthum. Unterwegs fand es Karoline denn doch zweckmäßig, der Ankommenden zu erklären, daß Herr und Frau Zirik bei dem Baron Tilbury zum Diner eingeladen seien und daß Madame ihr aufgetragen habe, sie zu bewillkommnen und über das Nähere zu unterrichten. Jeanette wollte etwas erwiedern; sie langten jedoch grade oben an, wo Karoline eine der vielen Thüren öffnete und Jeanette sich den Kindern gegenüber sah, deren Erziehung ihr anvertraut werden sollte.

„Hier sind die Kinder," sagte Karoline, „da ist Emilie und Johanne und dort Karl und Eduard."

„Guten Tag, lieben Kinder," sagte Jeanette, der es peinlich war, daß die Mutter sie nicht selbst den Kleinen vorstellte. Der Gruß wurde denn auch nicht beantwortet. Emilie und Johanne, zwei aufgeputzte Püppchen von sechs und vier Jahren, die an einem kleinen Tischchen mit einem Theeservice von Zinn spielten, betrachteten das fremde Gesicht mit offenem Munde und erschrockenen Blicken; der achtjährige Karl, der mit einem Geduldspiele beschäftigt war, sah nur eben auf und fuhr dann mit seiner Arbeit fort, und der kleine Eduard, der erst zwei Jahre zählte, sprang erschreckt vom Boden auf, wo er zwischen allerlei Spielzeug gesessen hatte, und flüchtete sich an den Schoß des Kindermädchens, welches dabei saß.

„Hier ist die neue Bonne," sagte Karoline.

Jeanette war nicht wenig verwundert, als sie diese Bezeichnung auf sich anwenden hörte, da sie keineswegs das Amt einer die Kinder nur wartenden Bonne, sondern das einer Erzieherin anzutreten glaubte.

„So, so," sagte das Kindermädchen, Jeanette vom Kopf bis zu den Füßen betrachtend, „ich hoffe, daß sie viel Vergnügen hier erleben wird; guten Abend auch!"

„Guten Abend," entgegnete Jeanette und wendete den Blick wieder nach den beiden Mädchen, die prächtig angezogen und sorgfältig frisirt waren, dabei aber recht bleich, leidend und kümmerlich aussahen. Auch der jüngste Knabe war ein Bild von Magerkeit und der arme Karl noch obendrein schief gewachsen, sodaß er ein paar Jahre jünger aussah, als er war.

Digitized by Google

„Und nun komme ich zu Euch, liebe Kinder, um mit Euch zu spielen und spazieren zu gehen, und immer bei Euch zu sein, wenn Ihr nicht bei Mama seid.“

Die Kinder waren offenbar überrascht und dies betrübte Jeanette abermals, da sie nicht erwartet hatte, daß man dieselben gar nicht auf ihre Ankunft vorbereitet habe. Was sie jedoch erfreute, war die Bemerkung, daß ihre Anrede keinen ungünstigen Eindruck machte. Der wohllautende Ton ihrer Stimme hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Die beiden Mädchen sahen sie zutraulicher an, Eduard drehte das Köpfchen um und obgleich er schnell wieder das Gesicht versteckte, so wendete er sich doch noch mehrmals nach der Unbekannten, und was Karl betraf, so hielt er in seinem Spiel inne, sah Jeanette erstaunt an und frug: „Kommen Sie denn an Stelle von Monsieur Rostan?“

Da Jeanette nicht wußte, wer Herr Rostan war, so konnte sie nicht antworten, aber Minna, das Kindermädchen, riß sie aus der Verlegenheit, indem sie sagte: „Bewahre, Karl, wie kannst Du so unartig fragen! Mossiö Rostan bleibt für Dich und —“ setzte sie mit einem lächelnden Augenwinken gegen Karoline hinzu, „noch für Jemand, und die neue Bonne ist für Deine Geschwister.“

„Ich wollte lieber, daß Monsieur Rostan fortginge und die Bonne käme zu mir,“ sagte Karl.

„Das ist sehr freundlich für mich,“ sagte Jeanette, „aber Monsieur Rostan wird gewiß einen tüchtigeren Jungen aus Dir machen als ich es könnte; wir werden trotzdem gute Freunde bleiben, nicht wahr, lieber Junge?“

„Ja, das ist schön,“ sagte Karl, indem er seine Hand in Jeanettens dargebotene Rechte legte, „und dann werden Sie mir helfen, wenn ich meine Arbeiten nicht allein machen kann.“

„Gewiß,“ erwiederte Jeanette, „und ich werde Dich hübsche Spiele lehren und Papparbeiten machen und allerlei dergleichen.“

„Und mich auch! Und mich auch!“ riefen Emilie und Johanne, deren Schüchternheit nun plötzlich gewichen war, während sie von ihren Stühlen aufstanden und zu Jeanette hinliefen.

„Gewiß, Euch auch!“ antwortete diese, indem sie die Mädchen umarmte und küßte.

„Sieh, sieh! sie sind ja gleich recht vertraut mit Ihnen,“ bemerkte Karoline.

„Davor war ich nicht bange,“ entgegnete Jeanette, „Kinder schließen sich immer schnell an, wenn man mit ihnen umzugehen weiß.“

„Aber,“ sagte Karoline, welcher die Scene bereits zu lange währte, „wollen Sie nicht einmal sehen, wo Sie wohnen?“

„In der That,“ antwortete Jeanette, „Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie mich dahin bringen wollten, wo ich mich ein wenig auffrischen kann, denn ich bin noch voll Staub von der Reise.“

„Wir brauchen nicht weit zu gehen,“ sagte Karoline, indem sie eine Seitenthür öffnete, durch welche Jeanette in ein kleines, aber nicht unfreundliches Zimmerchen gelangte. Nachdem sie erfahren hatte, daß dieses ihre Schlafkammer sei, bat sie, man möge ihr Gepäck heraufbringen.

Es währte jedoch noch eine geraume Zeit, bevor eins der Dienstmädchen im Verein mit Philipp den Koffer heraufbrachte. Karoline zeigte sich dann sehr dienstfertig und griff namentlich beim Auspacken des Koffers eifrig zu, wohl mehr aus Neugierde, um zu sehen, was die neue Bonne für eine Garderobe mitgebracht habe. Sie war nicht wenig erstaunt über die vielen zierlichen und geschmackvollen Handarbeiten, ihr Erstaunen erreichte jedoch den höchsten Grad, als sie einige Zeichnungen sah und vernahm, daß dieselben von Jeanette selbst angefertigt seien.

Unter diesem Gespräch war das Nöthige hervorgeholt und Jeanette hatte mit Karolinens Beihilfe ihre bestaubten Reisegewänder mit frischen, einfachen Kleidern vertauscht, sodaß sie, wenn Frau Zirik nach Hause kam, sich derselben möglichst vortheilhaft präsentiren konnte. Endlich frug sie das Kammermädchen, wann wohl die Herrschaft erwartet werde; Karoline meinte, das Diner bei dem Baron werde wohl um acht Uhr zu Ende sein, wahrscheinlich aber würde dann erst die Herrschaft in die Oper fahren. Ueber diese Auskunft erschrak Jeanette ein wenig und sie entdeckte Karoline, daß sie matt und hungrig geworden sei. Karoline sagte ihr, da die Kinder mit dem Kindermädchen bald ihr Abendbrot erhielten, könne sie daran Theil nehmen.

Jeanette verfügte sich nun wieder in die Kinderstube und erbot sich, dem Kinder-

Digitized by Google

mädchen beim Auskleiden der Kleinen behilflich zu sein. Dortchen war jedoch über dies Anerbieten nicht wenig gereizt und als die Kinder freudig auf Jeanettens Vorschlag eingehen wollten, hielt es das Mädchen für nöthig, mit einigen kräftigen Schimpfreden ihre Autorität zur Geltung zu bringen. Jeanette erklärte den Kindern, daß sie Dortchen zu gehorchen hätten und um diesen Worten mehr Nachdruck zu geben, zog sie sich in ihre Schlafstube zurück. Nach kurzer Zeit schien es ihr, als vernehme sie außer der scheltenden Stimme Dortchens und den Worten der Kinder, auch noch die Stimme eines Mannes, der mit Karl zu zanken schien, doch konnte sie nicht unterscheiden, was gesprochen wurde.

Da plötzlich ließ ein Pochen an der Thür sie erschreckt aufspringen. „Herein!" rief sie und erwartete, daß das Mädchen komme, um sie zum Abendbrot zu rufen. Sie war jedoch nicht wenig erstaunt, als ein unbekannter Herr eintrat. Sie stand auf und sah ihn verwundert an, erwartend, was sein Besuch zu bedeuten habe.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein," sagte der Unbekannte auf französisch, „wenn ich unbescheiden bin, aber mein Schüler hat mir mitgetheilt, daß Sie angekommen seien, und da wir in diesem Hause einigermaßen in ähnlicher Stellung sind, so wollte ich mir die Freiheit nehmen, zu fragen, ob ich Ihnen in irgend etwas dienen kann."

Obgleich in der Art, wie Monsieur Rostan diese Worte vorbrachte, durchaus nichts unpassendes gefunden werden konnte, so fand Jeanette doch die ganze Manier seines Besuches und seines Anerbietens seltsam genug, um keine andere Antwort darauf zu finden, als: „Ich danke Ihnen, mein Herr."

Aber Monsieur Rostan war nicht der Mann, der sich so rasch einschüchtern ließ; er war kurz zuvor gekommen, um Karl, der mit ihm auf einem Zimmer schlief, abzuholen, und da er die Ankunft Jeanettens erfahren hatte, und in Folge der Ausdrücke, welche die Kinder gebrauchten, den Schluß zog, daß dieselbe eine liebenswürdige Persönlichkeit sein müsse, war er neugierig geworden, sie zu sehen. Als echter Franzose fühlte er sich viel zu sehr siegesgewiß, um sich durch Jeanettens kühle Haltung sofort abschrecken zu lassen. Er machte einen Schritt rückwärts und sagte im Ton aufrichtiger Betrübniß: „Ich begreife, daß mein Eintreten Ihnen sehr ungelegen kam, mein Fräulein, aber da ich die Nachlässigkeiten der Dienstboten hier im Hause kenne und es weiß, wie man sie behandeln muß, so dachte ich, meine Vermittlung könne Ihnen vielleicht erwünscht sein."

„Mein Herr," erwiederte Jeanette, „alles, was ich für den Augenblick bedarf, ist Ruhe und Einsamkeit."

„Ich begreife dies," entgegnete er, indem er die Augen niederschlug, „und ich will Ihnen nicht länger mit meiner Gegenwart lästig fallen. Vielleicht dürfte Ihnen jedoch etwas Lectüre in der Einsamkeit erwünscht sein, und darum ersuche ich Sie um die Erlaubniß, Ihnen dies Buch hier lassen zu dürfen." Indem er dies sagte, legte er ein Buch, welches er in der Hand hielt, auf den Stuhl, der an der Thür stand, verbeugte sich artig und entfernte sich.

Diese Handlung war auf Effect berechnet und er hatte sich denn auch nicht betrogen. Kaum war er zur Thür hinaus, so begann Jeanette sich Vorwürfe darüber zu machen, daß sie das artige Entgegenkommen des Herrn ohne alle Veranlassung falsch gedeutet und unhöflich erwiedert habe. Sie hatte jedoch nicht Zeit, diesen Gedanken lange nachzuhängen, denn Dortchen erschien bald darauf, um sie zum Abendbrot zu rufen.

Während desselben erklärte das Kindermädchen der neuen Bonne, daß es nächstens das Haus verlassen werde, und daß Frau Zirik sobald kein neues Kindermädchen finden dürfe, da es bekannt genug sei, wer und was Frau Zirik sei.

Jeanette suchte sich sobald als möglich diesem ihr wenig zusagendem Gespräche zu entziehen; sie begab sich dann unter einem Vorwande wieder nach ihrer Schlafstube, schrieb dort einen Brief, worin sie Boll ihre Ankunft meldete, ordnete dann noch etwas an ihren Sachen und griff endlich aus Langeweile nach dem Buche, welches Monsieur Rostan auf den Stuhl niedergelegt hatte. Es war ein schöneingebundenes Exemplar von Victor Hugo's „Notre dame de Paris," ein Werk, von dem sie viel gehört, welches sie jedoch noch nicht gelesen hatte. In der Pension wurde das Buch als ein höchst gefährliches verschrieen, in Hartenstein dagegen hatte sie nur mit

Digitized by Google

dem höchsten Lobe davon reden hören, und nachdem sie einige Augenblicke geschwankt, ob sie die Lectüre beginnen solle oder nicht, siegte der Wunsch, die Langeweile zu vertreiben und sich bis zur Ankunft der Herrschaft wach zu halten, und sie begann die anziehenden ersten Capitel des berühmten Romans zu lesen. Man hatte ihr eine Kerze gebracht und sie bemerkte im Eifer der Lectüre nicht, daß dieselbe bereits zu zwei Drittel niedergebrannt war, auch überhörte sie das Geräusch, welches durch das Hin- und Herlaufen und die Ankunft verschiedener Personen bewirkt wurde; endlich aber fuhr sie mit einem kaum unterdrückten Schrei empor, als die Thür plötzlich geöffnet wurde und eine prächtig gekleidete Frau mit einem Leuchter in der Hand, vor ihr stand.

„Komm nur herein, Zirik," sagte die Frau des Hauses, denn diese war es, „sie ist noch auf;" und nun trat, ebenfalls mit einem Leuchter bewaffnet, Herr Zirik herein, genau so nett und glatt und zierlich zurecht gemacht, wie wir ihn früher kennen gelernt haben, nur mit dem Unterschiede, daß sein Haar hie und da sich mit Grau melirt zeigte.

Er legte übrigens keine Herzlichkeit an den Tag und begrüßte Jeanette einfach mit den Worten: „Guten Abend, Fräulein Siebenstern!" Aber er war sich allerdings auch bewußt, daß seine Frau jede herzlichere Anrede gemißbilligt haben würde.

„Guten Abend, Herr Zirik! Guten Abend, Madame," stotterte Jeanette hervor, „man hatte mir gesagt, daß Sie ausgegangen seien und ich wollte Ihre Zurückkunft abwarten."

„Daran haben Sie sehr wohl gethan," sagte Frau Zirik mit einem gnädigen Kopfnicken und sie setzte hinzu: „Haben Sie die Kinder schon gesehen?"

„Gewiß," entgegnete Jeanette, „und ich darf wohl sagen, daß wir schon gute Freunde sind."

Zirik begann hierauf, sie über den Verlauf ihrer Reise zu befragen, und über die Bekannten in Hartenstein Erkundigungen einzuziehen, aber seine Frau unterbrach ihn mit den Worten: „Mir scheint, Du solltest diese Fragen lieber auf morgen verschieben."

Jeanette hatte jedoch einen Brief von Boll an Zirik abzugeben und suchte denselben nun unter ihren Sachen hervor. Inzwischen hatte das Buch, in welchem Jeanette gelesen hatte, die Aufmerksamkeit der Frau Zirik auf sich gezogen. Der Einband kam ihr bekannt vor. Sie öffnete es und las den Namen George Rostan auf der Innenseite des Umschlages. Darauf wurde sie bleich, biß sich auf die Lippen und sagte mit scharfer Stimme: „Es scheint, daß Sie mit Monsieur Rostan auch bereits Bekanntschaft gemacht haben!"

Jeanette wurde feuerroth. „Der Herr," sagte sie, „kam, um mich zu fragen, ob ich etwas nöthig habe und ließ mir dies Buch zum Zeitvertreib zurück."

„Ist er hier gewesen?" frug Frau Zirik in scharfem Tone.

„Nun, nun, was soll das?" meinte ihr Mann, „das würde ich an seiner Stelle auch gethan haben."

„So, dann hättest Du etwas sehr unschickliches gethan," erwiederte seine Frau.

„Ich dächte, Liebe, es wäre Zeit, daß wir zu Bett gingen," sagte Zirik.

Jeanette aber sprach mit ruhiger Stimme: „Ich versichere Sie, Madame, daß der Herr nicht weiter, als bis an die Schwelle gekommen ist und auch dies nicht länger, als bis er das Buch auf den Stuhl gelegt hatte."

„Es war sicher sehr artig," entgegnete Frau Zirik, „aber es wird gut sein, wenn Sie in Zukunft derartige Artigkeiten zurückweisen."

„Mir scheint, dies Gespräch könnte auch bis morgen verschoben werden," meinte Zirik.

„Eine nützliche Warnung soll man nicht verschieben," entgegnete seine Frau, „und ich möchte morgen grade nicht darauf zurückkommen, in der Erwartung, daß Mamsell Siebenstern in Zukunft vorsichtiger sein wird. Schlafen Sie wohl."

Nach diesem Abschied wendete sie sich und verließ das Zimmer, indem sie das Buch als corpus delicti mitnahm.

Zirik nickte Jeanette freundlich zu, zuckte mit den Achseln und folgte seiner Frau. Dies war der Empfang, welcher Jeanette in ihrer neuen Stellung zu Theil wurde.

Einundzwanzigstes Capitel.

Als Herr und Frau Zirik sich entfernt hatten, blieb die arme Jeanette in einer sehr traurigen Stimmung zurück. Wenn

Digitized by Google

man ihr sogleich beim Eintritt in ihrer neuen Stellung auf diese Weise begegnete, was hatte sie dann von der Zukunft zu erwarten! Sie warf sich vor ihrem Bett auf die Knie und weinte bitterlich. Ganz versunken in ihr Leid hatte sie eine Zeit lang alles um sich her vergessen, als sie durch ein Geräusch aufgeschreckt wurde. Es war die Kerze, welche bis zum Leuchter niedergebrannt war und nun zischend aufflackerte. Besorgt, daß dieser neue, unbedeutende Vorfall wieder Veranlassung zu Unzufriedenheit geben könne, löschte sie das Licht rasch aus, entkleidete sich im Finstern und begab sich zu Bette. Sie war wirklich herzlich müde und es währte daher nicht lange, bis sie in tiefen Schlaf versunken war. Anfänglich wurde sie zwar von quälenden Träumen geängstigt, nach und nach aber beruhigte sich ihre Phantasie und sie erwachte gestärkt und erheitert erst, als Kinderstimmen aus dem anstoßenden Zimmer an ihr Ohr drangen. Einige Augenblicke wußte sie nicht, wo sie sich befand, dann aber ergriff sie ein Gefühl der Beängstigung, weil sie fürchtete, zu lange geschlafen zu haben. Rasch sprang sie aus dem Bette und kleidete sich sofort vollständig an. Nachdem dies geschehen war, befand sie sich in einer neuen Verlegenheit, da sie nicht wußte, wohin sie sich zum Frühstück begeben und ob sie überhaupt schon ihr Zimmer verlassen solle.

Endlich kam ein Dienstmädchen um ihr reines Wasser zu bringen, was allerdings zu spät war, da Jeanette sich mit dem vorhandenen Wasser begnügt hatte; sie wagte nun die Frage wegen des Frühstücks, worauf das Mädchen ganz verwundert versicherte, Madame Zirik habe darüber nichts bestimmt. In gutherziger Weise beeilte sich das Mädchen, ihr Thee und Butterbrot zu besorgen und Jeanette mußte davon Gebrauch machen, so unangenehm es ihr war, daß sie nun schon zum zweiten Mal in dieser Beziehung von der Gutherzigkeit der Dienstboten abhing.

Nachdem sie gefrühstückt hatte, kam Karoline, um ihr zu sagen, daß Frau Zirik sie zu sprechen wünsche. Nicht ohne Herzklopfen folgte Jeanette dem Kammermädchen, welches sie in ein zierlich eingerichtetes Boudoir führte, woselbst Frau Zirik auf einer Causeuse ausgestreckt lag, mit einem Roman in der Hand.

„Setzen Sie sich, Mamsell Siebenstern,“ sagte sie, nachdem Karoline die Thüre hinter sich zugemacht hatte.

Jeanette verbeugte sich und nahm ehrfurchtsvoll schweigend auf einem Stuhle Platz, der in der Nähe der Causeuse stand.

„Wie ich höre, sprechen Sie das Französische ganz geläufig und mit gutem Accent,“ sagte Frau Zirik, „dies ist mir der Kinder wegen sehr lieb und ich wünsche, daß Sie sich bei den Kindern dieser Sprache immer bedienen, da es mir hauptsächlich darum zu thun ist, daß dieselben eine reine Aussprache bekommen.“

„Ich werde mein möglichstes thun,“ sagte Jeanette.

„Damit Sie nun sogleich wissen, was ich von Ihnen verlange,“ sagte Frau Zirik, indem sie aus einem Flacon ihr Taschentuch befeuchtete und daran roch, „bemerke ich, daß die Kinder im Sommer um sechs und im Winter um sieben Uhr aufstehen und um acht Uhr frühstücken. Sie können dann den Unterricht um halb neun mit den beiden Mädchen beginnen. Die Bücher, welche Sie dazu nöthig haben, mögen Sie nur einfach verlangen.“

„Ich habe noch einige Bücher von der Schule mitgebracht,“ sagte Jeanette, „welche ich dazu verwenden könnte.“

„Die werden wohl verbraucht und abgenutzt sein,“ sagte Frau Zirik, indem sie mit einer Geberde des Widerwillens ihr Taschentuch an die Nase brachte. Dann fuhr sie fort: „Um elf Uhr machen Sie einen Spaziergang mit den Kindern, wenn es gutes Wetter ist, wonach Sie um zwölf Uhr wieder zu Hause sein können. Um zwölf Uhr nehmen die Kinder das zweite Frühstück, worauf die Unterrichtsstunden wieder beginnen bis vier Uhr, dann essen die Kinder, nach dem Essen sollen Sie dieselben mit Handarbeiten beschäftigen, auch können Sie einige Spiele mit denselben vornehmen, bis sie zu Bette gehen. Sie haben mich richtig verstanden, nicht wahr?“

„Vollkommen, Madame,“ erwiederte Jeanette, welche allerdings verstanden hatte, daß sie außer den Kindern mit Niemand zusammenkommen sollte.

„Es versteht sich von selbst,“ fuhr Frau Zirik fort, „daß Sie mit den Kindern frühstücken und essen und da das Kindermädchen in acht Tagen das Haus verläßt, was mir der schlechten Manieren und gemeinen

Digitized by Google

Redensarten dieser Leute wegen sehr angenehm ist, so hoffe ich, Sie werden die Güte haben und einstweilen, bis die Stelle wieder besetzt ist, sich der Kinder beim An- und Auskleiden ein wenig annehmen."

Jeanette neigte den Kopf zum Zeichen, daß sie alles begriffen habe.

„Karoline hat mir gesagt," begann nun Frau Zirik, „daß Sie noch keinen Raum zur Unterbringung Ihrer Sachen haben. Ich werde Ihnen die Komode im Kinderzimmer, worin die Sachen des Kindermädchens sind, überlassen."

Jeanette hätte fragen können, wo denn das neue Kindermädchen seine Habseligkeiten hinbringen solle, aber sie unterließ es.

„Was Karl betrifft," fuhr Frau Zirik fort, „so schläft und ißt derselbe im Zimmer seines Erziehers, aber wenn dieser ausgeht, werden Sie wohl so gut sein, den Knaben etwas unter Ihre Aufsicht zu nehmen, und da ich nun einmal von Monsieur Rostan spreche, so hoffe ich, daß Sie die Wiederholung seiner Besuche nicht gestatten werden. Sie sind noch jung und wie ich hoffe, unverdorben, es ist daher für Ihr eigenes Wohl, sowie für die Ehre meines Hauses nothwendig, daß sie sich von einem jungen Manne, wie Herr Rostan, fern halten und denselben weder im Kinderzimmer, noch in ihrem eigenen empfangen."

„Ich werde alles thun, was Sie verlangen," antwortete Jeanette, „und ich bitte daher, mir zu sagen, wie ich mich gegen Herrn Rostan verhalten soll, wenn ich ihm zufällig begegne, was doch nicht immer zu vermeiden ist."

„Vor zufälligen Begegnungen braucht ein junges Mädchen nicht bange zu sein, solange es solche nicht selbst herbeiführt. Wenn Sie ihm Rede stehen müssen, so behandeln Sie ihn mit kühler Höflichkeit, aber sorgen Sie, daß Sie sich nie mit ihm allein befinden, und nun Adieu, ich bin schwach und nervös und ein Gespräch, welches sich auf meine geliebten Kinder bezieht, greift mich immer sehr an."

Jeanette blickte einigermaßen verwundert bei diesem Schlußsatze, denn sie hatte in dem Gespräche durchaus keine übertriebene Sorge für die Kinder bemerkt. Bevor sie ging, sagte sie noch: „Erlauben Sie mir noch eine Frage; um welche Zeit wünschen Sie, daß ich die Kinder zu Ihnen bringe?"

„Zu mir?" entgegnete Frau Zirik; „Sie kommen gewöhnlich, uns guten Morgen zu sagen, wenn sie vom Spaziergang zurückkommen und wir beim Frühstück sind; außerdem werde ich es Sie wissen lassen, so oft ich die Kinder zu sehen wünsche; übrigens komme ich selbst täglich, um nach ihnen zu sehen."

„Um Verzeihung, Madame," sagte Jeanette noch, bevor sie wegging; „ich habe einen Brief an den Herr Pastor geschrieben und weiß nicht, ob Herr Zirik vielleicht etwas zu bestellen hat."

„Wie soll ich das wissen?" erwiederte Frau Zirik, „lassen Sie bei meinem Manne nachfragen, sobald er zu sprechen ist. Ich wiederhole Ihnen, daß ich sehr angegriffen bin."

Jeanette wußte nun nichts besseres zu thun, als eine Verbeugung zu machen und sich zu entfernen. Als sie dies eben thun wollte, kam Karoline und meldete, daß die Gehilfin der Frau Drippelwitz gekommen sei. Frau Zirik nickte sehr erfreut und eine Minute später hatte die schwache und nervöse Frau in einem Gespräche mit der geschickten Putzmacherin alle Abgespanntheit und Müdigkeit vergessen.

Uebrigens waren die Nerven von Frau Zirik wirklich angegriffen und sie hatte eine schlaflose Nacht gehabt, worauf ein Gespräch gefolgt war, welches der Unterredung mit Jeanette vorausging. Dies Gespräch, welches sie mit Herrn Rostan geführt hatte, bezog sich auf den Besuch, den dieser Herr am Abend vorher der neuen Gouvernante gemacht hatte.

Herr Rostan hatte die Sache so zu drehen gesucht, als habe er keine Ahnung davon gehabt, daß die neu angekommene Erzieherin ein junges Mädchen sei.

„Ich dachte ein altes Frauenzimmer zu finden," sagte er, „und fand ein Kind."

Nach einer heftigen und leidenschaftlichen Unterredung, in welcher Rostan vergeblich versuchte, die Grillen der Frau Zirik zu beschwichtigen, sagte er zuletzt: „Es wird das beste sein, wenn ich Herrn Zirik um meinen Abschied ersuche, damit Sie sich und mich nicht länger mit ungegründeten Voraussetzungen plagen."

„Wie?" frug Frau Zirik ganz erschreckt, „Sie könnten mich verlassen?"

„Mit einem Herzen voll Dankbarkeit, aber auch voller schmerzlicher Rückerinnerungen an das genossene Glück," entgegnete er.

„George!" rief sie mit einem ängstlichen Blick, „das kann Ihr Ernst nicht sein!"

George Rostan war früher Schauspieler an einem der kleinen Pariser Theater gewesen und er verstand es noch immer sehr gut, eine Scene effectvoll durchzuführen. Er erklärte daher der eifersüchtigen und aufgeregten Frau, daß er nicht länger bleiben könne, da sie ihn zu sehr fühlen lasse, daß ihr Wohlwollen für ihn nur auf einer vorübergehenden Laune beruhe.

„Nein," rief Frau Zirik leidenschaftlich aus, „Sie dürfen nicht gehen, ich ertrage es nicht, daß Sie mich verlassen und Ihr Weggehen würde mein Tod sein. Das Mädchen soll mein Haus verlassen, ich werde sie fortschicken."

„Und glauben Sie," versetzte Rostan mit spöttischem Lächeln, „daß eine solche Handlungsweise mich beruhigen könnte, da ich einmal Ihr Mißtrauen kennen gelernt habe? Ein Leben voll Eifersucht und Mißtrauen würde für mich und für Sie unerträglich sein."

„Es kann sein, daß Sie recht haben," sagte Frau Zirik, „und ich verspreche Ihnen, George, daß ich Vertrauen in Sie setzen will. Ach, wenn ich eifersüchtig bin, ist es nicht ein neuer Beweis meiner Neigung für Sie."

Sie reichte ihm die Hand hin und fuhr fort: „Sie geben mir also die Versicherung, daß Sie nichts für dieses Mädchen fühlen."

„Ich gebe Ihnen mein Wort," entgegnete der junge Franzose, „daß ich sie nur einmal flüchtig gesehen habe und daß sie mir vollkommen gleichgiltig ist. Ich könnte sagen," setzte er hinzu, indem er ihre Hand an seine Lippen führte, „daß ich keine Augen haben kann für andere, so lange Ihre Gunst mich beglückt, aber ich weiß —"

„Daß ich Schmeicheleien nicht liebe," fiel ihm Emilie in's Wort, während ein Lächeln des Wohlgefallens ihre Lippen umspielte. „Aber," fuhr sie fort, „es ist Zeit, daß Sie gehen, denn wir müssen vorsichtig sein und Sie sind schon länger hier gewesen, als gut ist. Gehen Sie und senden Sie mir Karoline hierher."

Nach Verlauf dieses Gespräches hatte Frau Zirik Jeanette zu sich rufen lassen und noch unter dem Eindrucke desselben fand die Besprechung statt, die wir bereits mitgetheilt haben.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Es wird sich Niemand darüber verwundern, daß Jeanette nach dem Gespräche mit Frau Zirik nicht in der besten Laune auf ihr Zimmer zurückkam. Daß sie den ganzen Tag keine Erholung haben sollte, als einen Spaziergang mit den Kindern, und daß ihre einzige Gesellschaft eben nur aus den Kindern bestehen würde, darauf war sie vorbereitet gewesen, daß aber Frau Zirik sie nicht einmal bei den Kindern einführte und sich gar nicht darum bekümmerte, in welcher Weise sie ihre Lehrthätigkeit begann, war ihr unerklärlich und verdroß sie. Nachdem sie einige Zeit darüber nachgedacht hatte, sah sie nach der Uhr und da sie bemerkte, daß es halb elf sei und sie sich erinnerte, daß Frau Zirik gesagt hatte, um elf Uhr solle sie mit den Kindern spazieren gehen, so beschloß sie, diese darauf vorzubereiten. Sie trat also in das Kinderzimmer und wurde daselbst mit einem Freudengeschrei empfangen.

„Wie ich gehört habe," sagte sie, „sollt Ihr um elf Uhr spazieren gehen; darf ich denn auch mitgehen?"

„Gewiß, gewiß!" klang die Antwort.

„Nun, dann kann Dortchen nur zu Hause bleiben," sagte das Kindermädchen ganz verdrießlich.

„Ja, Dortchen kann zu Hause bleiben," meinte die kleine Johanne.

„Nein, liebes Kind," entgegnete Jeanette, „das geht nicht an, Dortchen muß mit, denn wie sollte ich Euch wieder nach Hause bringen, da ich den Weg nicht kenne?"

„O, den wird die Mamsell schon finden," sagte Dortchen, welche ebenso eifersüchtig auf Jeanette war, wie ihre Gebieterin, wenn auch aus anderen Gründen; „man geht hier immer grade aus bis in's Wäldchen und ebenso zurück."

„Ganz gut," sagte Jeanette, „aber es würde mir doch sehr lieb sein, wenn Sie mitgingen, Dortchen."

In diesem Augenblicke kam Karoline im Auftrage der Madame und beendete die Streitfrage durch den Befehl der letzteren, nach welchem Dortchen mit Jeanette und den Kindern gehen sollte, während dem

Digitized by Google

Hausmädchen inzwischen das Aufräumen des Kinderzimmers aufgetragen wurde. Jeanette ergriff die Gelegenheit, um das Kammermädchen zu fragen, ob Herr Zirik schon zu sprechen sei.

„Ich habe ihn soeben nach seinem Zimmer gehen sehen," antwortete Karoline, „wollten Sie ihn sprechen?"

„Wenn es nicht ungelegen ist, ja," antwortete Jeanette.

„Ich will einmal nachfragen," sagte Karoline, die sehr dienstfertig war, was theilweise in ihrer Neugierde seinen Grund hatte. Bald kam sie wieder zurück und brachte die Nachricht, daß Herr Zirik die Mamsell erwarte.

Die Unterredung war sehr kurz und mit Schmerz vermißte Jeanette jede Art von Herzlichkeit in den Ausdrücken des sehr förmlichen Herrn Zirik.

Als sie dann später die Treppe wieder zurückging, kam ihr Karl mit seinem Erzieher entgegen. Karl beeilte sich, Jeanette auf seine Manier zu begrüßen und faßte dabei an ihr Kleid.

„Laß das sein," sagte Herr Rostan, „das ist unbescheiden und das Fräulein mag unbescheidene Menschen nicht leiden."

Die letzten Worte sprach er grade in dem Augenblicke, als er mit einem ehrerbietigen Gruße an Jeanette vorbeiging. Jeanette erröthete, da sie sich nicht erklären konnte, daß Herr Rostan bereits davon wußte, wie Frau Zirik über die Geschichte mit dem Buche urtheilte.

Als bald darauf die Kinder mit Dortchen und ihr zum Spaziergang aus dem Hause gehen wollten, wurde grade geklingelt und Philipp beeilte sich, die Thür zu öffnen und den Besucher einzulassen. Dieser war ein bejahrtes Männchen mit einem Gesichte wie ein vertrockneter Apfel, aber wie es schien noch den Jugendlichen spielend. Der Kopf war mit einer schöngekrausten Perücke bedeckt, auf welcher der Hut ein wenig schief saß. Auf den Wangen blühten künstliche Rosen, prächtige elfenbeinerne Zähne glänzten aus dem lächelnden Mund und die beiden Enden seines seidenen Halstuchs, welches durch einen goldenen, mit einem Rubin besetzten Ring festgehalten war, steckten in einer Weste von weißem Piquee mit Knöpfen von Rubinen, auf welcher ein zierliches Bändchen mit einer in Gold gefaßten Lognette herabhing. Aus der Brusttasche des perlgrauen Sommerröckchens blickte ein gelbseidenes Taschentuch hervor. Die Beinkleider waren von weißem Sommerstoff und in den lackirten Stiefeln konnte man sich spiegeln. Bunte Glaceehandschuhe und ein niedliches Spazierstöckchen vollendeten die zierliche Erscheinung des Herrn, welcher auf den Namen Baron Tilbury hörte. Er war in seiner Jugend einmal verheirathet gewesen und sehr bald Wittwer geworden. Dies war aber so lange her, daß sich fast Niemand mehr darauf besinnen konnte und es schien, als ob er nach diesem kurzen Versuche die Ehe für immer abgeschworen hätte. Er war Millionär, gab den Eltern prächtige Diners und ließ die Töchter in seinem allerliebsten kleinen Wagen spazieren fahren, dafür übersah man seine Schwächen und ließ ihn im allgemeinen als einen liebenswürdigen, freundlichen, fröhlichen und gefälligen Herrn gelten, der Niemand etwas zu Leide thue und Jedem gern ein Vergnügen mache.

Tags zuvor hatten Herr und Frau Zirik, wie wir bereits gehört haben, bei ihm gespeist. Da war das Gespräch gelegentlich auf den Madeira gekommen, welchen Herr Zirik kürzlich erhalten hatte und der Baron hatte versprechen müssen, denselben heute zu prüfen und kam nun zu diesem Zwecke. Der Baron war bekannt wegen seiner Liebenswürdigkeit gegen Kinder; er sprach mit ihnen, wo er sie fand, und wußte allerliebst mit ihnen zu scherzen. Man muß aber nicht denken, daß er dies nur in den Salons that, wenn die Mama's dabei waren, um diesen etwa zu schmeicheln, o nein, er that es ebenso wohl auf den Spaziergängen, wenn sie mit ihrer Bonne allein waren, ja er that es dann sogar besonders gern. Er sprach alsdann mit den Kindern und auch mit der Bonne, denn er war nicht stolz, obgleich er aus einem altadelichen Geschlechte stammte; ein recht freundlicher Herr war er, der Baron von Tilbury.

Auch jetzt versäumte er nicht, sich freundlich mit den Kindern des Herrn Zirik zu beschäftigen; er nannte Emilie und Johanne Herzchen und küßte sie auf die Stirne, aber als er dies bei Eduard ebenfalls thun wollte, wehrte sich der kleine Unart und klammerte sich fest an Dortchen. Dies gab dem Baron Veranlassung, das Kindermädchen zu fragen, wie es ihr gehe,

und da sie sehr kurz erwiederte: „ganz gut," versicherte er, daß er dieses nach ihrer blühenden Gesichtsfarbe bereits vermuthet habe. Dann erst bemerkte er Jeanette, die bei seinem Eintreten höflich auf die Seite getreten war und dadurch von den andern verdeckt wurde. Ihre Erscheinung übte eine überraschende Wirkung auf den Baron aus, er blickte sie eine Weile ganz erstaunt an und seine Aeuglein blitzten wie zwei Nachtlichter, seine Hand suchte den Rand seines Hutes, sein Rücken krümmte sich und seine Lippen stammelten:

„Verzeihung, mein Fräulein, ich hatte nicht die Ehre, Sie zu sehen."

Darauf sah er Dortchen fragend an.

„Es ist die neue Bonne," sagte diese, worauf der Baron sich beeilte, Jeanette auf französisch eine fade Artigkeit zu sagen. Diese verbeugte sich nur kurz und wußte nicht, ob sie über die sonderbare Figur lachen, oder sich über seine Worte ärgern sollte. Als sie auf der Straße war, frug sie Dortchen, wer der Herr gewesen sei, und erhielt darauf den Bescheid, er sei ein alter Narr, der Baron Tilbury heiße und kein junges Mädchen zufrieden lasse. Jeanette frug nicht weiter und setzte ihren Spaziergang fort.

Inzwischen war der Baron aus dem Salon in das Speisezimmer getreten, woselbst das zweite Frühstück aufgetragen war. Nachdem er einige süße Complimente über Frau Zirik's geschmackvolles Negligee ausgesprochen und einige Theaterneuigkeiten ausgekramt hatte, warf er die Worte hin: „Wie ich gesehen, haben Sie eine neue Bonne bei den Kindern."

Frau Zirik biß sich auf die Lippen und erwiederte: „Es ist ein Mädchen, deren Vormund Zirik gewesen ist und die ich in's Haus genommen habe, um die Kinder etwas zu unterrichten."

„Nun," meinte der Baron, „wenn ihre Fähigkeiten ihrem Aeußern entsprechen, dann haben Sie eine gute Wahl getroffen."

„Ich glaube wahrhaftig, Baronchen, Sie möchten auch gern Unterricht bei ihr nehmen," sagte Zirik.

Der Baron lachte.

„Wer weiß," sagte er, „so viel ist gewiß, Frau Zirik muß ein bewundernswerthes Vertrauen in ihren Gemahl setzen, daß sie solch' ein hübsches, junges Ding in's Haus nimmt."

So gern sonst Zirik einen Scherz mitmachte, schien es ihm doch unpassend, Jeanette zum Gegenstand für des Barons Witze werden zu lassen. Er entgegnete daher ziemlich ernst: „Ich muß Ihnen bemerken, daß ich seit langer Zeit, wie auch meine Frau eben bemerkt hat, der Vormund des jungen Mädchens bin."

„Ah ha," fiel der Baron ein, „Rosine und Bartholo!" und zugleich begann er mit einer bebenden und quakenden Stimme zu singen:

„Einen Doctor meines Gleichen
Fängt man nicht mit Mädchenstreichen."

„Bravo, Baron," sagte Frau Zirik, die dem Gespräche gern eine andere Wendung geben wollte, „Sie haben ja eine Stimme wie eine Nachtigall."

„Ach," sagte der geschmeichelte Baron, „Sie hätten mich früher hören sollen; ich habe in letzter Zeit wenig geübt."

„Ich erinnere mich," versetzte Zirik, „gehört zu haben, daß Sie schmachtende Romanzen besonders gut sangen."

In der That hatte der Baron in früheren Zeiten die Sucht, auch als Künstler glänzen zu wollen; dies geschah jedoch damals, als er sich noch in der vornehmsten Gesellschaft bewegte, welche ihn nach und nach, in Folge von allerlei kleinen Vorfällen, vernachlässigte, was ihn veranlaßte, sich etwas tiefer auf der gesellschaftlichen Leiter herabzubegeben.

Auf die Bemerkung Zirik's war noch keine Antwort erfolgt, als es an der Hausthür klingelte und bald darauf kamen die Kinder mit Jeanette und Dortchen, um ihren Eltern guten Morgen zu sagen. Die Kinder konnten gar nicht lebhaft genug erzählen, wie viel Jeanette zu ihrer Unterhaltung beigetragen, welche artige Geschichten sie ihnen erzählt und wie liebreich sie sich mit ihnen beschäftigt habe.

Der Baron hatte sich inzwischen mit seinem Stuhle so gedreht, daß er Jeanette den Rücken nicht zukehrte; während er mit einem goldenen Zahnstocher seine schönen Zähne, die seine eigenen waren, denn er hatte sie baar bezahlt, bearbeitete, starrte er unverwandt das junge Mädchen an.

Madame Zirik fand, daß der kleine Eduard schläfrig sei und zu Bett gebracht werden müsse; sie verfügte daher, daß die kleine Gesellschaft sich sogleich wieder zu entfernen habe. Kaum hatte sich die Thür

Digitized by Google

hinter ihnen geschlossen, als auch der Baron seinen Besuch beendete und auf das zierlichste von Herrn und Frau Zirik Abschied nahm. Beim Nachhausegehen nahm er sich vor, am andern Morgen um elf Uhr im Wäldchen spazieren zu gehen, wo der gewöhnliche Sammelplatz aller Kinder mit ihren Wärterinnen war.

„Der alte Geck!" rief Zirik, als er sich mit seiner Frau allein befand; „hast Du gesehen, wie er Jeanette anstarrte?"

„Er ist ein widerlicher Mensch," sagte Frau Zirik, indem sie sich in ihren Stuhl zurücklehnte, als habe das Frühstück sie völlig entkräftet; „aber in der That, ich empfinde ernsthaft Reue darüber, daß ich die Person in's Haus genommen habe."

„Wen? Tilbury?"

„Ach nein; Jeanette. Du siehst doch wohl, daß sie ein kokettes Ding ist, das allen Männern die Köpfe verdreht."

„Ich sehe, daß sie ein hübsches Mädchen ist und daß die Kinder sehr für sie eingenommen sind; mir scheint, das erste ist keine Sünde und das zweite ein Verdienst, oder würdest Du lieber ein häßliches Gespenst sehen, wovor sie sich fürchteten?"

„Ich würde alles lieber sehen, als ein gefallsüchtiges, eitles Ding."

„Ei was? Kokett, gefallsüchtig, eitel! Sonst nichts? Wie kommst Du auf alle das? Was würden meine Freunde in Hartenstein dazu sagen, wenn sie Dich hörten? Lies einmal den Brief von Boll, wie der über sie urtheilt."

„Ja, das glaube ich," entgegnete Frau Zirik, „der wird wohl seine Ursachen dazu haben, denn wie Du mir erzählt hast, ist sie ihm bei ihrer Geburt in's Haus gebracht worden."

„Ich wünschte, Du kenntest meinen Freund Boll," versetzte Zirik, „dann würdest Du auf solche Vermuthungen gar nicht kommen; übrigens begreife ich nicht, was Du an dem Mädchen auszusetzen hast; nach allem was ich sehe und höre, hat sie einen liebenswürdigen Charakter, viele Talente und ausgezeichnete Manieren; man kann wohl sehen, daß sie mit den Eilar's, Dortuch's und anderen vornehmen Leuten verkehrt hat."

„Eben darum hätten wir sie nicht nehmen sollen; sie bildet sich etwas darauf ein, daß sie einige Wochen mit Leuten verkehrte, die weit über ihr stehen, darum habe ich ihr denn auch bereits angedeutet, daß ihr Platz im Kinderzimmer ist und daß sie dort zu bleiben hat."

„Aber das ist nicht recht, nicht redlich gehandelt."

„Warum nicht? Die vornehmen Damen, von denen Du vorhin sprachst, haben sie ein paar Wochen als Ihresgleichen behandelt, das sind Launen, die ich kenne; sie war in Hartenstein der Gast des Pastors und man frug nicht weiter; hier aber dient sie für Lohn, und so Jemand behandelt man nicht wie Seinesgleichen. Selbst die Dienstboten würden es unter ihrem Range finden, mit ihr zu verkehren, wenn sie wüßten, daß sie ein Findelkind ist."

Herr Zirik begriff den Eifer nicht, womit seine Frau gegen das arme Mädchen loszog; er erinnerte sie daran, daß Jeanette mit ihrer Bewilligung in das Haus genommen sei und setzte hinzu: „Wenn Du Dich auf die Dauer nicht mit ihr stellen kannst, so muß sie fort, aber bedenke wohl, daß wir sie nicht so ohne Grund wegschicken können."

„Natürlich nicht," sagte Frau Zirik; bei sich selbst aber dachte sie: ich werde schon einen Grund finden.

Von diesem Augenblicke an gelobte sie sich, Jeanette in jeder Weise das Leben sauer zu machen, und sie begann damit, daß sie ihr zumuthen ließ, in einem und demselben Zimmer, nämlich in Jeanettens eigenem Zimmer, die Kinder zu unterrichten, mit ihnen zu essen und zu spielen, so daß das arme Mädchen keinen Augenblick für sich hatte.

Da Monsieur Rostan gewohnt war, nach Tisch in das Kaffeehaus zu gehen, was Herr Zirik durchaus nicht nöthig erachtete, da er später, sobald Karl zu Bett war, doch ausging, so nahm gleich am ersten Tage Karl ebenfalls später an den Spielen Theil und die Kinder hatten sich lange Zeit nicht so gut und dabei so nützlich unterhalten, wie an diesem Tage.

Als Herr Rostan kam, um seinen Zögling abzuholen, sagte er zu Jeanette: „Nun, Sie haben das Buch nicht lesen wollen, welches ich mir erlaubt hatte, Ihnen hier zu lassen?"

„Frau Zirik meinte, daß es keine passende Lectüre für mich sei," antwortete Jeanette; „jedenfalls bin ich überzeugt, daß Sie mir eine Gefälligkeit erweisen wollten und ich danke Ihnen dafür."

Digitized by Google

„Ich bedaure," entgegnete Rostan, „daß meine Absicht so ungünstig aufgefaßt wurde," und indem er sich sehr ehrerbietig verneigte, entfernte er sich mit seinem Schüler. Nachdem später die Kinder zu Bett gegangen waren, beschäftigte sich Jeanette noch einige Zeit mit Handarbeiten und überdachte die Erlebnisse des Tages, bis sie ebenfalls frühzeitig zu Bette ging.

Als Jeanette am folgenden Vormittag mit Dortchen und den Kindern ihren Spaziergang nach dem Wäldchen wiederholte und sich ebenso wie gestern auf eine Bank niedersetzte, kam der Baron Tilbury ganz zufällig des Weges daher, blieb vor der Gruppe stehen und begrüßte dieselbe. Zufällig hatte er für die Kinder einige Bonbons in der Tasche, welche er vertheilte. Der kleine Eduard versteckte nichtsdestoweniger sein Gesicht in Dortchens Schooß und dies gab dem Baron Gelegenheit, das Mädchen zu fragen, ob der kleine Junge immer so ängstlich vor den Menschen sei, worauf Jeanette erwiederte, er habe sich anfänglich auch vor ihr gefürchtet, aber sich doch sehr bald an sie gewöhnt. Der Baron meinte darauf, dies könne wohl nicht anders sein, denn es sei ja ganz unmöglich, daß irgend ein Geschöpf in der Welt sich nicht sofort von ihrem liebenswürdigen Wesen angezogen fühle.

Jeanette dachte, daß es sehr schwer sei, ihm dies Compliment zurückzugeben, denn sie fand die Abneigung, welche Eduard an den Tag legte, sehr natürlich; anstatt eine Antwort zu geben, drehte sie daher den Kopf um, als wären seine schönen Redensarten an Jemand anderes gerichtet gewesen.

Der Baron schien es indessen darauf abgesehen zu haben, mit dem widerspänstigen kleinen Jungen auf guten Fuß zu kommen; er suchte daher dessen Händchen zu erhaschen und es geschah ganz zufällig, daß er dabei fehlgriff und Jeanettens Hand zärtlich drückte.

Jeanette war kindisch genug, dies sehr übel zu nehmen, sie stand daher auf und sagte, ohne den Baron anzusehen, zu Dortchen: „Ich glaube, es ist schon Zeit, daß wir hier fortgehen," und ohne zu warten, ob Dortchen derselben Meinung sei, ging sie mit den Kindern davon, während der alte Baron ihr mit seinen glänzenden Augen nachsah und die Majestät ihres Wuchses in seiner Weise bewunderte.

Dortchen war natürlich nachgefolgt und sah mit Erstaunen, wie hoch Jeanette die Beleidigung aufgenommen hatte, die ihr zu Theil geworden war.

„Geht der alte Herr hier öfter des Morgens spazieren?" frug Jeanette.

„Ab und an," antwortete Dortchen; „er ist ein alter Geck, der zwar mit einem Fuß im Grabe steht, aber nichtsdestoweniger mit jedem jungen Mädchen anbindet. Solch' ein ausgetrockneter Häring sollte lieber an seine Todesstunde denken, als an solche Sachen."

„Wenn ich wüßte, daß wir ihm wieder hier begegnen würden," sagte Jeanette, „möchte ich Sie ersuchen, auf der andern Seite spazieren zu gehen; ich möchte dem Mann nicht gern wieder begegnen."

Dortchen konnte dies zwar nicht recht einsehen, aber als sie am folgenden Morgen wieder auf ihrem Spaziergange in das Wäldchen kamen und den weißen Hut des Barons in der Ferne auftauchen sahen, hielten sie sich auf dem Wege, der links abging und amüsirten sich nicht wenig, als sie bemerkten, wie der Baron sich rechts in die Büsche schlug. Die beiden folgenden Vormittage regnete es und man konnte nicht spazieren gehen.

Jeanette, welcher alle Bewegung fehlte, sehnte sich am ersten Tage sehr hinaus, aber es half nichts, Frau Zirik nahm die beiden Mädchen in ihrem Wagen ein wenig mit, ebenso den folgenden Tag; Jeanette aber konnte beide Male zu Hause bleiben. Das waren traurige, eintönige Tage und das junge Mädchen hatte Gelegenheit, ihre jetzige Lage mit der Vergangenheit zu vergleichen. Der darauf folgende Tag war Sonntag und die einzige Abwechslung, welche Jeanette geboten wurde, bestand darin, daß sie mit nach der Kirche fahren durfte. Beim Heraustreten hatte sie dann das Vergnügen, das Affengesicht des Barons Tilbury zu sehen, der sich herandrängte, um Frau Zirik nach ihrer Gesundheit zu fragen. Als sie zu Hause ankamen, folgte Jeanette der gnädigen Frau in ihr Zimmer, wo sich dieselbe mit Karolinens Hilfe ihres Hutes und Tuches entledigte.

„Wünschen Sie etwas?" frug die Dame, sie befremdend ansehend.

„Ich wünschte nur zu wissen, ob Sie nicht gut finden, daß ich heute mit den

Kindern nach dem Kaffee etwas spazieren gehen soll. Sie haben nun seit drei Tagen keine Bewegung gehabt und es würde ihnen gewiß gut thun."

„Sie werden mir gestatten, selbst zu beurtheilen, was für die Gesundheit meiner Kinder gut ist; es ist heute windig und die Schäfchen sind leicht zur Erkältung geneigt."

Jeanette ließ sich so leicht nicht abschrecken.

„Wenn wir sie etwas wärmer anziehen und den Hals gut verwahren, so möchte ihnen die Luft vielleicht keine Gefahr bringen!"

„Wie können Sie denken, daß ich die Kinder so herausstaffiren lassen werde, noch dazu am Sonntag; vielleicht fahre ich später mit den Kindern nach dem Wäldchen, was sie gewiß angenehmer finden werden, als zu laufen."

Jeanette wußte nichts mehr zu erwiedern und begab sich auf ihr Zimmer, wo sie während der Zeit, daß die Kinder mit Frau Zirik ausgefahren waren, einen Brief an Fräulein Lenchen und einen andern an ihre Freundin Louise Erlangen schrieb.

Die ersten vierzehn Tage von Jeanettens Aufenthalt im Hause des Herrn Zirik verliefen ohne besondere Vorfälle. Dortchen hatte das Haus verlassen und Jeanette mußte im Kinderzimmer schlafen und das Kindermädchen vollkommen ersetzen. Bald gab es dies, bald jenes zu thun, was Niemand besser ausführte, als Jeanette und da sie alles sehr gewissenhaft nahm, so hatte sie des Tages vor Arbeit und gar manche Nacht vor Sorgen um die Kinder wenig Ruhe. Wenn jedoch Frau Zirik der Meinung war, daß sie das Mädchen durch Ueberladung an Arbeit aus dem Hause treiben werde, so irrte sie sich und es wäre ihr nicht gelungen, Jeanette den Aufenthalt zu verleiden, hätte sich nicht ein Bundesgenosse zu ihr gesellt, auf den sie gar nicht gerechnet hatte, der Baron Tilbury nämlich. Dieser hatte in der letzten Zeit einer heftigen Erkältung wegen, das Haus hüten müssen. Doch kaum war er wieder im Stande, das Haus verlassen zu dürfen, so begann er auch seine Spaziergänge im Wäldchen wieder und zu seiner großen Freude bemerkte er sofort die schöne Bonne mit den Kindern der Frau Zirik. Sie hatte ihn nicht herankommen sehen und er stand vor ihr, ehe sie ihm ausweichen konnte.

„Vergeben Sie mir," sagte er mit einem Grinsen, welches ein Lächeln sein sollte; „ich glaube, daß ich Sie kürzlich gegen meinen Willen erzürnt habe, aber gewiß, ich habe Sie nicht beleidigen wollen."

„Das hoffe ich in Ihrem und meinem Interesse," entgegnete Jeanette, „und es würde mir Leid gethan haben, wenn ich einen Mann Ihres Alters falsch beurtheilt hätte."

„Meines Alters?" erwiederte der Baron etwas gereizt. „Ich bitte Sie, zu bedenken, daß ein Mann in meinem Alter bescheiden und vorsichtig ist, und obendrein dankbarer, als mancher junge Gelbschnabel."

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr," versetzte Jeanette, „und ich verlange auch nicht, Sie zu verstehen. Ich weiß nicht, was Sie von Dankbarkeit sprechen, aber ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mich mit den Kindern allein ließen."

„Wer kann etwas darin finden, daß ich hier vor Ihnen stehe? Wenn Jemand in meiner Stellung und obendrein ein Hausfreund des Herrn Zirik, nicht einmal mit den Kindern plaudern und sich nach dem Wohlsein der Mutter erkundigen soll, so weiß ich nicht, wem dies Vorrecht gebührt. Sehen Sie," und hiermit holte er eine Zuckerdüte hervor, „ich habe wieder etwas für die Kinder mitgebracht."

Die Kinder, welche durchaus keine Ursache hatten, den Baron zurückzuweisen, griffen eifrig in die Düte und selbst der kleine Eduard nahm sich etwas heraus.

Jeanette stand auf und sagte: „Nun bedankt Euch bei dem Herrn Baron und dann wollen wir weiter gehen."

Dies war jedoch nicht nach des alten Herrn Willen. „Wartet," sagte er, indem er sich an die kleine Johanne wendete; „hast Du den kleinen Entchen schon Brot gegeben?" und indem er ein Stück Brot aus der Tasche nahm, faßte er die Hand des Kindes und ging mit ihm an den Rand des Teiches. Dort begann er die Enten zu füttern und es versteht sich von selbst, daß Johanne darüber sehr erfreut war und Emilie ebenfalls, ja Eduard zog Jeanette am Kleide und nöthigte sie, seinen Schwestern zu folgen.

Jeanette mußte ruhig zusehen, bis das Brot alle war, dann sagte sie: „Kommt nun, ihr Kinder, es ist längst Zeit, daß wir nach Hause gehen; Ihr wißt, Mama

Digitized by Google

wünscht nicht, daß Ihr so nahe an's Wasser geht und Eure Stiefel naß macht."

„Noch ein Bonbon, ehe Ihr geht," rief Tilbury, indem er die Düte nochmals hinhielt.

„Nichts mehr," sagte Jeanette; „die Kinder haben genug gehabt," und sie suchte sich mit der kleinen Heerde zu entfernen.

„Aber Sie selbst," sagte nun der alte Geck; „ich bin unartig gewesen, ich hätte mit Ihnen beginnen müssen," und indem er dies sagte, bot er ihr die Düte dar, in welche er rasch ein paar Goldstücke oben auf die Bonbons gelegt hatte.

Kaum hatte Jeanette dies bemerkt, als ein eiskalter Schauer sie überlief und sie Mühe hatte, die Thränen zurückzuhalten. Sie sprach kein Wort, sie warf keinen Blick auf den unverschämten Greis, sie ließ ihn, dem vielleicht nie so etwas begegnet war, in seiner Verblüffung stehen und eilte nach der Stadt zurück. Kaum aber war sie in die Straßen gekommen, so stürzten die Thränen aus ihren Augen und die Kinder, welche dies bemerkten, und ohnehin mit dem plötzlichen Abbruch ihrer Unterhaltung nicht zufrieden waren, begannen ebenfalls zu weinen, sodaß die Vorbeigehenden aufmerksam wurden. Jeanette nahm allen ihren Muth zusammen, trocknete ihre Thränen und beruhigte die Kinder, sodaß beim Eintritt in das Frühstückszimmer der Eltern alle Spuren verschwunden waren. Nichtsdestoweniger wollte es der Zufall, daß die Kinder den Vorfall verriethen. Auf die Frage des Herrn Zirik, ob sie artig gewesen seien, erwiederte Johanne: „Ja, ich bin artig gewesen und darum sollte ich auch nicht weinen, wie Jeanette sagte, aber Jeanette muß nicht artig gewesen sein, denn sie hat selbst geweint."

„Ist Ihnen etwas begegnet, oder haben Sie Ursache zur Unzufriedenheit?" frug Zirik.

„Ach!" meinte seine Frau, „junge Mädchen weinen gar oft, ohne zu wissen warum; man sollte sich freilich in Gegenwart der Kinder bezwingen."

„Sie haben recht, Madame," entgegnete Jeanette, „aber wenn man in Gegenwart der Kinder eine Beleidigung erfährt, so ist es nicht immer möglich, dieselbe zu verwinden bis man allein ist."

„Eine Beleidigung?" sagte Herr Zirik; „was ist denn geschehen?"

Jeanette schwieg und deutete mit den Augen auf die Kinder.

„Ach so," sagte Herr Zirik, „bringen Sie sie hinauf, Karoline mag dann vorläufig auf sie achten."

Sobald Jeanette fort war, sagte Frau Zirik zu ihrem Manne: „Du bist zu nachsichtig, es wird wohl nichts zu bedeuten haben; irgend ein Corporal wird mit ihr gelacht haben."

„Wenn es noch ein General wäre!" spottete ihr Mann.

Frau Zirik machte ein empfindliches Gesicht; ihr Gemahl dagegen benutzte die Gelegenheit, um ihr zu erzählen, daß er am Abend vorher im Casino mit seinem Freunde, Otto von Dohnen, den er seit fünfzehn oder sechzehn Jahren nicht gesehen habe, unerwartet zusammengetroffen sei. Frau Zirik schien sich dafür sehr wenig zu interessiren und als ihr Gemahl ihr erzählte, daß Dohnen eine große Reise über Arabien, Aegypten und von da nach Algier, dann über Frankreich zurückgemacht habe, gähnte sie und langweilte sich entsetzlich. Auch der große Reichthum des wiedergekommenen Freundes schien ihr wenig zu imponiren, erst als Zirik ihr erzählte, daß von Dohnen hierhergekommen sei, um sich dem Könige vorzustellen und dann irgend eine Charge bei Hofe anzunehmen, hörte sie andächtig zu.

„Wenn er ein alter Freund von Dir ist," sagte sie, „hättest Du ihn zum Essen bitten müssen."

„Das habe ich gethan," entgegnete er, „und glücklicherweise hatte er noch einen Tag frei, denn heute ist er bei dem Grafen W., morgen bei dem Cultusminister und am Sonnabend beim Minister der auswärtigen Angelegenheiten; er hatte nur den Freitag frei und da hat er mir versprochen zu kommen."

Frau Zirik war sehr zufrieden, daß sie gegen Jemand Gastfreundschaft üben konnte, der vorher zu einem Grafen und nachher zu einem Minister eingeladen war. Nun handelte es sich darum, wer dazu gebeten werden sollte. Herr Zirik hatte noch einen Gast eingeladen, er hatte nämlich auf dem Casino einen alten Herrn getroffen, der ebenfalls früher in Ostindien gewesen und sehr rasch zurückgekehrt war. Es war der alte Flink, den er und von Dohnen schon in der Universitätsstadt, als sie noch Mit-

glieder des Siebengestirns waren, kennen gelernt hatten. Damals war allerdings die Bekanntschaft eine sehr oberflächliche gewesen — der Leser wird sich erinnern, daß der alte Flink Boll's Nachbar war — nun aber stand von Dohnen in Geschäftsverbindung mit ihm und Zirik hatte sich so veranlaßt gesehen, den alten Herrn einzuladen. Nachdem noch einige andere Gäste bestimmt waren, meinte Frau Zirik:

„Wir können Tilbury bitten lassen."

In diesem Augenblicke klopfte Jemand an die Thür und Herr Zirik rief: „Herein!"

„Ja, das ist wahr!" sagte er dann, „wir könnten Tilbury einladen, ja, Tilbury!"

In demselben Moment war Jeanette eingetreten und erbleichte, als sie grade den Namen desjenigen aussprechen hörte, den sie anklagen sollte.

„Nun?" frug Zirik, „was ist Ihnen geschehen?"

Jeanette war sehr verlegen und es währte eine geraume Zeit, bevor sie Worte fand.

„Sie würden uns verpflichten, wenn Sie die Sache kurz machen wollten," sagte Frau Zirik und der Ton, mit welchem sie dies sagte, war so entmuthigend, daß Jeanetten abermals Thränen in die Augen traten. Zirik begann Mitleid mit ihr zu fühlen, er redete ihr freundlich zu und so gewann Jeanette nach und nach den Muth, ihm zu erzählen, daß ein alter Herr ihr und den Kindern bereits wiederholt begegnet sei, den Kindern Leckereien angeboten und sich ihr gegenüber zudringlich gezeigt habe. Zwar fand Herr Zirik die Sache nicht allzubedenklich, doch war er der Ansicht, man könne Herrn Rostan ersuchen, um dieselbe Zeit mit Karl im Wäldchen spazieren zu gehen, um Jeanette im Nothfall zur Seite zu sein, aber Frau Zirik fand dies aus vielen Gründen so durchaus unpassend, daß davon abgesehen wurde.

Herr Zirik hatte dann den Gedanken, sich an die Polizei zu wenden und verlangte von Jeanette, daß sie ihm die Persönlichkeit des Herrn beschreibe. Zögernd entschloß sich Jeanette, nachdem sie nochmals versichert hatte, daß die Zudringlichkeiten des alten Herrn ihr namentlich der Kinder wegen lästig seien, den Namen zu nennen.

Kaum aber hatte sie die Persönlichkeit beschrieben, als Zirik lachend ausrief: „Tilbury! Tilbury! Dachte ich es doch halb und halb!"

„Pfui, wie widerlich!" sagte Frau Zirik, dann aber besann sie sich rasch und meinte: „Wenn man die Sache ruhig betrachtet, so ist er immer freundlich gegen die Kinder gewesen und man kann nichts darin finden, wenn er Sie anredet."

„Nein," sagte Zirik, „aber in seiner Zudringlichkeit —"

„Nun ja," entgegnete seine Frau, „aber es kommt darauf an, was er denn eigentlich gethan und gesagt hat."

Jeanette erzählte mit einigen Worten, was bei der heutigen Begegnung mit dem Baron vorgefallen war. Zwar wollte Frau Zirik bezweifeln, daß der alte Herr die Goldstücke absichtlich in die Düte gelegt habe und sie meinte, es sei nun einmal seine Manier, Artigkeiten zu sagen, aber Herr Zirik sagte zu Jeanette:

„Beruhigen Sie sich, ich werde dafür sorgen, daß unser alter Freund Sie nicht mehr belästigt."

Jeanette verneigte und entfernte sich und darauf begann ein Gespräch zwischen den beiden Eheleuten, welches damit begann, daß Herr Zirik den Entschluß aussprach, dem Baron ein Briefchen zu schreiben, worin er ihn bitten wollte, sein Haus nicht mehr zu betreten, und welches damit schloß, daß Frau Zirik selbst die Sache in die Hand nahm und den Baron die folgenden Zeilen schrieb:

„Mein werther Baron!

Wie sind die Menschen heut' zu Tage bösartig! Denken Sie sich, daß ich soeben einen Besuch hatte, von Jemand, der sich gern über andere aufhält und der mir nun erzählte, daß Sie des Morgens im Wäldchen mit meinen Kindern schäkern und dabei deren Bonne nicht ganz zufrieden lassen. Ich gebe nichts auf solches Geschwätz, aber man kann nicht vorsichtig genug sein und darum dachte ich, es sei das Beste, wenn ich Sie sogleich benachrichtige, damit Sie Ihre Vorkehrungen treffen können. Sie werden meine Freiheit gewiß nicht übel deuten, und mir dies dadurch beweisen, daß Sie nächsten Freitag unsern Tisch mit Ihrer Gegenwart beehren.

In der Hoffnung, Sie jugendfrisch wie immer bei uns zu sehen, verbleibe ich Ihre ergebene Dienerin

Emilie Zirik, geb. Klimmerblatt."

Digitized by Google

Nachdem Frau Zirik darauf auch die übrigen Einladungen geschrieben hatte, übertrug sie Philipp die Besorgung derselben.

Der Baron beeilte sich ihr zu antworten und schrieb, daß es ihn nicht wundere, wenn man ihn bei ihr verleumde, denn Jedermann wisse, daß er nichts auf der Welt so hochschätze, als die Gunst der anbetungswürdigen Frau Zirik und alle Welt beneide ihn um das Wohlwollen, welches sie ihm zeige, darum sei es natürlich, daß man ihn zu verdrängen suche und sein unbefangenes Gespräch mit den Kindern, die er liebe, weil sie die ihrigen seien, schlimm auslege. Er sei bereit zu schwören, daß er nichts gethan, gesagt oder selbst gedacht habe, was der Ehrerbietung widerspreche, die er für Frau Zirik fühle. „Hätte man," so schloß der Brief, „mich beschuldigt, nicht, daß ich das Herz Ihrer Bonne, aber daß ich das Ihrige zu erobern wünschte, so würde die Beschuldigung keine Verleumdung, sondern die Wahrheit sein, darum wird auch kein Sterblicher glücklicher sein, als ich am nächsten Freitag, wo Sie mich zu sich befehlen und mir Gelegenheit geben, Ihnen zu sagen, daß es für mich keinen höhern Ehrentitel gibt, als zu sein Ihr ehrerbietiger Sclav Tilbury."

Ob der Baron einsah, auf welche Weise Frau Zirik Kenntniß von seinen Morgenspaziergängen erhalten hatte, oder ob Jeanettens Haltung ihn vor der Hand abschreckte, so viel ist sicher, er hielt sich vorerst zurück und obgleich er seine Absichten nicht aufgab, so ließ er doch die Warnung nicht unbeachtet.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Es waren bereits mehr als acht Tage seit dem Weggange Dortchens verstrichen und noch erschien kein neues Kindermädchen. Mehrmals hatte Jeanette bald bei Karoline, bald bei dem Hausmädchen gefragt, ob sie nichts darüber vernommen hätten; beide hatten verneinend geantwortet und es entstand in ihr eine düstere Vermuthung, daß das neue Kindermädchen nichts weiter als eine Mythe sei und daß Frau Zirik die Absicht habe, ihr stillschweigend die Verpflichtungen zu überlassen. Dies war, das fühlte sie, weder ehrlich noch offen gehandelt; es war ein Mißbrauch ihrer abhängigen Stellung, mit einem Worte, es war ein Vertrauensbruch.

Vor der Hand wollte Jeanette weder ihren Freunden in Hartenstein noch sonst Jemand Mittheilung davon machen, auch hatte sie gar keine Zeit zum Briefschreiben, denn Frau Zirik, die wahrscheinlich fürchtete, Jeanette möge zu viel Zeit behalten, hatte ihr eines Tages einen großen Korb mit Unterröcken und sonstigen Kleidungsstücken zugeschickt, damit sie dieselben nachsehe und ein wenig ausbessere. Sie war also auch bereits Näherin geworden und es würde sie kaum mehr verwundert haben, wenn man sie eines Tages aufgefordert hätte, einen Pudding oder ein Ragout zu machen, Hühner zu rupfen oder Kartoffeln zu schälen.

Es ist wahr, des Abends, wenn die Kinder zu Bett waren, hatte Karoline zuweilen die Freundlichkeit, Jeanette Gesellschaft zu leisten, aber dies war nicht immer angenehm und überdies schien es fast, als handle Karoline im Auftrage ihrer Gebieterin, welcher es darum zu thun war, Jeanette fortwährend überwachen zu lassen.

Uebrigens gab es noch Jemand, der die List der Frau Zirik genau durchschaute, und dies war Herr Rostan. Hatte Jeanette bereits bei der ersten Begegnung einen lebhaften Eindruck auf sein leicht erregtes Wesen hervorgebracht, so mußte er durch die thörichte Handlungsweise der Frau Zirik noch mehr gereizt werden. Zwar hatte er bis jetzt nur zuweilen Gelegenheit gehabt, ihr auf der Treppe zu begegnen und in Gegenwart eines der Kinder sie kühl zu grüßen, aber er war als echter Franzose fest überzeugt, daß er nur der Gelegenheit bedürfe, um die Zurückhaltung des jungen Mädchens durch seine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit zu besiegen. Zwar war zuweilen dieser oder jener Gedanke in ihm aufgetaucht, wie er sich durch ein Briefchen oder einen Blumenstrauß günstig bei dem Gegenstande seines Verlangens einführen könne, aber er hatte alle diese Pläne wieder verworfen, da sie ihm zu gefährlich und nicht wirksam genug schienen. An einem Donnerstag, den Tag vor dem, an welchem eben das besprochene Diner stattfinden sollte, kam Herr Rostan von einem Spaziergange nach Hause, nachdem er Karl bei einem seiner Bekannten gelassen hatte. Indem er die

Digitized by Google

Treppe hinaufging, hörte er, daß in einem Hinterzimmer Clavier gespielt und dazu gesungen wurde. Es war nicht das ungeübte Spiel eines Kindes, auch sangen Emilie und Johanne keine Meyerbeer'schen Arien, und überdies wußte er, daß alle drei Kinder mit ihrer Mutter ausgefahren waren, es konnte also niemand anders als Jeanette sein. Er schlich behutsam auf den Fußspitzen nach dem Zimmer und nachdem er sich vorsichtig umgesehen hatte, ob kein Dienstbote in der Nähe sei, drückte er leise die schon geöffnete Thür etwas weiter auf und trat hinein.

Es war wirklich Jeanette, welche heute, da die Kinder mit ihrer Mutter ausgefahren waren, und das Kinderzimmer gereinigt wurde, sich hierher geflüchtet, und nun einen Augenblick an das Piano gesetzt hatte, um nicht nur ihrer trüben Stimmung einen Ausweg zu verschaffen, sondern auch die Gelegenheit zu benutzen, sich zu üben. Sie sang grade die Gnadenarie aus Robert, und Herr Rostan hielt sich ganz ruhig, bis sie vorüber war, dann suchte er sie auf seine Anwesenheit aufmerksam zu machen, indem er hustete. So bescheiden auch diese Ankündigung war, erschrak Jeanette doch und konnte einen kleinen Schrei nicht unterdrücken. Sie blickte um und sah Herrn Rostan in ehrerbietiger Haltung an der Thür stehen.

„Ich glaubte mich allein," sagte sie.

„Ich würde unendlich bedauern, wenn ich Sie erschreckt hätte," entgegnete er, „aber wenn man eine Stimme hat, wie die Ihrige, kann man sie nicht unbemerkt hören lassen; man müßte alsdann in einer Wüste singen, wollte man allein bleiben."

„Ich dachte, Niemand sei zu Hause, und ich so gut als in einer Wüste," entgegnete sie.

„Ich war so eben nach Hause gekommen und ich glaube, daß meine große Musikliebhaberei mir als Entschuldigung dienen kann, wenn ich gewagt habe, hierher zu kommen. Sie sind doch nicht böse darüber," fragte er in demüthigem Tone, wie ein Kind, das um Entschuldigung bittet.

„Durchaus nicht," antwortete sie lächelnd, „und ich glaube, ich würde dasselbe gethan haben, denn wenn ich Musik höre, werde ich wie von unsichtbarer Gewalt angezogen. Sie sind gewiß auch musikalisch?" fragte sie ganz unbefangen.

„Ach nein," antwortete er, „das einzige Instrument, was ich in meinem Leben gespielt habe, ist die Drehorgel."

„Aber Sie singen wohl?"

Rostan war etwas überrascht über Jeanettens Ungezwungenheit ihm gegenüber; er hatte erwartet, sie entweder verlegen oder feindselig zu finden, und fand sie einfach und natürlich. Er sah ein, daß er seine Haltung verändern müsse, und erwiederte daher in scherzendem Tone: „Vielleicht wird es mir an Talent zum Singen nicht fehlen, aber es fehlen mir zwei Dinge, die durchaus nothwendig dabei sind, ich habe nämlich keine Stimme und kann nicht Takt halten; aber ich tröste mich damit, daß nicht alle Sänger und Künstler sein können, und daß es auch Zuhörer geben muß, und unter letzteren, glaube ich, fülle ich meinen Platz ganz tüchtig aus."

„Man muß sich also vor Ihnen in Acht nehmen?" sagte Jeanette, „denn Sie sind gewiß ein strenger Kritiker." Indem sie dies sagte, stand sie auf und schloß das Piano.

„Wie, Sie spielen nicht mehr?" fragte Herr Rostan.

„Ich muß gehen, um nachzusehen, ob mein Zimmer bereit ist," erwiederte Jeanette.

„Sollte meine Anwesenheit hier Sie vertreiben, so werde ich gehen," sagte Rostan, „aber wenn das Singen Ihnen Vergnügen macht, so begreife ich nicht, wie Sie so unbarmherzig sein können, um sich selbst ein unschuldiges Vergnügen und mir einen großen Genuß zu entziehen."

„O," sagte Jeanette, „wenn es weiter nichts ist, warum nicht, hören Sie nur gut zu und tadeln Sie, wenn ich Fehler mache."

Und nachdem sie das Piano wieder geöffnet hatte, spielte sie eine kurze Einleitung und sang dann ein heiteres französisches Liedchen.

„Allerliebst," sagte Rostan, „aber weiß Frau Zirik, daß Sie solche Talente besitzen?"

„Sie hat mich nie aufgefordert zu singen," antwortete Jeanette, „und überdies gehört es nicht zu meinen Obliegenheiten; sie weiß, daß ich die Kinder in den An-

Digitized by Google

fangsgründen unterrichten kann, und mehr verlangt sie nicht von mir."

„Ich weiß, daß sie viel von Ihnen verlangt, mehr, ja unendlich mehr, als sich gehört," versetzte Rostan.

„Ich beklage mich über nichts," entgegnete Jeanette sehr ernsthaft.

„Nein, das glaube ich wohl, dazu sind Sie zu muthig und zu großherzig, aber mir konnte es nicht verborgen bleiben. Sie, die den Ehrenplatz im Hause einnehmen sollte, Sie, die glänzen sollte in den höchsten Kreisen, Sie sind auf die Kinderstube verbannt und zu Dienstbotenarbeit verurtheilt."

„Mein Herr, entgegnete Jeanette, „so lange ich mich selbst nicht beklage, wünsche ich nicht, von andern bedauert zu werden."

„In diesem Fall aber werden Sie mir doch gestatten, Sie zu bewundern," erwiederte Rostan.

Jeanette sah ihn mit einem freimüthigen Blick an und entgegnete: „Ich habe so eben mit Ihnen gescherzt und Ihnen etwas vorgesungen, und damit bewiesen, daß ich gern mit Ihnen auf dem Fuße verkehre, der sich zwischen Hausgenossen geziemt, aber um Sie zu meinem Vertrauten, zu meinem Rathgeber zu machen, oder auch nur zuzugeben, daß Sie sich um meine besondern Angelegenheiten bekümmern, dazu werde ich mich nie veranlaßt sehen."

Rostan sah nicht wenig verwundert aus, als er diese Sprache vernahm; er fühlte sich gekränkt, in dieser Weise zurückgeschlagen zu sein, und er rief mit Betrübniß aus: „Aber das ist unrecht, das ist unbarmherzig, das habe ich nicht verdient."

Jeanette hatte nach dem Aussprechen der vorher erwähnten Worte sich nach einer leichten Kopfneigung zum Weggehen angeschickt. Der Ausruf Rostan's versöhnte sie einigermaßen, und als er fortfuhr: „Ich will nicht, daß Sie den Gedanken mit fortnehmen, als wäre ich zudringlich, denn es ist fern von mir, mich in Ihr Vertrauen einzuschleichen, und wären Sie nicht durch verleumderische Zungen gegen mich eingenommen, so würden Sie gewiß an der Aufrichtigkeit meiner Worte nicht zweifeln und nicht so gesprochen haben, wie Sie thaten," fühlte sich Jeanette von dem überzeugenden Ton seiner Sprache so sehr getroffen, daß sie einen Augenblick stehen blieb und vor sich niedersah. Sie sagte dann: „Ich gebe mich gern der Ueberzeugung hin, daß Sie es gut mit mir meinen, denn welche Gründe sollten Sie haben können, mir übel zu wollen? Glauben Sie denn auch Ihrerseits, daß ich eben so wenig die Absicht hatte, Ihnen etwas Kränkendes zu sagen; ich wollte Ihnen nur die Grenze andeuten, innerhalb welcher wir uns halten müssen; ich hatte keineswegs die Absicht, Sie zu beleidigen, und ich verlange nichts mehr, als gut Freund mit Ihnen zu bleiben." Indem sie dies sagte, reichte sie ihm die Hand hin. Rostan hatte ein Gefühl, welches er nie zuvor gekannt. Die natürliche Unschuld, die Ruhe und Selbstbeherrschung in Jeanettens Wesen überwältigten seine Klugheit, er ergriff ihre Hand in der Absicht, sie an seine Lippen zu drücken, aber er wagte es nicht. Dann ließ er ihre Hand los, verbeugte sich und stand allein.

Seine Gedanken waren noch eine lange Weile mit Jeanette beschäftigt, er fühlte es, daß Jeanette nicht zu den Frauen gehörte, wie er sie bis jetzt kennen gelernt hatte, und er kam sich selbst albern und lächerlich ihr gegenüber vor. Ohne Zweifel, sagte er zu sich selber, ist dies eine der Frauen, um die man anhalten oder vielmehr die man heirathen muß, um sich der geringsten Gunstbezeugung zu erfreuen, und in Wahrheit, wenn ich jemals den Gedanken fassen könnte, mich zu verheirathen, dann lieber mit ihr als mit jeder andern. Seit ich dies Mädchen gesehen, ist mir Emilie zuwider, und sie hat in der That alle Ursache, eifersüchtig zu sein. Verbindungen wie die unsern sind für keine der Parteien bindend, und sie darf nicht vergessen, daß sie mehr in meiner Macht ist, als ich in der ihrigen.

Nach diesen Ueberlegungen wollte er das Zimmer verlassen und öffnete die Thüre. In demselben Augenblick kam Karoline die Treppe herauf und sah ihn verwundert und spöttisch an. Er wußte nun, daß die geschwätzige Zofe sein Zusammensein mit Jeanette errathen habe, und dies ohne Zweifel ihrer Gebieterin hinterbringen werde, und trotz seiner tapferen Absichten verließ Georg Rostan mit besorgtem Gemüth und zögernden Schritten das Zimmer.

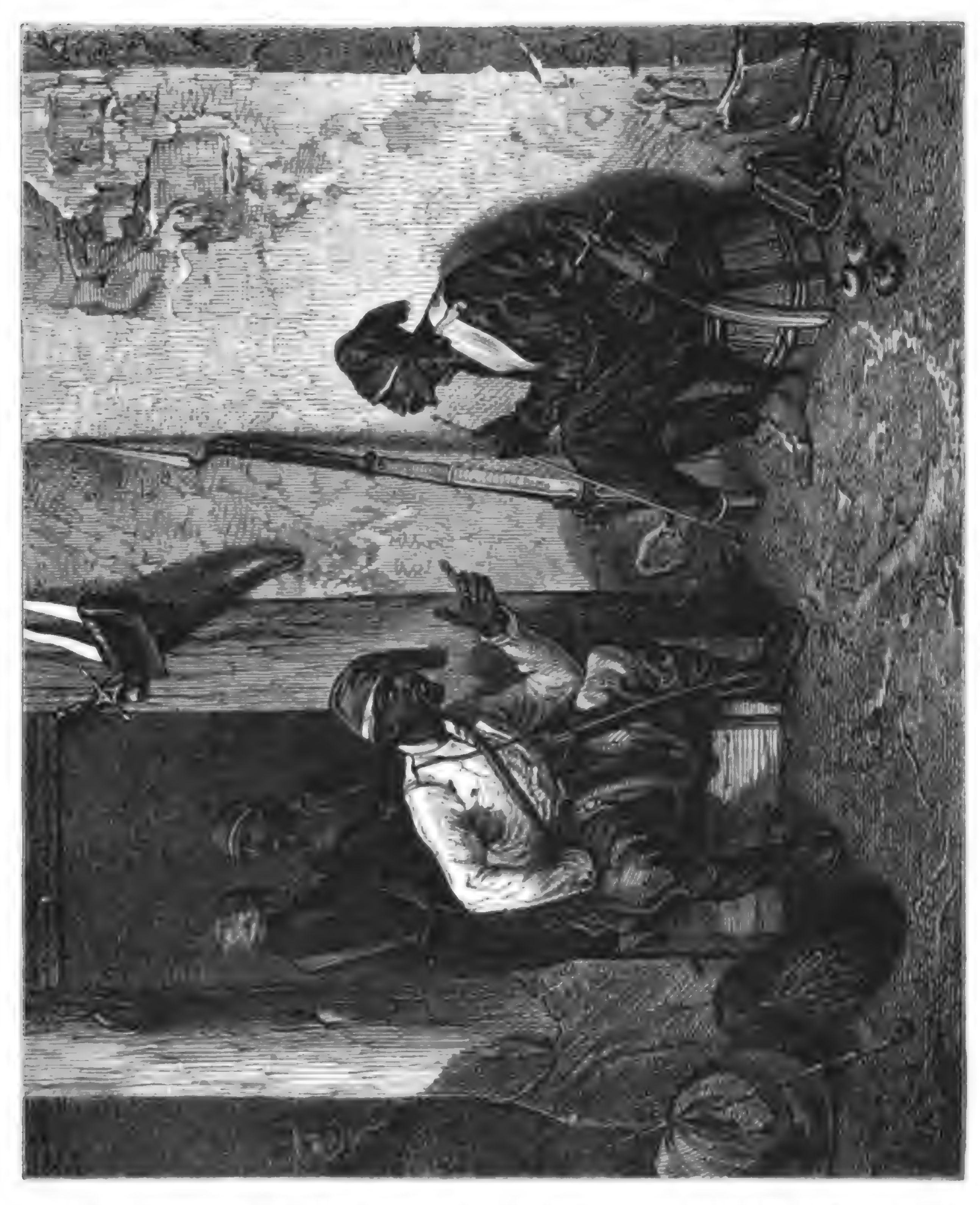
(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die französische Malerei

der neueren Zeit.

Die französische Malerei der neueren Zeit gibt das getreue Spiegelbild des gleichzeitigen politischen Lebens der Nation. Das Zeitalter Ludwig's XIV. ist in der Behandlung profaner, mythologischer wie religiöser Stoffe nicht zu verkennen. Die Madonnen, Engel und Heiligen wurden ebenso wie die alten Helden und Götter in den Typus der damaligen Zustände versetzt. An die Stelle ausdrucksvoller Empfindung trat theatralische elegante Bewegung; wallende Gewänder, schlank sich ausschwingende Beine, schwunghafte Geberden wurden allenthalben angebracht. Manche dieser Bilder sind in drei Stockwerke eingetheilt: in den unteren sieht man Einige aus der niederen, irgendwie duldenden oder gepeinigten Masse, im mittleren schon ein höhe-



Türkische Wache.

*) Geschichte der modernen französischen Malerei seit 1789. Von Dr. Julius Meyer. Erste Abtheilung. Leipzig, E. A. Seemann.

Digitized by Google

res Geschlecht von heiligen oder sonst bevorzugten Menschen mit aristokratischen Manieren und mehr süßlichem als frommem Blick zum oberen Stockwerk, zum geöffneten Himmel, aus dem die liebenswürdigsten Engel und Madonnen, die Crême des himmlischen Hofstaates, sich mit holder Gewährung herabneigen. So gibt das Ganze gleichsam ein Bild der damaligen Abstufung der Stände und ihres Verhältnisses zum Hofe. In die Vorstellung eines von leuchtenden Gestalten, Heiligen oder Göttern bevölkerten Himmels, dessen Bewohner ganz Schönheit, Lächeln, Liebe und Freude sind, sich zu versenken, war eine Lieblingsneigung jenes Zeitalters, denn in dieser Welt fand es sein Ideal, das Uebersinnliche war sinnlich geworden und das Sinnliche über die Noth und Pflichten der Wirklichkeit erhaben.

Die gewaltige Umwälzung, welche von der französischen Revolution ausgehend die Welt erfaßte, gab dem ganzen geistigen Leben der Menschheit ein anderes Ziel. Der Mensch richtet seinen Blick nicht mehr auf ein übernatürliches Reich, er nimmt mit allen Kräften von dieser Welt, als seiner eigentlichen Heimath, Besitz, bestimmt seine eigene Vorsehung und den Inhalt und Lauf seines Daseins. Die Mittel, durch welche die Menschheit zu dieser Klarheit über sich selbst und die Welt kommt, sind die Naturwissenschaft und das historische Verständniß, durch welches die Geschichte als Entwicklung begriffen und der Zusammenhang der neuen Welt mit der alten gefunden wird. Die Kunst findet in Lessing und Winkelmann ihre Apostel, indem diese sie als selbständige Welt des Schönen erkannten, die als eine ideale formvollendete Natur zugleich seelenvoller Ausdruck ist. Die Entwicklung der Kunst, ihre Geschichte, war der Schlüssel zum Verständniß ihres innersten Wesens und nachdem Kant den reinen Begriff des Schönen entdeckte und die Kunst einerseits als Product des Genies, andererseits als Erzeugung des Schönen bestimmte, errichtete er das Fundament der modernen Aesthetik und gab den Forschungen der Vorgänger wissenschaftliche Ergänzung. Ausgelebt hatte sich nun die manierirte und entartete Kunst des achtzehnten Jahrhunderts, ihr war Inhalt und Form mit einem Schlage genommen und die neue Richtung mußte alles auf selbständiger Basis aufbauen. Man folgte dem Fingerzeige des kritischen und historischen Verständnisses und wendete sich nach Winkelmann's Vorbilde der Antike zu. Gewissermaßen neu entdeckt befruchtete die antike Kunst die Bestrebungen der neuen Zeit, eine große, ernste, gehaltvolle Welt stieg aus ihren Trümmern auf und zeigte sich in vollendet klarer und bestimmter Form. Diese Umwälzung stürzte zugleich die Herrschaft des französischen Geistes in der Kunstwelt und wie durch Winkelmann und Lessing das Verständniß der Antike eröffnet wurde, so trat auch die Epoche der italienischen Blüthe der Malerei in größere Rechte und gewann mächtigen Einfluß. Der Einfluß der neu anerkannten altdeutschen Schule gehört einer späteren Zeit an. Wie uns scheint, hat Dr. Julius Meyer die Entwicklung der französischen Malerei nach der Revolution etwas zu hoch geschätzt. Es mag sein, daß das formale Element dort eine tüchtige Ausbildung erfuhr und die französische Kunst ihr Handwerk gründlich kennt, dagegen hat die deutsche Malerei dieser Epoche mehr innere Vorzüge und wendet sich der Entwicklung charaktervollen Ausdruckes zu. Bleiben wir jedoch bei der französischen Malerei.

Der Erste, welcher den Umschwung in der Kunst repräsentirt oder vielmehr vorher andeutet, ist David, der vor dem Ausbruch der Revolution namentlich durch Vorstellungen aus der römischen Geschichte seinen Ruf sicherte. Aber der Franzose verleugnet sich auch bei ihm nicht, indem er kleine und an sich bedeutungslose Nebendinge, wie Möbel, antike Geräthe und dergleichen mit so großer Vorliebe behandelt, daß oft die Nüchternheit dieser detaillirter Ausführung die Gesammtwirkung beeinträchtigt. Die Revolution fand in David einen leidenschaftlichen Vertreter republikanischer Ideen. Berühmt ist das Bild des ermordeten Marat, den Charlotte Corday in der Badewanne tödtete. Die treue Anhänglichkeit an Napoleon, den David durch seine Kunst vielfach verherrlichte, bewirkte seine Verbannung nach der Restauration. Sein Märtyrthum schien die Bewunderung der Mitwelt noch erhöht zu haben, der König von Preußen drang in ihn, die Direction der Kunstanstalten in Berlin zu übernehmen, aber er blieb in Brüssel, wo

Digitized by Google

sich eine kleine Schule um ihn bildete und er bis zu seinem Tode, auch von der belgischen Königsfamilie, geehrt wurde. So einseitig David's künstlerische Stellung ist, verdient er doch als Vermittler der neuen Epoche Anerkennung und ist außerdem durch den Gang seiner Entwicklung von geschichtlicher Bedeutung; seine Schule hat Männer wie Leopold Robert und Ingres, Gros und Gerard gebildet und der Ernst seines Strebens contrastirt gegen die Gehaltlosigkeit früherer Epochen. Gerard excellirte namentlich als Bildnißmaler, er war der auserwählte Porträtmaler der Familie Bonaparte und erstieg den Gipfel seines Ruhmes, als er 1805 das erste Bildniß des Kaisers, in großem prächtigem Stile ausführte. Sehr bekannt ist auch das Bild von ihm, wo der blinde Belisar seinen vom Schlangenbiß getödteten Knaben trägt. Unter den Meistern der Malerei des Kaiserreichs, die größtentheils David's Schüler sind, ragen namentlich Girodet, Gros und Guerin hervor. Von Gros sind die großen Bilder der napoleonischen Schlachten mit den vielen historischen Porträts sehr bekannt.

Nach dieser Periode kam die Malerei der Restauration, deren officielle Richtung die Geschmacksverirrung der Renaissance hervorrief. Die Verherrlichung des Kaiserreichs, welche der Kunst alle Hände voll zu thun gab, war zu Ende; alle Werke dieser Art, auch die von selbständigem künstlerischem Werthe, wie die Bilder von Gros, wurden von den Bourbonen aus den öffentlichen Sälen verwiesen, wenn sie nicht gar verbrannt wurden, und da man auch von der classischen Richtung, als Vorläufer der Revolution absehen mußte, so griff man in das Mittelalter zurück und es entstand die romantische Schule, die sich an die gleichen Bestrebungen in der deutschen Kunst anschließt. Man suchte hin und her; die Vergangenheit der Bourbonen bot historische Stoffe, die behaglichen Sitten des Hauses wurden künstlerisch glorificirt, ohne daß man ihnen die Würze des Humors zu geben verstand.

In Theodor Géricault brach sich endlich der Geist neuerer Weltanschauung wieder Bahn. Mit packender Gewalt stellt er die festen Züge der Lebenswahrheit hin. In seinem verwundeten Cürassier drückt sich das ganze Elend des russischen Feldzuges und der Schmerz des ruhmgekrönten, nun aber besiegten Soldaten aus. Unter schweren, von unheimlichem Schimmer kaum erhellten Wolken schleppt sich der verwundete Reiter fort, traurig und hoffnungslos, sein müdes Pferd am Zaume führend, Leiden und Ergebung gleich stark in den männlich schönen Zügen ausgeprägt. So zeigt dies Bild die ganze Schwere einer gebrochenen Existenz, welcher die Erhebung einer gefaßten Seele das Gleichgewicht hält. Auf Géricault wirkte denn auch der Zauber der italienischen Kunst und er drang bis zum Verständniß jener Auffassung durch, welche die Wirklichkeit in allen Richtungen zur Grundlage des künstlerischen Schaffens nimmt. Diese realistische Richtung war übrigens auch durch Horace Vernet bereits angestrebt. Abgeworfen war der Zwang der academischen Regel; kein Gesetz und kein Herkommen sollten mehr der individuellen Phantasie des Malers Gewalt anthun, nur nach der eigenen Auffassung stellte die geniale Seele die wirkliche Welt in künstlerischer Form dar. Eigenthümlich ist die Erscheinung, daß Géricault's Schule ihre Stoffe gern aus poetischen Meisterwerken entnahm, und auf diese Weise nach und nach in die Richtung der modernen, romantischen Schule einlenkte. Eugene Delacroix mit seinem Bilde Dante und Virgil in dem „von Phlegias geführten Nachen über den von den Zornmüthigen bewohnten Sumpf fahrend" charakterisirt diese Epoche zuerst in durchschlagender Weise. Die Poesien Victor Hugo's kennzeichnen dieselbe für die Literatur. Eine für sich dastehende Erscheinung, die den Romantikern nahe steht, aber doch sich von ihnen unterscheidet, ist Ary Scheffer, dessen Bilder Christus consolator und Christus remunerator eine sehr weite Verbreitung fanden, ebenso wie seine Gretchen- und Mignonbilder, die allerdings in Deutschland weniger ansprechen konnten, da Goethe's Geist nicht über ihnen waltete. Den Gegensatz der Auffassung Ary Scheffer's zu der Kaulbach's charakterisirt Müller folgendermaßen in Bezug auf den Kirchgang: „Die weiche empfindelnde Art Scheffer's werden wir bei Kaulbach nicht suchen; er hat vielmehr eine gewisse Schärfe, den pikanten Reiz einer gesuchteren Beziehung und einer der Empfindung die Würze des Geistreichen

Digitized by Google

heimischenden Reflexion. So hat Jener mit einfachem, an den Dichter gebundenem Sinn das aus der Kirche tretende Gretchen als anmuthiges, argloses Kind darzustellen gesucht, auf das Faust mit der Bewegung der erwachenden Liebe seine Blicke heftet. Bei Kaulbach hingegen schaut sich die Maid, eine bäurische Schönheit in eckig gebrochenem Gewand, dennoch mit moderner Geziertheit, in lüsterner, fast gewaltsamer Kopfwendung, etwa mit der Tournüre und den Manieren einer schlechten Schauspielerin nach dem Ritter um, der seinerseits mit dem verblüfften Gesicht eines noch linkischen Liebhabers unbeholfen dreinschaut." Man sieht aus dieser Stelle, daß der Geschichtschreiber der modernen französischen Malerei, indem er seinen Stoff mit Vorliebe behandelt, etwas schroff gegen die heimischen Erscheinungen auftritt, ein Umstand, der an mehreren Stellen seines Werkes zu Tage tritt. Der Maler der romantischen Empfindsamkeit, Ary Scheffer, wird allerdings manches weiche Gemüth entzücken, aber die realistische Kraft Kaulbach's ist bei allen Ausschreitungen doch höher zu stellen. Goethe's Frauen sind weder für den Einen noch für den Andern sehr dankbare Motive gewesen.

Im Gegensatz zu Ary Scheffer steht namentlich Decamps, den Meyer den Maler des coloristischen Reizes nennt. In ihm, so heißt es, gipfelt die eine Seite des romantischen Kunstprincips, daß in der Welt der Gegenstände kein Rangunterschied ist und vor dem Auge des Künstlers das Gemeinste wie das Höchste, das Alltägliche wie das Seltene dasselbe Recht, denselben Zauber der malerischen Erscheinung hat. Wir gestehen, es hat uns etwas befremdet, denselben Kritiker, der gegen den deutschen Kaulbach nicht streng genug auftreten kann, einem französischen Meister so sehr das Wort reden zu hören, daß er von ihm sagt, für den Künstler habe das Gemeinste wie das Höchste dasselbe Recht. Wenn das Gemeine so sehr den Geist nationaler Eigenthümlichkeit zeigt, wie dies bei vielen Bildern der alten Niederländer der Fall ist, so wird es charakteristisch; wo dies fehlt, dürfte das Urtheil etwas anders sein. Allerdings hat alles, was der Künstler sieht, denselben Zauber der malerischen Erscheinung, es ist aber eben des Künstlers höchste Aufgabe und der Maßstab seiner geistigen Begabung, daß er das wähle, was außer diesem Zauber der äußeren Wirkung auch inneren Werth hat. Schlimm genug, daß so viele Maler nichts weiter suchen als den coloristischen Reiz. Eines der Decamps'schen Bilder, bei dem man die Farbenwirkung selbst noch in der Holzschnittcopie herausfühlen kann, ist seine „Türkische Wache," die wir als Illustrationsprobe aus dem ersten Bande des Meyer'schen Werkes eingeschaltet haben.

Literarisches.

Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Von August Koberstein. Drei Bände. Vierte umgearbeitete Auflage. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Von dem vorliegenden, längst rühmlich anerkannten Werke ist nicht zu reden, ohne daß man seine Entstehungsart erwähnt. Es war anfangs ein Bändchen von wenigen Bogen, aber es trug damals schon den Keim in sich, das beste Compendium dieser Art zu werden. Nun liegt es in drei Bänden von großem Umfang vor, und die Erwartungen, welche man früher hegte, sind durch die Reichhaltigkeit, Sorgfalt und Gediegenheit des Inhalts bei Weitem übertroffen. Es ist dabei nur zu bedauern, daß der Verfasser die Vermehrung des Inhalts großentheils in Noten und Anmerkungen gegeben hat, so daß der eigentliche Text fast ganz verschwindet. Indem er allzu streng den Begriff eines Grundrisses festhielt, hat er die ursprüngliche, in ihrer Art vollkommene Anlage nicht umstoßen wollen und bei der Erweiterung des Werkes die Schätze seiner enormen Gelehrsamkeit nach allen Richtungen der Literaturgeschichte und Sprachwissenschaft hin in den Anmerkungen niedergelegt. Auf diese Art ist der Gebrauch des Werkes etwas erschwert, obgleich das sehr vollständige Register das Nachschlagen wieder erleichtert. Der Koberstein'sche Grundriß will eben, im Gegensatz zu anderen, schön geschriebenen und sich angenehm lesenden Literaturgeschichten, nichts weiter sein, als ein Wegweiser für Jeden, der sich mit dem Studium unserer Nationalliteratur beschäftigt und diese Aufgabe erfüllt er in einer so vorzüglichen Weise, daß wir stolz auf das Werk sein dürfen, bei welchem sich der Sammlerfleiß mit gründlicher Gelehrsamkeit vereinigte, um etwas zu schaffen, was einzig in seiner Art ist und bleiben wird.

Digitized by Google

Das atlantische Kabel,

seine Legung und seine Sprechweise.

Von

H. Schellen.

II.

Die drei ersten atlantischen Kabelexpeditionen bis zum Jahre 1865. — Die Auslegemaschine. — Der Great-Eastern. — Kabel für 1865.

Nachdem die telegraphische Verbindung zwischen der östlichsten Spitze Newfoundlands und dem Festlande Amerika's im Sommer 1856 hergestellt und inzwischen durch wiederholte Tiefemessungen ermittelt worden war, daß der Meeresboden zwischen Newfoundland und Irland ein für die Kabellegung ungemein günstiges Terrain darbiete, bildete Cyrus W. Field, behufs der telegraphischen Verbindung Europa's und Amerika's, eine neue Gesellschaft unter dem Namen „The Atlantic Telegraph Company“ und es gelang ihm, die Actien derselben im Betrage von 350,000 Pfund Sterling in kurzer Zeit unterzubringen.

Die grade Entfernung zwischen St. Johns auf Newfoundland und Valentia auf der Westküste Irlands (s. Art. I, Fig. 22) beträgt 1640 englische Meilen*) (356 deutsche Meilen); da es aber nicht möglich ist, mit dem Kabel auf der See diesen graden Cours einzuhalten, und um zur Ausfüllung der Unebenheiten des Meeresbodens einen genügenden Mehrbetrag an Kabel zu haben, gab man demselben eine Länge von 2500 englischen Meilen, und beauftragte die beiden Häuser Glaß und Elliot in Greenwich und Newall in Birkenhead zu gleichen Theilen mit der Anfertigung desselben.

Das Tiefseekabel von 1857 hat, wie Fig. 25 und 26 zeigen, einen aus sieben feinen Kupferdrähten zusammengewundenen Leitungsdraht (4) von zwei Millimeter Durchmesser. Derselbe ist mit drei Lagen Guttapercha (3) von zusammen zwei Millimeter in der Dicke überzogen, dann von einer Lage getheerten Hanfes (2) und endlich von achtzehn Eisendrahtlitzen (1) von je sieben Drähten und zwei Millimeter Durchmesser umgeben. Der äußere Durchmesser des Kabels beträgt hiernach ungefähr sechzehn Millimeter (circa $7^1/_3$ Linien preuß.). Es wiegt in der Luft 20 Centner englisch, in Wasser 13,4 Centner englisch per nautische Meile, und trägt $3^1/_2$ Tonnen oder nahe 70 Kilogramm auf einen Quadratcentimeter, was selbst für die höchsten zu passirenden Tiefen von 2400 Faden noch ein sehr günstiges Verhältniß gibt.

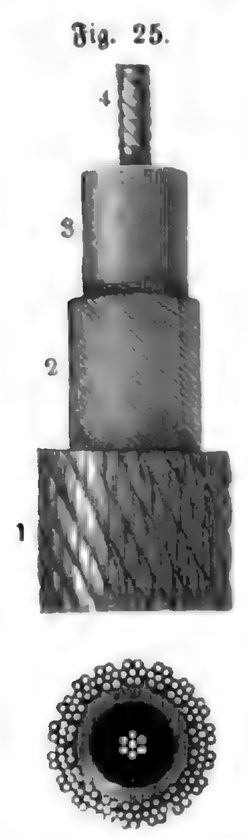
*) 1 fathom (Faden) = 5,82 preuß. Fuß = 5' 10'' circa; 1 knot (Knoten) = 1 nautical mile; 1 nautical mile (Seemeile) = 0,258 preuß. Meile; 1 statute mile (engl. Meile) = 0,217 deutsche Meile; 1 Pfd. engl. = 0,4536 Kilogr.; 1 Centner engl. = 50,803 Kilogr. = 101,6 Pfd. preuß.; 1 ton = 20 Ctn. engl. (à 112 Pfd.) = $2032^1/_{10}$ Pfd. preuß.

Digitized by Google

Für die beiden Küstenenden wurde dieselbe innere Kupferader auf eine Länge von dreißig Meilen gleich dem Tiefseekabel mit drei Lagen Guttapercha, dann mit zwei verschiedenen Hanflagen und endlich mit 12 sehr starken Eisendrähten von sieben Millimeter Durchmesser umgeben, wie Fig. 27 zeigt. In dem Maße aber, als sich dieses Uferkabel von der Küste entfernt und dem Seekabel nähert, verjüngt es sich allmälig bis zur Stärke des letztern.

Es ist schon hier zu bemerken, daß man die mit Guttapercha umpreßten Drähte nicht sorgfältig genug gegen die Wärme geschützt

Fig. 25.



Tiefseekabel v. J. 1857 u. 1858. (Natürliche Größe.)

hat und dadurch wenigstens ein Theil des Kabels vor seiner Legung den Keim zu seinem späteren Untergange in sich trug; nachweislich hatte die Sonnenwärme auf dem Quai zu Greenwich die Guttapercha auf eine Länge von mehreren Meilen erweicht und die Isolation derselben gänzlich zerstört. Stellenweise war der Kupferdraht sogar durch die Guttapercha gedrungen und überhaupt zeigte sich das Kabel, als man die schadhaften Stellen herausgeschnitten hatte, in einem mangelhaften elektrischen Zustande. Bei der Theilung der Umspinnungsarbeit unter die oben genannten zwei Fabricanten hat sich das sonderbare Versehen ergeben, daß in der einen Werkstatt das Kabel mit den Eisendrähten rechts, in der andern links umsponnen wurde, in Folge dessen an der Verbindungsstelle beider Hälften jedenfalls ein schwacher Punkt vorhanden war.

Als das Kabel gegen Ende Juni 1857 fertig war, wurden beide Hälften in die beiden größten Schiffe der englischen und der amerikanischen Marine, den Agamemnon und den Niagara verladen; im ersten

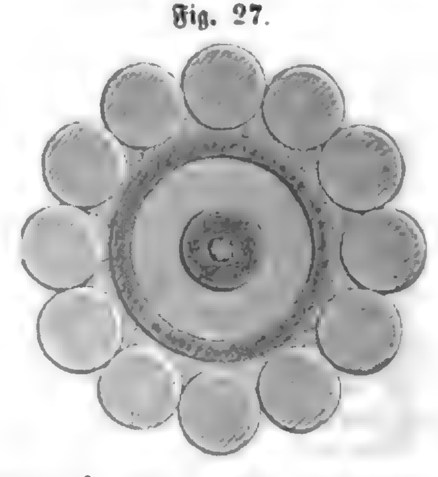
Fig. 26.

Tiefseekabel v. J. 1857 u. 1858. (Natürliche Größe.)

steren lag dasselbe zu einem einzigen Ringe von 45 Fuß Durchmesser und 12 Fuß Höhe aufgerollt, im Niagara bildete es fünf verschiedene Ringe von je 40 Fuß Durchmesser.

Das Einschiffen eines größeren Kabels ist eine Operation von großer Wichtigkeit

Fig. 27.



Küstenkabel v. J. 1857 u. 1858. (Natürliche Größe.)

und ist für den Erfolg des Auslegens von der allergrößten Bedeutung, da sich bei dieser letztern Operation das Kabel ununterbrochen und ohne die geringste Störung abwickeln muß. Eine kleine Nachlässigkeit bei der Anordnung der einzelnen Ringe kann beim Auslegen eine Schleifenbildung und damit den Bruch des Kabels zur Folge haben. Es wird vielfach behauptet, daß man bei diesem wichtigen Acte der Ein-

Digitized by Google

ladung des Kabels in den Niagara ziemlich sorglos verfahren sei und der mangelhafte Zustand desselben durch die Torsion, welche dasselbe beim Aufrollen zu erleiden hatte, noch vergrößert wurde. Alle diese Mängel wurden noch durch den Umstand erhöht, daß eine der fünf Kabellagen unmittelbar hinter der Schiffsmaschine und drei derselben vor dieser Maschine untergebracht waren und man nicht Bedacht darauf genommen hatte, die einzelnen Lagen gegen die Wärme, welche von dem Maschinenraum ausgestrahlt wurde, gehörig zu schützen.

Dem Agamemnon wurde der Dampfer „Leopard," dem Niagara die Dampffregatte „Susquehanna" zur Begleitung beigegeben; ein fünfter Dampfer, der „Cyclops," war dazu bestimmt, voraufzulaufen und den übrigen den Cours anzuzeigen.

Nach dem ursprünglichen Plan sollten die Schiffe in der Mitte des Oceans zusammenkommen, dort die Verbindung der beiden Kabelenden machen und dann die Kabellegung gleichzeitig nach beiden Seiten hin ausführen. Erst vierzehn Tage vor dem Auslaufen der Schiffe änderte man diesen Plan und entschied, daß beide Schiffe mit den Kabelhälften zugleich und zusammen von Irland abfahren, der Niagara von der irischen Küste an mit der Kabellegung beginnen, dann in der Mitte des Oceans der Agamemnon seine Kabelhälfte anschließen und die Legung bis Newfoundland fortsetzen sollte.

Der Zeitpunkt war für die Operation des Auslegens vortrefflich gewählt, da nach Maury's Erfahrungen im Monat August fast nie stürmisches Wetter auf dem Atlantischen Ocean in der dortigen Breite eintritt und auch von schwimmenden Eisbergen um diese Zeit nichts zu befürchten ist.

Die Maschine, welche zum Auslegen des Kabels bestimmt war, flößte nicht viel Vertrauen ein; sie war schwerfällig und complicirt und ihre Handhabung mühsam. Wenn man bedenkt, sagt Delamarche, daß diese Maschine dazu dienen soll, ein so leichtes und biegsames Kabel, dem man eine möglichst freie Bewegung gestatten muß, zu führen und zu schützen, so kann man sich nicht bei dem Gedanken beruhigen, daß zwei von Natur so verschiedenartige Wesen sich vertragen sollen. Der Eindruck, den ich beim ersten Anblick hatte, war so stark, daß ich sofort an den Marineminister schrieb, daß ich gar kein Vertrauen in die Operation setze und daß das Kabel wahrscheinlich nach drei- oder vierhundert Meilen reißen würde. Leider ist es so gekommen; bevor wir jedoch den weiteren Verlauf des Auslegens selbst verfolgen, müssen wir einige Worte über die Umstände, welche auf die Spannung des Kabels von Einfluß sind, und über die Mittel, diese Spannung zu reguliren, vorausschicken.

Es leuchtet auf den ersten Blick ein, daß ein Kabel von noch so großer Länge, wenn es in horizontaler Lage niedergelassen werden könnte, gar keine Spannung in der Richtung seiner Länge auszuhalten hätte, daß dagegen das vertical von einem Schiffe herabhängende Kabel einen Zug gleich seinem ganzen Gewichte im Wasser erleidet, woraus folgt, daß die Spannung des Kabels, welches von einem mit einer gewissen Geschwindigkeit sich bewegenden Schiffe abläuft und im Wasser eine Neigung zwischen der horizontalen und verticalen Richtung einnimmt, von der Größe dieser Neigung und der verticalen Linie vom Schiffe bis zum Meeresboden, d. h. von der Tiefe, in welche es versinkt, abhängt. Es folgt hieraus weiter, daß die Spannung mit der Tiefe zunimmt und zugleich auch größer wird, wenn das Kabel vom Schiffe rascher abläuft, als es sich auf dem Boden des Meeres niederlegen kann und seine Lage im Wasser keine grade Linie mehr bildet.

Wenn daher das Meer während der Versenkung durchaus ruhig wäre und sonst kein Hinderniß dem Abrollen des Kabels entgegenstieße, so würde die Legung desselben stets ohne Schwierigkeiten und mit günstigem Erfolge vor sich gehen, vorausgesetzt, daß seine Tragfähigkeit nach der höchsten zu passirenden Tiefe richtig bemessen und seine Einschiffung mit Sorgfalt ausgeführt wäre. Aber man muß darauf gefaßt sein, daß das Meer unruhig und bewegt sei — bei einem Sturme ist das Kabellegen unmöglich — und daß dann durch die Schwankungen des Schiffes und seinen unregelmäßigen Lauf größere Spannungen und sogar gefährliche Rucke und Stöße im Kabel vorkommen. Auch würde ein vom Schiffe frei ablaufendes Kabel seinen Lauf immer mehr beschleunigen und es müßte unter solchen Umständen, da die Geschwindigkeit des Schiffes nicht in dem-

selben Maße beschleunigt werden kann, nach kurzer Zeit viel mehr Kabel ablaufen, als zur Belegung der Linie nöthig wäre.

Aus diesen Gründen darf man das Kabel beim Versenken in das Meer nicht sich selbst überlassen, man muß es vielmehr durch eine Maschine gehen lassen, welche es gestattet, die Spannung und das Ablaufen des Kabels in bestimmten Grenzen nach Belieben zu reguliren. Das Wesentlichste dieser Maschine, die Auslegemaschine genannt, besteht, wie wir sogleich näher sehen werden, aus einer starken Bremsvorrichtung und einem Dynamometer, welches in jedem Augenblick die Spannung des Kabels anzeigt; sie hat in allen Fällen zu bewirken, daß durch Regulirung des auf die Bremse wirkenden Druckes die Spannung des Kabels in der nächsten Nähe des Schiffes nicht größer werde, als die bekannte Spannung, welche das Kabel nach Maßgabe seiner absoluten Festigkeit höchstens ertragen kann.

Wenn man alle auf das Einsinken eines Kabels im Wasser Bezug habenden Verhältnisse berücksichtigt, unter der Annahme, daß das Schiff, von welchem dasselbe abläuft, sich gleichmäßig fortbewegt und das Wasser einen erheblichen Widerstand dem Einsinken entgegensetzt, so kommt man zu dem Resultat, daß, wenn die Bremse in dem Kabel eine beständige Spannung hervorruft gleich dem Gewichte, welches es bei verticalem Herabhängen im Wasser haben würde, die Linie des Einsinkens eine grade Linie ist; das Kabel läuft dann mit einer Geschwindigkeit gleich der des Schiffes ab und legt sich auf den Meeresboden ohne Spannung nieder.

Wenn die Geschwindigkeit des Schiffes ab-, oder das Ablaufen des Kabels zunimmt, so beschreibt letzteres im Wasser eine nach unten convex gestaltete krumme Linie; wenn dagegen die Geschwindigkeit des Schiffes zunimmt, oder das Ablaufen des Kabels langsamer erfolgt, so ist die Kabellinie im Wasser eine nach unten concav geformte Curve. Wenn das Kabel mit einer größeren Geschwindigkeit sich bewegt, als das Schiff, so entsteht ein größerer oder geringerer Verlust an Kabel, indem es sich in Schlangenwindungen oder in Ringen auf den Meeresboden niederlegt; im andern Falle aber behält es auf dem Meeresboden eine größere oder geringere Spannung. Beides ist zu vermeiden; das Kabel soll auf dem Grunde des Meeres sich der graden Linie möglichst annähern und doch keine Spannung in seinem Innern erleiden. Man ersieht hieraus, daß es unerläßlich ist, während des Versenkens des Kabels stets die Spannung zu kennen, welche in Folge des im Wasser hängenden Kabelgewichtes auf den obersten Theil des Kabels unmittelbar vor oder hinter der Ablaufrolle ausgeübt wird, und daß man fortwährend bestrebt sein muß, durch Einwirken auf die das Kabel haltenden Bremsen das richtige Verhältniß zwischen der Geschwindigkeit des Kabels und der des Schiffes zu erhalten. Bei wechselnden Tiefen muß man den Druck der Bremsen vermindern oder vergrößern, damit die Spannung stets gleich dem Gewichte des senkrecht herabhängenden Kabels im Wasser sei; wenn die Bremse richtig gehandhabt wird, muß der Winkel, den das Kabel mit dem Wasser bildet, bei gleicher Geschwindigkeit des Schiffes stets derselbe bleiben, und das Kabel beschreibt dann bei fortschreitender Legung im Wasser eine Reihe von graden parallelen Linien. Wenn die Tiefe und damit das Gewicht des im Wasser hängenden Kabels zunimmt, muß die Bremse angezogen werden, um der Beschleunigung im Ablaufen entgegenzuwirken; wenn im Gegentheil die Tiefe abnimmt, muß auch die Bremse gelüftet werden, um das Ablaufen des Kabels zu befördern. Von der Richtigkeit des Manövrirens mit der Abwicklungsmaschine und dem ununterbrochenen und sorgfältigsten Beobachten der drei Hauptfactoren, der Geschwindigkeit des Schiffes und des Kabels, der Spannung im letzteren und des Neigungswinkels der Einsenkungslinie ist der Erfolg des ganzen Unternehmens abhängig.

Wir beschreiben nunmehr, um ein Verständniß des Folgenden gewinnen zu können, eine solche Auslegemaschine, und zwar der größeren Einfachheit wegen diejenige, welche für die zweite atlantische Kabelexpedition im Jahre 1858 von Everett construirt wurde; die Maschinen des Jahres 1857, 1865 und 1866 sind im Princip und in der äußeren Anordnung von der des Jahres 1858 nicht wesentlich verschieden.

Die Fig. 28 und 29 zeigen den verticalen Durchschnitt und den Grundriß der Maschine. Dieselbe besteht aus zwei Ab-

Digitized by Google

theilungen, den Bremsscheiben HHHH mit den Kabelrollen A, B und dem Dynamometer G. Von dem innern Schiffsraume, in welchem das Kabel aufgerollt liegt, kommt dasselbe über mehrere Leitrollen bei C hervor, geht durch ein Führungsrohr D und durch eine tiefe Rille der Rolle L zu der Bremse.

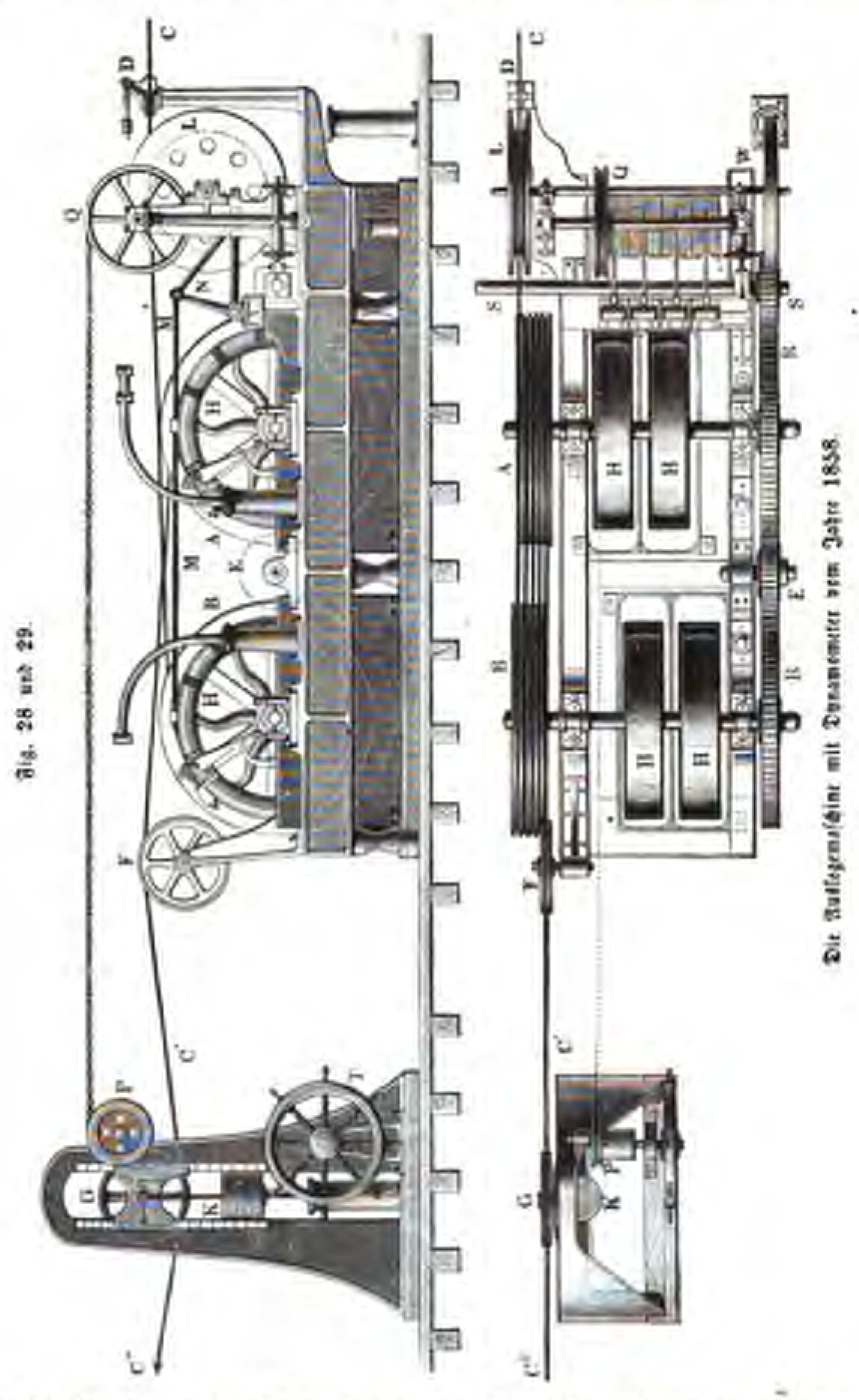


Fig. 28 und 29.

Die Auslegemaschine mit Dynamometer vom Jahre 1858.

Die Bremse besteht, wie es Fig. 29 deutlich zeigt, aus zwei großen Rädern A und B, von denen ein jedes auf dem Umfange mit vier tiefen Rillen versehen ist; durch die äußeren Bogen dieser Furchen geht das Kabel abwechselnd von dem einen Rade zu dem andern; in Fig. 30 ist ein solches Rad abgebildet. Wie Fig. 29 zeigt, tritt

das Kabel bei der ersten oberen Furche des Rades A in die Bremse und verläßt dieselbe bei der letzten oberen Furche des Rades B, um über die Leitrolle F zum Dynamometer G zu gehen.

Auf den verlängerten Achsen der Räder A und B sitzen zu je zwei vier Tommeln H, gegen dessen Umfänge man vermittelst vier Stangen M, M' die vier Bremsringe gleichzeitig anpressen kann; die Stangen M, M' selbst werden durch vier Winkelhebel N auf eine noch näher zu bezeichnende Weise in Bewegung gesetzt.

Die beiden Achsen der Trommeln H tragen außerdem noch Zahnräder R, R, welche durch ein gemeinschaftliches Getriebe E in Verbindung stehen, um die beiden Räder

Fig. 30.

Ein V-Rad mit 4 Rillen. (1858.)

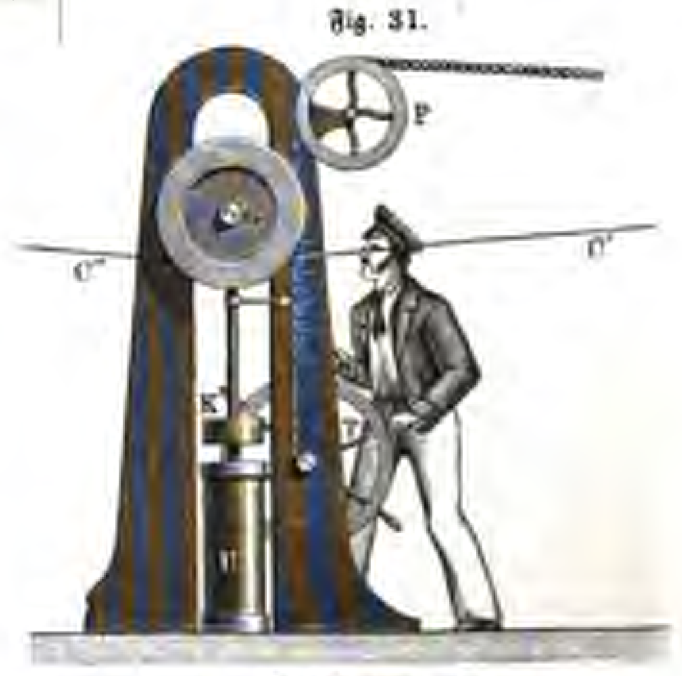
A und B in einer durchaus gleichmäßigen Bewegung zu erhalten.

Von der Gleitrolle F gelangt das Kabel zu dem Dynamometer. Dieser wichtige Theil der Maschinerie besteht aus einer Rolle G, deren Achse in einem starken Metallstück O liegt, welches zwischen zwei gegenüberstehenden Stahlbacken (Coulisse) mit der Rolle und dem daran hängenden schweren Gewichte K auf- und absteigen kann.

Das Kabel C' C'' geht unter dieser Rolle G durch und geht, bevor es die letzte zum Meere führende Rolle passirt, noch über eine andere Rolle F' (in der Figur nicht sichtbar), welche in gleicher Höhe mit F jenseits des Dynamometers steht, sodaß die Rolle G in der Mitte zwischen diesen beiden Rollen F und F' auf dem Kabel aufliegt.

Die Fig. 31 zeigt das Dynamometer in etwas größerem Maßstabe und die Art und Weise, wie es behufs der Regulirung der Spannung gehandhabt wird. Es ist leicht einzusehen, daß, wenn das Kabel C' C'' gar keine Spannung hat und lose hängt, das schwere Gewicht K mittelst der Druckrolle G das Kabelstück C' C'' tief durchbiegt, sodaß seine beiden Hälften bei G einen ziemlich spitzen Winkel bilden. Je größer nun die Spannung in dem Kabel ist, desto weniger tief wird die belastete Rolle das Kabelstück C' C'' herabzudrücken vermögen und desto stumpfer ist der Winkel, den die Kabelstücke bei G mit einander bilden. Umgekehrt kann man daher auch

Fig. 31.



Das Dynamometer.

schließen, daß, je höher die Rolle G aufsteigt, desto größer auch die Spannung im Kabel ist, und je tiefer sie an der Coulisse herabsinkt, desto geringer diese Spannung ist. Durch vorgängige Versuche unter Anhängung bekannter Gewichte kann man nun leicht bestimmen, welche Kabelspannungen den verschiedenen Steighöhen der Rolle G entsprechen; wenn man dann die gefundenen Zahlen am Rande der Coulisse aufträgt und die Rolle oder ihren Gewichtträger mit einem Zeiger versieht, welcher über diese Zahlen gleitet, so kann man jederzeit aus dem Stande dieses Zeigers ohne weiteres die Spannung erkennen, welche im Kabel herrscht. Die ganze Einrichtung gleicht den bekannten Federwagen, nur mit dem Unterschiede, daß bei diesen einem tiefern Stand des Zeigers ein größeres Ge-

Digitized by Google

wicht, bei dem Kabeldynamometer aber dem tieferen Stande des Zeigers eine kleinere Spannung entspricht. Die Scala war bei dem Kabel von 1858 von 1200 bis 3600 Pfund eingetheilt.

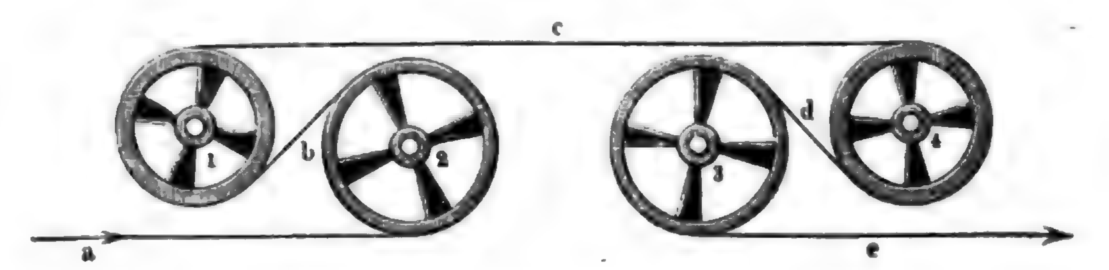
Je nach dem Grade der im Kabel herrschenden Spannung muß, wie wir vorhin gesehen haben, mehr oder minder auf die Bremsen eingewirkt werden; es muß daher das Dynamometer, welches die Kabelspannung zu erkennen gibt, mit den Bremsringen in einer nahen Verbindung stehen. Zu diesem Zwecke ist hinter dem Dynamometer ein Steuerrad T angebracht, mit welchem der die Kabelspannung unausgesetzt beobachtende Arbeiter vermittelst einer Kette auf eine Rolle P und damit weiter auf die bei den Bremsen befindliche Rolle Q einwirken kann. Letztere Rolle wirkt aber auf die Winkelhebel N ein, an welchen die Zugstangen M′ der Bremsringe befestigt sind. Diese vier Winkelhebel N werden im Gleichgewichte gehalten durch Gewichte, welche die Achse der Rolle Q, je nach der Richtung, in welcher sie gedreht wird, hebt oder niederläßt; dadurch aber werden die Zugstangen M, M′ nach rechts oder links geschoben und dem entsprechend die Bremsringe gegen ihre Trommeln angepreßt oder davon losgelöst.

Der mit der Handhabung der Bremsen beauftragte Arbeiter steht also am Dynamometer, das Steuerrad T in der Hand, und beobachtet unausgesetzt an der Scala die Spannung des Kabels; je nach Erfordern dreht er das Steuer rechts oder links und zieht damit die Bremsringe mehr oder weniger an.

Die Verlängerung der Stange, welche am Dynamometer das Gewicht K trägt, endigt in einen Kolben, der in einem mit Wasser gefüllten Cylinder U hinabreicht. Derselbe hat zum Zweck, durch den Widerstand, den seine Bewegung im Wasser findet, etwaige Stöße des Kabels, welche aus mancherlei Ursachen, z. B. aus einer plötzlichen Aenderung der Spannung in Folge zu starker Schiffsschwankungen entstehen können, unschädlich zu machen. Zu gleichem Zwecke ist auch eine Pumpe unter die Gewichte der Rolle Q angebracht, um zu verhüten, daß eine zu schnelle Drehung dieser Rolle oder die Bewegung des Schiffs eine zu plötzliche Einwirkung auf die Bremsringe ausübe.

Die vier Trommeln H tauchen zur Hälfte in ein mit Wasser angefülltes Reservoir, um ihre Erhitzung während der andauernden Reibung beim Bremsen zu verhüten. Außerdem ist die Maschine noch mit Speisepumpen, Wasserleitungen und einem Zählwerk versehen, welches die Länge des vom Schiffe ablaufenden Kabels anzeigt.

Fig. 32.



Die Kabelrollen der Auslegemaschine vom Jahre 1857.

Um die Auslegemaschine zugleich als Aufwindemaschine benutzen zu können, muß die Einrichtung getroffen werden, daß sich alle ihre Theile in entgegengesetzter Richtung bewegen lassen. Es geschieht dieses durch eine starke Achse SS, welche durch eine besondere Dampfmaschine W in Rotation versetzt werden kann. Geschieht dieses, so drehen sich zunächst die Zahnräder R und damit zugleich die Rollen A, B in einer Richtung, welche der Bewegung beim Auslegen des Kabels entgegengesetzt ist. Es kann daher mit dieser Einrichtung, wenn die Maschine W und die übrigen Maschinentheile überhaupt die erforderliche Kraft und Stärke haben, ein bereits versenktes Kabel wieder in das Schiff aufgeholt werden.

Die Auslegemaschine, welche bei der ersten Kabellegung im August 1857 zur Anwendung kam, hatte vier hintereinander stehende, am Umfange stark ausgekehlte Rollen von fünf Fuß Durchmesser und fünf Zoll Dicke, über welche sich, wie Fig. 32 zeigt, das Kabel abcde in Form

einer doppelten 8 auf- und nieder abwickelte; aus dem Schiffsraum ging nämlich dasselbe zuerst zu der Rolle 2, dann zu 1, zu 4 und über 3 weiter zu dem Dynamometer, von wo es zu einer auf dem Hintertheil des Schiffs befestigten Rolle lief, um über dieselbe in's Wasser zu fallen. Außerdem waren noch zwei große Rollen mit fünf Rinnen von nahe $6^1/_2$ Fuß Durchmesser und einem Fuß Dicke in Verbindung mit Zahnrädern und Bremsscheiben vorhanden, welche hauptsächlich dazu bestimmt waren, das Kabel nöthigenfalls wieder aufzuwinden.

Nachdem alle Vorbereitungen für die Abfahrt getroffen waren, kamen die oben genannten Kabelschiffe mit ihren Hilfsschiffen und dem „Cyclops" in Queenstown zusammen und fuhren am 3. August nach Valentia an der Westküste Irlands ab. Wegen der großen Menge Eisens, welches das Kabel umhüllt und das im Laufe der Auslegung an Lage, wie an Quantität bedeutenden Aenderungen unterworfen ist, ist der Schiffscompas nicht ausschließlich der Einwirkung des Erdmagnetismus unterworfen und kann daher im Laufe der Expedition keine richtigen Angaben machen; aus diesem Grunde bedürfen die mit dem Kabel beladenen Schiffe eines besondern, den Cours anzeigenden Führers; es diente dazu der „Cyclops," der ein paar Tage früher abfuhr, um das Terrain in der Nähe der Küste bei Valentia nochmals zu untersuchen.

Am 5. August 1857 begann man nach einigen nicht glücklichen Vorversuchen mit der Legung des in Fig. 27 abgebildeten Küstenkabels, welches durch das Schiff „Willing-Mind" und zwei Schaluppen glücklich an's Land gebracht wurde. Am 6. August früh fing der „Niagara" an, das Küstenkabel abzuwickeln; allein es zeigte sich bald, daß es wegen seiner Dicke kaum auf den vier Rollen in Form der doppelten 8 erhalten werden konnte. Nachdem eine Meile davon abgewickelt worden war, glitt es von den Rollen ab, verwickelte sich in die Achsen und riß in sechzig Fuß Entfernung vom Schiffe ab. Nachdem es wieder aufgefischt und zusammengespließt war, kam man bald an die Stelle, wo das Tiefseekabel mit dem Küstenkabel vereinigt war. Aber aller Vorsicht ungeachtet riß das Kabel in dem Augenblick, wo die Verbindungsstelle die dritte Rolle passirte, kurz ab. Man hatte einen solchen Unfall erwartet und daher ein Seil um das Küstenkabel geschlungen, um es im Falle eines Bruches am Schiffe fest zu halten; die Bruchenden wurden daher in kurzer Zeit wieder vereinigt und nun das Kabel mit der Hand in's Meer befördert. Erst als auf diese Weise das Küstenkabel gelegt war und das Tiefseekabel den Meeresboden erreicht hatte, legte man dasselbe wieder in Form der 8 auf die vier Räder und es verlief der 8. August ohne weiteren Unfall. Bis zum 10. August hatte man nur geringe Wassertiefen von 90 bis 400 Faden zu passiren, während am 10. die Tiefe sehr rasch von 550 bis 1750 Faden (3190 bis 10,150 preuß. Fuß) zunahm. Bis dahin hatte ein Druck von sieben Centner an der Bremse genügt, um dem Kabel dieselbe Geschwindigkeit zu erhalten, die das Schiff hatte — fünf Knoten per Stunde — jetzt aber mußte der Druck auf fünfzehn Centner erhöht werden, wobei das Kabel noch mit $5^1/_2$ Knoten ablief; des Mittags stieg die Tiefe auf 2000 Faden, das Dynamometer zeigte etwas mehr als eine Tonne (20 Centner) Spannung und man mußte dem entsprechend die Bremse noch stärker anziehen; das Schiff machte fünf, das Kabel sechs Knoten. Um sechs Uhr Abends, als der Wind heftiger wurde, glitt das Kabel von der dritten Rolle ab, sprang von einer Rinne zur andern und stand still. Das Schiff wurde angehalten und ein Seil um das senkrecht vom Schiff herabhängende Kabel geschlungen; allein es erfolgte kein Bruch und das Kabel wurde auf den Rollen wieder in Ordnung gebracht. Um neun Uhr Abends glitt dasselbe auf der vierten Rolle ab, allein ebenfalls ohne weiteren Unfall; man war inzwischen genöthigt gewesen, den Druck der Bremse auf fünfunddreißig Centner zu steigern und ermäßigte damit die Geschwindigkeit des Kabels auf fünf Knoten.

Schon um neun Uhr Abends hatte alle telegraphische Verbindung des Schiffes durch das Kabel mit dem Lande gänzlich aufgehört; auf alle telegraphischen Anfragen nach Valentia hin kam keine Antwort; um $11^1/_2$ Uhr jedoch erschienen wieder einzelne Zeichen, jedoch nicht stark genug, um daraus eine Depesche zu bilden. Gegen drei Uhr Morgens zeigte das Dynamometer eine

sehr große Spannung im Kabel und obgleich die Geschwindigkeit des Schiffes so stark vermindert wurde, daß es drei, das Kabel dagegen fünf Knoten zurücklegte, riß dasselbe um 3 Uhr 50 Minuten des 11. August mit einem kurzen Ruck 120 Fuß unter dem Wasserspiegel ab. Das Dynamometer zeigte 35 Centner Spannung; das Schiff befand sich unter 52 Grad 28 Minuten nördlicher Breite und 17 Grad 20 Minuten westlicher Länge, 274 Meilen vom Lande; die Tiefe betrug daselbst 2050 Faden, die Länge des ausgelegten Kabels 334 Meilen.

Am Bord des Niagara befanden sich überhaupt 1093 Meilen Kabel, es blieben daher noch 759 Meilen übrig, welche mit den 1088 Meilen des Agamemnon zusammen 1847 Meilen ausmachten. Von Valentia bis Newfoundland sind aber 1640 Meilen, und der Ueberschuß von 207 Meilen Kabel reichte lange nicht hin, um die Linie zu belegen; es blieb daher nichts übrig, als nach England zurückzukehren. Bevor dieses geschah, wurden mehrere Versuche gemacht, um ein ausgelegtes Kabel, welches fast eine halbe Meile auf dem Grunde lag, fortzuschleppen und es zu zerreißen; das Kabel zeigte eine solche Festigkeit, daß es durch kein auf das absichtliche Zerreißen gerichtetes Manöver des Schiffs zerbrach; man konnte nicht anders zum Ziele kommen, als daß man es mit einem Beile kappte. Ebenso wurde ein Versuch gemacht, das Kabel des Agamemnon mit dem des Niagara zusammen zu spließen und dasselbe gleichzeitig nach entgegengesetzten Richtungen hin auszulegen; das Kabel erreichte ganz unversehrt den Grund, zerriß aber am Bord des Agamemnon, nachdem beide Schiffe eine Zeit lang ohne Unfall ausgelegt hatten.

Schon im Juli des folgenden Jahres 1858 wurde die zweite Expedition mit denselben Schiffen ausgerüstet. Man hatte die in dem vorigen Jahre gemachten Erfahrungen wohl beachtet und namentlich die Auslegemaschine besser und in der Art construirt, wie es in den Figuren 28 und 29 näher beschrieben ist.

Das Küsten- und das Tiefseekabel behielten dieselbe Construction und das Einschiffen des letzteren geschah mit besonderer Sorgfalt. Die Figur 33 zeigt den verticalen Durchschnitt des Niagara mit sechs verschiedenen Kabelringen. Das Kabel kam über eine Reihe von Leitrollen vom

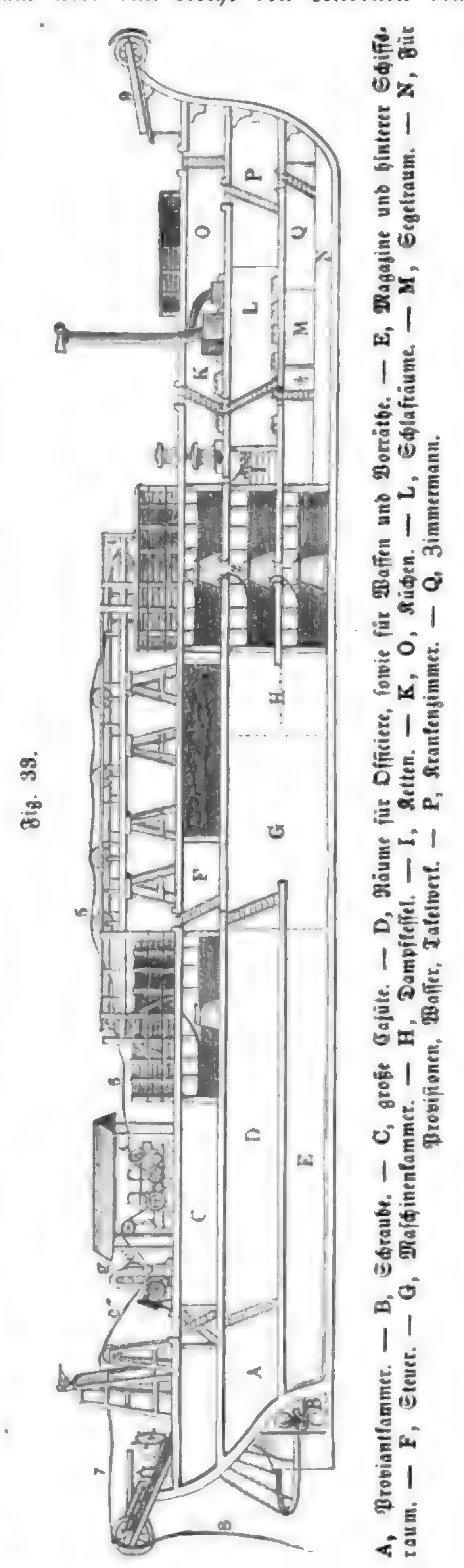


Fig. 33.

A, Proviantkammer. — B, Schraube. — C, große Cajüte. — D, Räume für Officiere, sowie für Waffen und Vorräthe. — E, Magazine und hinterer Schiffsraum. — F, Steuer. — G, Maschinenkammer. — H, Dampfkessel. — I, Ketten. — K, O, Küchen. — L, Schlafräume. — M, Segelraum. — N, Für Provisionen, Wasser, Tafelwerk. — P, Krankenzimmer. — Q, Zimmermann.

Vordertheile, wo vier Ringe übereinander lagen, in der Richtung 4, 5, 6 bei c in die

Digitized by Google

auf dem Deck stehende Auslegemaschine, passirte zwischen c' und c'' das Dynamometer g, und lief in der Richtung 7, 8 über die sehr stark construirte und gegen das Abgleiten des Kabels wohl verwahrte letzte Rolle in das Meer ab. Um eine Verwickelung des Kabels bei bewegter See und schwankendem Schiffe in die Schiffsschraube zu verhüten, war letztere mit einer starken Eisencrinoline umgeben; das Vordertheil war ebenfalls mit einer Rolle 9 versehen, um im Nothfalle auch diesen Theil des Schiffes bei der Operation des Wiederaufwindens verwenden zu können.

Bei der Expedition von 1857 waren die auf die Versendung von telegraphischen Signalen bezüglichen Anordnungen sehr mangelhaft; der erste Physiker der Compagnie, Professor Whitehouse, war am Lande geblieben und an Bord der Schiffe befanden sich so schlechte Apparate, daß man nicht nur damit keine Versuche über die Leitungsfähigkeit des Kupferdrahtes und die Isolation der Guttapercha machen, sondern vom 10. August an, als die Entfernung größer wurde, auch keine verständlichen Zeichen nach dem Lande hin geben konnte. Im März und April 1858 construirte Professor Thomson ein neues und ungemein empfindliches Instrument, welches seitdem auch bis auf den heutigen Tag unter dem Namen des Spiegelgalvanometers und des Marinegalvanometers nicht bloß angewandt wird, um alle auf die Güte eines größeren Kabels Bezug habenden Proben auszuführen, sondern auch für das atlantische Kabel als Sprechinstrument dient, um damit die Depeschen zwischen Europa und Amerika zu versenden.

Wir werden das Thomson'sche Galvanometer später ausführlich beschreiben und führen daher hier nur an, daß es im Wesentlichen sich von den im ersten Artikel bereits beschriebenen Galvanometern nur dadurch unterscheidet, daß es ungemein empfindlich ist, die Magnetnadel selbst bei den schwächsten galvanischen Strömen noch abgelenkt wird, und daß auch die kleinste Nadelablenkung durch Spiegelung eines Lichtstrahles dem Auge bedeutend vergrößert dargestellt wird. Beide Schiffe, der Niagara und der Agamemnon, wurden mit diesen neuen Instrumenten ausgerüstet.

Das Geschwader langte nach dreitägigen Versuchen am 3. Juni zu Plymouth an und steuerte, wie es verabredet war, am 10. Juni nach der Mitte des Oceans auf den unter 52 Gr. 2 Min. nördlicher Breite und 33 Grad 18 Minuten westlicher Länge gelegenen Punkt zu, um diesesmal die Kabellegung gleichzeitig von der Mitte des Oceans aus nach beiden Seiten hin auszuführen. Am 25. Juni fanden sich sämmtliche Schiffe auf dem Rendezvousplatze ein und spließten die beiden Kabelhälften zusammen. Es begann nunmehr die Operation des Auslegens, aber nach kurzer Zeit riß das Kabel am Bord des Niagara. Man ging auf den Rendezvousplatz zurück, spließte von neuem die Kabel zusammen und fuhr wieder auseinander. Als aber gegen 290 englische Meilen Kabel ausgelegt worden waren, ereignete sich ein ähnlicher Unfall auf dem Agamemnon. Die telegraphische Verbindung zwischen beiden Schiffen zeigte sich vollständig unterbrochen und es wußte anfangs keines derselben, ob überhaupt das Kabel gerissen sei und wo. Alle Versuche, die Leitung wieder herzustellen, waren vergebens, und so entschloß man sich, nach Queenstown zurückzukehren. Der Niagara machte indessen noch eine Probe auf die Festigkeit des Kabels. Die Auslegemaschine wurde auf $1^1/_2$ Stunden stillgestellt und der Niagara hing während dieser Zeit in einem kräftigen Winde am Kabel. Ein Druck über vier Tonnen (achtzig Centner) wurde auf die Bremsen ausgeübt und es schien unmöglich, das Kabel zu zerreißen. Am 12. Juli kam der Agamemnon wieder in Queenstown an; so endete die zweite atlantische Kabelexpedition.

Die Unternehmer ließen jedoch den Muth nicht sinken, um so weniger, als die Versuche über die Festigkeit des Kabels, und mehr noch die telegraphischen Depeschen, welche ununterbrochen zwischen beiden Schiffen durch die ganze Länge des Kabels zur vollen Zufriedenheit ausgewechselt worden waren, die Möglichkeit des Gelingens in das klarste Licht gestellt hatten. Sie beschlossen, auszuharren und schon am 17. Juli steuerte das Geschwader von neuem von Queenstown nach der Mitte des Oceans, um einen dritten Versuch zu machen. Am 29. Juli wurde der Spließ gemacht und die Schiffe gingen auseinander, der Nia-

Digitized by Google

gara nach Amerika, der Agamemnon nach Europa.

Auch diesesmal geschah die Legung nicht ohne Schwierigkeiten und Unfälle mancherlei Art. Schon am ersten Tage, Abends sechs Uhr, schwamm ein ungeheurer Walfisch grade auf das Kabel des Agamemnon los; aber er streifte dasselbe bloß an der Stelle, wo es in's Wasser tauchte, ohne ihm Schaden zuzufügen. Um acht Uhr entdeckte man mit Entsetzen einen Fehler im Kabel an einer Stelle, die in zwanzig Minuten über Bord gehen mußte. Da man das Kabel ohne Gefahr des Zerreißens nicht anhalten durfte, gab man sich daran, die fehlerhafte Stelle auszubessern; allein als man damit eben fertig geworden war, meldete der Elektriker, Professor Thomson, daß die Leitungsfähigkeit des Kabels vollständig unterbrochen, die Isolation aber gut sei. Natürlich kam man auf die Vermuthung, daß das fehlerhafte Stück den Strom unterbrochen habe und schnitt es heraus; jetzt aber zeigte das Galvanometer, daß der Fehler nur fünfzig englische Meilen vom Endpunkte des Schiffes entfernt sei und das abgeschnittene Stück in wenigen Minuten über Bord laufen werde. Man hielt das Schiff an und bremste das Kabel so stark als möglich. Das ganze Schiffspersonal war in Aufregung, denn aller Anstrengungen ungeachtet konnte man in so kurzer Zeit keine vollkommene Löthstelle anfertigen; es blieb endlich doch nur übrig, das Kabel ganz anzuhalten und die Löthstelle zu vollenden. Glücklicherweise riß dasselbe nicht und man ließ es, nachdem die Enden zusammengespließt waren, wieder langsam ablaufen. Leider wollte noch immer kein Strom durch dasselbe gehen und schon dachte man daran, die ganze Operation verloren zu geben und das Kabel zu kappen, als plötzlich das Galvanometer wieder Ausschlag gab und die Signale des Niagara mit völliger Bestimmtheit ankamen. Nach einer Fahrt von sieben und einem halben Tage, am 4. August um Mitternacht, kamen dem Agamemnon die Leuchtfeuer der irischen Küste zu Gesicht und am 5. Morgens wurde das Uferende, unter dem Donner der Geschütze glücklich an's Land gebracht. Noch an demselben Tage telegraphirte der Niagara, daß auch er in der **Trinitybay** zu Newfoundland angekommen und das Kabelende in das dort befindliche Telegraphenhaus (S. 656) glücklich eingeführt sei.

So war also diesesmal das große Unternehmen, durch welches beide Welttheile telegraphisch verbunden wurden, von Erfolg gekrönt. Die Freude über das Gelingen des mühevollen Werkes war in Europa und Amerika eine allgemeine und wurde namentlich in den größeren Städten Amerika's auf das glänzendste gefeiert. **Cyrus Field**, der fortwährend mit der obersten Leitung des Ganzen beauftragt gewesen war, erhielt von allen Seiten die dankbarste Anerkennung und ihm zu Ehren wurde die in einer sehr wilden und rauhen Küstengegend gelegene Station für alle Zukunft die „Cyrusstation" genannt.

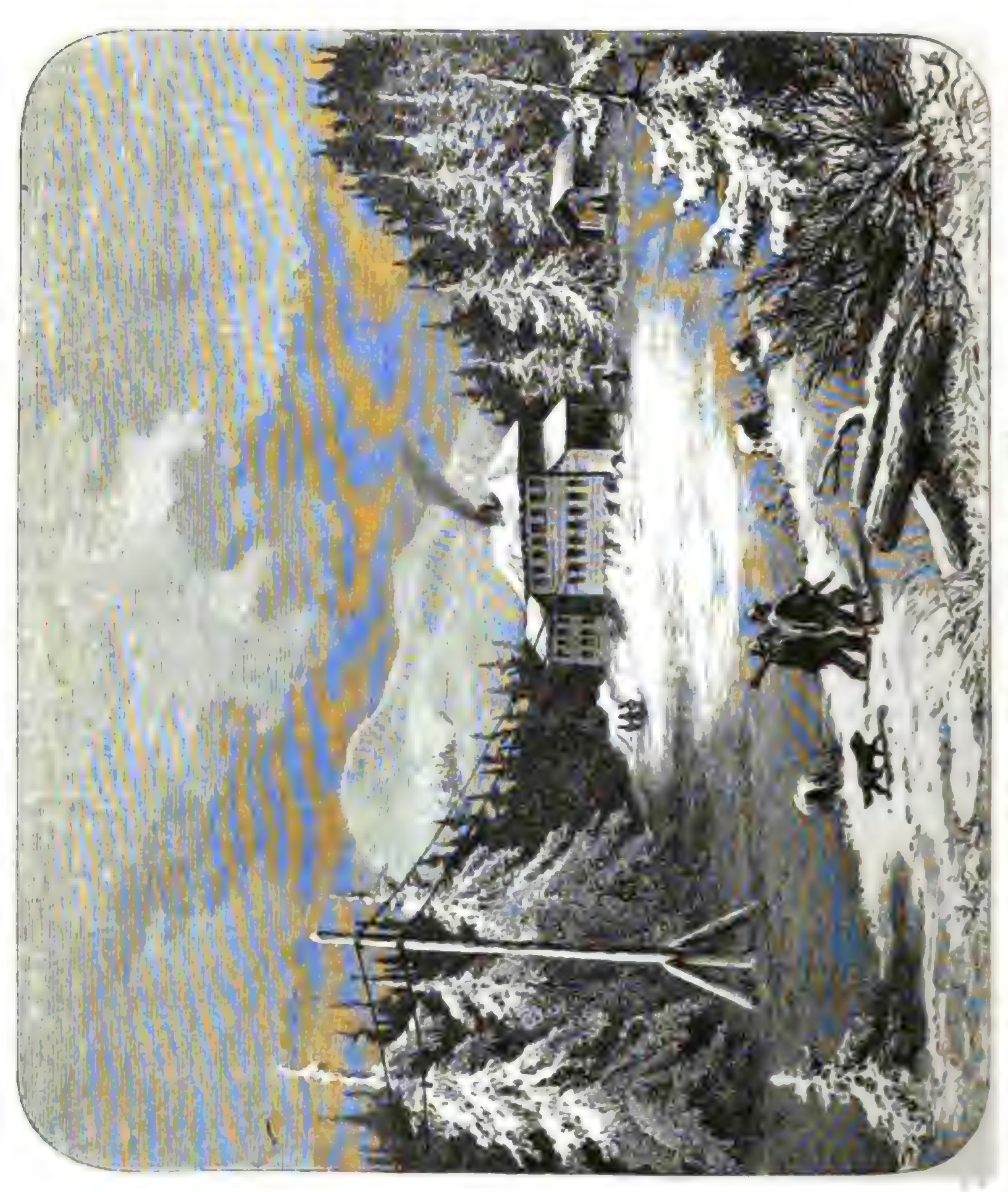
Leider sollte die Freude nicht lange dauern. Nachdem die beiden Depeschen der Königin Victoria von England an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, **James Buchanan**, und von diesem an die Königin ausgewechselt und im Ganzen etwa vierhundert sonstige, meist kleinere Privatdepeschen versandt worden waren, versagte das Kabel, dessen elektrischer Zustand überhaupt sich stets mangelhaft erwiesen hatte, vom 3. September ab seinen Dienst. Alle Versuche, dasselbe wieder brauchbar zu machen, wurden angestellt, aber vergebens; nur so viel ergab sich, daß der Hauptfehler sich ungefähr dreihundert Meilen von Valentia befand und daß der kupferne Leitungsdraht nicht gänzlich zerrissen, die Continuität also nicht vollständig unterbrochen war. Einige wenige Worte konnten noch mit Hilfe des höchst empfindlichen Spiegelgalvanometers am 20. October telegraphirt werden, dann schwieg das Kabel für immer.

Die Gründe, warum die Wirkung des Kabels, welches in den ersten Tagen nach erfolgter Legung den elektrischen Strom fortzupflanzen vermochte, nach und nach abnahm und dann ganz aufhörte, sind vielfach und nach den verschiedensten Richtungen hin discutirt worden, ja, es erhoben sich Stimmen in der Presse, welche die Leiter des Unternehmens des Verrathes anschuldigten und behaupteten, das Kabel sei gelegt worden, obgleich man dessen Unbrauchbarkeit im voraus gekannt habe, um dasselbe gewissermaßen aus der Welt zu schaffen und einem neuen gewinnbringenden Unternehmen Platz zu machen; auch

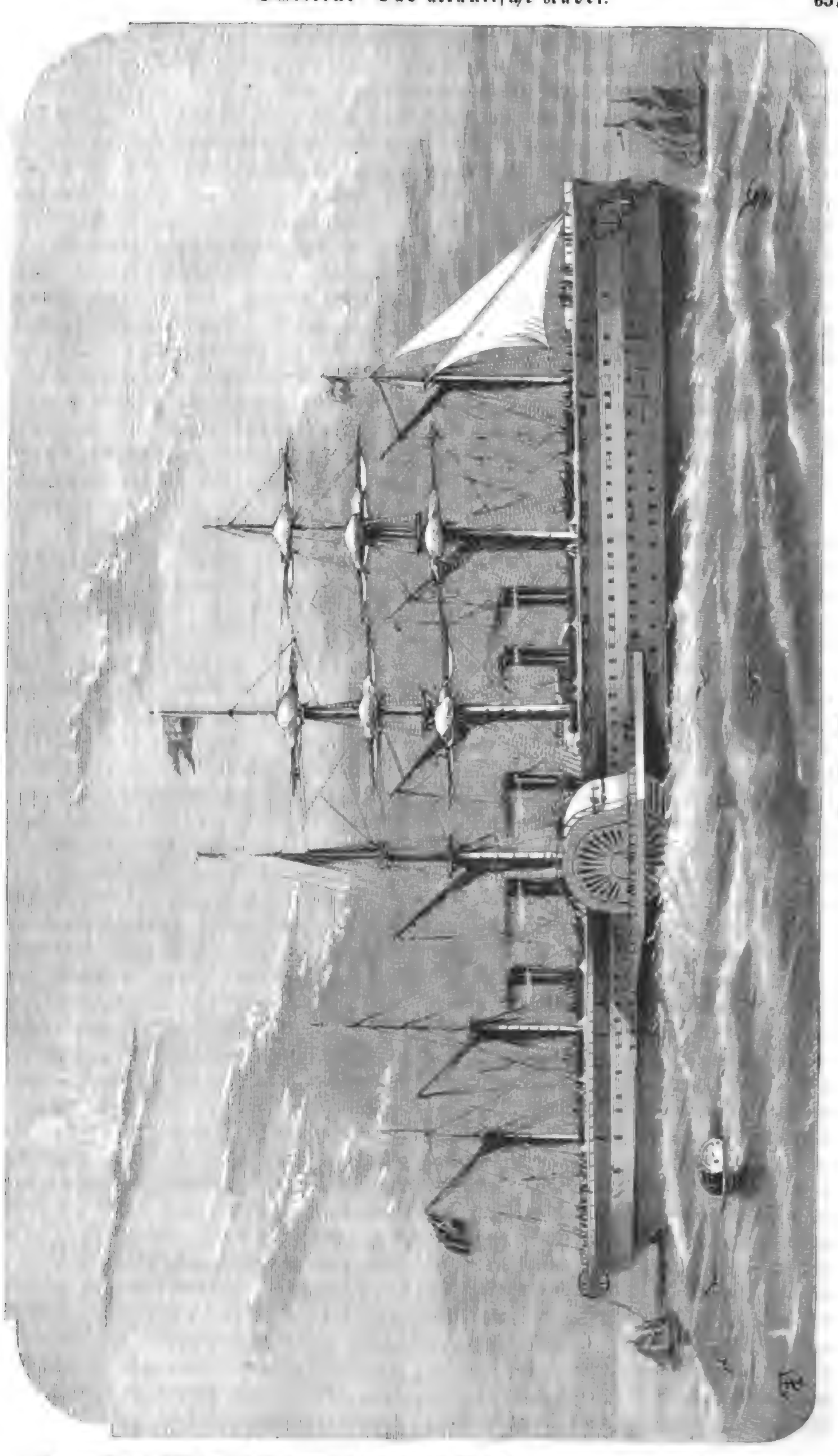
Digitized by Google

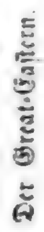
seien die sämmtlichen Depeschen, welche das Kabel angeblich vermittelt habe, fingirt; dasselbe sei gleich anfangs nicht im Stande gewesen, einen signalfähigen Strom durch seine ganze Länge hindurchzulassen.

Wenn die letzteren Behauptungen ganz gewiß unwahr sind und der Ruf derjenigen Männer, welche an der Spitze des Unternehmens standen, über allem Zweifel erhaben ist, so ist es aber eben so gewiß, daß das Kabel sich bereits vor seiner Legung, was seine Festigkeit angeht, in einem guten, bezüglich seiner elektrischen Eigenschaften aber in einem mangelhaften Zustand befand. Ein großer Theil des Kabels von 1857 kam zur Verwendung, und dieser besaß eine schlechte Isolation. Während seiner Construction hatte man keine nennenswerthen Proben über seine Leitungsfähigkeit und seine Isolation vorgenommen, und nach der Expedition von 1857 ließ man es mehrere Monate lang trocken liegen. Nun aber ist es bekannt, wie schnell sich die Guttapercha an der Luft verändert und brüchig wird; es wurden auch vor der Legung im Jahre 1858 einige Reparaturen daran vorgenommen, aber dieselben waren nicht durchgreifend und selbst die Löthstellen wurden nicht mit der gehörigen Sorgfalt behandelt. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß das



Telegraphenhaus in der Trinity-Bai. (1858.)




Der Great-Eastern.

Digitized by Google

Kabel, nachdem es in das Wasser versenkt war, bedeutende Stromverluste zeigte, die daher rührten, daß das Wasser durch die feinen Risse der Guttapercha bis zu dem Leitungsdrahte durchdrang und eine Menge von Nebenschließungen bildete, auf denen der elektrische Strom zum größten Theil abfloß. Der Metalldraht mußte sich dabei schnell oxydiren und unter dem Einflusse der positiven und negativen Ströme, welche man bei den elektrischen Operationen anwandte, um so schneller zerstört werden, als man dazu überging, in dem Maße, wie die Stromwirkungen schwächer wurden, immer stärkere Ströme anzuwenden. Nachdem man wiederholt auch an anderen Kabeln die Erfahrung gemacht hat, daß starke elektrische Ströme dem Kabel gefährlich werden und gegenwärtig der Betrieb der submarinen Telegraphie durch möglichst schwache Ströme unterhalten wird, wundern wir uns heute, daß die telegraphische Verbindung der beiden das Kabel auslegenden Schiffe durch zwei sogenannte Sandbatterien unterhalten wurde, welche aus 240 Paaren Zink- und Kupferplatten von vierzehn Quadratzoll Oberfläche bestanden, die in verdünnte und gegen das Verschütten mit Sägemehl angemachte Schwefelsäure eingesetzt waren. Unter dem Einflusse eines Stromes von so bedeutender Spannung, wie ihn eine solche Batterie liefert, mußte das Kabel an jeder Stelle, wo auch nur eine Spur von Wasser den Kupferdraht berührte, in kurzer Zeit zerstört werden.

Das Unternehmen von 1858 war also ebenfalls mißglückt, aber es hatte doch die Gesellschaft um eine Reihe wichtiger und trostreicher Erfahrungen reicher gemacht. Es hatte bewiesen, daß der Ocean in den Monaten Juli und August der Legung eines Kabels keine unüberwindlichen Hindernisse entgegensetze; daß die zur Verbindung der beiden Erdtheile gewählte Linie zwischen Valentia und Newfoundland in jeder Beziehung eine vortheilhafte sei; daß die auf dieser Linie vorhandenen Tiefen keine unüberwindlichen Schwierigkeiten weder für die Auslegemaschine, noch in Bezug auf die Tragfähigkeit eines Kabels darbieten, und endlich, daß bei einer guten Isolation der Strom die ganze Länge des Kabels in einer Stärke durchlaufen könne, die hinreichend ist, um damit verständliche Signale zu geben.

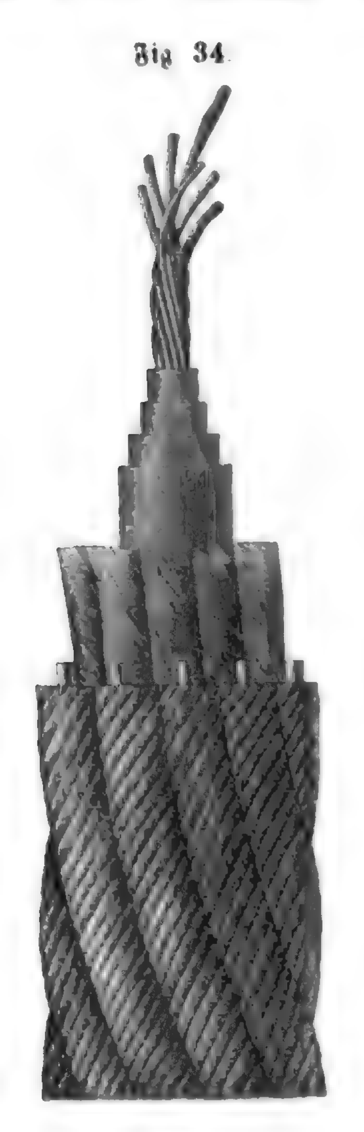
Weit entfernt daher, den Muth sinken zu lassen, stellten die Directoren der Gesellschaft schon gegen Ende September 1858 an das Ministerium Derby den Antrag auf Garantieleistung eines neuen Actiencapitals von 600,000 Pfund Sterling. Der Antrag stützte sich hauptsächlich auf den Umstand, daß die englische Regierung während des indischen Aufstandes sich veranlaßt sah, die in Canada stationirten Truppen zurückzurufen. Als aber kurz darauf die indischen Angelegenheiten sich so gestalteten, daß die Translocirung der Truppen aus Canada unnöthig war, mußte schleunigst Contreordre dorthin gegeben werden, und diese erfolgte mittelst einer Depesche durch das noch wirksame atlantische Kabel. Hätte das Kabel damals der Regierung nicht zur Verfügung gestanden, so wären die Truppen in Amerika eingeschifft worden, bevor die Contreordre sie erreicht hätte; die Regierung ersparte auf diese Weise durch das Kabel eine Summe von 40- bis 50,000 Pfund Sterling.

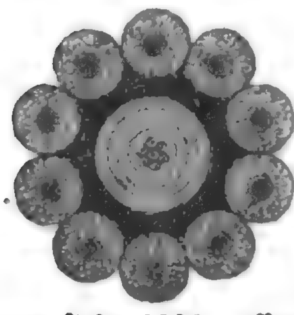
Die englische Regierung lehnte gleichwohl den gestellten Antrag ab, genehmigte jedoch schließlich eine Garantieleistung von acht Procent der genannten 600,000 Pfund Sterling auf fünfundzwanzig Jahre unter der Bedingung, daß binnen dieser Frist das Kabel gelegt sein müsse. Anfangs zeigte sich das Publicum für das neue Unternehmen theilnahmlos und kalt, und im Januar 1860 waren erst 72,000 Pfund Sterling, hauptsächlich durch die Beamten der Compagnie, gezeichnet. Es mochte nicht wenig der Umstand hierzu beitragen, daß nach den wiederholten mißlungenen Versuchen, ein Kabel in ununterbrochener Linie zwischen Amerika und Europa auszulegen, eine Reihe von anderen Vorschlägen auftauchten und insbesondere das Project eines Ueberlandtelegraphen des Amerikaners Collins großen Beifall fand. Indessen nahmen die Actienzeichnungen für ein neues atlantisches Kabel, wenn auch langsam, doch immer mehr zu, so daß sechs Jahre nach dem letzten verunglückten Versuche, im Anfange des Jahres 1864 die gezeichnete Summe 285,000 Pfund Sterling betrug und die Gesellschaft den Beschluß faßte, die Vorbereitungen zu der Anfertigung eines neuen Kabels zu treffen. In Folge eines öffentlichen Ausschreibens um Einreichung von Probekabeln wurde eine

Digitized by Google

große Zahl von Kabelstücken der verschiedensten Construction eingereicht, von der wissenschaftlichen Commission jedoch ein von Glaß, Elliot und Comp. vorgelegtes Probestück einstimmig als das beste erklärt und dieses Haus daher mit der Anfertigung eines neuen Kabels beauftragt. In Folge

Fig 34.





Tiefseekabel vom Jahre 1865. (Natürliche Größe.)

der Bestimmung, daß alles bei der Construction des Kabels zu verwendende Material der Commission zur sorgfältigen Prüfung vorgelegt werden müsse, wurden über 120 verschiedene Kabelstücke angefertigt und nach allen Theilen einer strengen Prüfung unterzogen; die Commission entschied sich dann für das bereits früher ausgewählte Kabel als dasjenige, welches nach dem damaligen Stande der Wissenschaft für Tiefseekabel das geeignetste sei.

Das Haus Glaß, Elliot und Comp. vereinigte sich nun mit der Guttapercha-Compagnie unter der noch jetzt bestehenden Firma: „Telegraph Construction and Maintenance Company," mit einem Actiencapital von 50,000 Pfund Sterling und der Rest der Actien wurde bald untergebracht; der Preis des neuen Kabels wurde zu 700,000 Pfund Sterling festgesetzt und sofort mit der Anfertigung desselben begonnen.

Das Kabel von 1865 unterscheidet sich sehr wesentlich von dem des Jahres 1857 und 1858. Das Tiefseekabel ist in den Figuren 34 und 35, das Küstenkabel in Fig. 36 in natürlicher Größe abgebildet.

Das Tiefseekabel hat als Leitungsdraht einen Strang von sieben Kupferdrähten (Nr. 18) und ist so verseilt, daß sechs Drähte den inneren siebten Draht spiralförmig umgeben. Diese Kupferader hat nahe 4 Millimeter im Durchmesser und wiegt 300 Pfund per nautische Meile, gegen 107 Pfund des Kabels von 1857 und 1858. Das Kupfer, welches hierbei zur Verwendung kam, wurde einer sehr strengen Probe unterworfen und alle Drähte, deren Leitungsfähigkeit weniger als fünfundachtzig Procent der Leitungsfähigkeit des chemisch reinen Kupfers betrug, wurden verworfen. Bevor diese Ader den Guttaperchaüberzug erhielt, wurde sie mit der bereits oben angeführten Mischung Chatterton Compound getränkt und so dick überzogen, daß alle Zwischenräume zwischen den sieben Kupferdrähten ausgefüllt und keine Luftbläschen mehr zwischen ihnen vorhanden waren. Nachdem dieser Ueberzug etwas angetrocknet war, erhielt der Strang die erste Lage Guttapercha durch Umpressung, wobei die größte Aufmerksamkeit darauf gerichtet war, den Kupferdraht genau in der Mitte der isolirenden Hülle zu erhalten. Es folgte darauf abermals ein dünner Ueberzug von Chatterton Compound, dann eine neue Lage Guttapercha und so wiederholte sich das Verfahren, bis der Leiter im Ganzen vier Ueberzüge von Compound und vier von Guttapercha erhalten hatte. Das Gesammtgewicht des Isolirungsmaterials beträgt vierhundert Pfund per nautische Meile gegen bloß 261 Pfund des Kabels von 1857 und 1858.

Digitized by Google

Das soweit verfertigte Seil, welches schon während und nach der Anfertigung stets vorläufig von dem Elektriker der Compagnie Willoughby Smith auf Leitung und Isolation geprüft worden war, wurde dann unter Wasser gebracht und darin vierundzwanzig Stunden lang in einer Temperatur von 24 Grad C. erhalten. Dieses geschah, um die nachfolgende strenge Prüfung auf Leitung und Isolation unter möglichst ungünstigen Umständen vorzunehmen. Es ist nämlich bekannt, daß die Isolation der Guttapercha bei der Erhöhung der Temperatur rasch abnimmt; es kam also darauf an, die Prüfung der Isolation des Kabels bei einer Temperatur zu untersuchen, welche bedeutend höher ist, als diejenige, die auf dem Boden des nördlichen Theiles des atlantischen Oceans herrscht.

Das Minimum des Widerstandes, den die isolirende Hülle dem Durchgange des elektrischen Stromes entgegenstellen mußte, war auf 5,700,000 Varley's Einheiten (circa 151$^1/_2$ Millionen Siemen's Einheiten) per nautische Meile festgesetzt.

Nachdem das Seil auf diese Weise die schärfsten elektrischen Prüfungen ausgehalten hatte, wurde es auf große Trommeln aufgewunden und sorgfältig verpackt nach East-Greenwich gebracht, um daselbst seine äußere Schutzhülle zu erhalten. Hier kam es sogleich in große mit Wasser gefüllte Behälter zu liegen, in denen es bis zu seiner weiteren Verarbeitung liegen blieb.

Damit die Ueberziehung mit Eisendrähten der Guttaperchahülle keinen Schaden zufüge, erhielt letztere zunächst eine Bedeckung mit Juchtegarn, welches man

Fig. 35.

Das Tiefseekabel vom Jahre 1865. (Natürliche Größe.)

Wenn bei der höheren Temperatur von 24 Grad das Kabel eine gute Isolirung zeigte, so konnte man gewiß sein, daß dasselbe auf dem Meeresboden in der niederen Temperatur jedenfalls keine aus der Temperatur herrührende geringere Isolation erfahren werde. Um bei den Versuchen durchaus sicher und von Beobachtungsfehlern frei zu sein, wurden die elektrischen Messungen mit verschiedenen Instrumenten, von verschiedenen Physikern und nach mehrfachen Methoden angestellt.

Aber damit begnügte man sich noch nicht. Da das Kabel in der Tiefe des Meeres einem sehr starken Druck ausgesetzt ist, so unterwarf man jeden Fuß des isolirten Seiles neuen Proben in verschlossenen Gefäßen, in welchen man mit hydraulischen Pressen einen künstlichen Druck gleich demjenigen erzeugte, welcher auf dem Meeresboden in der Tiefe von zwei Meilen (circa 12,000 Fuß) herrscht.

im Gegensatz zu den früheren Operationen des Theerens zum Schutze gegen die Fäulniß mit einer Catechulösung gegerbt hatte. Von neuem in's Wasser gelegt, wurde das Seil dann wiederholt den Prüfungen auf Isolation unterworfen.

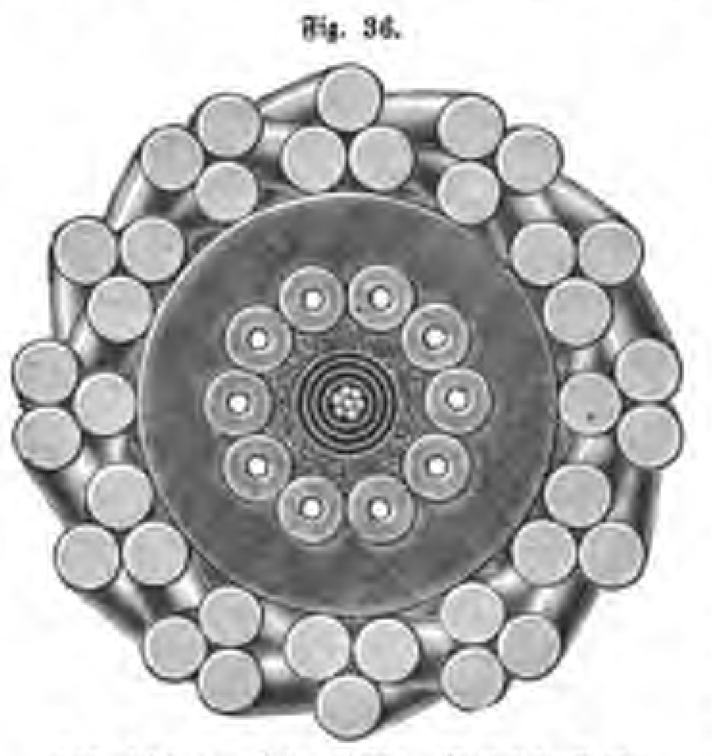
Das zu den Eisendrähten bestimmte Eisen (Homogeneous iron) war für den vorliegenden Zweck in den berühmten Werken von Webster und Horsfall bei Sheffield besonders zubereitet und wurde in ihren Drahtziehereien bei Birmingham zu Draht von Nr. 13 oder zwei und einem halben Millimeter Durchmesser ausgezogen. Dieses Eisen verbindet die Festigkeit des Stahls mit der Zähigkeit und Biegsamkeit des Schmiedeeisens; es mußte einen Zug von 850 bis 1100 Pfund aushalten können und eine Dehnung von einem Zoll auf je hundert Zoll Länge ertragen. Jeder dieser Drähte wurde zunächst mit einem aus fünf Strängen getheerten Manillahanfes

Digitized by Google

bestehenden Ueberzuge bekleidet, welcher den doppelten Zweck haben sollte, das Eisen gegen das Rosten zu schützen, und zugleich das Volumen des Kabels zu vergrößern, ohne im gleichen Verhältniß sein Gewicht zu erhöhen, das specifische Gewicht desselben also zu verkleinern. Mit zehn solchergestalt übersponnenen Eisendrähten wurde schließlich das isolirte Seil spiralförmig umgeben, womit seine Fabrication beendet war. In dem Durchschnitt des Kabels der Fig. 34 sind die Eisendrähte schwarz, in der Fig. 35 weiß gezeichnet.

Das **Küstenkabel** (Fig. 36) erforderte eine weit größere Stärke. Der innere Theil desselben ist genau so construirt, wie das Tiefseekabel; die äußere Umhüllung aber besteht aus zwölf Eisenlitzen, von denen jeder aus drei galvanisirten, d. h. mit Zink überzogenen, nahe einen Viertel Zoll starken Eisendrähten zusammengesetzt ist.

Fig. 36.



Küstenkabel vom Jahre 1865. (Natürliche Größe.)

Das Gewicht des Tiefseekabels in der Luft beträgt $35^3/_4$ Centner und im Wasser 14 Centner per nautische Meile; seine absolute Festigkeit ist $7^3/_4$ Tonnen.

Das Küstenkabel dagegen (56 Millimeter oder $2^1/_4$ Zoll im Durchmesser) wiegt nahe 20 Tonnen die Meile und hat eine Länge für die irländische Küste von 27 Meilen, für Newfoundland von drei Meilen. In der Nähe der Stelle, wo es mit dem Tiefseekabel vereinigt ist, nimmt sein Durchmesser auf eine Länge von 1500 Fuß immer mehr ab und es geht so nach und nach in das Tiefseekabel über.

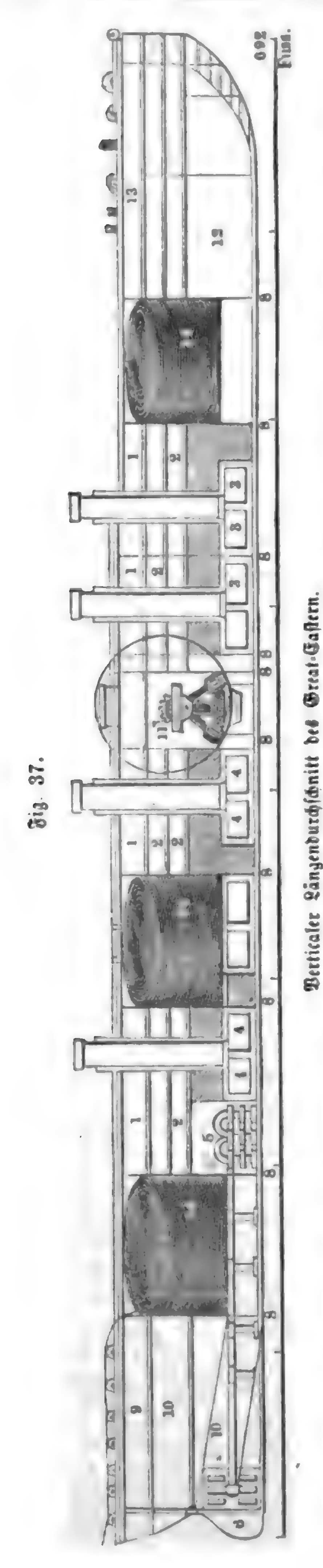
Die Großartigkeit des Unternehmens läßt sich theilweise schon nach dem Umfange des zur Construction des Kabels verbrauchten Materials bemessen. Die ganze Länge des verbrauchten Kupferdrahtes beträgt nämlich 25,000 Meilen, die Länge des angewandten Eisendrahtes 35,000 Meilen und der Hanfstränge sogar 400,000 Meilen, eine Länge, die hinreicht, die ganze Erde sechzehnmal zu umspannen.

Das ganze Kabel, einschließlich des Küstenkabels, war am 10. Juni 1865 fertig geworden. Die Entfernung Valentia's an der Westküste Irlands bis zu der Stelle in der Trinitybay auf Newfoundland, die zur Landung des Kabels ausersehen war, beträgt nur 1670 Seemeilen; das Kabel hatte dagegen eine Länge von 2300 Seemeilen, sodaß ein Ueberschuß von mehr als siebenhundert Meilen für die Abweichung von der graden Linie und die Unebenheiten des Meeresbodens vorhanden war.

Bei dem ganz enormen Gewichte, den das neue Kabel hatte, würde die Einschiffung desselben die größten Schwierigkeiten gefunden haben, wenn nicht das Riesenschiff „der Great Eastern" zur Disposition gestanden hätte, denn es fanden sich nicht zwei andere Schiffe, die im Stande gewesen wären, die ganze Last des Kabels aufzunehmen. Der Great Eastern (s. S. 657 unter Segel und Fig. 37 in verticalem Längendurchschnitt), das größte aller bisher gebauten Schiffe, übertrifft durch seine colossalen Dimensionen und durch die Stärke seiner Betriebsmaschinen alles, was bis jetzt in der Schiffsbaukunst geleistet worden ist. Das Schiff hat einen Gehalt über 20,000 Tonnen (840,000 Cubikfuß) und ist ganz aus Eisenplatten zusammengesetzt. Seine Länge beträgt 692 Fuß, die Breite 83 Fuß und die Höhe vom Kiel bis zum Verdeck 58 Fuß. Unterhalb der Wasserlinie besteht der Rumpf aus doppelten Wänden von dreiviertelzölligen Eisenplatten, die einen Zwischenraum von nahe drei Fuß zwischen sich lassen und in angemessenen Abständen zur gegenseitigen Verstärkung durch Querplatten miteinander verbunden sind.

Digitized by Google

Fig. 37.



Verticaler Längendurchschnitt des Great-Eastern.

1. Obere Salons. — 2. Hauptsalons. — 3. Dampfkessel für die Schaufelradmaschinen. — 4 Dampfkessel für die Schraubenmaschinen. — 5. Maschinen für die Schraube. — 6. Die Schiffsschraube. — 7. Kapitän's Zimmer. — 8. Querwände durch das ganze Schiff. — 9. Gangspille. — 10. Ladung. — 11. Radmaschinen. — 12. Ladung und Kettenlager. — 13. Raum für die Matrosen. — 14. Drei Tender mit dem Kabel.

Die Motoren des Great Eastern sind Schaufelräder von 58 Fuß Durchmesser und eine aus vier Flügeln bestehende Schiffsschraube von 24 Fuß Durchmesser, zu deren Betrieb zehn Dampfkessel mit fünf Schornsteinen und 112 Feuerungen vorhanden sind. Die Schaufelräder werden durch vier oscillirende Cylinder von achtzehn Fuß Länge und $6^1/_{12}$ Fuß Durchmesser, die Schraube durch vier noch stärkere Maschinen rundgedreht. Die Radmaschinen entwickeln allein einen Effect von 1000, die Schraubenmaschinen von 1600 Pferdekräften; die Combinirung beider Räder und der Schraube liefert einen Effect von dreitausend Pferdekräften.

Außer diesen acht Betriebsmaschinen hat das Schiff noch sechs andere Dampfmaschinen zur Verrichtung einer Menge von einzelnen Arbeiten, sowie den vollständigen Apparat zu einer Gasbeleuchtung aller Schiffsräume und eine Telegraphenleitung von dem mittleren Theile des Schiffes aus nach beiden Enden hin, zu den Maschinenräumen und zu allen Stellen, wohin die Befehle des Capitäns gelangen müssen.

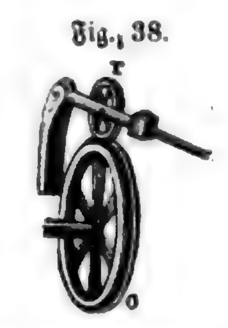
Das Schiff hat im unbeladenen Zustande einen Tiefgang von 30 Fuß, beladen von 34 Fuß und ist so geräumig, daß es in seinen vier übereinander liegenden Verdecken 10,000 Mann Truppen fassen kann. Um für die Unterbringung des Kabels Raum zu gewinnen, mußte man an mehreren Stellen die oben angeführten eisernen Zwischenwände nebst einem Kamine entfernen, und erhielt so Platz für drei mächtige, $20^1/_2$ Fuß tiefe, cylindrische Seilbehälter, Tender genannt, von denen der vordere bei $51^1/_2$ Fuß Durchmesser an Kabel 693 Meilen, der mittlere bei $58^1/_2$ Fuß Durchmesser 899 Meilen, der hintere bei 58 Fuß Weite 898 Meilen, alle drei Tender also zusammen 2490 Meilen Kabel aufnehmen konnten.

Das Kabel wurde von den Werken zu Morden Wharf durch die beiden Schiffe „Amethyst“ und „Iris“ in neun verschiedenen Fahrten dem in dem Medway ankernden Great Eastern zugebracht und mittelst einer besonderen Einwindungsmaschine in die drei Tender derart aufgerollt, daß die Auslegung bei dem hinteren Tender beginnen, dann sich bei dem ersten Tender fortsetzen und mit dem Kabel des mittleren Tenders endigen sollte.

Digitized by Google

Die Auslegemaschine war von Canning und Clifford mit besonderer Sorgfalt und auf Grund der bei den bisherigen Kabellegungen gemachten Erfahrungen so gebaut, daß das Kabel zwar leicht festgehalten und die Geschwindigkeit seines Ablaufens durch Bremsen leicht regulirt werden konnte, daß es jedoch dabei so wenig Torsion zu erleiden hatte, als möglich. Zu diesem Zwecke standen sechs sogenannte V-Räder hintereinander, die auf ihrem Umfange mit einer tiefen, diesem Buchstaben ähnlich sehenden Rinne versehen waren. Auf dem Umfange eines jeden derselben lag eine sogenannte Reitrolle, deren Achse durch Hebel und Gewichte niedergehalten und so der Umfang der Reitrolle gegen den Umfang des V-Rades angedrückt wurde. Fig. 38 zeigt eine solche V-Rolle o nebst der zugehörigen Reitrolle r. Auf den Achsen

Fig. 38.



V-Rad mit Reitrolle. (1865.)

der V-Räder saßen Bremsscheiben, gegen deren Umfang Bremsringe mehr oder weniger angezogen werden konnten; ebenso konnte der Druck der Reitrollen gegen den Umfang der V-Räder in gewissen Grenzen geändert werden. Das Kabel ging aus dem Schiffsraum zuerst über eine Leitrolle und sodann zwischen den Umfängen der sechs V-Räder und der darüberliegenden Reitrollen in grader Linie zu einer großen Trommel von sechs Fuß Durchmesser und einem Fuß Breite. Unmittelbar vor der Trommel passirte es jedoch wieder eine kleine Leitrolle, die ihm die Richtung zu der Trommel gab, und ging dann in vier Windungen über den Umfang der Trommel zu einer V-Rolle, die ihm die Richtung zu dem Dynamometer gab. Von letzterem lief es über eine in gleicher Entfernung stehende V-Rolle, um zu der letzten, auf dem Hintertheil des Schiffes befindlichen starken und gegen das Abgleiten gut verwahrten Rolle überzugehen. Auf der Achse der Trommel saßen zwei Appold'sche Bremsscheiben, die in gleicher Weise, wie die Bremsen der V-Räder, je nach Bedürfniß sofort mehr oder weniger angezogen werden konnten. Trommel und Bremse waren doppelt vorhanden, damit, wenn die eine ihren Dienst versagen sollte, sofort durch eine einfache Hebelvorrichtung die andere an die Stelle treten konnte. Sämmtliche Frictionsräder und Bremsscheiben standen mit ihren unteren Theilen im Wasser, oder erhielten wie die Reitrollen von oben einen beständigen Wasserzufluß, um sich nicht zu erhitzen. Im Wesentlichen weicht daher die neue Auslegemaschine von der älteren (Fig. 28 und 29) dadurch ab, daß das ablaufende Kabel keine verschlungenen Formen mehr anzunehmen braucht, sondern höchstens in vier weiten Ringen die große Trommel umgibt, im Uebrigen aber eine fast gradlinige Richtung beibehält.

Das Oeffnen und Schließen der Bremsen geschah bei der neuen Auslegemaschine in derselben Weise, wie bei der älteren, indem ein am Dynamometer stehender Arbeiter dasselbe, wie der Schiffer das Compas, unausgesetzt beobachtete, und je nach der Spannung des Kabels mittelst eines Steuerrades, dessen Spillen er stets in der Hand hatte, auf die Bremsringe einwirkte. Wenn die Dynamometerrolle zu tief sank, so lief in der Regel das Kabel zu schnell ab und die Bremsen mußten angezogen werden, um es aufzuhalten; wenn dagegen das Dynamometer zu schnell stieg, so wurde die Spannung gefährlich, und die Bremsen mußten dann schleunigst geöffnet werden. Man begreift leicht, daß der Erfolg der ganzen Kabellegung fast ganz in die Hand des am Dynamometer stehenden, mit der Handhabung der Bremsen beauftragten Arbeiters gelegt war. Die Maschine arbeitete ganz vorzüglich und mit so wenig Reibung, daß bei offenen Bremsen ein Gewicht von zweihundert Pfund ausreichend war, das Kabel durch dieselbe hindurchzuziehen.

Für den Fall, daß das Kabel auf dem Schiffe reißen sollte, oder daß man z. B. bei ungünstigem Wetter genöthigt würde, das Kabel zu kappen, befand sich ein sehr starkes Drahtseil von fünf Meilen Länge an Bord, auf welchem die einzelnen Längen von je hundert Faden deutlich markirt waren. Das eine Ende desselben war so eingerichtet, daß man es sofort an das Kabel befestigen konnte, während das andere

Ende mit einer großen und starken Boje versehen war. Trat ein Unfall ein, so konnte man das Drahtseil im Augenblick an das Kabel befestigen und an den ablaufenden Marken die Tiefe des Einsinkens nach Faden abzählen; die schwimmende Boje gab dann später die Stelle an, wo

Cromwell J. Varley.

sich das Kabel auf dem Meeresboden befand. Außer diesen Einrichtungen war noch eine vollständige von der Auslegemaschine ganz unabhängige Aufwindemaschine vorhanden, welche durch eine Dampfmaschine getrieben wurde und die den Zweck hatte, bei einem etwaigen Bruch des Kabels oder bei eintretenden Fehlern dasselbe wieder aufzuwinden und an Bord zu bringen. Lange und starke Drahtseile, Enterhaken (grapples), Bojen von verschiedener Größe und manche andere Einrichtungen zum Schmieden, Löthen u. s. w. ergänzten die Ausrüstung des Schiffes.

Alle auf die Legung des Kabels bezüglichen Geschäfte waren in die Hand Canning's, des ersten Ingenieurs der Telegraph Construction and Maintenance Company gelegt, und ein Stab von Elektrikern befand sich auf dem Schiffe und auf dem Lande, um nach einem sehr genau und umsichtig ausgearbeiteten Plane während der Kabellegung in sehr kurzen, aber vorher genau bestimmten und nach übereinstimmenden Chronometern abgemessenen Zeitintervallen Signale hin und her auszuwechseln. An Bord befanden sich die Elektriker der oben genannten Gesellschaft unter der Oberleitung von de Sauty, sowie

die Herren Varley und Thomson von der Atlantic Telegraph Company mit ihren Technikern. Als Sprechapparat, um Signale von dem Schiffe nach dem festen Lande zu geben, diente das oben kurz erwähnte Spiegelgalvanometer von Thomson, welches behufs Beobachtung des reflectirten Lichtstrahls auf beiden Stationen in einer dunkeln Kammer so aufgestellt wurde, daß es gegen alle Schwankungen möglichst geschützt war. Die Batterie bestand aus vierzig Daniell'schen Elementen, und alles war so eingerichtet, daß in weniger als einer Minute eine Widerstandsmessung und eine Fehlerbestimmung gemacht werden konnte. Da die Aufwindungsmaschine stets dienstbereit war, so konnte bei der Entdeckung eines Fehlers im Kabel die fehlerhafte Stelle auf das Deck geholt werden, ehe sie noch den Meeresboden erreicht hatte.

Bevor wir auf die Operation des Auslegens näher eingehen, wollen wir mit wenigen Worten die Art und Weise angeben, wie die Signalisirung zwischen dem Schiffe und der Küste stattfinden kann.

In Fig. 39 stellen G und G' die Thomson'schen Spiegelgalvanometer vor; unter u möge man sich vorläufig einen Lichtstrahl denken, der von einem auf der Magnetnadel sn befestigten Spiegelchen zurückgeworfen wird und sich als Lichtlinie auf der gegenüberstehenden Scala zu erkennen gibt. Der geringste Strom, der durch die Drahtumwindungen ab dieses Galvanometers geht, lenkt die Magnetnadel sn ab und gibt sich durch die Bewegung der Lichtlinie, die wir von nun an Lichtzeiger (Index light) nennen, auf der Maßlatte zu erkennen. Wenn kein Strom durch die Drahtrolle a b geht, so zeigt der Lichtzeiger auf Null; je weiter er nach rechts oder links von Null abweicht, um so stärker ist der elektrische Strom, der die Nadel umkreist.

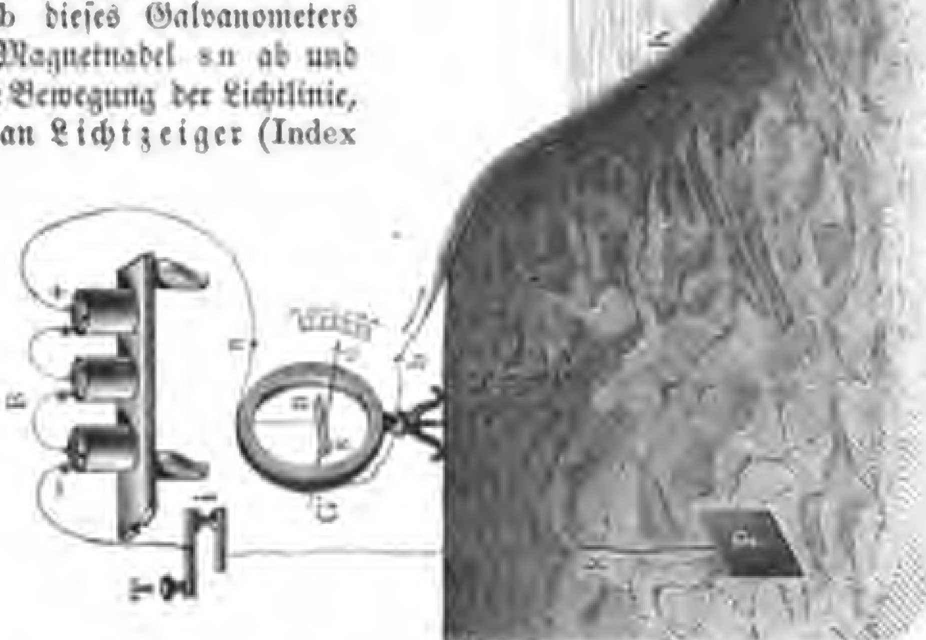


Fig. 39.

Der Thomson'sche Spiegelgalvanometer.

Ist nun die Bewegung der Magnetnadel sn sehr klein und dem Auge kaum wahrnehmbar, so ist doch die dadurch erzeugte Bewegung des Lichtzeigers aus drei Gründen leicht zu beobachten; erstens ist eine helle Lichtlinie auf weißer Fläche in einem dunkeln Raume leicht wahrzunehmen; zweitens ist der Weg, den ein reflectirtes Spiegelbild beschreibt, wenn man den Spiegel dreht, doppelt so groß, als der Weg des Spiegels selbst, und drittens wird dieser Weg noch durch die Entfernung der Scala von dem auf sn angebrachten Spiegel vergrößert.

B bezeichnet die Batterie, die wir hier der Einfachheit wegen auf der Landstation aufgestellt denken; dieselbe kann sich ebenso gut auf dem Schiffe befinden, und in der Wirklichkeit befand sie sich auf dem Great Eastern; T stellt einen sogenannten Taster vor; drückt man seinen oberen Hebel nieder, so trennen sich die beiden Theile bei i und der zur Erdplatte P führende Draht k wird von der Batterie B getrennt; im Ruhezustande ist der Taster bei i nicht offen und dann steht k mit der Batterie in beständiger Verbindung.

KK ist das auf den Meeresboden sich niederlegende Kabel, dessen Kupferader auf der Küstenstation bei b mit dem Galvanometer verbunden ist; bei e läuft das Kabel aus dem Schiffe aus den Behältern f, g ab; das Ende desselben geht zu dem Schiffsgalvanometer G, dessen anderes Ende bei h mit dem Eisenkörper des Schiffes und dadurch mit dem Meereswasser und der Erde überhaupt in Verbindung steht.

In dieser Anordnung geht beständig, so lange der Taster T, den man sich auch auf dem Schiffe vorstellen muß, geschlossen bleibt, der Strom der Batterie B in der Richtung +, a, G′, b, Kabel KK, e, f, g, G, h in das Meer, und bei der Vorstellung einer Erdleitung durch das Meer zurück nach P, k, i, T zum — Pole der Batterie. Der Strom geht also durch beide Galvanometer G′ und G und durch das ganze Kabel; das Meer und den feuchten Erdboden kann man sich als Rückleitung für denselben vorstellen. Die Galvanometernadeln sind also auf beiden Stationen abgelenkt und der Lichtzeiger steht auf einem bestimmten Punkt der Scala. Die Abwickelung des Kabels hat hierauf nicht den geringsten Einfluß, und so lange während der Kabelauslegung die Lichtzeiger auf ihren anfänglichen Theilstriche ruhig stehen bleiben, tritt weder in der Leitung, noch in der Isolation des Kabels die geringste Aenderung ein. Jede Bewegung des Lichtzeigers aber ist ein untrügliches Zeichen, daß sich etwas in diesen Dingen geändert hat.

Das Schlimmste, was dem Kabel passiren kann, ist das Zerreißen des kupfernen Leitungsdrahtes; wenn dieses eingetreten ist, so ist die Continuität der Leitung unterbrochen und der Strom kann nicht mehr durch das Kabel gehen; die Galvanometernadeln treten dann sofort in den Ruhestand und die Lichtzeiger gehen auf den Nullpunkt der Scala zurück. Umgekehrt muß man daher aus dem Stehenbleiben des Lichtzeigers auf Null, ungeachtet das Kabel mit der Batterie und der Erde verbunden ist, auf die Unterbrechung der metallischen Leitung schließen.

Ist dagegen ein Fehler, z. B. bei c oder d in der isolirenden Guttaperchahülle vorhanden, sodaß der Strom aus dem innern Kupferdraht einen Ausweg in das Meer findet, so zeigt sich das, je nach der Lage des Fehlers, an den beiden Galvanometern auf verschiedene Weise. Nehmen wir an, der Fehler c liege dem Landgalvanometer G′ und der Batterie näher, als dem Schiffsgalvanometer. In diesem Falle durchläuft der bei b in das Kabel eintretende Strom nicht in seiner ganzen Stärke das ganze Kabel, weil ein Theil desselben bei c in das Meer und in die Erde tritt, um über P direct zu der Batterie zurückzukehren; bloß ein Rest des normalen Stromes kommt nach dem Schiffe hin und das Galvanometer G zeigt eine geringere Ablenkung, als es im normalen Falle sein muß. Dagegen geht durch das Galvanometer G′ der Landstation ein stärkerer Strom, als gewöhnlich der Fall ist, weil er auf dem kürzeren Wege B, a, b, c, P, k, i, B, einen kleineren Widerstand zu überwinden hat, als auf dem normalen Wege B, a, b, durch das ganze Kabel und das Meer nach P und B zurück. Das Umgekehrte tritt ein, wenn die Batterie, wie es wirklich der Fall war, sich auf dem Schiffe befindet; ein „Fliehen“ des Lichtzeigers, d. h. ein größeres Entfernen desselben vom Nullpunkte, als es im normalen Zustande der Fall ist,

Digitized by Google

zeigt dann unverkennbar an, daß ein Fehler in der Isolation eingetreten ist. Entfernt sich der Lichtzeiger nur ein wenig von seinem normalen Stande, so entweicht auch nur ein kleiner Theil des Stromes aus dem Leitungsdrahte und es ist dieses ein Anzeichen, daß bloß ein „Fehler" (fault) in der Isolation vorhanden ist. Springt aber plötzlich auf dem Schiffe der Lichtzeiger über alle Theilstriche der Maßlatte hinaus und kehrt er nicht mehr zurück, so ist das, vorausgesetzt, daß sich die Batterie auf dem Schiffe befindet, ein Zeichen, daß der Strom sich in voller Stärke aus dem Leitungsdraht in das Meer ergießt und auf kurzem Wege nach dem Schiffe zurückkehrt, ohne das ganze Kabel zu durchlaufen. Es ist in diesem Falle die Isolation an einer Stelle ganz aufgehoben, was die Engländer mit dem Ausdruck „tödtende Erde"*) (dead earth) bezeichnen.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich sogleich, daß es vortheilhafter ist, die Batterie auf dem Schiffe, statt auf dem Lande aufzustellen. Unterbricht eine der beiden Stationen den Taster T, so ist die Leitung unterbrochen; es geht dann kein Strom durch das Kabel und die Lichtzeiger der Galvanometer bleiben auf Null stehen. Sobald eine Station den unterbrochenen Taster schließt, sendet sie einen Strom in das Kabel, der die Lichtzeiger zum Ablenken bringt und eben hierdurch ein sichtbares Signal hervorruft. Mit diesen Signalen, die, je nachdem der Lichtzeiger vom Nullpunkte aus nach rechts oder links geht, Verschiedenes bedeuten, und die in gewissen vorher verabredeten Zeitintervallen und nach bestimmten Gruppen gegeben werden, wird die Correspondenz zwischen der Schiffs- und der Landstation während der Dauer der Kabellegung ununterbrochen unterhalten. Abwechselnd mit diesen Signalen werden in regelmäßigen Zeitabständen die sorgfältigsten Widerstandsmessungen des Kabels behufs Prüfung seines Leitungs- und Isolationsvermögens angestellt und signalisirt, sodaß die Elektriker an Bord des Schiffes und auf dem Lande sich fortwährend von dem Zustande des Kabels und dem Fortschreiten seiner Legung gegenseitig unterrichten.

*) Der deutsche Ausdruck „todte Erde," wie er sich oft findet, ist nicht bezeichnend.

Es wird nicht schwer sein, zu begreifen, daß man durch genaue Bestimmungen des Widerstandes, den ein Strom auf seinem Wege antrifft, im Stande sein wird, die Länge dieses Widerstandes zu berechnen. So lange daher der Leitungsdraht nicht gerissen und eine gegenseitige Mittheilung der auf beiden Stationen vorgenommenen Widerstandsmessungen noch möglich ist, geschieht die Ortsbestimmung eines Isolationsfehlers nach physikalischen Gesetzen sehr einfach und ohne Mühe. Aber selbst dann, wenn das Kabel ganz gerissen sein sollte, gibt es Mittel, die Fehlerstelle annähernd zu bestimmen. Dasselbe besteht darin, den Widerstand der isolirenden Guttaperchahülle des einen Kabelstücks zu bestimmen und das gefundene Resultat mit dem vor der Legung ermittelten und daher bekannten Widerstande zu vergleichen, den die isolirende Hülle des ganzen Kabels gehabt hat. Aus dem Verhältnisse dieser Widerstände ergibt sich dann annähernd die Länge des gemessenen Kabelstücks oder der Ort der Bruchstelle.

So war denn alles, was die physikalische Wissenschaft, die Technik und die Marine zu leisten vermochten, vereinigt, um das schwierige Werk zu Stande zu bringen, und nichts war verabsäumt, was irgendwie geeignet war, einen Unfall zu verhüten oder denselben, wenn er wider Erwarten dennoch eintreten sollte, so viel als möglich unschädlich zu machen. Darum konnte die „Times" in ihrer Nummer vom 25. Juni 1865 mit Recht sagen, daß nach menschlichem Ermessen das Gelingen oder Mißlingen des Unternehmens nur noch eine Frage des Wetters sei, und daß man, wenn dieses sich günstig erweise, mit ziemlicher Gewißheit die Hoffnung hegen dürfe, in Zeit von wenigen Wochen die so heiß ersehnte telegraphische Verbindung zwischen Europa und Amerika hergestellt zu sehen.

(Schluß folgt.)

Eine submarine Eisenbahn.

Der Gedanke, dem colossalen Handel zwischen England und dem Festlande eine möglichst sichere Bahn zu verschaffen, hat schon oft und vielfach das Nachdenken der

Digitized by Google

Ingenieure beschäftigt, und so existirt bereits seit einiger Zeit das Project, die Verbindung über den Canal durch große Dampffähren herzustellen, die, mit Schienen versehen, unmittelbar an die Eisenbahnen anlegen und nöthigenfalls einen ganzen Bahnzug aufnehmen können. Dieser Plan hat an sich nichts Außerordentliches und wird wahrscheinlich bald ausgeführt sein. Immerhin entspricht jedoch diese Art der Verbindung nicht den höchsten Wünschen, und so taucht daneben das riesige Project einer unterseeischen Eisenbahn immer wieder von neuem auf. Der Ingenieur Alison hat aus dieser Frage ein besonderes Studium gemacht und seine neuesten im Mining-Journal veröffentlichten Ansichten lassen sich in Folgendem zusammenfassen:

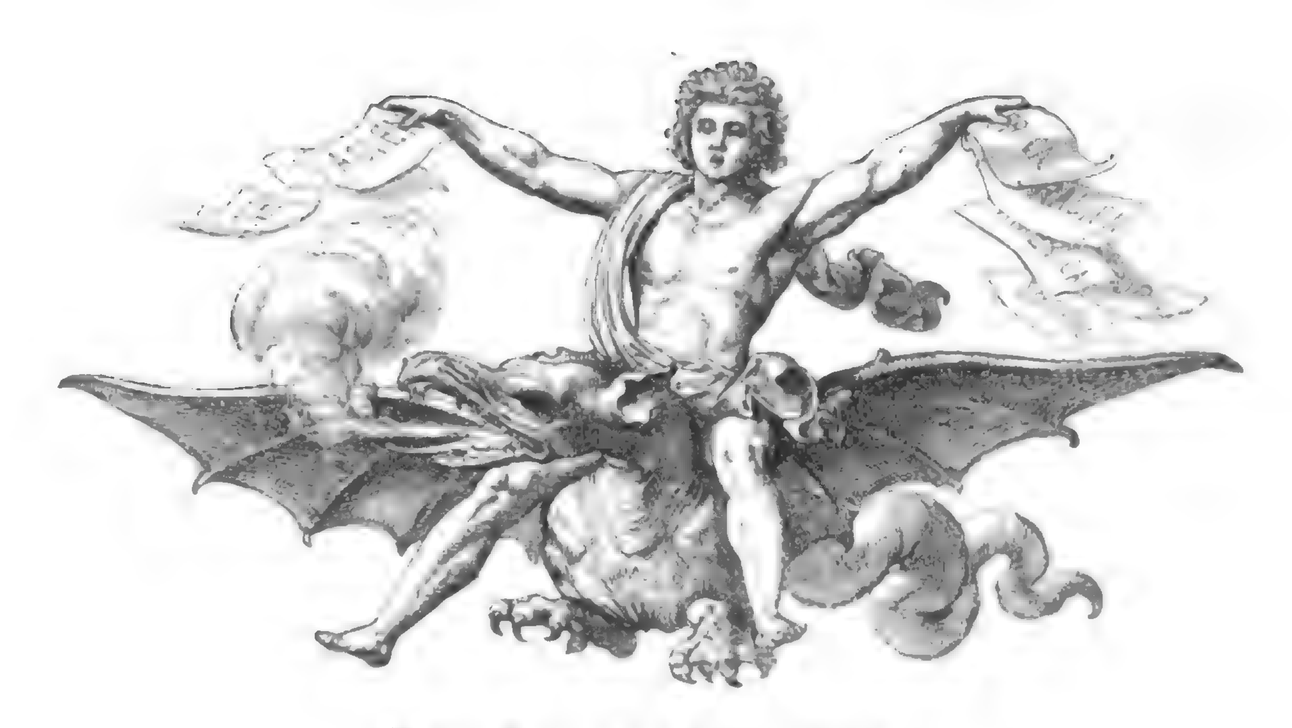
Die größte Meerestiefe zwischen Dover und Boulogne beträgt nicht mehr als 140 Fuß, die mittlere Tiefe 60 Fuß; der Boden des Canals ist fest und leicht zu bearbeiten. Die ganze Länge des Tunnels würde 28 englische Meilen betragen (etwa $5^3/_4$ deutsche Meilen), wovon zweiundzwanzig unter See und sechs unter Land. Der Tunnel würde aus eisernen Röhren im Umfange von vierundzwanzig Fuß bestehen, welche die Legung eines doppelten Geleises ermöglichen; in einer Tiefe von sechzig Fuß unter dem Seegrund gelegt, würde man vor allem Eindringen des Wassers sicher sein. Zum Ausziehen des Wassers und der größeren Trockenheit halber soll die Röhrenlage noch von einem gemauerten Canal unterfangen sein, welcher an den Endpunkten in Brunnen ausgeht, die mit Dampf ausgepumpt werden. Den schwierigsten Punkt bei diesem Project bildet die Zuführung frischer Luft in die unterseeische Röhrenstraße. Zu diesem Zwecke schlägt Alison die Errichtung von vier gewaltigen Schloten aus Eisenblech vor, welche in der Tiefe von sechzig, dreißig, sechzig und siebzig Fuß unter der See eine Verbindung der Bahn mit dem Luftraume herstellen und auf der Oberfläche der See vermittelst Taucherglocken an ihrem Platze befestigt würden. Alison glaubt, daß sechs Jahresbeiträge von je 500,000 Pfund Sterling von England und Frankreich genügen würden, den Plan zu realisiren. Davon entfielen 2,800,000 Pfund Sterling auf den eisernen Tunnel selbst, 800,000 Pfund Sterling auf Bohrung desselben, 300,000 Pfund Sterling auf die Auspumpmaschinen, 800,000 Pfund Sterling auf den Sammelcanal, 500,000 Pfund Sterling auf die Luftschlote, 300,000 Pfund Sterling auf die Schachte an den Endpunkten und 500,000 Pfund Sterling auf verschiedene Kosten. Obwohl aber der genannte Ingenieur meint, daß in unserer Zeit das Wort „unmöglich" aus dem Lexikon der Menschheit ausgelöscht sei, so dürfte doch noch einige Zeit verstreichen, bis die in die Augen springenden Schwierigkeiten so weit beseitigt sind, um mit Zuversicht an's Werk gehen zu können.

Literarisches.

Reden in wissenschaftlichen Versammlungen und kleinere Aufsätze vermischten Inhalts von Dr. Karl Ernst von Baer. St. Petersburg, H. Schmitzdorff.

Der berühmte Physiologe, dessen Gelehrsamkeit in verschiedenen Richtungen der Naturwissenschaft längst durch die wichtigsten Forschungen und Entdeckungen sich bewährt hat, gibt hier eine Sammlung kleinerer Arbeiten, die ganz im Geiste Humboldt's die Ergebnisse der tiefsten wissenschaftlichen Bestrebungen in der edelsten und dabei klarsten Form einem größeren Kreise vermitteln. Der erste Theil enthält einige Reden, die bei verschiedenen Gelegenheiten gehalten wurden. Die fünf größeren dieser Reden behandeln Johann Swammerdam's Leben und Verdienste um die Wissenschaft; das allgemeinste Gesetz der Natur in aller Entwicklung; die Verbreitung des organischen Lebens, ferner: Welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige? und: Blicke auf die Entwicklung der Wissenschaft. Jeder dieser Vorträge ist gleich interessant, gleich anregend und fesselnd. Als Anhang sind zwei Ansprachen gegeben, die in ihrer Art als Muster kurzer und dabei gehaltvoller Gelegenheitsreden gelten können. Eine Anrede zu Sömmering's akademischer Jubelfeier, dargebracht im Auftrage der physikalisch-medicinischen Gesellschaft zu Königsberg und eine Ansprache zum Andenken an Alexander von Humboldt, welche Baer in der ersten Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe der Akademie zu St. Petersburg nach Empfang der Todesnachricht Humboldt's hielt.

Digitized by Google



Neuestes aus der Ferne.

Das Paschalik Prisrend.

Die Provinzen der europäischen Türkei erhalten durch das Wiedererwachen der orientalischen Frage ein erhöhtes Interesse. Namentlich gilt dies vom Paschalik Prisrend, welches an Macedonien, Serbien, Bosnien und Albanien grenzt und mithin, selbst gährend, mitten unter gährenden Provinzen liegt. Die Bevölkerung ist von verschiedenster Abstammung und besteht aus Serben, Bulgaren, Albanesen, Türken und Zinzaris. Albanesischen Stammes sind die Mohamedaner und die Katholiken des Landes. Die Mohamedaner, die etwa die Hälfte der auf siebenhunderttausend Seelen geschätzten Bevölkerung ausmachen, wohnen hauptsächlich in den Städten. Die Katholiken sind schwach, höchstens siebentausend Seelen, und ihre Geistlichkeit würde Noth leiden, wenn sie nicht von der österreichischen Regierung Unterstützung erhielte. Bis 1843 regierten erbliche Paschas, die sich ohne Unterlaß bekriegten, und deren Abhängigkeit von der Pforte sich bloß durch die Zahlung eines jährlichen Tributs äußerte. Jetzt führt die Regierung die Verwaltung selbst mittelst eines Paschas, dem zwei Kaimakans und zehn Mudirs untergeordnet sind. Die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit liegt Zaptiehs (Gensdarmen) ob, die einen monatlichen Sold von fünf Thalern zehn Silbergroschen unseres Geldes erhalten und selbst für ihre Bewaffnung, Bekleidung und Beköstigung sorgen müssen. Feste Besatzungen existiren im ganzen Paschalik nicht; werden regelmäßige Truppen gebraucht, so schickt man von Monastir die nöthige Anzahl ab. Ein Feind würde wegen des abscheulichen Zustandes der Straßen schwer eindringen können. Die Citadellen der größern Städte sind Trümmerhaufen, die Geschütze liegen, der Lafetten längst beraubt, auf der Erde. Der Ackerbau befindet sich in einem primitiven Zustand, unter den Handwerkern liefern bloß die Goldschmiede, Waffenschmiede und Gerber vorzügliche Waare. Die Ausfuhren bestehen in Waffen, Leder, Korn, Eiern von Seidenwürmern, Rohseide, ungewaschener Wolle, Hasenfellen und Getreide.

Agassiz über den Amazonas.

Im Laufe des Jahres 1865 haben nordamerikanische Gelehrte, an deren Spitze Professor Agassiz stand, im Verein mit brasilischen Forschern das Becken des Amazonenstromes in Beziehung auf seine Hülfsquellen untersucht. Nach seiner Rückkehr hat Agassiz in Rio de Janeiro fünf öffentliche Vorträge über den Riesenstrom gehalten, die auch im Druck erschienen sind. Sie enthalten viel Neues und geben namentlich ein Gesammtbild, in dem die Erscheinungen, die wir zum Theil schon im Einzelnen kannten, sich zu einem großartigen Ganzen zusammenfügen. Die ganze Strecke, die der Amazonas von der Andenkette bis zum Ocean durchläuft, hat eine Länge von fünftausend Kilometern, und die Breite seines Beckens beträgt zwölfhundert bis vierzehnhundert Kilometer, an

Digitized by Google

einigen Stellen sogar noch mehr. Von einem Becken im eigentlichen Sinn kann man indessen kaum reden, denn überall sieht man neben den Ufern eine ungeheure Fläche, so daß der Reisende in einer endlosen Ebene zu sein glaubt. Die Charakterzüge, auf denen überall sonst die wesentliche Form der hydrographischen Becken beruht, sind nirgends wahrzunehmen. Außerdem ist diese von Westen gegen Osten streichende Fläche so wenig geneigt, daß in Tabatinga, oder sechzehnhundert Kilometer oberhalb der Mündung, das Flußniveau kaum einundsiebzig Meter über dem Niveau des Meeres liegt. Eine Neigung von einem Decimeter auf die Stunde ist am Amazonas die Regel. Die Neigung ist so gering, daß die Strömung an vielen Punkten kaum bemerkbar ist, und rechts und links dehnen sich große Wasserflächen lagunenartig aus, in denen das Wasser beinahe still steht. Ein zweites Charakterzeichen der Flüsse, welches dem Amazonas fehlt, ist eine Mündung. Auf einer Linie von dreihundert Kilometern Länge bemerkt der Reisende, der das Meer verlassen hat, nicht, daß er sich längst auf dem Flusse befindet, und spürt auch die Wirkungen von Ebbe und Fluth noch sehr deutlich. Auch ein Delta hat der Amazonas nicht. An seiner Mündung gibt es keine der Schlammablagerungen, die man bei andern Flüssen vor der Stelle ihres Eintritts in's Meer wahrnimmt. Anschwemmungsformationen kommen an der Mündung des Amazonas nicht vor. Von dem Punkte an, wo der Fluß beginnt, bestehen seine Ufer nicht aus Schlamm, sondern aus einem Gestein, das in der ganzen Ausdehnung des Flußthals dasselbe bleibt. Dieses Gestein — Thonschiefer, Sandstein und Kies — setzt sich auch am Tocantins und Rio Negro, am Tapajoz und Jurua fort. Ebene folgt auf Ebene, und man kann hunderte von Stunden weit reisen, ohne eine wellenförmige Erhöhung zu bemerken. Man sollte glauben, daß eine solche Landschaft eintönig sei, aber nach und nach entdeckt man Abwechslung und Mannigfaltigkeit. Dies bewirken die zahllosen Windungen des Flusses und das unentwirrbare Netzwerk seiner Arme und Verzweigungen. Die endlose Ebene besitzt einige Hügel, die bei Almeirim über zweihundert, bei Montalegro über dreihundert Meter hoch werden. Da sie aus einer ungeheuren Fläche aufsteigen, so machen sie den Eindruck von Alpen. Bis zur Höhe dieser Hügel ist der Binnensee, den der Amazonas gebildet hatte, in den vorgeschichtlichen Zeiten gestiegen. An unzweideutigen Spuren läßt sich erkennen, daß dieser alte Binnensee bis hundert Stunden östlich von der heutigen Mündung gereicht hat.

Der Amazonas ist der einzige Riesenstrom, der von Westen gegen Osten fließt. Der Nil fließt von Süden gegen Norden. der Mississippi von Norden gegen Süden, Sie gehen mithin durch verschiedene Breiten, und ihre Flußgebiete haben ein verschiedenes Klima. Der Amazonas strömt so zu sagen in derselben Breite, und das Klima der Länder, die er bewässert, ist ein identisches. Die Regen, die in diesem größten Flußbecken der Welt vorkommen, fallen keineswegs in derselben Jahreszeit. Auf dem bolivischen Abhang der Anden und auf den Hochebenen des nördlichen Brasiliens tritt die Regenzeit im September ein. In den Ebenen von Guyana regnet es dagegen im März. In diesem Zwischenraum von sechs Monaten schwellen die Flüsse des linken und des rechten Ufers wechselsweise an. Wenn der Madeira, Purus und Xingu wenig Wasser haben, sind der Napo, Iça und Rio Negro zum Ueberfließen voll, und so umgekehrt.

Der höchste und niedrigste Stand des Wassers ist bedeutend verschieden. Der höchste Stand beträgt siebzehn, der niedrigste zehn Meter. Ebenso wechselt die Geschwindigkeit, die bis zu dreißig Kilometern in vierundzwanzig Stunden steigt und bis zu vier Kilometern und noch weniger fällt. Die mittlere Temperatur des Wassers steigt bis über 27 Grad F., das Maximum ist 29 Grad, das Minimum 26 Grad. Die Temperatur des obern Mississippi geht im Winter unter den Nullpunkt herab. Dieser Fluß bedeckt sich mit Eis, und zwar mit so dickem, daß man nicht bloß mit leichten Kutschen, sondern mit vierspännigen Frachtwagen darüber wegfahren kann. Im Sommer zeigt das Thermometer in demselben Wasser auf 20 Grad F. und mehr. Der Temperaturunterschied des obern Mississippi beträgt daher 20 Grad, während er im Wasser des Amazonas höchstens 3 Grad ausmacht. Ein etwas stärkerer Unterschied

Digitized by Google

findet in der Temperatur der Luft statt. Die mittlere Temperatur ist 28 Grad bis 29 Grad F., die niedrigste 25 Grad, die höchste 33 Grad, der Unterschied also 33 Grad. In der gemäßigten Zone kommt es vor, daß die Temperaturextreme einen Unterschied von fünfzig Grad repräsentiren. In den Vereinigten Staaten sind Veränderungen von dreißig Grad in einer Stunde nicht selten.

Das einförmige und feuchte Klima dieses ungeheuren Strombeckens ist sehr gesund. Größtentheils ist dies der fast beständigen Thätigkeit eines Windes zu verdanken, der gleichmäßig von Osten nach Westen weht. Beständig herrscht ein leichter und milder Luftzug und erzeugt eine Verdunstung, welche die Temperatur mäßigt und eine zu große Erhitzung des Bodens verhindert. Der beständige erfrischende Windhauch macht das Klima des Flußthals zu einem angenehmen und selbst köstlichen. Morgens ist die Temperatur frisch, die Luft rein, gegen Mittag wird die Wärme in Folge der directen Einwirkung der Sonnenstrahlen intensiv, aber schon um drei Uhr Nachmittags kehrt die Frische wieder und nimmt gegen Anbruch der Nacht zu. Diese leichten Temperaturwechsel rufen im Laufe des Tages verschiedene Empfindungen hervor, aber der Gesammteindruck ist günstig und von der Abspannung, die nach einem ganz heißen Tage nie ausbleibt, spürt man nichts.

Agassiz verweilt bei diesem Punkt länger, weil das Klima des Amazonas von allen Reisenden als eines der ungesundesten geschildert wird. „Es ist das Land der Fieber," sagen alle. Allerdings ist man dort Fiebern ausgesetzt, und an gewissen Stellen herrschen diese beständig, aber die Schuld muß mehr den Einwohnern selbst, ihren Sitten, ihrer Lebensweise und Nahrung beigemessen werden, als der Natur oder dem Klima. Sie bauen ihre Dörfer an Lagunen und trinken das stehende, von faulenden Stoffen überfüllte Wasser derselben, weil sie zu faul sind, ein paar hundert Schritte weiter reines und frisches Wasser zu schöpfen. Am ganzen Amazonas wächst ein üppiges kräftiges Gras, aber Viehzucht wird nur sehr wenig getrieben, und das vorhandene Vieh entweder ausgeführt, oder an die Flußdampfer verkauft. Das ganze Jahr leben die Einwohner von schlecht gesalzenen Fischen, zu dem sie kein Gemüse essen, wenn man nicht anders ihr Wassermehl (farinha d'agua) so nennen will, das außer seinem Namen nichts mit anderm Mehl gemein hat und durch mehrmaliges Waschen eines jeden Nahrungsstoffes vollständig beraubt ist. Diesen Fisch backt man in einem salzigen und ranzigen Fett, das aus Amerika oder England eingeführt und Butter genannt wird. Dieser Nahrungsweise und dem Trinken von ungesundem Wasser muß man die Fieber und Krankheiten zuschreiben, an denen die Bewohner des Thales leiden.

Weiße Wilde.

In einer der letzten Sitzungen der Pariser geographischen Gesellschaft hat eine Debatte über die Wanderungen der Polynesier zu interessanten Mittheilungen Vivien de St. Martin's und Quatrefages' über kaukasische Stämme geführt, die man mitten unter Bevölkerungen mongolischen Bluts und unter Rothhäuten antrifft. Unter den Anamiten repräsentiren die Stiengs, die im östlichen Kambodscha wohnen, den kaukasischen Menschenstamm. Mouhot, der diese Leute besuchte, hat bei ihnen den reinsten indo-arischen Typus wahrgenommen. Derselbe Typus ist einem englischen Reisenden in den Hochthälern Hinterindiens begegnet. Montigny sah in Kanton verschiedene wahrhaft schöne und auffallend weiße Frauen, die aus den Gebirgsgegenden des Westens kamen. Verschiedene übereinstimmende Berichte lassen keinen Zweifel darüber, daß im ganzen Reich der Mitte weiße Elemente hie und da zerstreut sind. Gewisse arische und chinesische Traditionen führen zu der Annahme, daß die Eroberer Ostindiens bis in diese fernen Gebiete vorgedrungen sind und Colonien zurückgelassen haben. Fremden Stammes sind auch die Japaner mit feinen Gesichtszügen und weißer Haut, von denen Kämpfer und andere alte Reisende erzählen. Nicht minder gewiß ist die Existenz weißer Bevölkerungen im äußersten Nordosten Asiens und im Norden Amerika's. Lambert hat die Tschuktschen an der Behringsstraße genau beobachtet und bei den Frauen kleine feine Hände und einen Zug gefunden, der höchst charakteristisch ist, weil er nur bei den Weißen vorkommt. Die bläu-

liche Farbe der Adern schimmert durch die Haut durch. Bei allen farbigen Racen ist die Haut zu undurchsichtig, als daß man die Adern anders als an ihrem Hervortreten vor der Haut erkennen könnte. Meares und Dixon haben diesen Zug auch bei den Frauen einiger Stämme des nordwestlichen Amerika's wahrgenommen. Freilich mußten sie die Frauen zuvor überreden, daß sie sich das häßliche Fett abwuschen, mit dem sie sich einzureiben pflegen, und das ihre Haut nicht bloß undurchsichtig macht, sondern auch viel dunkler erscheinen läßt, als sie von Natur ist. Die Ainos gehören ebenfalls zu den weißen Stämmen, die unter farbigen Bevölkerungen vereinzelt dastehen. Der außerordentliche Reichthum ihres Haares und Bartes spricht schon für ihren kaukasischen Ursprung. Man hat sich neuerdings auch überzeugt, daß sie eine weiße Haut haben. Diese Beispiele weißer Stämme, die mit Indianern und Tungusen auf einer Stufe stehen, werfen die alte Behauptung um, daß Weiße niemals Wilde gewesen sein können. So bevorzugt unser Stamm in einzelnen seiner Verzweigungen ist, steht er doch unter dem allgemeinen Naturgesetz: er hat seine Anfänge gehabt und hat noch heute seine untergeordneten Vertreter. Selbst die arianischen Stämme, die, von den Römern als Barbaren bezeichnet, in's Reich der Cäsaren eingefallen sind, scheinen nicht hoch über den Rothhäuten gestanden zu haben.

Green am Cunene.

Der Engländer Green ist mit einer Jagdgesellschaft im südwestlichen Afrika zu dem Fluß Cunene vorgedrungen, der im Süden des Gebiets von Benzuela strömt und etwa unter 17 Grad 30 Minuten südlicher Breite in's atlantische Meer fällt. Green kam vom Lande der Damaras und fand es nicht leicht, durch die Stämme durchzubringen, die noch keinen Verkehr mit Europäern gehabt hatten. Ohne die wirksame Hilfe Chicango's, des Häuptlings der Ovambo's, würde ihm dies nicht gelungen sein. Die Raubzüge der Namaquas, die sich weithin gegen Norden erstrecken, haben alle Stämme gegen Fremde mißtrauisch gemacht. Friedlich sind die Damaras, die man in allen Gebieten in großer Zahl trifft, und die auch in Karavanen Handel treiben. Der Cunene ist ein majestätischer Fluß und strömt durch wahrhaft reizende Landschaften. Große Bäume, deren verschieden gefärbtes Laub durch seine Fülle die Ueppigkeit des Bodens verräth, bilden einen wohlthuenden Contrast zu den Getreidefeldern und Haiden, die man an andern westafrikanischen Flüssen findet. Reizende Inseln spiegeln sich im Flusse wieder, und die Bäume ihrer Wälder verflechten ihre Zweige mit denen der am Ufer wachsenden Bäume zu einem schattenden Dache. Das Wasser ist gewöhnlich niedrig, schwillt aber nach jedem tropischen Regen bedeutend an. Nach den Spuren in der Umgegend zu urtheilen, steigt der Cunene zuweilen fünfzehn bis zwanzig Fuß über sein gewöhnliches Niveau und überschwemmt das flache Land, das er durchströmt, bis auf eine beträchtliche Entfernung. Mit einer Geschwindigkeit, die in der Ebene vier Kilometer in der Stunde beträgt, eilt er in einer südwestlichen Richtung, welcher er immer treu bleibt, dem Meere zu. Der Okavango ist blau wie das Meer, der Cunene hat eine Milchfarbe. Der letztere wimmelt von Krokodilen, und in den tieferen Stellen leben auch viele Flußpferde. Green hält es für möglich, daß der Okavango ein Zufluß des Cunene ist. Dem letzteren bis an's Meer zu folgen, war ihm nicht möglich, da er mit Wagen reiste. Das rechte Ufer ist ganz unfahrbar, und auch das linke ist sehr gebirgig und ohne alle Wege. Die Entfernung des Cunene in gerader Richtung von Ondanga schätzt Green auf hundertsiebzig englische Meilen.

Schluß des einundzwanzigsten Bandes.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

tized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

SEP 12 1910

form 410

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google